Hermann Stark.

Deutsches Leben

von

Oscar von Redwitz.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1869.

Von deutschem Leben und vom deutschen Haus
Kling' du mein Lied und wag' den Flug hinaus!
»Ein Lied?« – hör' ich dich fragen. Ja, ein Lied,
Ob ich mein Wort auch nicht in Verse schied.
Nach Liedes Art mir's aus der Seele klang,
Von Menschenglück ein wechselreicher Sang.
So bitt' ich: halt' dein eignes Herz gestimmt,
Wie sonst, wenn Sängerweisen es vernimmt!
Zur rechten Sammlung gönn' dir Zeit und Rast!
Schlecht taugt mein Wort für bloßer Neugier Hast.
Wie's drum dem Ohr der lauten Welt behagt,
Nicht weiß ich es. Doch hoff' ich unverzagt:
Im stillen deutschen Haus, kehrt dort es ein,
Da wird's verstanden und willkommen sein.

Erster Abschnitt. Stillleben in der Kleinstadt.

I. Das Erkerhaus am Storchenthurm.

In jener einfachen Zeit, da Posthornklang und Fuhrmannslied auf der deutschen Landstraße noch überall heimisch war, führe ich dich in einen stundenweiten riesenstämmigen Forst. Und so blick' um dich! – Deinen einsamen Weg umgrünt prächtig wilde Waldnatur, und ihr mächtiges Rauschen wecke dir Ehrfurcht! Denn, der im Kyffhäuser träumend auf den Rabenschrei harrt, daß dieser ihm die Auferstehung alter deutscher Macht und Herrlichkeit verkünde, deß Kaiserarm hat hier einst da Reichsschwert mit dem Jagdspeer getauscht und sein Haupt hat in frohem Waidwerk hier ausgeruht von der Wucht seiner weltgebietenden Krone. Dafür zum ewigen Gedenken hat er diesen Forst verschenkt an alle Städte, Dörfer und Gehöfte, so viel, von ihm umrauscht, in alle Zeit sich erheben. Der »Reichswald« – so heißt noch heute des kaiserlichen Jagdreviers althistorischer Name. Durch allen Wechsel der Zeit und Macht blieb heilig die huldreiche Schankung. Und soviel tausend und abertausend Balken für Haus und Hof in diesem grünen Bannkreis seitdem gezimmert worden, jeden Stamm dafür schenkt seit sieben Jahrhunderten bis zum heutigen Tag auch seinem alten Lieblingsforst der alte Rothbart.

Wir sind ganz allein. Die Maisonne gießt aus azurblauer Schale ihre goldene Lichtfluth in die duftig schwellende Wildniß, und der Waldeinsamkeit feierlich Rauschen geht durch Wipfel und Kronen, dann und wann von der

Drossel süßem Schlag oder des Habichts schrillem Schrei unterbrochen.

Aber komm, lieber Begleiter, so traulich auch ringsum kühle Pfade verlocken, uns in dies blühende Geheimniß tiefer zu verlieren, noch dürfen wir nicht länger hier verweilen.

Sieh', dort auf der nahen Halde, wo der Morgenhimmel durch die Tannensäulen schimmert, diesen rothsandigen Hohlweg steig' jetzt mit mir heran zu der von Ginster umwucherten Lichtung! Doch da bist du ja schon! Und jetzt blick' vor dich! Ein grüner Kranz waldiger Hügel schließt dich ein und, unter dir im dampfenden Kessel gebettet, liegt eine alte, kleine, deutsche Stadt.

So komm, setz' dich zu mir her, hier unter diese einzeln ragende Föhre! Von hier auch kannst du jede Gasse, jeden Giebel überschauen!

Sieh' hin, noch liegt der kreisförmig aufeinandergedrängte Häuserknäuel im einst mächtigen Schützerarm der nun altersschwach gewordenen Ringmauer. Riesig wuchernder Epheu, vor Jahrhunderten schon in dieser Steine besseren Tagen ihr heiterer Gespiel, versteckt, nun selber gealtert, mit sorgsam dichtem Geflecht ihres Verfalles rissige Zeichen. Und auf ihrem schartigen Zinnenkranz steht hie und da ein verwitterter Wartthurm auf unnützer Schildwacht, bald noch in bemoostem Schieferhelm, bald nur im bloßen trutzigen Haupt, bis auch ihm die Zeit ihr unerbittliches »abgelöst« zuruft, und er in

einer stürmischen Winternacht zerbröckelt in den Stadtgraben niederfällt, zu seinen schon vor ihm abgelösten invaliden Kameraden.

Und siehst du mit mir jetzt hinein in das malerische Netz der vielgewundenen Gassen, in all das Gewirr der hundertgestaltigen Giebel und Schlöte, daraus in ernster Hoheit die beiden altersgrauen Münster in den Himmel ragen – auf der einen Thurmspitze die steinerne Kreuzblume und auf der andern metallene Hahn, – sag': heimelt es dich da nicht an, als ob dir, deiner Zeit entrückt, träumend im bunten Pergament einer alten Chronik blättertest, bald zu ernstem, bald zu heiterm Sinnen angeregt? Und schaust du jetzt in solcher Stimmung all' den alten Häusern in die scharf ausgeprägten Gesichter, so zeigt dir gar manches seinen vormaligen Bewohner in seiner eigenen Gestalt: bald wie ein schmucker Ritter, hochaufgeschossen, mit schlankem Staffelgiebel auf dem Marktplatz prangend, bald plump und rußig wie der Grobschmiede Zunftmeister, mit breitschulteriger Behäbigkeit ans Straßeneck hingepflanzt; hier wie ein aufgeblähter Rathsherr in hundertlockiger Perücke mit kunstreich gemeiseltem Schnörkelwerk über und über verkräuselt; dort mit windschiefem First, drei Stockwerk hoch, zwei Fenster breit, mit knapper Noth sich an der Stadtmauer haltend, wie ein doppelt bezopfter ellenlanger Philister mit gelber Lederhose in den Kappenstiefeln; und drüben am Münster wieder arm und niedrig, wie ein greises gebücktes Mütterchen, das den wackeligen Kopf an die Kirchenmauer lehnt und betet.

Aber noch, mein lieber Begleiter, habe ich dir nicht gezeigt, weßhalb ich zu allermeist dich hergeführt. Siehst du, dort am südlichen Stadtthor, jenen erhabenen runden Platz und darauf, an die Ringmauer angelehnt, den finstern giebellosen Bau, aus dessen schwarzen Fensterhöhlen jetzt schreiende Dohlen flattern? Sieh' recht ihn an! Es ist ein uralt kaiserlicher Bau. Denn der im Reichswald den Eber erlegt, hier hat er in frohem Rittergelag ihn verzehrt und hat hier geschlagen, zu neuer Jagdlust zu erwachen – im alten »Barbarossaschloß.«

Der »Rittersberg« ist noch heute des freien Platzes Name und die »Schloßgasse,« die von da hinunter zur Stadt führt, kennt jedes Kind. Aber den »Storchenthurm« neben der Kaiserburg, den kennen die Kinder fast noch besser. Und dicht daran das stattliche Erkerhaus mit dem eisenblechernen Ritter als Wetterfahne auf dem spitzen Zinnengiebel, da, wo rückwärts an der Stadtmauer der Epheu am allerüppigsten wuchert und ins Zwingergärtchen in dichten Schlingen niederrankt – dies Haus kenn' ich am allerbesten, und kann dir von seinen Bewohnern gar viel erzählen. Denn das ist unseres künftigen Helden altes, friedliches Elternhaus.[1]

---

[1] Die zur Ruine gewordene Kaiserpfalz von Kaiserslautern, im Volksmund auch Barbarossaburg oder Burg Kaiserslautern genannt, ist eine durch Kaiser Friedrich Barbarossa im 12. Jahrhundert als Königspfalz erbaute Wehr- und Verwaltungsburg in der westpfälzischen Stadt Kaiserslautern (heute Rheinland-Pfalz).

Du siehst es nun selber: in der ganzen Stadt wohnte der Storch Niemanden näher, als dieserrt Erkerhause. Er hätte es von seinem Thurmnest wirklich so bequem gehabt, sich auch einmal auf diesen stolz ragenden Giebel zu setzen. Aber er flog abwechselnd wohl auf die meisten Dächer der ganzen Stadt; zum heimlichen Schrecken mancher Herren Väter und Frauen Mütter oft Jahr auch Jahr ein. Nur diesem einen, doch so poetisch traulichen Erkerhause versagte er in höchst unnachbarlicher Hartherzigkeit seinen vielbedeutenden klappernden Besuch, nach dem man sich doch drinnen schon so lang und schmerzlich sehnte.

O wie viel hundertmal seit dem merkwürdigen Jahr, da am Himmel der große Komet und auf Erden der Elferwein gleich feurig zusammenkamen, schaute der so ehrenwerthe wie gelehrte Rechtsanwalt und Doctor beider Rechte, Christoph Stark, aus seinem Arbeitszimmer heimlich seufzend hinauf zum Storchenthurm! Denn ach, der Himmel hatte dem kleinen schmächtigen Mann, mit seinem trockenen aber grundehrlichen Gesicht, wohl eine Ueberfülle von Bedenklichkeiten mit in die Wiege gelegt, daß er erst mit dem Antritt des bekannten Schwabenalters zum heiligen Ehestand sich ein Herz fassen

konnte; aber die für seine Nachkommenschaft bestimmte Wiege harrte schon jahrelang stets vergeblich auf ihren kindlichen Bewohner. Und am traulichen Erkerfenster über einer Stiege begleitete gar oft des Doctors Stoßseufzer seine liebste Ehefrau Rosalie, eine geborne Ritter, die in der ehelichen Verschmelzung zu einem Leib und einer Seele durch sehr stattlichen Körperbau und resolutes Wesen ihre liebe männliche Ehehälfte so recht harmonisch ausgleichen durfte. Dabei legte sie aber nicht die Hände in den Schooß, sondern nähte und strickte mit rührendem Fleiß und frommer Entsagung für die, deren Segen ihrem Herzen und Hause versagt blieb – für kleine Kinder, deren sie regelmäßig an Ostern und Weihnachten sechs arme Paare mit Hemden und Strümpfen von ihrer eigenen Hand beschenkte. Wie manche stille Thräne fiel dann oft auf ihre barmherzige Arbeit nieder!

Ach, und dann war ihr's immer, als ob in der großen behäbigen Erkerstube mit der braungetäselten Holzdecke die alten Oelbilder der Stark'schen Vorfahren mit heimlichem Vorwurf auf sie herabsähen, daß sie, die doch so unschuldige Frau, am jetzigen Aussterben des alten, ehrenfesten Bürgernamens der Stark die Schuld trüge. Besonders der Urgroßvater, der Bürgermeister Petrus Johannes Stark, mit dem kaiserlichen Gnadenkettlein um das goldverbrämte rothe Amtskleid, blickte gar so strengen Auges auf sie nieder. Diese stumme Anklage der Todten schnitt ihr aber noch um so tiefer in die Seele, als sie schon länger im Stillen bemerkte, daß auch ihr Mann

diese Bilder nurmehr mit verstohlener Wehmuth betrachtete und jedes Gespräch darüber mit fremden Besuchern ausweichend abbrach. Und wie war er doch früher auf diese Familienreliquien, die er selber erst mit schwerem Gelde restauriren und in prunkende Goldrahmen fassen ließ als der letzte Stark so stolz! Wie wußte er gar manchem auswärtigen Clienten mit nur allzu gründlicher genealogischer Kenntniß Bild für Bild zu erklären! Und jetzt schien ihm alle Lust daran verleidet. Einmal schlug er in einer Anwandlung tiefsten Trübsinns sogar vor, die alten Herren in das sogenannte »schöne Zimmer« hinüberzuhängen, weil dort im Winter nicht geheizt werde und Ofenwärme dem Oelfarbenglanze gar nicht zuträglich sei. Auch schade gar sehr der Tabaksrauch, der einer seiner sieben langen Pfeifen, mit dem betreffenden Wochentag auf dem weißen Kopf, in pedantischer Ordnung allabendlich entqualmte. Frau Rosalie verstand aber gar wohl den herben Schmerz hinter diesem scheinbar so harmlosen Vorschlag, und es geschah ihr darüber so weh uns Herz, daß die Bilder ein für allemal in der Erkerstube hängen blieben, freilich aber auch immer wieder, besonders an einsamen Winterabenden, das kinderlose Ehepaar zu stummer Wehmuth anregten.

Nun sagt zwar ein altes weises Wort: »die Zeit heilt jede Wunde.« Aber stets neu getäuschtes Hoffen, das man immer noch hegen und nähren darf, thut eben immer aufs Neue weh, und es braucht gar lange Zeit und starke Entsagung, bis man mit der steten Richterfüllung einer

Sehnsucht auch die Sehnsucht selber vergessen und verschmerzen kann.

Wie konnte der gute, sonst so gemessene Mann noch immer in tragikomische Aufregung gerathen, wenn dicht vor seinem Arbeitstische die sittsame Schuljugend zu dem, mit ihrem frühesten Denken märchenhaft verwobenen Storchenthurm das rührende Lied: »Storch, Storch, Schnibelschnabel mit der langen Heugabel« hinaufsang und mit dem Endreim: »Klapperstorch, heb' auf dein Bein, bring' ins Haus ein Kindelein!« in lachendem Chorus die Schloßgasse hinuntersprang! Dann verwünschte er diese »schamlose, verdorbene Gassenbrut,« deren harmloses Lied ihm wie die boshafteste Anspielung auf seinen kinderlosen Ehestand noch lang in den Ohren gellte und ihm zu gründlicher Arbeit alle weitere Lust verdarb. Sein Humor und Appetit war dann gewöhnlich bedenklich gestört, und Frau Rosalie mußte, wenn er in die Erkerstube hinaufkam, allen Vorrath ihrer liebreichen Klugheit aufwenden, bis sie seinem mißmuthigen Antlitz wieder ein trockenes Lächeln entlockte, was ihr aber nicht immer gelingen wollte.

Ja, das letztemal – es war gerade der achte Jahrestag seiner Ehe und ein recht sonniger Maimorgen Anno 1819 – gerieth der gute Doctor Stark über dies heute mit besonderer Innigkeit vorgetragene Storchenlied in solch' unbändigen Zorn, daß er eine ganze Wolke verlegenen

Aktenstaubes auch der wurmstichigen Bodendiele herausstampfte und den lachend abziehenden Storchenliedsängern nachschrie: »Der Guckguck hol' alle Gassenjungen, und alle Störche – und alle –« hier blieb ihm aber plötzlich das Wort im Munde stecken und mit merklich gesunkener Stimmlage stotterte er weiter: »Ich – ich mag nun gar kein Kind mehr – Kind mehr – und es ist überhaupt viel zu spät – zu spät – mag nun gar nicht mehr – wie – was?« – Hierauf ging er mit großen Schritten in seinem Berathungszimmer auf und nieder, wie in seinem Menageriekäfig ein sonst ganz zahmer Löwe kurz vor der Stunde der Fütterung.

Die jungen Schreiber in der anstoßenden Kanzleistube steckten ob dieses seltsamen unjuristischen Monologs ihres rechtsgelehrten Principals kichernd die Köpfe zusammen. Sogar der am Seitenpult in stolzer Abgeschiedenheit amtirende höckerige Registrator hatte kopfschüttelnd die Jeder hinter's Ohr gesteckt und beliebte dann mit einer, dem Lachen der gemeinen Schreiber ziemlich ähnlichen, Mundwinkelverziehung einen Augenblick vor sich hin zu schmunzeln.

Anwalt Stark aber drückte seinen breitkrämpigen Filzhut heftig in den Kopf, nahm vom Schreibtisch den Aktenbündel unter die Linke, das spanische Rohr mit dem Elfenbeinknopf und der Lederquaste in die Rechte, und schritt in noch fieberhafter Erregtheit die Schloßgasse hinunter zum Tribunal. Damit aber ja da kleine Häflein ganz gewiß überlaufe, verlor er noch richtig vor lauter Verwirrung beim mündlichen Vortrag seinen heutigen

Prockeß, und gerade dieser dünkte seiner gewissenhaften Bedenklichkeit ganz besonders gerecht gewesen zu sein.

In schwarzgalligem Humor zum Boden niederstarrend, als wolle er mit jedem unschuldigen Pflasterstein einen Injurienhandel anfangen, stieg er gegen Mittag wieder herauf zum Rittersberg. Aber dort klapperte heute der Storch ungewöhnlich aufgeregt und auf einem ganz merkwürdigen First. Der eben so menschen- wie storchenfeindlich einherschreitende Doctor that aber keinen Blick zu ihm hinauf – zum Storchenthurme, wo er ihn zu hören glaubte. Es stand in ihm unwiderruflich fest: die Akten seines nun achtjährigen Gemüthsprocesses mit diesem »unverschämten höhnischen Krötenfänger« sollten jetzt mit vollster Rechtskraft in seinem Herzen abgeschlossen sein.

An seiner Haustreppe angelangt, blieb er indessen unwillkürlich stehen und murmelte vor sich hin: »Was dieser langbeinige Bursch heute doch wahrhaft polizeiwidrig frech auf mich herunterspottet! doch klappere du nur, mich ärgerst du nimmer! wie? was?« – Und doch – sonderbar! auf der ersten Treppenstufe riß es ihm wie mit Zaubergewalt den grämlichen Kopf senkrecht hinauf zur Wetterfahne. Und was erblickte da sein Auge? Herrje, mit Freudenschrecken sah er da den Storch auf des Ritters Eisenhaube sitzen, und mit solch' geschwätzigem Geklapper die Flügel gegen ihn auf- und niederschlagen, daß aus seinen verwundert ausgestreckten Armen der ganze Aktenbündel des verlorenen Prockesses sammt dem

Rohrstock die Treppe hinunterfiel. Auf dem Rittersberg deuteten zwei zarte Mädchenhände mit schelmischem Kichern aus dem Fenster auf ihn hinüber. Er aber, dies sehend und hörend, simulirte jetzt ungewöhnlich energisch, aber höchst ungeschickt, ein nachträgliches Stolpern, hob zum Schein gewaltig hustend Akten und Stock rasch wieder auf, und schlug in peinlichster Verwirrung die zierlich geschnitzte Eichenthür hinter sich zu.

Wie er dann in die Erkerstube hinaufkam, trat ihm Frau Rosalie mit so seltsam glückseligem Gesicht entgegen und sie küßte ihn so von Herzen, während zwei stumme Freudenthränen ihr über die Wangen rannen, daß er gar nicht wußte, wie ihm geschah, und er selber zuletzt von freilich noch ziemlich dunkler Rührung überschlichen ward.

Auch die kluge Ehefrau hatte ja den Storch auf dem Hausgiebel klappern hören, und sie glaubte mit dankesfreudigem Herzen seiner hoffnungsreichen Verheißung.

Die alten Bilder der Stark'schen Vorfahren blickten alle wie erheitert das Ehepaar an. Selbst der strenge Urgroßvater, der Bürgermeister mit den dickbuschigen Augenbraunen, sah jetzt sichtlich schmunzelnd auf seinen verblüfften, nun achtundvierzigjährigen Urenkel nieder.

Von nun an stand der Storch bei dem zukünftigen »Vater« Stark gar hoch in Gnaden und Ehren. Und so oft jetzt die Schulkinder vor seinem Arbeitszimmer das alte Storchenlied sangen, trat er auch aus dem verwickeltsten Aktenstudium ans Fenster, sah mit der »lieben muntern Jugend,« wie er sie auf einmal gar zärtlich nannte,

zum Storchenthurm, und fiel immer mit kindlicher Freude summend in den Endreim ein:

»Klapperstorch, heb' auf dein Bein,
Bring' ins Haus ein Kindelein!«

II. Der junge Cherusker und der mystische Frackschneider.

»Was lange währt, wird gut.« – Diesem alten deutschen Wort wollte der also heiß Ersehnte sogleich bei seiner irdischen Ankunft alle seinem zarten Alter nur irgend mögliche Ehre machen, gleichsam zur Sühne dafür, daß er sich zu solchem Schmerze seiner guten Eltern so gar lange nicht entschließen konnte, das goldene Licht der Welt zu erblicken. Und so betheuerten denn auch die nudeldicke Amme, wie der eingetrocknete Sakristan in ergreifender Uebereinstimmung bei der heiligen Taufe, daß ihnen in ihrer ganzen, doch schon so langjährigen Praxis noch nie ein Junge von ähnlicher Körperentwicklung unter die Hand gekommen sei.

Natürlich stimmten beim nachmittägigen Kindtaufschmaus im »schönen Zimmer« alle Gäste in den auserlesensten Betheuerungen in dies Bewundern ein. Besonders die weiblichen Sachverständigen, denen der junge Kronprinz im spitzenverbrämten Taufkleid und mit haubenlosem Kopf von der herausgeputzten, mundfertigen Amme jeder einzeln vorgehalten ward. Und das ging wie am Schnürlein und quoll wie ein Brünnlein: was da doch

für ein ganz prächtiges, ganz seltenes Kind sei. Ja, gerade nur zu reden brauche dieser Junge, so verständig sehe er Jeden schon an. Und dies volle goldige Haar, das sich schon ganz herrlich scheiteln lasse. Aber wer in der ganzen Verwandtschaft habe denn nur so lichte Haare, daß da auf einmal ein solches Flachsköpfchen herausgekommen sei? Und Basen und Gevatterinnen schüttelten verwundert die Köpfe. Dann kam es auf ein anderes Kapitel. Aber nun sollten sie ihn doch nur einmal selber wiegen. Nein, diese Schwere! rein lächerlich, und doch so zartgliederig dabei! – Da ward jeder Arm ihm zu einer neuen Wage. Jede brachte eine andere Pfundzahl heraus. Und zuletzt stimmte der ganze Chor *unisono* in solchem *presto fortissimo* der Verwunderung zusammen, daß der also handgreiflich gequälte junge Weltbürger stürmisch zu protestiren anhub, und der umschnatterte Doctor Stark, der aus Höflichkeit und Vaterstolz mitten drunter stand, nach den männlichen Gästen, die lachend in den Fensternischen sich gruppirten, ganz neidisch hinüberschielte.

Da ward der Kaffee aufgetragen. Und siehe, der bezaubernde Anblick der kannen und Tassen nebst dem türkischen Bunde that bei dem weiblichen Chor ungefähr dieselbe Wirkung, wie wenn vorm Beginn der Ouvertüre die Geigen und Bratschen, Klarinetten und Trompeten ihre katzenmusikalischen Stimmübungen machten, und plötzlich der Kapellmeister mit dem Ebenholzscepter die bekannten drei Klopfer thut. Kurz, eine andächtige Stille trat ein. Der mit der allerersten Note körperlichen Wohlbefindens absolvirte kindliche Erdencandidat

wandelte zu der ihn ungeduldig erwartenden Frau Mutter im Nebenzimmer, dessen Thür nun offen stehen blieb. Alle Gäste suchten auf den Rosazetteln, die auf dem langen Tische lagen, ihren von dem geschickten Registrator zierlich verschnörkelten Namen auf. Und nach standesmäßiger gegenseitiger Verneigung der Tischnachbarn setzte man sich an die mit Topfblumen seltenster Art geschmückte Festtafel.

Der Duft und Farbenglanz that allen Gästen in dem behaglich warmen Putzzimmer um so wohler, als draußen dichte Schneeflocken von einem trüben Februarhimmel niederwirbelten. Und so war auch des staunenden Lobes über diesen prächtigen Blumenflor gar kein Ende. Und hätten sie erst gewußt, mit welch' ängstlicher Sorgfalt der glückliche Vater, als leidenschaftlicher Blumenzüchter, diese Prachtexemplare schon seit Monaten eigens für den heutigen Festtag gepflegt hatte! Jetzt war er aber viel zu dankbaren Gemüthes für das himmlische Geschenk dieser unsterblichen Menschenblume, um aus den andern verwelklichen viel Wesen zu machen. Und so lächelte er denn auch während all dieser Lobsprüche nur in stummer Freude vor sich hin.

Aber auch die alten Familienbilder waren für heute in das »schöne Zimmer« mit herübergewandert. Diese Todten, meinte Vater Stark, mußten ja vor allen Lebenden die Verjüngung ihres alten Namens mitfeiern helfen. Und er hatte sich's in seiner Freude gar nicht nehmen lassen, mit eigener Hand die Nägel hiezu in die mit rothen und blauen Blumen durchschlängelte Tapete einzuschlagen.

Freilich in ganz anderer Stimmung, als er die Bilder früher angeblich wegen der Ofenwärme und des Tabakrauches herüberhängen wollte.

Dicht unter dem stattlichen Urgroßvater, zwischen dem Anwalt Stark und dessen Schwager, dem Gerichtsarzt Doctor Philipp Ritter, nahm nach Gebühr der Pathe des Neugetauften den Ehrenplatz ein: der höchst achtbare Notar, Herr Hermann Ritter, der Frau Rosalie noch sehr wohlerhaltener Vater. Es war für den Enkel gewissermaßen ein Glück, daß sein anderer Großvater, der weiland Justizrath Stark, ihn nimmer aus der Taufe heben konnte. Sonst hätte er ohne Zweifel den etwas schwerfälligen lateinischen Namen »Bartholomäus« sein Lebtag mit sich herumtragen müssen. Und wäre er ihm auch in der ortsüblichen Verkleinerung »Barthel« etwas erleichtert worden, so hätte er ihn doch später, besonders zur Zeit der ersten Liebe, gewiß lange nicht so wohllautend angemuthet, wie der echt deutsche »Hermann,« der noch obendrein mit seinem Familiennamen »Stark« in solch historisch-symbolischer Harmonie zusammenklang.

Kaum waren indessen die ersten Tassen Kaffee in einer gewissen Feststimmung getrunken, so verlangte, vorab beim zarten Geschlecht, der uralte Naturtrieb der Rede wieder sein Recht, und im Kern der weiblichen Armee ging das Haupttreffen wieder los. Um aber unparteiisch die Wahrheit zu berichten, hatte diesmal eine nasentönige Männerstimme, welche dem Professor der ersten Lateinschule angehörte, den unbestrittenen Oberbefehl an sich gerissen.

Seit fünfunddreißig kurzen Jährchen unterster altrömischer Exerciermeister der germanischen Jugend, dabei ältestes ordentliches Mitglied und unordentlicher Kassier des vermögenslosen historisch-germanischen Verein, rühmte sich dieses philologische Original, zugleich ganz junger Vater einer mehr als confusen Denkschrist zu sein »über die Burg, Körper- und sonstigen Familienverhältnisse des Kaisers Barbarossa.« Und neben diesen verschiedenen gelehrten Stellungen war er obendrein Besitzer eines, man kann wohl sagen, in der Stadt bereits historisch gewordenen blauen Frackes mit gelben Messingknöpfen, der, wenn auch jedes Jahrzehnt im Tuche verjüngt, doch als eigensinnigster Modeverächter bis zum heutigen Tage seinem ursprünglichen Schnitt aus dem vorigen Jahrhundert treu geblieben war.

In diesem Frack also, mit erhobenem Zeigefinger und aufgestülpten Lippen sein spitzes Kinn tief in die weiße Halsbinde bohrend, und vor Allem zum weiblichen Auditorium sich wendend, entwickelte jetzt der Herr Professor Balthasar Schneider, *vulgo* »Frackschneider,« mit haarsträubender Gelehrsamkeit den mystischen Satz: daß die Nähe der alten Kaiserburg auf diese ganz abnorme Körperentwicklung ihres klndlichen Nachbars zweifelsohne einen geheimnißvollen Einfluß ausgeübt haben dürfte. Und dieses dünke ihm um so wahrscheinlicher, weil er just an einem vorjährigen Maiabend seine Denkschrist über Kaiser Rothbart als alter Hausfreund dem Stark'schen Ehepaare wörtlich vorgelesen habe. Dabei

blinzelte er schelmisch auf Vater Stark hinüber, der äußerlich mit freundlichem Kopfnicken, und innerlich mit noch nachträglichem Seufzen, die Thatsache dieser Vorlesung bestätigte.

»Aber, meine verehrten Damen« – fuhr jetzt der Frackschneider mit noch erhöhtem Eifer fort, während seine langen Vatermörder die blaue Brille ganz verschoben, »wir haben ja noch einen ganz andern, rein unwiderleglichen Beweis. Ei, so sagen Sie mir doch, woher sind denn unserm lieben Jungen die Haare so goldgelb gewachsen? – Woher denn? – Von Vater oder Mutter? – Gott bewahre! – Oder von den Großeltern? – Auch nicht. Alle waren entschieden dunkelhaarig. Ich habe sie ja nur zu gut gekannt. – Aber vielleicht der Ur- oder Urgroßvater? War vielleicht von diesen Einer ein Flachskopf? Ei, da hängen sie ja leibhaftig vor euern Augen. Also, woher nun dieses Goldhaar bei unserm Riesenjungen? Woher? – Zweifelt ihr noch, meine Freundinnen? Vom Kaiser Barbarossa, zu deutsch: Rothbart, kommt das Alles. Jawohl, nur von ihm und keinem Andern. Und ich bleibe dabei, wenn ich's wohl auch nicht selber erlebe: unser Kindlein wird einmal übergroß an Körper wie an Geist werden, ein bürgerliches Seitenstück zum hocherlauchtesten Kaiser Barbarossa. – Begreifen Sie nun den mehr als merkwürdigen geheimen Zusammenhang zwischen dem Rothbart, respektive meiner gelehrten Denkschrist, und unserem colossalen, blonchaarigen Jungen? – Sehen Sie, meine Damen, das heißt man: mystisch!«

Verhaltenes Lachen oder ehrfurchtsvolles Staunen folgte, je nach dem Bildungsgrade der Zuhörer, dieser seltsamen Rede, während im Nebenzimmer die junge Mutter, über diese mystische Prophezeiung des Frackschneiders still vor sich hinlächelnd, erst recht glücklich den kräftigen Knaben ans Herz drückte.

Riesige Torten, alle mit einem weißzuckerigen H gar kunstreich verziert, und ein paar Dutzend Rheinweinflaschen verkündeten jetzt im Taufschmaus einen neuen, erfreulichen Abschnitt. Statt des mystischen Frackschneiders unter seinen Damen spielte nun der Feuergeist der Reben die erste Rolle bei den Männern, daß es gar bald von ausgelassener Laune, namentlich der Alten, nur so sprudelte, und auf Vater Starks trockenem Gesicht der längst ansäßige Ernst von vagabundirendem Lächeln stets wieder verjagt wurde. Zuletzt flogen aber die schalkhaften Neckereien über sein Riesenkind in so raschem Tempo um seinen Kopf, daß er sich vor lauter Verschämtheit ins Nebenzimmer wegstehlen wollte. Doch die muthwilligen Veteranen drängten den heimlich desertirenden väterlichen Rekruten zwangsweise wieder auf seinen Posten zurück. Und Einer nach dem Andern stieß nun mit dem »Riesenvater,« mit dem »Fortpflanzer des Barbarossageschlechts« so begeistert an, daß die Gläser wie helles Geläute der Freude zusammenklangen.

Nur *ein* Gast starrte, im schroffsten Gegensatz zu dieser allgemeinen Ausgelassenheit, schon während der ganzen Zeit in die neben seinem vollen Weinglase stehende leere Kaffeetasse, in deren Henkel noch immer

sein rechter Zeigefinger stak, so daß sich die bedächtige Dorothee gar nicht getraut hatte, sie ihm gleich den andern Gästen wegzunehmen. Dabei zupfte seine Linke den steif gestärkten Hemdkragen krumm und immer krümmer. Seine Lippen bewegten sich augenscheinlich in rhythmischem Schwung, seine Augenbraunen zogen über seiner Brille die seltsamsten Linien … und siehe, schon rückte einer der Gäste befangen den Stuhl, hustete ein wenig und wollte eben mit dem Messer an Glas klopfen. Blitzartig aber schnellte der Frackschneider auf, um diesem Unberufenen zuvorzukommen. Vor lauter Hast vergaß er ganz den herkömmlichen räuspernden Eingang. In seiner stadtkundigen Zerstreutheit erhob er statt des Weinkelches die noch immer mit seinem Zeigefinger vermählte Kaffeetasse. Und im höchsten Nasalton entquollen ihm die folgenden, aus Respect vor den alten Römern zwar lateinisch gedachten, jedoch aus Rücksicht für das größtentheils ungelehrte Publicum deutsch gesprochenen classischen Distichen:

> »Lange verwehrten die Götter dem Starkischen Hause den Sprößling;
> Endlich erhörete Zeus sein achtjähriges Flehn.
> Schüttelte gnädig das Haupt, und es murmelte erdwärts der Donn'rer:
> Weil ihr so lange geharrt, sei's auch der Mühe nun werth.
> *Nomen et Omen* erfüll' sich beim Erstling des Starkischen Ehpaars!

Und nicht nur *heißen* soll er, sondern auch wirklich *sein stark*!« –

Weinselige Bravo's mit schallendem Gelächter, namentlich auch über die Kaffeetasse, bejubelten dies sinnige Wortspiel mit dem Familiennamen des kleinen Hermann. Der beim Anstoßen nun auch von dem gelehrten Poeten hemerkte Irrthum brachte ihn indessen nicht im mindesten aus der Fassung. Mit altrömischem Gleichmuth vertauschte er die Tasse mit dem Weinkelch. Mit einem langgedehnten »Pst« und gebieterisch ausgestrecktem Arm erzwang er sich ein neues Silentium, um nun als Mitglied des historisch-germanischen Vereins zum zweiten Theile seines Trinkspruches überzugehen, während der erstere, antike, den Professor der Lateinschule repräsentirte. Und in solcher, über den glänzenden Erfolg des altrömischen Theils hochgehobenen, Stimmung toastirte er noch viel begeisterter historisch-germanisch weiter:

»Wahrlich, der Fürst der Cherusker, der Namensvetter des Kleinen,
Schaut aus Walhalla gar stolz auf dies cheruskische Kind.
Ist's doch gediehn in derselbigen urgermanischen Vollkraft,
Die einst in Teutoburgs Wald Varus Legionen bezwang.
Auch im Kyffhäuser der träumende Rothbart freut sich gewißlich,

Daß, wie er selber so stark, Jungen noch kommen zur Welt.
Und zumal in der Nachbarschaft seines eigenen Schlosses,
Drin er voreinst nach der Jagd aß – und dann trank und dann schlief.
Ja, ihr verehreten Gäste, mir sagt es ein mystisches Ahnen: Rothbart hat auf dies Kind Einfluß geübet fürwahr.
Und so erhebet das Glas! Hoch lebe der junge Cherusker,
Und wie Arminius einst werd' er ein mächtiger Held!
Jeglichen Feind, den schlag' er, wie Jener den Varus, zu Boden!
Vivat Hermann Stark! – Christoph und Rosalia! –«

Ein wenn möglich noch stärkerer Beifallssturm brauste auch diesen Versen nach. Alles drängte sich um den gewaltigen Redner, stieß mit ihm an und beglückwünschte ihn mit solch' überströmenden Lobsprüchen, daß er selber vor Rührung mit seinem geblümten Taschentuch ein paarmal unter die blaue Brille fuhr.

Vater Stark aber erhielt von ihm einen langen saftigen Kuß, und benützte jetzt das allgemeine Gedränge, um sich an die Thüre des Nebenzimmers zu schleichen und sein immer ungestümeres Heimweh nach seiner liebsten

Frau und seinem Herzensjungen einmal stillen zu können.

Der Letztere ruhte von seinen überstandenen ersten Strapazen trotz alles Lärmens im tiefsten Schlummer am Mutterherzen aus. Frau Rosalie selber hatte, in ihrem schneeweißen Anzug aufrecht sitzend, mit glückstrahlendem Antlitz all dem Jubel über ihren neuen Haussegen gelauscht. Und eben letzten sich ihre Hände wieder zu herzlichem Dankgebete zusammen, und berührten noch leise das mit Rosaseide gefütterte Spitzenhäubchen des heute so stürmisch Gefeierten.

So traf sie Vater Stark. Als er ihre Hände gefaltet sah, verschlang er die seinigen mit den ihren, küßte erst die Mutter und dann sein Kind, und sprach zu ihr: »Ach, gute Frau, wie wurden wir doch nun vom lieben Gott so reich gesegnet! Wie wollen wir's ihm aber auch danken! Du weißt ja schon . . . « Ihm versagte die Stimme zu weiterer Rede. Auch sie vermochte nicht, ihm zu antworten, und drückte mit mutterseligem Kopfnicken seine ehrliche Vaterhand. Darauf küßte er nochmal Mutter und Kind und ging in stummer Ergriffenheit wieder in die Feststube. Auch darin ward es nun aus Rücksicht für die Wöchnerin allmälig stiller und leerer, wonach er sich bei allem Glück doch herzlich sehnte. Denn seit seiner Hochzeit hatte der eingezogene Mann, dies Muster nüchterner Ordnung, solch ungewöhnlich lauten Tag nimmer erlebt.

So ward unser junger Held, Hermann Stark, bei seinem Eintritt ins Leben mit herzlichem Jubel, wie seltsamer Prophezeiung, begrüßt; und seine späte Geburt, wie

deren so fröhliche Feier war in der damals sehr stillen, abgelegenen Kleinstadt noch für längere Zeit ein vielleicht so wichtiges Ereigniß, wie zehn Jahre zuvor in der französischen Metropole die gleich heißersehnte Geburt des jungen Königs von Rom.

Eine Woche darauf, am Tage der Aussegnung der Frau Stark, erfuhren zwölf arme Kinder in ihrem neuen Winteranzuge gar deutlich, welche Art frommen Dankes das glückliche Elternpaar damals gemeint, aber vor Rührung nicht näher ausgesprochen hatte.

III. Ein Kapitel von der väterlichen Gewalt.

Doch alle Lust hat auch ihr Leid. – Dies uralte Thema des unvollkommenen Erdenlebens sollte nun auch der glückliche Vater Stark, obwohl er, einen längst verunglückten Flötenunterricht abgerechnet, durchaus nicht musikalisch gebildet war, dennoch in den feinsten Variationen auf seinen zarten Nervensaiten durchspielen.

Denn ach, der feste Schlaf des kleinen Hermann bei all dem Lärm des Kindtaufschmauses, der dem noch sehr naiven Elternpaar ein so voreilig beruhigendes Prognostikon stellte, erwies sich in den nachfolgenden Nächten als so trügerischer Art, daß Vater Stark und Mutter Rosalie durch dies »schreiende Bedürkniß« des jüngsten Inwohners gar oft Gelegenheit fanden, den Stundenruf des hinkenden Nachtwächters auf dem Rittersberge zu vernehmen, dessen sympathischer Bariton nach vorhergehendem Hornsolo die grabstumm lauschende Winternacht entzückte. Und von nun an zwang der wochenlang

gleich rebellische Sohn den armen Vater Stark zu so regelmäßigem Anhören dieses in Local, und Beleuchtung, Honorar und Beifall wohl bescheidensten aller wandernden Concertanten, daß er bei allem unfeinen Gehör doch zuletzt Terxt und Melodie des nächtlichen Gesangs- und Hornvirtuosen übergenau auswendig lernte.

Nun bettelte freilich die bereits fünfzigjährige Dorothee – zu ihrer Ehre sei's gesagt – jeden Abend aufs Neue darum, den kleinen Schreier in den Nachtstunden ihr ganz allein zur Warte zu überlassen. Und es war neben dem Mitleid für ihren schlaflosen Dienstherrn auch noch ihr eigener tiefgekränkter Ehrgeiz dabei im Spiele. Denn, sobald der stürmische Junge nur in die Activität des Lebens eingetreten war, hatte das Elternpaar für gut befunden, sie als frühere Köchin zu pensioniren und zur nunmehrigen Kindsmagd zu degradiren. Und mit welch' constitutioneller Beschränkung hatte sie schon seit Vater Starks Verheirathung das Küchenministerium verwaltet, nachdem sie volle zehn Jahre zuvor als absolut regierende Haushälterin und mit unbeschränkter, budgetloser Omnipotenz seiner Hagestolzwirthschaft so glorreich vorgestanden war! Aber das Räderwerk ihres Kochorgans war endlich so bedenklich ausgelaufen, daß es jetzt in vollständigste Ruhe versetzt werden mußte, sollte nicht zuletzt der Magen ihrer guten Herrschaft gar zu empfindlichen Schaden darunter leiden, so schwer auch ihrem Herzen diese Erniedrigung der alten Köchin angekommen war. So wollte denn die Dorothee als nunmehrige Kindswärterin sich in dieser neuen Stellung möglichst

wichtig und unentbehrlich machen, um darin wenigstens eine nothdürftige Entschädigung für ihren so schwer verletzten Stolz zu finden. Und es war ihr somit auch heiliger Ernst, als sie einen Abend um den andern mit aller Beredsamkeit bald Vater Stark, bald Mutter Rosalie drängte, doch von nun an den rücksichtslosen Nachtschwärmer aus dem elterlichen Schlafzimmer zu verbannen, und ihn ihrem eigenen Wärterarme zu überlassen. Doch einmal nährte ihn Rosaliens Mutterbrust, und dann wollte es auch dem Vater Stark »als eben so unmännliche wie unchristliche Charakterschwäche« dünken, seine »heilige Vaterpflicht,« – wie er pathetisch sagte – sich von der Kindsmagd abnehmen zu lassen, so daß er sich nicht um Alles entschließen konnte, den kindlichen Störer seiner väterlichen Nachtruhe »in so feiger Bequemlichkeit« auch nur ein einzigmal von sich zu entfernen.

In solchen schlaflosen Stunden klang ihm nun gerade des Nachtwächters ergreifendes Hornsolo oft wie ein himmlischer Trostruf ins Herz; und mehr als einmal, wenn seine Langmuth in Aerger umschlagen wollte, ward er durch den frommsinnigen Inhalt dieser nächtligen Stundenrufe zu neuem Ausharren in väterlicher Geduld ermahnt und auch gestärkt.

Doch, wenn er auch in also gehobener Stimmung dann mit festestem Vorsatze die Augen zudrückte, um sich selber weis zu machen, daß er nun ganz ungestört schlafe; und wenn auch Webers ewig schöner »Freischütz« damals die Welt noch nicht entzückte – Agathens spätere Liebesklage:

»Wie nahte mir der Schlummer,
Bevor ich ihn gesehn!
Ach, Liebe pflegt mit Kummer
Stets Hand in Hand zu gehn.«

ward doch später nicht einmal von der Sonntag inniger empfunden vorgetragen, als sie schon damals Vater Stark in solchem Scheinschlafe vor sich hinseufzte.

Was wirkt aber nicht zuletzt die Gewohnheit, diese starke Trösterin in allen großen und kleinen Leiden! Und so, wie in alten Zeiten die Menschen hieb-, stich- und schußfest gemacht wurden, ward Vater Stark endlich schreifest. Wollten indeß die Sturmrufe des jungen Aufrührers manchmal jedes vernünftige Maß überschreiten, so schlich in seinen Aerger zuletzt noch gar ein trockener Humor ein, der ihm dann über alles kleinliche Jammern schwunghaft hinweghalf. Ja, einmal ward in solch nächtlicher Laune der gute Doctor sogar zum parodirenden Dichter. Und in höchst primitivem Kostüm den schreienden Sohn in der Stube auf und nieder tragend, sang er ihm in der berühmten Eiapopeia-Melodie die aus Wilhelm Meisters Lehrjahren weltbekannten, von ihm aber also umgeschaffenen Verse vor:

»Wer nie ein schreiend Kind umfing,
Mit ihm durch schlummerlose Nächte
Im Hemde auf und nieder ging,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.«

Wohl ein dutzendmal wiederholte er höchst selbstgefällig diese Verse und jedesmal kamen sie ihm humoristischer vor, so daß er endlich im Stillen ganz stolz darauf ward, und andern Tags, ganz gegen seine sonstige Hüchterne Bescheidenheit, noch gar seine Parodie unter allgemeinem Beifall auf dem Casino zum Besten gab. Dabei machte er sich noch nebenbei damit groß, mit Napoleon ein gleich kurzes Schlafbedürkniß gemein zu haben, der auf seinen Feldzügen bekanntlich auch blos zwei bis drei Stunden geschlummert habe.

Das wäre nun, was die Nacht betrifft, Alles gut gewesen. Aber die stillen Qualen des Tages waren in seiner öffentlichen Stellung als Rechtsanwalt noch viel feinerer Art und drohten seine ohnehin überzarten Nerven noch vollends aufzureiben.

O wie oft, namentlich wenn draußen der Wintersturm den mächtigen Reichswald erdröhnen und auf dem Erkerhause den Wetterfahnritter knarren machte, überkam dann auch am hellen Tage den kindlichen Schreier ein unbezwinglicher Drang, mit dem Aufgebot all seiner Stimmmittel ebenfalls in diese gewaltige Sturmsymphonie mit einzufallen, so sehr auch Mutter Rosalie mit Milch »frommer Denkungsart,« und die geschäftige Dorothee mit Kamillenthee diesen Naturdrang in ihm zu sänftigen sich bemühten. Und was half dann die dünne Decke, die des Sohnes Zimmer von jenem des unter ihm Akten studirenden Vaters trennte? Wie stand dann die scharfe Logik seiner juristischen Diagnose in steter Gefahr, durch die

überlaute Rabulisterei des Sohnes über den Haufen geworfen zu werden! Dann sprang der aufgeregte Mann oft ganz löwengrimmig in den ersten Stock hinauf, um wegen solch flagranter Störung des Hausfriedens als Kläger und Richter da allerentschiedenste Urtheil zu sprechen. Aber wie selten hielt sein Jähzorn bis ins obere Stockwerk an! Und gar, wenn er statt der Dorothee, bei der er sich schon eher getraute, seinen Aerger herauszustottern, die liebe Mutter selber, als das Bild aller Geduld, den schreienden Friedensstörer umsonst beruhigen sah! Wie klang da seine Frage so sanft im grellsten Gegensatze zu seinem Hereinstürmen: »Aber liebe Rosalie, könntest du denn unser liebes Kindchen nicht durch irgend ein Mittelchen ein wenig besänftigen? wie, was? –« Oder, wenn das »liebe Kindchen« schon von selber bei seinem Eintritt wieder still geworden war, wie konnte er dann so zärtlich einlenken: »Grüßgott, liebes Frauchen! ich wollte mir von unserm Herzensjungen da oben nur geschwind ein Küßchen holen, dann schmeckt die Arbeit drunten wieder um so süßer.«

Wenn er aber dann wieder etwas beruhigt an seinen Akten saß und der junge musikalische Sohn ohne jegliche Aufforderung des Hauspublicums in stetem Dacapo weiter concertirte, da fiel der gute Doctor gar oft mit tiefen Seufzern ein und sah nurmehr mit halbem Auge zum nun dickverschneiten Storchenthurme. Oder er rieb sich, mit vollen Backen die innere Erregtheit hinausblasend, die brennende Stirn. Und einmal sank er sogar, wie ein

schon halb verlorner Mann, auf seinen ledernen Drehstuhl nieder, und senkte mit hochtragischer Haltung sein Haupt in die Hand, um über solch' »schreienden« Gegensatz von Theorie und Praxis die allerschmerzlichsten Betrachtungen anzustellen.

O mit welch' heiligem Feuereifer hatte er einst als promovirender Doctor *utriusque juris* gerade die schwierigsten Sätze; der altrömischen Lehre von der väterlichen Gewalt ins Treffen geführt, und gegen alle Scheinangriffe der scharlachrothen Togaträger den Doctorhut siegreich erobert! Und mit welch' hämischer Ironie machte nun des ungelehrten Sohnes Praxis die hochgelehrte Theorie des Vaters zu Schanden! Wer war jetzt – so rief er oft in leidvollem Pathos aus – der Inhaber und Ausüber der von ihm einst so glorreich vertheidigten väterlichen Gewalt? Der Vater oder der Sohn? –

Und aufgestachelt von solchen juristischen Betrachtungen über diesen völligen Umsturz seines nach Natur- und Civilrecht so streng geordnet gewesenen Haushalts, verstieg sich sein sonst sehr gläubiger Geist auch noch kritisirend in die heiligen Regionen der Theologie. Und er konnte nicht umhin, es als eine ziemlich bedenkliche Lücke im Buche Mosis zu erachten, daß darin bezüglich der Kinder einzig nur der Schmerzen des Weibes gedacht werde, und die viel feineren Qualen des Mannes mit so höchst ungerechtfertigtem Schweigen übergangen seien.

Armer, in den ersten Vaterfreuden prakticirender Doctor Stark, welch' empfindsames Herz möchte dir sein Mitgefühl versagen?

Das Leben ist indessen auch wieder barmherzig und hat für jede seiner Prüfungen die Frift der Erlösung festgesetzt. Und als in den letzten warmen Märztagen die Störche ihr Nest auf dem alten Thurm wieder wohnlich herrichteten, da legte der junge Usurpator, wie der medicinische Onkel Philipp ziemlich genau vorhergesagt, das Hausregiment in die Hände seines rechtmäßigen Inhabers nieder, und Theorie und Praxis von der väterlichen Gewalt kamen so ziemlich wieder ins alte Gleichgewicht.

So geht's aber im Leben. Liegt der Mensch nur einmal in der Wiege, so wird er in steter, nie befriedigter Hast erst durch der Eltern und dann durch seinen eigenen Wunsch unbewußt wieder aus dem Leben hinaus und in Grab hineingedrängt. Und er wird so selber wider Wilen der eifrigste Vollstrecker der über ihn verhängten göttlichen Satzung: »Aus Staub bist du geboren und Staub sollst du wieder werden!« –

Mutter Rosalie saß an einem sonnigen Nachmittag zum erstenmale wieder im Zwingergärtchen an der Stadtmauer. Das Wickelkind in ihrem Schooß suchte dem neben ihm sitzenden Vater durch den süßen Reiz des ersten Lächelns alle ausgestandenen Mühsale wieder vergessen zu machen. Der ungeduldige Doctor meinte aber, wie so tausend Väter vor und nach ihm: »Gottlob, daß ich doch so weit mit ihm bin. Doch, wenn er jetzt nur auch noch auch den Windeln wär', und Vater sagen könnte; – ach, und wenn er nur auch schon Hosen trüge! Denn in Hosen muß doch ein solch prächtiger Junge noch am

allerliebsten sein! – Und gar,« schwärmte er feuchten Auges weiter, »wenn er sich dann körperlich wie geistig entwickelt, dies stufenweise Fortschreiten so zu belauschen, so gleichsam die eigene Kinderzeit noch einmal in der seinigen zu durchleben … ach, liebstes Rosalchen, meinst du nicht auch, das muß ja wohl ein ganz herrliches Leben werden! wie, was?«

Und die liebste Rosalie nickte ihm zu mit allem Mutterglück in ihrem klugen Gesichte.

»Gewiß, lieber Christoph! Wenn ihn der liebe Gott nur gesund erhält!«

»Und gieb einmal Acht!« – verlor sich der Doctor immer tiefer – »wie ich dieses Jungen geistige Entwicklung dann regeln und überwachen werde. Ich habe mir hiezu ein ganz eigenes Educationssystem schon im Kopfe völlig ausgearbeitet. Nur die Eintheilung in Kapitel und Paragraphe fehlt noch. Weißt du? strenge gesetzmäßige Schranken, ohne gerade die naturnothwendige Freiheit zu verkürzen. Darin bist du doch wohl mit mir im Princip einverstanden, nicht wahr, beste Mutter?«

Die »beste Mutter« drückte dem väterlichen Theoretiker die Hand mit dem praktischen Spruch: »Kommt Zeit, kommt Rath, guter Mann!«

Das Wickelkind aber lächelte den in seiner künftigen Entwicklung schwärmenden Vater Christoph an – fast wie schelmisch.

IV. Nach eigenen Heften.

Vater Starks »Educationssystem« für seinen »heißgeliebten Sohn Hermann« war in seinen abendlichen Mußestunden zu seiner liebsten inneren Erholung dem Abschluß nahe gebracht worden.

Psychologische und pädagogische Autoren, alle ziemlich veralteten Datums, soviel er deren bei Gelegenheit einer Gerichtsverhandlung in der Provinzhauptstadt antiquarisch auftreiben konnte, waren von ihm mit scharfer Kritik ausgezogen und benutzt worden. Seine selbstständigen principiellen Anschauungen durchdrangen aber doch in solchem Maße sein ganzes System, daß er nach allem akademischen Gewohnheitsrechte von sich behaupten konnte, er lese »nach eigenen Heften.« Und man mußte diesem Handbuch zum häuslichen Privatissimum das Zeugniß geben, daß geistige Tiefe und strenge Logik sich darin Blatt für Blatt die Note »ausgezeichnet« streitig machten.

Jeden Abend las nun der väterliche Systematiker ein neues, definitiv redigirtes Kapitel mit wohlgefälligem Behagen der lieben Mutter Rosalie vor, welche, bei allem innerlichen Kopfschütteln, dennoch der seelenguten väterlichen Meinung zu Liebe in seine allabendliche pädagogische Schwärmerei gutherzig einstimmte.

»Was soll ich schon jetzt dem braven Mann seine Freude verderben, die ihm so viel Fleiß und Studium gekostet hat? Die Zeit wird ja doch viel wahrer, als ich, ihm

später sagen, was darin richtig ist und falsch, oder zu gelehrt und unpraktisch. Das schickt sich auch viel besser, als für mich mit meinem hausbackenen Verstand, und beleidigt ihn dann nicht. O nur Friede zwischen Mann und Frau und im ganzen Hause! Das ist die frischeste Luft und wärmste Sonne für das gesegnete Gedeihen unseres Kindes.«

Ein praktischer Monolog der Mutter Rosalie, der ihrem klaren Hausverstand und guten Herzen gewiß nur alle Ehre machte.

Wie kindlich gut es aber der theoretische Vater Stark mit der Erziehung seines Sohnes meinte, dafür bürge dir, lieber Begleiter, sein glaubensinniges Vorwort an Gott selber, das er seinem vollendeten und in liebesrothen Saffian gebundenen »Educationssystem« auf die erste Seite voranschrieb, und das ich dir nicht gerne vorenthalten möchte. Es lautete:

»Den Samen streu' ich aus
In meines Kindes Herz,
Und rufe himmelwärts:
Gott, reif' du Früchte draus!
Die Regeln schrieb ich hin
Für meines Kindes Heil.
Schenk' ihm dein Gnadentheil,
Daß ich gesegnet bin!
Nur dir und deiner Ehr'
Will ich mein Kind erziehn;
Dich suchen, Sünde fliehn

Sei meiner Liebe Lehr'!
So schütze du mein Haus,
Stärk' meine schwache Hand,
Gieb meiner Zucht Bestand,
Geh' helfend ein und aus!
Daß ich einst Rechenschaft
Kann legen von mir ab,
Wie treu gemeint ich's hab'
Mit meiner schwachen Kraft;
Daß, wenn ich einst mein Kind
Verlassen muß allhier,
Ich's doch nur kurz verlier',
Und ewig wiederfind'.«

Du wunderst dich wohl über diese poetische Ader des sonst so trockenen Aktenmannes! Und doch hast du auch seinem ganzen Wesen gewiß schon Eines herausgefühlt, was im letzten Grunde ja doch immer die geweihte Wohnung aller Poesie war und bleiben wird – ein tiefes, echt menschliches Gemüth.

Trotzdem aber gab sich Vater Stark seinem geheimen Genius nur höchst ausnahmsweise hin, und nur bei ganz feierlichen Lebensmomenten. Und ich selber, der ihn doch so genau kannte, weiß mich nur an drei Fälle und eben so viele Species zu erinnern. Das erstemal vor zwanzig Jahren war es eine Elegie bei dem Tode seiner Mutter, an der er als schon gestandener Mann noch mit der ganzen Zärtlichkeit eines Kindes gehangen. Das andere mal, im Jahre 1811, sang er ein dithyrambisches

Brautlied nach der Verlobung mit seiner Rosalie, wobei er auf einem hoffnungsgrünen, mit Rosen umkränzten Blatte dem sinnigen Gedanken schwungvollen Ausdruck gab, daß der Komet nach dem Volksglauben wohl Krieg prophezeie, nach seines Herzens Glauben aber für ihren zukünftigen Ehestand gewiß nur allzeit glückseligen Frieden bedeuten solle. Und das drittemal dichtete er eine Hymne nach der glorreichen Leipziger Völkerschlacht, wobei sein jahrelang verschlossener Dichterborn so kühn hervorschoß, daß unser verkappter Poet auf das unwiderstehliche Drängen einiger eingeweihten Casinofreunde sich dazu entschloß, seine Befreiungshymne sogar im »Wochenblatt« öffentlich drucken zu lassen. Als er dann aber den Correcturbogen mit seinem vollen Namen Christoph Stark, *Dr. u. j.*, von der Druckerei zugeschickt erhielt, da zitterte der Rothstift in seiner Hand, die Druckfehler flirrten vor seinen Augen, und seine angeborene Bescheidenheit erschrak hinterher über dieses Wagniß so gewaltig, daß er augenblicklich einen Herbstschnupfen simulirte und drei Tage lang das Zimmer hütete, um allen möglichen Gratulationen über sein bis dahin so unbekannt gebliebenes patriotisch-poetisches Talent aus dem Wege zu gehen.

Rechnest du also diesen heutigen vierten Erguß, den ich als »Gebet« specificiren will, dazu, so ergibt sich genau auf je ein Lustrum ein einziges Poem, und der liedereiche Gott Apollo darf sich gewiß nicht über besondere Zudringlichkeit dieses bescheidenen Jüngers beschweren.

Und so kam in der nimmer rastenden Zeit nach dieses Kindes erstem Frühling und Sommer sein erster Herbst. Die Blätter der Bäume und des jungen Cheruskers Windeln fielen nieder. Der Winter brachte der Erde sein alljährliches schneeflockiges Kleid und dem Jungen sein erstes wollenes Röckchen. Und wieder kam einmal ein Frühling ins schwellende Land gegangen, und der dürre Schneider hüpfte ins Erkerhaus, und maß dem blühenden Knaben die früher so heiß ersehnten ersten Höschen an.

Kein Apfel- und kein Birnbaum in den Wallgräben oder draußen in den Obstgärten erblühte aber in so üppigen Knospen, als schon jetzt immer kräftiger von Monat zu Monat der Wille des jungen Arminius ausgeschlagen war. Und seine energische Natur, die sich schon in den Windeln so stürmisch laut geoffenbart, war in jedem neuen Stadtum der Entwicklung auch in neuen überraschenden Zügen zu Tage getreten.

Es wird wohl auch noch heute, in unserer doch so hastig wirbelnden Zeit, gewiß wenig Kinderraspeln geben, die eines rascheren Umschwunges sich rühmen können, als jene, welche sich in der Hand dieses kindlichen Kleinstädters hellschnarrend um ihre Achse drehte. Und wohl selten hatte ein hölzerner Wiegengaul einen schärferen Reiter, und sehnte sich aus seinem zerpeitschten Dasein heißer nach dem erlösenden Grab in der Rumpelkammer, darin später alle die verschiedenen Christkindchen und Namenstagsgeschenke, verwüstete Städte mit geknickten Pappelalleen, räderlose Frachtwagen und zertrümmerte

Staatskutschen, Wälder und Meierhöfe sammt kopf- und beinlosem Wild und Hornvieh, über das Vernichtungsgenie ihres früheren Besitzers gemeinsame trübsinnige Meditationen anstellten.

Der buntfarbige Lederball sprang von des Knaben Hermann Wurf an die Stadtmauer so hoch als nur möglich, um ihn nicht zu noch heftigerem Anprall zu reizen. Und der Kreisel tanzte auf der Steinplatte vor der Hausthür, so lange sein Odem nur aushielt, aus beständiger Angst vor einem neuen scharfen Peitschenhiebe seines kleinen Tyrannen. Denselben heiligen Respect hatten vor ihm alle Bilderbogen, trotzdem sie von dem fürsorgenden Vater dem ritterlichen Schutz eines halbzolldicken Pappendeckels anvertraut waren. Ob darauf auch Löwen und Tiger die Zähne grimmig fletschten, ob eine Escadron Kürassiere mit gezücktem Säbel gegen ihn heranrasselte oder ein Artilleriepark aus Vierundzwanzigpfündern Tod und Verderben spie, sie zitterten doch Alle, Bestien wie Krieger, gleichmäßig unter seiner unerbittlich vernichtenden Hand. Ja, sogar eine ganze hölzerne Armee aller Waffengattungen, die eine drei Fuß hohe sebastopolähnliche Pappendeckelfestung belagerte, ergab sich ihm schon nach drei Tagen in schimpflichster Niederlage sammt der von ihr bestürmten, ehrlos kapitulirenden Veste – ein in der Kriegsgeschichte aller Völker und Zeiten gewiß unerhörter Fall.

Darauf an einem schönen Nachmittag, da die Frau Mutter in ihrem Mittwochkränzchen arglos eine Partie

Whist spielte, und die zur Obhut bestellte Dorothee gerade den Morgenkaffee zum Vesperbrod aufwärmte, unter der eindringlichen Mahnung an Hermann, Dekans Theodor, Forstmeisters Rudolf und noch zwei andere Gespiele, »indessen ja recht ordentlich zu bleiben,« – an diesem Nachmittag warf unser sinnreicher junger Feldherr nach abgehaltenem Kriegsrath die ganze, bereits höchst lazarethbedürftige, Armee mit Zelten und Kanonen in die zerfetzten Forts, trug den ganzen Plunder hinunter in die Waschküche, und war er auch mit dem rühmlichen Vorgang von Nikolaus Zriny's Heldenweibe noch unbekannt, so hatte er es doch in der Minirkunst schon so weit gebracht, aus forstmeisterlichem Pulver einen kolossalen Speiteufel zu verfertigen und Minen anzulegen. So ließ er denn also auch dieses Miniatur-Scygeth sammt der darin eingeschlossenen Mannschaft in sprühendem Feuerregen in Asche sinken, daß der Pulverdampf aus der offenen Thüre der Waschküche bis zum Wetterfahnenritter emporqualmte, und die ganze Nachbarschaft des Rittersbergs mit witternder Nase erschrocken zusammen lief.

Als dann Vater Stark und zu gleicher Zeit Frau Rosalie mit ihm nach Hause kam, und sie darauf in der Waschküche vor den verkohlten Armee- und Festungsresten, und dem, wohl mehr ob der mütterlichen praktischen Ohrfeige, als des Vaters theoretischem Strafsermon hinausweinenden, fünfjährigen Zerstörer standen – o Dr. Starks Educationssystem, Kapitel I. §1–20, »von den Willensäußerungen des Kindes vor der Schulzeit« – wie sankst auch

du jetzt vor diesen rauchigen Ruinen in Trümmer und Asche!

Doch glaube ja Niemand, daß diese zwanzig Paragraphe eines gründlich psychologischen Fundaments ermangelt hätten! O, gewiß nicht. Wie alle Glieder einer eisernen Kette, eben so fest schloß sich in diesem Kapitel unzertrennbar logisch ein Paragraph an den andern. Aber sag' nur selber, konnte denn der kleine schmächtige Mann ahnen, ja, konnte er es nach den bisher erforschten Generationsgesetzen nur für denkbar möglich halten, daß aus seinem so bedächtig pulsirenden Blut der zahmen kaukasischen Menschenraçe ein solcher, an Körper und Geist gleich unbändiger, junger Patagonier entsprießen werde?

O du des Frackschneiders prophetisches Gemüth, als du in dem historisch germanischen Trinkspruch von dieses jungen Cheruskers Vollkraft und seinem, jeglichen Varus zu Boden schlagenden, Vorbild Arminius gesprochen – von wannen kam dir damals diese scharfäugige Sehergabe? –

Vater Stark ging nach dieser feurigen Waschküchenscene in der Erkerstube mit großen Schritten auf und nieder, der stets sichtbare Ausdruck seiner jeweiligen innersten Erregtheit. Mutter Rosalie saß schweigend am Nähtisch in der Fensternische. Der urgermanische Cherusker war im Kindszimmer vom vielen Weinen frühzeitig sanft eingeschlummert. Die getreue Dorothee endlich saß als irdischer Schutzengel an seinem Gitterbettstättchen. Dabei las sie aus Kummer über ihren in der ersten

väterlichen Aufregung erhaltenen ungerechten Wischer in dem, auf dem letzten Weihnachtsmarkte von ihr gekauften, Volksbuch und suchte Trost in der alten rührenden Geschichte von der gleichfalls unschuldig leidenden Genofeva und der barmherzigen Hirschkuh …

Im Erkerhaus und auf dem Rittersberg athmete tiefe Stille. Und Vater Stark, noch immer die Stube durchschreitend, löste endlich mit bewegter Stimme dieses Schweigens unheimlichen Bann, nachdem er wahrscheinlich bereits einen großen Theil seiner Gedankenfolge in innerlichem Monolog ausgesprochen hatte:

»Ja wohl, das pädagogische Princip meines Systems war in seinem innersten Fundamente richtig; ebenso war jeder meiner Schlüsse schulgerecht logisch. Nur freilich, in den Prämissen hab' ich mich getäuscht. Aber dafür kann ich von Niemanden und auch von dir nicht, Rosalie, verantwortlich gemacht werden. Wie, was?«

Frau Rosalie seufzte zwar hörbar und suchte vergeblich im Dämmerlicht ihre Nadel einzufädeln; aber bei diesem Seufzer ließ sie es bewenden und schaute zerstreut auf ihr Nähkissen.

Aber Vater Stark fuhr über dieses Schweigen nur noch ärgerlicher weiter:

»Ich hatte in §. 5 des ersten Kapitels genau den Zeitpunkt fixirt, an dem sich nach mehr als hundertjähriger Erfahrung das noch instinctiv dunkle Begehren des Kindes von dem geistig bewußten Willen sondert. Aber kann ich dafür, daß dieser unbändige Junge diesen Termin von vornherein schon so völlig verrückt hat, daß ich gar nie

recht wissen konnte, wann ich eigentlich die erziehende Hand an ihn anlegen sollte. Wie, was? Kann ich dafür, daß dann jegliches von allen versuchten pädagogischen Heilmitteln gegen sein krankhaft ungestümes Wesen dies Uebel nur noch steigerte, statt es abzuschwächen? Ja, vor einem ganzen Congreß von Pädagogen will ich mein System siegreich vertheidigen. Ein wahres psychologisches Meisterwerk ist es. Aber freilich, nur für ein geistig normal organisirtes Kind, nur für ein solches, wie wir mit Recht von der Summa unserer beiden Naturen erwarten konnten, doch nicht für einen solchen Ausnahmsjungen, an dem auch der allerbedächtigste Pädagog zu Schanden werden muß. Wie – was?«

Nach dieser langathmigen Auslassung warf er sich auf den ihm gerade nächststehenden Stuhl, fuhr mit der Hand mehrmals heftig über seine gedankendurchtobte Stirn und hörte kaum, wie sich die sanftmüthige Rosalie von ihrem Nähtisch aus bemühte, ihn zu beruhigen.

»Aber, liebster Mann! wie kannst du dich nur so schrecklich ereifern, und so auf deine schwachen Nerven losstürmen? Das ist ja nimmer zum anhören.«

»Wie, was? Da soll man auch noch ruhig sein können, bei diesem ganz unfolgsamen, ungezogenen, durch und durch verdorbenen Jungen?«

»Ach Herr Jesus, so gieb ihm doch nur gleich alle Scheltwörter der ganzen Welt! In einer Viertelstunde glaubst du sie ja selber nimmer, und bist der Erste wieder, der ihn Herzenssohn heißt und Zuckermännchen und Goldkäfer, und alles mögliche.«

»Wie – was? – Ich? – O nein! nie mehr! – Das ist nun für alle Zeit vorüber. Wie kannst aber du mir den Vorwurf solcher Inconsequenz ins Gesicht schleudern? Weißt du, daß ich mir das von dir verbitten muß, Rosalie, und sehr ernstlich verbitten?«

Bei diesen grollenden Worten war er aufgesprungen und durchmaß im Sturmschritt wieder die Erkerstube und noch dazu das anstoßende Schlafzimmer, da er dessen Thür mit mächtigem Ruck aufgestoßen hatte.

Ein solcher Ausbruch des eheherrlichen cholerischen Temperaments brachte zuletzt auch das entschieden phlegmatische der Frau Doctorin aus dem Gleichgewicht, während sie indessen leiblich noch ganz ruhig sitzen blieb.

»In Gottes Namen, lieber Christoph, so zürn' du jetzt nur auch mit mir! Es geht nun in Einem hin. Fang' du nur mit unserm Herrgott einen Prockeß an, weil er uns unser einziges Kind so kräftig an Leib und Seele geschenkt hat und gedeihen läßt. O, ich, lieber Mann, ich helfe dir bei diesem Prockeß nicht. Gott bewahre! Ich für meinen Theil dank' ihm darum. O ich bin, weiß der Himmel, auch nicht blind für seine Fehler und Unarten, aber ich seh' auf den Grund unseres Kindes, und der Grund, Gottlob, der ist gut, ganz gut. Ei, sag' doch selber, ist er nicht offen und ehrlich? Wann hat er uns noch angelogen oder uns was vorgeheuchelt? Hat er uns nicht schon oft selber dran gemahnt, wenn er geglaubt, daß wir mit ihm zu beten vergessen hätten? Siehst du, auf diesen Grund schau' ich. Und sprudelt sein Kopf nicht nur so von lauter Talent?

Und da soll ich nun sogleich außer mir kommen, weil er einmal einen muthwilligen Bubenstreich macht? Da soll ich über einer Unart sogleich zehnfache Freude vergessen? O Gott bewahre! Das thu' ich nicht. Ich lass' ihm wahrhaftig auch nichts hingehen. Aber magst du noch so sehr über den Jungen toben, ich wenigstens werd' immer daran denken, mit welcher Sehnsucht wir ihn uns vom lieben Gott erbetet haben und wie wir ihm nun auch drum danken sollen. Und nochmal, das lass' ich mir einmal nicht wegdisputiren, und wenn du der gescheidteste Advokat auf der ganzen Welt wärest: der Grund ist gut, und das ist die Hauptsache, und das ist meine Freude und Zuversicht, und das soll in Gottes Namen auch deine sein, lieber Christoph!«

Vater Starks erregte Gesichtszüge wurden während dieser Trost- und Mahnrede nach und nach immer schlasser, und zuletzt gerieth seine Stimme in ihr bei jeder Erregung charakteristisches Stottern.

»Nun ja, meinetwegen, – ich hab' ja auch nicht gerade behauptet ... behauptet, daß sein Grund schlecht ist, aber ... aber trotz alledem ... dem, muß doch Zucht sein ... Zucht sein. Das mußt dir mir doch ... doch auch zugeben ... geben, wie – was?«

»Gewiß, lieber, guter Mann, Zucht muß sein,« erwiederte Frau Rosalie mit dem ganzen Vollton ihres Mutterherzens, trat von ihrem Nähtisch an seinen Stuhl, ergriff seine Hand und legte beruhigend ihr Haupt über das seine. »Aber siehst du, lieber Christoph, einen so kräftigen, gescheidten Jungen zu erziehen, das geht nun einmal

nicht so accurat am Schnürchen, wie du dir's in deinem gelehrten Kopf ausgesponnen hast. Ich hab's im voraus gewußt, hab' dich aber nicht damit kränken wollen. Aber nicht wahr, jetzt siehst du's wohl selber ein und lässest auch mich ein wenig in deine Zucht mit hinein reden? Es thut einmal nicht gut, wenn Vater und Mutter aparte Wege gehen wollen. Wir müssen zusammen halten, lieber Mann, ein Leib und eine Seele, bei unserm Kind, wie bei uns selber. Nicht wahr, lieber Mann, so soll's von nun an zwischen uns gehalten werden?«

Dabei küßte sie ihn herzlich auf die Wange. Vater Stark mußte sich aus allen Kräften innerlich wehren. So tief ergriffen ihn diese letzten Worte seiner treuen verständigen Ehehälfte.

Durch rasches Aufstehen von seinem Stuhl entwand er sich indessen dem Arme der Frau Rosalie und bildete sich zu seiner inneren Ermannung einen neuen Zorn ein, um ja nicht durch irgend welche äußere Rührung seine ohnedem schon stark genug bedrohte Gatten- und Vater-Autorität noch mehr bloszustellen.

»Nun also, recht so, ja wohl, ich seh's ein. Denn im Grund ist's dein Sohn so gut, wie meiner, und du hast einen eben so klugen Kopf, wie ein gutes frommes Herz. Aber – das sag' ich dir, Rosalie,« fuhr er mit rollenden Blicken wieder weiter: »mit aller Energie verbitt' ich mir von nun an dieses ewige unbefugte Einmischen von dritten Personen, die gar viel daran schuld sind, daß mein ganzes System so in die Brüche gerathen ist, weil sie mir immer hineingepfuscht und Alles hinterwärts in diesen

Buben hineingesteckt und hineingeschwätzt haben. Da vor Allem sein Großvater, und diese ganze Basenschaft, ach, und gar seine Kindsmagd, diese alte unnütze Person, diese Dorothee. Wie – was?«

»Wenn man den Wolf nennt, kommt er gerennt,« sagt ein Sprichwort. So trat auch richtig diese »alte unnütze« Dorothee mit einem Arm voll Teller in die Erkerstube. Mutter Rosalie ging hinaus, um in der Küche nachzusehen, wie sie sagte, und nebenbei auch ein wenig im Kinderzimmer, was sie aber nicht sagte.

Dorothee, die noch immer wegen ihres ungerechten Verweises trutzte und jetzt auch bei ihrem Eintritt noch mit halbem Ohr vernommen hatte, daß ihr Name auch neuerdings mit nicht gerade zärtlichem Accent vom Herrn Doctor betont worden sei, setzte mit schmollendem Gesicht die Teller auf das Eckschränkchen, holte Tischzeug und Besteckkorb heraus, deckte zum Nachtessen und wollte sich lautlos, wie sie gekommen, wieder entfernen. Doctor Stark aber hielt sie an der Thür zurück und diesmal mit einem so milden Ton in dem erhabenen, »Gottgeschenkte« bedeutenden, Namen Dorothee, daß es gegen den letzten Donner wie Frühlingssäuseln von seinen Lippen hauchte.

»Dorothee, hör' sie einmal!«

»Herr Doctor?« war die trockene Antwort.

»Dorothee, komm sie einmal da zu mir her! Gute Dorothee!« – Dabei zog er sie ganz vertraulich am Arm in die Erkernische.

Der kälteste Schnee hätte von diesem sonnigen Hauch in Vater Starks Worten wohl schmelzen müssen. Wie konnte da das treue Herz der guten Dorothee noch länger trutzen?

Hatte ihr nun sechsundfünfzigjähriges Antlitz noch kurz zuvor einer trüben Herbstlandschaft geglichen, so strahlte dasselbe nun in freundlichster Frühlingsbeleuchtung. Auch ihre Antwort entbehrte nimmer des süßen Zauberklanges einer nach kurzer Kränkung wieder versöhnten edlen Seele.

»Sag' sie mir einmal, liebe Dorothee, ist Hermann schon sehr bald eingeschlafen?«

»O ja, Herr Doctor! es hat kaum ein Viertelstündchen gedauert. Erst hat er noch ganz ordentlich sein Vaterunser und seinen Schutzengel gebetet und seitdem schläft er ganz ruhig.«

»So, nun das ist mir aber lieb. Also ganz ordentlich gebetet hat er auch noch? Das war aber doch recht brav von diesem guten Jungen, nicht wahr, Dorothee? – Und sag' sie mir einmal, aber natürlich ganz im Vertrauen zwischen uns zweien … die Ohrfeige meiner guten Frau wird ihm doch nicht allzusehr den Kopf angegriffen haben? Wie – was?«

»Ei behüte, Herr Doctor! So eine Ohrfeige zur rechten Zeit ist manchmal ganz gesund.«

»So, gesund? Meint sie das wirklich? Hm, hm! Und sag' sie mir auch noch weiter: Hat sie nach dieser Ohrfeige nicht einen gewissen grollenden Unmuth in seinem kindlichen Gemüthe bemerken können?«

»Ei, wo denken Sie hin, Herr Doctor! Er hat wohl recht geweint und es hat ihn im Schlaf noch oft gestoßen, aber er war doch soweit ganz vergnügt dabei. Und warten Sie einmal, wie er morgen so lustig aufwacht und den ganzen Tag so gut parirt!«

»Ei, was sie nicht sagt, Dorothee! Hm, hm, hm!« Und im Innern sprach er für sich weiter: »Da schiene also auch mein Paragraph 15, welcher jede körperliche Züchtigung, als des Menschen, *qua* Ebenbild Gottes, unwürdig, und das Gemüth des Kindes verbitternd, ausschließt, doch nicht so ganz stichhaltig zu sein. – Aber nicht wahr, beste Dorothee,« fuhr er laut wieder weiter, »sie ist doch immer recht sanft und geduldig mit ihm! Weiß sie, sein stürmisches Temperament bedarf einer paralysirenden Gegenwirkung.«

»Was meinen Sie, Herr Doctor? Das versteh' ich nicht.«

»Je nun, weiß sie, ich meine eben, daß sie sein ohnehin so lebhaftes Temperament nicht noch etwa durch rauhe Worte reizen möchte. Nicht wahr, das hielte sie doch selber auch nicht für räthlich?«

»Ei, Herr Doctor! Wie Sie nur so plaudern können! Ich glaube gar, Sie meinen, ich könnte grob mit ihm sein! Du lieber Himmel! Ich weiß ja gar nicht, was Grobheit ist. Und erst bei diesem lieben prächtigen Buben! Da müßte sich Unsereins ja Sünde fürchten. O! ich hab' mein Hermännle, weiß Gott, gerade so lieb und vielleicht noch lieber, all Sie selber, und könnt' mein Leben für ihn geben. Ja wohl, da haben Sie ausgesorgt, Herr Doctor!«

»Sieht sie, das ist schön gesprochen,« erwiederte der gute Vater Stark mit überfließendem Herzen. »Ja, liebste Dorothee! Sie ist auch eine so gute, treue Person. Ist ja schon zwanzig Jahre in meinem Hause, und hat mir's ja schon so accurat geführt, wie ich noch gar nicht im heiligen Ehestand war. Nicht wahr? Wie haben wir friedlich mit einander gehaust? Das will ich meinen. Und geradeso hilft sie mir jetzt in christlicher Treue bei der Erziehung meines liebsten Kindes. Gelt, gute Dorothee? Ja freilich, auch sie muß mithelfen. Das versteht sich. Die Kindsmagd ist eine gar wichtige Person dabei, und kommt sogleich nach den Eltern. Und weiß sie, liebe Dorothee! sie soll auch nie mehr aus meinem Hause kommen! Kein Spital oder Armenhaus, Gott bewahre! Wenn's eben nicht mehr geht, dann geb' ich ihr das Gnadenbrod. Ja wohl, in dem hintern Stübchen, da kann sie's dann ganz behaglich im Alter verzehren. Und so lang ihr ein treues Auge offen steht, in gesunden und kranken Tagen, o, wir wollen sie schon recht gut pflegen. Und nur einmal aus meinem Hause soll sie auf den Gottesacker hinaus getragen werden, mit allen Ehren, wie Eins von unserm Stande. Die ganze Stadt soll das einmal sehen, was ihre Herrschaft auf sie gehalten hat, weil sie ein so treuer Dienstbote war. Und alle die andern sollen sich's zum christlichen Exempel nehmen. O, ich will ihr schon vergelten, was sie an meinem Kinde Gutes thut, im Leben und im Tod, so wahr der liebe Gott auch mir einst möge barmherzig sein. – Und weiß sie, gute Dorothee! wenn ich vorhin ein wenig hitzig mit ihr war, so hab' ich's nicht

bös gemeint. Denk' sie nimmer dran! So, und nun bring' sie die Suppe und ruf sie mir meine Frau! – Ich habe wirklich Appetit bekommen.«

Wohl nicht viele Stellen in der Schlürze der guten Dorothee mögen mehr trocken geblieben sein, so oft wischte sie sich bei dieser Rede ihres seelenguten Dienstherrn die Augen.

»Gott vergelt's Ihnen, guter Herr Doctor!«

Damit küßte sie noch seine Hand und ging rasch hinaus. Er aber that einen so tiefen Seufzer, als wolle er mit ihm einen ganz neuen Abschnitt seines väterlichen Daseins und Wirkens beginnen.

Frau Rosalie trat wieder in die Erkerstube, Vater Stark ging ihr rasch entgegen und faßte sie gar zärtlich bei der Hand.

»Liebste Frau, heut wollen wir uns aber einmal das Nachtessens recht gut schmecken lassen. Ich sag' dir: ich bin sehr, sehr vergnügt. Aber frag' mich nicht, warum? Es würde mich jetzt zu sehr angreifen. Du wirst es später schon sehen, und deine Freude daran haben. Und wenn ich vorhin auch gegen dich ein wenig hitzig gewesen, und du mir vielleicht eine schlechte Note in dein schwarzes Buch eingeschrieben hast, so bitt' ich dich: streich's wieder aus! Es soll nimmer vorkommen. Und jetzt komm her, gute Seele, und gieb mir einen recht lieben Kuß!«

Wenn auch Mutter Rosalie zwischen dem verweinten und doch strahlenden Gesicht der Dorothee in der Küche, und ihrem so freudig gerührten Ehegatten in der

Stube nur einen dunkeln Zusammenhang ahnen konnte, so war ihr die Gewißheit von dem wiederhergestellten Hausfrieden doch freudiger Grund genug, um mit aller Wärme Vater Starks Bitte um einen lieben Kuß zu gewähren. Gehorsam seinem geheimnißvollen Verbote, fragte sie auch nicht um die Lösung seiner räthselhaften Stimmung. Sie war ihm vielmehr nach seinem Herzenswunsch auch heut Abend in Appetit und Humor, was sie ihm in Freud und Leid alle Tage sein wollte, *ein* Leib und *eine* Seele.

Vater Stark trank bei jeder Mahlzeit einen einzigen Schoppen leichten Tischwein. Seit mehr als zwanzig Jahren wurde er jeden Mittag und Abend in einer braunen Krystallflasche, die genau dieses Maß faßte, beim nachbarlichen Weinwirth »zum goldenen Stern« von der Dorothee geholt. Eigenen Wein im Keller zu halten, dünkte ihm Verschwendung. Er trank fast niemals mehr, aber auch niemals weniger. Bevor er das erste Glas einschenkte, hielt er regelmäßig die Flasche ans Licht, und wenn zwischen dem Wein und dem krystallenen Pfropfen der leere Raum einen Tag ihm größer dünkte, als gesetzmäßig war, so wurde er über das »schlechte nachlässige Messen« des Wirthes ärgerlich und machte die unschuldige Dorothee dafür verantwortlich. Ebenso ließ er auch keinen Tropfen in der Flasche, und hielt sie so lange bedächtig über das Glas, als noch eine einzige Weinperle

an ihrem geschliffenen Rande schwebte. Niemals hielt ein Weintrinker eine gewissenhaftere Nagelprobe. Kehrte aber ein besonderes Glück in sein Haus ein, wie z. B. die Gewinnung eines wichtigen Prockesses, so kam es zuweilen vor, daß er in solcher rosigen Stimmung seine Krystallflasche nochmals füllen ließ, aber stets nur zur Hälfte. Dieser halbe Schoppen war jedesmal der höchste Stand im Barometer seiner guten Wetterlaune.

Und so hatte Vater Stark eben den letzten möglichen Tropfen in sein Glas perlen lassen. Frau Rosalie sah mit schmunzelndem Gesicht ihrem mäßigen Gatten und Herrn den inneren Kampf an, in welchem er verlegen mit den Fingern an der leeren Flasche spielte.

»Was meinst du, Rosalchen! weil wir heute gar so glücklich bei einander sitzen – wie, was? Meinst du nicht auch?«

»Ei freilich, liebes Männchen! freilich!« kam sie ermuthigend seiner Schüchternheit zu Hilfe.

Mit energischer Gebieterhand setzte er hierauf die Tischglocke in Bewegung und rief mit der Stentorstimme eines Obersten vor dem Regiment nach der Dorothee.

Diese trat auf da zu solcher Stunde ungewöhnliche Alarmzeichen ganz erschrocken ein.

»Herr Doctor, um Gottes willen, was gibt's?«

Und der Herr Doctor streckte ihr mit weitausholendem Arm und seltsam bewegter Stimme die leere Krystallflasche entgegen.

»Dorothee, noch einen Halben!«

Frau Rosalie und Dorothee nickten einander heimlich zu. Sie wußten gar wohl, was dieser »Halbe« zu bedeuten habe.

V. Der Gassenbube und ein neuer Pädagog.

1.

Schon wieder ist ein Jahr über dem Erkerhause dahingezogen. Wie ein Ammenmärchen im Geiste des heranblühenden Knaben war allmälig Vater Starks Educationstheorie im Lichte des wirklichen Lebens zerronnen. Frühlingstage der Elternfreude, lind und sonnig, waren gar viele aus dem jungen Leben seines Kindes ihm aufgegangen. Aber auch der April, der muthwillige Wildfang unter den Monaten, war stets bei der Hand, oft mitten in den heitersten Himmel mit seinen Neckereien hineinzuplatzen. Wie manchen solcher launischen Wettertage aus Hermanns Kinderzeit möchte ich dir noch schildern, aber aus meiner eigenen Schulzeit tönt der weise Spruch: »Maß zu halten ist gut, sagt Cleobulus aus Lindus,« zu mir mahnend herüber. Ich will ihn befolgen und mich beschränken, zumal in unserer so hastig vorwärts drängenden Zeit, in der so selten mehr stille Beschaulichkeit im Herzen des Zuhörers einkehrt.

Und so führe ich dir denn unsern lieben Helden auch der Kinderstube, in der wir ihn verlassen, sogleich hinaus auf die Gasse. Ich lasse die Knechtschaft des deutschen Schulzimmers, darin sein Baum der Erkenntniß die

ersten Wurzeln faßte, noch völlig bei Seite. Nur in den Stunden seiner Freiheit mögest du ihm wieder begegnen!

»Denn vor allem bedarf der Mensch zu seiner körperlichen, wie geistigen Entwicklung ein bestimmtes Maß frischer Luft und freier Bewegung. –«

Dieser alten sanitätlichen Weisheit huldigte unser Freund schon seit seinen ersten Hosen in immer tieferer Erkenntniß und strengerer Befolgung.

So hatten die Bewohner des Rittersberges schon längst hinlänglich Gelegenheit gehabt, des vormaligen Schreiers ungewöhnlich metallreiches Organ zu bewundern, wenn er auf einem abgebrochenen Bohnenstecken mit seinem Dutzend gleichberittener Reisigen auf dem, für den Schuster, wie seinen »Rappen,« gleich vortrefflichen löcherigen Pflaster, seine kühnen Reiterübungen ausführte. Und gewiß war keinem Zuschauer die Wahrnehmung dabei entgangen, wie mit seiner Lunge auch sein knabenhaftes Selbstbewußtsein merkwürdig frühzeitig ausgebildet gewesen. Ritt er doch seiner jungen Mannschaft stets nur als Befehlshaber voran, und seine ganze stolze Haltung, wie der Ton seiner Stimme, wenn er mit hochgeschwungenem Blechsäbel sein Commando erschallen ließ, konnte keinen Zweifel darüber lassen, wie entschieden er sich zu solchem Oberbefehl seiner ganzen Natur nach berechtigt glaubte.

Und sonderbar, so oft auch die andern Knaben murrten und des »Starken Hermann« despotisches Regiment abschütteln wollten, sie fügten sich immer wieder drein und wußten selber nicht recht, warum. Aber ein dunkles

Gefühl überkam sie allezeit, als ob dieser »Starke Hermann« viel, viel älter sei und gescheidter, als sie Alle, und überhaupt eine geheime Macht über sie ausübe, der sie sich ein für allemal unterwerfen müßten.

Selbst des Tribunalpräsidenten eitler und jähzorniger Eugen, sowie des Dekans gutmüthiger Theodor mußten sich seiner Mannszucht unterordnen und konnten es unter ihm höchstens bis zum Lieutenant bringen. Er aber blieb jederzeit, mit Ueberspringung aller Zwischenchargen, der selbsternannte General, beförderte und setzte zurück, wie es gerade seinem militärischen Scharfblick gutdünkte.

So war durch seine erste Energie in der Kinderzeit auch für die späteren Schuljahre seine Autorität festgestellt. Auch zu Winterszeiten beim Schneeballensturm war nur unser junger Held der höchstcommandirende, aber auch der muthigste Schütze unter seinen kriegslustigen Kameraden. Oder sie schossen unter seiner Anführung auf Schlitten die steile Schloßgasse hinunter. Mochte sich dann auch die löbliche Straßenpolizei noch so oft wehrend ins Mittel legen; hei, wie schnell hatte der kühne Obercommandant Hermann Stark die furchtsamen Ausreißer wieder unter seinen Befehl gesammelt! Und mit neuem stürmischen Hurrah verhöhnte die hinunterschießende Schlittenkarawane die lauernden Stadtsoldaten.

Aber erst im Frühjahr, wenn sie unter seiner Hauptmannschaft »Räuber« spielten! Hussa, war das ein Heidenlärm in den Hintergassen und an der Stadtmauer,

als treibe der leibhaftige Schinderhannes sammt dem schwarzen Peter in dieser friedlichen Stadt sein keckes, wildromantisches Handwerk!

In einem halb verschütteten Kellergewölbe der Barbarossaburg befand sich die »Räuberhöhle.« Darin versteckt berieth der Hauptmann Hermann vor dem jedesmaligen Raubzug die gesetzwidrigen Pläne mit seinen jugendlichen Spießgesellen. Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten und – die Gendarmen schreiten schnell! – So thronte auch dicht über diesem unterirdischen Schlupfwinkel in dem einstigen Bankettsaale mit geborstellen Pfeilern die hochpeinliche Justizcommission. Auf längst herabgefallenen Gewölbsteinen saßen die strengen Richter. Von Gendarmenhänden zuletzt programmmäßig festgehalten, wurden die, nach hartem Kampfe überwundenen, Missethäter den Richtern vorgeführt. Im letzten Act des blutigen Drama durfte meistentheils des Präsidenten Eugen aussh schuldigem Respect für die Stellung seines Vaters das Todesurtheil sprechen. Dekans Theodor hielt als Pfarrerssohn gewöhnlich den Galgensermon. Das ganze Justizcollegium folgte in feierlichem Zug unter einem lamentablen Grabgesang dem armen Sünder hinter die Stadtmauer. Dort ging zum Schluß die grausige Ceremonie des Kopfabschlagens vor sich, die dem strammen »Metzgers Daniel« als ständige Scharfrichterrolle zugewiesen war.

So ging's oft wochenlang fort. An jedem Nachmittag das Schulränzchen hingeworfen, ein Stück Schwarzbrod

und ein paar Aepfel in die Tasche gesteckt, und die Wildfänge flogen hinaus in die Gassen. Die Räuberbande begann aufs Neue ihre Missethaten und die Gendarmerie ihren Kampf mit ihr. Dabei wurden die Rollen oft lächerlich gewechselt. Mancher durchtriebene Räuber von gestern war heute der diensteifrigste Gendarm, und sogar hochpeinliche Richter waren am andern Tage recht abgefeimte Spitzbuben geworden. Sogar der Galgenpater Theodor und Scharfrichter Daniel gingen eines Tages zur Abwechslung des langweiligen Einerlei unter die Räuber, was sie aber an der ferneren Ausübung ihres traurigen Amtes nicht im mindesten hinderte. Nur Hermanns Hauptmannsrolle wechselte nie, trotz allem Protest von Räubern, Richtern, Gendarmen und Henkern. Diesen Vorrang ließ er sich um keinen Preis abstreiten. Ueberhaupt, wer wollte ihm gebieten? Nur gehorchen mußte man ihm. Er war der einzige Herr unter seinen Buben, er der gescheidteste, muthigste und stärkste; er, der Urheber dieser romantischen Spiele und ihr täglicher, stets in neuer Abwechslung gewandte Regisseur.

O frische, fröhliche Zeit der Knabenspiele in der Kleinstadt, unter deren Sonne noch die ächten deutschen Gassenbuben erblühen, aus deren schwellendem Keime doch noch immer früh genug ganz »anständige, gebildete« Männer reifen! Was wissen von deinen Freuden und Erinnerungen die armen Knaben in dem volkreichen Gewühle der großen Hauptstadt? Oder gar solche verzärtelte Treibhauspflanzen, die in der Gestalt frühreifer, geschniegelter Elegants nur an des pädagogischen Schutzgeistes

Hand Gottes freie Luft einathmen dürfen? Aber ihr naturwüchsigen Provinzjungen, ihr habt eure frohe Knabenzeit genossen bis zum letzten erfrischenden Tropfen, im schwellenden Frühling, da ihr eure markigen Arme kampflustig aneinander erprobtet, und im entblätternden Herbst, da euere langgeschwänzten Drachen mit eueren Herzen gegen Himmel flogen; am schwülen Sommertag, da ihr als verwegene Schwimmer lachend kopfüber in die klaftertiefe Fluth euch stürztet, und im Winterfrost, da ihr im Schneeballenkrieg euch bestürmtet oder der Schlittschuh euch sausend über den Eisspiegel trug! Noch als stämmige Männer gedenkt ihr mit frischer Lust jener lenzigen Tage, da euer junges Leben solch' heitere Knospen trieb!

Du aber, blondlockiger, frischwangiger deutscher Kernbube, Hermann Stark, du warst von dieser Species junger Menschenblumen ein wahrhaftiges Prachtexemplar, des allerersten Preises würdig – an Leib und Seele! –

Ob freilich alle Herren Väter und Frauen Mütter dieser Söhne damals tagtäglich in diesen meinen schwungvollen Hymnus über die Bubenzeit mit enthusiastischem Hochgefühl eingestimmt hätten?

Von *einem* Vater wenigstens muß ich leider berichten, daß es nur sehr vereinzelte Tage waren, in denen sein Herz diesen Lobgesang etwa so harmonisch begleitet hätte, wie Harfenklang und Flötenton lieblich zusammenstimmt. Aber viel öfter hätte *seine* Meinung von der Knabenzeit und ihren muthwilligen Spielen meinen vorigen Hymnus nur als wehthuender Mißklang durchkreuzt.

O guter Doctor Christoph Stark, du idealstes Ideal eines ordnungsliebenden Welt- und Staatsbürgers, ich zürne dir darum nicht. Nein, ich begreife Dich.

Du wandelloser Mann, du vom frühesten Morgen bis zum späten Abend wie aus dem Ei Geschälter! Man muß dich im Leben nur leibhaftig, so wie ich, gekannt haben. Wie dich am ersten Januar eines Jahres deine schneeweiße Halsbinde mit kunstreicher Hand in den zwei exactesten Zipfeln der Welt um den Hals schlangst; wie du deine fein geglätteten Vatermörder die mikroskopisch scharfe Linie einhalten ließest vom Ohrläppchen bis zum Mundwinkel; wie jede Falte der Hemdkrause pünktlichst von dir angewiesen war, und dir mit friseurgewandten Fingern deine zwei Haarlocken um die gedankenreichen Schläfe wölbtest – am ersten Januar – so fand auch der letzte Dezember deiner beiden Halstuchzipfel Form, deiner Vatermörder Richtungsnorm, deiner Hemdkrause Falten und dein Lockenpaar, sowie deine Nasenspitze – unwandelbar. Ebenso befleißigten sich deine Hosen einer kindlich naiven Kürze, um sie vor jeglichem Ausfranzen zu bewahren. Fleckenwasser war ihnen, wie deinen Röcken, ein unbekanntes Heilmittel. Und ein schwarzes Handschuhpaar ruhte Jahre lang in derselben Unschuld, wie es aus dem Laden gekommen, an Sonn- und Feiertagen ewig unangezogen in deiner rechten Hand.

Und nun dieses conservativsten Vaters leibhaftiger Sohn!

Wo nur am Tisch eine beliebige Sauce zu verschütten, oder in der Küche ein Oelkrug umzustoßen, wo nur ein

blutrother Kirschen- oder höllenschwarzer Tintenflecken zu erobern war, unser Held ließ sich diese Gelegenheit gewiß nicht entgehen. Je neuer das Wämmschen, je hellfarbiger die Hosen, desto gieriger machte er darauf Jagd. Wo irgend ein Nagel noch so versteckt hervorstach, seine Aermel knüpften sogleich ein Verhältniß anhänglicher Bekanntschaft an. Dabei hatte er es bei den Gassenspielen zu einer besonderen Virtuosität gebracht, sich zum Hinfallen gerade den spitzigsten Pflasterstein auszusuchen, damit er doch ja dem Flickschneider oder zur Noth auch der geschickten Frau Mutter Gelegenheit verschaffe, an ganz besonders ausgefranzten Dreiangeln die höheren Regeln der so nützlichen Stopfkunst zu verwerthen. Ebenso hatte er mit den Stiefeln seine eigene, barocke Passion. Wie gewöhnliche Menschenkinder nur die Sohlen nach und nach durchzutreten, das dünkte seinem schwunghaften Geiste viel zu niedrig. Er für seine Person hielt es für genialer, vor Allem auf möglichst schnelle Vernichtung der Stiefelspitzen, sowie überhaupt des Oberleders, seine Bemühungen zu richten, wozu das schlechte Pflaster des Rittersberges, sowie der Trümmerschutt der Kaiserburg ihm bereitwilligst Beihilfe leisteten. Und erst in der so nützlichen Kunst des Verlierens, auf welche besonders die sorgsamen Mütter so viel halten, welch' erstaunliche Höhe hatte unser junger Freund darin erklommen! In jeder Woche mindestens ein Taschentuch, das Mutter Rosalie ihm in stets neuer Geduld mit rothem Zeichengarn wieder numerirt, nimmer mitheimzubringen, das war für ihn ein Kinderspiel. Aber er hatte es in

dieser Virtuosität zuletzt noch so weit gebracht, zweimal sogar vom eigenen Kopfe die Mütze zu verlieren, wofür er zum Ersatz von der hocherzürnten Mama bei all ihrer Langmuth jedesmal eine sehr entschiedene Ohrfeige zur momentanen Kopfbedeckung erhalten hatte.

Ach! Und erst ein ganz anderes Kapitel! Des armen Vaters Arbeits- und Berathungszimmer! – O war das sonst eine idyllisch paradiesische Zeit, da auf dem betreffenden Schreibtisch das Federmesser, Falzbein und Petschaft, die Papierscheere und Oblatenschachtel, der Siegellack und Briefbeschwerer, am Samstag Abend noch auf demselben abgezirkelten Platze lagen, wie Montag früh; da alle Briefe in ihren Fächern von A bis Z sinnend auf Beantwortung warteten; da nur der Parzenschnitt der väterlichen Scheere den Lebensfaden des Aktenschnurknäuels zu kürzen wagte; und ach, da noch ein Tintenfleck auf einem Stempelbogen eine so undenkbare Verirrung war, wie eine schwarze Schuld auf einer schneeweißen Kinderseele.

Und nun denk' dir einmal z. B. Vater Starks Stimmung, als Hermann eines schönen Nachmittags, da gerade in der Schule die Siegelmanie grassirte, zur Grundlage seiner Sammlung alle Siegel an den sämmtlichen Geschäftsbriefen sammt einem guten Theil ihres Textes in den dreißig Fächern abgeschnitten und dann noch obendrein, durch die unerwartet schnelle Heimkehr des Vaters erschreckt, das ganze Tintenfaß über ein erst abgeschriebenes juristisches Gutachten von zehn Stempelbogen umgeschüttet hatte! ...

O ganze Bände von Tragikomödien könnte ich dir darüber schreiben, in denen dieses Vernichtungsgenie Hermanns die ergreifendsten häuslichen Scenen dramatisirte! Aber wie so mancher salbungsvolle Kanzelredner muß auch ich pathetisch ausrufen: »Wo soll ich anfangen, wo enden?« –

So will ich aus diesem gewaltigen Dramencyclus nur ein einziges vor dir spielen lassen, eine wahrhaftige Mustervorstellung auf dem Stark'schen Haustheater, und ich lasse das in entschieden romantischem Style gehaltene Vorspiel vorausgehen.

Der Kampf der Räuber mit den Gendarmen war an einem Samstagnachmittag einmal wieder ganz besonders stürmisch gewesen. Der Hauptmann Hermann nämlich hatte vier Gendarmen nach überlautem Ringkampfe noch dicht vor der Kaiserburg, ganz gegen alles frühere Programm, zu Boden.geworfen, weil er sich heut einmal in den Kopf gesetzt, sich nicht von niedrigem Schergenvolk vor den Richter führen zu lassen, sondern gleich seinem poetischen Vorgänger Karl Moor sich als freier Mann der Justiz zu überliefern.

Seine Kameraden hatten einmal wieder recht gründlich an ihm kennen gelernt, daß er nicht ohne Grund Hermann Stark heiße, und ihnen miteinander weitaus überlegen sei. Dieses gefährliche Bewußtsein blitzte jetzt aus seinem blutrothen Gesicht, als er, nach Luft ringend, durch die zerrauften Locken fuhr, während die vier von ihm überwältigten Gendarmen sich mühsam vom Boden aufrafften, und halb zornig, halb verlegen ihn anblickten.

Und zu dem stärksten der vier Knaben, der weinend bald seinen verrenkten Arm mit den Händen rieb, bald den zerrissenen Rockärmel musterte, rief der triumphirende Hauptmann:

»Gelt, Daniel, gelt, dir hast mich auch nicht gepackt? Ja, hast du gemeint, weil dein Vater ein Metzger ist und dreimal so stark wie meiner, da müßtest du auch dreimal stärker sein, als ich? Nun hast du's gesehen! Ha! ha! ha! Dafür bin ich auch euer Hauptmann. Aber nun kommt! 's ist Alles ja nur Spaß gewesen. Kommt Kameraden! Jetzt ruhen wir aus in der Burg.«

Und der Hauptmann mit seinen Räubern, die Herren Richter mit den Gendarmen und Henkern lagerten in freundschaftlichster Collegialität noch eine Weile im einstigen Bankettsaale des kaiserlichen Jagdschlosses, darin sie auf Pfeilertrümmern, Quadern und Gurtsteinen mitten im Trümmerschutt einer großen Vergangenheit in blühender Jugend malerisch umeinander saßen.

Nach vielem andern Bubengerede brach endlich ein Streit darüber aus, ob die Dohlen in ihren Mauerhöhlen gerade solche Nester bauen, wie die Störche auf dem anstoßenden Thurm mit Reisern und Federn, oder ob sie sich nur in den blanken Steinen einquartieren. Hermann behauptete das Erstere und erfuhr heftigen Widerspruch. Mit der ihm angebornen Heißblütigkeit erbot er sich, im Augenblick seinen Ausspruch durch zweifellose Indizien zu bekräftigen.

»Ja, du! Wie willst du denn jetzt in ein so hohes Dohlennest hinaufkommen? Diesmal ist dein Mund aber

auch größer, wie deine Courage,« höhnte ihn des Gerichtspräsidenten Eugen, der stets eine heimliche Eifersucht gegen ihn nährte.

»Was sagst dir, ich hätte keine Courage?« donnerte der Hauptmann ihn an. »Das will ich dir aber doch gleich beweisen, daß, wenn ich etwas sag', ich's auch kann.«

»Hermann, thu's nicht! 's ist zu hoch!« warnte ihn Dekans Theodor, sein treuester Spielgenosse, der mit einer gewissen Ehrfurcht an ihm hing, wie der Schwächere an dem Stärkeren.

»Ei was! Zu hoch? Ich komme schon hinauf, und herunter wird es auch keine Hexerei sein. Und jetzt muß ich erst recht hinauf, weil der da meint, daß mein Mund größer sei, als meine Courage. Christian und Peter, seid einmal so gut und stellt euch her! 's thut gar nicht weh.«

Flugs waren diese zwei stämmigen Buben von ihm an die Mauer postirt. Behend erklomm er ihre Schultern. Von da kletterte er unter dem Aufmand all' seiner Muskelkraft an den Ritzen der Quadern noch zwei Mannshöhen weiter. Ein Dohlennest war siegreich erstiegen. Furchtlos wie ein Alpenjäger in den Adlerhorst streckte er die Hand in die Mauerspalte. Zwei Dohlen schoßen kreischend hervor und streiften mit den Flügeln noch sein Gesicht. Plötzlich erschrocken zog er die Hand wieder zurück. Um ein Haar verlor er das Gleichgewicht. Die Buben drunten, die alle dicht an die Mauer getreten, gafften vor Schrecken und Staunen offenen Mundes zu ihm hinauf. Schnell aber faßte er sich wieder, griff nochmals hinein und warf ein ganzes Dohlennest auf ihre Gesichter

herunter. Ha, wie sie da die Reiser und Federn von sich wegbliesen! Er aber lachte sie droben siegreis aus:

»Gelt, ich bin heraufgekommen? So, nun wischt euch nur die Augen recht aus! Ha! ha! ha! Nun, Eugen, hab' ich Courage, und kann ich, was ich will?«

Wie er aber an der Mauer wieder heruntersah, ward ihm sogleich klar, daß das Herabkommen doch noch viel gefährlicher sei. Sein Herz fing an gewaltig zu schlagen. Doch vor den andern Buben sich nur die leiseste Angst anmerken zu lassen, dazu war er als ihre stete Respectsperson viel zu stolz. Und so klammerte sich unser nun achtjähriger Held an der fast hundertmal älteren Mauer krampfhaft fest, wie ein junger Leopard am Felsgehänge. Kein Zug im Gesicht durfte seine Stimmung verrathen. Mit tastendem Fuße senkte er sich zollweise nieder. Endlich stand er auf einem spitz hervorspringenden Stein. Aufathmend ruhte er einen Augenblick aus. Die Entfernung vom Boden war noch immer mannshoch. Aber gerade dieser gewagte Sprung reizte ihn. Noch ein prüfender Blick in den weichen Schutt unter ihm. Und hurrah! da sprang er mit kühnem Satz auch schon hinunter. An dem spitzen Quadereck verfingen sich seine Hosen. Ein Angstschrei seiner Kameraden, ein krachender Riß und kopfüber in den Schutt stürzen, das Alles war das Werk einer Secunde. Wie ein im Lager aufgespürtes Reh sprang er elastisch wieder auf, wischte sich mit beiden Händen den Mörtelstaub aus dem Gesicht und herrschte seine vom letzten Schrecken noch ganz verblüfften Kameraden an, als sei gar nichts geschehen:

»Nun, haben die Dohlen Nester, oder haben sie keine? Gelt, nun hab' ich euch bewiesen, daß ich Recht hab', und wenn ich euch etwas sage, so hab' ich immer Recht. Das merkt euch jetzt!«

Sie merkten sich's auch und wußten kein Wort mehr zu sagen. Des Präsidenten Eugen schlich sich, ohne ein Wort, beschämt davon. Hermann selber merkte aber auch jetzt erst den Riß am rechten Hosenbein von unten bis oben, der gerade so energisch war, wie seine letzte militärisch-lakonische Anrede.

So lang er nun auch zögernd bis zur völligen Dämmerung in der alten Burg verblieb, einmal mußte er ja doch mit diesem Riß nach Hause. Er hatte indessen vor, wie sich dieser Plan schon gar oft als praktisch erwiesen, sich auch heut Abend erst in die Kammer der getreuen Dorothee zu schleichen, um sich von ihrer nachsichtigen Hand mit Nadel und Bürste zuvor ein wenig restauriren zu lassen, bevor er als solch' überführter Delinquent vor dem Richterauge des Vaters zu erscheinen wagte.

So ging er denn ins Erkerhaus hinüber, dann äußerst vorsichtig über den Gang und die Treppe, und auf so leisen Sohlen trat er auf, als sei er aus irgend einem beliebigen Geisterstoffe gewoben und gar nicht aus Fleisich und Blut. Aber, lieber Himmel, was nützt alles noch so geisterhafte Hinaufschleichen, wenn der böse Zufall es fügt, daß der Vater, und noch dazu mit einem Licht in der Hand, aus der Stube gerade herunter will? Hermann erschrack über dieses unerwartete Erscheinen seines leibhaftigen Vaters auf der Treppe so im innersten Mark und

Bein, wie der bekannte Dänenprinz Hamlet vor seines Vaters Geist auf der Schloßterrasse zu Helsingör wohl auch nicht gewaltiger erschrocken sein konnte. Sein kindlicher Abendgruß blieb ihm völlig in der Kehle stecken. Um so sprudelnder ergoß sich aber des Vaters Wort an den Sohn, während sein väterlicher Daumen und Zeigefinger mit einem Zipfel des kindlichen Gehörorgans nähere Bekanntschaft machte, und daran dessen jungen Besitzer als Arrestanten in die Erkerstube hinaufführte.

»Nein, es ist unerhört. Junge, wie siehst du wieder aus? O diese prächtigen, nagelneuen Hosen, die erst gestern vom Schneider kamen! Und nun so jämmerlich wieder zerrissen! Fünf volle Jahre hab' ich sie vor dir getragen, ohne den mindesten Riß oder Flecken. Und du ruinirst sie schon am ersten Tag auf so gewaltsame Weise! Nein, für solche beispiellose Ungezogenheit mußt du aber jetzt ganz exemplarisch gezüchtigt werden. In einem solch' flagranten Fall, da hören alle pädagogischen Theorien auf und die Praxis fängt an. Siehst du, Junge, wohin du mich endlich gebracht hast? Aber ich muß. Wie, was?«

Diese schon früher einmal angewandte »Praxis« bestand nun darin, daß unter Umsturz des früher schon erwähnten philanthropischen §15 der erzürnte Vater dem seiner Zucht verfallenen Sohn nur mit den Fingerspitzen auf Arme und Schultern, sogar einmal an beide Wangen, höchst unschuldige Tupfer gab. Dabei fragte er beständig:

»Wie, was? Spürst du's wohl? Thut's auch weh? Wie, was?«

Der Herr Sohn ermangelte natürlich nicht, diese naiven väterlichen Fragen mit lautem Schmerzensrufe zu bejahen. Dabei protestirte er fort und fort, für Vater Stark freilich sehr räthselhaft:

»Papa, die Dohlen sind an Allem schuld. Ich will dir Alles genau erzählen. Ganz gewiß nur die Dohlen.«

Endlich hatte dieser Lärm auch die Mutter Rosalie aus der Küche in die Erkerstube hereingetrieben.

»Aber uns Himmels willen, Christoph! Was ist denn wieder so Arges passirt? Die Leute auf dem Rittersberg müssen ja Wunder was von uns denken, wenn sie diesen Heidenlärm hinunterhören.«

»Wie? Was? Du auch noch? Da schau' her, wie dieser verdorbene Ruinirjunge wieder heimgekommen ist, wie ein verwahrlostes Vagabundenkind, beschmutzt und zerrissen! Und du willst dich auch noch um die Leute auf dem Rittersberg kümmern? Meinetwegen kann die ganze Stadt sammt dem Bürgermeister drunten zusammenlaufen, ich kümmere mich um rein gar nichts, als um meine Vaterpflicht und dieses Jungen Zucht. Wie, was?«

Frau Rosalie erkannte nach diesen Worten augenblicklich, daß ihr vor dem Knaben jede weitere Gegenrede streng untersagt sei, und sie lenkte kluger Weise noch zur rechten Zeit ein: »Ja freilich, liebster, bester Mann, ganz Recht hast du! Jetzt seh' ich ja erst, wie Hermann aussieht. Ja wohl, Bube, der Vater hat sehr Recht gehabt, dich für diese Unart so zu züchtigen. Ja, willst dir denn

gar nie folgsam und ordentlich werden und den lieben Gott und deine Eltern fort und fort so betrüben? Ach armer Papa! Hast du dich jetzt wieder so ärgern müssen! Wie mir das herzlich leid thut!«

Der »arme Papa« achtete jedoch sehr wenig auf diese zärtliche Ansprache, trotz der sie begleitenden schmeichelnden Hand, und voll finstern Mißmuths blickte er drein.

Unterdessen hatte sich auch die Dorothee wie ein lauernder Rachegeist auf der Thürschwelle eingefunden.

Vater Stark bemerkte sie kaum, als er auch sogleich sein hitziges Commandowort erschallen ließ.

»Dorothee, bring' sie mir diesen unnützen Jungen sogleich ins Bett. Einen Teller Suppe und damit basta! Vorwärts marsch! Ich will in diesen Buben Ordnung bringen. Wie, was?« –

Der also Abgewandelte marschirte in heroischer Resignation an der Hand seines weiblichen Gendarmen in das Seitenzimmer ab.

Frau Rosalie setzte sich, ohne zu wissen, was sie eigentlich arbeiten wolle, schweigend in die Erkernische. Vater Stark hingegen ging nach langer Unterbrechung wieder einmal stürmisch auf und nieder.

»Nein, nun sind alle meine Hoffnungen auf Besserung wieder mit Einem Schlage vernichtet. Aus dem Jungen wird nichts, kann nichts werden. Und wenn er hundertmal in der Schule der Erste ist, in der Moral wird er stets nur der Letzte sein. An Leib und Seele geht er zu Grund und ich mit ihm. – O, o, es ist schrecklich!«

»Christoph,« fuhr da Rosalie von ihrem Stuhl in die Höhe, »aber so komm doch nur ein wenig zu dir! Mit zerrissenen Hosen heimzukommen, ist denn das so was ganz Entsetzliches? Du lieber Himmel, wenn deßhalb sogleich alle Buben an Leib und Seele zu Grunde gehen müßten, dann wären alle rechtschaffenen Männer ja schon längst ausgestorben. Hast du als Bube denn gar nie deine Hosen zerrissen?«

»Was? Ich? – Hosen zerrissen? – Welche Beleidigung! O nie, niemals! Nein, das kann ich mich noch ganz genau erinnern. Wie mich meine Mutter, Gott hab' sie selig, am frühen Morgen angezogen hatte, so sauber und ordentlich war ich noch am späten Abend. Nicht einmal in meine Haare hab' ich mehr hineingelangt wenn sie mir einmal glatt gekämmt waren. Kaum merkliche Falten hab' ich in mein Röckchen gesessen, so vorsichtig hab' ich es immer vor dem Sitzen erst aufgehoben. Wie, was? Aber ein Flecken oder gar ein Riß, o das kam bei mir gar niemals vor. Und noch dazu in solch' nagelneue Hosen!«

»Aber, Christoph, wie kannst du jetzt nur von nagelneuen Hosen reden? Du hast sie ja fünf volle Jahre zuvor selber getragen und da ist's doch wahrhaftig kein Wunder, wenn endlich das zundermürbe Tuch zerreißt, sobald man's nur recht angreift. Das mußt du doch auch in Anschlag bringen und billig sein!«

»So – und das entschuldigst du auch noch? Statt daß gerade dieser Umstand dieses Jungen Respect erhöhen und ihn aneifern sollte, meine in diesen Hosen vormals bewährte Ordnungsliebe nun auch darin nachzuahmen,

statt dessen soll ihm das zur Entschuldigung dienen? O sind das verwirrte, ja, nimm mir's nicht übel, schier unmoralische Begriffe! Wie, was?«

In diesem lamentabeln Ton ergoß sich Vater Stark wunden Herzens noch weiter, und es hätte wenig gefehlt, so wäre er in seiner optischen Täuschung noch bei der Behauptung angelangt, sich schon als Wickelkind eigenhändig auf- und zugewickelt, und die Schleife seines Tragkissens gerade so zierlich verschlungen zu haben, wie heutzutage die Zwillingszipfel seiner weißen Halsbinde.

Daß mir aber ja kein väterlicher Leser meinen guten Vater Stark deßhalb allziu spöttisch auslache!

Es ist zwar allerdings richtig, daß diese chronische Krankheit der optischen Täuschung bei ihm etwas stark ausgeprägt war, und der Gegensatz seiner Gemüthsart zu der seines Sohnes verstärkte sie noch. Aber, ehrlich gestanden, leiden wir Menschenkinder nicht mehr oder minder alle daran, die wir das hohe Amt der väterlichen Autorität an unsern Sprößlingen ausüben? Und wenn wir Herren Väter uns unsern Söhnen als früheres Musterbild von Wohlanständigkeit und klndlichem Gehorsam zur täglichen Nachahmung darstellen, dann ist es recht gut, wenn nicht unsere eigenen Väter mit all' ihren Erinnerungen an uns selber hinter den Enkeln stehen, um bei unserer Selbstverherrlichung nicht zu ironischem Lächeln den großväterlichen Mund verziehen zu müssen.

Nach dieser selbstverleugnenden Parenthese wollen wir uns heute, Samstag Abends, gleich den Eltern Stark

einem Kopf und Herz beruhigenden Schlummer hingeben und am morgigen Sonntag mit dem rechten Fuße zuerst, und somit, nach einem alten tiefsinnigen Volksglauben, mit bester Laune wieder aufstehen.

2.

Auch Vater und Mutter Stark hoben nun beim Aufstehen an diesem Sonntagsmorgen den rechten Fuß zuerst aus dem Bett. Sie hatten beide den löblichen Entschluß gefaßt, daß sie gerade so vergnügt und einträchtig diesen Tag durchleben wollten, wie ihr gestriger Abend unerquicklich gewesen. Der Riß in Hermanns Hosen war zwar von Mutter Rosalie noch nicht geflickt, aber die mütterliche Hand der versöhnenden Nacht hatte den gestrigen Riß in den beiderseitigen Elternherzen bereits wieder vollständig geheilt. Und als Vater und Mutter Stark mit Hermann im neuen Sonntagskleid, und im vollen Lichte der Elternfreude strahlend, in die Kirche gingen, um im Dreiklang ihrer Herzen den Tag des Herrn zu feiern, da ward kein Auge gewahr, daß auf diesem leuchtenden Bilde häuslichen Glückes noch gestern Abend solcher Schatten gelagert gewesen.

Wie drei von Gottes Hand eben erst neu gestimmte Harfen kehrten sie wieder ins Erkerhaus zurück. Da wehte ihnen schon im Hausgang ein eigenthümlich süßer Duft entgegen, daß davon der Mund des Hausherrn ganz wässerig ward. Auch der Sohn theilte sofort dieses väterliche Gefühl, und mit pfiffigem Gesichte hielt er den Zeigefinger in die Höhe.

»Papa, ich rieche was! Jetzt weiß ich auch, was es heute gibt.«

»Nun, was denn, mein gescheidter Goldjunge, was denn?« fragte er schmunzelnd seinen ahnungsreichen Sprößling.

»Ei – meine Leibspeise und deine auch. Ja, Papa, ich weiß schon« – lachte Hermann, mit den großen Augen ein wenig blinzelnd.

Ich würde vielleicht Anstand nehmen, diese Leibspeise unverhohlen bei ihrem deutschen Namen zu nennen. Seitdem aber selbst der Heros der deutschen Romantik sie mit dem Glanze seiner Poesie verklärt und sogar mit »Venus in den Rosen« verglichen hat, darf wohl auch ich ohne Besorgniß vor zu prosaischer Färbung von Vater und Sohn getrost heraussagen: Es war dieses duftende Lieblingsgericht – Schweinefleisch und Sauerkraut; ganz von demselben irdischen Stoffe, wie jener in unseres nun verklärten Uhlands urdeutschem »Metzelsuppenliede.«

Da es immer noch eine Stunde bis zum Mittagessen währte, so wollte der Doctor in seiner Studirstube den Vortrag für die morgige Sitzung noch schnell überfliegen, während der Sohn zu einigen lockenden Buben auf den Rittersberg hinauseilte, um trotz des Sonntags im Nußspiel seine neue Pechkugel zu probiren.

Kaum aber setzte sich Vater Stark seelenvergnügt an den Arbeitstisch, so klopfte es ziemlich unwirsch an seiner Thür, und die nicht gerade wegen Sentimentalität bekannte nachbarliche Frau Metzgerin trat, ein Päckchen unterm Arm, sehr kurz angebunden herein.

»Guten Morgen, Herr Doctor!«

»Ei, schönen guten Morgen, Frau Nachbarin!« gab ihr der Begrüßte, auf seinem Drehstuhl sich herumschwenkend, freundlich zurück. »Nun, nun, was bringt mir die Frau Metzgerin Gutes?«

»O Gutes eben gar nicht, Herr Nachbar!« – erwiederte sie schnippisch, indem sie zugleich ein Wämmschen mit herausgerissenem Aermel geschäftig entfaltete, und mit fabelhafter Zungenfertigkeit dem armen Herrn Doctor stets näher auf den Leib rückte.

»Da sehen Sie nur her, was Ihr ungezogener Bube dem meinigen wieder angethan hat! Den ganzen Aermel rundweg abgerissen! Ist das auch eine Manier? Und solch' ein Thunichtgut will ordentlicher Leute Kind sein? O, mein Daniel spielt auch auf der Gasse, warum denn nicht? Frische Luft müssen und sollen ja die Buben nach der Schule schnappen. Aber lauter Spitzbuben und Räuber spielen, wie Ihr sauberes Früchtchen meinem Buben angelernt hat, dafür bedank' ich mich schön. Jawohl, wenn wir auch keine Advokatensleute sind, unser gutes Auskommen haben wir doch. Steuern und Abgaben zahlen wir gerade so gut, wie Sie, Herr Doctor! Und wir sind keinem Menschen was schuldig, aber bei uns sind gerade Leute genug schuldig. O, mitunter ganz noble Beamtensleute, die oft ein Vierteljahr ihr Fleischbüchel nicht zahlen und die Unsereins dann doch auf der Straße über die Achsel anschauen wollen. Ja, wenn man davon nur plaudern wollte!«

»Aber, beste Frau, ich bitte Sie um Alles, ich bin Ihnen doch keinen Heller schuldig!« protestirte ganz aufgeregt Vater Stark.

»Ei, das hab' ich auch gar nicht gesagt. 's ist ja nur, daß man davon red't. Und mein Mann könnt' ganz gut in den Stadtrath kommen, wenn er nur wollte. Jawohl. Aber er will gar nicht. Ei, er hat auch ganz Recht. Was soll er da droben seine gute Zeit verhocken und sein schönes Geschäft versäumen, wo wir alle Tage frisch schlachten müssen? Gott bewahre! Deßhalb hat man doch gerade so viel Respect vor meinem Mann, wenn er auch kein Stadtrath und kein Studirter ist. Und drum, daß Sie's nur wissen, lassen, wir uns von Ihrem nichtsnutzigen Buben gar nichts gefallen. Ei, zum Guckguck! Meinem Danielchen, dem lammfrommen Kind, den Arm schier aus dem Leib zu reißen! Und wir sind christliche Leute, Herr Doctor! Und wenn Sie Ihr Früchtchen durchaus einmal als Schinderhannes am Galgen haben wollen, o da liegt uns gar nichta dran. Aber unser liebes Danielchen soll einmal kein Spitzbube werden und auch kein Gendarm, so ein hungriger Bettelleutfänger. Ja, das wär' mir das Wahre. Ein Stadtkind, wie meines, das einmal ein so schönes Geschäft zu erben bekommt. Und wenn Sie Ihren wilden Vogel in Gottes Namen nicht zahm machen können, da wollt' ich Ihnen nur sagen, daß dann die Polizei auch noch da ist, und daß mein Mann mit dem Commissär ganz gut steht, wo er auch bei uns ganz allein sein Fleisch holen läßt und meinen Mann noch gar niemals nicht wegen schlechtem Gewicht oder andern Lumpereien auf die

Polizei citirt hat. Aber deßwegen wissen wir doch, wo der Barthel den Most holt, und wo dem Herrn Commissär sein Bureau ist. Und das hab' ich eben jetzt geschwind sagen wollen. Flicken thu' ich das Wämmschen von meinem Daniel schon selber. O! Wir sind noble Leute, denen es auf das Bischen Faden auch nimmer ankommt. Aber, 's ist nur, daß Sie's selber gesehen haben und daß man davon red't. Und nun Adjes Herr Doctor, und nichts für ungut! Und bleiben Sie uns gute Kunden! Sie werden gewiß heut mit dem Schweinebraten zufrieden sein. Sie haben wahrhaftig wieder das allerbeste Stück bekommen, wie immer. Ganz natürlich! Man schaut doch zuerst auf seine Nachbarschaft, und vorab auf Sie, wo Sie Alles immer so schön gleich baar bezahlen. Und morgen haben wir frische Nieren. Sprechen Sie fein zu! Ich weiß ja doch von der alten Dorothee, daß Sie sie so gern essen. Also guten Morgen, Herr Doctor! Nichts für ungut! Ich hab' halt gered't, wie mir der Schnabel gewachsen ist. Adjes!« –

Während des letzten Satzes hatte sie mit überaus flinker Hand ihres »lammfrommen« Daniels Wämmschen wieder zusammengerollt … Und hussa, da schoß der junge Angeklagte rittlings auf dem Treppengeländer in den ersten Stock herunter und riß die Thür des Studirzimmers auf, mit einem so durchdringenden Ruf, als ob das ganze Haus in Flammen stände:

»Papa – zum Es – sen – der Schweinebra –«

Da wehe! mitten in diesem Worte sah sein Auge die Frau Metzgerin mit brennrothem Gesicht und das *corpus*

delicti unter ihrem Arm. Er wußte genug. Die letzte Silbe seiner Lieblingsspeise blieb ihm unausgesprochen in der Kehle stecken. Verblüfft starrte er zu Boden. Die Frau Metzgerin wollte sich flugs davon machen.

Doch Vater Stark hielt sie mit aller Kraft am zarten Arme zurück.

»Nein, Frau Metzgerin, Sie dürfen jetzt nicht fort, und ich bitte höflichst, Platz zu nehmen. Nach der Anklage meines Sohnes sind Sie mir nun auch schuldig, seine Verurtheilung mit anzuhören.«

»Aber, Herr Doctor! was fällt Ihnen denn ein? Was geht denn das mich an? So lassen Sie mich doch hinaus! Ich muß zum Mittagessen.« Und sie griff eilig zur Thürklinge.

»Nein, nein! Sie bleiben!« herrschte Vater Stark gebieterisch. »Hier auf das Kanapee niedersetzen, sag' ich. Sie sollen sogleich mit eigenen Ohren hören, daß ich kein schwacher Vater bin, sondern im Gegentheil sehr energisch zu züchtigen weiß. Dann können Sie's meinetwegen Ihrer ganzen Kundschaft weiter erzählen. O, ich bin ein ganz exemplarisch strenger Vater! Wie – was?«

Damit drängte er die Frau Metzgerin auf das harte Seegraskanapee, auf dem sie wohl oder übel Platz nehmen mußte. Der junge Angeklagte hielt zur Abwehr der in Aussicht gestellten Züchtigung seine Hand instinktmäßig bald an seine Ohren, bald auf einen andern bedrohten Körpertheil. Auch die Frau Nachbarin hegte diese Furcht. Ihr empfindsames Mutterherz erweichte sich für diesen fremden Sohn, und sie streckte protestirend die zwei strammen Arme vor.

»Aber, Herr Doctor, Sie werden doch den armen Buben jetzt nicht malträtiren wollen von wegen dem einfältigen Wämmschen da, wo er doch sonst ein so braver, fleißiger Sohn ist und immer die ersten Prämien kriegt! Gehen Sie! Machen Sie doch keinen solchen Spectakel wegen der Bagatelle da, und lassen Sie mich hinaus! Denn ich muß zum Mittagessen, hab' ich Ihnen schon einmal gesagt.«

Und wieder erhob sie sich und wollte dem Doctor entwischen. Aber, wie er nur auf einmal solche Körperkraft errungen! Auch diesmal drängte er die robuste Nachbarin auf ihren Sitz zurück.

»Nein, Sie bleiben! Doch bangen Sie nicht vor irgend welcher körperlichen Züchtigung! Dieses Wort hab' ich bloß im bildlichen Sinne gebraucht. O, mein Educationsprincip steht auf einem höheren, rein moralischen Standpunkt.«

Zu gleicher Zeit war durch dieses Geschrei auch Frau Rosalie in die Kanzleistube herunter getrieben worden. Daß ihr die Dorothee, wie ein Adjutant dem General auf dem Exercierplatz, nachflog, versteht sich von selbst.

So war also das Scenarium folgendes: Die beiden weiblichen Mitglieder horchten als unsichtbare Statisten an der Thüre der Kanzleistube. Die Frau Metzgerin saß nur mit halbem Körpergewicht und der verdrießlichsten Miene auf dem bewußten Kanapee. Der junge Delinquent lehnte mit scheuem Verbrecherblick und etwas hinaufgezogenem Bein am väterlichen Schreibtisch. Und Vater Stark, nachdem er ein einzigesmal auf und ab gegangen

war, faßte an der Thüre Posto, um mit immer bewegterer Stimme seinen rasch improvisirten Richterspruch zu verkünden.

»Hermann, mein Sohn! Dein eigenes Gewissen wird dir wohl am besten sagen, was diese sehr achtbare Frau Metzgerin bei mir gewollt hat. Soweit ist es also mit deiner Verdorbenheit bereits gekommen, daß du nicht nur deine eigenen Kleider ruinirest, nein, auch jene von fremden Kindern müssen durch dein umbändiges Wesen Schaden leiden! So vernimm denn: Ich bin nicht nur dein leiblicher Vater, ich bin auch dein von Gott bestellter geistiger Wächter. Begreifst du, was das heißt, wie, was? – Mit welchem Eifer ich dies Amt an dir verwalten werde, dafür bin ich einst Rechenschaft schuldig vor dem Throne meines eigenen Richters, und wahrlich, ich will nicht als ein gewissenloser Verwalter befunden werden. – Du weißt nun schon zur Genüge, mein Sohn, wie ich für dein zeitliches und ewiges Heil dir jedes Opfer gern und freudig bringe. Aber von allen Opfern meines Herzens ist mir die Strafe immer das schwerste. Weiß es der liebe Gott, sie thut mir jedesmal weher, wie dir selber. Und heute, mein Sohn, muß diese Strafe eine exemplarische werden.«

Damit hielt er ein wenig inne, um zum eigentlichen Urtheil die gehörige Fassung zu erringen. Die Frau Metzgerin wischte, bereits gerührt, über die Augen, und sagte vor sich hin: »Ach du lieber Herrgott! wie schön der Mann nur predigen kann, justament wie der Herr Pfarrer auf der Kanzel!«

Vater Stark vollendete seinen salbungsvollen Urtheilsspruch:

»Unser bescheidener Tisch bringt uns nun heute deine und, ich will es gerne gestehen, auch meine Leibspeife. O wie gern hätt' ich mich mit dir gemeinsam daran ergötzt! Aber heute zwingst du mich, statt des wohlschmeckenden sonntägigen Schweinebratens mit Sauerkraut dich zu einer einfachen Suppe mit einem Stück Schwarzbrod zu verurtheilen, und zwar von deinen Eltern abgesondert, an einem einsamen Straftisch in deinem Kinderzimmer. Mögest du, mein Sohn, darin nachdenken über die Sträflichkeit deines zuchtlosen Benehmens, und heilsame Entschlüsse fassen zu wahrhaft dauernder Besserung! Ich habe genug gesagt. Nun geh' und kehr' gebessert an mein Herz zurück, das dir zwar für heute verschlossen bleibt, für deine reuige Rückkehr aber mit der alten Liebe wieder geöffnet werden soll. – Und nun fort aus meinen Augen!«

Der also Verurtheilte schlich sich mäuschenstill hinaus und hinauf, um vor Allem bei seiner Dorothee Trost und Hilfe zu suchen. Den beiden Lauscherinnen hinter der Kanzleithüre war das Herz ganz wehmüthig geworden und sie gingen mit leisen Schritten wieder in den obern Stock. Im Hause herrschte eine peinliche Stille, wie in einem Gerichtssaale nach dem Urtheilsspruch.

»Nun, Frau Metzgerin, sind Sie mit mir zufrieden?« unterbrach jetzt Vater Stark die stumme Scene.

»Ach, Herr Doctor,« gab sie halb ärgerlich, halb weich gestimmt zur Antwort, »gehen Sie mir doch weg mit denen Geschichten! Den armen Buben da um so einen guten Schweinebraten bringen, wo ich Ihnen justament so ein Extrastück hab' heraushauen lassen. Meinem Danielchen sein Wämmschen wird ja wieder geflickt und damit basta, und den Hermann lassen Sie mitessen! O was werden Sie noch Freud' an dem erleben, wo er einen so gescheidten Kopf hat! Warten Sie nur einmal! Und es ist ja Sünd' und Schad' um einen so schönen Braten. Denn Sie verpfuschen sich ja doch nur selber Ihr eigenes Mittagessen! O ich kenn' mich aus in denen Geschichten.«

»O nein, Frau Metzgerin,« perorirte Vater Stark noch in gleichem Grade der Aufregung, »ganz vortrefflich wird es mir schmecken. Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen und nach gethaner Pflicht ist auch gut essen. O mein Appetit hat im Gegentheil noch sehr zugenommen. Wie, was? Und es bleibt dabei.«

»Na, mir ist's recht, Herr Doctor! – Aber Herrje, da läutet's schon zwölf Uhr und um dreiviertel soll immer die Suppe schon auf dem Tisch stehen. Da wird mein Mann schön räsonniren. Also nichts für ungut, und einen rechten guten Appetit zu meinem Schweinebraten!« –

Die Metzgerin schlug die Thüre zu und rannte über den Rittersberg. Vater Stark ging gemessenen Schrittes hinauf in die Erkerstube zum Mittagessen – ohne Sohn.

Obwohl die alte Dorothee das Strafurtheil, wie wir wissen, bereits kannte, hatte sie doch auch für den jungen Sträfling gedeckt, um jeden Verdacht ihres Lauschens

fern zu halten, und auch nebenbei in der leisen Hoffnung, daß der erzürnte Vater, durch den Anblick des kindlichen Tellers und Besteckes gerührt, vielleicht wieder zur Aufhebung seines strengen Richterspruches bewogen werde. Auch Mutter Rosalie theilte diese Hoffnung und kam dem Doctor mit einem besonders freundlichen »Grüß Gott!« schon unter der Thür entgegen. Doch er blieb in seinem Urtheile stanchaft und ordnete sogleich bei seinem Eintritt dessen Ausführung an. Die Mutter ihrerseits gab ohne ein Wort der Widerrede der Dorothee ihre weiteren Befehle. Hermanns Teller und Besteck ward mit düsterer Miene von ihr entfernt, und ein einzelner Suppenteller sammt Löffel und einem tüchtigen Stück Schwarzbrod zu ihm in das Kinderzimmer hinübergetragen.

Die beiden Eheleute setzten sich schweigend zum Tisch. Die Suppe ward aufgetragen. Vater Stark übernahm ausnahmsweise heute für den abwesenden Sohn das Amt des Vorbeters und eine leise Wehmuth dämpfte seine Stimme:

»Komm Herr Jesu Christ, sei unser Gast,
»Segne, was du uns bescheeret hast!«

»Amen!« seufzte Mutter Rosalie; »wünsche guten Appetit,«

Doch sowohl ihr jetziger, wie der Metzgerin voriger Wunsch ging nicht einmal annäherungsweise in Erfüllung. Schon nach einigen Löffeln schob er den Teller zurück.

»Ich weiß gar nicht, diese Griessuppe will mir heute nicht recht schmecken. Ich esse sie überhaupt nicht besonders gern.«

»So? Ei das ist mir ja ganz neu und thut mir recht leid. Sonst hätte ich gewiß eine andere bestellt. Nun, vielleicht geht's mit dem Rindfleisch besser, guter Christoph!« tröstete Frau Rosalie.

»Ich weiß nicht, 's kann sein,« sagte kleinlaut der gute Doctor.

Das Rindfleisch kam. Vater Stark übte das ihm gewöhnlich zustehende und von ihm kunstgerecht verwaltete Amt eines Vorschneiders aus. Er nahm einige Bissen davon. Dann legte er auch hier appetitlos die Gabel auf den Tisch.

»Ist dir denn nicht recht wohl? Geh', du machst mich schier ängstlich, Alter!«

»Nun, es fehlt mir gerade nichts Wesentliches. Aber es scheint, daß mein Magen nicht ganz in Ordnung ist,« erwiederte verlegen der Doctor. »Jedenfalls ist es nur vorübergehend. Drum bitt' ich dich, Rosalie: nichtwahr? Iß du nur nach Herzenslust! Und wenn ich heute nur wenig esse, so mache dir keine Sorge! Es ist vielleicht besser, wenn ich ein wenig faste. Die Natur ist in solchen Fällen immer der beste Arzt.«

»Nun freilich, lieber Vater! Aber vielleicht schmeckt dir dann das Schweinefleisch und Sauerkraut um so besser. Das war doch sonst immer deine Leibspeise.«

»Wohl möglich, aber ich weiß doch nicht, ob gerade Schweinebraten mir heute sonderlich zuträglich sein mag. Will eben sehen.«

Und es kam der Schweinebraten sammt dem Sauerkraut. Auch Erbsen waren zur wohlschmeckenden Vermengung mit letzterem nicht vergessen. –

O Menschenleben mit all deinen Hoffnungen, wie bist du doch oft eine herzlose, höhnische Lügnerin! Wie appetitreizend begrüßte vor einer Stunde den so glücklich heimgekehrten Vater Stark des Schweinebratens süßer Duft! Und in welch gedrückter Stimmung saß Ersterer nun appetitlos vor letzterem da! Wie gedachte er, mit dem lieben Sohne sich an der gemeinsamen Leibspeise so recht gütlich zu thun! Und jetzt saß er als verstimmter Richter da und der verurtheilte Sohn getrennt von ihm, an einem magern Katzentische.

O, wer von Beiden durch dieses Urtheil wohl am härtesten getroffen worden war?

Das wenigstens weiß ich genau, daß auch dieser Schweinebraten mit all' seinem verlockenden Duft des Vaters verdorbenen Appetit nicht wieder lüstern machen konnte. Er drückte wohl ein erstes und ein zweites Stück davon gewaltsam hinunter. Aber es wollte eben doch nicht gehen. Ein halbes Stück Schwarzbrod und sein gewöhnlicher Schoppen Tischwein war der Hauptbestandtheil seines ganzen Mittagmahles. Er wischte auch alter Gewohnheit gewissenhaft den Mund, was heute wahrlich

gar nicht Noth gethan hätte. Dann rollte er seine Serviette fein säuberlich zusammen, steckte sie in das perlengestickte, mit den Buchstaben C S durchwobene Band, das ihm seine Rosalie noch als Braut gehäkelt hatte, und stand auf. Erst hustete er einigemal ohne den mindesten Reiz im Kehlkopf und dann sprach er:

»Liebste Rosalie, es geht einmal heute nicht. Was soll ich mich darum unnöthig zwingen? Ich denke, 's ist am besten, ich trinke heut auf dem Kasino meinen Kaffee ganz schwarz mit einem Gläschen Arak. Das soll ja für den Magen ein ganz gutes Mittel sein. Heb' eben den Schweinebraten für heut Abend auf! Er wird auch gewärmt noch gut sein. Und das Sauerkraut wird durch aufwärmen ja sogar noch besser. Bis dahin wird sich mein verloren gegangener Hunger gewiß wieder einstellen. Also mach' dir keine unnöthigen Sorgen und sei wie immer meine liebe verständige Frau! Behüt' dich Gott ... Doch halt! Jetzt hätt' ich schier aufs Beten vergessen. Und hat mir's auch heute nur sehr wenig geschmeckt, gar viel tausend Menschen wären doch von Herzen froh, wenn sie alle Tage nur so viel hätten, als ich heute gegessen habe.«

Und er bekreuzte sich, faltete die Hände und sprach:

»Gott dem Herrn sei Lob und Dank
»Für alle empfangene Speis' und Trank.«

»Segne dir's Gott, lieber Mann!« fiel Frau Rosalie wehmüthig ein.

Es klang in dieser eigenthümlichen Lage aus dem Gebet des Doctors, wie aus dem Wunsche Rosaliens ein rührend komischer Ton.

Darauf küßte er seine liebste Frau auf die Wange, was er bei seiner jedesmaligen Verabschiedung regelmäßig that und sie streichelte hierauf voll Mitleid sein Gesicht.

»Armer Vater! Hast dich heute wieder so ärgern müssen! Wie du mich dauerst! Doch sei nur getrost, morgen kommt wieder ein froherer Tag. Mein Gott! Es ist eben Menschenleben. Heute so und morgen anders. Aber ich und meine Liebe soll gewiß immer gleich gegen dich sein und ich will dir beistehen, wo und wie und so gut ich kann. Gelt Alter, wir Zwei bleiben einen Tag wie den andern dieselben. Und mit unserm Hermann wollen wir eben in Gottes Namen Geduld haben, und miteinander getreulich unsere Schuldigkeit thun. Es wird schon noch gut werden. Vertraue nur darauf! Der liebe Gott läßt uns nicht im Stich mit ihm.«

»Geb's der Himmel, gute Frau,« erwiederte Vater Stark, da er, seine innere Erregtheit bekämpfend, ihre Hand in seine nahm. »Aber, wenn auch das heutige *letzte* Mittel nicht hilft, und Hermann nicht bald und nicht gründlich sich bessert, dann ist es mit ihm aus und auch mit meiner Freude an ihm und am ganzen Leben. Ich sage dir: nochmals ein Tag wie der heutige, und ich kann wahrlich nimmer recht froh werden. Ach, wenn die Kinder wüßten, wie die Eltern sie lieb haben und was sie im Stillen

um sie leiden, weiß Gott, sie müßten gegen sie so gehorsam sein, wie die Engel im Himmel gegen unsern Herrgott. Doch schweigen wir darüber! Ich rede jetzt nicht gern davon. – Ich will dir nur noch sagen, daß du dem Hermann um vier Uhr zu seinem frischen Sonntagskaffee statt des gewöhnlichen einzigen Weckens vielleicht zwei geben könntest. Natürlich nur ganz ausnahmsweise für den heutigen besondern Fall. Denn eigentlich Hunger leiden soll mir der Junge doch nicht. Das könnte seiner Gesundheit schädlich sein. Also nochmals behüt dich Gott!«

»Und gelt, guter Mann, komm eben vergnügter heim, als du jetzt fortgehst!« gab ihm Frau Rosalie im zärtlichsten Ton noch mit auf den Weg.

»Es kann sein. Ich will eben sehen,« entgegnete der kleinmüthige arme Doctor, und ging betrübten Herzens auf sein Kasino. –

O seiest du schon selber Vater oder nur deines Vaters Sohn, lieber Begleiter, weihe unserm gemeinsamen Freund Christoph Stark eine mitleidige Thräne edler Rührung! Und daß du bei dieser tragischen Geschichte mit dem Schweinebraten deine Lippen nicht zu allzu ironischem Lächeln verziehest, dafür bürgt mir dein menschlich fühlendes Herz. –

Und der bestrafte Sohn? – O wie niederschmetternd werden erst bei dem dieses Urtheils Wirkungen gewesen sein! Der Vater hatte doch wenigstens das Schweinefleisch noch leibhaft vor sich stehen und konnte doch essen, wenn er nur wollte. Aber der Sohn! Ein trockenes

Stück Schwarzbrod für einen saftigen Schweinebraten! Nein, dieser vom Vater Stark anbefohlene Stoffwechsel der Mutter Natur war doch gar zu unbarmherzig. Doch am besten ist's, wir gehen sogleich selber mit Mutter Rosalie, die ohnedem gerade im Kinderzimmer nachsehen will, zu ihm hinüber – zu seiner nähern leiblichen wie geistigen Betrachtung. –

Ei der Tausend! Ist es Wahrheit oder Traum? Da sieh' nur hin, da sitzt er ja ganz gemüthlich bei seiner alten Dorothee am Katzentisch und macht ein so vergnügtes Gesicht, wie unser Herrgott in Frankreich. Das nenn' ich großartige Resignation! Bei einem Stück Brod an einem Sonntage sitzen und noch dazu lustig sein, das heiß' ich einen Charakter.

Mutter Rosalie warf schon beim Hereintreten einen forschenden Blick auf den von Fettglanz und einigen Resten Streuzucker verdächtig schimmernden Zinnteller des so muntern Sträflings, und fragte nur so leichthin:

»Nun, Hermann, hat dein trockenes Stück Brod gut geschmeckt?«

Er war sichtlich um die Antwort verlegen und zauderte. Um so rascher fiel die Dorothee anstatt seiner ein:

»O ja, Frau Doctorin, ganz prächtig hat's uns geschmeckt. Gelt, Hermännle? Hunger ist der beste Koch.«

»Ja, Doro–thee,« erwiederte das Hermännle auffallend schüchtern.

»So, so, ja, ja!« nahm Frau Rosalie in immer mehr inquisitorischem Tone das Wort: »Nicht wahr, besonders

wenn der Hunger zu seiner Kocherei recht Schmalz und Zucker hat? Gelt, Dorothee?«

Die Dorothee fühlte diesen Stich sehr wohl und wußte im Augenblicke wirklich nicht, was sie darauf sagen sollte. Hermann hingegen blickte noch verdutzter auf seinen Teller, und merkte erst jetzt, wie leichtsinnig er ihn ausgewischt hatte.

»Nicht wahr, Hermann,« fuhr die Mutter wie ein geriebener Untersuchungsrichter weiter, »dein trockenes Schwarzbrod war heute wohl recht fett?«

»Fett? – Mein Schwarzbrod? Ach nein! Aber – o gute Mama, sei mir nicht böse – ich kann und ich will nicht lügen – aber die gute Dorothee hat mir einen – einen –«

»Nun – einen – einen –« half die Dorothee ihrem stotternden Schützling unmuthig weiter. »Was drückst du so lange herum? So soll's heraus! Was ist denn auch dahinter? Einen Pfannenkuchen hab' ich ihm gebacken. So, nun wissen Sie's, Frau Doctorin! und hat die arme Seel' eine Ruh'. Allmächtiger, himmlischer Vater! Am Sonntag ein Stück Schwarzbrod! Prost Mahlzeit! – Wo sogar in der heiligen Faste der Bischof selber sein Stück Fleisch bekommt, da soll so ein umschuldiges Kind nicht einmal eine so gemeine Mehlspeise, wie einen Pfannenkuchen, kriegen? Ja, da bin ich auch noch da. Und wenn der Herr Doctor mir drüber den Kopf herunter reißen will, nun in Gottes Namen! Er setzt ihn mir schon wieder auf und ist zuletzt froh drum, wenn nur ich wieder gut mit ihm bin. Es ist ja nicht das erstemal und ich kenn' ihn, und er kennt mich. Lieber Himmel, wer wird denn

gleich so oben hinaus sein, wenn so eine böse Rippe, wie die Frau Metzgerin, hergelaufen kommt und räsonnirt? Die hat ja so das ganze Jahr mit der Nachbarschaft Spektakel. Ja, die hätt' einmal an mich kommen sollen. Ich wollt' ihr schon weisen, wo der Zimmermann das Loch gemacht hat. Drum seien Sie jetzt gescheidt, Frau Doctorin, und lassen Sie's gut sein mit dem Bischen Mehlbrei und Schmalz! Denn, meiner Seel', wenn's bei dem armen Herrn noch lang so fortgeht mit dem ewigen Aerger um jeden Pfifferling, dann ist's mit ihm bald Matthäi am Letzten, wo er doch wahrhaftig kein Riese Goliath ist und ein so windelweiches Gemüth hat, wie nicht das hundertste Kind. Und wenn Sie nur zugehört hätten, was ich dem Hermann beim Pfannenkuchen für gute Lehren gegeben hab' und wie er mir hoch und heilig versprochen hat, aber ganz gewiß brav und ordentlich zu werden, so hätten Sie darüber weinen müssen. Gelt, Hermännle? Du hast's deiner Dorothee steif und fest versprochen? Und du hältst's aber auch steif und fest! O ich kenn' ja mein Bübchen so gut und vielleicht noch besser, als Vater und Mutter. Also für was jetzt noch einmal Spektakel im Haus machen? Der Pfannenkuchen ist gegessen und noch lange kein Schweinebraten und der Bub ist wieder brav. Unser Herrgott muß ja auch uns alle Tag' hundertmal durch die Finger gucken, sonst müßt man ja die Hölle noch tausendmal größer machen, daß alle Menschen drin Platz hätten. Also, Frau Doctorin, kommen Sie her und geben Sie mir die Hand, und seien Sie still! – Punktum! Sand drauf! –«

Was wollte sich die Frau Doctorin diesem sprudelnden Strome populärer Beredsamkeit, darin jede neue Woge, wenn auch in etwas derber Melodie, von treuer Dienerliebe rauschte, gewaltsam entgegenstemmen? Die Dorothee hatte freilich die Schranken ihrer häuslichen Competenz mit kühnem Fuß überschritten. Aber im Grund ihres Redeflusses lagen doch wieder so viel Goldkörner von Wahrheit verborgen, daß Frau Rosalie vor sorglichem Nachdenken darüber völlig vergaß, der eigenmächtigen Pfannenkuchenbäckerin auch nur einen gelinden Verweis zu ertheilen. Mit wenigen, aber innigen Worten mütterlicher Ermahnung verabschiedete sie sich von Hermann, der ihr diesmal mit elegischer Miene nachsah, und dann mit der Dorothee eine mehr als regelwidrige Partie Damenbrett spielte.

Dann aber sagte er in ganz weichherzigem Tone: »Gut's Dorthele, komm, wir gehen jetzt miteinander hinunter in den Garten. Da setzen wir uns wieder an die Stadtmauer, wie vorgestern Abends. O, das war gar so schön. Und du erzählst mir wieder ein neues Märchen! Weißt dir noch eins, Dorthele?

»O ja, lieber Bube! Und heute sollst du noch das allerschönste zu hören bekommen; aber dann mußt du auch künftighin ganz brav werden!«

»Gewiß, Dorthele, das will ich schon.«

Und sie gingen zusammen hinunter in das Zwingergärtchen und setzten sich an die alte Stadtmauer mit den riesigen Epheuschlingen. Und sie erzählte ihm ihr neues Märchen vom Königssohn und der Prinzessin. Da ward

sein stürmisches Bubenherz merkwürdig ruhig und sanft. Der Wind strich durch die Epheublätter und der träumerische Knabe fragte die alte Märchenerzählerin, ob das wohl Stimmen von Geistern seien? Und sie sagte ihm: »Ja, lieb's Hermännle, das sind die guten Geister deiner Kindheit.« Und er horchte noch viel, viel aufmerksamer auf ihr sinnreiches Märchen, und vergaß es nie und nimmer. –

Mutter Rosalie saß indessen drüben im Erker und las, wie fast jeden Sonntag Nachmittag, in ihrem Thomas a Kempis, dem liebsten Führer ihres Seelenlebens. Aber es wollte mit ihrer andächtigen Stimmung heute gar nicht recht gehen. Nach dem siebzehnten Kapitel des dritten Buches, vom innern Trost, mit der Aufschrift: »Stell' all' deine Sorgen Gott anheim!« legte sie das Buch mit nassen Augen auf das Fensterbrett. Und während sie mit in den Schooß gefalteten Händen traurig vor sich hinsann, kamen ihr eigenthümliche Gedanken:

»Ist dieses Leben doch voll Sorg' und Widerspruch! Ich liebe, das weiß der allheilige Gott die Wahrheit, wie ihn selber. Noch mit keiner Silbe hab' ich sie meinem guten Manne je verläugnet, und er auch mir nicht. Und, Gott sei darum gedankt, auch mein Kind hat das von uns gelernt, und bei all' seinen Fehlern, das weiß ich gewiß; gelogen hat er noch nie. Das ist meines Mutterherzens höchster Stolz und auch sein tiefster Trost. Denn die Lüge ist die Wurzel alles menschlichen Verderbens, sie war es von Anbeginn und wird es ewig bleiben. – Was soll ich nun ferner thun? Ich weiß mir wahrlich keinen rechten

Rath … Wie mich der engelsgute Mann dauert, daß er bei jeder kleinen Unart unseres Kindes sich ohne Noth so das Leben verbittert, das kann ich gar nicht mit Worten sagen. Das weiß nur unser Herrgott. Aber so kann es nimmer fortgehen. Die Dorothee hat ganz Recht. Am Ende wird er noch sterbenskrank vor lauter unnöthigem Aerger. Und was hab' dann ich, was hat unser Kind davon? – Ich weiß es gewiß und hab' es dem armen Manne schon tausendmal gesagt und ihn damit trösten wollen: alle die jetzigen Unarten Hermanns liegen nicht in seinem Herzen, sondern in seinem Alter. Die Buben machen's mehr oder weniger alle so. In seinem Herzen ist Alles ganz gut bestellt. Seine Eltern haben drin ein ganz reines, frommes Plätzchen, und auch unser Herrgott, ich vertraue darauf, freut sich gnädig an seiner unschuldigen Kinderseele. Und kommen nur die verständigen Jahre, so gehen die unverständigen Unarten alle von selber fort. Aber was nützt mich all mein Reden und Trösten? Der gute Mann glaubt mir niemals länger, als bis zum nächsten Tag. Und es kommt mir leider vor, daß das immer ärger, statt schwächer wird. Und dann kann es freilich so kommen, wie die Dorothee prophezeit hat, daß man den guten Mann vor der Zeit auf den Kirchhof hinausträgt. O du barmherziger Gott, wenn ich nur auf hundert Stunden Wegs an diesen Fall denke, könnt' ich mich ja schon zu Tod weinen für mich und unser Kind. – Nein, um aller Heiligen willen, das darf nicht geschehen. Ich hab' ihm bis jetzt wegen Hermann nie was bemäntelt und nie was

verheimlicht. Aber es geht nimmer so. Ich muß es anders halten. Ich muß den guten Mann schonen, soviel ich nur immer kann. Meines und seines Kindes verständiger Zucht soll es gewiß nicht schaden. Aber seines liebsten Vaters Gesundheit und Frieden soll es nützen. Ja, so will ich's machen. Meine Meinung ist wahrhaftig gut. Unser Herrgott weiß es am allerbesten, wie schwer es mich ankommt, von nun an dem ängstlichen Mann nimmer Alles sagen zu dürfen. Und er verzeih mir die Sünde, wenn ich damit ein Unrecht thu', das ich in meinem Herzen nicht will. –«

Nach dieser Meditation athmete sie tief auf, wie Jemand, der eine quälende Last abgeschüttelt hat, und ihr wieder hell gewordenes Auge zeigte, daß ihr Herz mit sich ins Reine gekommen sei.

Welcher strenge Moralist möchte über Mutter Rosalie wegen dieses Entschlusses ein allzuhartes Urtheil fällen? Thu' er's immerhin! Die steile Höhe ascetischer Heiligkeit hatte sie freilich damit nicht erklommen. Aber wer wollte dennoch ihre menschlich frommen Beweggründe nicht billig ehren? Wollte Gott nur, wir dürften in unsern deutschen Häusern nach Tausenden solche Frauen und Mütter zählen, wie diese herzens- und sittenreine, kluge und liebreiche, deutsche Hausfrau Rosalie Stark, die in allen Lagen ihres Lebens immer nur die beste Meinung hatte, und Kopf und Herz auf dem rechten Fleck. –

Noch am selben Abend, an welchem Vater Stark im Humor und Magen noch immer ziemlich niedergedrückt

heimgekommen war, wußte ihm Rosalie so viel Tröstliches davon zu erzählen, wie Hermann so ruhig geworden und dann mit der Dorothee im Zwingergärtchen gesessen sei und mit welch' sanftem Gemüth er auf ihr neues Märchen gehorcht habe, daß dem guten Manne vor Freude darüber der Appetit wieder so kräftig auflebte, wie ein halb vergkommener Lampendocht, der mit frischem Oele neu genährt wird. Und ich kann jedem mitleidigen Herzen die tröstliche Thatsache berichten, daß der aufgewärmte Schweinebraten sammt Sauerkraut sich auch von Seite Vater Starks der wärmsten handgreiflichen Theilnahme zu erfreuen hatte. Mit dem Schlaf in seine Augen war auch der Friede wieder in sein Herz gekommen und seine letzten historischen Worte vor der völligen Hingabe an Gott Morpheus lauteten:

»Du wirst sehen, liebe Rosalie, diese heutige Strafe mit dem Schweinebraten wird in Hermanns Leben noch lang eine wichtige pädagogische Rolle spielen. Ich habe darüber ein ganz eigenthümliches, klares Vorgefühl. Wie – was?«

»Ich auch, guter Christoph!« entgegnete Frau Rosalie mit innigster Zustimmung auf ihrem freundnachbarlichen Ruhelager.

»Du auch? Nun das ist aber schön von dir. Drum wollen wir in Gottes Namen heute recht fröhlich einschlafen und morgen vertrauensvoll aufwachen. Also gute Nacht, beste Frau, schlaf recht wohl!«

»Du auch, bester Mann!«

»Ich danke dir. Komm, gieb mir nochmals deine liebe Hand!«

Rosalie reichte sie ihm hinüber, die er innig drückte: »Also nochmals gute Nacht, du liebe treue Seele!«

Sprachs, blies nach altem Vorrecht auf dem Nachttisch das Licht aus, zog die weiße Schlafmütze, wie immer, bis auf die Augenwimpern nieder, und betete sein Nachtgebet. Gar bald darauf entschwebten holde Traumgeister der feierlichen Nacht und spielten mit seinem schlafbefangenen Geiste gar bunte neckische Spiele, wie jener Elfe Droll mit dem Weber Zettel in Shakespeare's märchenduftigem »Sommernachtstraum.« Nur spielte in Vater Starks Traumgebilden kein Esel, sondern ein anderes nützliches, viel schmackhafteres Hausthier den komischen animalischen Part. Auch nahm es nie die Stelle von Vater Starks ehrwürdigem Haupt in respectswidriger Verwandlung nur einen Augenblick für sich in Anspruch. –

»Du hast heute Nacht ein Bischen unruhig geschlafen, guter Alter!« sagte Frau Rosalie am andern Morgen, als die beiden Gatten miteinander gemüthlich beim Kaffee saßen. »Hat dir gewiß was Schweres geträumt, weil du mitunter so arg gestöhnt hast?«

»Ach, du hast Recht, liebe Frau! Es ist doch merkwürdig, was Einem für närrisches Zeug im Schlafe vorkommen kann. Da hab' ich nun die ganze liebe, lange Nacht von nichts als Schweinen geträumt. Bald haben sie Flügel gehabt und sind mir wie kolossale Fledermäuse um die Nase geschwirrt, als ich in einem wunderschönen Garten

spazieren ging, und immer dann, wenn ich gerade an einer seltenen Blume riechen wollte. Dann hörte ich wieder eine Musik, so wunderbar, wie die Engel im Himmel wohl singen mögen. Aber wenn ich in einem herrlichen Accord gerade recht schwelgen wollte, da grunzte stets ein solches Thier wie ein höllischer Geist unmelodisch dazwischen. Ich war wirklich ganz froh, wie ich die Augen aufschlug. Nicht wahr, das wird doch wohl nichts Schlimmes bedeuten? Ei was! Träume sind Schäume. Gelt, liebe Frau?«

»Nun freilich!« tröstete Rosalie, »der Volksglaube sagt wohl, daß das Begegnen von Schweinen nichts Gutes bedeute. Aber das Träumen von ihnen ist ganz gewiß was Unschuldiges. Weißt du, das kommt eben Alles von dem gestrigen Schweinebraten.«

»Ja wohl, gutes Herz, das wird wohl die einfachste Auslegung sein. Aber ich sage dir auch heute Morgens wieder: ich bringe das vorahnende Gefühl einmal nicht los, daß es von nun an mit Hermann entschieden besser gehe und der Gedanke mit dem Schweinebraten gestern ein höchst glücklicher, ja, ich möchte fast sagen, ein von oben eingegebener war.«

»Bleib nur bei diesem Gefühl, guter Mann!« bestärkte ihn Frau Rosalie mit dem ganzen Wohllaut ihres Herzens. »Was man so bestimmt vorausempfindet, wird auch gewöhnlich wahr. Ich wenigstens zweifle nicht in mindesten daran.« –

Nach diesen Worten hustete sie auffallend stark, was diesmal so viel bedeuten sollte, wie wenn in kleinen Provinztheatern die Schelle den Anfang eines Aufzuges verkündet. Es ging nun zwar kein Vorhang, aber doch die Thür des Kinderzimmers auf, und Hermann trat, mit heute besonders glatt gekämmtem Goldkopf und sonntäglich angezogen, einen riesigen Blumenstrauß in der Hand, auf die Bretter der Erkerstube. Die Dorothee blieb als freudestrahlender Genius ohne Flügel unter der Thüre stehen.

Und Hermann ging schüchtern zum Vater hin, gab ihm mit der linken Hand den Strauß und streckte ihm die rechte entgegen, mit der von Thränen erstickten Bitte:

»Papa, ich bitt' um Verzeihung. Ich will's nimmer thun, und ganz gewiß recht brav werden. Sei nur auch du mir jetzt wieder gut!« –

So kurz diese dramatische Anrede auch war und so einfach die Inscenirung, so war das anwesende Publikum dennoch dermaßen davon ergriffen, daß es sogleich selber in dramatische Activität überging. Und gar mancher Jünger der dramatischen Muse hätte sich an diesem Auftritte für seine künftiger Stücke ein Muster nehmen können, mit den einfachsten Mitteln dennoch den unwiderstehlichsten Effect echter Naturwahrheit zu erzielen.

Vater Stark hob den kindlichen Künstler auf seine Kniee, drückte sein liebes Lockenhaupt fest an sein Herz und küßte gar lange seinen blühenden Mund. Er konnte vor Innigkeit nur die Worte herausstammeln: »Ach mein Kind, mein liebes, gutes, einziges Kind!« – Dann reichte

er seiner Rosalie, in der sein Auge sogleich den liebreichen Regisseur erkannte, zum Danke die Hand und rief zuletzt nach der Dorothee in ihrem bescheidenen Hintergrunde.

»O komm sie her und geb' auch sie mir ihre Hand! Sie gehört ja doch auch zu uns.«

Dorothee folgte gerührt dieser schmeichelhaften Einladung, und ward dadurch nicht wenig in ihrem Selbstbewußtsein gehoben. Dabei unterließ sie nicht, mit beredtem Blick ihrer Herrin noch ihren besonderen Dank dafür auszusprechen, daß sie ihre ordnungswidrige Pfannenkuchenbäckerei dem Oberbefehlshaber des häuslichen Regiments nicht angezeigt hatte.

Mit dieser letzten allseitigen Versöhnungsscene endete diese Mustervorstellung auf den Stubenbodenbrettern des Stark'schen Hauses. Und wenn die erfahrungsmäßige Wahrheit, daß bei jedem dramatischen Werke der glückliche Schluß auf die Beurtheilung des Ganzen vortheilhaft zurückwirke, auch hier ihre Geltung findet, so kann ich mein hochgeneigtes Publikum wohl mit freudiger Herzensruhe für heut entlassen.

Nur als kurzen Epilog noch Folgendes.

Vater Starks so richtig vorahnendes Gefühl von der Wirkung des entzogenen Schweinebratens ging natürlich auch pünktlichst in Erfüllung. Und dieses fragliche Rippenstück unseres so beliebten Hausthieres schlug im Laufe der Zeit gerade so gut hundertfachen unnöthigen väterlichen Aerger über harmlose Bubenstreiche nieder, wie

jener in der alttestamentarischen Zeit so berühmt gewordene Eselskinnbacken die tausend Philister.

Dabei kann ich schließlich für alle ängstlichen väterlichen wie mütterlichen Gemüther die tröstliche Versicherung hinzufügen, daß Mutter Rosalie dieses umendlich gut gemeinte Vertuschungssystem mit einer so wunderbar instinktiven Frauenklugheit durchführte, und nicht ein einzigmal in Gegenwart des Sohnes, daß weder die väterliche Autorität, noch der kindliche Gehorsam, oder gar seine angeborne Liebe zur Wahrheit darunter im mindesten zu leiden hatte.

Vater Starks Herz aber ward aus lauter Freude über diese merkwürdige Wandlung seines Sohnes von Woche zu Woche stiller und heiterer. Sein trockenes Gesicht strahlte mehr und mehr von frischer Gesundheit. Erst jetzt ka, die Zeit, in der er sich so recht von Herzen an dem Himmelsgeschenke seines Sohnes freuen durfte. Und noch lange danach sprach er in vielfacher Variante den stolzen Gedanken aus: »Siehst du, Rosalie, das kommt Alles von meinem klugen Einfall mit dem Schweinebraten. Ja, man sollte es kaum für möglich halten, und dennoch ist es unwiderlegliche Wahrheit: Dieser Schweinebraten war doch wirklich ein ganz merkwürdiger Pädagog.«

VI. Der Lateiner und der Kaiserjäger.

»Der liebe Gott bewahre mich vor einem eben so ungezogenen wie ungebildeten Sohne, wie dieser Hermann

Stark! Wie bin ich glücklich, daß ihm der meinige nicht im mindesten ähnlich ist!«

Ob nicht vielleicht schon die eine oder andere Frau Mutter also im Stillen ausgerufen hat? Es soll auch keiner nur mit einem Gedanken verargt werden. Weiß ich doch zu gut, daß solche »Gassenbuben« nicht nach aller Eltern Geschmack sind, und gar mancher vornehmen »Mama« ihr bereits salonfähiger Miniatur-Dandy in seinen feinen Glacés viel poetischer dünken mag, als dieser ungeleckte Provinzjunge, dessen Finger außer dem unförmlichen Hasenpelzhandschuh, in dem nur der Daumen seinen besonderen Platz einnimmt, noch niemals eine andere Umhüllung verspürt haben.

Könnte ich aber eine solche »Mama« nur so recht in Kopf und Herz dieses Gassenbuben hineinschauen und sie ahnen lassen, welch' fruchtreifen Herbst sein geistiger Frühling verhieß – sie würde doch vielleicht aus dem Lenzsturm dieser Knabenseele sich gern einen erfrischenden Hauch für den eigenen, allzu ängstlich gepflegten Sprößling gefallen lassen.

Daß unser junger Freund auf der Gasse stets der unbestrittene Held gewesen, das wissen wir bereits zur Genüge. Aber er war auch stets der glorreiche Sieger auf der Schulbank, und in keinem der ersten vier deutschen Lehrjahre ließ er sich die Trophäen streitig machen.

O war ein solcher Tag der Preisvertheilung stets ein Fest des elterligen Stolzes für den guten Vater Stark, seine Rosalie, die alte Dorothee und die ganze weitverzweigte Verwandtschaft! Das Licht solch' eines einzigen

Nachmittags, wenn im Rathaussaal und dann noch auf der Gasse bis zum Erkerhaus Jedermann den blondlockigen, helläugigen Preisträger mit lachendem Gesicht und Herzen beglückwünschte, dieses Sonnenlicht warf immer auf das ganze, an Freuden und Leiden wechselvolle, Schuljahr seine verklärenden Strahlen, und das hochbeglückte Haus konnte sich dann buchstäblich an seinem jüngsten Bewohner.

An solchen Triumphtagen Hermanns trat den Eltern, wie auch der Dorothee, immer wieder aufs Neue das Räthsel entgegen, und sie konnten es niemals recht lösen: wo und wann er denn eigentlich das Alles gelernt habe? Denn, weiß der liebe Gott, sagten sie sich einander, im Stubenhocken war er ganz sicherlich von allen seinen Mitschülern der letzte, aber eben so gewiß auf der Gasse der allererste gewesen. Drängten sie ihn dann selber zu näherer Aufklärung dieser dunklen Frage, so klang seine naive Antwort fast ebenso räthselvoll: »Ei was! Ich weiß selber nicht, wie ich's gelernt hab'. Ich kann's eben.« Und die Fragenden wußten so viel, wie zuvor.

Ja, wo auch dieser weise Pädagog zu finden wäre, der da gründlich zu erklären wüßte, warum der eine Knabe das Blatt seines Buches nur zu überfliegen braucht, und warum der andere sich stundenlang daran abquälen muß und es noch immer nicht völlig zu seinem geistigen Besitz erobern kann! Wir haben kein irdisches Organ, um dieses übersinnliche Räthsel zu lösen. Das aber war sonnenklar: all für den Knaben Hermann Stark das Pfund der geistigen Gaben abgewogen ward, mag diese himmlische

Schale wohl in seltener Schwere sich niedergesenkt haben.

Er selber war sich dieses Gnadenreichthums wohl am wenigsten bewußt. Aber seine Eltern wurden ihn von Jahr zu Jahr mehr inne, und ihr inständiger Dank gegen den göttlichen Geber wuchs im schönsten Gleichmaß mit dieser Erkenntniß. –

Die deutsche Schulbank war auf das glücklichste absolvirt, und der zehnjährige Jünger aller Wissenschaften ward nun feierlich eingeführt in die vier ersten Vorhöfe des Tempels altclassischer Weisheit und Formschöne.

Im allerersten bescheidenen Raume führte, wie schon bekannt, der alte »Frackschneider« seit fast Menschengedenken den längst wurmstichigen Schulscepter. Wie gerne hätte er den letzten Trost noch erlebt, in dem Geiste dieses urgermanischen Cheruskers, dem er in seinem berühmten Trinkspruche vor zehn Jahren ein so »mystisches« Horoskop gestellt hatte, nun auch den ersten Samen altrömischer Bildung ausstreuen zu dürfen. Nach diesem letzten Berufswerke hätte er seine ruhmvolle philologische Laufbahn aus freiem Antriebe willig abgeschlossen. Aber das unerbittliche Schicksal wollte es anders. Sein schon früher genährter klang zur Mystik hatte sich nämlich in den letzten Jahren in solchem Maße der Verworrenheit gesteigert, und seine Klasse war ein so fruchtbarer Boden für alle möglichen Geniestreiche seiner Schüler geworden, daß die allweise Staatsregierung dem guten Veteranen zuvorkam, und ihn, ohne jegliche Bitte seinerseits, »in den nach mehr als vierzigjährigen,

ebenso treu wie eifrig geleisteten, Diensten wohlverdienten Ruhestand« versetzte. Dieser unerwartete Schlag that ihm aber so wehe, daß ihm schon ein halbes Jahr darauf das himmlische Decret ausgefertigt ward zu seiner völligen Pensionirung auf Erden und nunmehrigen Activität in der Mystik der Ewigkeit. Die ganze Stadt begleitete ihr ausgeprägtestes Original zu seiner letzten Ruhe. Jede Straße, jedes Kind vermißte noch lange Zeit den Verstorbenen. Aber Keiner unter Allen weinte so heiße Thränen um den alten Hausfreund, als Vater Stark, der es sich nicht nehmen ließ, unter den allervordersten Leidtragenden dem Sarge nachzugehen.

Ob auch sein historischer blauer Frack in irgend einem Antikenkabinete des Landes aufbewahrt oder von barbarischen Erben einem banalen Trödeljuden überantwortet wurde, darüber konnte ich leider keine verlässige Urkunde auffinden und will, da ich nur nach authentischen Quellen berichte, jede subjective Muthmaßung lieber unterlassen.

Kehren wir von dem frischen Grabe unseres ältesten Freundes zu dem frischen Leben unseres jüngsten wieder zurück!

Auch an dem schon umfangreicheren, jährlich sich mehr verzweigenden Baume von Rom und Hellas bewährte sich die merkwürdige Schnellkraft seines selten begabten Geistes. Wo die meisten seiner Mitschüler mühsam mit Händen und Füßen hinankletterten, um gar oft wieder herunter zu purzeln, da schwang sein Genie sich flugs hinan mit elastischem Schwung, und riß im Fluge

die goldenen Früchte herunter. Nur seltsam! – Gegen Eine Wissenschaft verspürte er noch von der deutschen Schule her eine immer mehr wachsende heimliche Abneigung. Das war die Mathematik, von den vier Species bis später zu den schwierigsten Sätzen der Trigonometrie. Es geschah seinem weitschweifenden, ungebundenen Geist ungefähr wie einem ungarischen Haideroß, das aus dem schrankenlosen Tummelplatze der Pußta in die kaiserliche Reitschule gebannt wird, und nun, ungestüm in die Silberstange knirschend, in abgezirkeltem Schritt die kleine und große Volte traben muß.

Aber noch immer überwand der Ehrgeiz seine angeborne, immer wachsende Abneigung gegen diese scharf abgegrenzte Welt von Zahlen, den geschwornen Feinden seiner Phantasie. Und so marschirte unser Held auch in der Lateinschule stets an der Spitze der Civilisation und ließ sich in keiner Klasse den gewohnten ersten Preis entreißen.

Ein noch viel glorreicherer Feiertag all die Preisvertheilung war aber für unsern jungen Freund der lateinischen Schule jährliches Maifest.

O wenn ich dich nur einmal leibhaftig an dem ersten Tage des Wonnemonats in jenen Rathaussaal, der den ergrauten Vätern der Stadt, wie ihrer blühenden Jugend gleich willig sich erschloß, hinein versetzen könnte! So tritt denn wenigstens im letzten Jahre mit mir herein! – Siehst du dort droben auf jener Estrade, darauf der weise Stadrath sonst sein Licht leuchten läßt, siehst du

von duftenden Blumen rings umblüht diese frische Menschenblume stehen? Erkennst du ihn wohl? – Wie der gedrängt volle Saal erwartungsvoll ihm lauscht! – Auf der ersten Stuhlreihe, mitten unter den unbestritten ersten Honoratioren, sogar zwischen dem Herrn Tribunalpräsidenten und seiner Gemahlin, nimmt Vater und Mutter Stark heute den Ehrenplatz ein. Ach, wie ihre Elternherzen bange Angst zusammenschnürt! Wie wagen sie kaum zu athmen, und nur mit scheuem Blick zu ihm hinaufzuschauen! Und doch, wie steht er droben zu ihrer und aller andern neidlosen Eltern süßer Augenweide! Wie stehen die Hosen, weiß wie Maiblüthen, von dem schwarzen Sammtrocke leuchtend ab, und wie ringeln sich seine Goldlocken malerisch um den breiten Spitzenkragen, den Mutter Rosalie mit eigener Hand für diesen Festtag gestickt hat! – Horch! Er declamirt von Uhland »des Sängers Fluch.« Er selber der »blühende Genoß,« wie jener Sohn des Alten mit der Harfe. – Wie melodisch und doch wie voll und muthig klingt seine Stimme, wie klar blickt sein Auge nieder! Nur seine den Vortrag begleitende Handbewegung entbehrt noch der nöthigen Schönheitslinie und gleicht mehr den winklichen Zeichen des vormaligen nichtelektrischen Telegraphen. – Jetzt spricht er mit feierlichem Pathos: »Versunken und vergessen, das ist des Sängers Fluch.« – Erst noch einen Augenblick athemlose Stille. Der junge Declamator verneigt noch etwas linkisch, jedenfalls viel zu tief sein Haupt, so daß die Lockenfülle ihm völlig das Gesicht umfluthet. Kühn wirft er sie aber wieder in den Nacken zurück und tritt ab,

selbstbewußt wie ein Sieger vom Kampfplatze. Da bricht das Eis, und der Strom der Begeisterung wird frei. Der ganze Saal klatscht und ruft ihm rauschenden Beifall zu. Kein Zweifel. Sein Vortrag war die Krone des ganzen Festes. Vater und Mutter Stark athmen klaftertief auf, und erst jetzt läßt die überwundene Angst in ihr Auge zwei Thränen der Rührung heraufsteigen, welche schon vorher die Blicke gar mancher Zuhörer genetzt hatten.

Allseitiges freudiges Gemurmel umsummt sie wie ein Bienenschwarm. Sogar die Frau Präsidentin unterdrückte ihre Eifersucht und flüsterte der glücklichen Mutter mit sauersüßem Lächeln die inhaltsreichen Worte zu: »Wirklich charmant, ein ganz netter Junge!«

Und wieder wird es feierlich still. Ein Kreis von Lateinschülern hat sich auf der Estrade versammelt, und singt einen vom Musiklehrer componirten und eigenhändig dirigirten Choral: »Lobet den Herrn!« – Wie von Engelstimmen rauscht der volle Chor. Und hörst du's? »Dann strömte himmlisch helle des Jünglings Stimme vor.« Erkennst du ihn wieder? Jetzt schließt der Chor mit einer künstlichen Fuge zu denselben Worten, welche ihn eingeleitet: »Lobet den Herrn!« – Vater und Mutter Stark getrauen sich nun wieder, glückselig auf und in ihren Sohn hineinzuschauen, wie in den makellosen Spiegel ihres reichsten Glückes. Und, »lobet den Herrn! –« so jauchzt in dankestrunkener Andacht ihre Seele mit dem brausenden Chor der Knaben: »Lobe den Herrn, der uns solch einen Sohn gegeben!«

»O nur Friede zwischen Mann und Frau und im ganzen Hause! Das ist die frischeste Luft und wärmste Sonne für das gesegnete Gedeihen unseres Kindes!«

So lautete vor mehr als einem Jahrzehnt ein gar verständiges Wort der Frau Doctorin Stark, als sie über das gelehrte Educationssystem ihres unpraktischen Mannes kopfschüttelnd nachsann. Soll ich dir nun noch betheuern, daß dieses Friedens wohlthätige Luft im Hause Stark auch wirklich wehte? Dich selber hat sie ja angehaucht, so oft ich dich hineingeführt, und du hast es miterlebt: wenn auch dann und wann flüchtige Sturwolken aufgezogen waren, so funkelte gar bald wieder ein ganzer Himmel voll einträchtiger Liebe in des Erkerhauses behagliche Räume.

Doch noch ein anderer, tieferer Geist des Friedens durchathmete diese echt deutsche Bürgersfamilie von altem Schrot und Korn. Das war ihr steter Friede mit ihrem Gott und dessen tägliche Offenbarung in und außer ihrem Hause. –

Es gibt einen göttlichen Glauben, der so wahrhaftig und menschlich schön, so wortkarg und nicht aufdringlich, und doch durch stille Werke überzeugend, so gottesernst und menschenfreundlich, so streng und doch so reich an milder Liebe, im einzelnen Menschenleben sich offenbart, daß ihm Niemand dessen Herz nicht ganz und

gar verknöchert oder verwildert ist, seine geheime Ehrfurcht versagen kann. Einen solchen Glauben beherbergte das Erkerhaus. Und könnte ich jetzt mit all' der Gottesfurcht und Menschenliebe, mit all' dem Seelenfrieden und werkthätigen Mitleid dieses Elternpaares in einem einzigen Accord eine fremde Seele durchklingen lassen, ich weiß gewiß, vor dem echt christlichen Hause Stark würde auch der fortgeschrittenste, aber noch edel denkende, Freigeist unserer Tage in Gedanken sein Haupt verneigen, und nicht der leiseste unschöne Zug skeptischer Ironie möchte sein Antlitz entstellen.

Dieser feste Glaube von der durch und durch wahrhaften Frömmigkeit im Erkerhause war auch in der ganzen Stadt ein allgemeiner, da sie Jedem der darin ein- und ausging, als milder Sonnenschein gottdurchglühter Nächstenliebe wohlthuend entgegenstrahlte.

Wer darum von den Frauen irgend eine barmherzige That ins Werk setzen wollte, der zog vor Allem die Mutter Rosalie ins Geheimniß, und war ihres klugen Beiraths und kräftigen Mithelfens im vornherein versichert. Bei solchen Unternehmungen und Vereinen war sie aber niemals zu bewegen gewesen, sich mit ihrer Person an die Spitze zu stellen, und das Wort des Evangeliums: »Die Linke soll nicht wissen, was die Rechte thut,« fand an ihrer bescheidenen Herzenseinfalt eine fast allzu ängstliche Auslegerin. Trotzdem konnte sie's natürlich nicht verhindern, daß so mancher heimliche Gang, den sie im Halbdunkel in ein einsames Krankenstübchen machte, dann bei hellem Tageslichte bekannt und gerühmt wurde; und

ebensowenig brachte sie's dahin, daß das Dutzend gebrechlicher Handwerker und alter Mütterchen, die jeden Mittwoch und Samstag im Erkerhause gespeist wurden, nicht stets als neue, gleich beredte Zeugen ihrer Barmherzigkeit in die armen Kammern heimkehrte.

Ebenso war unser Vater Stark, dieses rührende Urbild aller Ehrlichkeit, im Gegensatz zu diesem und jenem habsüchtigen Collegen, der trostreiche Rettungsanker für gar manchen seiner Mitbürger, der oft ohne seine Schuld in einen Prozeß verwickelt worden war und die Kosten und Vorschüsse dafür nicht augenblicklich erschwingen konnte. Und wie oft, wenn Vater Stark unterliegen mußte, ließ er sich von seiner bedrängten Partei gar nur durch stummen Händedruck und ein tausendfaches Vergeltsgott bezahlen. Ja, selbst bei seinen wohlhabenden Clienten ging ihm das Gold der Wahrheit über alles noch so reichliche Honorar, und manchen langwierigen Prozeß, den er für sich als eine wahre Goldgrube hätte Jahre lang ausbeuten können, wies er von vornherein völlig zurück, weil er ihn mit seinem Gewissen nicht vertreten konnte; oder er ruhte nicht, bis er ihn durch einen gütlichen Vergleich, auch dem ihm freilich kaum der hundertste Theil von Nutzen geflossen war, geschlichtet hatte. – An einem solchen Morgen, an dem er einen großartigen, aber nach seiner Meinung ungerechten, Erbschaftsprozeß rundweg abgewiesen und dafür noch sehr unböfliche Worte zu hören bekommen hatte, kam er wie ein glückliches Kind in

die Erkerstube herauf und sagte lächelnd zu Mutter Rosalie: »Heute hab' ich wieder ein außerordentlich glänzendes Geschäft gemacht und ein kollosales Honorar dafür eingenommen. Aber ich hab' es gleich da droben im Himmel deponirt und darum gebeten, daß es für unsern Sohn sammt Zinsen admassirt und ihn später in lauter göttlichem Segen ausbezahlt werde, namentlich in Goldmünzen echtester Wahrhaftigkeit, darunter auch nicht ein einziges falsches Stück sich befinde.« –

So klangen Glaube und Leben dieser Eltern harmonisch wie zwei wohlgestimmte Glocken durch den klaren Morgen ihres Sohnes. Und da so sein Herz in seinem Hause nur freudigsten Frieden einathmete, da sein Auge nur die zärtlichste Liebe drin walten sah und sein Ohr nur von Eintracht und Erbarmen reden hörte, wie hätte da seine Seele nicht auch die Quelle des ewigen Heiles lieben lernen sollen, aus der dieser heitere, klare Strom ihres gesegneten Lebens Tag für Tag entquoll? So ward ihm der Eltern schlichtes Wort, was dem Tag die Sonne. Sie geht auf und der Tag bricht an. Jene redeten ihm von der ewigen Sonne; sein Herz glaubte und ward von ihrem Aufgange beleuchtet.

Vater und Mutter Stark waren aus alter Familientradition, wie eigener, innigster Ueberzeugung, streng gläubige Katholiken, in freudigem Gehorsam die Gebräuche und Gebote der Kirche wahrend und befolgend, ohne

sie jemals als leere Schale prunkend zur Schau zu tragen. Neben aller dogmatischen Rechtgläubigkeit wohnte aber in diesen edlen Menschenherzen die liebreichste Toleranz gegen ihre protestantischen Mitbürger verträglich zusammen. Nicht jene Toleranz in ihrer gedankenlozen, auf der Gasse gebrauchten Bedeutung, wohl aber die durch bewußte Liebe geläuterte geistige Duldsamkeit, eine der edelsten Töchter des Evangeliums, die, ohne vom eigenen confessionenen Glauben in vagem Vergleich auch nur ein Jota aufzugeben, doch auch für den Andersgläubigen ein so vollgefülltes Maß von Achtung und Nächstenliebe auszuschöpfen vermag, wie für den Bekenner der eigenen Confession, und so viel als der Mensch in beiden verdient.

Dieselbe religiöse Toleranz, wenn auch nicht immer in diesem höheren Geiste, waltete damals in allen Familien der Stadt. Sie lag, so zu sagen, noch in der Luft jener Zeit, in der die heutzutage so scharfäugig erwachten Gegensätze noch in unthätigem Halbschlummer nebeneinander ruhten. Man glaubte hüben und drüben, bald wärmer, bald lauer. Aber das Gesammtbewußtsein war noch ein entschieden christliches, und einem ausgesprochenen Gottesleugner würde man mit einer ängstlichen Scheu aus dem Wege gegangen sein.

Dabei leuchteten, was wohl diesen religiösen Frieden am kräftigsten förderte und erhielt, der äußerst mild gesinnte katholische Dechant im Vereine mit dem besonnenen protestantischen Dekan als Vorbild confessionener Eintracht ihren Gemeinden in lebendiger Predigt voran.

Und bei aller Wahrung ihrer Pflichten und Rechte mißlang es ihnen doch niemals, eine drohende Zwietracht schon im ersten Erglimmen mit dem Mantel der Versöhnung wieder zu ersticken.

So lag das Feld religiöser Polemik völlig brach und Niemand vermißte dessen an nährendem Weizen so fragliche, an ritzenden Dornen aber meist so sichere Ernte. Am allerwenigsten sehnte sich unser Vater Stark danach, trotzdem er mit ziemlich scharfem Auge in das Gebiet der confessionellen Gegensätze hineingeblickt und sich vor einem ehrlichen wissenschaftlichen Kampfe gerade nicht zu fürchten hatte. Aber er verspürte keinen innerlichen Anlaß dazu, auch dem ihm vom Leben angewiesenen Bereiche des juristischen Streites auch noch in das viel peinlichere des theologischen herauszutreten. Sein hauptsächlicher religiöser Beruf dünkte ihm der, das geordnete Verhältniß seiner eigenen Seele, wie der seiner nächsten Angehörigen, zu ihrem Glauben streng zu überwachen und damit in wahrhaftem Einklang zu erhalten. Zum eifernden Glaubens- und Sittenrichter seiner Mitmenschen sich selbstgerecht aufzuwerfen, dazu war er innerlich viel zu demüthig und von Herzen fromm, und spürte stets eine heimliche Angst davor, am unheiligen Feuereifer solcher Polemik gegen Andere die reinen Schwingen der eigenen Nächstenliebe und Herzenseinfalt versengen zu können.

In solch' gesunder religiöser Luft blühte unser junger Held heran, wie ein schwellender Eichenschößling, auf dessen Blättern frischer Morgenthau funkelt und dessen

Wipfel fröhlich hinantreibt, zum ewigen Lichte des Himmels. –

Von allen guten Gemüthsanlagen, die in unseres Cheruskers Wiege schon gelegen, strahlte aber *eine* urgermanische Kerntugend, die Wahrhaftigkeit, im hellsten Lichte durch des herzenslustigen Wildfangs junges Leben. Und da sein zartes Alter ihm noch seine Gelegenheit bot, sie in ritterlicher Mannesthat zu beweisen, so mögen es einstweilen seine knabenhaften Spiele thun. –

Eines schönen Nachmittags kam ihm in seines Vaters Bücherschrank, den er einmal wieder inspicirte, des Frackschneiders gelehrte Denkschrift über den Rothbart in die Hände. Flugs steckte er da Buch in die Tasche und stahl sich mit ihm ganz allein hinüber in den alten Rittersaal der Kaiserburg. Auf einem geborstenen Pfeiler sitzend, begann er dann seine archäologisch-historischen Studien, und die auch dem schwarzen Gemäuer krächzend auch und einfliegenden Dohlen versetzten ihn in vortreffliche Stimmung zu seiner romantischen Lectüre. Da der Verfasser seine ganze Denkschrift fein säuberlich in kleine Kapitel eingetheilt hatte, so konnte Hermann gar manches ihm allzu trocken dünkende überfliegen, und er beschäftigte sich hauptsächlich mit dem Reichswald und den darin abgehaltenen Kaiserjagden. Noch höher aber schlug sein junges, erregbares Herz, als er die letzte Druckseite vom Kyffhäuser und seinen Raben las, und der mystische Frackschneider in bombastisch-prophetischer Begeisterung die Auferstehung des alten Rothbarts und des deutschen Reiches verkündete. Um

sein volle Herz zum Ueberfließen anzuschwellen, entdeckte er dann auch noch auf der allerletzten Seite von des Frackschneiders eigener Hand niedergeschrieben jenen doppelten, antiken und historisch germanischen Trinkspruch: »beim Taufschmaus des jungen Cheruskers Hermann Stark, am 6. Februar 1820, ausgebracht von dem alten, treuen Hausfreunde Balthasar Schneider, Professor.« Kaum traute er seinen blitzenden Augen, als er ihn las. Vor Allem jener historisch germanische Theil, in dem ihn der selige Frackschneider schon als Täufling prophetisch mit Arminius vergleicht, der jeden Varus einst niederschlagen werde, indem er ferner sein mystisches Ahnen ausspricht, daß Rothbarts Geist auf seine Geburt eine geheime Wirkung ausgeübt habe – diese seltsamen Strophen, von dem schwärmerischen Knaben jetzt in des Rothbarts eigener zerfallener Burg in einsamer Dämmerstunde zum erstenmal gelesen, wie wurden sie von seinen großen Augen verklungen, die mit seinen Wangen um die Wette glühten! Und wie im geheimnißvollen Dunkel der Nacht ein schmaler Purpursaum den Sonnenaufgang verkündet, so säumte jetzt ein goldener Dämmerstreif der Sehnsucht nach dem Sonnenaufgang alter deutscher Macht die noch traumbefangene Seele des nun vierzehnjährigen deutschen Knaben, Hermann Stark.

Die Stimmung dieses Abends hallte in immer tiefer klingenden Tonwellen fort und fort durch sein ganzes Leben.

So oft er von nun an, besonders zur Dämmerzeit, in die geborstene Wölbung des kaiserlichen Rittersaales hineinschaute, da war es ihm, als sähe er den Rothbart von Gnomen umgeben leibhaftig an seinem steinernen Tische sitzen, und er müsse nun aufwachen und in voller kaiserlicher Majestät mit dem Reichsschwerte heraustreten. Führte sein Weg ihn dann in den Reichswald, so hörte seine rege Phantasie die Hifthörner des kaiserlichen Jagdzuges erschallen. Und weil der Rothbart trotz allen Rabenschreies immer noch nicht erwachen wollte, so mußte er wenigstens als Kaiserjäger im Reichswalde nach sieben Jahrhunderten wieder auferstehen. –

Rasch hatte er seine Kameraden für diese neue romantische Idee geworben und begeistert. Und es währte kaum einige Tage, hei, wie flog unser junger Held mit seinen Spielgenossen hinaus in den frisch duftigen Reichswald, zur althistorischen Kaiserjagd, unter ihm, dem auferstandenen Rothbart, dem unbestritten Alle huldigten! Das verstand sich von selber.

Am Waldsaum angelangt, vertheilte wieder nur er mit scharfem Blick und Wort die Rollen der Jagd und Alle nahmen sie aus seiner Hand an, sie mochten wollen oder nicht. Auf sein energisches »vorwärts marsch« sprangen schreiend und grunzend die Hirsche und Eber voraus und versteckten sich in den Brombeerhecken und hinter den dicken Stämmen. Ihnen nach hetzten mit lautem Gebell die Hunde und spürten nach dem Wild in seinem Versteck. Und mitten in seinem kaiserlichen Jagdgefolge schritt der junge Rothbart in sein von Tannenriesen

umrauschtes Jagdrevier, »den Tannengarten,« wie noch heute sein poetischer Name heißt.

Ein Eichenkranz war sein kaiserliches Diadem, und aus gelbem Flachs, vom »Seilerstoffel« heimlich herbeigeschafft, wallte der historische Bart von seinem frischen Gesicht auf die kräftige Brust hernieder. Sein Oberstjägermeister, des Forstmeisters Rudolf, stieß auf seinen Wink in die zum Hifthorn umgewandelte hohle Faust. Der junge Kaiser erhob mit schalendem »Halli, hallo« den Bogen empor, und hussa, ward es da ein wildes Jagen, daß von der kläffenden Meute und dem schreienden Wild der grüne Tannengarten wiederhallte und alle Vögel erschrocken in ihre Nester huschten! – Waren dann die Hirsche und Eber niedergeworfen, so schwangen die Bannerträger die bunten Schnupftücher auf ihren Stöcken. Alles todte Wild sammt der Meute verwandelte sich in Knappen und Ritter, und sie folgten ihrem stolz voranschreitenden Kaiser zum fröhlichen Jagdgelag in seine Burg. Die thürmte sich auch verwitterten grauen Steinen, die Fugen mit Moos verstopft, unter den ältesten Tannen; und vom grünen Reizerdach flatterte gar schnell das größte bunteste Tuch als Reichsbanner in die würzige Waldluft. Ein lustiges Feuer fing an zu knistern. Umringt von seinen Würdenträgern und Rittern lagerte der junge Rothbart mit echt fürstlichem Behagen im Moose. Sein Oberstküchenmeister reichte ihm ehrerbietig auf einem Teller von Eichenblättern die gebratene Kartoffel, und auch dem Waldquell füllte das umgekehrte Schild seiner Mütze mit erfrischendem Trunke sein Mundschenk.

Hermanns kaiserliche Oberherrlichkeit sollte indessen nicht allzulange währen. Des Tribunalpräsidenten Eugen schürte fort und fort bei seinen Kameraden die stille Gluth der Eifersucht, bis er sie alle gegen ihn aufgestachelt hatte. Hermann aber durchschaute ihn gar wohl. Zudem war er von seinem innigsten Freunde Theodor, der sich in das Complott nicht hineinziehen ließ, gewarnt.

Als er nun an einem Juniabend wieder gerade den Eichkranz sich aufgesetzt und auf seinen Befehl das Hifthorn den Beginn der Jagd verkündet hatte, da stellte plötzlich Gefolge, Wild und Meute in offenem Aufruhr sich ihm entgegen. Seine Absetzung ward unter allgemeiner Zustimmung von Eugen trotzig verkündet. Er aber, äußerlich sich rasch fassend, doch innerlich vor Zorn und Scham kochend, warf den Bogen ins Moos, riß rasch den Bart vom Gesicht, den Kranz vom Kopf, drückte diesen seinem heimtückischen Nebenbuhler ins Haar und ernannte ihn mit eisiger Ruhe zu seinem Nachfolger. Sich selber degradirte er zu dem allerniedrigsten Rang eines Ebers und sprang flugs hinter eine Brombeerstaude, auf den neuen Kaiserjäger lauernd.

Der drückte, halb verblüfft, halb frohlockend, den Binsenpfeil auf ihn ab; die Hunde bellten schadenfroh ihn an. Ein höhnisches »Hallo, halli« gellte ihm entgegen. Und hervorsprang im hellen Zorn der angeschossene Eber auf den neuen Kaiser los, und rannte ihn so jählings nieder, daß dieser schreiend auf ein Felsstück zurücktaumelte. All' sein verrätherisches Gefolge warf er darauf in

wüthendem Handgemeng, Einen nach dem Andern, an die Hecken und Stämme, Hunde und Wild wichen erschrocken zurück und vergaßen vor solchem Ernst ihre Rollen des Jagdspiels. Mit flammendem Blick riß er von des weinenden Kaisers blutigem Haupte den Eichenkranz, setzte ihn sich selber wieder auf und rief voll Majestät seinen verstörten Kameraden zu:

»Seht ihr'd? Jetzt bin ich es doch wieder. Erst Eber und nun doch wieder Kaiser. Aber ich veracht' euch jetzt miteinander, denn ihr seid elende, feige, hinterlistige Verräther!« –

Beschämt und verdutzt ließ er sie Alle liegen und stehen, und ging mit zerrissenen Kleidern und blutig geritzten Händen sammt seinem treuen Theodor durch die Dämmerung stolz befriedigt nach Hause.

Vater und Mutter schlugen über sein verstörtes Aussehen erschrocken die Hände zusammen. Wie er ihnen aber Alles getreulich ohne jeden Hehl erzählte, und nochmals von ganzem Herzen weinte über diesen ersten Verrath seiner Kameraden, da überkam sie ein eigener Stolz über die Wahrhaftigkeit und den ritterlich offenen Muth ihres Sohnes, wie über seine zornige Verachtung aller tückischen Hinterlist. Und sie küßten ihn und drückten ihn ans Herz und schalten ihn diesmal mit keinem einzigen Wort.

Das war des Rothbarts letzte Kaiserjagd in seinem Reichswald.

VII. Ein lichter Tag und trübe Wochen.

In jener nationalökonomisch noch sehr naiven Zeit wurden in unserer Kleinstadt alle Bürger, nach freilich sehr weit- und hochherzigen statistischen Motiven, in drei seltsame Kastenklassen eingetheilt: in die »Altdahiesigen,« in die »Hiesigen« und die »Hergelaufenen.«

Um zur ersten Klasse der »Altdahiesigen« gezählt zu werden, bedurfte es gerade so gut einer langen plebejischen Ahnenreihe, wie zur Erlangung von besonderen Ritterwürden in der wiklichen Aristokratie der Nachweis jener bekannten sieben doppelten Ahnen erfordert wird. Zur zweiten Klasse der »Hiesigen« zu gehören, befähigte schon eine einzige, in der Stadt eingebürgerte Generation. Endlich mit dem dritten spießbürgerlich discreten Klassentitel der »Hergelaufenen« beehrte der nativistische Bürgerstolz dieser Stadt die aus anderen Landesprovinzen hieher versetzten Beamten, und sonstige, erst kurze Zeit hier wohnende Leute.

Die hier nicht eingebürgerten Beamten aus der eigenen Provinz theilte man auch besonderer rücksichtsvoller Höflichkeit in gar keine dieser drei Klassen.

Von der Höhe dieser statistischen Anschauung auch mußten nun in allererster Reihe zwei Familien der Stadt in die oberste Kastenklasse der »Altdahiesigen« einregistrirt werden: nämlich die des Rechtsanwaltes Christoph Stark, und des Dekans Gottlieb Faber, deren beiderseitige Voreltern schon vor der Reformationszeit in der Chronik

der Stadt als würdentragende Väter vielfach und mit Ehren genannt wurden.

War nun schon dieses Bewußtsein gleichen historischen Alters ein gewisses Band für beide Familien, so war es doch durch die seit langen Jahren in Freud' und Leid gleich treu erprobte Nachbarschaft noch viel fester geschlungen worden.

Das Erkerhaus am Storchenthurm stand nämlich auf dem Rittersberg dem Dekanshause so nahe gegenüber, daß sich ihre Inwohner bequem aus den Fenstern guten Morgen und guten Abend sagen konnten, was auch seit langen Jahren unzählig oft geschehen war. Und nicht nur erst von den heutigen Familien, sondern schon lange zuvor, da Hermanns und Theodors Großväter, der selige Justizrath Bartholomäus Stark und der Dekan Friedrich Josias Faber, in denselben Häusern sich als gleich freundliche Nachbarn gegenüber wohnten.

Wie schon dazumal die Verschiedenheit der Confessionen den nachbarlichen Frieden nicht getrübt, und die gegenseitige Achtung und Freundschaft nicht geschwächt hatte, so waren auch später die Söhne dieser schönen Tradition ihrer Eltern treu geblieben. Man hing im Dekanshause mit eben so aufrichtigem festen Glauben an der protestantischen Lehre, wie das Erkerhaus wahrlich die herzensfreudigsten Bekenner der katholischen Kirche beherbergte. Aber neben dem verschiedenen dogmatischen Glauben ward eben auch in beiden Familien mit ganz gleicher Sorgfalt der wohl fruchtbarste Baum auf

christlichem Boden gepflegt: eine recht innerliche, werkthätige Nächstenliebe, und dessen friedenduftende Blüthe – die wohlwollende Achtung vor der frommen, ehrlichen Meinung des Andersgläubigen.

So waren die Stark und Faber gute Nachbarn in dieses inhaltsreichen Wortes edelster Bedeutung. Keine große Freude und keine tiefe Trauer zog in das eine Haus ein, ohne daß es nicht auch in dem andern die Augen hell oder trüb gemacht, keine Noth, der nicht nachbarliche Hilfe aufopfernd beigesprungen wäre.

Besonders die seelengute Frau Rosalie, da sie selber noch kinderlos war, wie stand sie theilnahmsvoll gar manchen Tag der um acht Jahre älteren Frau Dekanin Meta bei! Denn Theodor theilte als echter deutscher Pfarrerssohn die Elternliebe mit noch sieben Geschwistern, so daß in manchem Winter Frau Rosaliens Bruder, der Doctor Franz Philipp, im Dekanshause wie in einer Klinik für alle denkbaren Kinderkrankheiten oft wochenlang aus- und eingehen mußte.

Als dann aber die Frau Doctorin Stark selber endlich glückliche Mutter geworden, da ward ihr von der Frau Dekanin jeder Liebesgang mit gleich echter Münze wieder heimgezahlt. Den ganzen goldenen Schatz ihrer so vielfach erprobten mütterlichen Wissenschaft frommer Kindespflege theilte sie als längst schon absolvirte Professorin der noch unerfahrenen, aber sehr gelehrsamen Schülerin mit vollen Händen aus. Und als endlich der

Storch, der es mit dem Dekanshause von jeher so überaus gut gemeint, ein Vierteljahr nach Hermanns Bescheerung auch noch zum Abschluß seiner Freigebigkeit für die Pfarrerseheleute das Nesthäckchen Theodor aus dem Kindleinsbrunnen des Reichswaldes herausgeholt hatte – wie woben dann der beiden Mütter Hoffnungen und Sorgen um ihre zwei gleichalterigen Knaben diese alten Fäden der Nachbarschaft und Herzen zu einem immer noch festeren Bande!

So hielten es die beiden Frauen und Mütter. Die zwei Väter hinwieder, die sich schon lang über ein halbes Säculum mit ihren romantischen Namen »Christoph« und »Gottlieb« dutzten, und alle Schulbänke treu befreundet mit einander abgesessen hatten, vom Kindlichen A b c bis zum titanenhaften Aeschylos, waren auch in ihren jetzigen Stellungen bis zum heutigen Tag in der Zuneigung ihrer Herzen sich gleich geblieben.

Und so saßen sie nun auch jetzt jeden Nachmittag im Casino so regelmäßig bei einer grabstummen Schachpartie zusammen, daß deren besonderes Ecktischchen wie ein geheiligter Platz von allen andern Gästen respectirt ward. Ein nicht minder pedantischer Rundgang um die Stadtmauer bot den beiden Schachgegnern hierauf die erwünschte Gelegenheit, die Gegensätze ihres kampferregten Gemüthes wieder in Frieden auszugleichen. Ob die Sonne schien oder der Wind ging, ob es in Strömen heruntergoß oder sie im Schnee bis an die Knöcheln wateten, all diese meteorologischen Erscheinungen blieben auf die beiden Spaziergänger ohne jeden Einfluß. Dafür

hießen sie auch in der ganzen Stadt nur die zwei *Inséparables*. Der gelehrte Subrector hatte sie sogar einmal die beiden Dioskuren geheißen.

Schüttelten sich dann Castor und Pollux auf dem Rittersberge die Hand, so konnte man in der ganzen Nachbarschaft auch ohne jedwede Beihilfe einer Uhr mit Bestimmtheit wissen, daß es in der Minute Schlag vier Uhr sei, der genaue Zeitpunkt, an dem sich die beiden Freunde wieder auf ihr einsames Studirzimmer begaben, um über Schul- und Prozeßacten, Predigt und Vertheidigung die Süßigkeit ihres würdigen Berufes weiter zu verkosten.

Aber noch viel inniger als dies althistorische Band und die nachbarliche Freundschaft der beiderseitigen Eltern fesselte von nun an ein denkwürdiger Tag das Herz Theodors an seinen jungen Freund Hermann.

Laß mich das einfach erzählen!

Wenige Wochen nach dem blutigen Ende der letzten Kaiserjagd im Reichswald, nach welcher die Freundschaft der beiden Knaben noch um vieles stärker geworden, ging Theodor mit einigen Kameraden zum Baden an den »Blechhammer,« einen an seinen schilfigen Ufern gefahrlos seichten, in der Mitte aber viele Klafter tiefen Weiher, der eine kleine halbe Stunde vor der Stadt von einer grünen Bucht des Reichswaldes umsäumt wird. Ein nun halb zerfallener düsterer Bau, vor Zeiten ein Blechhammer, der, von riesigen Tannen überragt, sich am Ufer in dem stahlblauen Wasser abspiegelt, gab dem Weiher

seinen Namen und eine eigenthümlich melancholische Stimmung.

Hermann, gewöhnlich beim Baden Theodors Begleiter, wollte noch für den morgigen Geburtstag seines Vaters einen selbstverfaßten Glückwunsch ins Reine schreiben und versprach, in einer halben Stunde nachzukommen.

Beobachtete nun auch der von Haus aus ängstliche Pfarrerssohn stets die Grenzlinie der Binsen, bei welchen der Grund sich immer tiefer senkte, da er bei dem Bewußtsein, keinen festen Boden mehr unter sich zu haben, alle Sicherheit des Schwimmens verlor, so war ihm doch auch in dieser ungefährlichen Tiefe nur dann recht wohl, wenn er Hermann, als seinen stets helfenden Schutzgeist, in seiner Nähe wußte. Denn schon jetzt mit seinen vierzehn Jahren that es dieser im Schwimmen, wie im Schlittschuhlaufen, an sicherer Gewandtheit den Aeltesten gleich, an waghalsiger Kühnheit übertraf er sie noch.

Um so vorsichtiger hielt sich heute der furchtsame Knabe in der Nähe des seichten Ufers, und mit einer seltsamen Sehnsucht mußte er ängstlichen Blickes in die Waldbucht hineinspähen, ob sein Freund noch immer nicht durch die Tannenreihe sichtbar werde.

Der dunkle Weiher mit den schwarzen sich darin spiegelnden Wipfeln am ihm heute so unheimlich vor. Er dachte an einen Krampfanfall und alles mögliche plötzliche Unheil, und wollte lieber am Ufer warten, bis Hermann komme.

Seine jungen Genossen schwammen gerade von dem andern Weiherufer an ihn heran. In harmloser Offenheit

gestand er ihnen sein banges Gefühl. Da fingen sie an, ihn zu necken und hänseln; und hießen ihn ein Mutterkind. Theodor ließ sich's beschämt gefallen und blickte immer sehnsüchtiger nach dem Walde. Als aber dann die spöttischen Jungen seinen Vater einen »Schwarzrock« schalten und hohnlachend behaupteten, daß alle Schwarzrockbuben keine Courage haben, da that ihm diese freche Beleidigung seines Vaters so in innerster Seele weh und er entschloß sich tiefgekränkt, so blitzschnell als Pfarrersohn diese Behauptung Lügen zu strafen, daß er, alle Angst und Vorsicht vergessend, ohne langes Besinnen weit über die Binsen hinausschwamm mit dem zornesmuthigen Ausruf:

»Nun sollt ihr aber doch gleich sehen, daß ihr Lügner seid, und auch Schwarzrocksbuben Courage haben!«

Wie er mit unsichern Armen die tiefe Fluth zertheilte, trat Hermann auch der schattigen Waldbucht an den von heißer Julisonne umglänzten und doch noch immer so düstern Weiher.

Die andern Knaben lachten über Theodors plötzliche Kühnheit hell auf durch die stille Luft der Waldeinsamkeit.

Hermann stutzte und im Nu übersah sein großes Auge den Teich. – Aber horch! Klingt das nicht jetzt wie Hilferuf? Und der dort immer hastiger mit dem Wasserspiegel ringt, ist das nicht Theodor? – Und die Andern, die jetzt zu ihm hinschwimmen, können ihn nicht retten! – Gott im Himmel! Und ruft es jetzt nicht angsterstickt: »Hermann – Hermann!« –

Und, »Theodor, Theodor, ich komme!« – klang's als stürmisches Echo hinüber. – Den Rock vom Leibe gerissen und wie er ging und stand, hinein in die Fluth und ungestüm auf den sinkenden Freund zugesteuert! – »Wo bist du, Theodor? Ich bin es – hörst du mich? – deine Hand, o nur deine Hand! – Gottlob, ich habe sie. Jetzt halt' dich nur recht fest an mir! – Aber nur ruhig! – Um Gottes willen, laß mir doch die Arme frei, sonst sink' ich mit dir unter. – So jetzt, jetzt geht's! Nun hab' nur keine Angst mehr! – Siehst du? Es geht ja ganz gut.«

Und mit seiner schweren Last schwamm Hermann unter Anspannung all seiner Kraft ans Ufer, führte den vor Schrecken an allen Gliedern zitternden Freund unter eine Tanne, legte ihn sanft ins Moos, umhüllte ihn mit seinen Kleidern und sank dann selber triefend und schwer athmend neben ihm nieder.

Laß mich darüber flüchtig hinwegeilen, wie die beiden Knaben allmälig sich wieder erholten und Hermann seine nassen Kleider zur Noth an der heißen Mittagssonne über einem Tannenaste trocknete.

Hättest du die beiden Freunde dann durch den Reichswald heimgehen sehen, fest Hand in Hand geschlossen, hättest du in Theodors treuherzige Augen geschaut, wie daraus seine ganze Seele dem todesmuthigen Retter dankte, dir würdest sicherlich seinem Worte geglaubt haben, nach welchem er seinem Freund um den Hals fiel:

»Hermann, was du heute für mich gethan hast, das werd' ich dir, so lang ich lebe, nimmer vergessen!«

Und Hermann machte sich auch der stürmischen Umarmung los und erwiederte leichthin:

»Ei was, Theodor, nun ist ja doch Alles glücklich vorbei und nun machst du so großes Wesen daraus! Wozu kann ich denn so gut schwimmen und bin viel stärker als du? Das wäre ja doch erbärmlich von mir gewesen, wenn ich dich nicht herausgeholt hätte. Aber, nun laß es auch gut sein! Wir haben uns ja zuvor schon recht gern gehabt und willst du mich jetzt noch lieber haben, so soll es bei mir auch so sein. Gelt, guter Kerl? Die Andern sind ja so alle zusammen falsch und haben keine Ehre und keine Courage. Weißt du? im Reichswald haben sie mir's gerade so gemacht. Aber du bliebst mir treu! Siehst du, darum bin ich auch heute für dich ins Wasser gesprungen. Ja, lieber Theodor, wir zwei wollen auch unser Lebtag recht fest zusammenhalten. Gelt, Alter?«

»Gewiß, Hermann!« sagte Theodor mit aller Innigkeit seines dankerfüllten Herzens. »An mir wenigstens sollst du gewiß nie was Falsches erleben.«

»Ei, das glaub' ich ja,« fiel Hermann in seines Freundes emphatischen Ton ein, »du warst ja von jeher ehrlich. Aber weißt du, was mir bei dieser Geschichte am unliebsten ist?«

»Nun Hermann, was denn?« fragte erschrocken der gute Theodor.

»Siehst du, das will ich dir sagen: daß nun meine und deine Eltern gar arg erschrecken werden, wenn wir ihnen Alles erzählen, und wir am Ende nun gar nicht mehr im Blechhammer baden dürfen. Und dann lachen mich

die andern Buben aus und sagen, daß ich keine Courage mehr habe. Und das thäte mich entsetzlich ärgern, wo ich doch am meisten Courage habe von allen in der ganzen Stadt.«

»Ja freilich, das fürcht' ich auch. Aber meinst dich denn, wir sollten's zu Hause gar nicht sagen? Das wäre doch auch nicht Recht. Gelt, Hermann?«

»Nein, Theodor, ganz gewiß nicht. Weißt du? Komm' es, wie es wolle, aber lügen wollen wir nicht. Ich weiß ganz gewiß, mein Vater hat auch sein Lebtag noch nicht gelogen.«

»O, meiner auch nicht, Hermann, das darfst du schon glauben,« fiel Theodor ihm rasch in Wort, um jeden Verdacht gegen seines Vaters Wahrhaftigkeit zu beseitigen.

»Nun freilich, das weiß ich ja; aber ich meine ja nur, daß wir darum auch nicht lügen sollen. Siehst du, jeden Bubenstreich darf ich bei meinem Vater thun und wenn er noch so arg darüber zankt, er wird jedesmal wieder gut mit mir. Aber lügen, ich glaube, das würd' er im Leben mir nimmer verzeihen. Und er hat auch ganz Recht. O pfui! lügen, das thun ja nur die Fälscher und Spitzbuben und andere schlechte Kerle. – Nein, Theodor, es ist am besten, wir sagen's, gerade wie's war, und da dürfen wir doch vielleicht wieder baden gehen.«

»Ach ja, wir sagen Alles daheim,« bestätigte Theodor. »Denn ihnen verschweigen, was du heute für mich gethan hast, das brächt' ich gar nicht übers Herz. Nein, sie müssen es wissen, so gut wie ich, daß auch sie dir ihr ganzes Leben darum danken können.«

»Geh', jetzt fängst du schon wieder mit dem Danken an, das wird ja ganz langweilig,« suchte Hermann auszuweichen. »Komm, wir wollen lieber schneller gehen, daß du nicht am Ende krank wirst. Das ist gescheidter, als dein ewiges Danken.«

Und sie eilten rascher durch das düstere Gehölz. Aber die beiden Knaben brauchten es daheim nicht erst zu sagen. Die Väter wenigstens wußten es schon.

Doctor Stark und Dekan Faber waren eben von ihrem Rundgang um die Stadtmauer Punkt vier Uhr auf den Rittersberg gekommen und wollten sich mit dem gewöhnlichen Händedruck verabschieden, als jene Knaben, welche Theodor zu seinem Wagniß gereizt und ihn dann doch muthlos im Stiche gelassen, auf dem Platze standen, und im eifrigsten Gespräch mit andern Schulgenossen die Namen Stark und Faber aussprachen. Die beiden Väter stutzten um so mehr, als sie in den verstörten Mienen der jungen Erzähler augenblicklich ein auffallendes Ereigniß ahnen mußten, mit dem ihre Söhne in nächster Verbindung standen. Auf ihre immer energischer gestellte Frage, da die Knaben anfangs mit der Antwort sich nicht herauswagten, erfuhren sie endlich den ganzen Hergang, und eilten ohne Verzug mit zitternden Schritten dem Blechhammer zu durch den Reichswald.

Ihre beiden Knaben traten eben an den Saum des Waldes. Die Dämmerung sank in die duftenden Hallen. Der Abendwind flüsterte darin, wie Gebet.

»Ach Hermann,« sagte Theodor mit immer wieder neu erwachendem Danke, »wenn ich daran denke, daß ich

nun schon todt in dem finstern Blechhammer liegen könnte, so schauert's mich ganz. Und nun darf ich wieder heim zu meinen Eltern gehen. O, wie ich mich auf sie freue und auf alle meine Geschwister! Du glaubst gar nicht, wie so froh ich bin. Siehst du, heimfliegen möchte ich vor lauter Freude, daß ich nun doch noch leben darf.«

»Du hast Recht, lieber Theodor, es ist auch so schön auf der Welt und auch ich lebe gar zu gern. Und gieb nur Acht, wenn ich einmal groß geworden bin, die Menschen sollen schon vor mir Respect bekommen.«

Diesen muthigen Satz begleitete er, plötzlich frierend, mit solchem Zähneklappern, daß es schier komisch klang.

»Aber Hermann, du frierst ja! Gott! Du wirst doch nicht krank werden?« rief erschrocken Theodor.

»Ei krank! warum nicht gar? Das kommt nur von den noch halb nassen Keidern. O ich fürchte mich vor keiner Krankheit. Sie kann mir ja doch nichts anhaben. Weißt du, dazu bin ich viel zu stark.«

Aber trotz aller inneren Energie konnte er ein heimliches Zittern doch nicht verbergen.

Mit diesen Worten traten sie aus den letzten Föhren heraus. Und »Hermann!« – »Theodor!« – rief es ihnen jubelnd entgegen, und jeder Knabe ward von seines Vaters Arm umschlungen, von seinem Munde geküßt, von seinen Thränen benetzt, wie Freude, Stolz und Dank sie jedem der beiden erschütterten Männer bei diesem Wiedersehen ihrer Kinder entlockten.

Soll ich dir auch noch dasselbe von den beiden Müttern daheim erzählen? Soll ich dir den Jubel der Geschwister über den geretteten Bruder schildern?

Wenn du mit eigenen Augen die Sonne leuchtend über die dämmerige Erde heraufsteigen siehst, soll ich dir dann noch sagen, daß es Tag geworden sei? Und da ich dich diese sonnenhelle That nun selber miterleben ließ, soll ich dir sagen, daß jener Eltern Herz tageshell von Dank erglühte für den fremden Sohn, der ihren eigenen vor der Nacht des Todes wahrte? ...

Und die Dämmerung des Vergeasens senkte nie sich nieder.

Aber über das Erkerhaus brachen nach diesem einen lichten Tage viele trübe Wochen herein voll unsäglicher Trauer und Angst.

Dieser heimliche Frost, den Hermann schon im Reichswalde verspürt, wollte ihn auch nach seiner Heimkunft nicht verlassen. So lange noch all' die dankenden und bewundernden Begrüßungen im Eltern- und Dekanshause unsern todesmuthigen Helden zerstreuten, wurde er dessen nicht so sehr inne. Doch als dann der stille Abend kam, mußte er seine ganze Kraft zusammen nehmen. Ganz gegen seine Gewohnheit drückte er sich in das Kanapee zurück, weil er nicht frieren *wollte*. Aber die uralte Natur war eben doch stärker, als die junge Kraft seiner

vierzehn Jahre, und trotz all seines inneren Widerstandes kennzeichnete seine Züge immer sichtbarer jene unheimliche Stimmung, die gewöhnlich wie ein Bote der ernstlichen Erkrankung vorauseilt, um sie warnend anzumelden.

Die besorgten Eltern beobachteten ihn mit steigender Angst und auch ihnen ward heiß und kalt.

»Hermann! Um Gottes willen! Du wirst uns doch nicht krank werden?« fragte mit gepreßter Stimme Vater Stark und ergriff seine Hand.

Mutter Rosalie fuhr ihm prüfend über Stirn und Wangen und sagte ruhig: »Komm, liebes Kind, komm ins Bett!«

»Ach, seid nur nicht ängstlich, es ist mir ja gar nichts,« beruhigte sie Hermann, da er sich mit Gewalt aufraffte. »Ich bin ja kein so zimpferlicher Bube. Mir thut das nichts.«

Diese Worte suchte er durch heiteres Lächeln zu beglaubigen. Aber im Nu straften seine klappernden Zähne ihn wieder Lügen und er blickte hohläugig vor sich hin.

»Aber ums Blut Christi willen, sag' mir nur, Hermann warst du denn recht erhitzt, als du in Wasser sprangst?« fragte vor lauter Angst selber frierend Vater Stark.

»Weiß nicht, lieber Vater,« entgegnete Hermann, von immer stärkerem Froste geschüttelt. »Aber es war schon recht schwül, und ich konnt' mich ja nicht lange besinnen.«

»O Gott! du mein Gott!« rief Vater Stark und schlug die Hände zusammen, alle Fassung verlierend, da er kopfschüttelnd auf und nieder ging.

»Aber Christoph, Vater, so behalt' doch deinen Kopf noch oben!« mahnte im Tone sanfter Zurechtweisung Frau Rosalie. »Mit einer Tasse Hollunderthee ist ja vielleicht Alles gethan. Und den will ich sogleich selber machen. Unterdessen kann die Lisbeth meinen Bruder aufsuchen.«

»Nein, laß lieber mich nach ihm sehen! Wer weiß, wo er jetzt am Abend ist, und ich mach' ihn doch leichter ausfindig … Aber wo ist doch nur mein Hut und mein Stock?« – Dabei tappte der arme Mann mit zitternder Hand in der Luft umher. »Mein Gott, ich finde ja heute gar nichts. Alles ist verräumt und verlegt; wie – was?«

»Aber du bist ja no in Pantoffeln, guter Mann! So zieh' doch nur erst Stiefel an!«

»Ach was! Stiefel, Pantoffel! Langweiliges Zeug! Zum Doctor muß ich und wenn ich baarfuß wär'! Und ich bin schon gleich wieder da. Mach nur einstweilen den Thee! Und daß er sich nicht aufdeckt! Nur recht warm halten! O mein Gott und Herr! – Wie – was?«

Mit diesen wirren Worten stürzte er hinaus und die Dorothee erschrocken herein, daß sie unter der Thür noch aneinander prallten.

»Ach, was gibt's denn, daß der Herr Doctor so schreit und fortrennt? Ist's denn dem Hermann gar schlechter geworden?«

»Gott bewahre, Dorothee!« beruhigte sie Frau Rosalie absichtlich recht laut. »Aber es ist gerade recht, daß sie kommt. Helf sie mir nur jetzt den Hermann ins Bett bringen! Indeß besorg' ich draußen den Thee. Er muß nur ein wenig schwitzen, dann ist Alles wieder vorüber.« Und im Hinausgehen flüsterte sie ihr zu: »Gelt Dorothee? Sei sie mir fein gescheidt mit ihren Reden! Ach, ich fürcht' immer, er wird uns recht krank werden.«

»Das verhüte ja der barmherzige Gott!« erwiederte mit halber Stimme die Dorothee. Dann wandte sie sich mit ihrem ganzen zärtlichen Schmeicheltone zu Hermann, der bei all' dem bisherigen Gespräche theilnahmslos im Kanapee zurückgelehnt liegen geblieben war.

»Komm, guter Hermann, komm! Jetzt gehen wir schön brav in unser Bett.«

»Ja, Dorthele, ins Bett!« seufzte der noch kurz zuvor so muthige Bube jetzt ganz kleinlaut, und wankte von ihrem Arm unterstützt ins Schlafzimmer.

Und während sie ihn auf dem Stuhl ausziehen half und dann ins Bett brachte, sprach sie fort und fort in ihn hinein:

»Gelt, armer Kerl, es friert dich? Mein Gott, wie dich's schüttelt! Aber wart' du nur, guter Bube, wie es uns auf den Thee so gut warm und wohl wird. O ja, ganz prächtig wird's uns drauf werden. Das will ich meinen. Ja, ganz gewiß, gut's Hermännle, du kannst und darfst gar nicht krank werden. Denn was du heute Mittag am Blechhammer draußen für den Theodor gethan hast, o das wissen jetzt schon alle Engel im Himmel droben und singen

vor lauter Freude darüber Halleluja. Und jetzt solltest du deßwegen krank werden müssen? Das wäre mir ein schöner Himmel! Erst über dich jubiliren und dann dir doch nicht helfen wollen! O bewahr', guter Bube, dafür kenn' ich unsern Herrgott schon viel zu lang und zu genau. Nein, Hermännle! Weißt du, ich merk's schon. Die Krankheit möchte schon gern zu dir kommen, aber sie darf nicht. Ja freilich! Siehst du, da steht dein Schutzengel mit dem feurigen Schwert am Bett und sagt: was, du garstiges Fieber, einem solchen braven, frommen Buben willst du was zu Leid thun, der erst heut seinen Kameraden aus dem Wasser gezogen hat? Ja, komm nur her, da steh' ich Schildwacht mit meinem feurigen Schwert. Probir's einmal, wenn du Courage hast! Ach, und da kriegt das Fieber aber eine Angst, daß es noch viel ärger zittert, als du selber, und es fliegt und fliegt bis ans Ende der Welt.«

Mit so fruchtbarer Phantasie sprach die alte, geängstigte Kindsmagd zu ihm, um sich selber weis zu machen, daß sie keine Furcht für ihn habe. Er hörte ihr zu mit immer hohleren Augen. Aber er fror nun nicht mehr. Brennende Fieberrosen waren auf seinen Wangen plötzlich aufgeschossen, und gläsern starrte sein Auge in den Winkel, während seine Arme krampfhaft ihren Hals umklammerten.

»O nein, nein, Dorthele, das Fieber hat keine Angst vor dem feurigen Schwert, und es fliegt auch nicht fort. Nein, nein! Siehst du, dort im Winkel hockt es, kohlschwarz und mit glühenden Augen. O Dorthele, ich spür'

sie brennen bis an mein Bett. O fühl' nur her! Jag' mir das garstige Thier weg! Wo ist mein Schutzengel mit seinem Schwert? Ich seh' ihn nicht. Aber das Thier dort im Winkel, o, wie das immer feuriger brennt! Dorthele, bleib' bei mir, ich hab' solche Angst vor dem feurigen Thier.«

Da drückte er seinen brennenden Kopf fest an das Herz seiner alten Dorothee, um sich vor dem Fiebergebilde zu verstecken. Frau Rosalie trat mit dem Thee ins Schlafzimmer. Vater Stark mit seinem Schwager, dem Gerichtsarzte, folgte in athemloser Eile. Er war ihm auf dem Rittersberg zu gutem Glück in die Hände gelaufen. Sie traten zu Dreien an Hermanns Bett. Sie riefen abwechselnd in allen ihnen möglichen Tönen der Angst und Liebe seinen Namen. Er hörte sie wohl, aber sein Auge starrte fort und fort in die Ecke, und seine ganze Antwort war der ihnen unverständliche Angstruf: »Fort, fort, du garstiges Thier, ich mag dich nicht, brenn' mich nicht so! Wo bist du, Schutzengel? So komm doch, schaff' mir da Thier weg!«

»Aber Hermännle, um Christi Jesu willen, was denn für ein Thier? Es ist ja keines im ganzen Zimmer,« jammerte Vater Stark.

»Ach, er meint eben sein hitziges Fieber, Herr Doctor!« klärte die Dorothee ihn auf, und hielt die Schürze vors Gesicht.

»O, ich hab' es ja gleich gesagt, daß es so schlimm wird,« wehklagte wieder leise der Vater. »Ach, mein Kind, mein einziges, herrliches Kind!«

»Christoph! Dorothee!« mahnte dann wiederholt die entschlossene Frau Rosalie. »Aber ich bitt' euch um Alles! Verliert doch nicht gleich den Kopf! Guter Gott, wo sollen wir sonst hinkommen?«

Der Gerichtsarzt hatte indessen mit immer bedenklicherer, eiskalter Miene Hermanns Puls gefühlt und redete kein Wort. Seine Art war immer verschlossen und kalt, sogar im Hause der Schwester. Und als diese endlich ihn muthig zu fragen wagte: »Nun, lieber Bruder, was meinst du wohl?« Da warf er ohne jeden mildernden Ton den bangenden drei Leuten rauhherzig hin: »Ja, ihr müßt euch schon auf ein Nervenfieber[1] gefaßt machen! Der Bube hat mir schon seit ein paar Wochen nimmer recht gefallen, und der tolle Streich von heute hat die Krankheit nur schneller herausgetrieben.«

»Nervenfieber!« – wiederhallte da in allen drei Köpfen und Herzen dieses schreckliche Wort. Selbst der standhaften Frau Rosalie wankten die Kniee und sie verlor auf einen Augenblick alle Fassung.

»Nun, was ist's denn nachher?« fuhr der Gerichtsarzt nicht minder rauhen Tones, wie zuvor, in ihr Schweigen. »Er ist ja nicht der Einzige, der's gerade hat. Es regiert ja ohnedem in der Stadt, und muß ja nicht Jeder gleich daran sterben . . . «

Ich weiß nicht, lieber Begleiter, ob du schon selber einmal einen solchen Augenblick erlebt hast, in dem es vor der Seele plötzlich Nacht wird; wo du nurmehr dumpf

[1] Typhus.

vernimmst, wie das ganze Gebäude deines Glücks in seinen Grundfesten erbebt, und du nicht weißt, ob es noch völlig einstürzen wird und all dein Glück darunter begraben, oder nicht.

Ein solcher Augenblick umnachtete jetzt der drei guten Menschen Herz, da sie an Hermanns Bette standen, der schwer athmend noch immer in den Winkel starrte.

»Es muß ja nicht Jeder gleich daran sterben! – Ach, aber des Forstmeisters Rudolf hat erst vor acht Tagen daran sterben müssen! Und Hermann ging mit seiner Leiche und sang das Solo in Grabchor seiner Kameraden. Und das klang damals so schauerlich, daß es Einem frösteln durch Mark und Bein ging. Ach, und nun liegt er selber da, an derselben mörderischen Krankheit. O Gott, sei barmherzig mit uns, denn ach! es ist ja unser einziges, einziges Kind!«

So klagte es jetzt durch die weinenden Elternherzen wie stöhnender Herbstwind über nächtige Haide.

Wer noch heute Mittag das an Elternglück so reiche Erkerhaus besucht hätte und wieder heut Abend, er würde es so wenig mehr erkannt haben, wie einen blühenden Garten, darin er zur Frühlingszeit auf die Nachtigall horchte, und den er im liederarmen Spätherbst wiedersah, da in kaltem Nebel die erfrorenen Blätter niederschauerten. Und athmeten am Morgen noch alle Bewohner dieses Hauses gar freien Herzens unter dem blumenbekränzten Scepter heitern Friedens – schon zur Nachtzeit war dieser langjährige milde Hausbeherrscher mit

verhülltem Haupte hinausgezogen, ein scheuer Flüchtling. Aber die Angst, die grimme Todesangst mit dem herzlos eisigen Blick, hatte dicht über dem Krankenbette dieses einzigen Sohnes ihren schwarzen Thron aufgeschlagen, und alle Herzen im Hause seufzten unter ihrer mitleidlosen Tyrannei. –

O wurden das jetzt traurige, düstere Tage, und noch qualvollere, sternenlose Nächte! –

Schon ist der heißersehnte siebente Tag vorüber, und die Fiebernacht in Hermanns umschleierten Geist war vor ihm nicht gelichtet worden. – Also wieder sieben neue, ewiglange, marternde Tage und Nächte durchzuharren auf einen neuen Hoffnungsschimmer, der vielleicht eben so trügerisch wieder erlischt! Und am Bette des einzigen Sohnes, einst so heiß ersehnt, dann so herrlich erblüht, und nun im tödtlichen Fieber bewußtlos ächzend, ein Spielball zwischen Leben und Sterben! So kurz noch der Jubel und das Morgenroth seines Hauses, und nun sein Jammer und hereinbrechender Abend; seiner Eltern »Schreckenskind« in dieses Wortes ergreifendster Wahrheit.

Was diese litten, wie kann ich dir's völlig sagen? O, sieh' nur selber ihn an, unsern guten, armen Vater Stark! Jeder dieser Tage hat um ein Jahr ihn älter gemacht. So gebeugt sitzt er bald betend am Krankenbette, bald geht er in planloser Unruhe ein paar dutzendmal von einem Zimmer durchs andere; bald flüchtet er sich mit seiner Angst wieder ins Studirzimmer hinunter, zwingt sich eine Stunde zur Arbeit und wiegt sein Herz in süßes Hoffen

ein. O vielleicht, wenn er wieder hinaufkommt, tönt ihm die selige Botschaft entgegen: »Gott sei Lob und Dank, es geht besser!« – Müden Fußes und klopfenden Herzens schleicht er dann hinauf, öffnet leise die Thür des Kinderzimmers und lauscht hinein mit der zaghaften Frage: »Nun Mutter, wie geht's?« – Aber ach, sie fliegt ihm nicht entgegen, wie er sich's drunten geträumt. Mit gesenktem Kopfe bleibt sie am Bette sitzen und flüstert ihm zu: »Nun, es geht nicht schlechter, guter Mann!«

»Nicht schlechter?« erwiedert er mit wieder völlig gebrochenem Muth. »Aber du barmherziger Gott, wann wird es denn wohl endlich besser werden? Ach, am Ende gar nicht mehr! O Rosalie, diesen Jammer überleb' ich nicht.«

Und er sinkt in ihre Arme und weint an ihrem Halse sich aus, wie ein Kind am Herzen der Mutter.

Da weint sie wohl mit ihm. Aber mitten aus ihren Thränen bricht auch sogleich die Dulderkraft des stärkeren Frauenherzens wieder siegreich hervor.

»Ach guter Vater, wein' dich aus, aber harr' auch aus! – Sieh', es ist eben eine schwere Prüfung, aber wir wollen sie auch bestehen und nicht kleinmüthig werden. Was frommt uns sonst all unser Glaube, wenn er uns jetzt nicht helfen und stützen soll, wo wir ja Niemand anders zum Stab und Tröster haben, als nur ihn? O, jetzt laß uns dem lieben Gott beweisen, daß wir christliche Eheleute und Eltern sind, nicht nur dem todten Namen nach, sondern wirkliche und lebendige, im Geist und in der Wahrheit! Jetzt laß uns ihm zeigen, daß wir mit gleicher

Demuth uns beugen unter seine segnende wie prüfende Hand, und daß wir auch in dieser schweren Zeit nur *ein* Leib und *eine* Seele sind im Glauben, in der Hoffnung und in der Liebe.«

»Amen!« sprach die Dorothee voll Andacht, die unterdessen wartend unter der Thüre gestanden.

»Ich danke dir, gute, fromme Frau! O Gott vergelte dir's!« Mehr konnte Vater Stark vor innerer Bewegung nicht hervorbringen. Dann blickte er auf Hermann, und man sah es seinem Aug' und Mund und noch deutlicher seinen gefalteten Händen an, daß seine Seele sich im innerlichen Gebete stärkte, um Mutter Rosaliens glaubensmuthige Mahnung als ein eben so starker und ergebener Vater befolgen zu können. –

»Komm, guter Mann! Ich gehe mit dir ein wenig ins Gärtchen hinunter,« knüpfte Frau Rosalie das Gespräch wieder an, nachdem sie gesehen, daß sein stummes Gebet zu Ende war, das sie innerlich mit dem ihren harmonisch begleitet. Und sie zwang ihr übernächtiges Antlitz zu mildem Lächeln, da sie ihn bei der Hand nahm. »Du bist ja nun schon drei Tage nicht mehr aus dem Hause gekommen, und die frische Morgenluft wird dir wohl thun. Sonst wirst du mir zuletzt auch noch krank, und das Elend wird nur noch größer. Auch müssen ja jetzt deine Rosen gar schön aufgegangen sein. Komm, wir sehen ein wenig nach ihnen.«

»Meine Rosen?« entgegnete schmerzlich fragend Vater Stark und zeigte mit der Hand aufs Krankenbett. »Ach,

liebe Frau, da liegt mein ganzer Garten. Wenn nur der mir einmal wieder blühen wird!«

»Mit Gottes Hilfe kommt auch wieder diese Zeit. Nur Geduld und Vertrauen! – Dorothee! Wir kommen schon bald wieder herauf.«

»O bleiben Sie nur so lang, als Sie's freut, Frau Doctorin! Sie wissen ja, bei mir ist mein Hermännle gut versorgt.«

Mit diesen Worten setzte sich die treue Dorothee als Wächterin ans Bett, und die Beiden gingen langsam hinunter in den Garten. –

Wenn jemals ein wahres Wort gesprochen worden, so war es diese schlichte Aeußerung der Dorothee, daß ihr Hermännle gut bei ihr versorgt sei. Ich brauche wirklich nicht viel darüber zu reden. Ich bitte dich jetzt nur, lieber Begleiter, schau' du selber in ihre hohlen rothgeränderten Augen, und diese stummen Zeugen treu durchwachter Nächte erzählen dir Alles viel beredter, als ich es vermag.

Wie manchen Abend ward sie von ihrer besorgten Herrin gedrängt und gebeten: »Aber Dorothee, heute Nacht muß sie einmal in ihr Bett und sich einen ordentlichen Schlaf gönnen, Sie kann es ja mit dieser steten Nachtwache unmöglich länger aushalten!«

Aber immer war ihre Antwort die gleiche: »Ach Frau Doctorin, thuen Sie mir doch das Leid nicht an, daß Sie mich nicht bei meinem Hermännle wachen lassen wollen. Ich kann ja in keinem Bett nur eine Stunde lang liegen bleiben und ich hab' auch wahrhaftig gar keinen Schlaf. Der wird im Alter so immer weniger, und kommt

noch solcher Jammer dazu, dann ist ein Stündlein gerade genug; und da kann ich ja viel ruhiger gleich hier am Bett im Sitzen verschlafen. Ich höre ja doch jeden Odemzug, und bin sogleich bei der Hand, wenn der Hermann mich nöthig hat.«

Diese treuen Worte der bekümmerten Magd waren auch wahrhaftig seine leere Redensart. Buchstäblich war sie seit der Erkrankung ihres Hermännle in sein Bett und nimmer aus den Kleidern gekommen. Und war sie gegen Morgen dieses einzige Stündlein eingenickt, so merkte Niemand am Tage von ihrer durchwachten Nacht. Höchstens, daß sie am Nachmittag sich ganz verstohlen hinter den Küchenherd sauerte und, während die Köchin abspülte, den müden alten Kopf ein wenig in die Hand stützte.

Als aber gar einmal der Gerichtsarzt den Vorschlag machte, eine Spitalwärterin zur Aushilfe zu nehmen, da war die Dorothee ganz untröstlich. Bei all ihrer Angst um ihren Hermann hatte sie schon lange keine Thräne mehr. So viel hatte sie die ersten Tage und Nächte geweint. Aber bei dieser neuen drohenden Gefahr für sie selber, da strömte dieser bittere Bronnen auf einmal wieder so reichlich, als sei vorher noch sein Tropfen daraus über ihre tief gefurchten Wangen hinuntergeträufelt.

»Was, Frau Doctorin? Eine Spitalwärterin nehmen! So arg könnten Sie mich kränken und beschimpfen wollen? Nein, das können und dürfen Sie nicht! In mein Haus und zu meinem Buben darf kein anderer Mensch zum Warten herein, als nur meine Herrschaft und ich. Ich hab' ihn zu

allererst auf dem Arme gehabt, wie er auf die Welt gekommen ist. Von mir hat er das Essen, das Gehen, Reden und Beten gelernt. Ich hab' ihn groß gezogen bis zu dieser Stunde. Und jetzt, wo ihn unser Herrgott mir so jämmerlich hingelegt hat, soll mir auch Niemand anders in meine Krankenwart hineinpfuschen. Und gar eine so grobe Spitalwärterin? Ja, die wär' mir gerade die rechte. Und der Herr Onkel kann meinetwegen ein ganz geschickter Doctor sein, was versteh' ich davon? Aber von der Krankenpflege versteht er einmal gar nichts. Als ob das so das Nämliche wäre, wer einen Kranken wartet, ob bloß des Geldes oder der Liebe halber! – O, wenn das Hermännle auch jetzt nicht viel von sich weiß, er spürt doch ganz gut, wer neben ihm sitzt, ob seine Mutter und ich, oder so eine bezahlte Person. Und ein kalter Aufschlag, den wir zwei ihm machen, der thut seinem brennenden Kopf ganz gewiß viel wohler, als einer von einer so wildfremden Hand. – Nein, Frau Doctorin, und wenn der Herr Onkel noch so scharf commandirt, aus dem Spital lass' ich zu dem armen Buben nun einmal Niemand herein. Eher geh' ich zum Haus hinaus, und dann können Sie in acht Tagen im Wochenblatt lesen, daß ich in irgend einem Winkel der Stadt vor lauter Herzleid gestorben bin.«

Diesen letzten Satz, zu dem auch Vater Stark ins Zimmer getreten war, hatte sie unter so heftigem Schluchzen hervorgestoßen, daß die gute Frau Rosalie alle Mühe hatte, sie zu beruhigen, indem sie ihr aufs Heiligste versicherte, daß keine andere Wärterin ins Haus kommen

dürfe. Vater Stark gab ihr aber ergriffen die Hand und sagte mit gehobener Stimme:

»Dorothee, ja sie hat Recht, ganz Recht! Aus dem Spital darf Niemand herein. Und warte sie nur, wenn sie einmal selber krank und elend in unserm Hause liegt, dann soll sie aber auch nicht ins Spital hinaus, und sie soll wahrhaftig mit uns gerade so zufrieden sein, wie wir jetzt mit ihr. Das hört jetzt der barmherzige Gott.« –

Siehst du, lieber Begleiter, so ging an dem gramumnachteten Himmel dieses Hauses doch auch dann und wann ein lichtes Sternbild auf, das im Glanze himmlischer Ergebung und irdischer Treue tröstend herniederstrahlte. Und nachdem mir die erste grimmige Todesangst in ihrem Verdunkeln aller Sinne überwunden war, da stieg auch das Gebet auch den Tiefen des Menschenherzens immer höher und lichtvoller herauf, und verklärte mit seinem heiligen Schimmer dieser kummervollen Wochen ganze Nacht.

Aber auch noch ein anderes helles Gestirn verbreitete seinen wohlthuenden Glanz.

Auch außerhalb des Krankenzimmers, war das ein treues Mitgefühl in der ganzen Stadt! Vor Allem in dem gegenüberliegenden Nachbarhause des Dekans! Da lag wohl auch der frohsinnige Friede danieder, dessen Krankheit und Genesung alltäglich Hand in Hand mit jener unseres jungen Helden ging. Auch hier war die ganze Familie wie verstört. Wie ließ der dankbare Theodor immer trauriger den Kopf hängen, so oft er von der Nachfrage im Erkerhaus über den Rittersberg wieder heimkam!

Wie fühlte sich der Dekan betrübt und verwaist, als er Nachmittags ohne den alten Begleiter um die Stadtmauer den Rundgang madchte, und dann bei seiner Heimkehr in stets wachsender Angst drüben vergeblich nach besserer Botschaft sich erkundigte! Und wie erbat sich Frau Meta tagtäglich aufs Neue den Liebesdienst einer Nachtwache, bis es ihr endlich gelang, das Bedürfniß ihres Mutterherzens an dem Retter ihres eigenen Kindes ein paarmal erfüllen zu dürfen!

Und so geschah es in der ganzen Stadt. – Wie vorher Hermanns muthige Heldenthat ihre allseitige Freude gewesen, so war nun seine schwere Erkrankung auch ihre allseitige Sorge geworden. Wo man sich auf der Straße begegnete, fragte man nach ihm. Auch die ärmsten Handwerker und Taglöhner waren um das Erkerhaus dankbar bekümmert. Sie wußten gar wohl, warum.

Auf die gemeinsame Anordnung der beiden Stadtpfarrer ward in allen Schulen und Kirchen für Hermann gebetet, nach der katholischen Messe so gut und so herzlich, wie nach der Predigt auf der protestantischen Kanzel. Wußte man doch allzu gut, wie die Menschenliebe und Barmherzigkeit im streng katholischen Hause Stark auch niemals erst nach der Confession fragte, wenn es an den Bekennern dieser oder jener ihr echt christliches Licht mit gleicher Wärme leuchten ließ. –

Und heut ist der einundzwanzigste Tag, ein neuer Markstein der Hoffnung auf dem düstern Wege dieser Krankheit, daran sie sich überwunden seitwärts wenden, und die Genesung den Kranken wieder zurückführen soll

zu den lachenden Auen des Lebens. – Aber ach, schon ist es Abend geworden, und noch immer unerfülltes Hoffen!

Und wie es nur möglich ist, daß ein solcher Abend nicht genesen machen kann!

Das Fenster des Krankenzimmers ist offen. Es geht in den Garten hinunter. Fühle nur, welch' würzige Luft heraufweht! Und drunten, da blühen Vater Starks Rosen so duftig. Die Amsel schlägt so süß im Hollunderbusch an der alten Stadtmauer. Kecke, junge Sperlinge, diese Gassenbuben unter den Vögeln, spielen in den Wartthürmen mit muthwiligem Geschrei Versteckens. Und hoch am abendrothvergoldeten Himmel schwimmen lichte Wolken, und schauen mit heiterm Lächeln auf die friedliche Stadt herunter, die auch ihren dampfenden Schlöten ihnen neue lustige Genossen in blauen Rauchsäulen aufwärts sendet.

Und drinnen im Krankenzimmer! – Ist ein solcher Gegensatz von Natur und Menschenleben denn nur möglich? Da knieen Vater und Mutter Stark mit der Dorothee an Hermanns Bett, darin er ein wenig aufrecht sitzt mit geisterhaft großem Blick. Sieh', keine Miene verzieht sich in ihren bleiden Gesichtern. Wie leblos horchen sie auf seine Rede und werden von ihr durchschauert wie vom eisigen Anhauch des leibhaftigen Todes. Und horch nur, was er ihnen jetzt sagt mit unheimlich feierlicher Stimme:

»Und am Sonntag will ich begraben sein – und hinter meinem Sarge – gleich nach dem Vater – da soll der Rothbart mitgehen mit Kron' und Scepter. O er braucht sich

gar nicht zu geniren. Der Frackschneider trägt ihm ja die Schleppe an seinem goldenen Mantel. Und sein großes Reichsschwert sollen sie mir oben auf den Sarg legen. – Ja freilich, der Rothbart hat mich ja auch so lieb gehabt, und ich auch ihn. Das will ich glauben. Ich bin ja eigentlich der junge Rothbart. Gelt, Frackschneider, es ist wahr? – Ach du lieber Gott, jetzt muß ich aber doch schier lachen. Ha, ha, ha!«

War das ein Mark und Bein, erschütterndes Lachen! Und plötzlich fuhr er im selben gehobenen Tone weiter:

»Und alle Dohlen von der Burg, die sollen auch mit meiner Leiche fliegen. Aber sie dürfen gar nicht krächzen, sonst müssen sie alle daheimbleiben. Und mein Grablied, das darf nur der Theodor fingen. Und alle Fische im Blechhammer müssen auch mitsingen, Theodor, weißt du, ganz das nämliche Lied mußt du mir singen, wie ich dem Rudolf. Das klingt schon recht schauerlich. Hörst du? dieses Lied mein' ich, das will ich haben . . . «

Und während die Amsel drunten ihn jubelnd begleitete, hob er mit seiner hellen Discantstimme in den höchsten Molltönen herzerschütternd die letzte Strophe jenes Grabliedes zu singen an:

»Bei ihm nun ew'ger Morgen ist,
»Ihr sitzet noch im Dunkel da!
»Gelobt sei'st Du, Herr Jeau Christ –
»Halleluja, Halleluja!« –

Bei jedem Verse hatte er einen Augenblick gestockt, aber den abgerissenen Faden immer wieder gefunden.

Seine Stimme war immer schwächer geworden, nur das zweimalige Halleluja sang er wieder lauter.

Dann neigte sich sein Kopf langsam auf die Seite, War das der Tod? – In bangster Stile des Gebetes knieten die Drei wie gebannt noch immer am Boden und getrauten sich nicht aufzusehen. Das Opfer demüthiger Ergebung war in ihren Herzen gebracht. Endlich ermannte sich Mutter Rosalie, trat muthig ans Bett und beugte sich lauschend über ihn.

Aber, barmherziger Gott, welche Seligkeit! – Er schläft ja nur! Und gar nicht fieberhaft, wie in all' den Schreckenswochen. O nein, ganz sanften, ruhigen Odems schläft er, wie in früheren glücklichen Tagen.

Wie jetzt der Freudenschimmer in Rosaliens Antlitz auch den noch ganz zerschlagenen Vater und die von den vielen Nachtwachen stumpf gewordene Dorothee ermuthigte, nun auch ans Bett zu treten! Und auch sie jubeln, freilich noch ganz verzagt: wahrhaftig, er schläft nur, und wie ruhig! – O du grundgütiger, barmherziger Gott, wär' es möglich? – Ihn dir schon geopfert zu haben und ihn nun wieder aufs Neue geschenkt zu erhalten? – Sollte da wirklich der Schlaf der Genesung sein? . . .

Da trat der Onkel Philipp ein. Er fühlt Hermanns Puls. Aller Augen hängen fragend an seinen Zügen. Doch auch sein kaltes Gesicht erheitert sich . . .

Hast du's im Frühjahr schon erlebt? Es liegt der Wald noch stumm und starr im Winterschlafe. Da zwitschert

erst eine einzige Haidelerche auf einer kahlen Staude neben dem Weg. Ob das auch wirklich den Frühling bedeute? – Und an den Hecken und Büschen lauscht eine Knospe nach der andern schlichternen Auges fragend hervor, ob das der Frühling sei? – Aber die Amsel im Dickicht bejaht es schon viel muthiger mit weithin klingendem, goldenen Schlag. – Wahrhaftig! – »Der Frühling, der Frühling!« – schauert die sonnige Botschaft durch die stolz gekrönten Eichen und Buchen. Und ihre Freude darüber bricht in abertausend schimmernden Blättern hervor. »Der Frühling!« schallt's immer vielstimmiger aus der aufgewachten Vögel klingenden Kehlen. »Der Frühling!« rieseln die Bronnen und grüßen alle Waldblumen. Und zuletzt rauscht ein einziger hehrer Hymnus durch die grünen duftenden Hallen: »Der Frühling! Halleluja!« –

Und wie im Walde zur Frühlingszeit, so klang's nun auch im Erkerhause zur Zeit der Genesung. Erst nur ganz verzagt, und dann lauter und immer lauter von Jubel und Dank. »Er ist gerettet! Halleluja!«

Zweiter Abschnitt. In der ersten Fremde.

I. Die Frau Professorin Moser.

O du altes, trauliches Erkerhaus am Storchenthurm, wie schautest du doch an jenem Octobermorgen des Jahres 1834 trübselig drein, als dein jüngster Bewohner, dein Stolz und deine Lust, zum letztenmal auf dem Rittersberg dir aus der Lohnkutsche heraus den Abschiedsgruß zuwinkte und dann mit den schweigenden Eltern die Schloßgasse hinunterfuhr! – Da hattest du Niemand mehr von all' deinen Lieben als die alte Dorothee, die sich nun in ihr Hinterstübchen hinaufschlich, darin sie von heut an, auch als Kindsmagd völlig pensionirt, das Gnadenbrod essen sollte. Aber vor lauter Herzeleid brachte sie den ganzen Tag keinen Bissen über die Lippen, und sie weinte sich satt, weil sie nun ihr Hermännle so gar lange nimmer sehen durfte.

Fünf Minuten darauf rasselte vom Dekanshause drüben ein zweiter Wagen durch den nebligten Morgen dem ersten nach.

Jawohl, auf lange, lange Jahre sollte Hermann sammt seinem Theodor von dem guten Elternhause wehmüthigen Abschied nehmen, um nurmehr dann und wann in den schönen Ferientagen zum alten heimischen Neste heimfliegen zu dürfen.

Die Lateinschule war glücklich absolvirt. Und die zwei alten Kutschen mit ihren vier gleichalterigen hypochondrischen Rennern schaukelten nun Eltern und Söhne

nach der eine kleine Tagreise entfernten größern Provinzstadt, dem Sitze des Gymnasiums.[1]

Bei anbrechender Dämmerung mit nicht im mindesten steifen Gliedern in den damals überaus bequemen Kutschenkasten allseits glücklich angelangt, stiegen unsere sechs erlösten Freunde auf dem Marktplatz im »goldenen Löwen« ab. Nach oberflächlicher Restauration der ein klein wenig verschüttelten mütterlichen Frisuren und vom Landstraßenstaube zart angehauchten väterlichen, wie kindlichen Röcke, wurden noch am selben Abend beide jungen Freunde in ihre neue Heimath geführt, zur ungesäumten Vorstellung bei der Frau Professorswittwe, Emilie Moser, Schustergasse Nr. 19, im Hinterhause.

Voll freudiger Spannung trat das doppelte Elternpaar, jeden Sohn an der schützenden Vaterhand, die wichtige Entdeckungsfahrt an. Die Gesellschaft bog aber schon am Ecke des Marktplatzes mit etwas herabgestimmter Erwartung in die enge, sonnenlose Schustergasse ein, darin auch wirklich, zur Erläuterung ihres nicht gerade sehr poetischen Namens, aus manch' offenem Fenster der muntere Tactschlag eines Schusterhammers in den windstillen Abend hinausklang. Jeder Schusterbube konnte von seinem erhabenen Rundstuhl über dem ersten, schüchternen Sohlversuch schon an der ganzen Haltung und Mimik der sechs fremden Wanderer, zumal

[1] Das Gymnasium war vielleicht in Heidelberg. Die Universität wohl in Frankfurt, schon der Name der Studentenverbindung läßt dies glauben.

am fünfzehnten October, deren unzweifelhafte Beziehung zum Gymnasium abmerken. Und das ihnen nachschallende Gelächter der Gesellen ließ auf manchen genialen Witz dieser naturwüchsigen jungen Humoristen einen wohlberechtigten Schluß ziehen.

So gingen sie also in bedächtigem Doppelterzett dahin, und alle zwölf Augen halfen einander, über den Häusern das Numero ihrer stets wachsenden Sehnsucht auszukundschaften.

»Ich hab's, ich hab's,« rief plötzlich schon auf fünf Häuser weit der scharfsehende Hermann.

»Ich auch,« hinkte Theodors Ausruf nach.

»Wo denn, wo?« riefen die Väter und Mütter und die Neugierde verjüngte ihre Schritte.

Und wirklich, der Blick der Söhne hatte recht gesehen. Das Numero 19 prangte auf einer neuen Blechtafel unzweideutig über einem schmutzigen und geborstenen Hausbogen.

»Das da?« – klang bei diesem nicht sehr einladenden Eingang der Eltern langgezogene Frage.

»Aber wartet doch nur! Die Frau Professorin wohnt ja im Hinterhause, und dieses ist erst das Vorderhaus,« tröstete mit rasch gedachtem Einwande Hermann seine fünf verblüfften Begleiter, die mit tragischer Miene das Haus Nr. 19, von morosem Alter und Steinkohlenruß gleich finster, vom überhängenden Giebel bis zum verwitterten Sockel musterten.

Trotz alledem blieb ihnen keine Wahl und sie wanderten durch den feuchten, halbdunkeln Gang dieses Vorderhauses über einen winklichten, dumpfen Hofraum ans ersehnte Hinterhaus. Aber ach! Mit seiner nebelgrauen Wand, daran sich noch zur romantischen Steigerung eine lückenhafte Holzgalerie hinzog, schmollte dieses Hinterhaus gerade so griesgrämig in seinen Hofwinkel herunter, wie das Vorderhaus in seine Schustergasse. Die an den hinfälligen Pfosten blendendweiß hernieder wehende Wäsche war der einzige heitere Lichtblick unter all' diesen düsteren Eindrücken, welche alle sechs Herzen Schritt für Schritt beklommener schlagen gemacht hatten, von dem ersten Eintritt in die sonnenlose Schustergasse, bis hierher in diesen alhambrischen Hofraum.

Mit um so froherer Ueberraschung traten sie daher jetzt in den steinernen Hausflur des Hinterhauses, dessen rothe Tafeln gar blank gescheuert aus dem darüber gestreuten weißen Sande hervorblickten. Und wie sie dann die helle Treppe hinaufstiegen, von der jede Stufe für die ganz musterhafte Reinlichkeit der Miethbewohnerin ein neues Zeugniß ausstellte, da nickten die Eltern über diesen unerwarteten Gegensatz in stummem Verständniß sich einander zu, und alle Gesichter wurden heiterer.

Die Frau Professorin Moser saß indessen in ihrem einfachen Wohnzimmer bei ihren zwei Töchterchen am Fenster. Sie unterwies mit kundiger Hand die aufmerksame, ernste, dreizehnjährige Elisabeth, im Hause nur kurzweg »Bettchen« genannt, an ihrem Stickrahmen in dem neuen Muster für die ersten bei ihr bestellten Pantoffel. Das um

ein Jahr jüngere Linchen, Bettchens munterer Gegensatz, wie Aennchen zu Agathe, strickte unterdessen mit lustigem Gesichte merkwürdig gewandt darauf los. War es doch der letzte von ihren zwölf Paar Strümpfen, auf den sie jetzt mit so glücklicher Selbstbefriedigung niederlachte.

Da hörte die Professorin zu ihrem größten Erstaunen, wie die erst am andern Morgen von ihr Erwarteten die Magd auf dem Vorplatze nach ihrem Namen fragten. Eilig ließ sie die Sticknadel auf den Stramin[1] fallen, ging hinaus und führte ihre neuen Gäste mit freundlichster Begrüßung in das Zimmer, aus dessen Fensternischen die zwei neugierig drein lächelnden Mädchen mit natürlichster Grazie ihnen entgegenknixten.

Der feine und doch so ungezwungene Anstand der mehr als vierzigjährigen, aber immer noch edelschönen Wittwe, mit ihren sichtlich wohlerzogenen Töchterchen in den reinlichen Kattunkleidern, stimmte so harmonisch zu dem Geiste der Ordnung und Sauberkeit in der einfachen Zimmereinrichtung, daß sich alle Eingetretenen wie in einer Luft des Friedens gar bald wohl und heimisch fühlten. Besonders die beiden Frauen athmeten darin instinktmäßig so tief auf, als sei ihnen plötzlich eine schwere Last vom Herzen genommen worden.

Nach Auswechslung der ersten Begrüßungsreden führte sodann die Frau Professorin ohne Verzug ihre lieben

[1] Stramin ist ein stark appretirtes Gewebe mit regelmäßigen quadratischen Zwischenräumen aus stark gedrehtem Baumwoll-, Leinen- oder Halbleingarn.

Gäste in die für die neuen Pflegesöhne bestimmten zwei anstoßenden Zimmerchen. Und auch hier war in dem, wenn auch fast dürftigen, Meublement dennoch, der Ordnungssinn der Pflegemutter so sichtlich, daß sich der Eltern Augen immer befriedigter umsahen. Hermann und Theodor prüften sogleich Schreibtisch und Büchergestell, mit denen sie ganz zufrieden schienen. Als sie aber dann ans Fenster traten und vor ihren erstaunten Blicken ein freundliches Wiesenthal liegen sahen, das von einem in Obstbäumen versteckten Dörfchen abgeschlossen ward, da klatschte Hermann in die Hände: »Ach, seht doch, seht, welch' wunderschöne Aussicht!« – Theodors Auge glänzte in stiller Befriedigung. Und auch die Eltern waren so voll des Lobes über diese liebliche Fernsicht, die gute Luft und die netten, gemüthlichen Stübchen, daß die Frau Professorin ganz glücklich dreinschaute und die beiden Mädchen die vorwitzigen Köpfe seelenvergnügt zur Thür hereinstreckten. –

»Nicht wahr? Ich hab' es ja gleich gesagt, ihr sollt nur erst auf das Hinterhaus warten!« erinnerte Hermann ganz stolz bei der Heimkehr zum goldenen Löwen, wo die beiden Knaben zum letztenmal auf längere Zeit mit ihren Eltern unter *einem* Dache schlafen durften.

Und Doctor Stark meinte beim Ausgang aus der dumpfen Schustergasse: »Das hätt' ich doch in meinem ganzen Leben nicht für möglich gehalten, daß ein so schmutziges Hinterhaus in solchem finstern Hofwinkel sich vornheraus so überaus schön und wohnlich ausnehmen könnte. Nein, ich muß wirklich sagen: Haus und Zimmer, Frau

und Töchter, Aussicht und Luft, Reinlichkeit, kurz Alles in Summa ganz vortrefflich. Wie, was?«

»Ich bin des festen Glaubens,« ergänzte mit etwas an die Kanzel erinnernder Salbung der Dekan Faber, »wir dürfen dem Herrn recht dankbar sein für dieses Hinterhaus in der Schustergasse. Meint ihr nicht auch, liebe Freunde?«

Die allseitige Zustimmung in allen möglichen Einzelheiten wollte auf dem Heimweg und noch spät in der Nacht gar kein Ende nehmen. Es schlug schon zwölf Uhr und die beiden Mütter und Knaben plauderten noch immer von der Frau Professorin, den freundlichen Mädchen und heimlichen Stübchen. Vater Stark aber und Dekan Faber schliefen bereits seit zehn Uhr den Schlaf der Gerechten und spielten, Jeder für sich nach eigener Melodie, ein schnarrendes Schlummerliedsolo, dessen Ton an jenes dicksaitige Instrument erinnerte, von denen heute der Himmel ihrer beiden Söhne über und über voll hing.

Die Frau Professorin Moser hatte schon frühzeitig mit so vielen tausend deutschen Beamten-, Professors- und Pfarrerswittwen das gleiche trübselige Loos theilen müssen, von der bescheidenen Höhe eines mäßigen Einkommens plötzlich in eine so trostlos tiefe pecuniäre Armseligkeit gestürzt zu werden, daß auch sie mit ihren zwei Töchterchen nach der populären tragischen Redensart »zu wenig zum Leben und zu viel zum Sterben« hatte.

Vorausgesetzt, daß man unter letzteres nicht auch die Begräbnißkosten miteinrechnet, wodurch sonst auch sehr leicht auch diesem Zuviel ein Zuwenig sich entziffern dürfte.

Eine Pension aus einem in bitterster Ironie sogenannten »Standesgehalte« von sechshundert Gulden! – Dividire diese Summe durch die Zahl fünf für die Wittwe, und fünf mal fünf für jede der beiden Waisen, und du hast bis auf den letzten Gulden das trübselige Exempel gelöst, welch' finstere Noth in solcher »Hinterlassenen« Hause zurückbleibt, wenn darin die Hand des Todes die hellen Augen des Versorgers schließt.

Die Wittwe Moser sah aber dem feindlichen Leben mit muthiger Entschlossenheit ins kalte, herzlose Gesicht. Und so hatte sie kurz nach dem Tod ihres Mannes, der gerade von einem Blutsturz hingerafft worden, da er nach endlosem Harren eine wirkliche Studienlehrerstelle errungen, dieses Amt einer Kost- und Pflegemutter junger Studenten mit schwerem Herzen auf sich genommen, aber auch mit starker sittlicher Kraft.

Es war der fein erzogenen, zartfühlenden Frau in dem sorgenlosen Haus ihres als Regierungsrath zu früh verstorbenen Vaters dieses Geschick wohl auch nicht an der Wiege gesungen worden. Und auch die platonisch schwärmenden Brautlieder des hektisch schlanken Theologie- und Philologie-Candidaten, Heinrich Moser, enthielten nicht die versteckteste prophetische Andeutung davon, daß seine Emilie nach zehnjähriger, liebesgeduldiger Brautzeit, und dann so flüchtigem Glückstraum,

ihre besten Jahre als einsame Wittwe mit dem entsagungsreichen Beruf ausfüllen sollte, fremder Eltern Söhne zu erziehen und zu pflegen, nur um den eigenen Kindern das tägliche Brod mühsam, aber ehrbar, erwerben zu müssen.

Doch auch der alte blinde Bettler an der Landstraße kann den Purpurmantel königlichen Sinnes um seine zerfetzten Kleider schlagen, der dem wirklichen König auf dem goldenen Thronstuhle vielleicht fehlt. Es kommt nur darauf an, mit welch' innerem Aufblick er Sturm und Regen, Staub und Sonnenbrand erträgt und die zitternde Hand hinhält, um den gewöhnlichen Pfennig wie das seltene Goldstück mit gleich demüthigem Danke darin aufzunehmen.

Und ein brustkrankes Mütterlein auf dürftigem Bett in armseliger Dachkammer, das jeden schweren Odemzug mit geduldigem Gebet begleitet, und dennoch für fremde Leute strickt und flickt, um sich die Krankensuppe zu verdienen, es trägt ein Diadem fürstlicher Hoheit auf dem niedern Haupte, dessen Glanz von gar mancher Fürstin juwelenumblitzter Locke noch niemals herniederstrahlte.

So adelte auch die arme Professorswittwe ihr kümmerliches Dasein und den ihr nun einmal vom Leben zugefallenen Beruf einer Kostmutter junger Gymnasiasten durch die ernste Gewissenhaftigkeit, und vor Allem durch die sittlich religiöse Auffassung, mit der sie ihn erfüllte. Den ihrer Pflege und Obhut anvertrauten fremden Söhnen die ferne, wirkliche Mutter mit allen Kräften ihres Verstandes, mit aller Wärme des Herzens in Wahrheit zu ersetzen

– der Hauch dieses edlen Gedankens klärte von Jahr zu Jahr ihre Erwerbsquelle zu einem immer reiner strahlenden Wasser, darin sich zuletzt mit freudigster Berufsliebe ihr mütterliches Herz versenkte und es fast ganz vergaß, daß auch daraus ihr und ihren Kindern die tägliche Nahrung zufließen mußte.

Nicht nur in der Gymnasialstadt, sondern in jedem Städtchen der Provinz, das eine Lateinschule besaß, war aber auch die Professorin und ihr Kosthaus so bekannt und geehrt; die fernen Mütter wußten sie so vollkommen in ihrem seltenen Werthe zu würdigen, daß schon ein Jahr voraus die Aufnahme bei ihr vorgemerkt werden mußte und es jeder Familie als ein besonderes Glück erschien, wenn ein Sohn bei der Frau Professorin Moser untergebracht werden konnte.

Mehr als sechs Pflegbefohlene aufzunehmen, konnte sie sich trotz allem Zureden des Rectors, der ihr mit besonderer Achtung zugethan war, nicht entschließen, da sie in ihrer Wohnung ohnedem schon ihr einziges freies Wohnzimmer Mittags und Abends zum gemeinsamen Speisesaal ihrer Studenten herleihen mußte, und ihr und ihrer Töchterchen ungestörtes Territorium auf ein halbbdunkles Schlafzimmer in den Hof hinaus eingeschränkt war. Noch mehr aber, als diese Rücksicht, der sie durch eine größere Miethwohnung schon hätte begegnen können, wog bei ihrem Entschluß die gewissenhafte Erwägung, daß sie bei einer noch größeren Zahl von Pflegesöhnen unmöglich mehr ihre Pflicht so getreu erfüllen könnte, wie sie sich's im Innern bewußt sein mußte, um

diese Stellung einer Kostmutter im Sinn eines höheren sittlichen Berufes mit Freuden ertragen zu können.

Wie ruhig konnten daher auch unsere beiden Familien Stark und Faber ihre Söhne in der ersten Fremde dieser mütterlich sorgsamen Frau Professorin überlassen! –

Als am andern Morgen die Eltern mit ihren Knaben wieder in das ihnen so schnell lieb gewonnene Hinterhaus zurückgekehrt waren, um Abschied zu nehmen, da war auch die Frau Dekanin Meta Faber um ihren Theodor wirklich ruhig. – Die Herzensharfe einer Mutter von acht Kindern klingt eben auch für das einzelne Kind nicht mehr in jenem zart nüancirten und ängstlich ausgeführten Solo, wie das die Muttersorge um den einzigen Sohn zu spielen sich immer mehr vervollkommnet. In der Mutter*liebe* für ihre acht Kinder klang aber das Herz der Dekanin gewiß eben so voll und rein, wie das der Frau Rosalie für das einzige. – Zudem war es heute nicht der erste, wohl aber der allerleichteste Fall, daß sich Frau Faber von einem Kinde trennen mußte.

Pfarrerskinder müssen in frühzeitiger Selbstständigkeit dem Haus entwachsen – das war der klugen Eltern stete Lebensansicht, die sie auch möglichst schnell praktisch ausführten. Denn, wenn der Vater ins Grab hineinsinkt, steigt mit dem Schmerze der Kinder auch noch die Sorge für sie heraus, und dann ist es gut, wenn sie zum Kampfe mit ihr frühzeitig gerüstet sind.

So war des Dekans ältester Sohn, Karl, bereits seit fünf Jahren an der preußisch-russischen Grenze erster Buchhalter in einem großen Pelzhandelsgeschäft. Die Tochter

Emma lebte als Gouvernante auf dem prächtigen Edelsitz eines Lords im schottischen Hochland. Zwei andere Schwestern Theodors waren bei Verwandten gleichsam an Kindesstatt untergebracht. Und mit ihrem zweiten Sohn Adolf theilten die Eltern nicht einmal mehr denselben Welttheil, da er in Newyork sich zum Theilhaber eines schwunghaften deutschen Exportgeschäftes durch treuesten Fleiß hinaufgearbeitet hatte. Und gar mancher klingende Wechsel kindlich dankbarer Beständigkeit suchte den Eltern daheim die herbe Trennung durch die weite Salzfluth zu versüßen.

So weit aber auch diese Geschwister vom Leben auseinander geworfen waren – an die kalte nordische Ebene, ins neblichte Hochland, an den brausenden Ocean – das bescheidene Pfarrhaus der deutschen Vaterstadt blieb ihnen doch immer die Stätte ihrer gemeinsamen Liebe, wo ihre fernen Herzen zusammenklangen in jenem angewohnten Vollton kindlicher und geschwisterlicher Pietät, die nicht Berg und Thal, und selbst nicht das Weltmeer trennen oder schwächen kann.

Wie natürlich war es daher, daß die Eltern Theodors für diesen völlig beruhigten Gemüthes scheiden konnten! Athmete er doch nun in dem Hause der Professorin dieselbe verwandte Luft, die daheim sein eigenes durchwehte – die Luft ehrbaren Fleißes und entsagender Genügsamkeit! –

Dem Vater Stark und der Mutter Rosalie fiel der Abschied freilich zehnfach schwerer aufs Herz. Im Dekanshause begrüßten ja doch noch immer zwei liebe Töchter

die heimgekehrten Eltern. Aber sie? – Wen konnten sie in dem ausgestorbenen Hause wieder finden? Wer sollte ihren Herzen Ersatz werden für das einzige Kind, das sie in der Fremde zurücklassen mußten? –

O wie Frau Rosalie, trotz allem Trost, ihren Hermann nun so gut aufgehoben zu wissen, ihn doch noch mit allem Erdenklichen versorgte, was nur ein Mutterherz aussinnen kann: mit einem ganzen Faß voll Aepfel und einem Sack Nüsse aus des großväterlichen Pathen Garten im Stadtgraben, mit einem Dutzend hausgemachter feiner Würste, und einem Pfund Chocolade vom Vetter Zuckerbäcker, damit doch ja bei der Verzehrung dieser heimischen Artikel dem Genuß der ersten Fremde noch eine Zeit lang ein süßer Nachgeschmack der lieben Heimath beigemengt werde. –

»Und theile nur ja getreulich Alles mit deinem Theodor!« flüsterte ihm noch die gute Frau als besondere Gebrauchsanweisung ins Ohr, als sie ihm all' die leckere Mitgift übergab. –

Diese mildherzige Mahnung konnte aber, um ein wenig vorzugreifen, von Hermann nie erfüllt werden, so herzlich er auch bei seinem Freunde darauf dringen mochte. – Wie Theodor früher seine Kameraden mit neidlosen Augen beim Vieruhressen in die saftigen Aepfel oder in die Butterschnitte beißen sah, während er sein Vesperbrod in dieses Wortes trockenster Bedeutung verzehrte, sich mit dem heitern Sprüchlein tröstend: »Schwarzbrod macht Backen roth« – so blickte er auch heute mit ruhigem Gesicht auf das Aepfelfaß und die

hausgemachten Würste. Er war viel zu genügsam gewöhnt und zu verständig, um nicht die Lage Hermanns, als eines einzigen Advocatensohnes, mit der geringen Besoldung seines Vaters, der noch für zwei Töchter zu sorgen hatte, richtig zu vergleichen. Aber bei all' seiner Bescheidenheit hatte er doch auch seinen eigenen Stolz und konnte nicht um Alles beredet werden, sein Stück Schwarzbrod der Frau Professorin auch nur ein einzigmal mit einem Apfel oder einer Scheibe Wurst aus Hermanns reichem Vorrath zu würzen. Das hätte ihn für sich, wie seine Eltern, gleich niedergedrückt, sowie seine Zufriedenheit mit seinem trockenen Stück Brod ihn zu gar manchem frohen Scherz über die Crösuseigenschaft eines deutschen Pfarrerssohnes verlockte. –

Doch kehren wir zum Vormittag unserer Erzählung zurück!

Zwei seidene Halstücher und wollene Schürzen wurden zum Schlusse von den beiden Frauen den Mädchen der Frau Professorin zum Geschenk überreicht. Aber sowohl die verlegen nach der Mutter schauenden Gesichter der Kleinen, wie auch ein schmerzlicher Zug in den edlen Mienen der Wittwe, als sie mit gepreßter Stimme dafür dankte, belehrten die beiden Mütter im Augenblicke, daß solche Geschenke in diesem Hause nicht Sitte seien und sie durch ihre so wohlgemeinte Tactlosigkeit das Zartgefühl der Professorin empfindlich verletzt haben mußten.

So getrauten sich denn Frau Stark und Faber auch gar nimmer recht, ihre Söhne mit besonderem Nachdruck ihrer Obhut zu empfehlen. Es war aber auch wirklich

nicht vonnöthen. Die Professorin kam ihrer Befangenheit schon selber zu Hilfe und ihre einzige Rede: »Gehen Sie mit Gott! Ihre Kinder sollen an mir eine Mutter haben, und mit meiner Liebe und Sorgfalt gewiß zufrieden sein!« erstickte in den Beiden jedes weitere Wort der Empfehlung. Statt dessen küßten die zwei Frauen die Professorswittwe mit so glaubensvoller Innigkeit, wie eine von Gott selber für ihre Kinder berufene mütterliche Stellvertreterin.

Unterdessen waren auch die beiden Väter vom Rector und Klassenprofessor zurückgekehrt, denen sie das Wohl ihrer Söhne noch ganz besonders ans Herz gelegt. – So war denn Alles treulich besorgt, was gute Eltern für ihre Kinder in der ersten Fremde zu thun vermochten. Und die schwere Stunde des Scheidens, vor der sich Alle schon so lange heimlich gefürchtet, war gekommen. –

Der ruhige, verständige Theodor, der noch den früheren traurigen Abschied seiner Geschwister gar wohl in der Erinnerung hatte, wollte nun den seinigen so leicht als möglich machen. Mit verhaltener Wehmuth trug er in seinem Stübchen für seine daheimgebliebenen Schwestern einen herzlichen Gruß auf. Der Dekan legte die Hand segnend auf sein Haupt und sprach ergriffen: »Theodor, bleibe brav und gottesfürchtig, der Herr behüte dich!« – Die Mutter hielt ihre Hand schweigend vors Gesicht. Dann noch ein allseitiger, langer, inniger Kuß –

und es war geschehen. Als dann die Eltern in das Wohnzimmer der Professorin hinübergingen, blieb Theodor allein zurück und ließ erst jetzt, ans Fenster tretend, seinen hervorbrechenden Thränen ihren ungesehenen Lauf.

Nebendran im andern Stübchen ging's freilich mit dem Abschiednehmen nicht so leicht.

Vater und Mutter Stark konnten sich von Hermann gar nicht losreißen, so hingen sie immer wieder küssend an seinem Halse. – Es war, als ob sie all' ihre Liebe nun nochmals in einem einzigen letzten Erguß über ihn ausströmen wollten. Da ward auch er beim Scheiden erst inne, wie fest sein Herz mit dem ihren verwachsen sei, und wie weh ihm nun geschah, sich davon loszutrennen. Endlich bat er von Wehmuth ganz überwältigt: »O Vater und Mutter, was ich euch jemals Leides gethan, verzeiht mir's jetzt und segnet mich, daß es mir gut ergehe und ich euch Freude mache!« – Und sie segneten ihn und weinten bitterlich. Dann stand er auf und sagte gefaßt: »Ich dank' euch und nun laßt mich hier nur allein! Ich kann euch nicht fortfahren sehen. Und grüßt mir den Großvater und den Onkel Philipp und die ganze Verwandtschaft und vergeßt mir ja nicht meine gute, alte Dorothee! – Und ich schreib' schon bald. – Lebt wohl! – O Gott! Lebt wohl! –«

Noch ein letztes Küssen und Umarmen – ein gewaltsames Sichlosreißen, und das Scheiden war auch hier überstanden.

Dann ging Hermann hinüber zu Theodor, der noch immer verloren am Fenster, stand und er lehnte seinen Kopf auf dessen Schulter.

»Ach, Theodor, wie bin ich froh, daß ich doch dich hier habe! Gelt? wir halten aber auch hier zusammen, wie daheim!« –

»Gewiß Hermann, wir bleiben auch hier die Alten. Wenn ich dir nur gut genug bin, wie freut mich das!« erwiederte der treuherzige, bescheidene Pfarrerssohn.

Bald darauf rasselten zwei alte Lohnkutschen aus der Stadt. Das Elternpaar in der einen fuhr voll stummer Betrübniß in ein kinderloses Haus zurück.

II. Meeresstille vor dem Sturme.

Am andern Morgen, als die Bäckerbuben wie flinke Gespenster pfeifend durch die noch verschlafenen Gassen huschten, hielten die beiden Wagen wieder still auf dem Rittersberg der heimathlichen Kleinstadt. War das eine äußerlich und innerlich mühselige Fahrt! Und als die Eltern Stark dann ausgestiegen waren, wie unheimlich leer und still empfing sie das ganze Haus!

Da habt ihr nun so lange geharrt und gehofft, bis der Segen eines Kindes in euer Haus eingezogen war! Da habt ihr nun vierzehn Jahre euch über ihn gefreut und bekümmert! Habt Tag und Nacht das Zusammenleben mit ihm zärtlich gepflegt, wie eine im Frühling und Winter gleich duftende Blume, und nun hat sie das hartherzige Leben euch weggenommen und in den Boden der

Fremde versetzt, daß ihr vereinsamt daheim um sie trauern müßt! – Ihr armen Eltern dauert mich!

Vater Stark, so sehr er auch an Heimweh krankte, hatte doch wenigstens zur Zerstreuung seine Kanzlei, sein Tribunal, seine Schachpartie und seinen Rundgang um die Stadtmauer. Aber sie, die Mutter! Wie ging sie noch wochenlang ruhelos von einer Stube zur andern und meinte immer, daß sie ihr fernes Kind in irgend einer unversehens finden müsse. Und wenn sie vom Erkerfenster hinuntersah – der Rittersberg, die Schloßgasse, Gott, wie leer und öde, wie ihr Mutterherz! – Wie mancherlei Arbeit fing sie an und keine ward fertig! Ihr einziger Trost war die Kirche, in der sie jeden Morgen ihr Heimweh dem lieben Gott aufopferte, und des Abends das Nachbarhaus des Dekans, bei dessen daheim gebliebenen Kindern sie ihr heimwehmüdes Herz ein wenig auszuhen und zerstreuen ließ. – Und erst die alte Dorothee! Diese wußte nun gar nimmer die langen Tage herumzubringen. Wohl saß sie stundenlang an ihrem Spinnrad und spann und sann, und sprach mit sich selber, und wackelte dabei mit dem schneeweißen Kopfe. Dann trippelte sie wieder im ganzen Hause herum und machte sich allerhand unnöthige Arbeit. Aber die Zeit wollte ihr doch nicht herumgehen, und sie hielt manchen langgesponnenen Monolog mit dem stets gleichen Seufzer: Wenn sie doch unser Herrgott nun zu sich nähme, da sie jetzt zu gar nichts mehr nütz auf der Welt sei! – Vater Stark hingegen war merkwürdig in sich gekehrt und sprach von seinem

Heimweh nur selten. Er wollte doch als Herr des Hauses ihm auch an moralischem Muthe voranleuchten, was ihm jedoch hundertmal härter ankam, als er sich merken ließ. Nur nach dem Nachtessen, wenn er bei seiner einsamen Rosalie die gewohnte Pfeife rauchte, da konnte er manchmal einen tiefen Seufzer nicht unterdrücken. Und einmal, an einem recht trostlosen Novemberabend, sprach er den scheinbar oberflächlichen und doch in seiner heutigen Stimmung so traurigen Satz aus: »Ach ja, du mein Gott, so geht's eben auf der Welt.«

»Du hast Recht, lieber Mann!« fiel Mutter Rosalie ein. »Ach ja, eine eigene Welt! – Es ist nur gut, daß nach diesem Leben noch ein anderes kommt. Sonst wär's, weiß Gott, gar nicht der Mühe werth, daß man zu leben anfängt, um sich so viel abkümmern zu müssen.«

Dann sahen sie Beide vor sich hin. Mutter Rosalie ermannte sich indessen sogleich wieder zu neuem Trostwort:

»Aber gieb dich nur drein, guter Christoph, es muß einmal so sein, da wollen wir es auch geduldig tragen und unser Herrgott wird unsern Hermann schon behüten an Leib und Seele.«

Ging da dem Vater das schwere Herz auf, und wie that ihm so wohl, daß er nur einmal davon reden konnte!

»Ich hoff' es, gute Frau, und bete darum alle Tage. Aber es ist doch hart, so lange von seinem Kinde getrennt zu sein. Ich hätt' es früher selbst nicht so geglaubt, und statt leichter wird mir's immer schwerer.«

»O, mir auch, lieber Mann!« bestärkte ihn Frau Rosalie darin mit aller Offenherzigkeit.

»Dir auch? Nun das freut mich. Aber freilich, wir zwei haben ihn ja gleich lieb, da muß uns auch das Herz um ihn gleich wehe thun. Lieber Gott, wir müssen es eben überwinden und uns an unser leeres Haus gewöhnen.«

»Doch an Ostern kommt er ja wieder!« – fuhr es auf einmal ganz hell durch Mutter Rosaliens düstere Gedanken. »Ach, guter Christoph, wird das eine Freude für uns werden!«

Wie da Vater Starks Auge leuchtete! »Ach ja, an Ostern kommt er ja wieder! O du mein Heiland! Wie soll da mein Herz mit dir in ihm auferstehen! – Aber,« sprach er wieder gedehnt, »es ist doch noch recht lange bis Ostern.«

»Es kommt auch diese Zeit, lieber Mann, nur Geduld!«

»Ja Geduld! Wenn die nicht wäre, wäre das ein schweres Leben! – O Gott, Geduld!« –

Solche elegische Zwiegespräche kehrten noch gar oft zurück an den stillen Winterabenden.

Aber wenn dann der Briefträger ins Erkerhaus kam und dem guten Doctor schon unter der Kanzleithür mit freudiger Miene den ersehnten Brief emporhielt und rief: »Herr Doctor, heut bring ich wieder den rechten!« war es dann auch ein Festtag im ganzen Hause für alle seine Bewohner! Welche Freude durchflog dann die friedlichen Räume von der Kanzlei bis zur Erkerstube, wohin Vater Stark athemlos der Mutter die trostvolle Botschaft hinauftrug, und dann wieder ins Hinterstübchen zur alten

Dorothee, die immer gar nicht laut genug darüber jubiliren konnte, daß es ihrem »Herzenshermännle« in der Fremde doch so wohl ergehe.

Und es ging ihm wirklich gut. – Wenn irgendwie das treubesorgte Elternhaus dem Kinde durch ein fremdes ersetzt werden kann, so that es das Kosthaus der Frau Professorin Moser. Die Einfalt und der Friede dieser Familie heimelte gar bald die beiden Freunde an. Sie fühlten gar wohl, daß sie nicht bloß um des Kostgeldes willen, sondern in einem viel edleren Geiste wahrhaft mütterlicher Pflege wie eigene Söhne versorgt waren. Die gute »Mutter Moser,« wie sie seit Jahren von ihren Studenten genannt wurde, war die Liebe und sorgliche Aufmerksamkeit selber. Selbst ihre Stimme hatte einen so wohlthuenden, gar nicht fremden Klang. Und die beiden geschäftigen Mädchen, wie waren sie ihnen doch wie liebe Geschwister, die ihnen stündlich an den Augen absahen, mit was sie ihnen einen freundlichen Dienst erweisen konnten. Das muntere Linchen zeigte für Hermann eine besonders freudige Dienstfertigkeit, während das träumerische Bettchen sich mehr zu dem in sich gekehrten Theodor in kindlicher Unbefangenheit hingezogen fühlte.

So hatte Hermann, um sich recht in der Erinnerung an das liebe Elternhaus zu erhalten, über seinem Bett ein Crucifix mit lebendigem Epheu aus dem heimischen Garten umrankt. Auch Theodor ahmte ihm darin nach. Und Vater Stark machte vom gleichen Stocke, der für Hermann seine Schößlinge abgab, auch für das Kreuz des Freundes die nöthige Pflanze zum Geschenk. – In

die sorgliche Pflege dieses Epheuschmuckes theilten sich nun die beiden lieben Mädchen in strengster Geschiedenheit. Linchen begoß einzig die Töpfe Hermanns, Bettchen nur jene Theodors. Und jedes von den Mädchen war über das andere eifersüchtig, daß ja sein Stock saftigere Blätter treibe, als der andere. Ebenso gewissenhaft versorgte Linchen den Weihwasserkessel Hermanns mit frischem Wasser, das sie immer selber beim katholischen Pfarrer in ihrem kleinen Krüglein holte, um ja über die Echtheit der Qualität gewiß zu sein.

So versorgte das Haus der Frau Professorin unsern lieben jungen Helden mit Allem, was ihm nur nöthig war an Leib und Seele. Nur Eines konnte es ihm dennoch nicht ganz ersetzen, – das wirkliche Elternhaus in der lieben fernen Heimath.

Jetzt erst fing von der Gluth der Sehnsucht die Kindesliebe in ihm zu blühen und zu duften an, wie sie nie zuvor das Herz der Eltern daheim erquickt hatte. Sogar das Heimweh ließ in den ersten Wochen mehrmals seine Aeolsharfentöne in der Seele des muthigen Knaben erklingen. Dann saß er an seinem einsamen Fenster, und sah in weichster Stimmung hinaus in das spätherbstliche Wiesenthal.

Wie kalt und flüchtig war oft daheim sein Gruß gewesen, wenn er von seinen Knabenspielen ermüdet und erhitzt in die Erkerstube hinaufgesprungen kam, und vor allem sich nach dem Essen erkundigte! Und jetzt, was hätte er darum gegeben, jeden Tag beim Aufstehen und Schlafengehen nur ein einzigmal in die treuen Augen der

Eltern schauen zu dürfen! So legte er denn seine ganze Sohnesliebe, davon sein Herz so übervoll war, in seine Briefe nach der Heimath, und er selber merkte gar nicht den anfangs elegischen Ton, der seinem ausgeprägt sanguinischen Temperament früher so völlig fremd gewesen. Und wenn dann *sein* Brieftag war, den die Eltern Stark in jeder Woche so regelmäßig einhielten, wie Sonne und Mond ihren Auf- und Niedergang, wie war Hermann dann vor und nach dem Empfang des treuen elterlichen Wortes so eigenthümlich aufgeregt! Er, der daheim der Eltern liebreiche Mahnungen so hundertmal überhört hatte, wie bedächtig und nachdenklich las er jetzt Wort für Wort ihrer besorgt warnenden Liebe! – Schon nach einer halben Stunde holte er das liebe Blatt wieder hervor, und las es nochmals und abermals, und immer war die Lesung seinem Herzen gleich erquickend. Aber vor dem Einschlafen mußte er sich in die liebe Botschaft aus dem Elternhause erst noch einmal recht tief versenken, als ob er ihren wohlthuenden Inhalt noch gar nicht kenne.

Hättet ihr euern Sohn vor solchem Einschlafen einmal vertauschen können, ihr treuen Eltern Stark, euer stummes Herzleid wäre gewiß laute Herzensfreude geworden. O dann wölbte sich zwischen ihm und euch des Gebetes himmlischer Steg, und ihr ginget darauf Hand in Hand aus der Heimath zu ihm in die erste Fremde, tratet an sein Bett, legtet eure Hand auf sein Haupt und neigtet euren Mund über den seinen! – Da wart ihr so ganz leibhaftig bei ihm und er bei euch, und die drei Herzen wußten von keiner Trennung!

Seine früher so ungestüme Natur ward durch diese erste Stimmung in der Fremde sichtlich gemildert, und die immer inniger bewußte Herzensgemeinschaft mit seinem Freunde Theodor nährte fort und fort diese stille läuternde Flamme.

Dieser allein war sein treuer Begleiter in den Stunden der Erholung, er war sein Genosse bei der Arbeit und hing an ihm mit rührender Treue und Ergebenheit. Jener Abend am Blechhammer ward von ihm nie und nimmer vergessen.

Theodors ruhiges, bescheidenes Gemüth war die harmonische Ergänzung von Hermanns rasch fliegendem Geiste. Und so verschmolz sich ihr jugendliches Herz immer mehr zu jenem selbstsuchtlosen Ideal schwärmerischer Freundschaft, das nur die frische Poesie harmloser Jugendjahre erstreben und erreichen kann.

Wie so mancher in ernster Ruhe durch die Ebene hinfließende Strom mußte erst als junger Wildbach in der Gebirgsheimath seiner Kindheit über Felsen und Baumstämme brausend hinunterstürzen. Und auch der Strom des Menschenlebens hat seine fort und fort wechselnde Zeit des schäumenden Sturzes und der ruhigen klaren Quelle.

So flossen auch in Hermanns Leben in der ersten Fremde nun Wochen, Monate und Jahre in heiterer Ruhe dahin. Es schien, als habe er seine frühere unbändige Natur wie ein verbrauchtes Kleid in seiner Heimath zurückgelassen, und hier für immer einen neuen Menschen angezogen. Die Frau Professorin konnte nur die freudigsten

Briefe über ihn heimschreiben. Und im Fortgang war er in den verschiedenen Klassen immer einer der Ersten. Namentlich in der deutschen Sprache und Geschichte war er stets der unbestrittene Sieger geblieben. Nur Eines kam auch hier wieder zum Vorschein, das war sein alter Haß gegen die Mathematik; und dieser blieb sich nicht nur gleich, sondern steigerte sich noch von Jahr zu Jahr. Hermann fand sogar eine stolze Befriedigung darin, seine Geringschätzung dieser Wissenschaft ganz offen an den Tag zu legen, und jeder Mahnung seines Mathematik-Professors setzte er ein trotziges: »ich will nicht!« entgegen. Mit bestimmten Zahlen auf dem Papier, wie mit klugen Gründen im Leben zu rechnen, in den Bann geometrischer wie menschlicher Verhältnisse seinen freiheitsbedürftigen Geist einzwängen zu lassen, das ward ihm, von Jahr zu Jahr bewußter, ein gleich verhaßtes, fast niedriges Geschäft.

Um so lieber versenkte sich sein idealer Geist, von Theodors poetischem Schönheitsgefühl stets angeregt und unterstützt, mit immer frischerer Luft und geistigerem Verständniß in die alten und neuen Dichter, um aus freiem Antrieb die tägliche Einförmigkeit der trockenen Schulaufgaben und starren Formübungen mit stets neu wechselndem Reize zu beleben.

Wie die zwei aufblühenden Jünglinge in trunkener Schwärmerei darin mit einander weitteiferten! Wie sie im ewigen Schönheitsstrome des größten Erdendichters

wahrhafter Natur, des ewig jungen alten Homer, die heißen Herzen wonniglich badeten! Wie sie sich erfrischten am sprudelnden Quell horazischer witziger Weisheit, und im gottdurchhauchten Sophokles das Maß adeliger Schönheit bewundern lernten! Dann sonnte sich ihr geistiges Auge wieder am hehren Glanze der Schiller'schen Menschheitsideale. Für Freiheit und Vaterland erglühten ihre Herzen in Körners »Leier und Schwert,« und Uhlands urdeutscher romantischer Duft umwob erquickend ihr sinniges Gemüth.

Und wie sie also begeistert Hand in Hand umherschweiften auf den lichten Höhen ihrer alten und neuen Lieblingsdichter und ihr Geist mit Idealen sich bereicherte, so wanderten sie auch leiblich in jeder Jahreszeit durch Wiesen und Wälder. Die kühle Welle wie der Eisspiegel halfen ihren Körper erstarken machen, und die weise Diätetik der Alten: »*mens sana in corpore sano*« fand an ihnen ihre herrlichste Bestätigung.

Ja, damals war die pädagogische Weisheit unserer heutigen Schulplankünstler noch nicht zu solch' menschenquälender Geistlosigkeit verflacht, mit der heute der junge Student in der bunten Zwangsjacke seichter Vielwisserei an Leib und Seele niedergehalten wird, um ihm so jede frische Lernlust schon im Keime zu verkümmern. Man gönnte seinem heranwachsenden Geist und Körper auch noch die nöthige Luft und Freiheit, um auch außer der Schulbank fröhlich treiben zu können, damit die Wissenschaft dem Jüngling eine weise, treue Führerin werde im großen Lichtreiche des Geistes, und dem

Mann für alle Zeit eine geliebte Freundin bleibe, erheiternd und erfrischend durch sein späteres oft nur allzu reizlos trockenes Berufsleben.

O war das für unsere beiden Freunde eine schöne erquickende Jugendzeit! Wie ein frischer Morgengang durch Feld und Wald, da die Blumen aus den Aehren nicken und am Strauche die Rosen grüßend den jungen Wanderer fragen, ob er sie nicht brechen und an sein Herz stecken wolle. –

So kam Hermann immer schöner an Leib und Seele heim, ein immer süßeres Labsal seiner glückligen Eltern. Und wer zu Ostern oder im Spätsommer die jungen Studenten mit dem RänzchHen über Berg und Thal in ihre Vaterstadt heimwandern sah, der blieb auf dem Wege stehen und sah vor allen Andern dem goldlockigen Wandersmann mit lachenden Augen nach, und pries im Stillen die Eltern glücklich, die ihn ihren lieben Sohn nennen durften. –

Doch auch die spiegelklarste Meeresstille birgt den Sturm in der Tiefe, und kein kundiger Schiffer, der hinaustreibt in die glatte Woge, vergißt darauf, daß sie sich urplötzlich in Berg und Thal verwandeln und sein Fahrzeug verschlingen könne.

Aber den guten Eltern Stark erging es nicht wie dem meererfahrnen Schiffer. Sie vergaßen über der langen Meeresstille in Hermanns Leben ganz und gar auf allen Sturm. Und einmal kehrte er doch zurück, der Wellenspiegel von Hermanns Herzen ward Berg und Thal,

und das Fahrzeug seines Lebensglückes schwankte darauf ächzend auf und nieder.

III. Der Korporal und sein Rekrut.

Woher es doch wohl kommen mag, daß die gelehrte Zunft der Philologen, namentlich auf den Lateinschulen und Gymnasien, von allen gebildeten Menschenklassen vielleicht die verhältnißmäßig größte Zahl komischer Originale aufzuweisen hat? Wenn oft nur ein Dutzend Männer sich ihre Erinnerungen auch dieser römisch-hellenischen Schulzeit mittheilen wollten, welches ganz unterhaltende Büchlein voll ergötzlicher Sonderlichkeiten könnten sie zusammenschreiben!

Auch ich wäre nun im Stande, zu einer allenfallsigen Geschichte philologischer Urbilder aus Hermanns Schulzeit außer dem seligen Frackschneider noch manches »schätzbare Material« zu liefern. Doch mein Weg ist noch zu weit. Leider darf ich mich bei dieser ganz unschädlichen Species abnormer Gewächse an unseres Helden Lebenspfad nicht länger aufhalten. Aber bei einer ganz besonders stachlichten philologischen Distel, die das junge Leben unseres Helden fast zu Tode ritzte, muß ich doch eine kleine Weile stehen bleiben. –

Professor der vorletzten Gymnasialklasse war damals ein nun längst verstorbener, kupfernasiger Glückspilz mit goldener Brille, dessen geckenhafte Toilette die Eleganz seiner Latinität weitaus übertraf, und der sich stets an einer morschen Eselsbrücke ängstlich anklammern mußte, wollte er den tiefen Gedankenstrom der griechischen

Dichter rauschen hören, um ihren Geist dann doch nicht zu verstehen.

Kreatur und Vetter eines in der Landeshauptstadt einflußreichen Ministerialbeamten war er allen seinen Collegen um so verhaßter und gefährlicher, als seine offenkundige Ignoranz in der Wissenschaft mit lügnerischer Vielwisserei in politischer Spionage vortrefflich gleichen Schritt hielt. Alle Versuche des würdigen Rectors, diese Giftbeule aus dem gesunden Lehrkörper der ihm anvertrauten Lehranstalt auszuscheiden, waren stets durch die heimlichen Gegenoperationen des intriguirenden Prorectors vereitelt worden.

Aber er war auch ein Opiumtrank für die Lernlust seiner Schüler und die stete Zielscheibe für die heimlichen Pfeile ihres jugendkecken Witzes. Darin übertraf indessen dieser würdige Lehrer seine Schüler noch weit, nur daß sein eigener, hämischer Witz einem andern doppelten Ziele galt, daran seine Unwissenheit als buntlappiger Hanswurst armselige Possen machte.

Da war kein gelehrter deutscher Philolog, irgendwie um die Heroen altklassischer Kunst und Wissenschaft verdient, dessen gründliche Forschung er nicht durch unwürdigen Spott vor seinen Schülern lächerlich gemacht, um so vor ihnen den traurigen Ernst seiner eigenen philologischen Stümperei zu verstecken. Da war aber auch sein Schüler, dessen Talent und Wissen er kannte und

fürchtete, in dem er nicht planmäßig schon von vornherein durch alle möglichen höhnischen Chicanen die leiseste Lust erstickt hätte, an der Gründlichkeit seiner höchst fraglichen Wissenschaft jemals zweifeln zu wollen.

So war diese Klasse schon seit Jahren gerade für die Talentvollsten ein wahres pädagogisches Fegfeuer und sie sehnten sich nach der Oberklasse beim würdigen Rector, wie ein Gefangener nach seiner Befreiung. Alle hatten indessen ohne Ausnahme in stummer Knechtschaft dieses niedrige Joch schon seit Jahren getragen, und so den frivolen Sarcasmus dieses Ignoranten bis zum feistesten Uebermuthe gemästet.

Nur bei einem Einzigen hatte er sich gründlich verrechnet. Und dur ahnest wohl, wer dieser Eine war. Aber auch vor keinem all' seiner zahlreichen Schüler in fünfzehn Jahren hatte der Professor jemals eine so tiefe, instinktmäßige Scheu gehegt. Der ganze Jüngling hatte für ihn von vornherein etwas mysteriös Verhängnißvolles, ohne daß er sich eigentlich darüber Rechenschaft geben konnte. Er mußte sich an diesen trotzigen Ernst in Hermanns stolzem Gesichte förmlich erst gewöhnen. Und das reizte ihn nur noch mehr, diesen gefährlichen Schüler mit allen erdenklichen Mitteln spöttischer Geringschätzung niederzuhalten.

Gerade so instinktmäßig war aber auch diesem Schüler der ganze Mensch an dem Professor nach außen und innen schon seit der ersten Stunde zuwider, und er ahnte es merkwürdig lange voraus, daß sie einmal gewaltig

auf einander platzen würden. In solchem Gefühle bereitete Hermann gerade in dieser Klasse sich ganz besonders gründlich und mit doppeltem Zeitaufwand auf jeden Unterricht vor. Jede Variante des Textes, jede Auslegung des Sinnes stand ihm zu Gebote, wie einem gelehrten Philologen. Denn er durchschaute bei dem Professor gar bald seine ihm schon vorher bekannte Stümperei, besonders bei seiner schülerhaften Erklärung der griechischen Tragiker. Und es war ihm gar oft ein wonniges Behagen, gegen den wackeligen Bau dieser philologischen Kenntnisse mit jedem Wort einen erschütternden Ruck zu thun. Dann übergoß ihn der Professor im Nu mit der schärfsten Lauge seines Spottes, um seine eigene Niederlage rasch vergessen zu machen. Hermann wußte das jedesmal im voraus, und er that es doch. Gerade das reizte seine nach Jahren wieder aufgewühlte Sturmnatur. Dann lachten alle seine Mitschüler über den Professor schadenfroh sich einander zu, und blickten mit großen Augen nach dem kühnen Hermann Stark, der das wagte, was sie sich Alle nicht getrauten. Nur Theodor saß oft beklommen da und wußte nicht, was daraus noch werden sollte.

Lange, für sein heißblütiges Wesen bewundernswerth lange, ertrug Hermann jede unverdiente Zurechtweisung, jeden unwürdigen Spott des »Korporals,« – ein Spitzname, den dieser Professor schon seit langen Jahren führte und der sich sogleich von selber erklären wird.

»Steh' er auf!« näselte der Professor gar oft in karrikirtem Korporalston. Und Hermann sprang am Eckplatze

der ersten Bank mit beiden Füßen auf und schaute mit verhaltenem Hohnlachen ihm ins Gesicht.

»Gerade steh' der Rekrut! Stell' er sich nicht so querbeinig hin! – Rekrut! Hat er was gelernt?«

»Ja wohl!« gab ihm Hermann in entschiedener Betonung zurück.

»So fang' er an!« erklang ein neues Commandowort, und die ganze Klasse spitzte die Ohren.

Gar oft aber, und gerade wenn Hermanns Uebersetzung besonders gut war, unterbrach er ihn mitten darin: »Setz' er sich, Rekrut! Das nächstemal werd' ich ihm mit dem Korporalsstock kommen.«

Und Hermann setzte sich mit verächtlicher oder lachender Miene, je nachdem er aufgelegt war, und so lang ihm dies Alles in der ersten Zeit noch eine gewisse Unterhaltung gewährte. Sogar den Superlativ der seltsamen Bezeichnungen des Profeso: »moralischer Krüppel!« den er indeß nur in der höchsten Aufregung aussprach, ließ sich Hermann einmal ruhig gefallen. Aber schon damals zuckte es wie ein elektrischer Strahl über sein zornglühendes Gesicht. »Moralischer Krüppel!« hallte es in seinem schwer verletzten Herzen wieder. – »Gieb Acht, Korporal, diesen Schimpf sollst du mir noch heimbezahlen.«

Als dann aber das erste halbe Jahr vorüber war, da zerrann in des nun siebzehnjährigen Jünglings stolzem Gemüth auch der letzte Hauch von komischer Wirkung, und der bitterste Ernst edler Entrüstung über dieses nichtswürdige Possenspiel mit der Jugend und Wissenschaft,

die gründlichste Verachtung dieses Stümpers, fing so gewaltig in ihm an zu gähren, daß er von nun an nur auf Eines heimlich brütete und sich selber darüber völlig vergaß.

»Fort mußt du, Vogt! Deine Uhr ist abgelaufen!« – so beschloß er, ein anderer kühner Tell, gegen diesen hämischen, gewaltthätigen Schulvogt. Aber offen, Aug' in Auge, wollte er ihn vernichten, nicht wie jener, heimlich hinter dem verbergenden Hollunderstrauch, worin er mit seinem unsterblichen Lieblingsdichter niemals ganz einverstanden war, so begeistert er auch sonst für dessen Helden schwärmte.

Und auch ihm war die Gelegenheit günstig.

Sophokles' Antigone, die Hermann besonders liebte, ward an einem sommerlichen Nachmittag vom Professor wieder einmal gründlich mißhandelt, und er mit ihr. An den Nachmittagen war der »Korporal« überhaupt immer besonders sarkastisch aufgelegt, und sein weinglänzendes Gesicht gab deutlich Kunde von dem innern Grunde seiner Erregtheit. Kurz, Hermann mochte übersetzen wie er wollte, Alles war heute wieder »schlechte, liederliche Schuljungenarbeit.«

»Setz' er sich, fauler Rekrut!« donnerte der »Korporal.« Da ward er von dem alten Pedell unvermuthet hinausgerufen. In der Ueberraschung ließ er sein dickes Exemplar des Sophokles offen aufgeschlagen auf dem Katheder liegen, das er sonst immer mit sichtlicher Aengstlichkeit vor den Luchsaugen seiner Schüler, namentlich vor denen Hermanns, fern gehalten hatte.

Wie der Blitz sprang Hermann auf den Katheder und an das ungewöhnlich umfangreiche, mehrfach durchschossene Buch, nur allzulange schon der Gegenstand seiner ungestümsten Neugierde. Sein hastiger Blick verschlang nur so die geschriebenen Blätter neben dem gedruckten Texte. Alle seine Kameraden schauten ängstlich bald nach ihm, bald nach der Thüre. Besonders der treue Theodor mahnte beständig: »Hermann, er kommt!« – Mit hochklopfendem Herzen kehrte dieser an seinen Platz zurück. Ha, wie er heimlich aufjubelte! Er wußte genug.

Der »Korporal« trat wieder ein, mit sichtlichem Aerger einen Brief verbergend, nahm das Buch vom Katheder und rief Hermann wiederholt auf, um in seinem jetzigen Mißmuth die unterbrochene Chicane nur noch beißender an ihm fortzusetzen. – Hermann stand auf. Mit unheimlicher Kälte faßte er den »Korporal« fest ins Auge und antwortete auf jede Frage mit seltsam abgemessenem Ton. Es war eine Ruhe der Spannung in der Klasse eingetreten, als ob Alle den Odem anhielten.

Da kreischte plötzlich der »Korporal« wüthend ihn an: »Falsch exercirt, schlechter Rekrut, dummer Querkopf! Ich werd' ihm mit dem Korporalstock kommen.«

»Nein, recht exercirt, schlechter Korporal!« warf Hermann ihm blitzschnell ins Gesicht.

»Moralischer Krüppel! Will er schweigen?« flog es Hermann jach entgegen. Des Professors Faust ballte sich gegen ihn und der Weindunst seines Mundes schnob ihn an.

Er aber mit einem Satz aus der Bank heraus! Wie ein junger Löwe trat er jetzt an ihn heran mit zornsprühendem Blick, und mit seiner ganzen Kraft warf er ihm den Sophokles vor die Füße.

»Pfui, pfui, Korporal! Mich so zu mißhandeln! – Jetzt aber ist es aus zwischen uns Beiden!«

Der Professor flüchtete sich in feiger Angst zur Thür und schrie auf dem Gange nach dem Pedell um Hilfe.

Hermann aber rief mit strahlendem Gesichte seinen verblüfften Mitschülern zu: »Danket mir, denn euch Alle werd' ich nun an ihm rächen.« Alle waren vor Staunen stumm. Nur Theodor rief voll tiefster Bewegung: »O Hermann! Was hast du gethan?«

Der »Korporal« kam, noch an allen Gliedern bebend, mit dem Pedell zurück. Ohne ein Wort der Widerrede ließ sich der rebellische Rekrut in den Carcer abführen. Nur unter der Thüre warf er dem »Korporal« noch einen scharfen Blick zu, mit drohend erhobener Hand: »O Herr Professor, mit dem Einsperren ist's noch lange nicht vorbei! Wir zwei reden schon noch mit einander.«

Nach dieser unerhörten Scene ward die Klasse heute noch vor dem Stundenläuten geschlossen. Im erregtesten Schritt und Gespräche vertheilten sich die Schüler in die Gassen und Gäßchen. Theodor allein folgte stumm hinten drein, und schüttelte schmerzlich den Kopf, daß er seinen besten Freund von dieser unseligen That nicht abhalten konnte.

Wie ein Lauffeuer ging diese Nachricht durch die ganze Stadt. In den Familien, wie in den Wirthshäusern und

Studentenstuben sprach Jedermann an diesem Abend von dem Professor, dem allverhaßten »Korporal,« und dem schönen Studenten Hermann Stark, den Jedermann lieb hatte, wenn er ihn auch nur auf der Gasse sah, und der nun ganz ruhig, und sogar mit dem stolzen Bewußtsein einer großen That, als Gefangener in seinem Carcer saß. –

Und die gute Mutter Moser! – Wie Theodor bestürzt heimkam und ihr und den beiden Mädchen den ganzen Vorgang erzählte, war das ein Herzeleid im ganzen Hause!

»Gott, Gott! Wie kann ich nur helfen?« jammerte die Frau Professorin fort und fort und ging verstört im Zimmer umher. Die beiden Mädchen ließen so traurig die Köpfe hängen, wie um einen gefangenen lieben Bruder. Auch dem treuen Theodor warb das Freundesherz aufs Neue schwer, und er zog sein Gesicht in finstere Falten. Endlich ging es der guten Pflegemutter auf, wie ein helles Licht: »Heimschreiben, augenblicklich Vater und Mutter zu kommen bitten, so sauer auch ihnen dieser Weg werden muß; ja das ist das einzige Mittel, um Hermann vielleicht noch vor dem Aergsten retten zu können.«

Und sie schrieb ohne Verzug Alles, Alles ohne Hehl und Beschönigung. Bettchen und Linchen trugen mit klopfendem Herzen den Brief selber auf die Post, damit er ja ganz pünktlich noch heute Nacht abgehe. Ach, war das eine Verwirrung und Unruhe in dem sonst so stillen Wittwenhause!

Die gewissenhafte Frau schloß vor Kummer die ganze Nacht kein Auge und dachte bis zum Morgen über Alles nach, bis sie endlich vor Müdigkeit ein wenig einnickte. Auch die beiden Töchterchen stöhnten gar oft in ihren unruhigen, stets wieder unterbrochenen Träumen. Der treue Theodor hörte jede Stunde der Nacht auf dem Kirchthurme schlagen, und dachte immer wieder mit bekümmertem Herzen: »O wenn ich doch nur mit ihm reden könnte, daß er wenigstens jetzt noch zu sich käme!« –

Am zweiten Morgen nach diesem Auftritt saßen alle Professoren des Gymnasiums in dem großen Rectoratszimmer, den Katheder mit dem Richterstuhle zu vertauschen. Mehrere Schüler waren als Zeugen verhört worden. Der letzte trat eben ab. Da ward Hermann auf einen Wink des Rectors eingeführt. Er wollte diesen verhängnißvollen Abschnitt seines Lebens mit einer gewissen Feierlichkeit beschließen, und erschien vor dem Professorencollegium in seinem besten Sonntagskleid, das man ihm auf seine Bitten in den Carcer gebracht hatte. Es war für die Blicke seiner Richter ein ergreifender Gegensatz, der alle, besonders den greisen, milden Rector wehmüthig stimmte.

In ihrer Mitte dieser Kläger, von Allen im Stillen verachtet, mit dem unstet lauernden Spionenblick und der Schlemmersignatur auf dem gedunsenen Gesichte, und vor ihnen als Angeklagter der siebzehnjährige Hermann, von Allen geliebt, der Stolz des Gymnasiums, da Urbild

eines edlen deutschen Jünglings. Die Rosen seiner Wangen waren ein wenig bleich geworden, aber sein großes Auge strahlte heute klarer denn je; und wohlgeordnet quollen seine Locken um den polnischen Schnürrock, dessen knapper Schnitt seine kräftige, schlanke Gestalt so recht zu wohlthuendem Anschauen brachte.

Der fast siebzigjährige Rector hielt ihm sein Vergehen vor, als eine That, die er seit seinem dreißigjährigen Rectorat in den Annalen seiner Anstalt noch nicht verzeichnet habe, und, das weiße Haupt schüttelnd, betonte er gar schmerzlich, daß gerade er, von dem er so viel gehofft, zu solch' unverantwortlichem Schritt sich habe hinreißen lassen.

Hermann, zu seiner Rechtfertigung aufgefordert, fuhr erst noch einmal über seine hochgewölbte Stirn, dann zwang er sich zu ruhiger Antwort:

»Herr Rector und ihr Herren Professoren! – Ja es ist wahr, ich hab's gethan! Und nachdem ich in meiner Hast wohl genug Zeit zum Ueberlegen hatte, erkläre ich jetzt mit aller Ruhe: Ich würde meinen Sophokles dem vor mir sitzenden Herrn Professor nun nicht mehr vor die Füße werfen. Ich bereue das.«

Darauf starrte er vor sich hin. Der Sturm in seinem Innern benahm ihm die Stimme.

Der menschenfreundliche Rector gab kopfnickend den Collegen seine Freude über dieses reuevolle Geständniß des jungen Delinquenten zu erkennen. Hermann aber sah diesen wohlwollenden Blick des väterlichen Freundes nicht, und fuhr mit wiedergewonnener Ruhe weiter:

»Doch, Herr Rector und Ihr Herren Professoren! Verstehen Sie mich wohl! Ich sagte: *meinen* Sophokles. Denn mein Sophokles, den ich dem Herrn Professor vor die Füße warf, der enthielt nichts, als den einfachen griechischen Text der Antigone. – Aber,« fuhr Hermann mit schärfster Betonung fort, »ich kenne ein anderes Exemplar der Antigone, das ist wohl noch dreimal so dick, wie das meinige. Und in diesem, da steht nicht nur die ganze deutsche Uebersetzung hineingeschrieben, oft zwei- und dreifach, o nein, da steht noch viel mehr. Da steht auch jedes schwere griechische Wort drin, wie man's declinirt und conjugirt. Und jede Regel ist drin aufgeschrieben Wort für Wort.«

Mit steigender Spannung lauschten sie Alle dieser noch räthselhaften Wendung. Der betroffene Professor ward auf seinem Stuhl unruhig und blinzelte hastig unter seiner goldenen Brille. Hermanns Ton ward jetzt noch immer bitterer:

»Aber das ist noch lange nicht Alles. O nein! In diesem Exemplar, da steht auch Seite für Seite jeder schlechte höhnische Witz, mit dem man uns unsere Freude an den alten Klassikern verleidet, mit dem man uns Tag für Tag alle großen Philologen lächerlich macht, weil sie was gelernt und gedacht haben. Nur von dem Einen, was wir so gerne hätten erfahren mögen, davon steht keine Silbe darin, nämlich vom Sinn und Geist des Sophokles und von seiner schönen Form. O davon, ihr Herren Professoren, davon haben wir das ganze Jahr kein einziges Wort gehört, so lange wir uns auch auf der Schulbank plagen

und ärgern mußten, so erbärmlich man uns auch verhöhnt und mißhandelt hat. – Dies Eselsbrückenexemplar, da gehört dem Herrn Professor hier, und dieses hätt' ich ihm vor die Füße werfen sollen. Das meinige mit dem einfachen Text der Antigone war viel zu gut dazu. Ja, Herr Rector, ich hab's gethan! Nur vergriffen hab' ich mich im richtigen Exemplar. – Und das allein bereu' ich jetzt.«

Da hielt er tief aufathmend inne, und zitterte am ganzen Leibe.

Der Eindruck dieses Auftrittes war ein unbeschreiblicher. Der alte Rector suchte umsonst nach dem Worte der Erwiederung, und sein Auge hielt fragende Umschau bei seinen nicht minder erstaunten, aber innerlich frohlockenden Collegen. Ihrer Aller Blicke wendeten sich nach dem Professor, der sich vor Hermanns immer schärferen Angriffen in Wort und Blick völlig in sich verkriechen wollte. Seine sonst so überkecke Spionennatur enthüllte nun wider Willen ihr innerstes Wesen, die Feigheit Aug' in Auge. Nicht einmal zu protestiren wagte er jetzt und fuhr nur verächtlich lächelnd um seinen dicklippigen Mund, mit dem nicht allzu beherzten Ausrufe: »Niederträchtige Lüge, was dieser Bube da sagt.«

Allen war plötzlich klar, die Rollen des Anklägers und Angeklagten waren umgewechselt worden. Auf dem Stuhle der scheu den Boden suchende Professor, das war jetzt der Angeklagte. Vor ihnen der im edelsten Zorne sein Haupt hochtragende Schüler, das war der Kläger.

Und sie, die Geschwornen, mit ihrem silberhaarigen Obmann, sprachen triumphirend in ihrem Herzen gegen den Professor den Wahrspruch: »Ja, der Angeklagte ist schuldig.«

Aber freilich durften sie nur heimlich also sprechen. Denn das Schulgesetz, das Hermann in so unerhörter Kühnheit mit Füßen trat, sprach zu laut, zu bestimmt gegen ihn. Das aber wußte er selber am allerbesten. Und bevor noch der Rector ihm erwiederte, fuhr er mit etwas weich gewordenem Tone fort:

»O ich weiß wohl, mas mir bevorsteht. Ich bin alt genug, um das zu wissen, und ich hab' es vorher gewußt und dennoch gethan. – Herr Rector, strafen Sie mich durch Entlassung! Ich weiß, Sie können nicht anders. Aber seien Sie auch gerecht gegen diesen, der dreimal älter und dreimal schuldiger ist als ich! Schicken Sie jetzt sogleich zu ihm in sein Zimmer! Lasen Sie seine Bücher confisciren, vor allen jenen Sophokles, den ich selber durchblättert habe! Schicken Sie diese Bücher unserm Landesherrn, damit auch er sie lese, damit er erfahre, was da für ein Professor ist; damit er ihm seinen Korporalstock vor die Füße werfe, wie ich, sein Rekrut, meinen Sophokles. – Ja, Herr Rector, ein Rekrut will ich werden, wie dieser Korporal mich so oft geschimpft hat. Was bleibt mir Anderes mehr übrig? Ich habe mir vorgenommen, ein ganzer Mann zu werden, und auch mit dem Säbel in der Faust werd' ich kein halber sein.«

Nach diesen Worten schweifte plötzlich sein Geist heim ins Elternhaus. Des Vaters und der Mutter bekümmertes Antlitz sah ihn mahnend an. Seine Lippen zitterten, wie seine Stimme.

»O mich jammern nur meine guten armen Eltern, die so fest auf mich gehofft und gebaut, und die ich nun so tief betrüben muß, bis ich es ihnen als Soldat wieder vergessen und verschmerzen machen kann . . . «

»Aber nein, weg damit! Das gehört nicht hieher. Das muß ich mit mir selber ausmachen. Ich bin fertig mit Allem. Ja wohl Herr Rector, dimittiren Sie mich, aber schicken Sie auch diesen fort, der so lange mich verhöhnt und mißhandelt hat, bis ich soweit mit ihm gekommen bin! Sonst, das schwör' ich jetzt beim almächtigen Gott, soll er an mir erfahren, was ich für ein moralischer Krüppel bin, wie er erst vor zwei Tagen mich gescholten hat.«

Und wieder trug er frei sein stolzes Haupt und schämte sich hinterher, daß er öffentlich so weich geworden war. –

Dumpfe Stille folgte Hermanns letzten Worten, die den Rector dermaßen ergriffen, daß er in stummer Uebereinstimmung mit seinen Kollegen für heute die Sitzung schloß. Hermann trat ab, und zwar frei. Sein Urtheil sollte ihm morgen verkündet werden. Das Professorencollegium ging mit dem Rector staunend und bewegt auseinander. Den »Korporal« ließ jeder allein im Saale stehen. Und als er nach Hause gekommen, schloß er sich in seinem Zimmer erschöpft und verwirrt ein, wie ein Mann,

der eben vom Gerichtssaale gekommen, darin ihm das moralische Todesurtheil gefällt worden ist. –

Zu gleicher Zeit saß Hermann auf dem Zimmer seines Busenfreundes Theodor, wehmüthig triumphirend, wie ein junger siegreicher Held, der seinen ärgsten Feind in offener Feldschlacht geschlagen und vernichtet hat, aber selber bis zum Tode verwundet auf der Wahlstatt liegt.

Und der treue Theodor sprach bekümmert:

»Aber liebster Hermann! Wie konntest du ums Himmels willen gar noch vor dem Rector und den anderen Professoren so groß thun, statt ihnen zu sagen, daß du Alles nur in der Hitze gethan und nun bei ruhigem Blute bereuest? Man hätte es dir ganz gewiß verziehen. Und nun hast du Alles noch zehnmal schlimmer gemacht! – Nein, so hart mir's auch ankommt, diesmal kann ich dir nicht Recht geben.«

»Was sagst du, Theodor, bereuen? Ich kann's nun einmal nicht bereuen und darum hab' ich auch keine Reue heucheln können, geh' es mir auch noch so schlecht. Das ist nun einmal so meine Natur. Und glaub' nur ja nicht, daß es mir dann besser gegangen wäre. Ich hätte ja doch dimittirt werden müssen, das geht gar nicht anders. Und was hätt' ich dann von meinem feigen Bitten und Weinen gehabt? Den Hohn des Korporals und die Schande vor mir selber noch obendrein. Und dann hätt' ich mich erst recht zu Grunde gerichtet. Weißt du? Da, da drinnen. Und das ist zuletzt noch hundertmal ärger. Aber so, so hab' ich doch den Stolz in mir, daß ich nicht hinterdrein

feig gewinselt habe, nachdem ich zuerst soviel Muth gehabt, das zu thun. Sieh', ein solches Bewußtsein ist auch was werth. Und so kann ich doch hoffen, daß ich auch diesen Korporal bis zum Tode getroffen, und ihm sein chicanöses Handwerk für alle Zeit gelegt habe. O hättest du nur gesehen, wie der sich vor mir ordentlich verkrochen hat, und wie der Rector und die Professoren ihn so verächtlich angeschaut haben! O ganz gewiß, mit dem dauert's auch nimmer lang. Und das hab' ich doch gewollt, als ich ihm meinen Sophokles vor die Füße warf. Wie hätt' ich nun hinterher wieder winseln und jammern dürfen? Nein, Theodor, ich bin siebzehn Jahre alt. Da muß man sich entscheiden, ob man ein Mann werden will oder ewig ein Bube bleiben. – Und ich – je nun – ich habe mich entschieden.«

»Aber so sag' mir mir, was willst du jetzt anfangen?« meinte Theodor mit immer besorgterer Miene.

»Was? – O das hab' ich mir im Carcer schon Alles überlegt und rund heraus hab' ich es ihnen gesagt: Soldat werd' ich, ein Rekrut, wie der Korporal mich so oft geheißen hat. Wer weiß, wozu es gut gewesen ist? Aber nicht bei uns in dem langweiligen Gamaschendienst. Gott behüte! Das brächte mich um. Weißt du, in fremde Dienste tret' ich, was weiß ich, wohin? Nach Algier oder nach Batavia, wo's eben noch etwas für mich zu thun gibt und ich mich auszeichnen kann. O! laß mich nur in der Fremde sein, es soll kein Kamerad sich zu schämen brauchen, daß ich einmal daheim sein Freund gewesen bin. Man

braucht gerade nicht auf der Schulbank langsam vorwärts zu kriechen, wie eine Schnecke; man kann auch fliegen, wie ein Adler! Was wäre denn aus so manchem großem Feldherrn geworden, wenn er ruhig und feig daheim sitzen geblieben wäre? Und ich glaub', ich tauge überhaupt viel besser in die weite, stürmische Welt, wo es noch etwas zu wagen und zu gewinnen giebt, als so ein Federfuchser werden. Das hab' ich schon auf dem Rittersberg und im Tannengarten verspürt. – Ein Arminius will ich werden, der jeden Varus zu Boden schlägt, wie ich diesen Korporal heute niedergeschmettert. So hat's mir schon der Frackschneider bei meiner Kindtaufe prophezeit, und er soll Recht bekommen!« –

Jetzt sah Theodor ihm ernst mahnend in die vor innerer Erregtheit rollenden Augen.

»Und deine armen Eltern? Hast dir auch an diese schon gedacht? Glaubst du wirklich, daß auch diese damit zufrieden sind und dich so leichten Herzens als Soldat so aufs Ungewisse hin in die weite Welt ziehen lassen? Oder willst dir gar hinter ihrem Rücken heimlich auf und davon gehen, daß sie vor Kummer über dich vielleicht sterben müssen?« –

Als wäre ihm plötzlich alles kochende Blut zu Eis gefroren, starrte Hermann jetzt bei den Worten »arme Eltern« vor sich hin, wie leblos. Heiße Thränen stürzten aus seinen Augen und er stöhnte vor sich hin:

»Geh' doch! Mir jetzt das zu sagen! – Meine Eltern! Ach, meine armen, armen Eltern!« –

Und hätte er jetzt hinausblicken können auf die von wochenlangem Regen bodenlos gemachte Landstraße, hätte er in die alte herumgeschüttelte Postkutsche hineinschauen und die zwei traurigen, alten Leute darin betrachten können, gewiß auch den letzten Rest von trotzigem Stolz über seine verwegene Heldenthat hätte er gerne diesen beiden tiefbetrübten Passagieren demüthig zu Füßen gelegt!

Wie die goldenen Aehrenfelder draußen im Morgenwinde wogten und die Lerden in den sich aufklärenden Himmel wie gottesfreudige Gedanken jubelnd aufstiegen! Aber diesen beiden Reisenden that das Rauschen und Singen gleich wehe. Ihre Herzen waren wohl auch noch kurz zuvor jubelnde Lerchen, die danksingend ein goldenes, reiche Frucht verheißendes Aehrenfeld umschwebten. – Nun sollten sie's vom Sturm über Nacht zerschlagen finden. Und die Raben, die von den Peitschenhieben des Postillons aus den Pappelreihen krächzend aufflogen, stimmten heute viel verwandter zu ihren bangen Gedanken. – O du Sohn dieser Eltern, welches Maß von Liebe thäte dir wohl noth, um ihnen diese eine sorgendurchwachte Nacht und dieses einen trostarmen Tages mühselige Fahrt mit neuer Freude wieder heimzuzahlen! Aber der großmüthigste Gläubiger der ganzen Welt ist treuer Eltern liebreiches und liebebedürftiges Herz, und für den hundertsten Theil williger Abzahlung quittirt es so gerne gleich die ganze Schuld, um vertrauensvoll wieder neue, noch größere Summen von Liebe vorzustrecken. –

Laß mich das schmerzliche Wiedersehen von Eltern und Sohn nicht weiter ausmalen! Die Farben dieses Bildes liegen in jedem fühlenden Menschenherzen selber geborgen. So führ' es auch dir dir selber aus! – Laß mich auch davon schweigen, mit welch' klopfendem Herzen die zwei niedergedrückten Leute noch am selben Abend bei dem menschenfreundlichen Rector für den einzigen Sohn, die Hoffnung ihres Lebens, wie für sich selber, die schuldlosen und doch am schwersten gestraften Eltern, um Gnade fürsprachen! –

Ich will dich lieber wieder am andern Nachmittag hinaus auf dieselbe bodenlose Landstraße führen, in denselben Postwagen dich hineinblicken lassen, und du siehst den Gesichtern der zwei älteren Reisenden gewiß sogleich an: ihre Herzen ruhen von einem schweren Kummer aus, und die milde Hand freudigen Dankes wischt immer sichtlicher den düstern Ernst auch ihren abgehärmten Zügen. Das Aehrenwogen und der Lerchenjubel thut ihnen heute nimmer wehe, wie gestern. Denn der Sonnenschein der Gnade und der frische Hauch der Hoffnung hat ihr hingeworfenes Aehrenfeld wieder aufgerichtet. Und ihre Seelen wagen es wieder, sich singend darüber zu wiegen, wenn auch nur noch schüchtern, wie zwei junge Nestlerchen, die zum erstenmal ihre schwachen Flügel versuchen. Auch das Antlitz des jungen Reisenden ihnen gegenüber ist ruhig, wenn auch sehr ernst. Seine Hand ist abwechselnd von der des Vaters und der Mutter fest umschlossen. Es ist ihnen Beiden Bedürfniß,

ihr wiedererrungenes Glück fortwährend mit den Händen festzuhalten, aus Angst, daß es wie ein Traum ihnen wieder entrinnen könnte.

So fuhren die drei Reisenden wieder heim in die alte Vaterstadt. Nach dem Ausspruche des Professorencollegiums sollte Hermann in wohlwollender Abwägung aller so eigenthümlichen Gründe, als deren schwerster die Ignoranz und brutale Behandlung des »Korporals« den Ausschlag gab, die letzten noch übrigen Monate des Schuljahrs bei seinen Eltern verbringen, und dann für die Oberklasse sich einer besonderen Strafprüfung unterwerfen. – Diesen mildesten möglichen Ausspruch erleichterte noch gar sehr das Gesuch jenes Professors um Versetzung. Er fühlte sich durch die offene Anklage seines eigenen Schülers doch zu tief gedemüthigt, um ein längeres Verbleiben unter seinen Collegen ertragen zu können. Der würdige Rector aber bot alle Mittel auf, um auch ein anderes Gymnasium vor diesem unwürdigen Lehrer zu bewahren. Alle Gegenzüge seines Protektors in der Hauptstadt wurden diesmal glücklich vereitelt, und so war der Schluß des Schuljahrs auch das Ende seiner Professur. – Im Ruhestande verscholl dieser seltsame »Korporal« in der kleinen Gebirgsstadt einer fernen Provinz, und ist nicht viele Jahre darauf zur ewigen Armee einberufen worden. –

»Und wie Arminius einst, werd' er ein mächtiger Held,

Jeglichen Feind, den schlag' er, wie Jener den Varus, zu Boden!« –

Wie hatten vor siebzehn Jahren die Kindtaufgäste über diese Verse des mystischen Frackschneiders doch aus vollen Kehlen gelacht! – Aber siehe, lieber Begleiter, das Leben unseres jungen Helden macht sie ernster von Jahr zu Jahr.

IV. Der Zauber im Erker und der Seesturm.

Ist ein Strom einmal aus seinem bisherigen ebenen Bett über einen jähen Felshang plötzlich hinuntergestürzt, so dauert es stets eine geraume Zeit, bis er aus dem ersten sprudelnden Schaume sich wieder zur alten klaren Welle beruhigt.

So erging's auch unserm jungen Freunde. So mild auch sein Urtheil zu nennen war, und so gar nicht ehrlos sein Vergehen, sein Gemüth verdüsterte sich dennoch in diesen Monaten seines ersten Exils. Denn er spürte jetzt nur die niederdrückende Ohnmacht seiner eigenen vermeintlichen Niederlage, und sein stolzes Herz ward dadurch tief verwundet. Aber Niemand sollte davon erfahren. Abgeschlossen saß er den ganzen Tag über seinen Büchern auf seinem einsamen Zimmer. Er scheute sich, nur auf der Straße gesehen zu werden, die er in der früheren Ferienzeit mit solch frohsinnigem Behagen durchschritten. Seine liebste Erholung fand er im Reichswald, in den er sich zur Dämmerzeit hinausschlich. In den Abendstunden saß er in einsilbigem Ernste bei seinen Eltern und brütete

über seinem nunmehrigen Lieblingsdichter, dem Shakespeare, in dessen heißblutigen Riesengestalten menschlicher Leidenschaften seine tief verstimmte Seele immer gieriger Nahrung sog, in deren geistigem Umgange sie sich immer verwandter fühlte. – Wohl fragte bald der Vater, bald die Mutter um Aufklärung dieses ihnen räthselhaften Trübsinnes, da doch Alles noch so überaus glücklich sich gewendet hatte. Aber jedesmal beruhigte er sie oder wich aus. Er war ein Bestrafter. Und sein verhaßter Gegner, wie er damals noch irrthümlich gemeint, triumphirte darüber. Das war der düstere Grundton seiner ganzen Stimmung.

Nur, als sein Herzensfreund Theodor in die Ferien heimkam, stahl sich von dem milden Lichte seines Umgangs dann und wann auch an Hermanns trübem Himmel das alte, heitere Blau hervor. Der Frühling glücklicher Jugend umblühte wieder manche Stunde seine Seele. Und auch die Herzen der armen Eltern getrauten sich, darin froh zu werden, wie zwei winterstarre Bäume, die lenziger Odem wieder anhaucht zur Auferstehung neuen Lebens.

Als er endlich nach glorreich bestandener Strafprüfung vom Rector mit dem alten Wohlwollen in die Oberklasse aufgenommen worden war, und vor Allem, als er die Pensionirung des Korporals erfuhr – sein eigenstes Werk – da hielt all sein vormaliger Stolz auf diese kühne That in seinem Herzen wieder lauten triumphirenden Einzug. Mit

Jubel ward seine Rückkehr von allen Mitschülern gefeiert, wie ein Siegesfest jugendlichen Muthes gegen ignorante, brutale Schultyrannei. Alle blickten von nun an mit einer gewissen Ehrfurcht zu ihm auf, so daß sich der nun fast achtzehnjährige Oberklässer noch viel bestimmter bewußt ward, mit welch' geistiger Ueberlegenheit er unter seinen Altersgenossen hervorragte. Ein gefährliches Ahnen zog durch seinen Geist, was er im Leben wagen und was ihm gelingen könne, wenn er nur wolle. Und der Eltern Ermahnungen zur nunmehrigen Demuth und Selbstbeschränkung, die sie ihm diesmal als gute Engel mit auf den Weg gegeben, sie zerrannen gar bald wieder im Sturmhauche dieses frohlockenden Bewußtseins.

Sogar, als er die alten Straßen der Gymnasialstadt wieder durchwanderte, konnte er es in seine eigenen Ohren hören, wie die Philister auch Thüren und Fenster seinen Namen sich zuflüsterten, und die Blicke nach ihm waren des erklärenden Commentars genug, in welchem Sinne die Nennung seines Namens für ihn zu deuten war.

Ja, selbst bis ins Pensionat der Madame Mansuy war der Ruf seiner verwegenen That und ihres späteren Sieges gedrungen.

So oft Demoiselle Marguerite als Wächterin am Ende des schwarzen Mädchenzuges mit brennrothen Shawls in der mächtigen Lindenallee ihm begegnete, entstand in der langen Reihe ein Gezwitscher, wie von jungen Schwalben, und alle Hälse waren in steter Gefahr, sich einmal ernstlich zu verrenken. Das fein geübte Ohr eines

Etymologen hätte indessen auch diesem Geflüster ziemlich leicht herauslauschen können, daß es nichts anders war, als der ein paar dutzendmal durcheinander gesprochene idyllische Name »Louise.« – Aber, wenn irgend eine schöne neugierige Mitschwester, nachdem ich dies einmal verrathen, nun meinen sollte, daß Hermann für eine Louise aus dieser schwarzen Institutsschaar in romantischer Jugendliebe geschwärmt hätte, so muß ich ihr leider sagen, daß sein ästhetischer Sinn schon viel zu fein und gesund ausgebildet war, um in diesem so überaus poetischen Costüm die Poesie der ersten Liebe pflegen zu können, so verlockend auch die Shawls dieser »*internes*« die symbolische Farbe brennender Liebe zur Schau trugen, und die grünen Schärpen der schon gereifteren Jungfrauenknospen zur Hoffnung stummer Gegenliebe ermuthigten.

Aber vielleicht haben diese *internes* der Madame Mansuy nur eine »externe« Louise gemeint? Denn man soll gar nicht glauben, mit welch' rührender Theilnahme diese *internes* sich mit ihren externen Mitschwestern beschäftigen, und wie die letzteren wieder den ersteren dieses edle Mitgefühl durch Mittheilung aller erdenklichen Stadtneuigkeiten zu lohnen suchen. Gewiß ein sehr edler Zug weiblicher Nächstenliebe und Dankbarkeit!

Nun ging freilich dieser schöne Student Hermann Stark an einem ehrwürdigen Kaufherrnhause in der Hauptstraße auffallend oft vorüber, und immer in den süßen Dämmerstunden in denen der scheidende Tag mit der kommenden Nacht noch trauliche Zwiesprache hält,

und die lauten Menschenherzen stiller zu schlagen beginnen. Wenn ich aber jeder meiner weiblichen Begleiterinnen nur so recht ausmalen könnte, wie dieses alte Kaufherrnhaus einem andern in der fernen Heimath auf dem Rittersberge so geschwisterlich ähnlich sah, als ob vor Jahrhunderten derselbe Meister beide ersonnen und erbaut hätte, sie würden sicherlich die kindliche Pietät Hermanns für das geliebte Elternhaus begreifen und ehren, mit der sein sehnsüchtiges Auge bis zu des Tages letztem Abschiedsblick an diesem lieben, trauten Erker hing. Oder hätte er vielleicht sein Auge davon abwenden sollen, weil, so oft er zum Erkerfenster hinaufsah, des Kaufherrn frühlingsfrisches Töchterlein ganz zufällig zu ihr herunterschaute? Gehört nicht zur vollen Poesie eines solvhen altdeutschen Erkers auch ein Mädchenbild in seinen Rahmen, wie die schwellende Knospe an den Rosenstrauch? Und wenn er sie auf dem Hinweg und bei der Rückkehr grüßte, und diesen Willkomm- und Abschiedsgruß wohl jeden Abend ein dutzendmal mit ihr tauschte, wer wollte ihn darum schelten, daß er so höflich gewesen? – War doch der gute Vater Stark selber das Urbild aller Höflichkeit und hatte er diese schöne Tugend ihm doch von Kind auf eingeschärft! – Vor Allem gegen ältere Damen höflich sein! war stets sein mahnendes Wort daheim. Und des Sohnes Herz setzte nun in der Fremde ergänzend hinzu: Und nicht minder gegen junge, liebliche Mädchen!

Jeden Abend begleitete ihn sein treuer Pylades Theodor auf diesem verschwiegenen Gang. Er opferte ihm

gern all' die tausend und abertausend Schritte, weil er gar bald inne ward, welch' sänftigender Thau auf das unruhige Herz seines Freundes aus diesem Erkerfenster niederquoll. Auch dieses nimmermüde Freundesgeleit galt seinem treuen Herzen als ein Tropfen aus dem Meere der Dankbarkeit, das er für seinen Lebensretter glaubte gar nie erschöpfen zu können.

So ward Hermanns stürmisches Herz durch diesen geheimen Zauber wieder allmälig ruhig, und das letzte Jahr der Oberklasse ward für ihn und seine Eltern noch das allerglücklichste. Wie dankten die guten Leute in mehreren Briefen dem würdigen Rector für solche überaus kluge Seelenführung ihres Sohnes! Und der erfahrene Pädagog antwortete einmal: »Ja, wahrlich, völlig wie umgewandelt dünkt mir sein ganzes Wesen. Sogar der Mathematikprofessor spricht mir dieselbe Wahrnehmung aus. Wirklich, ich bin fast versucht, in meinen alten Jahren noch eitel zu werden, daß mir auch die Lösung dieses schwierigen pädagogischen Problems so glücklich gelungen ist. Fürwahr, es will mir oft selber wie ein Zauber dünken.«

Ja wohl, aber an den verschwiegenen Zauber in jenem Erkerfenster dachte Niemand als der Verzauberte selber und sein schweigsamer Pylades.

Und wenn ich nun erst von dem Letztern, diesem so außerordentlich ruhigen Pfarrerssohn etwas noch viel, viel Verschwiegeneres ausplaudern wollte!

Doch ich will vor der Hand lieber ebenso verschwiegen sein, wie er selber. Später muß ich es ja doch verrathen,

ob ich will oder nicht. Und so laß mich jetzt nur noch von Hermanns letzter Schulaufgabe bei der Absolutorialprüfung dir erzählen! – Eine zwar äußerlich sehr einfache aber dennoch innerlich eigenthümliche Geschichte,

Der Herr Prüfungscommissär beim Absolutorium, mit seinen in der Mitte gescheitelten, grauen langen Haaren der germanische Urtypus eines ordentlichen Professors altklassischer Philologie, beliebte nämlich in seiner unerforschlichen pädagogischen Weisheit, den Abiturienten für die Prüfung aus der deutschen Stylistik zur Aufgabe zu bestimmen: »Schilderung eines Seesturmes.«

»Ein Seesturm? – Was?« – war das scrupulöse Echo in allen Köpfen der Oberklässer, und wohl nur sehr natürlich! Lag doch die wirkliche Bühne, darauf jene jungen, unkundigen Regisseure solch großartiges Naturschauspiel in Scene zu setzen hatten, ihrer eigenen Anschauung so merkwürdig nahe! O bloß ein paar hundert, und damals noch ziemlich eisenbahnlose Stunden. So ungefähr eine neue Auflage von Seume's »Spaziergang nach Syracus.«

Und so rieben denn die Einen den Kopf mit der Hand oder trommelten mit dem Finger auf dem Sitz aller Gedanken, um ihrem Hirn die betreffenden Bilder zu entlocken. Andere kauten an ihren Gänsefedern und mißhandelten vergeblich das flügellahme Roß ihrer Phantasie, um den Stadtbach, Mühlteich oder irgend ein anderes bescheidenes Wässerlein ihrer Heimath zu einem rasenden Ocean auszudehnen und aufzuwirbeln.

Selbst der so bilderreiche Geist des sinnigen Theodor ward heute von seinem wogenden Gedankenmeer wie ein ankerloses Schiff hin und hergeschleudert, so krampfhaft er sich auch sogleich an Schillers »Taucher,« als einzigen Retter in der Noth, angeklammert hatte. Kaum, daß er drei Zeilen schrieb, strich er sie auch schon wieder aus. Kurz, vor lauter Wallen, Brausen und Zischen war in allen Köpfen der Oberklässer ein allgemeiner Schiffbruch der Ideen eingetreten.

Auch der kluge Rector ging mit verdrießlichem Kopfschütteln in der Klasse auf und nieder und verließ zuletzt sogar völlig das Schulzimmer, vor lauter Aerger über dieses absonderliche, wildfremde Thema des hochweisen Herrn Absolutorialcommissärs. Letzterer aber sah mit schadenfrohem Selbstgenügen von seinem Katheder auf all die verlegenen Schülerköpfe hernieder, und sprach ebenso geist- wie gemüthreich für sich selber:

»Ganz recht so, ganz, wie ich mir's gedacht habe. Diese dummen Jungen! – Wozu wär' ich denn in den letzten Herbstferien von Hamburg nach Helgoland gesegelt und von dieser ungastlichen Meerfluth rasendem Gotte so jämmerlich herumgeschüttelt worden, daß die göttliche Hygieia meinem umgekehrten Magen alle Gunst entzog, und des Orcus düsterer Fährmann mich in seinen Nachen einzuladen bereits ernstlich Miene machte? – Gut! – Nun will ich mich an diesen albernen Jungen dafür rächen.«

Kaum aber hatte er diesen gedankentiefen Monolog beendigt, so sah er zu seinem gerechten Erstaunen, wie

während des Stirnreibens und Federkauens der Andern ein Schüler plötzlich seinen Lockenkopf energisch zurückwarf und in sichtlichem Gedankenfluge Zeil' um Zeile niederschrieb.

Und der Herr Prüfungscommissär, solches betrachtend, setzte seinen Monolog weiter fort: »Ei sieh'! Das ist ja dieser Hermann Stark, dieser gefährliche Bursche, der erst voriges Jahr in solcher Kühnheit gegen seinen eigenen Professor rebellirte. Ein kleiner Catilina! – Ja wohl, ließ mir bereits von ihm erzählen. Bin ich doch begierig, was der für tolles Zeug zusammenschreibt, weil er gar so dreist in die Welt hineinkritzelt. – Oder sollte der vielleicht schon selber auf dem wirklichen Meere gefahren sein? – Doch wo, wie und wann? – *ubi, quibus auxiliis, quomodo, quando*?«

Gott bewahre, Herr Prüfungscommissär! – Der Blechhammer, an dessen Ufer Hermann früher die Binsen zu seinen Pfeilen für die Kaiserjagd geschnitten, auch dessen Fluth er einst seinen Freund herausgezogen, das war sein größtes, wildestes Wasser, das er im Leben jemals gesehen. Aber in dem Kanzleizimmer seines Vaters, über dem bewußten Seegraskanapee, da hing als feuchtester Gegensatz zu dem trockenen Berufe seines Bewohners ein riesiges Oelgemälde eines ganz entsetzlich grausigen Seesturmes. In das nächtliche Gewirre von stürzenden Wellen und fliegenden Wolken warf ein Leuchtthurm als einziger Lichtpunkt seine matten Strahlen. – Anwalt Stark hatte dieses Bild einst von einem bankerott gewordenen Kunsthändler an Zahlungsstatt angenommen. Und

so mußte es auch aktenmäßig just in dem Kanzleizimmer hängen bleiben. Verspürte nun Vater Stark schon Gänsehaut vom bloßen Anschauen der rasenden Fluthen, darauf ein Fischer mit seinem Weibe voll Todesangst auf und niederflog, so nährte der Sohn Hermann eine stets wachsende Liebe zu diesem Gemälde. Die Wuth des entfesselten Elementes und der todesmuthige Kampf des Menschen mit ihm im armseligen Nachen, das Alles zog ihn mächtig an. Und so oft sein Blick an diesem Schauspiele hing, fing er kühner zu glühen an, besonders in seiner Stimmung der letzten Herbstferien. Shakespeare's Tragödien und dieser Seesturm, die beiden hatten gar oft seinen gedrückten Geist mächtig aufgerichtet. – Und an diesem Bilde, Herr Prüfungscommissär, hing jetzt Hermanns geistiges Auge, als seine Hand so flüchtig über die Blätter fuhr. – Alles lebte vor seinem erregten Geist in symbolischer Deutung, und der Inhalt seines Aufsatzes lautete, mit freilich noch etwas schwülstiger Rhetorik, wie die jugendliche Phantasie sie so gerne gebraucht:

»Ein junger Fischer zog auf sicherem Boote mit seinem Weibe hinaus in das riesige Meer, das in abendlicher Ruhe vor ihnen dalag. Und der Fischer warf voll Hoffnung auf reichen Fang das Netz in die stille Fluth. Dann legten sie Hand in Hand, und schauten glücklich und vertrauend über den Meeresspiegel, darin die Sonne vor dem Schlafengehen sich wohlgefällig noch beschaute, daß die Wogen davon erglühten wie Purpur und Gold. Und je tiefer der Fischer ins Meer hineinruderte, um so schwerer zog er das Netz herauf, und er senkte und hob

es immer hastiger. Immer gieriger ward sein Verlangen nach immer reicherem Fang, und er hatte nie genug. Aber der Sturm lag schon im brütenden Traum auf des Meeres glatten Kissen. Des Fischers Weib ahnte das wohl in ihrem frommen Gemüth. Denn bei all dem überreichen Fang ward ihr das Herz schwer. Und je mehr des Fischers Begierde wuchs, desto unheimlicher ward ihr zu Muth. Mit stets innigerem Flehen mahnte sie ihn darum zur Genügsamkeit und Heimkehr. Denn schon hob der Sturm erwachend sein Haupt und schüttelte die Locken, daß gar bald weithin die Wogen rauschten und schäumten, und am finsteren Himmel vor der Zeit der Tag sein Auge schloß. Aber der Fischer in seiner noch immer wachsenden Habgier hörte nicht des Weibes Bitten, und sah nicht den drohenden Sturm, und nicht seine finstere Gehilfin, die brausende Nacht. Nacht und Sturm düsterer Leidenschaft war lauernd in sein eigenes Herz gezogen. Er selber war geworden das stürmische, grundlose Meer. – Und wie des Fischers Weib auch nach dem Leuchtthurm deutete, der wogenumbraust sein rettendes Licht in die heulende Wasserwüste sandte und zur sicheren Heimfahrt winkte, – des Mannes umdunkeltes Auge sah diese wegweisende Flamme nimmer, und des Strandes sichere Richtung ward seinem Auge verkehrt. Immer tiefer trieb er athemlos rudernd ins Meer hinein. Jede neue Woge, die kreideweiß heran sich wälzte, hielt sein Auge für den rettenden, stets aufs Neue trügenden Strand. Da sank er endlich zum Tode erschöpft in des Nachens Grund. Und des Weibes gottvertrauender Arm hob auf das entfallene

Ruder. – Mit ihres Gebetes Ruf den heulenden Nachtwind noch übertönend, lenkte sie den schwankenden Nachen dem Lichte des Leuchtthurms zu, da ihrem Aug' über den Wogen das Ufer zeigte. – Und die Berge des Meeres trugen sie sicher und die Thäler verschlangen sie nicht. Und als sie zum Strande trieben, da schlief der Sturmwind ein und der ohnmächtige Fischer erwachte. Des Leuchtthurms tröstender Strahl fiel in sein geängstigtes Herz und weinend sank er seinem todesmuthigen Weib in den rettenden Arm. – Dann knieten sie zusammen an dem Leuchtthurme nieder. Die Sterne gingen über ihren Häuptern auf – friedestrahlend. Und das Meer war wieder still geworden, wie des Fischers Herz.« –

Das war Hermanns letzte Aufgabe auf der Schulbank des Gymnasiums. Ihr so ganz eigenthümlicher Inhalt entlockte selbst dem Prüfungscommissär ein staunendes Kopfschütteln. Der merkwürdige Aufsatz wanderte wie eine Curiosität beim ganzen Professorencollegium von Hand zu Hand. Er stach zu sehr ab von allen anderen Schülerarbeiten, und enthüllte wieder einmal so ganz die abnorme geistige Natur des jungen Verfassers, dem dieser »Seesturm« die erste Note des Absolutoriung eintrug. –

Aber auch in der spätern »Schule des Lebens« erinnerte sich Hermann Stark noch manchmal dieses Aufsatzes. Darum bitt' ich dich, lieber Begleiter, behalt' ihn auch du in treuem Gedächtniß!

Dritter Abschnitt. Zwischen Frosch und Fuchs.

I. Studentische Metamorphosen.[1]

Ihr Minister und Präsidenten, ihr Hofmarschälle und geheimen Räthe und all ihr anderen »Civilisten,« die ihr sonst noch mit klingendem Titel und ordenbesternter Brust auf der Würdenleiter der civilisirten Menschheit sitzet und dem Wahne fröhnet, daß es über euch nun keine höheren Chargen mehr gebe, es sei denn ein gekröntes oder prinzliches Haupt – ich will euch einen blutjungen Sterblichen nennen, der steht mit seinem Selbstbewußtsein doch noch hoch über euch, und müßte er im kecken Uebermuth auf eure eigenen, ehren- und sorgenbeladenen Schultern hinaufklettern. Und wißt ihr, wer dieser Selbstbewußteste aller Sterblichen ist? – Das ist ein weiland deutscher Oberklässer mit dem noch tintenfeuchten Absolutorium in der Tasche.

Er hat an Hochgefühl seiner eigenen Person nur einen einzigen ebenbürtigen Rivalen in der gebildeten Menschheit, aber in ihrer anderen, militärischen Abtheilung. Das ist der neugebackene Lieutenant, der zum erstenmale mit

[1] Bei den nun folgenden Bildern aus dem deutschen Studententhum ersuche ich alle meine lieben Begleiter, die einst Studenten gewesen oder noch sind, sich freundlich daran zu erinnern, daß, ein so gemeinsamer Geist auch das Corpsleben aller deutschen Hochschulen durchweht, doch Ausdrücke und Bräuche nicht überall bis aufs kleinste genau dieselben sind.

dem Offizier-Portepee durch alle Gassen stolzirt, wo eine Schildwache steht, und mit ausgeprägtester Lieutenantsmiene den gewichsten Schnurrbart streicht, wenn er überhaupt schon einen hat.

Doch gestatte mir, lieber Begleiter, hier erst einen naturwissenschaftlichen Excurs einzuschalten, und zwar seltsamen zoologisch anthropologisch metamorphosischen Inhalts. Ich fülle damit in unserer populären Wissenschaft eine ebenso unbegreifliche, wie unverantwortliche Lücke aus, die trotz allen hochgepriesenen, mirakulösen Fortschritten in unserem materialistischen Jahrhundert doch wieder die alte Wahrheit zum demüthigenden Bewußtsein bringt, daß alles menschliche Wissen eben doch nur immer eitles Stückwerk sei.

Daß ein gemeiner Emgerling auch irgend einer schmutzigen Erdscholle sich durch unaufhaltsame Protection der Mutter Natur zu solch' übermüthigen Selbstbewußtsein aufschwingt, um später seine Menschennase für zu hochgetragen zu erachten, die er nicht als kecker Maikäfer zu umschwirren sich getraute; – über diese niedrige Metamorphose des Engerlings zu einem Maikäfer sind schon Foliobände mit den umständlichsten Abbildungen gedruckt worden.

Nicht minder, daß eine häßliche Raupe, über deren Anblick ein nervöses Fräulein erst in Ohnmacht gefallen, dann einen Monat später als farbenstrahlender Falter von demselben zarten Wesen, als naiv dahinhüpfender Schmetterlingsjägerin, jubelnd eingefangen und an ihrer Busennadel zappelnd mit sentimentalster Mimik von

ihr bewundert wird – auch über diese Wandlung gibt's Bücher und Bilder, daran auch nicht das feinste Farbenstäubchen fehlen darf.

Und daß endlich die Frösche in ihrem frühesten Kindheitstraume Schwänze tragen, sie aber bei ausgebildeterem ästhetischen Bewußtsein, trotz dem formverwandten sogar hoffähigen Menschenfrack, dennoch als unanständig wieder ablegen – wer könnte läugnen, daß auch hierüber die wissenschaftlichsten Erörterungen vorhanden sind?

Und doch, auf welch' tiefer, noch rein animalischer Stufe bewegen sich alle diese genannten Metamorphosenstudien!

Aber von den tausendmal staunenswertheren Wandlungen, die der Mensch, der Herr und die Krone aller geschaffenen Wesen, in einem gewissen halbgebildeten Lebensstadium bei uns zu durchlaufen hat, davon schweigen alle deutschen Naturforscher, vom berühmtesten, ordensreichen geheimen Rath, bis zum obscursten Privatdocenten mit noch völlig durchsichtigem Knopfloch.

Ich schweige hier völlig von dem schönen oder zarten Geschlecht unserer lieben deutschen Schwestern. Der noch ganz junge »Grasaffe,« der halbwüchsige »Backfisch,« und die schon etwas ältere »Schneegans« sollen aus ritterlicher Galanterie gar nicht in Betracht kommen. – Ich meine jetzt bloß den deutschen jugendlichen Mann.

Dieses vornehme wissenschaftliche Ignoriren seiner merkwürdigen Wandlungen dünkt mir aber noch um

so schuldbarer, als dieselben sich bekannter Maßen niemals bis in den niedrigen Dunstkreis von Schuster- und Schneiderwerkstätten oder Kramläden verlieren, sondern sich stets nur an solchen feiner organisirten Exemplaren der Menschheit offenbaren, welche den heiligen Berg zum Sonnentempel classischer Bildung hinanwandeln, und als somit auch jeder deutsche Professor der Naturwissenschaft diese Wandlungen selber einmal an seiner eigensten Person durchgemacht hat.

Erwägt man obendrein, daß diese Metamorphosen eine rein germanische Species von Naturerscheinungen darstellen, so wird dieses Verschweigen von Seite der deutschen Wissenschaft absolut unverzeihlich.

Welchen Spielraum scharfsinniger Conjecturen haben unsere Gelehrten aber auch durch diese Unterlassungssünde verloren gegeben! – Man höre nur und staune! –

Ein körperlich ganz wohlgebildeter, geistig ganz normal organisirter Mensch, auf der Schulbank des Gymnasiums in der Doppelblüthe seines Geistes und Leibes schwellend, ist dennoch – wahrlich ein *unicum* von *mirabile dictu et auditu!* – ein »Frosch!«

Welches Meer von grundlosen wissenschaftlichen Vertiefungen und hochgehenden Geisteswogen!

Dieser »Frosch« wird durch das Absolutorium von der Schulknechtschaft freigesprochen. Er darf nun in akademischer Freiheit weiter hüpfen. Seine Froschnatur scheint nun demnach eine prophetische Anspielung auf dieses spätere freie Davonhüpfen in sich geborgen zu haben.

Aber nein, die Natur ist ewig räthselhaft, und läßt sich nicht so flüchtig lösen.

Sie verwandelt den absolvirten, geschmeidigen helläugigen »Erosch« in der Ferienzeit vom Absolutorium bis zum Antritt des akademischen Bürgerthums flugs in einen plumpen struppigen »Maulesel.«

Welch neues Gebirge kolossaler Räthselmassen! – Welch neuer, materialistisch phosphorescirender Lichtblick in die Entstehungsgeschichte des Menschen würde vielleicht den begeisterten Anhängern der Affentheorie auf diesem Berggipfel aufleuchten!

Eine neue »Mauleseltheorie!« – Wie ganz und gar noch nicht dagewesen und unverbraucht!

Doch siehe, noch ist des Weltgeistes Kraft und Lust zu neuen Metamorphosen nicht erschöpft.

Kaum hat der hochgelehrteste Rector magnificus der Hochschule den »Maulesel« durch Handgelübde in die heiligen Hallen der akademischen Freiheit eingeführt, so verwandelt sich dieses plumpe, geistesträge Saumthier buchstäblich unter den Händen Seiner Magnificens in einen verschmitzten »Fuchs,« der von nun an alle Schliche kennt, wie man das Colleg »schwänzt,« den Philister »anpumpt« und den lieben Eltern lamentable »Brandbriefe« heimschreibt. – Nach einem Semester macht dieser gemeine Fuchs noch die besondere Spielart des »Brandfuchses« durch. – Und erst am Ende des ersten Universitätsjahres tritt er aus allen diesen thierischen Metamorphosen wieder in das Reich und die Rechte seiner angebornen Menschheit ein.

In vollen Zügen trinkt er als »Bursch« aus dem goldenen Becher frischer glückseliger Jugend und schaut in begeisterter Schwärmerei dem schönen Leben ins lachende Gesicht. Dann träumt er als »bemoostes Haupt« hinter seinen Collegienheften den heitern Traum der akademischen Freiheit allmälig aus. Und endlich steigt er als examinirter »Philister« vom morgenrothumleuchteten Berge seiner Illusionen in die neblichte Niederung des wirklichen Lebens, um sich ein Jahrzehnt in der sorgenvollen »Praxis« einzuüben, sich nun selber im Schweiße des Angesichtes sein tägliches Brod zu verdienen. –

Wie lange wird's wohl noch währen in unserer Zeit, die so viele Eigenthümlichkeiten unseres alten deutschen Lebens verflacht, und auch die Namen dieser studentischen Metamorphoxen erschallen wie barbarische Klänge einer versunkenen Zeit unsern Nachkommen fremd ins Ohr. Und der romantische Duft des alten deutschen Studententhums ist verweht, sowie der poetische Klang des Posthorns, der schon jetzt selten und immer seltener durch Berg und Thal und durch die Gassen klingt.

Aber ich erzähle noch auch einer Studentenzeit, in der frühreifes Altklugthun und vornehme Blasirtheit nur eine seltene psychische Krankheit, derbe Jugendlust aber manchmal gar zu gesund gewesen. – Alte junge Männer waren abnorme Naturerscheinungen, desto mehr waren die alten bemoosten Häupter oft recht unverbesserliche Kindsköpfe, bis der immer näher rückende Termin zum Examen ihren sprudelnden Originalhumor mit etwas elegischer Stimmung umschleierte. –

Und war auch der äußere Stamm der alten Eiche der Studentenschaft oft rauh und knorrig, in ihrem Innern barg sie doch einen gar gesunden Kern kräftigen deutschen Lebens. An ihren Zweigen grünte muthiges Selbstbewußtsein und begeisterter Sinn für das deutsche Vaterland; aus ihrem Holze ward gar manche Zierde geschnitzt für das Staatsschiff, wie den Katheder; umd mancher ruhmreiche Schaft für Speer und Fahne auf blutiger Wahlstatt war dieser ehrwürdigen Eiche entsprossen. –

Ach ja, noch steht sie da, wenn auch an manchem Ast entblättert. Und das poetische Rauschen ihrer Krone von Jugendschwärmerei und Jugendfreundschaft umweht noch heute Tausende von deutschen Männern als freudig wehmüthiges Gedenken an ihren einst heitern Morgen – durch den heißen Mittag – und den dämmernden Abend – bis zur letzten, ewigen Nacht.

Ja wohl, die Alten, die in ihrer Studentenzeit an Leib und Seele wahrhaft jung gewesen, und die jungen Studenten, denen noch heute das Herz von echter Jugend überschwilt, sie verstehen mich. Und wer immer eines solch' deutschen Studenten ängstlich besorgte Frau Mutter war oder noch ist, und alle die lieben zärtlichen Schwesterlein solcher »lustigen Brüder« – ich weiß es, auch sie verstehen vielleicht nur allzugut diese nächsten zwei Abschnitte aus deutscher Burschenzeit.

So hab' ich ja wohl verständige Zuhörer des starken und schwachen Geschlechtes genug, und kann getrost weiter erzählen.

II. Die himmlische und irdische Braut.

Wenn jemals ein deutscher Gymnasiast im innersten Herzen aufgejubelt, als freier Student nun dem dumpfen Schulzwang entronnen zu sein, so war es ohne Zweifel unser junger Freund Hermann Stark, der stolze Senior der »Cherusker.« – Ja wohl, jetzt, da er das Späherauge des sechseinhalb Fuß langen Pedells, weiland Tambourmajor des Leibregiments, vulgo »Cerberus,« nimmer zu fürchten hat, jetzt darf ich wohl ohne Gefahr aus der Schule schwatzen, daß Hermann noch in seinem schlüpfrigen Froschstadium ein höchst gefährliches »Corps« mit um so größerer Autorität autokratisch beherrschte, als er es selber im letzten Semester der Oberklasse gestiftet hatte – die »Cheruscia« mit grün-roth-goldenem Panier.

O du seliger Frackschneider, was hatte dein historisch-germanischer Trinkspruch bei dem damaligen Cheruskerkinde nicht Alles im Gefolge! Auch diese Cheruscia wäre wohl schwerlich ohne dein mystisches Horoskop zur Welt gekommen. – Aber »was ein Haken werden will, krümmt sich bald.« Dieses alte Sprichwort, das sich an Hermann vom ersten gewaltthätigen Schreiconcert bis hieher Jahr für Jahr aufs Neue bewährt, errang sich auch in diesem Lebensabschnitte seine volle Geltung. – Und so hatte der übermächtige Drang, auf der Hochschule einmal ein recht flotter Corpsstudent zu werden, unsern Freumd schon als Frosch nicht ruhen lassen, ein halbes Jahr zuvor die betreffenden Vorstudien anzustellen, freilich nach sehr lückenhaften eigenen Heften, deren Material er von

den Corpsburschen der Franconia in der letzten Ferienzeit flüchtig erhascht hatte.

Um vier Uhr des Nachmittags am fünfzehnten August im Jahre des Heils 1838 war das Absolutorium, dieser himmlische Freibrief aller Gymnasiasten, in des Seniors und seiner andern Cherusker Händen, und schon Punkt halb fünf saß die grün-roth-goldene Mütze auf ihren Köpfen, das Corpsband von gleicher Farbe hing um ihre Brust, in ihrem Mund die lange Pfeife mit dem Bundeswappen und fliegenden Quasten, und große Wolken qualmten in triumphirender Freiheit hinaus in die weite pedelllose Welt.

So schritt das vormalige Frosch- und nun Mauleselcorps Cheruscia, ihren schönen stattlichen Senior in der Mitte, mit merkwürdig bewußtem Gang und Blick vom Marktplatze durch die engen Gassen der Altstadt.

Ha, war das ein von Freiheitswonnen durchschauertes Hochgefühl! – Und die alten, rußigen, langweiligen Philisterhäuser sammt ihren Spießbürgern, diesen eingetrockneten »Häringsseelen,« verzogen zum Staunen auch nicht einmal den Mund, und glotzten auf die nun freien Cheruskermaulesel gerade so stupid hernieder, als ob sie noch immer sklavische Frösche wären, hinter denen lauernd der »Cerberus« schleicht. – O du verthiertes Pfahlbürgerthum, das du knechtisch an der schmutzigen Scholle klebst, was ahnst wohl auch du von akademischer Freiheit!

Die *externes* der Madame Mausuy wußten schon etwas mehr davon. Gar manche sah von ihrem Fenster auf

die flotten Studenten der Cheruscia verstohlen nieder, die nur so offener zu ihnen ihre Mützen hinaufschwenkten. Und manch' eine dachte mit trüben Augen an das alte Verslein: »Ach Scheiden und Meiden thut weh!« Denn jeder dieser Cherusker hatte unter diesen *externes* so seine kleine »Flamme,« wenn sie auch gewöhnlich nur in sehr harmloser Heimlichkeit brannte.

Das Erkerfenster aber an jenem Kaufherrnhause war leer, und Hermann sah gerade an jener Stelle so fest auf das Straßenpflaster, wie Jemand, der etwas Verlorenes gern wieder finden möchte. – Ach jawohl, das betreffende holde Töchterlein war vor vierzehn Tagen von dem strengen merkantilischen Papa plötzlich in ein französisches Institut spedirt worden. Warum denn aber nur? War das Französische der Madamne Mansuy auf einmal nimmer elegant genug? – Ja, warum? – Hermann wußte das selber nicht genau. Eines Abends vor vierzehn Tagen war eben der Erker leer. Und wenn er erst gewußt hätte, mit welch' innerlichem Herzeleid diese Louise das letztemal seinen Gruß erwiederte! Und sie durfte ihm doch nicht sagen, daß es der letzte gewesen! Auch von den heißen Thränen des Abschieds am andern Morgen bekam er nicht einen einzigen Tropfen zu sehen. Und wenn auch, wie hätte er denn wissen sollen, daß sie viel mehr ihn, als dem Elternhause geflossen waren? –

Aber, liebstes Kind, nimm mir's nicht übel! Wie konntest du denn auch so entsetzlich unvorsichtig sein? Erst die Fensterscheibe im Erker mit verstohlenen Seufzern anhauchen und dann den Namen »Hermann Stark« mit

zartem Rosenfinger hineinschreiben! Und dann wieder »Hermann und Louise« und zuletzt noch gar diese zwei lieben Namen mit von einem brennenden Pfeil durchbohrtem Herzen einrahmen! – Und dies Alles, während der strenge Herr Papa lauernd im Rücken steht, der dich schon seit deinem zwölften Jahre für den Sohn seines noch reicheren Geschäftsfreundes heimlich auserkoren hat! – Und bei alle dem hattest dir nicht einmal vorher umgeschaut? –

Doch so geht's oft im Leben. Aus den kleinsten Ursachen entstehen die größten Wirkungen. Auch diese so harmlos angehauchte, so unvorsichtig beschriebene Fensterscheibe hatte diese zwei Herzen auf immer getrennt. Hätten sie vielleicht von einander noch heimlich Abschied nehmen und ihrem bisherigen Liebeslied ohne Worte den verständlichen, mündlichen Text unterlegen können, wer weiß, ob dann ihre ausharrende Treue mit Hilfe des Gottes Amor denn doch nicht stärker gewesen wäre, als des berechnenden Kaufmanns Entschluß unter dem Beistande des merkantilischen Gottes Merkur! –

So aber verklang dieses erotische Lied in Hermanns Herzen gleich Lerchensang an einem Frühlingsmorgen, sowie die liebliche Knospe selber ihm spurlos entschwunden war. – Als dann noch drei andere Sommer gekommen, da hatte der Sohn jenes Geschäftsfreundes die entfaltete Rose auch wirklich gepflückt und an sein Herz gesteckt. – Ob sie mit einander glücklich geworden? – Ich weiß es nicht. Sie lebten in einer andern Provinz. Hermann sah sie niemals wieder. – Im Sturmwinde seines

nun wieder neu erregten Geistes war selbst das duftige Gedenken an dieses Erkerfenster und seine Mädchenblume gar bald wieder verweht. So war er eben. Immer vorwärts drängend, immer neuen wechselnden Reizes bedürftig. Jede Periode scheinbarer Wandlung zu innerer Ruhe war nur ein trügerischer Stillstand.

Was Wunder darum, daß auch schon heute der zu feiernde Abschiedscommers all sein Denken und Sinnen verschlang und sein beim Vorübergang an jenem Kaufmannshause rasch umschleierter Blick gar bald wieder aufgeheitert in die lachende Welt hinaussah! Lagen doch alle Reize der Jugendlust und Freiheit nun darin lockend verborgen, und heute war der erste Tag, an dem er den Becher freien Studententhums schäumend an die Lippen setzen durfte, ohne Furcht vor Rector und Pedell.

Wer als frisch absolvirter Maulesel diesen Tag einmal selber miterlebt hat, der weiß es zu würdigen, was das heißen will.

So wanderte jetzt der Cheruskersenior Hermann Stark mit seinen Corpsbrüdern aus den Gassen hinaus durch das grüne Wiesenthal, und machte in jenem Dörfchen Halt, das er jeden Tag aus seinem Fenster vor sich liegen hatte. – Im einzigen, sehr bescheidenen Wirthshause »zur Krone,« und zwar in einem verborgenen Extrastübchen dicht über dem Kuhstall im Oekonomiehof, lag die heimliche »Kneipe,« in der die Cherusker schon das ganze Sommersemester hindurch jeden Mittwoch und Samstag

Nachmittags höchst polizeiwidrig ihren Krug Bier tranken, ihre Kneippfeife rauchten und ihren Cantus losließen. Und heute sollte nun der feierliche Abschiedscommers gehalten werden. Freilich fehlte ihm noch der alte »Landesvater,« das Lied der Lieder, weil sich weder der Senior noch irgend ein anderer Cherusker zur Zeit darin zurecht zu finden wußte. Um so begeisterter sangen sie aber nun das Bundeslied der Cheruscia, das deren Stifter und Senior zugleich als Hofpoet dieser urgermanischen Tafelrunde gedichtet hatte.

Dann und wann mischte sich zu ebener Erde der uncultivirte Baß einer gehörnten Milchspenderin oder der sehr hohe Tenor ihres Säuglings in einzelnen Solo's dazwischen. Aber das störte doch nicht im mindesten die feierliche Stimmung des Schwanenliedes der Cheruscia, die mit Hermanns Abgang vom Gymnasium sich wieder in die höheren Räume der Walhalla zurückzog, von wo sie auf ein Semester lang zur kurzweiligen Abwechslung zu diesem lustigen Sterblichen herunter gestiegen war.

Wahrlich! Wäre unser liebes deutsches Vaterland damals von irgend einer Gefahr bedroht gewesen, es hätte sich einfach an die Corpsbrüder dieser Cheruscia adressiren dürfen, um sofort aus jeglicher Noth triumphirend herauszutreten. Wenigstens waren wohl niemals deutsche Herzen seit ihrem Urahn Arminius begeisterter für das Wohl und die Herrlichkeit der hochedlen Germania erglüht, als diese Cherusker, ihren Senior voran, dessen

Feuergeist sie alle entflammte. – Willst du daran zweifeln? – So höre nur die letzten drei Strophen, die sie eben mit flammendem Auge singen:

»Und müssen die Schwerter erschallen,
Aus Asgards sonnigen Hallen,
Arminius die Waffen uns weiht,
Und stärkt uns zum heiligen Streit.

Cheruscia! ja, wir erretten
Aus Noth dich, aus Schmach und aus Ketten,
Und führen zum Siege dich ein,
Im Leben und Tod sind wir dein.

Dir tönen germanische Lieder,
Dir schwören germanische Brüder,
Dir sind wir auf ewig getraut –
Cheruscia, himmlische Braut!«

Dann sprang der Senior Hermann von seinem Stuhle begeistert auf und rief mit schallender Stimme: »Cheruscia, himmlische Braut! Sie lebe hoch, – hoch – und nochmals hoch!« Und das Echo des einfallenden Corps ward im ganzen Dorfe vernommen.

Aber wo war nur Theodor Faber, der Secretär der Cheruscia, geblieben? Der hätte heute doch nicht wohl fehlen dürfen.

Ja, lieber Begleiter, ich verschwieg dir Alles, so lang ich nur konnte. Aber jetzt geht's nimmer anders. Ich habe dir von diesem poetischen Pfarrerssohn endlich einmal so viel und so Wichtiges zu verrathen, daß ich dich bitten muß, die Brüder der Cheruscia ihrer Begeisterung für die »himmlische Braut« zu überlassen, und mit mir in das dir gar wohl bekannte Hinterhaus der romantischen Schustergasse ein wenig zurückzukehren.

Siehst du ihn? Da sitzt er in seinem Stübchen am Fenster und schaut wieder einmal recht elegisch ins Wiesenthal. Heute thut ihm diese Stimmung auch wirklich sehr Noth. Denn sieh' nur, das gute, besorgte Bettchen legt eben ein neues, feuchtes Tuch sorgfältig um seine Stirn, wobei sie ihm zugleich in die düstern Augen sieht mit der stummen Frage, ob ihm denn immer noch nicht besser sei. – O sein brennender Kopf schmerzt ihn so sehr und sein Puls fiebert. Aber auch die aufregende Arbeit des Absolutoriums, drei volle Tage in dieser Augusthitze! Ja wohl! und dazu noch seine schwachen Nerven. Armer Theodor! – Aber nicht wahr? die kalten Umschläge von dieses siebzehnjährigen Kindes lieber, sorgsamer Hand thun dir doch recht wohl! – Ja, es ist gewiß wahr: Niemand pflegt so heilsam als zarte Frauenhand mit ihrer geheimen magnetischen Kraft. – Und die verständige Frau Professorin hatte es ja selber so angeordnet, und wie oft schon früher durch ihr populäres »Handbuch von hundert probaten Hausmitteln« ihren Pflegebefohlenen den gelehrten Doctor und seine Deserviten erspart! – Da

muß ja wohl auch das heutige Recept seine wohlthuende Wirkung thun: »Nur Ruhe und den Kopf mit kaltem Wasser recht kühl halten, daß die gereizten Nerven sich wieder besänftigen!« – O, gewiß, ein ganz vortreffliches Mittel, besonders, wenn es nach der arglosen Mutter Auftrag mit so rührendem kindlichen Gehorsam von der lieben Tochter angewendet wird!

O belausche diese Wärterin nur ein klein wenig, wie sie mit jedem neuen Umschlag auch wieder mit neuer, stummer Frage um sein Befinden ihm ins Auge schaut! – Armer, junger Freund, mußt du so viel leiden von diesem brennenden Kopf, von dieser lieben, pflegenden Hand und diesen noch lieberen fragenden Augen! – ist dir immer noch nicht besser? –

Indessen saß die Frau Professorin im Wohnzimmer an ihrem massiven Schreibtisch, einem Erbstück ihres Vaters, und fertigte für die sechs Pflegesöhne die halbjährigen Rechnungen aus, daß morgen frühe bei der Abreise Alles in bester Ordnung sei.

Das sechzehnjährige, immer gleich muntere Linchen, das blitzschnell in Kopfe zu addiren verstand, hatte, neben der Mutter sitzend, das große Hausbuch auf dem Schooße liegen und dictirte ihr als merkwürdig gewandter Rechnungsführer. Die einzelnen Posten sogleich summirt in die Feder.

Und draußen in Theodors Stübchen schlug ihre Schwester eben wieder einen neuen Umschlag um seine glühende Stirn und fragte in gar weichem Tone:

»Ist's Ihnen noch nicht besser, Theodor?«

Und der träumerische Pfarrerssohn ergriff plötzlich ihre liebe Hand, drückte sie krampkhaft an seinen Mund, sah ihr mit einem durchdringenden Blick voll tiefster Wehmuth durch die Augen bis mitten ins Herz hinein, und sagte nichts als dieses eine Wort, aber mit unsäglicher Feierlichkeit: »Elisabeth!«

Dann rannen zwei große Perlen über seine Wangen.

Und wie geschah ihr's doch? Neigte sie da nicht ihr Haupt zu dem seinen und küßte sie ihn nicht? – Zum erstenmale!

Armer Theodor! Ist dir noch immer nicht besser? –

Da knarrte die Thüre des Wohnzimmers. Theodor wischte blitzschnell über seine nassen Wangen. Elisabeth tauchte, an Leib und Seele heimlich zitternd, die Binde in die Wasserschüssel, tief gebückt, damit sie nicht aufblicken mußte.

Die Professorin trat ein.

»Nun Theodor, hat Ihnen der Umschlag noch nicht gut gethan?«

»O ja, ich danke,« sagte er kaum hörbar, vom ersten Kusse noch ganz durchschauert.

»Nicht wahr? Ich sagt' es ja gleich. Kaltes Wasser hat eine merkwürdige Heilkraft.«

Ja wohl, gute Mutter, kaltes Wasser und deines Kindes warmer, heimlicher, heilender Kuß! –

»Aber wollen Sie nicht noch ein wenig frische Luft schöpfen? Kommen Sie, lieber Theodor! Der Abend ist so schön. Sie treffen Hermann gewiß noch, und ein kleiner

Spaziergang thut Ihnen wohl … Bettchen! Die Tücher schön auswaschen und zum Trocknen hängen!«

»Ja, liebe Mutter!« klang Bettchens Antwort unendlich leise, und sie war froh, eine Gelegenheit zu finden, mit ihrem hochklopfenden Herzen sich in die frische Luft flüchten zu dürfen.

So trat sie denn auf die alte Holzgalerie, wusch die Tücher aus und hängte sie zwischen den Posten zum Trocknen auf. Wie bald war das geschehen! Aber ihre Augen, die nun, da sie allein war, über und über naß geworden, wann sollten diese wohl wieder völlig trocken werden? –

Und draußen wandelte Theodor in dieses ersten Kusses glückseligem Gedanken durch den trauten abendlichen Thalgrund. Der Nachthauch wob weiße Schleier um die duftenden Wiesen. Aus dem blauen Himmel zitterte der Abendstern, der Stern der Liebe. Die Vesperglocke klang aus dem nahen Dorf. Und horch! Jetzt ist sie verhallt, und ganz deutlich hört er von seinen schwärmenden Corpsbrüdern wieder herübersingen:

»Dir sind wir auf ewig getraut,
Cheruscia, himmlische Braut!« –

Und Theodor blickte zum Abendstern und auf die weißen Schleier über den Wiesen, und wie im Gebet sprach er vor sich hin:

»Dir bin ich auf ewig getraut,
Elisabeth, süßeste Braut!«

III. Von verschwiegener Liebe.

Diese hinfällige, braune Holzgalerie, die vom Hinterhaus in der Schustergasse so lebensüberdrüssig in ihren dumpfen Hofwinkel herniederhing, sie hätte beim ersten Eintritt jener zwei Gymnasiasten vor nun bald vier Jahren es sich auch wohl nicht träumen lassen, daß sie dem einen dieser Freunde heute beim letzten Ausgang das trauernde Bild seiner ersten Liebe als solch poetischer Rahmen umfassen dürfte.

Und doch war es heute Morgen so gekommen.

Die gute Frau Professorin hatte im Laufe von nun über zwölf Jahren wohl schon oft Gelegenheit gehabt, sich als Studentenmutter in der allzeit schweren Kunst des Abschiednehmens einzuüben. Aber wie sie nun heute daran kam, von Hermann und Theodor zu scheiden, da gab dieser Gedanke schon ein paar Stunden zuvor ihrem Herzen so heimliche Stöße, als habe sie noch nie einem ihrer zahlreichen Pflegesöhne Lebewohl gesagt. Was das nur war? So wehe geschah ihr noch bei keinem andern. Und doch war sie gewiß allen dieselbe sorgliche Mutter gewesen, frei von jeder launischen Bevorzugung. Aber an diesen beiden hatte ihr Herz doch ganz besonders zärtlich gehangen. War es der vortreffliche Kern, den sie vom Elternhause mitgebracht, war es ihr frisches, edles Wesen? Oder war es ihre treue Anhänglichkeit an sie und ihre Kinder? Denn keiner all' der früheren Studenten war in ihrem Kosthause so daheim und so mit ihnen in Freud' und Leid verwachsen geworden, wie diese Zwei. Oder

war es ein unerklärliches, halb freudiges, halb angstvolles Vorgefühl, daß noch einmal eine Zeit kommen werde, wo diese Beiden ihrem Haus und Herzen wieder nahe stehen und noch viel näher, als jetzt? Was war es doch von dem Allem, daß sich die Frau Professorin gerade vor diesem Abschiede jetzt so fürchtete? –

So lange sie noch im Hause früh Morgens nachzusehen und der beiden Freunde Koffer zu ordnen hatte, da war es mit stillen Seufzern gethan. Als sie aber dann mit den grünen Reiseränzchen auf dem Rücken vor ihr standen, um mit froher Wanderfreiheit über Berg und Thal in die Heimath zu ziehen, da sank der treuen Pflegemutter plötzlich aller Muth. Küssend und weinend fiel sie jedem ein um das anderemal um den Hals, daß auch ihnen das Herz gar schwer ward und jeder nur ein paar abgerissene Worte dankenden Abschieds hervorstammeln konnte. – Auch das muntere Linchen drückte unter so lautem Schluchzen den Kopf an das Fenster, als ob ihr junges neckisches Herz nun nie mehr froh werden könnte. Nur Elisabeth, wie wir von nun an das elegische Bettchen nennen, war ängstlich ruhig und gefaßt. Mit thränenleerem aber um so schmerzvollerem Auge stand sie da und blickte scheinbar theilnahmslos zu Boden. Dann gab sie erst Hermann und hierauf Theodor die Hand, drückte sie diesem heimlich und hauchte kaum vernehmlich: »Adieu!«

Die beiden Freunde waren schon auf der Treppe, und die Professorin starrte noch immer von dem Stuhle, darauf sie zuletzt niedergesunken, regungslos vor sich hin.

Seit dem Todestag ihres seligen Mannes hatte sie so starker Schmerz nicht mehr überwältigt. Aber warum denn nur? Es waren ja doch nur immer fremder Eltern Söhne, von denen sie sich nun losgerissen hatte!

Ach, laß sie doch trauern! – kannst denn du so genau wissen, ob außer diesem Abschiede nicht noch ein anderes schneidiges Schwert jetzt durch ihre Mutterseele ging? – Elisabeth und dieser schmerzensstumme Blick, und dieses lautlose Abschiedswort!

In ihre kurz zuvor noch dämmernde Mutterahnung plötzlich welch' erschreckender Lichtstrahl! – O Theodor! Ahntest du wohl, was du mit deiner Liebe für die Tochter nun für ein Leid dieser Mutter zurückgelassen hattest? – Verstehst du sie nun, lieber Begleiter? – O laß sie doch trauern um ihr daheim gebliebenes Kind! –

Ihr Mutterblick streifte voll angstvollen Wehes Elisabeths noch immer verloren dreinschauendes Auge. Da schlug diese es nieder, und innerlich zitternd ging sie leise hinaus.

Als dann die beiden Freunde drunten durch den dumpfen Hofraum gegen den Gang des Vorderhauses gingen, sah Theodor noch einmal zurück – ein blitzschneller Augenblick, von Hermann kaum bemerkt. Und sieh', da stand Elisabeth auf der Holzgalerie, den jungfräulich knospenden Leib von den altersgrauen Pfosten eingerahmt. Bleichen, trauerernsten Antlitzes hatte sie die Hände auf das Herz gelegt, als wolle sie damit ihr schweres Athmen bemeistern. Noch ein gegenseitiges, letztes,

leuchtendes Grüßen in den größer gewordenen Augen! – Und sie hatten sich Beide von einander gewendet. –

Theodor schritt in wirren Träumen durch die engen Gassen. Elisabeth ging in die Wohnstube zurück, setzte sich laut und thränenlos an ihr gewohntes Fensterplätzchen und stickte weiter an einem kostbaren Hochzeitsschleier für ein reiches Gastwirthstöchterlein, so täuschend ruhigen Herzens, als sei darin gar nichts vorgegangen. Am andern Fenster saß Linchen und blickte mit hängendem Köpfchen auf die Rosen ihres Teppichs für die Aussteuer derselben Braut. Die Mutter hatte sich inmitten der beiden Fenster an ihren Schreibpult gesetzt und überlas, die Stirn in die Hand gestützt, nochmals den Jahresschluß in ihrem großen Hausbuche. Doch die Worte und Zahlen verschwammen vor ihren immer noch weinenden Augen. Im Zimmer war es todtenstill geworden. Man konnte hören, wie Elisabeth den feinen Faden wie träumend durch den Brautschleier zog. Aber die Gedanken, die ihr junges verlobtes Herz durchzogen bei dieser heute so traurigen Arbeit für eine andere Braut um armseligen Wochenlohn, diese stummen Gedanken hörte Niemand, so still es auch war.

Nur das Auge der Mutter, da das jetzt in der Tochter stumm ergebenem Antlitz den Anfang der leidvoll glückseligen Geschichte ihrer eigenen Liebe.

Fahrt wohl, ihr herzensguten Menschen! Ich muß auf lange Zeit von euch Abschied nehmen. Fahr' wohl, du friedliche Wittwenstätte, in der die Armuth, diese sonst

so niedrige, neidische Magd, zu so fürstlichem Adel erhöht worden ist! – Ich drücke dir herzlich die Hand, du treue, besorgte Pflegemutter. Härme dich nicht allzusehr! – Behüte dich Gott, Linchen! dich und dein heiteres Gemüth, du muntere Forelle, und lach' und schäckere bald wieder! – Und dir, elegische Elisabeth, dir lege ich zum Abschied meine Hand auf dein schönes, sinnendes Haupt. Wann wirst dir wohl jenen Schleier sticken dürfen, der um deine eigenen Schläfe hochzeitlich niederwallt? Wie viel Sehnen und Harren mag noch dazwischen liegen? – Und dein sanftes Auge antwortet mir:

»Und muß ich noch so lange harren und mich sehnen, ich weiß, es kommt dennoch der Tag, an dem er in treuester Liebe wiederkehren wird.«

So hoff' und harr' auf diese Stunde! – Und jetzt fahrt wohl für lange, lange Zeit!

So reiß' auch du dich los, lieber Begleiter, und eile mit mir unsern beiden Freunden nach, die nun schon lange draußen als rüstige Fußgänger Feld und Gehölz durchschweifen. Und indeß ich noch mit dir allein gehe, laß mich dir von Theodor und Elisabeth was Heimliches anvertrauen!

Glaubst du, der leise Händedruck in der Wohnstube und dann der letzte Scheideblick auf der Holzgalerie sei zu solchem Abschied der Beiden ganzes Lebewohl gewesen? – Hab' ich dich gestern Abend sogar den ersten Kuß

belauschen lassen, was soll ich dir nun diesen letzten Abschied verschweigen? Aber denke dir nicht, daß sie heimlich mit einander geherzt oder zusammen geweint hätten. Nein, die Brautfeier des ersten Kusses blieb unentweiht. Keine einzige laute Rede war mehr unter ihnen gewechselt worden. Nur auf der geistigen Brücke geschriebenen Wortes kamen ihre Herzen nochmals in stiller Nachtzeit zusammen und nahmen von einander traurigen Abschied.

Das geschah zum erstenmal, als Theodor gestern Abend vor dem Nachtessen ihr einen Brief in die Hand gedrückt, und zum andernmale, da er spät vor dem Schlafengehen ihre Antwort in Witschels »Morgen- und Abendopfer« versteckt gefunden, darin zu lesen er keinen Tag versäumte. Und da ich dir einmal so viel verrathen, sollst du auch die Briefe selber hören – die ganze Vorgeschichte ihrer jungen Liebe.

Der Brief des sinnigen Pfarrersohnes lautete:

»Meine Elisabeth für jetzt und immer!

Wenn wir morgen frühe von einander scheiden müssen, so laß es Niemanden merken, wie weh unsern Herzen dabei geschieht. Ein leiser Druck der Hand, ein stummer Blick sei uns gerade genug. Auch heimlich wollen wir nicht von einander Abschied nehmen. Mein Herz sagt mir, daß es nicht gut und löblich sei. Unser erster Kuß von heut Abend hat uns ja doch nun für immer verlobt. Darum soll es auch unser einziger und letzter sein für lange, lange Zeit. Ich werde dir auch nicht schreiben und erwarte auch von dir keine Zeile. Unsere steten Gedanken,

unsere Gebete für einander seien unsere einzigen heimlichen Liebesbriefe. Laß auch später deiner Mutter und dem Linchen nichts von unserer Liebe merken. Auch ich will sie daheim verschwiegen halten. Ich rechne das uns Beiden zu keiner Sünde. Wir wollen ja durch unser jetziges Schweigen unseren Lieben nur unnöthige Besorgniß unsertwegen ersparen, bis daß die Zeit gekommen, wo wir vor sie hintreten können, in aller Ehrfurcht um ihren Elternsegen zu bitten. Ich weiß gewiß, mein Vater und dein seliger haben auch schon auf dem Gymnasium unsere Mütter lieb gehabt. Sie sind auch arm gewesen und sind doch endlich zum glückseligen Ziele gekommen.

Meine allerliebste Elisabeth! Auch wir Beide sind recht arm an äußerem irdischen Gute. Gottlob! – Denn das ist die tiefste Poesie unserer jungen Liebe. Die Armuth und der Seelenadel, mit dem ich dich Jahre lang sie verklären sah, das war der überirdische Magnet, der mich so mächtig zu dir hingezogen. Darum ist die ganze Luft deines Hauses, sowie dein liebes einfaches Wesen mir so schnell heimisch geworden, als seiest du meine Schwester gewesen. Und darum will ich auch nie und nimmer von dir lassen. Denn meine Seele verheißt mir: mein Leben wird mit dir gesegnet sein.

In Reichthum und Ueppigkeit müh- und sorgenlos zusammenkommen, was ist viel daran? Das können auch zwei kalte, schwache oder leichtfertige Herzen. Aber auf einander harren lange, lange Jahre, mit dem sorgenvollen Leben kämpfend, und dann doch seine Armuth überwinden durch den noch viel mächtigeren Reichthum an

selbstsuchtloser, gottvertrauender Liebe und ausharrender Treue – o Elisabeth, das ist himmlischer Reiz und unergründliches Genügen. Darum laß uns dankbar unsere Armuth segnen! Denn sie war der Magnet unserer Herzen, sie wird unserer Liebe Prüfstein werden und unseres Gottvertrauens festes Fundament. – Lebe wohl, Elisabeth, und harr' aus, seien es auch noch so viele Jahre! Und so fest und fromm, wie du glaubst an unsern Herrgott, der sein und bleiben mög' unserer Liebe Schirm und segnender Hort, so fest glaube daran: es kommt der Tag, an dem ich mein Schweigen brechen und in deinem Hause wieder erscheinen werde, um dich in meines heimzuführen als das gleich heiß geliebte wie ersehnte Weib

deines ewig treuen *Theodor*.«

So fest die Züge dieses Briefes, in ebenso sichtlicher Angst hatte Elisabeth ihre Antwort nur mit Bleistift auf einen Zettel hingeworfen in den wenigen Minuten, die sie in ihrem Schlafzimmer unbelauscht erobern konnte.

»Mit heißen Thränen, mein liebster Theodor, habe ich eben deinen, ich kann es ja gar nicht sagen, wie einzig theuren Brief benetzt. O tausendfachen, herzinnigsten Dank für jedes liebe, treue Wort. Glaube mir, ich verstehe seine ganze Poesie. Ja, so soll Alles sein, wie du mir gesagt hast! – Arm an irdischen Gütern, aber unendlich reich an liebetreuem Ausharren und felsenfestem Gottvertrauen. Und ich weiß, jener Tag, an den ich glauben soll, er wird gewiß auch kommen und alle Glückseligkeit der Welt bescheeren

deiner armen,

aber in deiner Liebe so reichen *Elisabeth*.

P. S. Leb' wohl, leb' wohl, mein theures, süßes Leben! Verschwiegen, gottvertrauend und ergeben! –

Ach, lieber Gott! Vor lauter Liebe werde ich schier noch poetisch. Lache mich nicht aus! Aber du sollst morgen frühe mit mir zufrieden sein – morgen und allezeit! – Verzeihe mir nur meine schlechte Schrift! Die Angst war daran Schuld.

Ewig deine E.«

Nun weißt du Alles, lieber Begleiter, was ich dir von diesem heimlichen Brautpaar anzuvertrauen vermochte. Und du fühlst es dem ganzen Ton dieser Briefe gewiß an, aus welch' wahrhaften Herzen jedes Wort entquollen war. Nur eine einzige kleine Unwahrheit lag in der Bemerkung versteckt, als ob Elisabeth heute zum allererstenmale so ganz unversehens aus lauter Liebe zur Dichterin geworden wäre. Weiß ich doch in ihrer Kommodschublade gar sorglich geborgen ein kleines Büchlein mit Goldschnitt, und kenne ich doch darin gar manches Gedicht, das von Liebe und Treue, wenn auch in sehr falschen Reimen und naiver Metrik an einsamen Sonntagnachmittagen von ihr verfaßt worden war. Und wer den mindesten Zweifel hätte, wem diese Verse wohl gelten sollten, der dürfte nur sogleich beim ersten Gedicht, »von verschwiegener Liebe« betitelt, die zwölf Anfangsbuchstaben lesen und er

wüßte es ganz genau. Sogar nach dem dort aufgeschriebenen Datum könnte er es auf den Tag ausrechnen, wie nun gerade seit Jahresfrist Elisabeth ihren Theodor ins stille Herz geschlossen, ohne es ihm je in Prosa oder Versen gestanden zu haben. Und so war es auch ihm ergangen. Der gestrige Kuß war der Beiden erstes, offenes Bekenntniß; eine der tausend möglichen Variationen jenes uralten Liederthema's:

> »Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß,
> Als heimliche Liebe, von der Niemand was weiß.« –

Doch blick' um dich, lieber Begleiter! – Wie weit sind wir schon mit einander aus der Stadt gewandert und haben es gar nicht gemerkt. Und siehe, da haben wir unsere Freunde schon eingeholt. Dort an der waldigen Halde machen sie eben Rast. Behaglich ausgestreckt liegt Hermann im Moos unterm Eichenrauschen. Ränzchen und Cheruskermütze hat er abgeworfen. Und sein zurückgelehntes Antlitz lacht empor in den heitern Augusthimmel. Theodor stützt neben ihm sitzend den Kopf in die Hand und schaut in den erlenumsäumten Forellenbach zu seinen Füßen.

»Aber Theodor, was ist dir denn? Auf dem ganzen Wege hast du melancholisch den Kopf gehängt, und jetzt schaust du wieder so tiefsinnig ins Wasser hinein, als müßtest du alle Kieselsteine darin zählen. Ist's denn nur möglich, daß du mit solchem Gesichte das Absolutorium in der Tasche haben kannst? Meint man nicht viel

eher, du seiest jämmerlich durchgefallen und müßtest nun nochmals Frosch werden, statt daß du jetzt ein freier Maulesel bist? – Theodor, so wach' doch auf! sing' mit! Ich die erste Stimme, du die zweite. 's ist ja doch sonst so gut zusammengegangen.«

Und aus voller Kehle sang Hermann in die Morgenluft, von lustigem Finkenschlag begleitet:

»Die Philister sind uns gewogen meist,
Sie ahnen im Burschen, was Freiheit heißt,
Frei ist der Bursch, frei ist der Bursch!«

Mit zum Himmel ausgestrecktem Arme ließ er den letzten Endreim in lang gezogenen Tönen ausklingen, während Theodor die zweite Stimme nur gezwungen vor sich hingesummt hatte, daß Hermann nach beendigtem Liede hellauf lachen mußte.

»O liebster Freund, wenn die Burschenfreiheit nicht anders wäre, als du jetzt von ihr gesungen hast, Himmel! gäbe das eine langweilige Geschichte. Ja, so sag' doch nur, auf welch' ganz eigene Art bist du denn in dein Bettchen verliebt, daß du dermaßen traurig werden konntest? Ich wenigstens, lieber Theodor – nun, du weißt's doch selber von mir beim Louischen – ei, so beicht' mir doch einmal, du verliebter Duckmäuser!«

»Lieber, guter Hermann,« fiel ihm da Theodor ungestüm in Wort, »fordere jedes Opfer der Freundschaft von mir, ich werd' es dir bringen. Aber um Eines bitt' ich dich inständig: Rede nichts mehr, frage mich nichts mehr von Elisabeth!«

»Ach du lieber Himmel! du machst es ja schrecklich ernst! Nun, also gut! Das hättest dir mir ja schon unterwegs sagen können, du närrischer Kerl! Dann hätt' ich schon dort mein Necken gelassen. Doch ich weiß jetzt gerade genug. Also, meine Hand darauf: bei mir soll diese Geschichte von nun an wie im Grabe liegen. »Ewigkeit geschwornen Eiden!« sagt Schiller, und jetzt auch ich.«

»Ich danke dir, lieber Hermann,« erwiederte Theodor, ihm innig die Hand drückend. »Und sei mir nur ja nicht böse! Aber ich mußte dich darum bitten.«

»Nun, Gott sei Dank, daß das einmal glücklich abgemacht ist. Das wäre ja sonst zwischen uns Beiden rein nimmer zum aushalten gewesen,« entgegnete Hermann in treuherzigem Scherze. »Aber gelt, du nimmst mir's nicht übel, wenn ich jetzt noch eines singe. Und dich will ich gerne von der Begleitung dispensiren.«

Und wieder erklang sein heller Tenor:

»Wohl auf, noch getrunken den funkelnden Wein!
Ade nun, ihr Lieben, geschieden muß sein!
Ade nun, ihr Berge, du väterlich Haus!
Es treibt in die Ferne mich mächtig hinaus!
Juvivallera, Juvivallera, juvivalleralerallera.«

Wie er zum zweitenmale mit voller Seele so sang, da zog hoch über ihm, wie ein wandelnder Punkt am sonnigen Horizont, ein Habicht seine lustigen Kreise.

Und Hermann sah zu ihm auf und rief mit hinandeutender Hand:

»Siehst du, Theodor, den Habicht da droben? – Das bin ich, und so liegt unter mir die ganze, weite Welt.«

Zu gleicher Zeit flog ein Wildtaubenpaar aus den Stoppelfeldern über dem Forellenbach auf, und flatterte über die beiden Freunde hinüber zum heimischen Wipfelnest. Theodors Auge sah ihnen stille nach.

Da ward für seinen träumenden Geist die ganze, weite Welt, Himmel und Erde, von jener alten Holzgalerie eingerahmt. Darin stand mit großem Aug' Elisabeth, die Hand auf das Herz gedrückt. Und der Forellenbach und der Eichwald rauschte mit einer Seele:

> »Fahr' wohl, fahr' wohl, mein theures, süßes Leben!
> Verschwiegen, gottvertrauend und ergeben!«

IV. Mauleselferien und der Geleitsbrief zur Hochschule.

Eine Mauleselferienzeit – welch eigenthümlicher Abschnitt im Leben des deutschen Studenten!

Da liegt die überwundene Nacht des Schulzwanges hinter ihm, vor ihm dämmert der Morgen der akademischen Freiheit, und er selber steht als Maulesel wie in einem Halbdunkel zwischen beiden Tageszeiten. Ihm ist zu Muthe, wie einem Mädchen, das als kurz erklärte Braut die ersten officiellen Besuche macht. Noch kann sie nicht recht daran glauben. Noch liegt ihre Zukunft wie in Morgendämmer gehüllt. Aber das Ahnen des vollen Glanzes macht ihr Herz schon höher schwellen, ihr Auge heller leuchten. So steht sie zwischen ihren noch unverlobten Gespielinnen und den schon verheiratheten Mitschwestern wie eine eben erst aufbrechende Rose zwischen noch grünen Knospen und schon völlig erschlossenen Kelchen.

Du siehst unsern jungen Helden Hermann Stark nun als die allerwichtigste Respectsperschn in den Gassen seiner kleinen Vaterstadt umherstolziren, und zwar noch mit Mütze und Corpsband der edlen Cheruscia; dazu mit dem unzweideutigen Freiheitssymbol der langen Quastenpfeife. – Mich wundert nur, daß die alten Häuser des Rittersberges und der Schloßgasse vor dem nun so stolz bewußten Mauleselgang des früheren Steckenreitergenerals sich nicht mit ihren Giebeln ein klein wenig verneigt hatten; und daß die schwarze Barbarossaburg vor ihrem

früheren Räuberhauptmann so gar mauerfest drein geschaut. Wäre ihnen irgend eine Bewegung erlaubt gewesen, sie hätten ihm gewiß auch noch durch andere Grußzeichen ihre freudige Theilnahme ausgedrückt, die sie wenigstens mit Beihilfe der Herbstsonne durch merklich heitere Stimmung vom Sockel bis zum First ihm zu erkennen gaben.

Und in dem elterlichen Erkerhause, hei! wie war bei seinem diesmaligen Eintritt die alte Stille ängstlich hinausgehuscht, und traute sich nurmehr in später Abendzeit verstohlen heimzuschleichen. Und gar die eichene Hausthüre konnte sich vor lauter Auf- und Zuschlagen des Cheruskerseniors und der Herren Frankencorpsburschen der Hochschule gar nimmer erholen und seufzte beständig nach der Ruhe der Nachtstunden.

Selbst das seit urvordenklichen Zeiten so ungestörte Zwingergärtchen an der Stadtmauer ward jetzt in lärmende Mitleidenschaft gezogen. –

Daß unser Cheruskersenior auf der Hochschule sofort in ein »Corps« eintreten werde, wer möchte nach den rühmlichen Vorstudien auf dem Gymnasium daran noch zweifeln? Wenn aber wirklich dieses Vorhaben noch einer Bestärkung von außen bedurft hätte, so wären die sechs Frankencorpsburschen, die ihre Ferienzeit hier zubrachten, wahrlich Manns genug gewesen, um dieses ganz seltene Prachtexemplar eines Fuchses für ihre Verbindung mit allen Künsten der Verführung so eifrig zu »keilen,« wie ein vormaliger verschmitzter Werber einen sieben

Fuß langen Bauernjungen für die Leibgarde des Landgrafen von Hessen.

Aber auch unserm guten Vater Stark, der zum Verwundern selber einmal der nämlichen Landsmannschaft angehörte, strahlte die Erinnerung an diese heiteren Tage mit so frohem Licht in seinen Lebensabend, daß er die stille Freude, nun bald auch seinen liebsten Sohn mit den Farben der eigenen Jugend geschmückt zu sehen, viel mehr im Herzen mit sich herumtrug, als er sich's äußerlich anmerken ließ.

Es war diese väterliche Freude eigentlich ein sehr großmüthiger Zug seines immer gleich edlen Menschenherzens. Denn nach dem Drange niedrigen Rachegefühls hätte er ihm den Eintritt in die Franconia viel eher geradezu verbieten müssen. Aber warum denn? – Ei, so denk' dir nur, lieber Begleiter, unser ehrwürdiger Freund zählte sich sogar zu den Mitstiftern der Franconia. Wenigstens ist aktenmäßig gewiß, daß er bei der Gründung vor nun circa sechsundvierzig Jahren der erste und älteste Fuchs gewesen war. Und dennoch konnte er es damals nicht zum dreifarbigen Corpsburschen bringen und nahm nur

das grün-weiße Renoncenband ins Philisterium mit hinüber.[1] – Nun sag' nur selber, war das in der Ordnung gewesen, unsern biedern, trefflichen Vater Stark, den alle Welt jetzt so hochschätzt und lieb hat, in seiner damaligen Studentencarriere so kränfend zurückzusetzen? Und glaubst du nicht, daß auch er, so gut wie die anderen Mitstifter, ein ganz flotter und »forscher« Bruder Studio gewesen, mit dem Schläger in der markigen Faust und den Becher an zechender Lippe? – Wie? Du verziehst den Mund zu zweifelndem Lächeln? Du glaubst es nicht? – Nun wohl, lieber Begleiter, so lächle immerhin und schüttle scrupulös das Haupt! Aber ich – nun ja, ich will dir's nur im Vertrauen gestehen, ich selber – glaub' es auch nicht. Habe ich doch auf meine genauesten Nachfragen zu bestimmt erfahren, daß Vater Stark

[1] Zum Verständniß! Jedes Corps theilt sich in »Corpsburschen« und »Renoncen.« Die ersteren bilden den eigentlichen Kern, den engern Corpsverband, und tragen die drei Farben der »Verbindung.« – Die Letzteren, in den ersten zwei Semestern Renoncefüchse, später Renonceburschen, sind die Adspiranten der Corpsburschenwürde, tragen bloß ein zweifarbiges Band – in einigen Landsmannschaften auch umgekehrt – und haben einen eigenen Renoncenconvent unter der Leitung des Conseniors, des zweiten »Chargirten,« während der erste, der Senior, dem Corpsconvente vorsitzt. – Die durch ihren Abgang von der Universität ausscheidenden Mitglieder des engeren Corpsverbandes heißen später »Corpsphilister;« jene, die höchst ausnahmsweise nur als absolvirte Renoncen ihre Burschenlaufbahn beschließen, verbleiben auch nur als »Renoncephilister« mit dem Corps in fernerem Verband, und sind auch dann nur zu den Renoncenfarben berechtigt.

wohl ein wahres Urbild deutscher Redlichkeit und bedächtiger Ueberlegung, eisernen Fleißes und goldenen Schweigens gewesen, aber in der Virtuosität des deutschen Burschenlebens auf so niedriger Schülerstufe stehen geblieben war, daß er auch in den brausenden Jünglingsjahren seinen sinnig erfundenen, etwas an bedächtiges Alter erinnernden, Kneipnamen »Männchen« immer mehr an sich zur Wahrheit, und seine Uebergehung zum Corpsburschen stets begreiflicher machte.

Wie aber Vater Stark schon in früheren Fällen manchmal an optischer Täuschung litt, so trat diese Krankheit nun auch jetzt wieder an ihm hervor. Aber diesmal in umgekehrter Richtung. Und so bildete er sich ohne jedes Bewußtsein innerer Unwahrheit auch jetzt nach einem halben Jahrhundert getrosten Muthes ein, daß auch er einmal ein ganz flotter, ausgelassener Franke gewesen, dessen damalige Zurücksetzung einzig und allein in falscher Beurtheilung seiner burschikosen Fähigkeiten gelegen habe, wie er dieses auf Hermanns undelicate Frage, freilich etwas stotternd und mit verschiedenen »wie – was?« ausführlich ihm erklärte.

Die weitere Frage jedoch nach seinem ehemaligen, ihm noch gar wohl bekannten Kneipnamen, ließ er dem etwas gar zu neugierigen Sohne völlig unbeantwortet und brach sie mit der Bemerkung empfindlich ab, daß

solches Ausfragen sich für das Respectsverhältniß zwischen Vater und Sohn ein für allemal nicht schicke. Freilich aber war ihm bei diesem Schweigen vielmehr darum zu thun gewesen, damit auch die Erklärung des ominösen Namens »Männchen« umgangen zu haben. –

So strand also unser lieber »Maulesel« in dieser Ferienzeit zwischen dem vormaligen Cheruskersenior und dem angehenden Frankenfuchs, freilich eine scheinbar bedenkliche Degradation, die aber durch den Vergleich der Hochschule mit dem Gymnasium jede Signatur des Schimpflichen so gut verlor, wie wenn z. B. ein Präsident eines Gerichtes erster Instanz zum jüngsten Rath des obersten Justizhofes befördert wird.

Nun weiß aber auch Jeder, der einmal deutscher Corpsstudent gewesen, daß, wie der Rekrut seinen Korporal, so auch der Fuchs seinen »Leibburschen« braucht, der ihn vor Allem im edlen Waffenspiel »einpaukt,« dann in den tiefdurchdachten, altehrwürdigen Gesetzescodex des deutschen Corpslebens, mit dem seltsamer Weise französischen Namen »Comment,« einführt, und überhaupt auf den unbekannten Wegen der neuen Laufbahn ihn leitet und beschützt als treuer Freund und erfahrener Mentor. Im Lexikon der Studentensprache wird daher einem solchen Burschen und Fuchs das sinnige Wort »Leib« vorausgesetzt, ganz ähnlich wie bei Kutscher und Kammerdiener, Medicus und Husar und dergleichen anderen intimen Hofstellungen. – So wirst du nach diesen Erläuterungen nun auch die Begriffe »Leibbursch« und

»Leibfuchs« in der ganzen Tiefe ihrer idealen Bedeutung hinlänglich verstehen.

Unser angehender Fuchs der edlen Franconia hatte sich nun schon in diesen Ferien, nach dem ihm gesetzlich zukommenden freien Wahlrechte, seinen zukünftigen Leibburschen in der Person seines Landsmannes Fritz Kreutzer auserkoren. Dieser hinwiederum, ein grundehrliches Kind unserer Kleinstadt, begann auch schon jetzt mit seinem provisorischen Leibfuchs sein pflichtenreiches Amt auszuüben, vor Allem im Einpauken auf dem Fechtboden, wozu nach erhaltener väterlicher Genehmigung das Zwingergärtchen hinter dem Erkerhause ausersehen ward.

Wie nun da drinnen zum erstenmal an einem Septembermorgen von Hermanns kräftigen Hieben die horizontalen und steilen Quarten am Rappier des Leibburschen klingend abprallten – hei! wie fuhr dieser so lang nimmer gehörte Schall der alten Ringmauer bis ins innerste Gestein, Kriegslust weckend, wie in alten blutigen Tagen, da sie die Stadt vor'm Reichsfeind geschirmt! Der vielhundertjährige Epheu, ihr einstiger Kampfgenosse, hob lauschend die Blätter, was dieses Schwertergeklirr wohl bedeute. Und die zerfallenen Wartthürme lugten in finsterer Wehmuth nieder, wie ein verstümmelter Invalide, der bei ausbrechendem Krieg nach seinem Schwerte greifen will, und ihm fehlt der Arm, um damit auszuholen.

Als sie dann aber, vom ersten Schrecken erholt, in dem einen Schläger des Erkerhauses blühenden Sprossen erkannten, da sahen sie täglich mit behaglich sinnender

Ruhe dem klingenden Waffenspiele zu. All' die verwitterten Steine der Mauer und Thürme horchten auf den erzenen Klang, in alte Kriegserinnerung verloren. Und der Epheu flüsterte dazu manch' längst verschollenes deutsches Lied auch längst versunkenen, schlachtenlustigen Zeiten.

Auch die alte Dorothee schaute regelmäßig in dieser Morgenstunde von ihrem Hinterstübchen in den Garten hinunter und konnte sich an der Gewandtheit und Stärke ihres Hermännle gar nicht satt sehen. Als aber einmal der sonst so gelehrige Fechtschüler den Hieb seines Leibburschen mit dem Gesichte parirte, da ward ihr trotz des schützenden Visiers an ihrem Fenster droben gar bange, und es scholl auch sogleich ihr besorgter Mahnruf hinunter: »Hermännle, paß fein auf, laß dir nicht weh thun!«

Und er rief zu ihr hinan, da er das Visier abnahm: »Ei was, Dorthele, jetzt thut's noch nichts. Aber später, wenn's einmal im Ernst geht. Siehst du? – so!«

Dabei machte er mit dem Zeigefinger auf der linken Wange vom Ohr bis zum Mundwinkel einen Strich.

»Das verhüt' ja der liebe Gott, Hermännle!«

»O warum? Das steht recht schön. Wart' nur einmal, Dorthele!«

Da hielt die Dorothee vor lauter sympathischer Angst über diese einstige Möglichkeit sich schon jetzt den eigenen Backen mit der Hand zu, während sie mit der andern scheltend hinunterrief: »O Hermännle, bist du aber draußen ein bitterböser Bube geworden und warst bei mir daheim ein so braves Kind gewesen!«

Und Leibfuchs und Leibbursch lachten voll jugendlichen Frohsinns schallend zu ihr hinauf.

Aber auch Vater Stark hatte von seinem Treibhause, darin er sich zu dieser Stunde stets was zu schaffen machte, diesen Fechtübungen gar manchmal zugesehen, ohne freilich dadurch in seiner angebornen Friedensliebe zu irgend welcher Kriegslust angefeuert zu werden. Doch das poetische Bild seines Sohnes, als junger markiger Fechter, muthete auch ihn gar wohlthuend an, und bei jedem neuen, scharfsausenden Hiebe dachte er bei sich: »Gott, ist das doch ein herrlicher Jüngling, wie ein antiker Gladiator, und ich bin sein glücklicher Vater! Wie – was?«

Ging er dann wieder ins Haus hinein, so bekam Mutter Rosalie jedesmal einen Extrakuß zum Danke dafür, daß sie ihm diesen prächtigen Sohn geboren. Erkannte er doch gar wohl, daß dessen leibliche Vorzüge als glückliches Erbtheil viel entschiedener der mütterlichen als der eigenen väterlichen Constitution zuzuschreiben seien.

»Ach, wenn die Zeit nur stille halten und ihn mir gerade, so wie er jetzt ist, daheim lassen wollte, bis an mein Ende! – Aber die Tage fliegen nur so dahin. Und wie es nur kommt! Je älter der Mensch wird, desto schneller eilt sein Leben dem Grab entgegen. Warum doch nur? – Und ich möchte meine alten Tage doch lieber langsam, recht bedächtig langsam hinfließen sehen. Sie sind ja jetzt so schön und friedlich. Aber freilich, die Jugend will auch

ihr Recht und das Alter muß ihr's willig gönnen. – Ach, wenn ich es doch nur erlebe, daß er nach der Universität wieder völlig in unser Haus zurückkehrt und ich gar nimmer von ihm lassen muß, außer im allerletzten Scheiden. – Und wenn er nur gerade so unverdorben an Leib und Seele wieder heimkommt, wie er jetzt von mir fortgeht. O das ist jetzt meine größte Sorge bei Tag und Nacht.«

So ungefähr klang nun der Grundton in Vater Starks Gemüth. Wer irgend auf der Gasse oder dem Casino ihm zu seinem seltenen Vaterglück an diesem schönen, wohlgerathenen Sohne gratulirte, dem gab er stets die gleiche ängstliche Antwort zurück: »Ach, wenn er nur auch so bleibt!«

Je näher jetzt der Tag von Hermanns Abreise heranrückte, um so wortkarger ward seine Unterhaltung und weder im Studirzimmer noch im Treibhause konnte er es länger aushalten.

Die letzten drei Tage vor Hermanns Scheiden ward er endlich wie gemüthskrank. Er getraute sich gar nicht mehr, ihn nur recht anzuschauen. Und that er es einmal nur so von der Seite, so wendete sich sein Auge sogleich wieder von ihm ab. Nicht einmal mehr auf das Casino ging er des Nachmittags. Nur um die Stadtmauer machte er seinen täglichen Rundgang, aber ganz allein. Denn sein seit über dreißig Jahre treuer täglicher Begleiter, Dekan Faber, mußte schon seit einigen Wochen kränkelnd das Zimmer hüten. So war unserm betrübten Vater Stark selbst dieser Trost, sowie der andere seiner Schachpartie

verkümmert. Des Abends endlich schloß er sich in seinem Studirzimmer ab und Niemand wußte, was er darin so verstohlen zu arbeiten habe.

Einmal faßte sich aber Frau Rosalie doch ein Herz. Wie sie das so oft that, wenn sie um ihren guten Mann besorgt war, legte sie auch jetzt den Arm um seine Schulter, als er vor dem Mittagessen allein in die Erkerstube heraufkam, und fragte ihn mit ihrer treuherzigen Stimme:

»Alter, dir fehlt was. Komm, sag mir's! Hast du was gegen Hermann?«

»O nein, behüte Gott, ich habe gar nichts gegen ihn und mir fehlt auch nichts, gute Frau,« suchte der bekümmerte Mann auszuweichen.

»Aber du bekommst immer nasse Augen, wenn du ihn nur ansiehst, und du meidest sogar seinen Blick! Es muß dir doch was sein. Komm, vertraue mir's an! Es kann gewiß Alles geschlichtet werden, wem du es nur einmal offen aussprichst.«

»Jetzt nicht, liebe Rosalie, heut Abend! – Ich hör' ihn gerade die Treppe heraufkommen. Gelt, laß dir nichts vor ihm anmerken! Auch ich will mich heute recht zusammennehmen. Mein Gott, was kann denn er dafür, daß er so bald uns wieder verlassen muß? Darum wollen wir auch heute recht vergnügt mit ihm zu Mittag essen, und ihm nicht die letzten Tage verbittern. – Ach ja, so geht's nun einmal!« –

Am selben Abend kam Vater Stark schon eine Stunde vor dem Nachtessen aus seinem Studirzimmer herauf und sagte zur Mutter Rosalie:

»Liebe Frau, sei doch so gut und komm eine Viertelstunde zu mir herunter in mein Zimmer! Hermann wird ohnehin noch bis zum Nachtessen ausbleiben, und ich habe dir etwas sehr Wichtiges vorzulesen. Du sollst jetzt erfahren, warum ich mich in den letzten Abenden immer so allein drunten eingeschlossen habe.«

»Recht gern, lieber Mann! Aber es wird doch nichts Aengstliches sein?«

»Gott bewahre! Ich hoffe vielmehr, es wird dir das Anhören gerade so wohl thun, wie mir das Schreiben mein schweres Herz erleichtert hat. Du mußt mir's ja an den Augen ansehen, wie ich nun wieder ruhig und heiter geworden bin.«

»Nun Gott Lob und Dank! Da freue ich mich ja recht herzlich darauf. Komm, guter Alter, so wollen wir auch sogleich miteinander hinuntergehen.«

»Ja, aber wart' nur ein klein wenig! Die Dorothee muß es auch mit anhören.«

»Die Dorothee? – Ja, aber was ist es denn eigentlich, was du uns vorlesen willst?« fragte mit gereizter Wißbegier Frau Rosalie.

»Nur Geduld, liebe Mutter! Das werdet ihr Alles drunten hören. Sieh' du jetzt nur nach der Dorothee, und ich gehe einstweilen voraus. Aber komm sogleich dann nach! Nicht wahr? So schnell als möglich!«

»Gewiß, guter Christoph!« Und im Hinausgehen sprach sie noch zu sich: »Was er uns nur so Wichtiges vorzulesen hat? Und daß er auch die Dorothee dabei haben will? – Guter Gott, er wird doch nicht ans Sterben denken und

uns am Ende gar sein Testament vorlesen wollen? Aber sollte er dann so vergnügt sein können? – Hm, hm! Bin ich doch wirklich begierig!« Und kopfschüttelnd furchte sie nach der Dorothee in ihrem Hinterstübchen.

Unterdessen setzte sich Vater Stark drunten an seinen Schreibtisch und las mit sichtlichem Wohlgefallen in einem großen Briefbogen. Mutter Rosalie trat ein und nach ihr, ganz verblüfft dreinschauend, die Dorothee, welche noch viel weniger als ihre Herrin begreifen konnte, was denn der Herr Doctor auch ihr so ganz besonders Wichtiges vorzulesen habe. – Da ihr »prophetisches Gemüth« aber doch dunkel ahnte, daß das etwas nicht ganz Gewöhnliches sein könne, hatte sie noch schnell ihre groblinnene Schürze mit einer blau und roth gestreiften für die Feiertage gewechselt und ihre schwarzsammtene Haube aufgesetzt, um doch auch ihrerseits zu der geheimnißvollen Vorlesung ihren Theil von feierlichem Anstriche beizutragen.

»So, da seid ihr ja schon! Nun das ist schön. Also recht guten Abend!« Damit eröffnete Vater Stark den mysteriösen Act.

»Rosalie, nun bitt' ich dich, setz' dich auf das Kanapee, hier gegen mich, und sie, Dorothee, sie setzt sich neben meine Frau an ihre linke Seite.«

Die Dorothee in ihrem feinen Instinkte für Etikette erlaubte sich aber mit aller Entschiedenheit gegen diese Anordnung zu protestiren. –

»Ei, wo denken Sie hin? Ich neben der Frau Doctorin sitzen? Das wäre mir eine schöne, neue Mode! Nein, Herr

Doctor, das thu' ich nicht. Ich brauch' mich überhaupt gar nicht zu setzen, wenn meine Herrschaft sitzt. Ich kann ja ganz bequem an der Thüre stehen bleiben. O, meine alten Beine sind hart wie Eisen, Herr Doctor, und tragen mich schon noch.«

»Dorothee! Niedersetzen sag' ich,« commandirte der Doctor ärgerlich, »sonst stört sie meine Stimmung.«

»Nun in Gottes Namen, Herr Doctor, so setz' ich mich, aber da, in dem Winkel ist mein Platz, wo sich's allenfalls noch für mich schickt. Nichts für ungut, Herr Doctor!«

Mit diesen Worten stellte sie sich einen Stuhl in die Ecke und setzte sich.

»So, Herr Doctor, jetzt sitz' ich. Von mir auch können Sie anfangen. Ich weiß zwar noch gar nicht, was Sie uns vorlesen wollen. Aber das ist ganz egal. Unser Herrgott vergelt's Ihnen doch tausendmal, daß Sie auch mich dazu invitirt haben. Das war recht schön und christlich von Ihnen, guter Herr Doctor!« –

»Daß ich euch nun sogleich sage, was ich euch vorlesen will,« hub Vater Stark jetzt an mit gehobenem Tone, »so wißt: es ist mein väterlicher Geleitsbrief für unsern lieben, guten Hermann. Weißt du Rosalie: *litera scripta manet*, hab' ich mir gedacht. Geschriebenes Wort bleibt, aber gesprochenes verfliegt gar schnell. – Zudem ließe mich mein Schmerz beim Abschiede ganz unmöglich so gründlich und von Herzen mit ihm reden, wie ich es jetzt hier schriftlich thun konnte.«

»Ach du lieber Gott!« seufzte die Dorothee.

»Also das war deine geheime Abendarbeit?« sagte Rosalie gerührt. »O ich danke dir schon im voraus dafür, guter Vater!«

»Aber, Dorothee, nicht wahr, sie hört nun ganz still zu und will mich nicht etwa gar mitten drin unterbrechen? – Weiß sie, das würde mich und meine gute Frau aus aller Stimmung bringen,« ermahnte der Doctor noch vorher die alte Magd, deren Mundwerk ihm heute zu besonders geschäftiger Thätigkeit aufgelegt schien.

»Gott bewahre, Herr Doctor! Mäuschenstill werd' ich sein, wie in der Kirche. Ich weiß überhaupt gar nicht, wie Sie darauf kommen, daß ich hineinschwätzen könnte. Sie werden schon sehen.«

»Nun denn, so hört!« Damit begann mit tiefer Bewegung der Doctor vorzulesen:

»Mein heißgeliebter, mein einziger Sohn!«

»Ach du himmlischer Heiland!« seufzte die Dorothee noch viel lauter, wie das erstemal; »'s ist aber auch wahr.«

»Bst, Dorothee!« mahnte Frau Rosalie fast unhörbar mit dem Zeigefinger in die Ecke.

Vater Stark aber fuhr sie schon mit bedeutender Ungeduld an:

»Aber Dorothee! Nun unterbricht sie mich ja schon bei der Anrede. Und was hat sie mir gerad' erst im Augenblick versprochen? Will sie mir ruhig zuhören oder nicht? frag' ich sie jetzt ein für allemal.«

»Ach Gott, Herr Doctor! Seien Sie mir ja nicht böse! Es soll gewiß das erste und letztemal sein,« bat sie weinerlich. »Wissen Sie, das Wort »einziger,« das hat mir

nur jetzt einen solchen Stich ins Herz gegeben, daß mir's eben so herausgefahren ist. Und das »heißgeliebter,« das war auch so schön. Lieber Gott! Ich weiß ja so gut, wie Sie selber, was das heißen will, so ein einziges Kind, das man so lieb hat, nun so mutterseelenallein in die weite, weite Welt hinauszugeben. Ach dich guter himmlischer Vater!« –

»Nun also, recht, liebe Dorothee,« erwiederte Vater Stark mit neuer Sanftmuth. »Ihre Gefühle, die sie da eben aussprach, sind sehr schön und löblich. Aber nun lasse sie es auch zum allerletztenmale dabei bewenden, daß auch ich einmal zum Wort komme. Sonst sitzen wir noch um Mitternacht da, und ich bin mit meinem Abschiedsbriefe noch nicht über die Anrede hinausgekommen, weil sie mir immer drein schwätzt.«

»Herr Doctor!« bekräftigte hierauf mit sehr entschiedener Betonung die Dorothee, »wenn ich jetzt noch einmal den Mund aufthue, dann jagen Sie mich nur gleich ohne Umstände zur Thür hinaus! Denn dann verdien' ich's nicht besser. – Jetzt werden Sie mir aber gewiß glauben, daß ich schweigen kann, wenn's gerade sein muß! Also fangen Sie jetzt nur ganz ruhig nochmal von vorn an!«

Zum sichtbaren Ausdruck, daß es ihr nun gewiß heiliger Ernst mit dieser Rede sei, legte sie die Hände platt auf den Schooß und neigte den Kopf ein wenig auf die rechte Schulter, genau so, wie sie es jeden Sonntag bei der Predigt zu thun gewohnt war.

Frau Rosalie sah erwartungsvoll sinnend drein, das klare, kluge Bild einer guten Mutter.

Vater Stark nahm also nochmals seinen großen Briefbogen in die Hand und begann mit andachtsvoller Stimme vorzulesen:

»Mein heißgeliebter, mein einziger Sohn!

Du wirst nun dein Elternhaus von Neuem verlassen und weit von uns fortziehen, so weit, wie noch nie. Wie unendlich voll ist darum jetzt mein Herz, und wie viel möchte dir dein alter Vater da noch sagen! – Ja, dein alter Vater, mein guter Sohn! – Denn sein letzter Geburtstag war sein sechsundsechzigster. So höre denn auch mit jener Ehrfurcht zu, wie sie dem Alter gebührt, wenn es zur Jugend redet. Nicht wahr, das willst du nun, mein guter Hermann? – Und so sitze ich nun im Geiste vor dir. Meine Vaterhand ruht liebend auf deinem theuren Haupte und dein klares Auge sieht mich verständig an. Deine gute Mutter sitzt neben mir und hat ihren treuen Arm friedlich auf meine Schulter gelegt. Deine alte Dorothee steht mit gefalteten Händen, wie ein guter Hausgeist, unter der Thüre. Gottes Friede weht durch unser Haus. Dein Engel hört mir zu und der Herr der Heerschaaren selber schaut mit gnädigem Blick auf das Bild unserer häuslichen Eintracht.« –

Vater Stark hielt einen Augenblick inne. Nicht einmal das Athmen ward mehr vernommen. Es war einer der feierlich stummen Augenblicke, von denen man im Volke sagt, daß ein Engel durch das Zimmer fliege. Und er las weiter:

»Ach mein Sohn! Da liegt dein achtzehnjähriges junges Menschenleben vor mir da mit aller Freud' und Sorge unserer elterlichen Herzen, die sie Jahr um Jahr mit ihm verwoben haben, von jener frohen Stunde, da du uns geboren wardst als die leibhaftige Erhörung unsrer Gebete, bis zu dieser traurigen, da du wieder von uns fortziehst, in eine neue Welt, gefährlich deinem Leib und deiner Seele. – Mein Sohn! Mein Auge versenkt sich in das deine, meine Hand fühlt an dein Herz. Und ich weiß genug. Meine Seele frohlocket über dich und preist voll Dank den lieben Gott als deinen allheiligen Hort und allwissenden Wächter. – Wie ein frisches, klares Wasser, bis auf dessen Grund die Sonne Gottes niederstrahlt, so ziehst du jetzt aus deinem Elternhause hinaus. Wie wirst du einst zu ihm wiederkehren?

Mein Sohn! Du weißt mit welcher Zärtlichkeit ich die Blumen liebe und auch dich bist ihnen gar freundlich zugethan. Aber dein Herz liebe ich noch tausendmal mehr. Und eher sollte keiner einzigen Blume Glanz und Duft mich mehr erfreuen, als daß zwei andere in deinem Herzen Schaden litten, die deiner Eltern Hand so ängstlich gepflegt, und ihr mahnender, betender Mund so sorglich umhaucht – die schneeweiße Lilie in deines Herzens Garten und deiner Gottesfurcht glühende Rose. O diese zwei Blumen, lieber Sohn, bring' uns vor allen wieder heim, mit demselben Duft, mit demselben Glanz!

Du bist jung, mein Sohn! – O so freue dich auch deiner Jugend aus der tiefsten Fülle deines Herzens! Wie über Alles gerne sei dir jede heitere Stunde gegönnt und

gesegnet! – Bade deine junge Seele im Morgenrothe frischen, fröhlichen Lebens! Aber bleib' auch stets ein tapferer, unbefleckter Ritter, der das Gemeine haßt und niederkämpft in und außer sich! Und auf dem rosenumblühten Wege jungen Frohsinns wandle niemals anders, als im Angesichte Gottes!

Mehr sage ich nicht. Du weißt genug! – Und nun laß uns von einander scheiden! Doch nur dem Leibe nach, im Geiste nie und nimmer! – Nicht wahr? nie wird es geschehen, daß dir eines Tages heimkehrest und zu mir sagtest: »Vater, wir zwei verstehen uns nimmer. Vater, was du mir einst gesagt, sind nur veraltete Märchen.«

Nein, mein Sohn, was ich dir gesagt und dich gelehrt, ist und bleibt ewig wahr, wie der ewige Gott, in dessen Geist ich dich geliebt und ewig liebe, in dem deines Hauses Friede ruht, auf den all sein Glück und Hoffen gegründet ist. –

So nimm jetzt dieses Blatt, lies es aber und abermals und denke stets daran, daß ich es in sorglichster Liebe für dich beschrieben habe. Es sei dein Geleit und Schirm in der Fremde! Deines Vaters ferne Hand soll es dir ersetzen! O ergreife sie, wenn du ihrer bedarfst! Halte dich schützend an ihr fest mit derselben vertrauensvollen heiligen Liebe, mit der dich jetzt segnet

dein

ewig treuer Vater *Christoph Stark*.«

am 15. October im J. d. H. 1838.

Nicht wahr, lieber Begleiter, wie nur unseres ehrwürdigen Freundes Geist sich in diesem Briefe mit einemmale zu solchem Fluge der Gedanken erschwingen und sich wieder in solche Gemüthstiefe versenken konnte! – Aber ich weiß, du staunest doch nicht allzusehr darüber! Durch all' die ängstliche, unweltläufige Pedanterie, die oft wie ein Schleier den seltenen Edelstein seines inneren Lebens verhüllte, hast dir doch auch vorher immer den Glanz dieses Juwels durchschimmern sehen. Nun schauteat du ihn einmal wieder von der Hand der Einsamkeit völlig entschleiert, wie vor vielen Jahren in jenen Versen, die er als Vorwort seiner Educationstheorie auch seinem edeln Herzen niederschrieb. –

Als Vater Stark seinen Brief zu Ende gelesen, saßen seine zwei Zuhörerinnen noch immer in tiefster Versunkenheit da. Mutter Rosalie hielt den Kopf in die Hand gestützt und vor lauter Sinnen über dem Zuhören war sie gar nicht inne worden, daß der Brief nun zu Ende sei.

Die Dorothee hatte während der ganzen Vorlesung nur dann und wann mit den Augen etwas stärker geblinzelt und sich nicht einmal getraut, an ihre nassen Wangen hinaufzugreifen.

Da brach Vater Stark dieses Schweigen, indem er den Brief auf den Schreibtisch legte und sich zu Mutter Rosalie hinüber wendete.

»Nun, gute Frau, bist du mit diesem Geleitsbrief wohl zufrieden?«

»O viel mehr als das! – Komm, laß mich die Hand küssen, die diese goldenen Worte geschrieben hat.«

Dabei stand sie auf und drückte seine Hand an die Lippen.

»Und hat sie auch Alles verstanden, gute Dorothee?« – fragte der Doctor nun auch diese, die ganz froh war, durch diese Frage von ihrer unfreiwiligen stummen Rolle wieder erlöst zu werden.

»O gewiß, Herr Doctor, hab' ich's verstanden; wenigstens so von Weitem. Nein, ich sag' nur, wie man es so schön zusammenbringen kann, wo Sie doch gar nicht auf Pfarrer extra studirt haben! – Ach Gott, da weint sich mein Hermännle halb zu Tode drüber. Ich kenn' ja sein gutes Gemüth. Es ist aber auch gar zu schön gewesen. Und wissen Sie, Herr Doctor, besonders das da, wo Sie gesagt haben – von den Rosen und Lilien – ach Gott, wie hat es nur geschwind geheißen? – Helfen Sie mir doch ein wenig drauf!«

»Schon gut, schon gut, Dorothee,« unterbrach er sie rasch, und wendete sich gegen seine Frau, indem er dem Brief wieder in die Hand nahm: »Ich habe dir auch hier die letzte Seite freigelassen, wenn auch du ihm vielleicht ein paar Worte mitschreiben wolltest, die ihn gewiß ebenso freuen, wie ihm nützen würden.«

»Ich danke dir, lieber Christoph! Ja ich will ihm doch auch von mir ein Geleitswort mit auf den Weg geben.«

»Ich gehe einstweilen hinauf, daß doch Jemand da ist, wenn Hermann etwa kommen sollte. Bleib' eben nicht gar zu lange!« –

Damit ging Vater Stark hinauf in die Erkerstube. Die Dorothee aber blieb noch erwartungsvoll an der Thüre

stehen, wobei sie eine bestimmte heimliche Absicht hatte.

Mutter Rosalie setzte sich an den Schreibtisch und fuhr mit der linken Hand ein paarmal über die Stirne. Dann schrieb sie:

»Was soll *ich* dir noch zum Abschied sagen, mein liebstes, theuerstes Kind, das dir dein guter, treuer Vater nicht schon in seinem Briefe so schön und rührend geschrieben hätte? – O Hermann, deine Mutter ist keine gelehrte Frau und kann sich nicht viel in schönen Worten bewegen. Aber mein Mutterherz ist doch so tief, wie eines auf der ganzen Welt. Und in dieses Herz schließe ich dich jetzt ein und du bleibst darin, wenn du nun auch noch so lang und noch so weit von mir fortgehst. Ach mein Kind, mein einziges, einst so heiß erbetetes Kind, bleibe gut, brav und fromm! – Ich segne dich in ewig treuer Liebe. Lebe wohl, lebe wohl! – Ich kann vor Weinen nichts mehr sehen – Gott mit dir und deiner Mutter!« –

Die letzten Worte waren kaum mehr leserlich und von zwei großen Thränen getränkt. Sie stand auf und seufzte:

»Ach, so ein Kind! – Sie wissen's alle nicht, was eine Mutter ist.«

Darauf wollte sie hinausgehen. Aber die Dorothee an der Thür sagte ganz verzagt, was sonst gar nicht ihre Art gewesen:

»O Frau Doctorin, nehmen Sie mir's nicht übel! Haben Sie vielleicht auch für mich noch ein ganz kleines Plätzchen übrig, wenn's auch nur handbreit ist? Ich möcht' ihm doch gar zu gern auch was hineinschreiben.«

»Sie, liebe Dorothee? – Aber sie kann ja gar nicht schreiben,« fragte ihre Herrin ein wenig lächelnd.

»O das hut gar nichts, Frau Doctorin,« entgegnete sie mit komischer Bestimmtheit. »Ich will Ihnen schon sagen, was Sie für mich schreiben sollen, und dann mach ich meine drei Kreuze darunter, dann weiß er doch, daß das von seiner Dorothee kommt, und kann noch obendrein an die drei höchsten Namen dabei denken, was ihm auch ganz gut ist. – Also jetzt, Frau Doctorin, seien Sie so gut und schreiben Sie, was ich Ihnen da vorsage! – Sie wollen's doch?«

»Gewiß, liebe Dorothee, Wort für Wort. Fange sie nur gleich an!«

Rosalie setzte sich wieder zum Schreibtisch und die Dorothee strengte nun alle ihre Stylistik an, um etwas recht Gediegenes zu redigiren. So dictirte sie also, wohl zum allererstenmal in ihrem ganzen, nun gerade einundsiebzigjährigen Leben:

»Und, mein lieb's Hermännle, jetzt kommt zum Schluß auch noch dein altes Dorthele und sagt dir weiter nichts, als was das: Liebes, gutes Kind! – du hast einen Vater und du hast eine Mutter, wie es auf der ganzen Welt keine besseren gar nimmer geben kann. Darum folg' ihnen nun auch recht brav und denke daran, was sie dir da jetzt so wunderschön aufgeschrieben haben. Lieb's, gut's Hermännle! – vergiß mir fein niemals das vierte Gebot, und auch mir mach' immer nur Ehr' und keine Schand' unter den fremden Leuten, wo du mich sonst bis in den Tod betrüben thätest, und wo du von mir aus niemals gar nichts

Schlechtes gelernt hast. So, nun hab' ich dir auch mein Theil geschrieben, Jetzt behüt' dich Gott! Ich will schon recht für dich beten; vergiß nur auch du mich nicht! Und bei den drei Kreuzen denk' immer an die drei höchsten Namen. – Es küßt dich also tausendmal deine alte, treue Dorothee.« –

»So, ich bin fertig. Nun will ich noch meine drei Kreuze machen. Gott vergelt's Ihnen, Frau Doctorin!«

»Ist gern geschehen, gute Dorothee!« sagte aufstehend Frau Rosalie, um deren klugen Mund jetzt ein heiteres Lächeln spielte. –

Hierauf machte die Dorothee mit umgewandter Hand ihre drei Kreuze, und Herrin und Magd gingen in stummer Wehmuth hinauf in die Erkerstube.

Während so diese drei Herzen durch ihren Geleitsbrief zum morgigen Abschied vom Sohne des Hauses sich gestärkt hatten, sagte dieser einer andern treuen Seele Lebewohl.

Seit dem ersten Denken und Empfinden hatte das Leben die beiden Söhne Hermann Stark und Theodor Faber als treueste Freunde zusammengeführt und beisammen gelassen. Und gerade jetzt in der glücklichen Zeit akademischer Freiheit sollten ihre Wege auseinander gehen, aber nie und nimmer ihre Herzen. Dem bescheidenen

und dürftigen Pfarrerssohn winkte jetzt nicht das deutsche Studentenleben mit all seiner poetischen Jugendlust. Das zweifach härteste Opfer, das er noch je zu überwinden gehabt, war ihm aufgelegt worden – von seinem liebsten Freunde sich nun loszureißen und, nicht minder schwer, von seinem theuern deutschen Vaterlande. – Während Hermann auf der Höhe deutscher Burschenzeit lustwandelte, sollte er in der Niederung holländischer Nüchternheit seine Tage hinbringen, und zwar an der Utrechter Hochschule, an der ein vor hundert Jahren dort verstorbener Theologieprofessor zur Erinnerung an seine deutsche Heimath zwei Stipendien für diese Provinz gestiftet hatte. – Und doch, wie mußte Theodor diese finanzielle Wohlthat trotz all seiner inneren Trauer dankbar begrüßen! – Denn, wie so oft in diesem wechselvollen Leben der höchsten Seligkeit der tiefste Kummer auf dem Fuße folgt, so fing gerade in diesen Herbstferien, in die er so schwärmerisch heimgekehrt war, sein theuerster Vater, nun auch schon ein starker Sechziger, an einem so bösen Husten zu kränkeln an, daß die Frau Dekanin sich der finsteren Ahnung nicht erwehren konnte, das theure Haupt ihres Hauses werde wohl kaum die Wiederkehr der Schwalben im Frühjahre mehr erleben. So hatte der arme Theodor, in nächster Zeit wohl schon vater- und vermögenslos, vier lange Universitätsjahre vor sich liegen, ein harter Winter im Frühling seines Lebens. – Denn, wenn auch die Dekanin mit ihrem knappen Withum, aber reichen Schatz von Genügsamkeit, sich gerade nicht vor der ganz gemeinen Noth zu fürchten hatte,

und ihre zwei noch unversorgten Töchter schon seit Jahren bei ihr in die Schule des Fleißes gegangen waren, so blieb doch noch immer ihres Letztgebornen Zukunft die drückendste Muttersorge. In mancher Nacht, wenn des Dekans Athemnoth sie keine Stunde das Auge schließen ließ, saß auch sie wachend im Bett, und mitten in ihren Schmerz um den hinsiechenden Mann drängte sich immer wieder diese Sorge, und bewies ihr als übereifriger Rechner die bare Unmöglichkeit, trotz allem Fleiß und Sparen auch für Theodors Universitätsjahre nur den kleinsten Ueberschuß erringen zu können. Und sie ließ mit Gewalt ab, dieses folternde Rechenexempel weiter zu verfolgen, und theilte die übrigen Stunden der Nacht gar manchmal zwischen tröstendem Zwiegespräch mit ihrem kranken Manne und strummem Gebet zu ihrem Gott.

Da bewahrheitete sich auch bei ihr das alte Glaubenswort: »Wo die Noth am größten, ist Gott am nächsten.« – Das Utrechter Stipendium, auf das die Dekanin gar nimmer hoffen konnte, weil es schon einem noch ärmeren Doppelwaisen eines Landpfarrers verliehen war, ward durch dessen unerwarteten Verzicht auf das Studium der Theologie wiederholt erledigt. So schwer es aber auch den kranken Dekan ankam, bei seiner anhänglichen Liebe für deutsches Wesen und deutsche Bildung seinen lieben Sohn dem trockenen holländischen Geistesleben hinzugeben, so bewarb er sich dennoch für Theodor um dieses Stipendium, um wenigstens durch die Abnahme dieser Herzenslast als treuer Hausvater den letzten irdischen Abschied sich zu erleichtern. Es dauerte keine zwei

Wochen, und seine Bitte, die letzte seines Lebens, war in Erfüllung gegangen. Wenige Tage später, als Hermann in frohester Kameradschaft nach seiner deutschen Musenstadt fortzog, sollte Theodor seinen andern, einsam ernsten Weg antreten nach der Hochschule von Holland.

Und jetzt, in dieser Nachmittagsstunde, nahmen die beiden jungen Freunde von einander Abschied, den ersten ihres Lebens. Ohne es gerade einander zu sagen, wohin, waren sie aus der Stadt gegangen und endlich unvermerkt in den alten Reichswald gekommen, dessen herbstliche Stimmung so recht im Einklange stand mit ihren Gedanken. Kaum daß Hermann des Weges achtete, verloren sie sich immer weiter. Gleich den braunen Blättern, die vor ihnen in den Sand niederwehten, entrangen sich spärliche Worte ihren gedrückten Herzen. Und wie sie jetzt aus dem buntgefärbten Laubwald in das dunkle Nadelholz herausgetreten waren, da sah am Ende der Waldbucht durch die hochragenden Tannensäulen der Blechhammerweiher zu ihnen herüber, wie die leibhaftige Melancholie inmitten kühner, himmelanstrebender Gedanken. Aber Hermanns Blick wendete sich rasch vom Weiher ab. Die Besorgniß, Theodor könne meinen, er habe ihn absichtlich gerade hierher geführt, um ihn nochmals an seine längst mit Zinseszinsen bezahlte Dankesschuld zu mahnen, durchzuckte ihn augenblicklich mit edlem Unmuthe.

»Komm Theodor, kehren wir um, es wird zu spät,« warf er scheinbar gleichgültig hin und nahm ihn beim Arm, um ihn zum Rückweg zu bewegen.

Aber Theodors Auge hing jetzt leuchtend an dem Wasserspiegel, so glanzlos er auch zu ihm herüberschaute. »Nein, Hermann,« rief er aus, »nicht umkehren, ein wenig stille stehen, hier von einander Abschied nehmen wollen wir, hier, wo die Hand des Himmels unsere Herzen erst recht zur Freundschaft eingeweiht. Hier laß mich zum letztenmale für lange Zeit dich umarmen! Denn kein Zufall, mein eigenes Herz hat dich jetzt hierher geführt. Ach Hermann, ist es denn wirklich wahr, müssen wir denn wirklich von einander scheiden?«

Er sank ihm um den Hals und eine Thräne schlug die andere. Auch Hermanns Herz ward schwer und weich. Endlich machte er sich von ihm los. Mit gewohnter Willenskraft bemeisterte er seine Bewegung und tröstete den weinenden Freund:

»Liebster, bester Theodor, sei ruhig und gib dich drein! – Denn müßt' ich auch tausend Stunden Weges von dir gehen, glaube mir, es wird doch keiner meinem Herzen jemals näher stehen, als du; und können wir künftighin nicht mehr leiblich mit einander reden, so wollen wir es geistig thun in immer gleich treuer Nähe des Herzens. O wie wird es mir immer ein gar lieber Tag sein, wenn ein Brief von dir kommt und mir erzählt, wie dir's geht, und daß dich mir in der alten Liebe gut geblieben! Und du sollst gewiß nicht lang auf Antwort warten! Die Zeit geht ja so schnell vorüber, und dann kommen wir schon übers Jahr wieder zusammen, und es ist, als ob wir gar niemals getrennt gewesen. Gelt, gutes Herz, so wollen

wir's halten. – Durch weite Länder geschieden und doch im engen Herzen beisammen!«

»Ich danke dir darum,« entgegnete Theodor nun auch schon gefaßter. »Ja, so wollen wir's halten! Schreib' mir eben recht oft, und laß dich die Mühe nicht verdrießen! Bei jedem Briefe denke dir, daß er ein Almosen für mich ist in dem fremden Lande mit seinen reichen kalten Menschen. Und hab' nur keine Angst, wenn du mir recht viel von deinem lustigen Studentenleben erzählst, daß mich das einmal traurig machen könnte, weil ich vielleicht recht still und einsam leben muß. O gewiß nicht! – Nein, jeden besonders fröhlichen Tag, jedes ausgelassene Abenteuer, jeden muthigen Streich, Alles, Alles mußt du mir haarklein beschreiben! Und deine ganze schöne Studentenzeit werd' ich mit dir durchleben, froh und glücklich, wie du selber. – Mein Gott, es kann ja nicht Jeder gleich reich und lustig durchs Leben gehen! Die Zufriedenheit des Herzens gleicht ja doch alle Unterschiede wieder aus. Und zufrieden, ja da soll Gott wissen, und hätte ich noch so wenig, und ginge mir's noch so kümmerlich, aber zufrieden will und werd' ich sein. Und siehst du, lieber Hermann,« fuhr er mit gehobener Stimme weiter, da er mit großen Augen nach dem Blechhammer hinüber deutete, »siehst du, sehe ich jetzt da hinüber nach diesem unheimlichen Wasser, das einst nach meinem Leben verlangt, dem du es aber wieder entrissen, da werde ich erst so vecht im innersten Herzen zufrieden. Denn auch in der Entbehrung hab' ich das Leben so lieb, und es ist auch so schön, wenn man's da drinnen nur einzurichten weiß.

Und Gottlob, das hab' ich gelernt von meinem Vater, meiner Mutter und meinen Geschwistern, und ich segne sie für diese Lehre alle Tage des Lebens. – Und jetzt, an dieser schönsten Stelle auf dem Weg unserer Freundschaft, hier laß uns jetzt auseinander gehen, so wie du mir versprochen; durch weite Länder geschieden und doch im engen Herzen zusammen. – Lebe wohl, glücklich und zufrieden!«

So unzählig oft auch zwei Freunde auf dieser Erde sich schon Lebewohl gesagt, ein treuerer Scheidegruß als dieser war wohl selten von Freundeslippen gehört und dann durch Händedruck und letzten Kuß besiegelt worden.

Dann zog Theodor noch ungestüm ein Blatt Papier auch seiner Brieftasche und reichte es seinem Freunde mit den hastigen Worten: »Und hier dieses Blatt nimm noch, zum Zeichen, wie lieb ich dich habe!«

Eiligen Schrittes trennte er sich hierauf von ihm; an der Krümmung des Waldweges winkte er ihm nochmals mit der Hand. Dann war er verschwunden.

Und Hermann nahm das Blatt und las:

»Liebster, einziger Hermann!

Ich bring' es nicht über mich, von dir zu scheiden, ohne mein glückseligstes Geheimniß in dein treues Freundesherz noch niedergelegt zu haben. Wie oft haben meine Lippen sich geöffnet, aber immer mußte ich wieder schweigen. Ich weiß kaum selber, warum. Doch mit diesem Geheimniß zwischen dir und mir nun auf so lange Zeit von dir fortzugehen, das hab' ich doch unmöglich

gekonnt. Wie das Gefühl eines Verraths an dem schrankenlosen Vertrauen unserer Freundschaft wäre dieses Geheimniß mit mir fortgezogen. Vor Vater und Mutter kann ich schweigen, vor deinem Freundesherzen nicht. So wisse denn: nicht verliebt bin ich in Elisabeth, wie du mich geneckt, nein, ich liebe sie und werde sie lieben durch mein ganzes Leben. Mit bräutlichem Kusse haben wir unsere Herzgen verlobt zu ewiger Treue. – Wann ich sie einst heimführen darf, Gott weiß es allein. Und in Gott hoffen wir Beide auf diesen Tag. Bis dahin schweigen auch wir. Unsere Gebete, unsere Gedanken seien die einzigen Liebesbriefe. So schrieb ich ihr. Darum schweig' auch du, einziger Vertrauter meiner Liebe! – Und kommt einst die Zeit, dann wirst du davon als der Erste hören. Nun weißt du Alles! Und jetzt erst sage ich dir mit völlig freiem Herzen nochmals Lebewohl als

dein ewig treuer *Theodor*.«

Lassen wir nun Hermann von uns unbelauscht im einzigen Geleite seiner Gedanken heimwärts wandern! Wir treffen ihn ja doch schon morgen frühe wieder, wenn er vom Elternhause Abschied nimmt. Aber seinen edlen Freund wollen wir bis zum Waldsaume draußen begleiten. Wer weiß, wann ich dich wieder mit ihm zusammenbringen kann. So wollen wir wenigstens heut Abend noch ein Viertelstündchen bei ihm verweilen! –

Wie oft, lieber Begleiter, hast du wohl schon selber im eigenen Herzen erlebt, wie es sich anfangs gedrückt fühlt, wann im Spätherbst die Nebel wallen und die Blätter ihren Fall beginnen, und wie es im Frühjahr dann

wieder aufjubelt mit der ersten Lerche, die zum sonnigen Himmel steigt! – So fühl' jetzt im eigenen Herzen die Stimmung unseres jungen Freundes nach!

Nicht nur die Blätter der Bäume sanken jetzt, Wehmuth weckend, auf seinem Heimwege vor ihm nieder, und nicht nur graue Nebel umschleierten den schweigenden Forst. O wär' es nur dieser Spätherbst gewesen, dem immer wieder ein neuer Frühling folgt, er hätte ihn jetzt wohl nimmer traurig gemacht in solchen jungen, nur zum Frohsinn geschaffenen Jahren. – Aber sein Auge sah jetzt von einem ganz andern Baume die welkenden Blätter fallen, von einem Baume, dessen Frucht ihn genährt, ihn und all' seine Lieben, unter dessen schirmendem Dach sein junges Leben erblüht, unter dem sein ganzes Haus so treuen Schutz gefunden. – Und wie lange wird es währen, so legt der Tod sein schonungsloses Beil an den morsch gewordenen Baum, und dieser sinkt hin, um auf Erden nie wieder zu neuem Triebe zu erstehen. Die Nebel der Bekümmerniß wallen um das vaterlose Haus und der Winter der Noth steht vor seiner Thüre.

Da überkam unter so trostlosen Gedanken eine heiße Sehnsucht nach Gebet sein gläubiges Gemüth. Er that ihm Genüge mit der ganzen Inbrunst seiner Seele. Und – wie doch das Menschenherz wieder, so lang es noch jung ist, so gern und schnell düsteres Verzagen mit lichtem Hoffen und bitteren Kummer mit süßem Troste tauscht! – da geschah auch ihm allmälig, als sei wie vor einem Zauber der Nebel des Spätherbstes zerronnen; der frostige Winter war überwunden, sein Leben schwoll und grünte

wieder frühlingsmächtig, und dessen zu höchst ragender Wipfel rauschte: »Elisabeth!« …

Ja, armer junger Freund, harr' aus und hoff' auf diesen Frühling! – Er wird dir anbrechen zur rechten Zeit. Und jetzt sag' auch ich dir Lebewohl. Schon hier am Waldsaum laß mich auf lange Zeit dir die Hand zum Abschied geben! – Dabei zu sein, wenn du, in wenigen Tagen dein Haus verlassend, die zitternde Hand des halb sterbenden Vaters drückest – zum allerletzten, ewigen Lebewohl – verzeihe mir's, junger Freund! Ich kann es nicht über mich bringen.

Am andern Morgen kniete Hermann zwischen Vater und Mutter in der alten Pfarrkirche. Auch die Dorothee fehlte nicht an ihrem bescheidenen Plätzchen unter der Emporbühne. Die frommen Eltern erfüllten damit ein dringendes Bedürfniß ihres Herzens, ihren Sohn vor diesem so wichtigen, gefahrenreichen Austritt aus dem Elternhause noch ganz besonders herzlich dem Schutze Gottes zu empfehlen.

Nach diesem Kirchgang war Vater Stark merkwürdig ruhig und standhaft. Er übergab droben in der Erkerstube Hermann den dreifachen Geleitsbrief, und da er des Sohnes Hand erfaßte, war sein ganzes Abschiedswort:

»Hermann! Was ich und deine Mutter bei diesem so unendlich wichtigen Scheiden vom Elternhause dir zu sagen haben, Alles, Alles steht in diesem Abschiedsbriefe

geschrieben. Nimm ihn mit auf den Weg, wie deinen guten Engel, von dem du niemals lassen mögest! – Jedes andere Wort dünkt mir unnützes Gerede. So gehe! Gott und unser Segen ziehe mit dir allezeit!«

Die Lohnkutsche mit zwei Corpsburschen der Franconia sammt dem Leibburschen Kreutzer war unten bereits vorgefahren und wartete auf den angehenden Leibfuchs . . .

Droben noch schmerzlich inniges Umarmen. – Dann war das Erkerhaus abermals stille geworden. – Sein brausender Frühling zog hinaus in die weite, lachende Welt, und der Spätherbst der Einsamkeit blieb den zwei verwaisten Herzen darin zurück,

Das ist freud- und leidvoll Elternloos!

Vierter Abschnitt. Von der akademischen Freiheit.

I. Welche Lust gewährt das Reisen!

»Ha, welche Lust gewährt das Reisen!« singt bekanntlich die schöne Prinzessin von Navarra in Boieldieu's romantischem »Johann von Paris.« Und welche poetische Wanderlust mag das auch gewesen sein! – So auf schlankem Silberzelter mit fröhlichem Gefolge plaudernd dahinzureiten, bald durch kühlen Lorbeerwald, bald in farbenreich lachender Landschaft! – Und dann wieder sein Ruhelager flüchtig aufzuschlagen an rauschendem Bergstrom, unterm Piniendach auf indischem Teppiche hingegossen, da der Troubadour eifersüchtig vor der reizenden Herrin lagert, mit goldenem Lied den Becher Weines überbietend, den ein gluthäugiger Page ihrem lächelnden Munde kredenzt. – Ha, welche Lust gewährt das Reisen! –

Von solch' überzartem poetischen Duft war nun freilich die Fahrt nicht umwoben, auf der jetzt unser lieber Frankenfuchs Hermann Stark mit den zwei »Hirschen,« wie der prahlende Kutscher seine alten Gäule nannte, hinausrasselte in die »weite, weite Welt,« wie die Dorothee sagte. –

Fünf volle Tage vom Morgenroth bis zum Sternenschein in einem schlotterigen Kutschenkasten herumgeschüttelt zu werden, »ha, welche Lust gewährt das Reisen?« möchte man da mit einem starken Fragezeichen

ausrufen. – Und doch trotz alledem, welch' kernige, frohsinnige Poesie staf auch noch in einer solch' mühseligen Lohnkutschenfahrt jener damals noch ziemlich eisenbahnlosen deutschen Wanderzeit! – Welch' gesunder Humor saß da noch neben dem Kutscher auf dem luftigen Bock und drinnen im engen Kasten bei den Passagieren. Und je holpriger draußen die Landstraße, je schärfer drinnen die Rippenstöße, nur um so froher lachte dann dieses launigen Reisegefährten Gesicht. – Ja wohl, – »ha, welche Lust gewährt das Reisen!« – Wie jubelte so unser junger Freund nicht minder begeistert, wie jene Umazone, da ihm die Vaterstadt nur erst hinter dem Rücken lag und ein neues Stück deutscher Welt ihm aufging auf dieser ersten, großen Fahrt! –

Heisa, war das auf der Heerstraße noch ein buntes, frohes Wanderleben!

Da fuhr im gestreckten Trab mit vierspänniger Extrapost der Grandseigneur im bequemen Reisewagen ausgestreckt, und der flotte Postillon, im Gallawamms und mit dem Federbusch auf dem Sattelgaul reitend, blies in den letzten fünf Minuten vor erreichter Station noch ein besonders schmelzendes Volks- oder Alpenlied, um auf ein splendides Extratrinkgeld zu speculiren, so oft auch bei dem hochgehenden Trab ein noch höherer Ton ihm überschnappte oder stecken blieb. – Ha, welche Lust gewährt das Reisen!

Aber ein noch viel stolzerer Herr auf der Landstraße dünkte sich der Frachtfuhrmann. – So schau' ihn nur an mit den schneeweißen Strümpfen unter der goldgelben

Lederhose und dem Dreispalter über dem blauen Hemd! – Hei, mit welch' bewußtem Gebieterstolz er über dem stattlichen Achtgespann die Peitsche schwingt und wie seine strammen Gäule die Köpfe schütteln, daß das weithin ganz sonntäglich klingelt von all' dem messingenen Zierrath an den geflochtenen Mähnen. – Und neben den Vordergäulen schreitet breitspurig und nicht minder stolz der kernige Fuhrmannsbube. In immer rascherem Tempo übt er sich im Peitschenknallen ein, und läßt weithin sein lustiges Lied erschallen:

»Bin ich ein lust'ger Fuhrmannsbub',
Bin ich ein lustiger Bub'!«

Und siehe, dort unter den ersten Häusern des Städtleins winkt schon die stattliche Fuhrmannsherberge »zum goldenen Faß.« Und der blaue Rauch, der vom Schornstein in den Abendhimmel wirbelt, der kommt von dem saftigen Braten drunten in der Küche. – Mit lachendem Gruße steht die Kellnerin auf der Treppe. Die Hengste wiehern nach ihrem gar wohl bekannten Stall. – Und »juche« schreit der Fuhrmannsbub' und knallt noch schneller. – Ha, welche Lust gewährt das Reisen!

Und jetzt, horch, welch' dumpfes Rollen schon aus weiter Ferne! – Sieh' hin, der Postwagen ist es, der im vorschriftmäßigen, schwerfälligen Diensttrab über das Pflaster hereinrumpelt. Herrje, mögen die armen Passagiere drinnen steif gesessen sein! – O ja gewiß! – Aber

trotz alledem blick' einmal hinein in den plumpen vollgepfropften Kasten! – Sieh' da, mit welch' lustigen, vertraulichen Gesichtern sie miteinander plaudern und lachen! – Noch am Morgen landfremd miteinander eingestiegen, wie sind sie, körperlich nur allzunahe, auch in den Herzen gar bald sich näher gekommen, und haben zusammen geschwätzt und gewitzelt über das gemeinsame Geschüttelt- und Gerütteltwerden! Wie sind sie schon bei dem heißersehnten, gemüthlichen Mittagsmahl gute Bekannte gewesen! – Und da sie jetzt aussteigen, drücken sie sich wie alte Freunde die Hand, und Einer weiß von des Andern Leben zu erzählen, da der gleich enge Raum sie gleich gesprächig gemacht. Und gar da eine junge Pärchen, das dort unterm Postthor jetzt so vertraulich Abschied nimmt und sich des Morgens doch zum allererstenmale sah – an dem, glaub' ich immer, ist Schillers schönes Wort: »Raum ist in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar,« auch in der engen Postwagenhütte in poetische Erfüllung gegangen. Wie mögen wohl diese Beiden erst im stillen Herzen jubeln: »Ha, welche Lust gewährt das Reisen!«

Und siehst du jetzt! – ein ganz anderes Wandern – die drei Brüder Straubinger mit ihren dünnen Felleisen und dicken Knotenstöcken? – Ein prächtiges Trifolium aus Nestroys »Lumpazivagabundus!« – Gerade machen sie sich aus dem Chausseegraben auf. Die Toilette für den Einzug in das Städtlein ist vollendet. Trotz der Warnungstafel am Thore: »Das Fechten ist verboten,« stimmen sie

dennoch mit polizeiwidrigem Bewußtsein und lebenslustigem Gesichte Bruder Knieriems Fechterlied an, um allem Rechtsstaate zum Hohn ihre lang geübte Fechtkunst an den hiesigen Spießbürgerthüren so reich wie möglich zu verwerthen. – Steckt nicht auch in diesen Handwerksburschengestalten ein Stück urdeutscher, bald ganz verschollener Wanderpoesie? – So schau' sie nur recht an! – Auch auf ihren wettergebräunten Gesichtern steht ja geschrieben: »Ha, welche Lust gewährt das Reisen!«

Aber erst jetzt! – Hörst du schon von weitem auf der Landstraße den frohen Chorus durch die Dämmerung schallen?

»Die Philister sind uns gewogen meist,
Sie ahnen im Burschen, was Freiheit heißt,
Frei ist der Bursch! frei ist der Bursch!« –

Jetzt kommen die allerlustigsten von allen Passagieren angefahren. Das wissen dieses Städtleins Gassenbuben am besten. Hurrah, wie der Wind sind sie aus den Stuben und umlaufen als Ehrengeleite die langsam einherschlotternde Kutsche mit ihren nun lebensmüd ächzenden zwei »Hirschen.« –

»Die Studenten kommen, die Studenten!« schreit die Schuljugend durch die winkeligten Gassen. – Sieh' her, wie lockt da der burschikose Cantus den Philister unter die Hausthür und Weib und Töchter ans Fenster. Und die losen singenden Vögel, Hermann mitten drinnen,

grüßen mit den zärtlichsten Geberden aus dem ledernen Vorhange lederne Spießbürger, frischwangige Mädchen, runzlichte alte Weiber, was ihnen just in den Wurf kommt, und empfangen bald lustig lachenden, bald halb verschämten Gegengruß oder gar ein mürrisches Trutzgesicht, was sie erst recht zu schallendem Gelächter reizt. – Ha, welche Lust gewährt das Reisen! –

Wie ging aber auch außer solchen humoristischen Erlebnissen unserm jungen Freund auf dieser Fahrt zur Hochschule das deutsche Leben auf in seinem ganzen urkräftigen Behagen!

All' die deutschen Städthen und Märkte mit ihren zwar oft pfahlbürgerlichen, aber immer originellen, althistorischen Physiognomien, wie fesselten sie ihm Herz und Geist! Welch' Gefühl frischer Poesie überkam ihn oft bei der Durchfahrt wie bei der Herberge in ihren zinnenbekränzten Mauern!

Ob sie dann bis zur sinkenden Nacht in den engen Gasen lustwandelnd sich von des Tages Strapazen erholten und zu manchem Giebelhause hinaufschauten, daraus ein behäbiger Kleinstädter seine Pfeife in den Feierabend hinausschmauchte; ob ein paar muntere Stadtjüngferchen in schalkhaften Glossen sie musterten, was sie ihnen redlich mit gleicher Münze heimbezahlten; ob sie vor dem alten stattlichen Rathaus auf dem Marktplatz Halt machten, an dessen vielröhrigem Brunnen noch spät Abends die Mägde schwatzten und lachten, wobei sie ihrerseits ihre Dialektstudien bereicherten; – oder ob sie endlich wieder in ihr Wirthshaus heimkehrten, darin sie

von der redseligen Frau Wirthin unter dem Beistand ihres schmucken Töchterleins mit Speise und Trank wie mit traulicher Zusprache versorgt wurden, als ob sie alte Hausfreunde wären – o welch' wohlthuender Duft lag über einem solchen Abend auf der Reise, wie über dem sauber ausgeführten Bild eines altdeutschen Meisters, darin er mit gleich warmem Herzen und Farbenglanz uns ein Stück behaglichen deutschen Bürgerlebens vor die Sinne führt.

Dann ward zum Nachtisch erst nochmals die Guitarre von der Wand genommen. »Vom hoh'n Olymp herab,« erscholl unter ihrer Begleitung der stürmische Cantus, dieweil die Saiten sonst nur gar zimpferlich gerührt worden zu dem rührenden Mondscheinlied aus der Pretiosa: »Einsam bin ich nicht alleine.« – Draußen füllt sich die Gasse von ungeladenen Zuhörern. Und im Kessel drinnen brodelt die zum letzten Trunke bestellte Punschbowle. Dann wird gar noch ein lustiges Tänzchen improvisirt, – ha, welche Lust gewährt das Reisen! –

Und wie so unser junger Freund auf dieser Fahrt das deutsche Bürgerthum kennen und ehren lernte, wie aller Ehren werth erschien ihm auch des deutschen Volkes anderer gesunder Kern seines Bauernstandes, da sie Tag für Tag durch all' die fleißig bebauten Gefilde, durch all' die sauberen, stattlichen Dörfer fuhren, wie kein anderes Land der Erde sie schöner aufzuweisen hat, die beredtesten Zeugen für unseres Volkes Tüchtigkeit und Wohlstand.

Dann stieg wieder mitten aus dieser üppig blühenden Gegenwart ein halbverfallener Zeuge deutscher Vergangenheit vor ihnen auf und lockte sie wie ein Sagenbild Uhland'scher Romantik zu sich hinan. Wie konnten sie dieser Einladung widerstehen? Sie sind ja die Alleinherrscher in ihrer Kutsche. Und im rebenbekränzten Städtchen zu des alten Bergschlosses Füßen wird ohnehin Mittag gemacht. – »Halt, Kutscher, fahr' voraus und bestell' ein gutes Essen!« – Auch dem dumpfen Wagen gesprungen, den lustigen Hügel hinangeklommen und droben auf dem Trümmerschutte sitzend als echte Deutsche noch ein wenig poetisch geschwärmt und gesungen:

An der Saale fernem Strande
Stehen Burgen stolz und kühn.
Ihre Dächer sind verfallen,
Und der Wind streicht durch die Hallen,
Wolken ziehen drüber hin.«

Himmel, gab das droben gesunde Herzen und drunten gesunden Hunger! – Ha, welche Lust gewährt das Reisen! –

»Und siehst du,« rief jetzt gegen Abend mit einemmale der Leibbursch Kreutzer seinem Leibfuchs zu, und deutete aus dem Wagenschlag auf einen tannengrünen Kegel hinüber, aus dessen Plattform ein paar Ziegeldächer hervorlugten, »siehst du, Leibfuchs, das da droben ist also der »Bergkeller!« Gieb einmal Acht, wie lustig wir da noch sein werden! Und gerade drunter liegt die Stadt.

Nur noch ums Eck herum und in zehn Minuten sind wir drinnen.«

»Vorwärts, Kutscher, und nun flott gefahren!« – Da bedurfte es nur eines leisen Zungenschnalzens und die zwei todesmüden, aber noch immer ehrgeizigen »Hirsche« nahmen mit aufgereckten Köpfen ihre letzte Lebenskraft zusammen, um ihren bedeutsamen Namen beim Abschlusse dieser fünftägigen Reise jetzt wieder zu Ehren zu bringen. In fieberhaft trippelndem Trabe zogen sie an den Strängen, als seien sie eben erst von der Krippe gekommen. – Und da fahren sie ja schon durch die alten, halb finstern Gassen. –

»Cantus!« ruft jetzt der Leibfuchs Hermann Stark höchst commentwidrig den Corpsburschen zu und beginnt zu singen: »Es blinken drei freundliche Sterne ins Dunkel des Lebens herein.« Und mit voller Brust fallen die Andern ein: »Die Sterne, sie blinken so traulich, sie heißen Lied, Liebe und Wein.« –

Und horch, da schallt auch schon ein anderer kräftiger Burschenchor die Straße herauf. Der kommt vom Commerzhause der Franconia. – Jetzt hält der Wagen daran still. – »Hurrah!« jubeln die neuen Ankömmlinge in die hell erleuchteten Fenster. Und »hurrah!« schallt es als freudiges Echo aus dem Kneipsaale. Heraus stürzen all' die schon angekommenen Franken und ziehen die andern aus dem Wagen: »Grüß' Gott, grüß' Gott!« tönt's in freudigem Durcheinander. – Kuß und Handischlag wechseln stürmisch. – Die Hallen der studentischen Walhalla

sind aufgethan. – Unserm jungen Arminius schwindelt's ganz ... Ha, welche Lust gewährt das Reisen! –

II. In der Musenstadt.

Eine kleine deutsche Universitätsstadt! – Welch' echtestes »deutsches Leben« beherbergen ihre Mauern! – Wanderst du während der Collegienstunden in ihren fast verkehrslosen Gassen umher, deren Häusergesichter dich weder mit übermüthig burschikosem, noch pedantisch gelehrtem Ausdruck anschauen, sondern gerade so alltäglich wie die philiströse Physiognomie jeder andern Provinzschwester, so mag dich wohl so öde Langeweile beschleichen, wie den erzgegoffenen Stifter dieser Hochschule, der nun schon ein Vierteljahrhundert baarhäuptig in jedem Wetter auf dem grastreibenden Universitätsplage steht und dazu in fortwährend fürstlicher Steifheit die Stiftungsurkunde wagerecht hinaushalten muß, ohne daß sie ihm jemals vom hochweisen Senate drunten abgenommen würde.

Aber sieh', die Mittagsstunde läutet. Die Collegiensäle leeren sich. Wie mit einem Zauberschlag ist die stille Stadt verwandelt. Deutsches Leben in seinem freudigsten Blühen, in seinem kräftigsten Mark wandelt in hundertfältigen Gestalten durch die jetzt lärmenden Gassen. Und du siehst ihnen an, in Haltung und Gesicht, wie sie die Köpfe unter den bunten Mützen tragen und selbstbewußt ausschreiten, in dieser kleinen Musenstadt ist die erste Menschenklasse – der Student.

O könnten jetzt all' die schwärmerischen Jugendträume, die seit Jahrhunderten in diesen Philisterhäusern ausgeträumt worden, könnten sie jetzt alle leibhaftig aus den Fenstern auf dich herniederschauen, hätten sich all' die Abenteuer und lustigen Streiche diesen Wänden eingeprägt; würden diese alten Giebel jetzt wiederstrahlen von all' dem begeisterten Willkomm der eingezogenen Füchse und all' der bemoosten Häupter Scheidegruß; könnte all' der Waffenklang und deutsche Sang, der je in dieser Stadt getönt, dir jetzt Ohr und Herz umschallen – wahrhaftig, dir würde so frisch und kühn zu Muthe, wie dem uralten Tannenwalde droben, der mit immergrünem Schmuck über dieser Stadt seine brausenden Wipfel zum Himmel streckt.

Und siehst du jetzt, nachdem der Studenten erster Ansturm sich ein wenig verlaufen, die gelehrten Gestalten mit und ohne Zopf in die stilleren Seitengassen sich verlieren, bald mit pedantischem Stolziren, bald im emsigen Eilschritt? – Das ist dieser Studentenstadt zweites Element – die Herren Professoren.

O könnte ich dich jetzt mit einemmale sie alle schauen lassen, die bienengleichen, ernsten Arbeiter an dem einen großen Geisteswerke deutscher Bildung, die auch hier seit Jahrhunderten ihre verborgene Werkstatt aufgeschlagen! – Mit welcher Ehrfurcht würdest du vielleicht

in manch' abgelegener Hintergasse stehen bleiben, darin Jahrzehnte lang grübelnder Forscherfleiß einen Gedanken groß gezogen, der dann aus bescheidenster Gelehrtenstube hinausgeschritten in die laute Welt, als stolzer Mitbeherrscher in der Wissenschaft weltumfassendem Königreich!

Und daß ich dieser Studentenstadt drittes Element jetat nicht vergesse – die neutestamentarischen »Philister.«

Aber lieber Begleiter, was soll ich dir eine lange Beschreibung von ihnen entwerfen? Vielleicht langweilt sie dich nur. Komm, mitten unter sie wollen wir hineintreten! Leibhaftig sollst du sie sehen und hören! – Denn sieh' nur her, es ist gerade Sonntag Nachmittags. Und da stehen ja ganz prächtige Exemplare auf dem Marktplatze vor der Stadtlirche. Feiertäglich herausgeputzt warten sie auf die Predigt, die ihnen zu einem gemüthligen Nachmittagsschläfchen nach alter Gewohnheit willkommene Gelegenheit bietet. Und da es eben erst zum zweitenmale geläutet hat, so benützen sie diese Pause bis zum Zusammenschlagen zu einem schwatzhaften Congreß über die neuesten Universitätgangelegenheiten. Ist es doch oft rührend, mit welcher Naivetät die Gevatter Schneider und Handschuhmacher allherbstlich jeden neuen Ankömmling mustern und sich sofort möglichst genau um seine Familien- und hauptsächlich Finanzverhälinisse zu bekümmern bestreben. Und horch, der ehrbare Kappenmacher Fiedler eröffnet diese stehende Sitzung:

»Herrje, hat euch die Franconia aber diesmal Füchse bekommen! ich sag' euch, zehn Stück, einer flotter wie

der andere. Aber der allerschönste, der wohnt bei mir. Meiner Seel', seit zwanzig Jahren hab' ich noch keinen solchen gesehen. Ich bin ganz stolz auf ihn. Und Stark heißt er, Hermann Stark. Na, der Name paßt auch ganz auf ihn. Denn ich sag' euch, es ist ein Bursche, wie eine junge Kerneiche, mit langen Locken wie pures Gold. – Na, der wird auch nicht lange zum Senior brauchen. Den darf man nur gehen sehen. Da weiß man gerade genug. Und Weißzeug und Montirung hat er euch mitgebracht – zwei gedrückte Koffer voll, daß meine zwei Kästen gar nicht gelangt haben. – Respect vor dem seiner Mutter, wenn ich sie auch nicht kenne, – hat meine Frau beim Auspacken gesagt. Und sie hat auch Recht. Denn ich habe schon Barone und sogar einmal einen Grafen im Quartier gehabt. Aber so solide Wäsche hab' ich doch noch bei Keinem einzigen zu sehen gekriegt. Glaub's gern. Er ist auch da einzige Kind und sein Vater ist ein Advokat. Und die wissen das Geld schon herauszuprozessiren, heißt das – für ihren eigenen Beutel. – Solche Füchse lass' ich mir gefallen, Männer! Die können wir miteinander brauchen. Meint ihr nicht auch?«

»Ob wir die brauchen können? Das will ich wissen,« bestätigte der ehrsame Schuhmachermeister Sachs, vielleicht ein später Enkel seines poetischen Collegen »Hans.« »Es waren ohnehin voriges Jahr Schuldenmacher genug bei den Franken. Da sieht man doch auch mal wieder baar Geld.«

»Ha, wegen dem!« replicirte der als Financier besonders gewichste Schneider Stichelmeier: »Kriegen thun

wir das Geld zuletzt doch. Dafür ist ja das Belegen von denen Abgangszeugnissen da. Und darum schlagen wir auch von vorneherein unsere zwanzig Prozent darauf für das lange Warten. Ei was! – Viel Pump bei denen Studenten, viel Verdienst für uns, sag' ich immer zu meiner Frau, wenn sie mir wegen den vielen Rechnungen die Ohren voll lamentirt.«

»Na, ich weiß nicht, Schneider,« warf der Bierwirth Müller ein, bei dem die Franken ihre Exkneipe hatten, »da hab' ich doch eine andere Ansicht. Baare Bezahlung geht mir über Alles. Und wenn ich eines bereue, so ist es das, daß ich da dem Volkmann, dem Consenior von den Franken, nun schon an die hundert Gulden Bier verzapft habe. Und der Guckguck weiß, wenn ich einmal einen Kreuzer zu sehen kriege. Denn der ist so in der ganzen Stadt schuldig. Und ich glaub' immer, der brennt zehnmal lieber durch und läßt Zeugnisse und Alles im Stich, ehe der einen Kreuzer zahlt, der prahlige Bengel, der.«

»Aber wie kannst du dem auch nur so lange pumpen? Das wäre mir doch der Allerletzte!« nahm der Schneider im Bewußtsein seiner geistigen Ueberlegenheit wieder da Wort. »Kennen muß man seine Leut', das ist die Hauptsache beim Geschäft. Mich hat er ein einzigesmal mit einer Weste um fünf Gulden angeschmiert, wo er mir sein Ehrenwort nicht gehalten hat. Und aus war's bei mir, und wenn er um ein paar Hosen auf die Kniee bei mir niederfiele. Ich sag' aber auch nur, wie die Franken, die doch sonst ein so nobles Corps sind, den Menschen da zum Consenior haben wählen können. Und nicht einmal ein

feiner Schläger soll er sein, hab' ich mir sagen lassen. Und das ist doch das Proprimo für einen Consenior, soweit ich die Sache verstehe. Ei, was kann er denn? Nichts kann er, als die Füchse im Schlauch bemogeln, Punschbowlen, feine Cigarren und Reitgäule aus ihrem Sack herausluchsen und sie dann hinterdrein doch nur kujoniren, hab' ich mir von seinem Stiefelfuchs erzählen lassen. Ja, den kenn' ich schon, den Dreistöckigen, und es wäre für die ganze Franconia schöner, wenn der gar nicht drin wär', oder doch wenigstens kein zweiter Chargirter, wie man auch noch für Consenior sagen kann. O, in denen Studentengeschichten bin ich euch daheim, als ob ich schon selber einmal Senior gewesen wäre. – Na, wart' nur, Kappenmacher, dein Goldfuchs wird beim Volkmann auch Haare genug lassen und sein schönes Weißzeug wird gar bald zum Vetter wandern, wie die Studenten das Leihhaus immer tituliren; und der Aaron, der auf zwanzig Prozent Zinsen borgt, Gott der Gerechte, wird der Katzenbuckel vor ihm machen!«

»Ja Schneider, Recht hast du schon mit dem Volkmann,« bestätigte nun auch der Kappenmacher. »Aber lieber Gott, wie's eben oft bei denen Wahlen geht, justament wie bei unserer letzten Bürgermeisterwahl. Wißt ihr, da kommt Alles von denen dummen Parteien. Da will die eine den Hans, die andere den Peter; und damit keine Recht kriegt, wählen sie alle zusammen den Stoffel. Und seht, so haben wir einen Erzstoffel zum Bürgermeister gekriegt und die Franken einen Erzflegel zum Consenior. Gelt, Männer, das heißt man den Nagel auf den

Kopf treffen? – Ja, mir soll Einer mit was kommen, wo ich mich nicht auskennen thu'. Aber der Senior von den Franken, der Bergheim, allen Respect vor dem; das muß man anuch wieder sagen. Das ist ein prächtiger Kerl, nobel, was nobel heißt.«

»Ja, der Herr von Bergheim, da hast du auch wieder Recht, Kappenmacher,« fiel Stichelmeier enthusiastisch ein. »Dem guckt der Edelmann aus jedem Knopfloch heraus. Er läßt aber auch Alles nur bei mir arbeiten und erst heute Morgen hab' ich ihm einen neuen polnischen Schnürrock geliefert. Da hat er mich gleich in blanken Dukaten ausbezahlt und meinem Lehrbuben noch einen Gulden Trinkgeld extra spendirt. Na, es wär' aber auch gar zu toll, wenn in einem so noblen Corps der Consenior und der Senior . . . «

»Aber guckt einmal, Männer,« unterbrach plötzlich der Kappenmacher, da er die Straße hinaufdeutete, »da kommen die Franken justament die lange Gasse her. Aha, die gehen vermuthlich zum Bergfeuer zu frischen Schweinswürsten. Na, so schaut euch einmal meinen Fuchs an! Ihr seht ihn ja gleich herausstechen mit den langen, goldigen Locken. Nicht wahr, ist das ein Stolz in dem Menschen? Aber auch eine Schönheit. Kreuzsapperment! ein Mädel, wenn ich wär', schnurstracks thät' ich mich in den vergucken.«

»O je, Meister Fiedler, dafür braucht ihr nicht zu sorgen,« ließ sich jetzt auch der ehrsame Buchbinder vernehmen. »Dafür sind schon die Professorentöchter da

und vorab dem närrischen Scheppert seine sieben da drüben, von der vierzigjährigen Thusnelde, die jetzt schon vom fünften Bräutigam sitzen gelassen worden ist, bis herunter zum Backfisch, dem Mechthildchen, das schon im Institut mit dem relegirten Rhenanenfuchs eine Liebschaft angefangen hat. – Je, werden die gleich nach ihm schmachtlappig thun, und alle sieben ein Verhältniß mit ihm einfädeln wollen!«

»Ja, dem Scheppert seine,« nahm jetzt der Bierwirth wieder das Wort, »da habt ihr Recht! Die heißen ja so nur in der Stadt die sieben thörichten Jungfrauen. Und ich wollte wetten darauf, daß die von dem schönen Frankenfuchs schon Wind haben. Denn, das hat mir der Pedell gesagt, daß, wie nur ein neuer Student immatrikulirt wird, an dem ein Bischen was ist, dann muß er ihn gleich hinüber melden. Und das trägt ihm jedesmal ein paar Maß Bier. – Na, der schöne Frankenfuchs wäre schon einen ganzen Eimer werth.«

Allgemeines Gelächter folgte dieser Rede des wohlbeleibten Bierwirths.

Unterdessen war das Corps der Franken mit ihrem grünweißrothen Mützen und Bändern dem Marktplatze nahe gekommen. Der Fuchs Hermann Stark ging zwischen dem Senior Hans von Bergheim und seinem Leibburschen, Fritz Kreutzer. Des Conseniors Volkmann lange Gestalt ragte hintendrein unter dem Haufen der anderen neun neuen Füchse hervor. – Und Schneidermeister Stichelmeier, mit mäckelndem Geisbockblick den schönen

Frankenfuchs von oben bis unten musternd, erhob aufs Neue sein gewichtiges Wort:

»Kappenmacher, ich weiß doch nicht, ein schöner Kerl ist er, aber sein Rock sitzt ihm noch lange nicht flott genug. Den hat gewiß noch so ein Pfuscher in irgend einem Neste gemacht. Den muß ich euch einmal erst neu herausstaffiren. Herr Gott! da soll sich der ganze Mensch noch ganz anders ausnehmen.«

»Seine Stiefel haben auch nicht die rechte Façon,« ergänzte der Schuhmacher von seinem ledernen Standpunkte. »Dem will ich einmal einen Fuß herrichten, als ob er ein Tanzmeister wäre. Aber das sag' ich dir, Kappenmacher, daß du ihn nur zu mir schickst. Du weißt ja schon, daß ich meine Studenten auch nur immer zu dir recommandire.«

»Na, da versteht sich von selber;« erwiederte der Hausherr Hermanns, »es bleibt bei unserm alten Cartel, wie die Studenten sagen. – Aber jetzt kommt herein, Männer! Vor lauter Geplauder haben wir das Zusammenschlagen ganz überhört. Und horch, jetzt fängt gar das Lied schon an und der Herr Pfarrer macht so immer gleich ein brummiges Gesicht, wenn man nicht just zum ersten Verse kommt.«

Die Schaar Philister verlor sich in der Kirchthüre, während unser also glorreich besprochener Frankenfuchs mit dem gesammten Corps über den Marktplatz zog.

Und siehe, aus einem gegenüber liegenden offenen Fenster huscht schnell ein hehres Frauenbild mit majestätischen Schmachtlocken hinweg. Rauschende Clavierbegleitung hebt jetzt an, und ein lang gezogenes Tremolo zittert durch die Lüfte:

»Kennst du der Liebe Sehnen,
Kennst du der Liebe Schmerz?«

»Ha, ha, ha,« lachte der Senior hellauf, »hört ihr's? Schepperts Thusnelde! – Ich will wetten, das gilt unserm Fuchs da.«

Und Alle stimmten lachend ein, während Hermann verlegen mit ihnen weiter ging.

Bevor sie aber den Marktplatz noch hinter sich hatten, war die schmelzende Sehnsuchts- und Schmerzensarie vom Winde verweht. Ihre etwas verblühte Sängerin bog sich nun weit zur Fensterbrüstung heraus und warf einen schmachtenden Scheideblick nach dem Fuchs Hermann Stark, dem wirklich ihr Sirenengesang gegolten hatte.

Als die bedeutendste Schülerin ihres übergelehrten, deutsche Urgeschichte und Götterlehre lesenden Herrn Vaters, Doctor Gotthold Daniel Scheppert, der es aber gewöhnlich nur zu einem honorarfreien »Publicum« mit alltäglich wechselnden Zuhörern bringen konnte, hielt sie darauf folgenden germanischen Monolog:

»Nein, wirklich ein wahrer goldlockiger Arminius, herrlich, göttergleich! – Genau so denke ich mir unsern

germanischen Urahn in seinen Jünglingsjahren. Und Hermann heißt er auch sogar. Und Stark ist sein Familienname. Ach, wie symbolisch! Und ich heiße Thusnelda. Welch' ahnungsreiche Verbindung unserer Namen! O daß ich doch nicht später geboren ward oder er wenigstens etwas früher! – Gleichviel! – Aber ich darf ja doch noch für ihn schwärmen. O schon aus altgermanischem Patriotismus für dieses reizende Urbild. Und er vielleicht – wer weiß? Der Zug der Seelen ist oft unerklärlich wunderbar. O nur eine geweihte, platonische Liebe ohne jedes niedrige Eheversprechen! – Mir wäre es ja der walhallischen Götterlust schon übergenug.«

Da bog sie sich zum allerletzten Blick noch weiter heraus. Und Herrje, was sah sie da? – An jedem der sechs Fenster lehnte ganz in derselben süßen Augenweide eine andere Schwester heraus: die Elsbeth, die Hedwig, die Adelgunde, die Krimhilde, die Hildegard und sogar das Mechthildchen. Und jede sah sie so spöttisch lächelnd an, daß sie das Fenster in heiligem Zorne zuschlug. »Einfältige, unpoetische Backfische!« klang es bitter von ihren Lippen, während sogleich darauf ein neuer, süßer Sang auf deren längst verblichenem Purpur sich wiegte und ihre große germanische Seele unter sentimentalem Schaukeln ihrer Schmachtlocken sich in neuer Liebesschlage ergoß:

»Ach, wenn du wärst mein eigen,
Wie lieb sollt'st dir mir sein!«

III. Beim Berggirgl.

Unterdessen wanderte die edle Franconia bereits zwischen mächtigen Felsblöcken und himmelhohen Tannen den Asphaltkegel hinan zum Bergfeuer. Unter einem langen aus Lindenzweigen geflochtenem Laubdache saß das Corps gar bald darauf zechend vor dem Wirthshaus, von den nahen Felsenkellern schlechtweg nur der »Bergkeller« genannt, das seit der Stiftung der Franconia die weltberühmte Stätte ihrer ländlichen Kneipereien gewesen, und dessen niedrige Stube doch immer Platz genug gehabt, auch den noch so hoch fliegenden Humor seiner zechenden Gäste in sich aufzunehmen.

Mit dieser naturwüchsigen Studentenkneipe war die Person ihres Wirthes unzertrennlich verbunden. Und wer in den letzten dreißig Jahren als flotter Student mit frohem Behagen auf dem Bergkeller gekneipt, der denkt gewiß ebenso gern an dich, du ureigenstes Original eines nie fälschenden Bierwirths und virtuosen Schweinemetzgers, eines urfidelen Kneipcompans und aufopfernden Studentenfreundes in einer und derselben Person – an dich »Berggirgl,« du nur fünf Fuß hoher, dafür aber auch drei Fuß breiter alter Bursche mit ausgepolstertem immer gleich jovialen Gesicht und blitzenden Kinderaugen – du grundehrliche, deutsche Haut!

Was die Franconia nur immer an Glanz und Ehre, an Sieg und Niederlage das Jahr über zu erleben hatte, der Berggirgl war darin eingeweiht und sein Herz dabei betheiligt, als ob es das Wohl und Wehe seines eigenen

Hauses berühre. Und genau so stand auch das Schicksal des Einzelnen seinem ehrlichen Herzen nahe. Mit jedem Franken stand er auf dem vertrauten Fuße des »Du und Du.« All' ihre Geheimnisse des Herzens, wie besonders auch des Geldbeutels wußte er genau. Und nicht nur, daß er gar vielen seiner Freunde und Brüder ein ganzes Semester lang Bier und Schweinernes aller Sorten mit gleich freundlichem Gesichte nur auf Pump kredenzte, so griff er auch gar manchem, zu dem sein edles Herz sich besonders hingezogen fühlte, noch mit baarem Gelde zu christlichen »Vier vom Hundert« unter die Arme, um ihn vor dem gefährlichen Fall in des Juden Aaron zwanzigprozentigen Wucherarm zu behüten.

Und wie könnte ich erst all' die unzähligen und unbezahlbaren Knappendienste nach Verdienst rühmen, die der Berggirgl der Franconia geleistet, wenn ihre Helden im nahen Wäldchen »auf der Mensur« sich erprobten! – Was war er in solchen kritischen Augenblicken ein schlauer Wächter! Welch' sorglicher Samaritan in der ersten Hilfe für die verwundeten »Brüder!« Wie viel hundertmal mußte sein eigener, so friedlich gesinnter Strohsack die blutdürstenden Schläger verstecken, und von seinen sonst so sittsamen zwei Töchtern jede je eine Paukhose hinter dem Sonntagsstaat in ihrem Kasten beherbergen! Ja wahrhaftig, die Franken hätten kühn den Berggirgl wie einen alten Ritter in das Feld ihres Bundeswappens aufnehmen dürfen und es wäre dadurch nicht im mindesten geschändet worden.

Du kannst dir nun ungefähr vorstellen, mit welcher Theilnahme der Berggirgl heute die zehn neuen Frankenfüchse musterte, denen er unter forschendem Kennerblicke so eben die Steinkrüge vorgesetzt hatte. Wußte sein im Corpsleben erfahrener Geist doch so gut die Wichtigkeit solchen Nachwuchses zum ferneren Gedeihen und Blühen der Franconia zu würdigen, sowie ein ergrauter Forstmann den kräftigen Trieb junger Schläge, die Zukunft des Forstes, auch noch viel freudiger anschaut, als den seiner Obhut entwachsenen Hochwald, der schon der Axt verfallen ist.

Wie der Berggirgl aber just in der besten Fuchsrevite begriffen war, unterbrach ihn der Consenior Volkmann, mit dem der Girgl nie recht warm werden konnte, und stellte ihn den zehn Füchsen mit der etwas derb burschikosen Anrede vor:

»Also, ihr Füchse, da ist unser weltberühmter Berggirgl. Daß ihr ihm fein den gehörigen Respect bezeigt, das sag' ich euch. Denn der gehört zur Franconia, wie die Nase zum Gesicht. Ihr seht, ein Kapitalsbursche! Ein lebendiger Nußknacker. Und jeder Finger eine Leberwurst. Dabei immer kreuzfidel. – Gelt Girgl? – Sollst leben, alter Schwede! Es kommt dir ein Schoppen. – Trink!«

Dabei trank er ihm zu in so langen Zügen, daß im Steinkruge kein Tropfen übrig blieb. Zu gleicher Zeit that auch der Berggirgl dem Consenior commentmäßigen Bescheid. Aber man sah es seinem mißmuthigen Gesicht selbst unterm Trinken an, wie arg ihn diese erste rohe

Vorstellung verdrossen hatte. Er wendete ihm auch sogleich den Rücken und murmelte vor sich hin:

»Wenn nur *der* Patron nimmer heraufkäm' und überhaupt ganz beim Teufel wäre! Der schimpfirt mir noch mein ganzes Corps und verdirbt gleich immer alle Gemüthlichkeit.«

»Na, Girgl,« warf ihm Volkmann in gleich rüder Weise wieder hin, »so schau' dir meine heurigen Füchse einmal recht an! Wie gefallen sie dir? Gelt, ganz flotte Exemplare? Nur noch Dressur brauchen sie. Und nun aufgepaßt, Füchse!« commandirte er jetzt mit seiner Stentorstimme, da er den neugefüllten Steinkrug erfaßte.

»Auf das Wohl unseres Berggirgls einen Salamander gerieben und Nagelprobe! das sag' ich euch. Also fertig! eins – zwei – drei . . . «

Und die zehn Füchse rieben indessen ihre Steinkrüge im Kreise auf dem Tische, mit dem mysteriösen Gemurmel: »Salamander, Salamander,« und setzten sie beim »drei« vorschriftsmäßig an den Mund.

»Eins – zwei – drei!« erscholl, während sie tranken, darauf noch lauter des Conseniors Commando. Und ein paar besonders schüchterne Füchslein mühten sich sichtlich ab, um ja bald mit dem Inhalt ihres Kruges fertig zu werden und sich dadurch beim Consenior einzuschmeicheln.

Der Fuchs Hermann Stark that ganz ruhig nur ein paar bequeme Züge und setzte mit seinen Confüchsen zu gleicher Zeit ab.

»Eins – zwei – drei!« herrschte da zum letztenmale der Consenior, und die zehn Füchse stießen die Steinkrüge schallend auf den Tisch, daß von jenem Hermanns der drinnen gebliebene halbe Schoppen verrätherisch aufspritzte.

»Fuchs!« schrie darüber wüthend der Consenior und sprang auf. »Was ist das für ein Exercitium? Hab' ich nicht befohlen: Nagelprobe? – Sogleich exercirst du mir nach und trinkt deinen lumpigen Rest! Ich will dich Mores lehren, wenn ich dir commandire.«

»Nun, nun, so tob' nur nicht gleich so!« beschwichtigte der Leibbursch Kreutzer, über Volkmanns Roheit vor Hermann ganz verlegen. Auch der Senior Hans von Bergheim, eine edle, imponirende Gestalt, kam ihm zu Hilfe: »Geh' doch, Volkmann, laß es gut sein!«

»Ei was! Wenn ich Consenior bin, müssen die Füchse mir auch pariren. Ich bin ihr Herr und lasse mir von Niemand was einreden,« gab Volkmann energisch zurück. »Fuchs, du exercirst nach und damit basta! – Meinst du, weil du einmal ein einfältiger Mauleselsenior gewesen bist, deßhalb wärest du was Besseres, wie die andern Füchse? – Also fertig! Salamander! eins – nun, wird's bald?«

Aber Hermann legte nicht einmal die Hand an den Krug, sondern sah in ruhigem Trotze vor sich hin. Das ganze Corps blickte halb erwartungsvoll, halb ärgerlich über diesen Auftritt auf Hermann und gar die Füchse stutzten miteinander über ihren widerspenstigen Confuchs. Der Berggirgl stand unter dem Hausflur und lachte

jetzt wieder mit seinem ganzen, ehrlichen Gesichte, weil er sich königlich über Volkmanns Grimm und den couragirten jungen Fuchs freute, dessen erster Anblick ihm schon instinctmäßig sein Herz gewonnen hatte.

»O, wenn er ihn nur jetzt recht ablaufen ließe, diesen Grobian, diesen Saufhals, den Händelsucher uud Schuldenmacher! – Meiner Seel', einen Eimer Bier wollt' ich drum aufwichsen!«

Volkmann suchte sich jedoch mit verdoppelter Energie aus seiner Verlegenheit zu helfen. »Fuchs, ich sag' dir's jetzt zum letztenmal: exercir' nach! Also, Salamander – eins – zwei ... was? Du rührst noch immer keine Hand? Du willst mir wirklich nicht pariren? Nun, warte nur, du sollst mich noch kennen lernen!«

»O du mich auch, Volkmann,« gab ihm jetzt Hermann mit beißender Kälte zurück. »Meinst du, weil du der Consenior bist und ich nur ein Fuchs, da ließ' ich mich von dir tyrannisiren, als wenn ich noch ein Schulbub' wär'? O das hab' ich nicht einmal von meinem Professor gelitten, wie ich wirklich noch auf der Schulbank gesessen bin, und habe mit ihm gestritten auf Leben und Tod. Und jetzt, wo ich ein freier Student bin, so gut wie dir, jetzt lass' ich mir deine Cujonage erst recht nicht gefallen. Ich bin, weiß Gott, zu den Franken gegangen, um ein so flotter Student zu werden, wie nur Einer, und ihr sollt mich wahrhaftig nicht als Duchmäuser oder Memme kennen lernen! – O, wenn ich auch schon einmal ein Mauleselsenior gewesen bin, so weiß ich doch ganz gut, daß ich hier erst als Fuchs wieder von vorn anfangen muß, so

gut wie jeder andere. Aber bei allen Fuchsdiensten muß man doch noch immer wissen und spüren, daß man als freier Student respectirt wird, so gut, wie jeder Corpsbursch. Der rechte Humor muß noch drin stecken und auf die Manier kommt's an, mit der Alles getrieben wird. – Drum sag' ich dir's jetzt rund heraus, Volkmann: so wie du es nun seit den drei Tagen mit mir treibst, so lass' ich mir's ein für allemal nimmer gefallen. Da hört der Witz auf und das Cujoniren fängt an. Und so gern ich bei den Franken bin, so will ich doch hundertmal lieber ein freier Obscurant sein, als ein Frankenfuchs unter deiner Tyrannei. Drum sag' ich dir: das Trinken oder vielmehr das Saufen commandiren zu lassen, dazu bin ich mir viel zu gut und zu stolz. Und keinen Tropfen trink' ich mehr, als mir schmeckt und ich will. – So, jetzt hab' ich mein Herz ausgeleert, und jetzt leer' ich auch meinen Krug. Aber nur, weil ich Durst bekommen habe. Verstanden? – Berggirgl, ihr sollt leben!«

»Vivas Bruder, schmolles!« gab ihm der Berggirgl mit glühendem Gesichte zurück, nahm flugs den nächsten Krug vom Tisch, leerte ihn in einem einzigen Zug und drückte mit saftigster Inbrunst den Bruderkuß auf den kühnen Mund, der gerade dem ihm von jeher verhaßten Volkmann so muthig den Text gelesen hatte. »Bruder, du sollst leben, bleib' mir Freund!« sagte der Berggirgl als gewöhnliche Schmolisformel, flüsterte ihm dabei aber noch ins Ohr: »Und ich dank' dir recht schön, du prächtiger Kerl, du!«

Dieses blitzschnell auf Hermanns schneidige Rede gefolgte, gemüthliche Intermezzo des Berggirgl trug einigermaßen dazu bei, die peinliche Stimmung zu verbergen, die sich ihrer Aller unter dem Lindendache bemächtigt hatte. Jeder erwartete einen noch heftigeren Zornausbruck Volkmanns, und der Senior, des Conseniors und seiner kleinen Partei steter Gegner, war schon darauf vorbereitet, mit all' seiner Autorität eine neue Scene sogleich im Beginne zu vereiteln.

Da schlug der Consenior gegen alles Vermuthen plötzlich einen andern, witzigen Ton an, dem zwar ein geübteres Ohr deutlich den gezwungenen Humor anmerkte, der aber doch Allen äußerst erwünscht kam, da er das harmonische Anstimmen allgemeiner Fröhlichkeit in Lied und Zwiegespräch wieder ermöglichte.

»Ha, ha, ha, da hör' mir Einer den närrischen Fuchs! – Häng' ihm erst vorgestern das Fuchsband um und verpflicht ihn feierlich auf die Statuten, darin der §. 3 vom Gehorsam gegen den Consenior handelt, und heute will er mir schon aufbrummen. – Aber ich weiß nicht, Fuchs, du gefällst mir trotz alledem und ich habe mein Plaisir an dir. Bürschchen, in dir steckt Zeug von meiner Natur! Und zeigst du einmal nur halb so viel Courage mit dem blanken Schläger, wie jetzt mit deinem Schwertmaul, so gratulir' ich dir und uns dazu. Uebrigens reden wir noch ein Wörtchen mit einander morgen im Convent. Hört ihr's, ihr andern Füchse? Nicht daß ihr etwa meint, damit sei's für heute schon abgethan! Und damit gut für jetzt! Trink, Fuchs! Unsere Freundschaft soll leben!«

Hermann that ihm gemessenen Bescheid. Aber auf seinem Munde lag noch immer, sogar nachdem er an dem Kruge genippt, ein Zug bitterer Ironie und am ganzen Tische wollte die rechte Stimmung nicht aufkommen.

Da rief der Senior, schnell gefaßt: »Cantus!« um durch ein schallendes Burschenlied die gedrückte Luft zu reinigen. »Wir singen: Auf, auf, ihr Brüder, und seid froh!«

Und brausend, wie ein Bergstrom, stieg aus vierzig deutschen jungen Herzen dieses glühende Lied von deutscher Treu und deutschem Wein durch das Lindendach zum blauen Himmel. Aber keiner unter Allen sang jetzt begeisterter als der Fuchs Hermann Stark, dieses Urbild deutscher Redlichkeit:

»Lebt wohl, ihr theuren Brüder all',
Durch Biedersinn vereint!
Wer redlich denkt und redlich ist,
Sei brüderlich von uns geküßt,
Sei ewig unser Freund!

Und niedre Falschheit sei verbannt
Aus eines Jeden Brust!
Wer sich durch Sclavensinn entehrt,
Ist dieses Göttertranks nicht werth,
Nicht werth der reinsten Lust.«

O schau' ihn nur an, wie flammte da sein Aug und wie schoß ihm das Blut ins glühende Gesicht! Es war eine helle Luat, ihn anzusehen. – Und kaum war der letzte Vers verklungen, so rief's von mehreren Corpsbburschen

in frohem Durcheinander ihm zu: »Trink' Fuchs! Fuchs, sollst leben! Stark, es kommt dir was.« Sogar der Senior ließ sich huldvoll herab, mit ihm über den Tisch hinüber anzustoßen, so daß Hermann mit dem Nachtrinken ganz ins Gedränge kam. – Diese offenbare Demonstration der Corpspartei gegen den Consenior machte Volkmanns Zorn gegen Hermann, dem er diese wiederholte Verdemüthigung zu danken hatte, nur noch heißer entbrennen, obwohl er's für heute am gerathensten hielt, seinen Unmuth hinter falschem Humor zu verstecken.

»Na Fuchs, du machst ja prächtige Fortschritte! – Bravo, bravo! Nur jeden Tag einen Schoppen mehr, dann kannst du's noch bequem zum Fürsten von Thoren bringen,«

Volkmanns unzeitiger Witz wollte indessen weder bei Hermann, noch sonst einem der Corpsburschen verfangen. Er verhallte ohne jedes heitere Gegenwort, weil wohl Alle bei sich im Stillen dachten, was der Berggirgl unter der Hausthür in sein Doppelkinn hineinmurmelte: »Ja freilich, mach' nur mit dem Fuchs, der dich so heimgeschickt, noch schlechte Witze! Es glaubt sie dir ja doch kein Mensch.«

Und wieder lag's wie ein Bann über den sonst so redseligen Bechern. Volkmanns Anwesenheit hatte heute nun

einmal alles Zusammenklingen der Herzen gründlich verstimmt. Und der Senior wußte auch jetzt wieder kein anderes Mittel, diese Stimmung zu verscheuchen, als wiederholt zum Liede seine Zuflucht zu nehmen. Ohne indessen diesmal mit officiellem Commandowort zum Singen aufzufordern, hub er für sich allein an und legte dabei den Arm um seines Nachbarn Schulter. Seine einzige Stimme ward dann allmälig nur von einigen andern begleitet, doch schon am Schlusse der ersten Strophe sang der volle Chor in die Abendluft:

»Ade nun, ihr Berge, du väterlich Haus!
Es treibt in die Ferne mich mächtig hinaus.«

Hermann fühlte sich von diesem herzinnigen Liede, das von Heimath und Wanderdrang gleich poetische Kunde gibt, wunderbar erregt und auf dessen klingenden Wellen trieb sein Geist hinunter zur fernen eigenen Heimath.

Und wie er jetzt zum Schlusse sang:

»Die Vögel sie kennen sein väterlich Haus,
Die Blumen einst pflanzt' er der Liebe zum Strauß;
Und Liebe, die folgt ihm, die geht ihm zur Hand,
So wird ihm zur Heimath das ferneste Land!« –

da sah er träumend vor sich hin. Dann stand er unbemerkt auf und ging seitwärts in den nahen Tannenwald, der das Wirthshaus zum Bergkeller umgrünte.

Vor einem mächtigen Felsblock lagerte er sich ins Moos und schaute durch die alter Tannen hinunter auf das

weite, von blauen Bergen umrahmte ebene Land, darin auch fruchtreichen Obstgärten die Dörfer weithin glänzten und ihre Rauchsäulen aufwärts sendeten. Die Herbstsonne war eben am Untergehen. Das Abendgeläute der schlanken Kirchthürme gab ihr ringsum den Abschiedsgruß. Die alten Tannen ihm zu Häupten rauschten so vertrauten Tones zu ihm nieder, wie einst ihre fernen Schwestern im heimathlichen Tannengarten, da er darin als der Rothbart seine Kaiserjagden abgehalten in romantisch kühnem Knabenspiel.

»Und Liebe, die folgt ihm, die geht ihm zur Hand;
So wird ihm zur Heimath das ferneste Land.«

So klang es jetzt nochmals durch seine Seele. Aber welche Liebe war es denn nur, die ihm aus der Heimath zur Fremde hieher gefolgt, und sie ihm nun wieder zur Heimath machte? Ob der sinnige Justinus Kerner dabei wohl auch an *diese* Liebe gedacht?

Und siehe, jetzt zieht er ein Papier hervor. Mit welcher Ehrfurcht er es entfaltet und durchliest! Wie sich sein Auge daran weidet und von Satz zu Satz immer lichter wird! – Nur bei der letzten Seite lächelt er. Kannst du dir wohl noch denken, warum? – Dann legte er das Blatt neben sich ins Moos und schaute wieder hinüber zu den fernen Hügeln, deren Häupter nun strahlen von der Sonne letztem Scheideblick. Und weit über die Hügel hinaus, immer weiter schweift sein heimathersehnendes Auge. Und da steht es ja schon, da alte, trauliche Haus, daraus die Liebe ihm folgt, die zur Heimath ihm schafft das ferneste

Land. Und da kehrt er im Geiste ja schon ein und grüßt und umarmt seines Herzens Geliebten, deren dreifachen Abschiedsbrief er eben gelesen.

»O Vater und Mutter, wie denk' ich jetzt eurer, wie will ich im Herzen bewahren eurer Liebe segnendes Wort! – Und auch du, alte, treue Dorothee mit deinen ehrlichen drei Kreuzen, grüß' dich Gott!«

Und wieder nahm er den Brief in die Hand und las daraus halblaut vor sich hin.

»Du bist jung, mein Sohn! O, so freue dich auch deiner Jugend aus der tiefsten Fülle deines Herzens! Wie über Alles gerne sei dir jede heitere Stunde gegönnt und gesegnet! Bade deine junge Seele im Morgenroth frischen, fröhlichen Lebens, aber bleib' auch stets ein tapferer, unbefleckter Ritter, der das Gemeine haßt und niederkämpft in und außer sich!« –

»Ja, so soll es sein, alter Vater!« unterbrach er sich da selber beim Lesen und sein Auge rollte wieder feurig und verlor den schwärmerischen Glanz. »Heute hab' ich dazu den Anfang gemacht – und so will ich fortfahren.«

Mit diesen Worten wollte er den Brief wieder einstecken, als ihm plötzlich eine fremde Hand denselben von rücklings entriß. Da er sich blitzschnell umwandte, stand Volkmann mit brennrothem Gesichte vor ihm und hielt halb taumelnd den Brief in die Höhe, mit schwerer Junge lallend:

»Ha, ha, ha, Fuchs, hab' ich dich erwischt und deinen Liebesbrief dazu? Will ich doch sehen, wie dein Schatz

heißt und was er dir darin Alles schreibt, – du freches Bürschchen, du!«

Soll ich dir noch lange sagen, mit welch' zornschnellem Satze Hermann da gegen den Consenior aufgesprungen war? »Volkmann, den Brief her!« herrschte er ihn wüthend an und streckte den Arm nach ihm aus.

»Parir', Fuchs, wenn du schon was kannst!« höhnte der trunkene Consenior, und hieb mit seinem Stock in der Luft herum. »Aber den Liebesbrief da muß ich erst lesen. Na Fuchs, wie heißt deine Dulcinea?«

»Volkmann!« donnerte ihn jetzt Hermann nur noch ungestümer an, daß es weithin an der Felsenwand wiederklang. »Ich sage dir, gieb mir den Brief her, denn er ist von meinem Vater.«

»So, so, ha, ha, ein Liebesbrief von deinem Vater! – Ja wohl, hab' mir schon von ihm erzählen lassen. Jetzt muß ich erst recht lesen, was dein Alter dir schreibt. Und komm' mir nicht nahe, sonst regnet mein Stock steile Terzen auf dich nieder.« Und wankend stierte er den Brief an. »Wie heißt das? – Mein heißgeliebter, mein einziger Sohn! – O je, welch' sentimentales Gewäsche! Ist auch der Mühe werth für dich! Ha, ha! dein Vater, der alte, närrische Zopf!«

Kaum aber hatte Volkmann das letzte Wort herausgelallt, da war auch Hermann im Nu schon an ihn herangesprungen, riß ihm erst den Stock aus der Hand, den er weit weg schleuderte und rang dann mit all' seiner jungen Kraft mit ihm um den Brief, den jener höhnend in die Höhe hielt.

»Nein, Fuchs, jetzt erst recht nicht! – Eher zerreiß' ich ihn in tausend Fetzen.«

»Zerreißen?« – hallte es da noch in Hermanns Hirn als letzter, lichter Gedanke; dann ward es von wildem Zorn umnachtet und hei! wie er da blitzschnell den mit ihm Ringenden losließ, einen Schritt zurückwich und dann mit wuthgeballter Faust gegen ihn anrannte, daß der Brief dessen Hand entsank, wie ein welkes Blatt im Wintersturm, und Volkmann selber rücklings hinprallte, all habe ihn ein Blitzstrahl niedergeschmettert.

»Nun, willst dir mir meines Vaters Brief noch immer zerreißen, du trunkener Prahler? Siehst du, diesmal hat der Fuchs den Wolf bezwungen,« rief Hermann triumphirend zu dem halb Bewußtlosen nieder, hob den Brief neben ihm auf und wischte sich die Tropfen auch dem Gesichte.

Gedenkst dir noch, lieber Begleiter, jenes andern Tags, da der Knabe Hermann Stark in gleichem Tannenwald als Eber den verrätherischen Kaiser niedergestreckt? So stand er nun auch heute wieder da, vier Jahre später, ein markiger Jüngling, und sah voll heiliger Entrüstung auf den überwundenen plumpen Gegner nieder: »Ich will dich lehren, meinen alten Vater zu verspotten.«

Da fuhr der Herbstwind voller durch die Tannenwipfel. Und rauschten sie jetzt nicht nieder: »du braver Sohn!« – Und ihr drei Schreiber dieses Briefes im fernen Erkerhause seid ihr in dieser Dämmerstunde nicht ahnend inne geworden, wie dieses Hauses Sohn jetzt so muthig euerer gedacht? –

»Holzerei, Holzerei!« schrie's jetzt vom Bergkeller zum Waldsaum herüber und zwei Corpsburschen, Volkmanns Parteigenossen, die noch eben gesehen, wie er von Hermanns Stoß zurückgetaumelt, sprangen herbei. – Das ganze Corps war im Nu auf diesen Ruf herübergeeilt. – Auch der Senior stand bald mitten unter ihnen Allen, wie der oberste Richter.

Verwundert sahen sie auf Volkmann nieder, der sich unterdessen mit halbem Leibe aufrichtete, während Hermann ohne alle Scheu sogleich das Wort ergriff:

»Ja, kommt nur her, mir ganz recht! – Niedergeworfen hab' ich ihn. Ja wohl. Und hundertmal würde ich im gleichen Falle dasselbe thun. Seht her! diesen Brief meiner Eltern hat er mir rücklings aus der Hand gerissen und hat darüber gemeine Witze gemacht und meinen Vater einen alten, närrischen Zopf gescholten. – Ich hab' ihn um Alles beschworen, den Brief mir wieder zu geben. Aber mit dem Stock hat er nach mir geschlagen, da ich meinen Brief ihm entreißen wollte. Dann fing er mit mir an, um den Brief zu ringen. In Fetzen wollt' er ihn mir zerreißen. Was hatte ich da noch für eine Wahl? Da rannt' ich ihn nieder und rettete mir den unbezahlbar theuern Brief. – Nun wißt ihr Alles. Ein Hundsfott will ich sein, wenn ein Wort zu viel oder eines zu wenig ist. – Nun, sagt selber, wer war im Recht gewesen, ich oder er?«

»Volkmann, ist es so?« fragte jetzt der Senior in kaltem Ernst, obwohl er selber nicht im mindesten an Hermanns Aussage zweifelte, da jedes Wort darin unverfälschte Wahrheit athmete.

»Von hinten hat er mich unversehens gepackt und niedergeworfen, der heimtückische Bube. Und an der Geschichte mit dem Brief ist keine wahre Silbe,« versuchte Volkmann mit auf den Boden stierendem Blick als falscher Kläger sich hinauszulügen.

»Ganz recht, so haben auch wir es gesehen,« bestätigte einer von Volkmanns intimen Freunden, die das Geschrei »Holzerei« vorhin erhoben hatten.

Hermann lachte bitter vor sich hin.

»So, Volkmann, so vertheidigst du dich? Und ihr Zwei helft ihm auch noch durch falsches Zeugniß? – O pfui! das hätte ich von deutschen Studenten nie und nimmer für möglich gehalten. Aber ich schwör' euch jetzt mit heiligem Eid und unser Herrgott hat's mit angesehen: was ich euch gesagt, ist wahr, und eben so erlogen, schimpflich erlogen, was dieser euch sagt mit seinen falschen Zeugen.«

»Laß unsern Herrgott aus dem Spiel, braver Kerl!« rief jetzt eine andere kräftige Stimme, und der Berggirgl drängte sich mit starken Ellenbogen durch den Kreis, hinter dem er bisher als unbemerkter Zuhörer gestanden.

»Ja wohl, da steht auch noch Einer, der's außer unserm Herrgott mit angesehen. – Da feht her! hinter diesems Felsen bin ich die ganze Zeit gestanden und habe gepaßt, ob ich nicht vielleicht nöthig wäre, weil mir's ordentlich geschwant hat, daß der Volkmann dem Stark was anthun möchte, wie er halb trunken ihm nachgegangen ist. – Und wie's der Fuchs euch gesagt hat, accurat so ist's auch gewesen. Da fehlt kein Tüpfelchen daran. Unser

Herrgott soll mich und meine Kinder keine Stunde mehr gesund bleiben lassen, wenn es nicht so ist. Das sagt euch jetzt der Berggirgl, dem auch seiner Lebtag noch keine Llüge in den. Mund. gekommen ist. Und ich sag' noch obendrein: Respect vor dem Fuchs, der so auf seinen alten Vater hält! Und schäm' dich, Volkmann, daß du's so weit hast zwischen euch kommen lassen, wo ich höchstens nur zu deiner Ehre glauben kann, daß mein starkes Bier mehr daran Schuld ist, als du selber. – Ich treib's nun seit dreißig Jahren mit der Franconia, bin mit ihr durch Dick und Dünn gegangen, als immer gleich ehrlicher Kerl und war schon mit manchem von euren Vätern auf Du und Du gestanden, wo sie an euch noch gar nicht gedacht haben. Darum dürft ihr's nun auch nicht krumm nehmen, wenn sich der Berggirgl was herausnimmt und kein Blatt vors Maul. – So, jetzt wißt ihr's! Nun macht im Convent, was ihr wollt und was mich nicht weiter angeht. – Aber wahr muß wahr bleiben, sonst schlag' ein heiliges Kreuzdonnerwetter in die ganze nichtsnutzige Welt sammt der Franconia. Punktum! – Guten Abend beisammen!«

Damit ging der Berggirgl ruhig, als ob nichts geschehen, in seine Schenke hinüber. Der Senior aber machte der ganzen peinlichen Scene mit dem scharf betonten Wort ein Ende: »Im Convent reden wir weiter über Alles. Und für heute hat die Kneiperei ein Ende. – Füchse, Fackeln herbei!«

Dem Ausspruche des Seniors gehorchend, ging das Corps zum Bergkeller hinüber und machte sich zum Heimwege bereit. Volkmann wechselte mit seinen zwei

Freunden ein paar heimliche Worte und schlug dann schon vom Wald auch einen verschiedenen Weg mit ihnen ein, was allen andern Franken nur höchst erwünscht war.

Die Dämmerung war unterdessen mit Macht hereingebrochen. Die zehn Füchse, unter ihnen auch Hermann, traten, wie es der Senior befohlen, mit langen, flackernden Kienscheiten aus der Küche, und marschirten dann, wie das seit alten Zeiten beim nächtlichen Heimgange Sitte gewesen, den Corpsburschen durch die Felsblöcke voranleuchtend, den rabenschwarzen Wald hinunter. Ein romantisches Nachtstück! –

Hermann, vor dem seine Confüchse heut einen heiligen Respect bekommen, ging als erster voraus. Und unbekümmert, welch neuer Streit ihm morgen aus dem Heutigen erblühen möge, sang er im Hochgefühle seines heutigen Triumphes eines seiner Lieblingslieder in die schweigende Nacht hinaus.

Erst stimmten die Füchse und dann auch sämmtliche Corpsburschen mit ein.

Wie da durch die gespenstig umqualmten Tannen niederbrauste, vor Allem, da er auch vollster Brust die Strophe sang:

Stoßt an! Kühne That lebe! Hurrah, Hoch!
Wer die Folgen ängstlich zuvor erwägt,
Der beugt sich, wo die Gewalt sich regt.
Frei ist der Bursch! frei ist der Bursch!

IV. Das Fuchscomplott.

Die letzten Tritte der von ihren Kneipen singend und plaudernd heimkehrenden Studenten waren nach Mitternacht in den menschenleeren Gassen verhallt. Nur die Nachtwache von ein paar lendenlahmen Spießbürgern, die diesem Namen mit ihren rostigen Polizeispießen heute Nacht alle Ehre machten, schlenderte halb im Schlafe, dann und wann über ihr eigenes Stolpern aufschreckend, durch die traumbefangene Stadt, um ihre Ordnung aufrecht zu erhalten.

Alle Fenster waren nach und nach dunkel geworden, und selbst die Straßenlaternen schienen sich ihres trüben Oellampenschimmers ein wenig zu schämen, so verlegen blinzelten sie nieder. Denn der Vollmond stand heute nicht nur im Kalender, sondern auch am Himmel, wenn ihn auch freilich finstere Herbstwolken oft verhinderten, seinen ewigen Glanz mit voller Ironie über diese magistratischen Lampendochte auszugießen.

Nur Einer lehnte noch wach im offenen Fenster. Und wie die fliehenden Wolken hoch über ihm, so flogen dunkle Gedanken durch sein einsames Sinnen. – An was dachte der wohl jetzt in dieser Mitternachtsstunde?

Der dachte an ein stilles Haus, fern von hier und doch vom selben Mondenglanze beschienen. – Und den Vater sah er darin schlafen, wie das leibhaftige gute Gewissen. Er beugte sich im Geiste jetzt über ihn und drückte seine Hand, die ehrlichste Menschenhand der ganzen Welt. Dann lauschte er an seinem Herzen, und horch! welche

Liebe schlug drinnen für ihn, den fernen Sohn! Welch' kindliches Wohlwollen für alle, alle Menschen!

So sah er eine Weile mild sinnend vor sich hin in die glänzende Mondnacht,

Da geschah ihm plötzlich, als würde droben auf dem Bergkeller der alte Tannenwald von wüthendem Sturme gepackt und geschüttelt und es schwölle das Heulen und Dröhnen seiner Wipfel bis herunter an sein Fenster und durch die Mitternacht hörte er's wie widerliches Gelächter gellen: »Ha, ha, dein Vater, der alte, närrische Zopf!«

Mit geballter Faust schlug er jetzt das Fenster zu und schritt schwer athmend in der mondhellen Stube auf und nieder.

»Und wenn ich mein ganzes Studentenleben dadurch mir verderben müßte, den Schimpf lass' ich auf deinem Haupte nicht ruhen, Vater! – Und morgen in aller Frühe schon beginn' ich damit, ihn wegzutilgen. – O wäre die lange Nacht nur schon vorbei!«

Ungestüm warf er sich aufs Bett und sann und sann und legte sich seine Entschlüsse zurecht. Und wie er über Alles klar geworden, da ward sein aufgewühltes Herz wieder so spiegelklar, wie ein Bergsee in warmer Sommernacht. Des Vaters Bild strahlte milden Glanzes in die Fluth wie der Vollmond, der jetzt wolkenlos am Himmel stand. – Und mit dem letzten Worte »gute Nacht, lieber Vater!« kam auch der Schlaf über die Augen dieses treuen Sohnes. –

Es war ein in Hermanns Leben sich merkwürdig gleich bleibender Zug, daß sein offenes, frisches, kräftiges Wesen unendlich rasch das Herz seiner Altersgenossen gewann; daß aber mit dieser Zuneigung unvermerkt auch seine Uebermacht Hand in Hand ging, deren sich seine Freunde erst bewußt geworden, nachdem sie lange zuvor schon in ihrem Dienste gestanden waren. – Und obwohl der frühere Steckenreitergeneral und Räuberhauptmann, der Kaiserjäger und Cheruskersenior eigentlich erst jetzt zum erstenmal in seinem Leben als gemeiner Fuchs, wie jeder andere, von unten auf dienen mußte, so hatte doch schon der gestrige Auftritt auf dem Bergkeller vollständig genügt, daß Hermanns Confüchse ebenfalls seine Ueberlegenheit fühlten. Und sie schämten sich dieses Bewußtseins um so weniger, als ja sogar der despotische Consenior selber vor seinem eigenen Fuchs so zu Kreuz gekrochen war.

So erkannten sie in ihm nunmehr ihren berufenen Schützer und Vorkämpfer gegen fernere brutale Mißachtung ihrer Studentenwürde und darum war es auch kein Wunder, daß sie heute Morgen auf Hermanns Einladung ausnahmslos nach seiner Stube gefolgt waren.

Wie er früher schon bei seinen Knabenspielen auf dem Rittersberg und im Reichswald es vortrefflich verstand, seine Person durch gewisse Formen so recht in den Mittelgrund zu stellen und ihr Ansehen dadurch zu erhöhen, so hatte er auch jetzt dafür gesorgt, daß schon beim Eintritt seiner Confüchse neun Stühle im Halbkreise bereit

standen, um diese Besprechung von vornherein mit dem Nimbus einer feierlichen Sitzung zu umgeben.

Daß er, der einst zwei Jahre zuvor als furchtloser Ankläger seines eigenen Professors mitten in Lehrercollegium gestanden und seiner Anwaltschaft für Wahrheit und Recht auch in rhetorischer Hinsicht damals keine Schande gemacht, daß er nun auch vor diesem jugendlichen Gerichte nicht im mindesten befangen war, die volle Würde eines Sprechers zu wahren, daran zweifelt wohl Niemand, der unsern jungen Helden von der Wiege bis hierher mit aufmerksamer Theilnahme begleitet hat.

Und so, nachdem die neun Füchse auf Hermanns Einladung im Halbkreise Platz genommen und mit sichtlicher Spannung zu ihm aufsahen, haranguirte er, vor ihnen stehen bleibend, seine jungen Genossen:

»Ihr Alle wißt, was gestern Abend auf dem Bergkeller zwischen dem Consenior und mir vorgegangen ist. Ich weiß nun nicht, meine lieben Confüchse, ob ihr noch alle einen Vater am Leben habt. Aber das weiß ich von euch, daß keiner seinen Vater verhöhnen ließe, so wenig all ich, und von keinem Menschen auf der ganzen Welt. Denn der Sohn, der diese Schmach seinem leibhaftigen Vater ungestraft anthun ließe, der wär' in meinen Augen ein feiger, erbärmlicher Schuft. – Und ich halt' euch miteinander für couragirte, ehrenfeste Kerle.«

Während seine überraschten Zuhörer zwar schwiegen, aber doch durch ihre belebten Blicke ihm zustimmten,

was ihm nicht entging, nahm er den bereit liegenden väterlichen Abschiedsbrief vom Schreibpult und fuhr weiter:

»Nun hört einmal Confüchse, was mir mein Vater, den dieser rohe Trunkenbold einen alten närrischen Zopf gescholten, mir in diesem Abschiedsbrief unter anderm geschrieben hat!« –

›O so freue dich auch deines jungen Lebens aus der tiefsten Fülle deines Herzens! Wie über Alles gerne sei dir jede heitere Stunde gegönnt und gesegnet! – Bade deine junge Seele im Morgenrothe frischen, fröhlichen Lebens. Aber bleib' auch stets ein tapferer, unbefleckter Ritter, der das Gemeine haßt und niederkämpft in und außer sich.‹ –

»Nicht wahr, ist da eine närrische, zopfige Rede? – Nun seht, mein Vater hat diese Worte freilich zunächst nur an mich gerichtet. Aber ich denke, liebe Confüchse, ihr dürftet sie mit einander auch von euch selber gelten lassen. Denn, wenn eure Väter diese Worte jetzt hören würden und ihr fragtet sie darum, was sie davon hielten, so schrieben sie ganz gewiß auch für jeden von euch ihren ehrlichen Namen darunter. – Nun frag' ich aber: was könnt ihr euch als freie, junge Männer noch viel Gemeineres denken, als wenn ein Student dem andern seinen Vater verhöhnt, wie es der Consenior mir gethan hat mit meinem sechsundsechzigjährigen, von Grund aus vortrefflichen, durch und durch ehrwürdigen Vater! – Aber die Gemeinheit bleibt sich ganz gleich. Und wenn mein

Vater hundertmal wirklich das wäre, was ihn dieser gescholten hat: ein alter, närrischer Zopf, was er Gottlob nicht ist; – so wär' und blieb' er doch mein Vater, und ich wäre sein Sohn, und wahrhaftig nicht werth, daß ich lebte, ließe ich hingehen auch nur ein einziges Schimpfwort gegen den, der mir das Leben gegeben hat. – Und darum sag' ich euch: des Conseniors Gemeinheit traf gestern Abend nicht nur mich allein. – Nein, euch Alle miteinander hat sie getroffen. Eure eigenen Väter sind gestern in dem meinigen verhöhnt worden. Und habt ihr sie nur halb so lieb, als ich den meinen, so fühlt auch ihr euch Alle von diesem rohen, gemeinen Burschen in euren Vätern schwer beleidigt, so gut wie ich, und ihr macht mit mir gemeinsame Sache gegen ihn, ein Jeder von euch der gleich tapfere, unbefleckte Ritter, der das Gemeine haßt und niederkämpft in und außer sich, wie mein alter Vater daheim mir angerathen hat.«

»Was willst du aber jetzt thun, Stark?« nahm sich endlich Einer den Muth zu fragen, während die Andern unter dem ungewohnten Eindruck von Hermanns schneidiger Rede wie niedergedonnert dasaßen.

»Was ich thun will?« entgegnete Hermann rasch gefaßt. »Das will ich euch sogleich sagen: auf keinen Tag mehr länger als Fuchs unter diesem Menschen als Consenior stehen. Das ist kurz gesagt, was ich thun will und auch werde. – Und das erklär' ich noch heute dem Corpsconvent. Dann kann er beschließen, was er für gut befindet. Denn soviel steht bei mir felsenfest: mag ich nun

allein stehen oder nicht, mag er oder ich den Sieg gewinnen – gleichviel! – Aber wir Zwei können als Fuchs und Consenior unmöglich neben einander fortexistiren. – Das hab ich mir geschworen bei der Ehre und dem Leben meines Vaters . . .«

»Aber glaubt nur ja nicht, daß ich euch jetzt moralisch überrumpeln wollte,« warf er augenblicklich wieder leichteren Tones hin, als er auf den meisten Gesichtern die zweifelhafte Zustimmung las: »Gott behüte, daß ich von euch verlangen wollte, ihr solltet nun gleich voll Entrüstung mir zurufen: ja, du hast ganz Recht! Wir Alle stehen oder fallen mit dir, und dergleichen. Ei wo denk' ich daran? – Ein Jeder von euch hat seinen Verstand und freien Willen, so gut wie ich, und Keiner von uns ist mehr oder weniger als eben ein Fuchs von ein paar Tagen. Aber wißt ihr, liebe Confüchse, nur darum hab' ich euch Alles offen mitgetheilt, damit ihr die Wahl habt, euch mir gegen Volkmann anzuschließen oder nicht. Mit andern Worten, ob ihr euch seine brutale Behandlung ein für allemal gutwillig gefallen lassen, oder ob ihr dagegen als freie Studenten energisch protestiren und seine Tyrannei von euch abschütteln wollt. Das könnt ihr also halten so oder so, und ist eben Temperamentssache. – Aber das sag' ich euch: ich führe meine Sache hinaus, und selber, wenn ihr mich Alle verließet, wenn ich unterm Hohngelächter des Conseniors aus der Franconia dimittirt würde und von euch Allen verfehmt als Obscurant hier herumgehen müßte – selbst dann wäre mir mein Studentenleben noch hundertmal lieber und ehrenvoller, weil ich das

Bewußtsein mit mir herumtrüge, mir selber treu geblieben zu sein, meiner Freiheit, meiner Ehre, meinem Stolz und meinem alten Vater. – Jetzt wißt ihr Alles! Nun redet ihr!«

Aber es war gar nimmer nöthig, noch lange mit gewählten Reden ihm zuzustimmen, so hatten seine Worte schon in Aller Herzen gezündet. Jedes bedächtige Abwägen von Gründen dafür und dawider war vor Hermanns überwältigendem Angriffe schon lange auf der Flucht, bevor er nur geendet. – Und da nur erst ein Einziger aufgesprungen war mit dem entscheidenden Ausrufe: »Ja, du hast Recht, Confuchs, ich wenigstens stehe zu dir,« da ließ es auch keinen Einzigen der acht andern eine Secunde länger sitzen. – Und mit den verworrenen Rufen: »Ich halt' es auch mit dir – und ich – ja, entweder er oder wir – wir lassen uns keine Cujonage gefallen – lieber gründen wir ein eigenes Corps –« umringten sie ihn.

Das Fuchscomplott war fertig und Hermann Stark, erst sein Anstifter, nun selbstverständlich auch sein Führer.

»So ist es recht, Confüchse, so hab' ich euch mir gedacht,« triumphirte jetzt Hermann und schüttelte ihnen nach einander die Hände. »Ich dank' euch im Namen der akademischen Freiheit, für meinen Vater dank' ich euch und ihr sollt's gewiß nicht bereuen. Laßt mich jetzt nur ruhig weiter machen, und schweigt vorerst wie das Grab! Euer Wort darauf! – Um zwei Uhr kommt dann wieder zu mir her! Dann leg' ich euch unsere Erklärung zur Unterschrift vor. – Schon heut Abend kommt sie dann noch in den Corpsconvent. Ich weiß, um sechs Uhr halten sie

einen. – Ja, gebt nur Acht, was das für ein Halloh und Durcheinander darin werden wird, wenn wir zehn Füchse wie eine Bombe in den Hochlöblichen hineinplatzen werden. – Ei, sie sollen schon Respect vor uns kriegen und erfahren, daß Füchse noch lange keine Hunde sind, die sogleich den Schweif einziehen, wenn man sie tritt. Und wir wollen doch einmal sehen, wer's eher thut, dieser Consenior oder wir. – So, daß wäre vorerst einmal das Präludium gewesen, da mir so weit ganz gut gefallen hat. – Jetzt kommt! Es ist Zeit zum Fechtboden. – Um zwei Uhr dann wieder hier!«

V. Vorstudien auf dem Fechtboden.

Eine halbe Stunde darauf stand Hermann Stark auf dem Fechtboden mit Paukhose, Stulphandschuh und Visier zum alltäglichen Einpauken fertig vor seinem Leibburschen Fritz Kreutzer.

»Leibbursch,« sagte er, »geh', lassen wir heut einmal das langweilige Quarten- und Terzenschlagen sein. Ich denke, sie gehen vorderhand gut genug. Laß mich lieber einmal zum Spaß vierundzwanzig Gänge mit dir machen! Ich hätte just heute ein besonderes Verlangen danach. Aber hörst du? Nimm's mit mir gerade so streng, als ständ' ich mit dir im Ernst auf der Mensur. Ich möchte doch einmal an dir probiren, was ich überhaupt schon kann. – He, wer will uns secundiren?«

Bereitwillig traten auf diese Frage zwei Corpsburschen als Secundanten heran. Auch ein Unparteiischer hatte

sich zur Vervollständigung dieser fingirten Paukerei aufgestellt, und zeichnete mit Kreide die Grenzen der Mensur auf dem Boden. Das unblutige Waffenspiel nahm in regelrechter Form seinen Fortgang. Erst ziemlich unbemerkt von den andern Corpsburschen, die in dem langen gewölbten Saale bald die von ihren Leibfüchsen noch linkisch geschlagenen Quarten mit geringschätzender Sicherheit parirten, bald ihren zu sehr gebogenen Arm wieder steifer richteten, oder ihren zu steifen Knöchel gelenkiger zu machen suchten, wie ein Tambourmajor dem Trommlerlehrbuben. – Nur der Senior und ein paar ältere Corpsburschen sahen anfangs zu und hatten ihre stille Freude daran, mit welch' kalter Ruhe der blutjunge Fuchs seines Leibburschen Hiebe parirte und welch' schulgerechte Quarten er ihm wieder entgegenschlug. Dabei ergötzten sie sich lachend an seinem wahrhaft löwengrimmigen Gesicht, da er unterm Visier seinem gutmüthigen Lehrmeister hinüber zeigte, als ob er seinen verhaßtesten Feind vor sich habe, an dem er sich blutig rächen wolle. – Das in raschem Tempo sich folgende Klingklang der Rappiere, sowie das immer hitziger erschallende »Halt« der Secundanten erregte indessen mehr und mehr die Aufmerksamkeit der übrigen Fechterpaare. Namentlich die Confüchse Hermanns hielten, stets unaufmerksamer auf die eigene Lehrstunde, voll Neugier und Neid so lange zu ihm hinüber, bis ihre Leibburschen selber allmälig das Exercitium einstellten und sammt ihren Leibfüchsen mit prüfendem Kennerblick sich um die beiden Schläger gruppirten.

Der Consenior Volkmann, den sein Amt auch zur Aufsicht über den Fechtboden verpflichtete, schritt unterdessen voll Unmuth auf und ab und schaute nur dann und wann nach dem ihm verhaßten Fuchs hinüber. Als er aber jetzt dem jungen Schläger für jeden besonders gewandten Hieb immer lautere Bravo's zurufen hörte, da ward sein Aerger aufs höchste gesteigert. Und um ihm Luft zu machen, platzte er plump wie immer in die behagliche Theilnahme der gespannten Zuschauer.

»He, Füchse, was haltet ihr hier Maulassen feil? – Vorwärts an eure Plätze und Quarten exercirt! Sonst setzt es Strafen im Convent. – Und ihr, Leibburschen, könntet auch was Besseres thun, als sie zur Faulheit zu verführen. Vorwärts, wohin ihr gehört!« –

Die Füchse traten zurück und der verächtliche Mißmuth auf ihren Gesichtern sagte beredt genug, wie wenig sie ihr Complott von heut Morgen bereuten. – Und hätte Volkmann erst das Hohnlachen unter Hermanns Visier gesehen! – Auch die Corpsburschen, die Volkmann vor ihren Leibfüchsen so gröblich beleidigt hatte, begannen mit verhaltenem Groll ihre vorigen Uebungen. Nur im Augenblick wollten sie vor ihren Leibfüchsen nicht das Beispiel der Unbotmäßigkeit geben. Aber im Herzen sehnten sie sich nach der Stunde, es ihm vollauf heimzahlen zu können. Selbst der Senior biß sich auf die Lippen und wollte seine Mißbilligung lieber bis heut Abend zum Convent versparen, darin ohnedem der ganze gestrige Aufritt zur Verhandlung kommen sollte.

Volkmann hatte indessen mit dieser derben Zurechtweisung seine gereizte Stimmung nur zur Hälfte befriedigt. Und da Hermann und Kreutzer, die eben am zwanzigsten Gange waren, noch immer keine Miene machten, aufzuhören, polterte er weiter:

»Nun, Kreutzer, wird's noch kein Ende? – Ich dächte, für den Fuchs da wäre es auch vernünftiger, wenn du ihm erst eine gute Quart beibrächtest, statt schon jetzt solch' Larifari zu treiben, daß er sich Wunder was einbildet auf seine schlechten Mauleselhiebe. – Erst kommt die Schule, dann macht man die Gänge. Verstanden? – Das solltest du mit sechs Semestern doch nun selber wissen!«

Diese neue, liebliche Anrede klang auch dem äußerst friedfertigen Kreutzer doch ein wenig zu aufreizend. Rasch ließ er das Rappier sinken und nahm das Visier ab. Auch Hermann that's, weil er mit innerstem Behagen fühlte, daß es nun losgehe, wobei auch er wieder seinen vollen Mann zu stellen habe.

»Was, Mauleselhiebe?« gab Kreutzer dem Consenior jetzt entrüstet zurück. »Von mir hat er sie gelernt, von mir ganz allein. Ob nun schon als Maulesel oder jetzt als Fuchs, das bleibt sich völlig gleich. Und hat er sich in sechs Wochen daheim schon so eingepaukt, wie's oft Andere hier in acht Semestern nicht lernen, so hat er eben ein Extragenie dazu und ist ihm deßhalb nicht der Text von dir zu lesen. – Alles, was Recht ist, Volkmann! – Du bist der Consenior und der Fechtboden steht unter dir, aber offenbares Unrecht lass' auch ich mir von dir nicht gefallen. Und das ganze Corps ruf ich jetzt zum Zeugen

dafür auf, ob das vorhin schlechte Mauleselhiebe waren, oder so schulgerechte, wie sich deren kein ausgelernter Corpsbursch zu schämen braucht.«

Unter dem Eindrucke dieses neuen überlauten Auftrittes hatten sich alle Rappiere wieder gesenkt und Burschen wie Füchse waren aufs Neue gespannte Zuschauer geworden. – Da war Hermann auch seinem Leibburschen schon muthig beigesprungen.

»Ja wohl, Volkmann,« lachte er ihn voll bittern Hohnes an: »Ja wohl! – Lange, bevor ich so glücklich war, deine liebenswürdige Bekanntschaft zu machen, hab' ich da, mit diesem nämlichen Rappier, in unserm Zwingergärtchen daheim prakticirt; und schon meine alte Kindsmagd, die doch auch was davon versteht, hat meine Mauleselhiebe approbirt, – ha ha ha! Und ich wette darauf, sogar die alten Wartthürme an der Stadtmauer haben Respect vor meinen Quarten bekommen. Und die wissen doch auch was von diesem Handwerk zu sagen, das sie nur um ein paar Hundert Jährchen früher mit angesehen, als man daran gedacht hat, dich zum Consenior der Franconia zu machen.«

Halb schallendes, halb unterdrücktes Gelächter bewies, wie tief des Conseniors Ansehen und Achtung bereit im Corps untergraben war und wie sehr der überkühne Fuchs Grund hatte, in seinem Streit gegen Volkmann den Kopf nun erst recht hoch zu tragen.

Es war ein Glück, daß bei diesem letzten Auftritt die Fechtstunde bereits abgelaufen war und die Rhenanen, die mit den Franken in »Corpshatze« d. h. in offenem

Kriege leben, vom Saale Besitz nahmen, als eben das schadenfrohe Hohngelächter an der langen Wölbung verklungen war. – Wer weiß, bis zu welch' bedenklichem Grade diese letzte Scene sonst noch ausgeartet wäre! Das vor Zorn gluthrothe Gesicht Volkmanns wenigstens ließ jede denkbare Ausschreitung studentischer Sitte erwarten.

So aber kamen die mit commentmäßig bärbeißigen Mienen hereinströmenden Rhenanen im rechten Augenblick dem Senior zu Hilfe. Seine einzige nur halblaut hingeworfene Mahnung: »Ruhe jetzt! Die Rhenanen! – Blamirt unsere Farben nicht!« Diese wenigen Worte genügten, um jeden Franken und sogar auch den wuthschäumenden Consenior zu dem Bewußtsein zu bringen, daß in Gegenwart dieser offenen Feinde jedes weitere Zurschautragen innerlicher Zwietracht ein Hochverrath an der Ehre der Franconia sei. – Und das ganze Corps räumte im tiefsten Schweigen den Fechtboden.

Dafür aber brütete der Consenior auf dem ganzen Heimwege mit seinen zwei edlen Parteigängern nach, wie er es heut Abend im Convent am schlauesten anstelle, daß diesem »frechen, unverschämten Buben« mit Schimpf und Schande der Laufzettel expedirt werde. –

Zu gleicher Zeit fragte Fritz Kreutzer, wenige Schritte hinter Volkmann mit Hermann Arm in Arm gehend:

»Sag' mir einmal ehrlich, Leibfuchs, nicht wahr, du hast dir heut auf dem Fechtboden unter mir einen ganz Andern vorgestellt, weil du gar so grimmig mich anschautest! Aber du schlugst wahrhaftig wie ein junger

Gott! Und wie du nur so kalt dabei bleiben konntest, daß ich fast hitzig wurde und vollauf mit dir zu thun hatte! Teufelsbürschchen, du!«

Und Hermann gestand ihm mit seiner ganzen Treuherzigkeit:

»Ja, Leibbursch, du hast wirklich Recht. Sieh', an zwei Menschen hab' ich bei jedem Hiebe gedacht; an einen, den ich unendlich verachte, und an einen andern, den ich unendlich ehre, an den Consenior und meinen Vater. – Und du wirst schon noch sehen, wie Alles weiter geht. Wart' nur erst heut Abend!«

»Heut Abend?« fragte Kreutzer erstaunt. »Nun, was denn? Und davon weiß ich von dir noch kein Sterbenswort und bin doch dein Leibbursch! Ist das auch Recht?«

»Leibbursch, sei mir darum nicht böse!« besänftigte ihn Hermann. »Aber sieh', ich hab' mich vor dir rein gefürchtet, du könntest mich mit deiner Gutmüthigkeit wieder von meinem Entschlusse gegen Volkmann abwendig machen. Und ich glaub', ich wäre unglücklich darüber geworden, wenn ich mich mit dem jemals wieder versöhnt hätte. – Und jetzt, nicht wahr, lieber Leibbursch, frägst du mich nichts mehr! Denn wir haben uns das Wort gegeben, vorher keine Silbe zu verrathen.«

»Wir? – Ja, wer denn?« drängte ihn trotz alledem die neue Ueberraschung, zu fragen.

»Heut Abend wirst dir Alles erfahren und halt' eben zu uns!« wich Hermann aufs Neue aus. »Mehr darf ich jetzt nicht sagen. Aber das darfst du glauben, Schande wird

dir dein Leibfuchs wahrhaftig keine machen. Auch mit meinen Mauleselhieben nicht, – Ja, wart' nur!« –

VI. Im Corpsconvent.

Es ist nicht nur der ungebundene Frohsinn akademischer Jugend, dem das ausschließlich deutsche Leben der Studentencorps vollste Befriedigung bietet. Auch der Ernst des heranblühenden Mannes findet darin Spielraum genug, zu erstarken und sich in seiner Kraft geltend zu machen. Ruht doch der ganze Bau einer solchen Verbindung auf breitester demokratischer Grundlage selbstgegebener Gesetze, selbstgewählten Regimentes und eigener Verwaltung; und ist doch ihre Stärke wie ihr Zerfall nur Verdienst oder Schuld ihrer sämmtlichen Glieder. Grund genug, daß jeder Einzelne mit dem vollen Ernst seiner Ehre sich aufgefordert fühle, zum sicheren Bestande des ganzen Gebäudes eine tüchtige Stütze zu werden.

Der Uneingeweihte, der nur von weitem auf Band und Mütze eines deutschen Corpsstudenten die schillernden Farben sieht, ahnt es wohl kaum, daß in dem winzigen, unbeachteten Gebiet einer solchen Miniaturrepublik im Laufe der Zeit ganz dieselben Erscheinungen zu Tage treten, wie in unserm wirklichen Staatsleben, darin Reactionsperioden mit liberalen Strömungen wechseln, darin sittlicher Aufschwung geistiger Versumpfung folgt und das Recht und die nationale Ehre über volksfeindliche Gewalt den endlichen Sieg erringt.

An einem solch' entscheidenden Wendepunkt war nun auch das Studentencorps der Franconia angelangt. –

»Ja gebt nur Acht, was das für ein Durcheinander und Halloh werden wird, wenn wir zehn Füchse wie eine Bombe in den »Hochlöblichen« hineinplatzen werden,« hatte heute Morgen der Anstifter des Fuchscomplotts seinen jungen Mitverschworenen zugerufen und nicht unrichtig vorhergesagt. –

»Es ist vielleicht eine der wichtigsten Berathungen, seit die Franconia besteht, die wir heute abzuhalten haben,« begann der Senior Hans von Bergheim in gehobenem Tone die heutige denkwürdige Sitzung, der sämmtliche einundzwanzig Corpshursche in dem gewöhnlichen Saale des Commershauses, zu beiden Seiten an einem langen Tische sitzend, beiwohnten.

Der Ernst des zu verhandelnden gestrigen Auftrittes war allen Gesichtern aufgeprägt. Nur in des Conseniors Miene spielte der Zug verächtlichen Hohnes, während seine zwei gleichgesinnten Freunde mit geringschätzendem Lächeln umherblickten, um dadurch des Seniors Eingangsworte bei den Uebrigen wieder abzuschwächen.

»Und dieser Convent,« fuhr der Vorsitzende mysteriös weiter, »wird um so wichtiger, als nicht nur der Vorgang auf dem Bergkeller uns zur Entscheidung vorliegt, sondern auch noch ein viel bedeutsameres Schreiben, das sich hierauf bezieht und also lautet:«

Die Aufmerktsamkeit Aller ward noch verstärkt und der Senior las mit scheinbarer Gleichgültigkeit:

»Hochlöblicher Corpsconvent!

Was gestern Woend auf dem Bergkeller geschehen, bedarf nicht nochmals unserer ausführlichen Erzählung,

denn das ganze Corps war Zeuge dieses Vorfalls. – heute fühlen sich die ganz gehorsamst unterzeichneten zehn Füchse einfach gedrungen, in folgenden Punkten ihre ehrerbietigste Erklärung vor einem hohen Corpsconvent niederzulegen:

»1. Wir erachten uns insgesammt ohne Audnahme durch das gestrige, unwürdige Benehmen des Conseniors Volkmann schwer beleidigt, wie wir überhaupt gegen die ganze Art und Weise seines Fuchsregiments hiemit energischen Protest einlegen.«

Volkmann zuckte hohnlachend mit den Achseln. Der Senior sah es wohl, aber er las ungestört weiter:

»2. Wir können uns bei aller Anhänglichkeit an unsere geliebte Franconia unmöglich entschließen, unter dem Consenior Volkmann noch länger das Fuchsband zu tragen, und betrachten es als eine Forderung unserer Studentenwürde, wenn wir sonach den hochlöblichen Corpsconvent geziemend bitten, entweder den Consenior seiner Charge zu entsetzen oder uns den Austritt zu gestatten.«

»Oho!« schrie jetzt Volkmann auf und sprang in die Höhe. »Das kommt ja immer schöner. Und einen solchen erbärmlichen Wisch kann man überhaupt im Corpsconvent nur vorlesen? – Ich stelle den Antrag, diesen unverschämten Fuchs, diesen Stark, der das Alles angezettelt hat, augenblicklich zu dimittiren. Und ich garantire dafür, daß die andern aufgehetzten Füchse sich nimmer

mucken, und noch darum betteln, daß wir nicht auch ihnen den Laufpaß geben. Also fordere ich Abstimmung für meinen Antrag und das sogleich.«

»Ja wohl,« fiel einer von Volkmanns Freunden kreischend ein: »Abstimmen! – Damit schlagen wir das ganze Geschwätz dieser dummen Jungen todt.«

»Erst laßt mich zu Ende lesen, denn es fehlt noch der Schlußsatz,« entgegnete der Senior mit einer Ruhe, die gegen die Heftigkeit Volkmanns um so mehr abstach. Und er las weiter:

»3. Von dieser Forderung unter keiner Bedingung abzustehen, sondern vielmehr auf der Erfüllung in der einen oder andern Richtung fest zu beharren, haben wir uns sämmtliche zehn Füchse, einer dem andern, mit unserm Ehrenworte feierlich gelobt. – Der Corpsconvent möge daraus ersehen, daß wir unsere persönliche Ehre als unantastbares Gut gegen jeden Angriff zu wahren den Muth haben. Wir bedauern es tief, daß unsere erstmalige Abwehr sogleich gegen unsern eigenen Consenior gerichtet werden mußte. Aber das Corps möge die heilige Versicherung von uns hinnehmen, daß, falls durch die Entsetzung des Conseniors unser Verbleiben möglich gemacht werden will, wir insgesammt auch in Zukunft gleich fest entschlossen sind, jeden Angriff auf unsere und der Franconia Ehre gleich kräftig zurückzuweisen, und in jeder Hinsicht uns der grün-weiß-rothen Farben würdig zu machen. Aber freilich in einem ganz andern Geiste, als uns

seit unserer Reception vom Consenior angesonnen worden ist. – Mit dieser wohlüberlegten, durch gegenseitiges Ehrenwort besiegelten Erklärung verharren wir eines hochlöblichen Corpsconvents ehrerbietigst ergebene, sämmtliche zehn Füchse der Franconia.«

Damit legte der Senior das Schriftstück vor sich hin, ohne vorderhand weitere Bemerkung mit dem einzigen lakonischen Satze:

»Das war's. Nun sprecht euch darüber aus!« –

Aber nur allgemeines Schweigen folgte dieser Aufforderung. Selbst die zwei Freunde Vollmanns sahen einander verlegen an. Der Consenior selber war von der Wucht dieser Erklärung niedergedonnert. War ihm doch wie allen Andern nur allzu klar, daß hier nur eine Wahl übrig blieb: seine Entsetzung oder der Verlust sämmtlicher Füchse, der dem zeitigen Ruin des Corps ziemlich gleich kam. Trotzdem aber gab er die Hoffnung nicht völlig auf, durch sein gewohntes, rohes Selbstbewußtsein seine Corpsbrüder erst aus der Fassung zu bringen und sie dann zu seinen Gunsten wieder umzustimmen. Und rasch gefaßt, seine eigentliche Stimmung verläugnend, sprang er wieder auf und fiel in das Schweigen der Andern polternd ein:

»So, das also wäre der neueste Comment? – Die Füchse rebelliren gegen das Corps, und der hochlöbliche Convent läßt erschrocken die Köpfe hängen, als würd' ihm schon der Garaus gemacht? – Ei sieh', was man nicht Alles erleben kann. – Ich aber kann nur herzlich darüber

lachen, wenn ich euch jetzt so ansehen muß, wie ihr dasitzt und kein einziges Wort dafür habt, um diese frechen zehn Buben mit dem rechten Namen heimzuschicken. Nun gut, der Senior schweigt, so will ich denn das Wort ergreifen.«

»So hört! Nicht nur den einen Anstifter, nein, auch die andern neun einfältigen Gimpel, die an seiner Leimruthe hängen geblieben, alle zehn beantrag' ich jetzt zu sofortiger Dimission – Ei was – Füchse hin, Füchse her! – Wir einundzwanzig Corpsburschen sind die Franconia und wahrlich Manns genug, um zwei Semester lang auch ohne Füchse mit Ehren auszuhalten. – Oder wollt ihr feig die Rollen wechseln? Sollen diese jungen Lecker, die kaum bei uns warm und hinter den Ohren noch nicht trocken geworden, sollen sie nun uns commandiren oder wir ihnen? Wollt ihr unsere alten Corpsstatuten von ihnen umschmeißen lassen wie ein Kartenhaus? – Was hab' ich anders gethan, als auf Disciplin gehalten, wie es mein Amt erfordert, und wie es von jeher gewesen? Und wenn jetzt diese kecken Jungen gegen mich revoltiren, wollt ihr nun das Gleiche thun? Wollt ihr, gestandene Corpsburschen euch von diesem windigen Füchslein die Pistole auf die Brust setzen lassen? Wollt ihr bei den andern Corps hier und auswärts zum Kindergespött werden? – Schimpf und Schande sag' ich, wer das sich von euch gefallen läßt, und Schmach unsern alten, stets mit Ehren getragenen Farben, wenn ihr sie feig jetzt in den Koth treten laßt! – Darum nochmals und als letztes Wort: Ein

Corps ohne Füchse, aber mit dem Bewußtsein unserer eigenen Kraft, – das ist unsere Ehre und unser Triumph. Den Füchsen in armseliger Schwäche nachgeben, – das ist unsere Niederlage und unsere Schande. – Nun wählt! Ich habe gesprochen.« –

Darauf setzte er sich nieder, von seinen zwei Freunden mit beredtem Augenwinken für seine Rede beglückwünscht, und er sah mit stolzer Befriedigung auf gar manchem Gesichte die Spur der Verblüffung, die seine keck hingeworfenen Worte darauf zurückgelassen hatten. Nur die älteren Corpsburschen bewahrten ihren vorigen Ernst und namentlich der Senior sah so ruhig drein, als sei sein Ohr von Volkmanns Sturmrede gar nicht berührt worden. Darauf hub er an, ihm mit fester Stimme zu entgegnen:

»Volkmann, ich habe dich ruhig ausreden lassen, damit du zu deinen Gunsten Alles vorbringen konntest und mich deßhalb kein Vorwurf treffe. Das gleiche Recht nehme nun auch ich für mich in Anspruvh, aber *gegen dich*.«

Diese letzten zwei Worte des Seniors, noch dazu im Tone vollster Leidenschaftslosigkeit gesprochen, versetzten das ganze Corps wiederholt in fieberhafte Spannung, und Hans von Bergheim fuhr mit der vorigen Kälte weiter:

»Du hast nun eben mehrmals von der Ehre unseres Corps *gesprochen* und du glaubst wohl, mit dem bloßen Reden davon sei's auch schon abgethan. Was du aber für die Ehre unserer Farben noch *gethan* hast, nimm mir's nicht übel, Volkmann, daß ich so rund herausrede, von solcher That haben wir noch blutwenig gesehen.

Denn, wenn du etwa meinst, durch maß- und zuchtlose Kneipereien, brutale Cujonage der Füchse, Händelsuchen und Schuldenmachen sei's mit unserer Ehre schon gut bestellt, so habe wenigstens ich den Muth, dir ins Gesicht hineinzusagen: daß, was dir Ehre heißest, ich dann Schande nenne, und ich, ganz gewiß mit den Meisten hier unter uns, unter Ehre etwas verstehe, wovon du gar wenig Tropfen in deinem Blute hast!«

»Unverschämter!« schrie Volkmann, vor Zorn ganz außer sich … »Ist das eine Sprache im Convent?«

»Pfui, Senior, pfui!« secundirten seine zwei Parteigänger.

»Ausreden lassen … Ruhe, Volkmann … der Senior hat das Wort, – Bergheim, rede weiter!«

So flog es wirr durcheinander und Alle zusammen hatte die Erregtheit von ihren Stühlen aufgejagt.

Nur der Senior bewahrte ruhig seinen Vorsitz und herrschte die zerstreut stehenden Gruppen an: »Ruhe, sag' ich, und sitzen bleiben! – Im Corpsconvent bin ich allein der Herr.« –

»Volkmann, so frag' ich dich nebst deinen Freunden: Willst du mich nun zu Ende hören oder lieber gleich den Convent verlassen? – Daß wir zwei uns dann noch wo anders Rede stehen, das bleibt dir wie mir natürlich unbenommen.«

»Ei, das versteht sich wohl am Rand,« entgegnete Volkmann höhnisch. – »Und deßhalb recht! Also rede weiter! – Ich will dir extra das Plaisir machen, dabei sitzen zu

bleiben und ohne weitere Störung zuzuhören – notabene mit Vorbehalt der Erwiederung an einem anderen Orte.«

»Wann und wie es beliebt,« warf der Senior noch leicht hin. Dann nahm er, nachdem Alle sich niedergesetzt, mit der alten Ruhe seine Worte wieder auf.

»Volkmann! Du hast nun vorhin weiter gesagt, du habest nur auf Disciplin gehalten, wie's dein Amt erfordert, und wie's von jeher gewesen. Darauf sag' ich dir wieder offen ins Gesicht, das ist nicht wahr, Volkmann! – Was du auf Disciplin halten nennst, das hat dein Amt nicht erfordert, und das ist nicht von jeher so gewesen, sondern erst seit jener Zeit, da man dich zum Consenior gewählt hat, woran ich wenigstens mehr als unschuldig bin, wie weitaus die Meisten, die hier sitzen. Denn der Kern jener Partei, die dich einst dazu gemacht, hat im letzten Semester unserm Corps Valet gesagt und ich setze dazu: Gottlob! sollte nicht der alte Geist der Franconia und ihr ganzer makelloser Ruf zu Grunde gehen.«

»Weißt dir, Volkmann, was dein Amt als Consenior erfordert hätte?« fuhr er jetzt mit auf einmal gehobener Stimme weiter, so keck und doch verlegen ihm auch der Consenior in Gesicht lachte, »den Füchsen ein Vorbild sein eines echten Corpsstudenten, das Gefühl der Ehre in ihnen pflegen, ausrotten jede Faser niedriger Gesinnung und ihnen ein treuer Freund und erfahrener Führer werden in ihrer neuen ungewohnten Freiheit. – Siehst du, das hätte dein Amt erfordert. So haben wir und du selber es an unserm Consenior erlebt. Und die Discplin hatte sich von selber gegeben, weil wir unsern Consenior lieb

hatten und ihn ehrten. Und nun, gieb der Wahrheit die Ehre, sag', hat dein Amt als Consenior, hat die Disciplin erfordert, daß du gestern Abend auf dem Bergkeller dich so weit gegen den Fuchs Stark vergessen, und war ein solches Benehmen von jeher die Art des Conseniors bei uns gewesen? – Und vor Allem frag' ich dich, Volkmann: war es von jeher bei uns der Brauch, daß der Consenior hinterher dann auch noch gelogen hat? – Ist es darum nicht natürlich, daß unsere Füchse gegen dich rebelliren und deine Absetzung oder ihren Austritt begehren? – Du hast sie zwar vorhin einfältige Gimpel und freche Buben geheißen. Ich, Volkmann, ich hab' einen andern und besseren Namen für sie. Mir wenigstens hat ihr ehrenfestes Auftreten wohl gethan und ich begrüß' es als die Wiederkehr des alten Geistes der Franconia. – Das ist *meine* Meinung und ich glaube fest, ich stehe unter euch mit ihr nicht allein.«

»Aber trotz alledem,« schloß der Senior seine bis daher immer wärmer gewordene Rede mit plötzlich wieder kaltem Tone, »halte ich jetzt dafür, daß über diesen in unsern Annalen ganz unerhörten Fall, eine wahre Lebensfrage des Corps, wir nicht allein zu entscheiden haben. Wir bedürfen nach meinem Gefühle unbedingt der erfahrenen Mitberathung unserer Corpsphilister, so viel wir deren von hier und aus dem nächsten Umkreise zuziehen können. Ich verschiebe daher die endliche Entscheidung auf einen Philisterconvent heut über drei Tage. Und damit erkläre ich die heutige Sitzung für geschlossen.« –

Diesen Ausgang hatte Volkmann nicht erwartet. Das Wort »Philisterconvent« schoß ihm wie Feuer ins Gesicht. Denn er wußte zu gut, was er von ihm für sich zu gewärtigen hatte. War er doch mit allen hiesigen Corpsphilistern durch seine Rohheit längst schon überworfen! Diesem neuen Convent daher jetzt schon selber zuvorzukommen und die Wiederholung noch empfindlicherer Demüthigung abzuschneiden, blitzte ihm als einziger klarer Gedanke durch den verwirrten Kopf. Und so hatte der Senior kaum sein letztes Wort gesprochen, so riß Volkmann auch schon mit krampfhafter Faust sein Corpsband über der Brust entzwei auch kreischte mit vor innerer Wuth gepreßter Stimme:

»Halt' noch ein wenig, Senior! Den Schluß mach jetzt ich. – Pfui, sag' ich, pfui! über diese nun so schmutzigen Farben! – Seht her, vom Leibe hab' ich euer Band gerissen und mein Lebtag soll mir's nimmer über die Brust kommen. – Und pfui! ruf ich über euch Alle, pfui Corpsburschen, die ihr euch von erbärmlichen Füchsen ins Bockshorn jagen laßt, pfui! die ganze edle Franconia! – Wer noch Ehre im Leibe hat, der kehrt sich jetzt mit Verachtung von ihr ab und ruft ihr ein Pereat zu, wie ich. Und da habt ihr den ganzen erbärmlichen Bettel!« –

Damit warf er sein Corpsband mit solcher Heftigkeit über den Tisch, daß es dem Senior noch das Gesicht streifte. Dann verließ er schnurstracks den Saal und schlug dessen Thüre hinter sich zu, als sollte sie aus Rand und Band fahren.

»Halt', Volkmann! Wir kommen mit!« riefen ihm noch seine zwei Freunde nach und beide warfen gleich ihm das Corpsband auf den Boden. Unter der Thüre rief dann noch der Eine: »Pfui, Corpsconvent, darin die Füchse Trumpf spielen und die Corpsburschen Matsch werden.« Der Andere begnügte sich mit dem kürzeren Abschiedsgruße: »*Pereat Franconia!*« – Und Beide folgten Volkmann auf dem Fuße.

Da Alles ging in so knappem, dramatischem Tempo, daß das übrige Corps mit Aug' und Ohr nur so gefangen dasaß. Und selbst der Senior, der heut ein so großes Maß kalten Ernstes bewahrt, ward auf einen Augenblick von diesem unerwarteten drastischen Schluß überrumpelt. Kaum aber war die Thüre von den beiden Freunden Volkmanns zugeschlagen, so hatte auch er seine vorige Ruhe wieder gewonnen und beherrschte mit ihr wieder vollständig die entstandene Verwirrung mit den trockenen Worten:

»*Silentium!* Ich eröffne wieder die Sitzung.«

»Was ihr gerade gesehen und gehört habt, das brauch' ich euch nicht nochmal auseinanderzusetzen. Aber ihr Alle wißt, daß nach unseren Statuten Niemand aus dem Corpsverband austreten kann – außer mit Genehmigung des Corpsconvents. Der §. 25 der Statuten sagt ausdrücklich: »Eigenmächtiger Austritt gilt gleich der Dimission.« – Und ich glaube, es ist wohl Keiner unter euch, der nach den Abschiedsworten dieser Drei, wie wir sie so eben vernommen, noch den mindesten Anstand nehmen wird, die

Dimission dieser auf so unerhört schimpfliche Art eigenmächtig Ausgetretenen noch heut Abend in aller Form auszusprechen. Wer dagegen reden will, thu' es!«

Wiederum allgemeines Schweigen. Hermanns Leibbursch Kreutzer unterbrach dann die so beredte Stille:

»Ich glaube, dieses Schweigen sagt mehr, als wenn wir noch so viel darüber redeten, daß das ganze Corps mit dem Antrag des Senior einverstanden ist.«

»Nun gut,« fiel der Senior ein, »so halt' ich meinen Antrag für genehmigt und sprech' es hiemit feierlich aus: Der frühere Consenior Volkmann und die Corpsburschen Kolb und Fischer sind hiemit dimittirt. – Und ich setze hinzu: wohl uns, und unserer lieben, edlen Franconia! Denn diese Drei haben sich selber ihr Urtheil gesprochen. Sie haben zwar über uns pfui gerufen, unsere Farben schmutzig genannt und ein *Pereat* war ihr edler Abschiedsgruß. Aber *ich* sage: unserer Ehre einziges Pfui und unserer Farben einziger Schmutz, das waren eben diese Drei. Darum weiß ich auch gewiß, ihr *Pereat* wird sich für uns in ein *vivat, crescat, floreat* verwandeln. Unser grün-weiß-rothes Panier wird in unbeflecktem Glanze wieder hoch flattern und eine neue Aera ritterlichen Geistes wird im Leben unseres Corps anbrechen. Denn die Gemeinheit ist jetzt von ihr ausgeschieden. – So schließ' ich jetzt diese denkwürdige Sitzung mit dem auch meinem tiefsten Herzen kommenden Freudenruf, in den ihr wohl Alle mit einstimmt:›Hoch lebe unsere gereinigte Franconia!‹«

»Hoch, hoch und abermals hoch!« – Hei, wie gab das volltönenden Wiederhall! – Darauf traten Alle zum Senior hin und schüttelten ihm dankend die Hand, die heute so stark und sicher das Schifflein der Franconia im Sturm geleitet hatte.

Und draußen vor dem Commershause, da standen die zehn Füchse in aufgeregten Gruppen und wußten sich das Alles noch gar nicht bestimmt zu deuten, was sie vorhin auf der Straße sahen und hörten. – Erst war der Consenior mit bloßem Kopf an ihnen vorüber gerannt. Dann eilten die zwei andern Corpsburschen ihm nach. »Hurrah, Confüchse, gebt Acht, die nehmen unserthalb Reißaus,« hatte da Hermann den andern in jubelnder Ahnung zugeflüstert. Und jetzt gar dieses stürmische, dreimalige Hoch, das aus dem Convent die halbe Straße hinunter klang. »Hört ihr's?« triumphirte jetzt Hermann aufs Neue in höchster Erregtheit, »das ist ganz gewiß unser gewonnener Sieg. – O ihr Confüchse, ich weiß mich vor Freude gar nicht zu fassen.«

Da trat Kreutzer zum Thor heraus und Hermann stürzte ihm entgegen mit der hastigen Frage: »Nun, Leibbursch, wie steht's?«

»Er ist dimittirt,« war die heimliche Antwort.

»Dimittirt, o ganz famos!« schrie der Leibfuchs recht studentisch hinaus, und trat unter seine jungen Mitverschwornen.

»Hört ihr's, der Consenior ist dimittirt, hurrah!«

Und »hurrah« riefen sie ihm alle nach. Dann aber faßte sich Hermann wieder schnell. Auf sein Gesicht trat sein

ganzer Jugendmuth und er sagte: »Leibbursch, jetzt muß ich aber der Erste sein, der mit ihm auf die Mensur tritt. Gleich morgen früh mußt du mir ihn fordern. – Und gieb Acht, jetzt kommen meine Mauleselhiebe zu Ehren.«

Fünf Minuten darauf war der Saal des Corpsconvents wieder zur Kneipe umgewandelt. In erregtestem Gespräche saßen sie Alle am Zechtisch und die Steinkrüge der Corpsburschen und Füchse klangen überall brüderlich zusammen.

Da rief der Senior: »Cantus!« und – als habe ihm Hermann für seine fehdelustige Stimmung gerade diese Wahl zugeflüstert: – »Wir singen das Lied Seite 39: der Gott, der Eisen wachsen ließ.«

Und das brauste auch den jungen Kehlen hervor, als gälte es die Vorfeier eines großen, heiligen Schlachttages:

»Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte;
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in seine Rechte;
Drum gab er ihm den kühnen Muth,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er bestände bis aufs Blut,
Bis in den Tod die Fehde.«

VII. Für des Vaters Ehre.

Beim Berggirgl droben war heute schon vor Tagesanbruch eine ungewöhnliche Unruhe. – Obwohl in solcher Frühe gar nie ein Gast bei ihm einkehrte, so stand er

doch an diesem Samstagmorgen schon um sieben Uhr in vollster Wirthstoilette mit ganz frischer Schürze unter dem Doppelkinn und auch letzteres glänzte heute schon blank rasirt, was gewöhnlich erst vor dem sonntäglichen Kirchengang der Fall gewesen.

Seine beiden Töchterchen Annemarie und Evchen standen ebenso sauber herausgeputzt unter dem Hausflur und lugten hinaus ins Gehölz, auch welchem der Weg aus der Stadt herausführte. Und sogar »der alte Hans« in seinem kleinen Auszüglerstübchen, des Berggirgls halbblinder, achtzigjähriger Vater, hatte heute Morgen keine Rast im Bette, das er gewöhnlich immer bis gegen Mittag hütete.

So schlüpfte er gerade mit Hilfe seines Enkelsohnes Konrad in die dreißigjährige, nicht allzu fleckenlose Hirschlederhose, um doch auch dabei zu sein, wenn's heute Morgen »losgeht,« wie er sich als uralter Studentenwirth noch immer etwas burschikos ausdrückte. – Nachdem seine unverfälschte Landestracht noch in einer gewaltigen Pelzmütze die letzte Vollendung erhalten, schlotterte er mit seinen alterslahmen Beinen auf den Stock gestützt vors Haus hinaus, setzte sich auf seine eigens für ihn hergerichtete Bank an der Rebenwand und fragte voll Ungeduld seine beiden Enkelinnen, ob noch immer nichts zu sehen sei.

Auch den Berggirgl trieb's jetzt aus dem Zimmer, um nach den Erwarteten auszulugen. Er hatte unterdessen, wie das immer sein Geschäft gewesen, die Schläger aus dem unwürdigen Gefängniß seines Strohsackes befreit,

worin sie gemeinsam mit den heraufgeschleppten Feindeswaffen der Rhenania im engsten Vereine zugebracht hatten. Auch die Paukhosen sammt Armstulpen hatten das viel interessantere Versteck des jungfräulichen Kleiderschreines verlassen. – Und so harrten diese Kampfrequisiten nur noch des kühnen jungen Helden, der mit seinem viel älteren Gegner heute zum erstenmale die Mensur betreten sollte – zu Franconia's und noch viel mehr zu seines Vaters Ehre. – Du weißt nun schon zur Genüge, lieber Begleiter, wer es eigentlich war, auf den die ganze Familie des Berggirgl mit solcher Unruhe wartete.

»Ich habe, mein Seel', mein Lebtag Paukereien schon nach Hunderten hier oben zugesehen,« sagte jetzt der alte Hans mit seiner noch immer festen Baßstimme zu seinem Sohne Berggirgl, »und jetzt dreh' ich mich nicht einmal mehr in meinem Bett herum, wenn sie sich vor meinem Fenster die Gesichter verhauen. Aber heute hat's mich herausgetrieben, als ob mir's an den eigenen Leib ginge. Heute muß ich nochmal dabei sein, wenn der brave Fuchs mit diesem groben Bengel für seinen alten Vater auf der Mensur steht. Und wenn ich's auch nimmer recht sehen kann, hören thu' ich es doch, daß ich mich auskenne; und den Daumen kann ich dem Fuchs halten, daß er ihm eine richtige Quart über sein freches Maul schmeißt. – O einen Brabanterthaler gäb' ich drum, wenn das wahr würde. So bin ich dem Volkmann gram und so lieb hab' ich den Fuchs, weil er so auf seinen alten Vater hält, wie du auch auf mich, lieber Girgl, mit all' meinen Enkelkindern. – Drum sag' ich euch, Mädels,« gebot er jetzt mit

aufgehobenem Finger, »daß fein auch ihr mir für meinen Fuchs den Daumen haltet!«

»Gewiß, Großvater, alle zwei Daumen halt' ich,« versprach das lustige Evchen, »das gibt noch mehr aus.«

»Und ich, Großvater,« sagte die bedächtige Annemarie, »ich bete noch obendrein ein Vaterunser, das geht ganz gewiß noch über das Daumenhalten.«

»Also gut, ihr Mädels, so macht ihr's,« rief der alte Hans im Tone vollster Gewißheit. »Ihr haltet die Daumen, der Volkmann wird ausgeschmiert – und damit basta!«

»Nun, wißt ihr, Vater,« nahm jetzt auch der Berggirgl das Wort, »ausgeschmiert ist der Volkmann eigentlich schon, und zehnmal mehr, als wenn ihm der Stark ein Dutzend Schmisse gegeben hätte. Haben sie ihn doch mit Schimpf und Schande davon gejagt. Aber deßwegen thät' ich doch auch jetzt noch einen Eimer Bier dafür spendiren, wenn er jetzt zum zweitenmal ausgeschmiert würd' – auch in sein unverschämtes Gesicht. – Na, und es kann schon wahr werden, denn mit dem Volkmann seiner Kunst ist's nicht gar weit her. Und der Stark, hat mir gestern der Senior gesagt, soll schon jetzt eine verflucht feine Quart schlagen. – So denk' ich mir immer, dem Fuchs seine Faust soll dem Volkmann noch ein Bischen mehr zu schaffen geben, als unser Daumenhalten.«

»Vater, Großvater, da kommen die Franken,« rief jetzt Evchen, das kein Auge vom Tannenwald verwendete, daraus Hermann Stark Arm in Arm mit seinem gestern zum Consenior gewählten Leibburschen Kreutzer zu allererst gegen den Bergkeller heraustrat. – Das ganze

Corps sammt den übrigen neun Füchsen folgte ihnen auf dem Fuße. Neben dem Senior ging ein Heidelberger »Westphale« als »Unparteiischer.« – Zwei »Paukdoctoren« folgten ihnen in einiger Entfernung nach.

»Aha, und da kommt auch schon mein lieber Freund, der Volkmann, mit den andern zwei Patronen, und der Rhenanenconsenior sammt ein paar Füchsen ist auch dabei,« sagte jetzt, zu einem andern, links gelegenen Waldweg hinüberschauend der Berggirgl. »Na, pünktlich eingetroffen ist er; da muß man ihm lassen.«

»Und was macht der Volkmann für ein Gesicht, Girgl?« fragte der alte Hans auf der Bank.

»Na, Vater, soweit noch ein recht patziges mit ein Bischen Ingrimm dazu. Wollen eben sehen, ob's nicht später noch anders wird.«

»Und der Stark?«

»O, der, ein ganz fideles, als ob er nur zu frischen Würsten heraufkäme.«

»Mädels, ihr geht jetzt in Haus hinein und laßt euch vor der Hand nimmer blicken!« herrschte darauf der Berggirgl seine Töchter an. »Zum Kammerfenster könnt ihr meinetwegen auf die Paukerei schon herauslugen, aber vorsichtig! – Verstanden! – Und jetzt stellt einstweilen drinnen die Waschschüsseln zurecht, und sorgt für frisches Wasser. – So, vorwärts!«

Und sie gingen gehorsam, wenn auch etwas zögernd, in den Hausflur. Denn der Berggirgl hielt auf strenge Zucht, an die sie von Kindesbeinen an gewohnt waren.

»Aber das Daumenhalten nicht vergessen, Mädels!« rief ihnen der alte Hans nochmal nach. Und das witzige Evchen streckte den Kopf auch der Hausthür heraus und neckte dazu: »Alle zehn Finger halt' ich, Großvater!«

»Wart', du kleine Hexe,« drohte er ihr lachend mit der Hand. Dann war sie wie der Wind hineingehuscht.

Unterdessen waren die beiden Gegner auf ihren verschiedenen Wegen sammt ihrer Begleitung vor dem Wirthshause sich nahe gekommen. – Volkmann und Stark sahen sich wie zwei landfremde Menschen einander an und gingen wieder nach links und rechts auseinander.

»Guten Morgen, Berggirgl! – Grüß' Gott, alter Hans! – Schon so früh auf den Beinen, Großvater?« – erscholl der Gruß der Franken vielstimmig durcheinander.

»Guten Morgen, Leute,« grüßte der Berggirgl vertraulich, und schüttelte dem Senior und manch' Anderm die Hand.

»Ei, wer heut auch im Bette liegen könnte!« rief der Großvater, auf seiner Bank ruhig sitzen bleibend.

»Füchse! Schläger und Paukzeug herbei!« commandirte jetzt der Consenior Kreutzer.

»Kommt mit!« befahl sein Amtsgenosse der Rhenanen gleich abgemessen.

Und beide Consenioren traten mit ihren Füchsen in die Wirthsstube, wohin auch der Berggirgl folgte, um ihnen Alles in bester Ordnung zu übergeben.

So heiter auch Hermanns Gesicht nach dieser ersten, kalten Begegnung wieder geworden, um so mehr verfinsterten sich jetzt Volkmanns unsympathische Züge. Er

trat eine geraume Strecke vom Bergfeuer zurück. Dann blieb er allein stehen und sah in den Tannenwald hinein, darin er am letzten Sonntag die Saat ausgeworfen, die ihm so schnell danach als unheilvolle Frucht aufgegangen. – Das war sicher: hätte der dimittirte Consenior den Fuchs Hermann Stark vor acht Tagen so gekannt, wie heute, er hätte ihn dazumal dort drüben im Tannenwalde seines Vaters Brief ganz gewiß ungestört zu Ende lesen lassen.

Während Volkmann über seine frühere und jetzige Lage so nachbrütete, stand sein junger Gegner im vertraulichen Gespräch bei Vater Hans vor seiner Bank, wie die kräftige Jugend beim gebrechlichen Alter.

»Weißt du, lieber Fuchs,« docirte ihm der Großvater und schlug sein Gesicht in noch tiefere Runzeln. »Ich bin kein heuriger Hase und thu' schon fünfzig Jahre bei den Studenten mit. Und drum sag' ich dir: die erste Regel auf der Mensur heißt – kalt, nur immer kalt! – Das ist schon halb gepaukt. Und wenn du jetzt meinen thätest, das Herz im Leibe müßte dir verbrennen vor lauter hitziger Wuth, so sag' ich dir doch, mein lieber Sohn: bleib' kalt wie Eis! – Glaub' mir, ich habe schon gar Manchem hier zugeschaut; der hat Quarten und Terzen geschlagen, scharf wie ein Rasiermesser, und sein Gegenpart war im Schlagen ein Lehrbube dagegen. – Aber der war kalt und der andere war hitzig, und der kalte Lehrbube hat den hitzigen Meister ausgeschmiert. – Und weißt du, den Volkmann, den kenn' ich, wie der paukt. Der gehört so zu

den ganz groben Dreinschlägern, als ob er einen Dreschflegel hätt', und wird ihm nur das Ohrläppchen geritzt, so wird er gleich wüthend wie ein Stier vor einem rothen Tuch. – Drum bitt' ich dich recht schön, du mein braver Sohn, glaub' dem alten Hans, und bleib' auch du mir kalt! – Wär' ja Sünd' und Schade für dein schönes Gesichtchen, wenn so ein Kumpan ihm einen Gedenkzettel hineinkratzen thäte. Ei was, Fuchs, du mußt ihm eins versetzen, daß ihm für all' sein Lebtag die Lust vergeht, nochmals einen alten Vater auszuspotten. – Darum kalt, nur immer kalt!«

»Ich dank' euch recht schön, Großvater, daß ihr es so gut mit mir meint,« gab Hermann unter Händeschütteln treuherzig zurück, »und ich will gewiß eure gute Lehre beherzigen. Aber seid nur ruhig! Ich hab' es im Gefühl – es wird mir gut gehen.«

»O freilich geht dir's gut, es muß dir ja gut gehen, du guter Sohn!« brach jetzt der alte Hans in einen ganz weichen Ton aus. Dabei tätschelte er Hermanns Wange. »Ich halte dir ja auch den Daumen, braver Junge! Und ich bin auch ein alter Vater, dem es gar wohl thut, daß ihn sein Sohn gerade so in Ehren hält, wie du den deinen.«

Dann umfaßte er mit beiden Händen Hermanns Haupt und drückte rasch einen Kuß auf seine Stirne.

»So, nun hab' ichs dir auch noch den Segen gegeben und wenn's auch nicht dein eigener Vater that, 's war doch ein Vatersegen.«

Unter diesen letzten Worten waren die beiden Consenioren aus dem Hause getreten. Die Füchse, die verschiedenen Paukrequisiten herbeitragend, folgten. – Volkmann trat rasch heran, ebenso Hermann. Die Pauktoilette ging mit Hilfe der Consenioren bei jedem Paukanten vor sich. – Während dieses Geschäftes stellte sich ein halbes Dutzend Frankencorpsburschen an verschiedenen Waldstellen als Wächter aus. Sie hatten sich heute freiwillig zu dieser Rolle herbeigelassen, um keinem der neun anwesenden Füchse, die außerdem dazu verpflichtet gewesen wären, den ebenso ermuthigenden, wie lehrreichen Genuß zu entziehen, ihren Confuchs unter so außerordentlichen Umständen zum erstenmal auf der Mensur zu sehen. – Beide Gegner standen jetzt mit Paukhose, Armstulpe und kleiner Cravatte fertig ausgerüstet da, und warfen nun auch noch die Mützen weg, so daß der Berggirgl mit verdutztem Gesichte dastand und sich gar nicht recht auskannte.

»Ja, was soll denn jetzt da bedeuten?« murmelte er in seinen Bart. »Bloßköpfig wollen die pauken? – Das ist ja gar kein Comment!«

Der Berggirgl hatte darin auch wirklich eine ganz correcte Ansicht. – Während zu jener Zeit gewöhnliche Forderungen unter den activen hiesigen Corpsstudenten »auf zwölf Gänge mit großen Mützen« lauteten, deren lächerlich großer Umfang im Verein mit der riesigen Cravatte, worin das ganze Gesicht Platz hatte, die Duellanten eher einer phantastischen Vogelscheuche ähnlich machte, paukte man mit fremden Corpsmitgliedern oder

Obscuranten gewöhnlich »auf vierundzwanzig Gänge mit kleinen Mützen,« wobei denn auch die Cravatte auf die gewöhnliche Größe zurückging. – Jedesmal, wenn ein Gegner den andern traf, ob »blutig« oder nicht, sprang der Secundant desjenigen, der eben getroffen worden, ein, und sein »Halt« beendigte immer einen Gang. – Eine noch schärfere Forderung, als diese letztere, lautete »auf *einen* Gang.« – Dann waren die Schläger ohne Unterbrechung der einzelnen Gänge so lange in fortwährender Action, bis entweder einer der beiden Gegner kampfunfähig gemacht worden, oder die Paukerei eine volle Viertelstunde gewährt hatte. – Aber auch bei dieser Forderung war die Bedeckung mit den gewöhnlichen Studenten müssen damals immer noch feste Regel.

Unser tapferer junger Fuchs hatte nun seinen Gegner Volkmann, um zumal bei dieser schweren Beleidigung sogleich recht »forsch« aufzutreten, auf »einen Gang« fordern lassen.

Volkmann, ohnehin durch seine Dimission in der übelsten Stimmung und nun auch durch diese Forderung des ihm verhaßten Fuchses noch mehr erzürnt, hatte sie wohl angenommen, da er sie füglich nicht ablehnen konnte. Dafür hatte er sie aber mit dem höhnischen Zusatz verstärkt:

»Ganz recht, aber nur ohne Mützen! – Der Fuchs soll bedenken, mit wem er paukt. Und überhaupt kann er so am besten beweisen, ob es mit seiner Courage so weit her ist, als mit seinem vorlauten Maul. Also nochmals, nur ohne Mützen, anders nicht!«

»Ohne Mützen? – Aber das ist ja kein Comment,« – hatte der Consenior Kreutzer als Hermanns Cartelträger befremdet eingewendet.

»Was Comment? Wer will da überhaupt noch von Comment reden?« war Volkmann dreingefahren. »Diese ganze schändliche Intrigue gegen mich, ein ewiger Schimpf für euch, ist auch kein Comment gewesen. Also damit basta! Im bloßen Kopf oder gar nicht!«

Wie Kreutzer diese regelwidrige Bedingung seinem in fieberhafter Spannung harrenden Leibfuchs mittheilte, da war dieser wohl auf einen Augenblick stutzig geworden. Aber eben so schnell war er auch damit einverstanden.

»Nun gut, lieber Leibbursch, also ohne Mützen, recht so! – Ha, er soll nur kommen! – Auf dieses Bischen Tuch und Schild an einer Mütze kommt's mir nun auch nimmer an. Und wer weiß, wer sie dann auf seinem Kopf mehr vermißt, ich oder er? Also frisch zu! Ohne Mütze! 's bleibt dabei!« –

Und so standen sie denn auch heute Morgen im bloßen Kopfe auf dem gewohnten Paukplatz, einer kaum zwanzig Schritte vom Wirthshaus entfernten Haide, dicht vor dem Tannenwald. – Noch hielten zwei Füchse die gegnerischen Schläger, während die Paukanten selber ihren rechten Arm auf deren Schultern ruhen ließen, um die Hand vor Blutandrang zu schützen. – Die beiden Consenioren setzten sich nun in ihrer vollen Armslänge mit den Secundirschlägern aus. Der »Unparteiische« grub hinter ihrem zu weitest ausgestreckten linken Fuße mit einem

Rappier die Grenze der Mensur in den weichen Haidesand. – Dann trat er gegen den Wald fünf Schritte zurück und lehnte sich zu seiner ferneren Beobachtung mit überschlagenen Armen an eine Tanne.

»Fertig!« – erklang jetzt der Secundanten Ruf. Volkmann und Stark griffen zum Schläger.

Wie es da ringsum stille ward! – Nur vom Thale herauf klang eine einzelne Glocke. Der Morgenwind sang in den Tannenwipfeln. Da gedachte der Eine bei dem Läuten und Rauschen nochmals des Abends da drinnen im Tannendüster, als er unter dem Lesen jenes Abschiedsbriefes den gleichen Klängen gelauscht. – Jetzt flog ein Rabe krächzend über ihn hin. Und schrie er nicht höhnisch zu ihm nieder: »Dein Vater, der alte, närrische Zopf!« – Und jetzt noch einen Blick zum Bergkeller hinüber! – Da saß der alte Hans noch immer auf seiner Bank. Der Berggirgl stand neben ihm. Zu ihren Häupten stand am Kammerfenster die Annemarie mit zusammengelegten Händen. Das vorwitzige Evchen lugte furchtsam über ihre Schultern hinweg. – »Nur kalt, immer kalt, mein Sohn!« hörte da Hermann des Großvaters mahnende Stimme zu sich herüber wehen. – Ein blitzschneller Ruck in seinem kochenden Zorn. Und zum Kampfe bereit stand er da, kalten Blutes, als habe ihm Der gegenüber noch kein Haar gekrümmt, und mauerfest, als könnte dessen scharfe Klinge nicht die Haut ihm ritzen.

»Auf die Mensur! – Legt euch aus! – Los!« – klang jetzt der Secundanten Commando durch die stille Morgenluft . . .

In senkrechter Auslage, von seinem Schlägerkorbe sicher gedeckt, sah Hermann mit ernstem Blick in Volkmanns verächtlich lachendes Gesicht. – Um jeden Preis vermied der Fuchs den ersten Hieb. Da schnellte jener voll Unmuth über dieses Zögern mit mächtigster Wuth ihm eine steile Terz über den Kopf. Aber wie ein klingender Fels sie pariren und aus geschultestem Handgelenk ihm eine Tiefquart unter seiner schlechten Parade über die Brust durchziehen, daß im Nu das bauschige Hemd in Fetzen hing, – das war wie der Blitz Hermanns sausende Antwort.

»Bravo, Leibfuchs!« flüsterte ihm sein secundirender Leibbursch ins Ohr. – Und schon wieder hatte Jener Vollmanns plumpen Gegenhieb mit gewandtester Eleganz parirt.

Jetzt standen sie sich aufs Neue lauernd gegenüber. Volkmann hatte nun schon sein voriges Lachen mit sichtlichem Ingrimm vertauscht, da er auf das Blut an seinem zerhauenen Hemde niedergeschielt, wenn auch die Brust selber nur leicht geritzt war. – Durch das Mißlingen seines ersten Hiebes gewitzigt, zog nun auch er es vor, des Fuchses Anhieb diesmal erst abzuwarten. – Lange maßen sie sich mit finsteren Blicken. – Da reizte ihn Hermann endlich mit geschickter Finte, dennoch zuerst loszuschlagen. – Sacht deutete er eine steile Quart nur in der Luft gegen ihn an und pfeilschnell kehrte er wieder in den Schutz seiner Parade zurück.

»Platsch, Platsch!« prallte da Volkmanns plumper Gegenhieb an Hermanns Klinge flachtönig ab. – Durch das

übermäßige Ausholen stand er einen Augenblick völlig bloß. – Und mit scharfem Adlerblick diese Schwäche erspähend und kalt besonnen benützend, hei, wie zuckte da des Fuchses elektrischer Hieb schräg über Volkmanns Stirn bis nieder zum Kinn! – Ein blutrother Strahl – eine tief klaffende Wunde – –

»Halt!« schrie der Rhenanenconsenior laut auf und sprang ein, um den so schwer Verwundeten vor nochmaligem Hiebe zu schützen.

Aber dieses »Halt« klang noch in der Luft. – In blinder Wuth schlug Volkmann nochmals auf Hermann los. Der noch viel mächtigere Ruf »Nachhieb« erscholl aus Kreutzers Mund. Und alsogleich tränkte auch aus Hermanns linker Wange derselbe rosige Strahl den gelben Haidesand.

»Kein Nachhieb! Er kam zugleich mit meinem Halt,« protestirte pflichtgemäß Volkmanns Secundant.

»Nein, Nachhieb!« replicirte Kreutzer noch bestimmter. – »Der Hieb fiel erst nach dem Halt, und mein Paukant hatte den Schläger schon gesenkt. – Unparteiischer, wie war's?«

»Nachhieb!« bestätigte mit der angebornen Ruhe seiner Landsleute der Westphale. –

So war die Waffenehre Hermanns gerettet und auch mit dem gegnerischen Nachhieb im Gesichte, der nach den Paukgesetzen gar nicht zählte, blieb er unbestrittener Sieger.

Volkmanns zwei Freunde waren augenblicklich ihm beigesprungen. Der ältere der zwei Paukdoctoren besichtigte rasch die gewaltige Wunde.

»Kann unmöglich weiter pauken,« sagte er lakonisch.

»*Silentium!* – Unser Paukant ist abgeführt,« erklärte Volkmanns Secundant. – Damit war die Paukerei commentmäßig zu Ende.

»Und wie steht es sonst?« fragte einer von Volkmanns Freunden den Paukdoctor.

»O gut! das Aug' ist unversehrt und sonst keine Gefahr. Der Hieb war zum guten Glück sehr scharf,« lautete sein beruhigender Ausspruch.

»O Gott sei Lob und Dank, sein Aug' ist unversehrt! Mir fällt ein Centnerstein vom Herzen,« seufzte Hermann aus schwergedrückter Brust, und dachte gar nicht mehr an die eigene brennende Wunde.

»Schnell ausziehen und in die Wirthsstube zum Verband! Es ist hier zu kalt, sonst gibt's Rothlauf,« befahl der vorige, ältere Arzt in gleichültigem Tone, der bewies, wie sehr er an solche Erlebnisse gewohnt war. Der jüngere, ein eben erst neugebackener *Doctor medicinae*, selber ein Frankenphilister, eilte voraus, um alles Nöthige drinnen vorzubereiten.

Rasch waren den Beiden die Paukhosen von den Füchsen losgeschnallt. Manchem zitterte vor Aufregung über das eben Gesehene die Kniee. – Die beiden verwundeten Gegner gingen mit ihren Freunden hinüber zum Bergkeller. – Der eine mit tiefgesenktem, bluttriefendem Gesichte, von seinen zwei Freunden unterm Arme gehalten, wie

ein zu Grunde gerichteter Mann. – Der andere, die Wange nur mit seinem Taschentuche zusammendrückend, aufrecht und leuchtenden Auges, wie ein junger Heerführer nach gewonnener erstmaliger Schlacht über einen viel älteren Gegner. –

Und drüben im Bergkeller, hei, wie hatte da beim ersten »Halt« der scharf spähende Berggirgl aufgeschrieen: »Vater, der Volkmann hat diesmal genug gekriegt!«

Und der alte Hans, wie war der verjüngt aufgesprungen von seiner Bank, hinüber jubelnd: »Vicktoria, braver Fuchs!« – Aber wie hatte er bei dem andern Rufe »Nachhieb« sogleich wieder zornig die Faust geballt: »Ah, haut der Bengel auch noch nach! – Das sieht ihm gleich. – Hat es dem Stark was gethan, Girgel?«

»Und ob, Vater! – Den ganzen Backen hat er ihm entzwei gehauen.«

»Na, weil's doch nur ein elender Nachhieb ist! Richtig ausgeschmiert hat der Fuchs ihn ja doch, und das ist die Hauptsache; basta!« tröstete sich wieder der Großvater und stützte sich auf des Berggirgls Schulter.

Und über ihnen waren zu gleicher Zeit die beiden Enkeltöchter zu Tod erschrocken vom Kammerfenster zurückgefahren.

Die Annemarie schlug die Hände vor die Augen: »Großer Gott! der Volkmann! – Mein Lebtag' seh ich nimmer zu.«

Und das Evchen jammerte: »Ah, und dem Stark sein schönes Gesicht! – Und ich hab' ihm doch alle zehn Finger gehalten.«

Die beiden Paukdoctoren waren in der Wirthsstube mit ihrer Kunst an den beiden Verwundeten, die nebeneinander saßen, beschäftigt. Der Berggirgl half wie ein absolvirter chirurgischer Assistent wie gewöhnlich redlich mit. – Der alte Hans saß unterdessen im Austräglerstübchen in seinem ledernen Lehnstuhle.

Annemarie und Evchen trauten sich aus ihrer obern Kammer gar nimmer herunter und blickten, ohne zu wissen warum, hinaus in den Wald, den kalte Nebel immer düsterer umwoben.

Eine Stunde darauf lag unser verwundeter Fuchs in des alten Hans eigenem Bett, das die beiden Mädchen in geschäftiger Eile frisch überzogen hatten. – Der sorgsame Arzt hatte bei dem eingefallenen Nebel den sofortigen Heimweg auf das strengste widerrathen, dem Fuchs sowohl mit seinen »zehn Nadeln« im Gesichte, wie noch entschiedener dem viel schwerer verwundeten Volkmann, – Der Berggirgl hatte mit seinem guten Herzen auch ihm alle erdenklichen guten Worte gegeben, um ihn zum Dableiben zu bewegen. Die obere Kammer seiner Töchter sollte zu seiner Aufnahme bereit stehen. Annemarie und Evchen wollten herzlich gerne in der Wirthsstube sich ein nothdürftiges Lager herrichten. Hermann selber bat seinen Gegner darum, so gut es ihn die eigene Wunde nur thun ließ. Und er reichte ihm die Hand zur Versöhnung.

Aber Volkmanns rohes Herz blieb unbewegt. Mit abwehrender Hand kehrte er sich weg. Da seine, von vierzehn Nadeln zusammengenähte Wunde, die von der Stirne bis über die Lippen schräg herunterreichte, ihn keinen Laut hervorbringen ließ, griff er unmuthig nach seiner Brieftasche und schrieb auf ein Blatt die flüchtigen Worte:

»Um keinen Preis der Welt mit diesem Buben länger unter einem Dache bleiben! – Lieber jetzt fort und müßte ich darüber zu Grunde gehen. – Ich beschwöre euch, Rhenanen, bei eurer Feindschaft gegen die Franconia, bringt mich jetzt nach Buchenreut! Dann heute Nacht in einem Wagen nach Hause!« –

Das Wirthshaus Buchenreut lag kaum zehn Minuten weit am andern Waldabhange des Berges, den vor etwa fünfzig Jahren ein nun ausgereuteter Buchenwald umgrünte. Das im Thal allein stehende Wirthshaus trug von dieser Ausrodung den Namen und diente seit langen Jahren dem Corps Rhenania zur selben ländlichen Kneipe, wie der Bergkeller den Franken.

Der Rhenanenconsenior, der nach Durchlesung des Blattes sogleich die Verpflichtung erkannte, diesen Wunsch auch zu gewähren, da er ihm einmal als Secundant mit Rhenanenwaffen zur Seite gestanden, flüsterte ihm sogleich zu: »Es ist gut, Volkmann, gehen wir!«

Und völlig unversöhnt, ohne jede Miene eines Abschiedsgrußes ging Volkmann, durch seine schwere Wunde zu langsamem Ausschreiten gezwungen, in der finstersten Stimmung mit dem Rhenanenconsenior, seinen

zwei Freunden und den Füchsen über die nebelumdüsterte Halde hinunter nach Buchenreut.

Während so der Eine im ungastlichen Geleite seines alten Grolles hinausgegangen war, stand an des Andern Lager im warmen Großvaterstübchen die besorgteste, wartende Liebe.

Obwohl für je sechs Stunden bei Tag und Nacht zwei Confüchse des Verwundeten vom Consenior als Krankenwärter commandirt waren, so konnten sie doch nie recht dazu kommen ihre Pflicht auszuüben. So sehr standen Annemarie und Evchen ihnen stets im Wege. Höchstens, daß sie ihnen erlaubten, für frisches Wasser Sorge zu tragen. Aber die Aufschläge selber durfte nur ihre eigene Mädchenhand abwechslungsweise auf Hermanns brennende Wange legen. Und drängte sich je einmal die Hand eines Fuchses in ihr Geschäft, so sahen sie unwilig drein und auch Hermann spürte es sogleich, selbst wenn er im Halbschlummer lag, daß das kühlende Tuch ihm diesmal von keiner seiner zwei lieben Samariterinnen aufgelegt worden war.

Wäre es möglich gewesen, so hätte der alte Hans seine zwei Enkeltöchter in sorglicher Pflege Hermanns noch übertroffen. – Aber mit seinen gebrechlichen Beinen und halb blinden Augen, was konnte er viel Anderes thun, als im großen Lederstuhle vor seinem Bette zu sitzen und ihm plaudernd die Zeit zu verkürzen? Und so erzählte er ihm, seine Erinnerungen wie eine Chronik vor ihm durchblätternd, von alter, lustiger Studentenzeit hier oben, da die Franconia eben gestiftet worden und er als junger

Mann die Bergkellerwirthschaft von seinem Vater übernommen hatte. – Dabei dämmerte in seinem Gedächtniß noch gar wohl das Bild jenes stillen, schmächtigen Fuchses, Christoph Stark, als dessen an Gestalt und Temperament so ganz unähnlicher Sohn, nun dieser andere Fuchs, für seines Vaters Ehre verwundet, im Bette lag. – Da klang diesem solch' Erzählen des Großvaters wie ein altes Lied aus der Heimath, und ihm geschah so wohl dabei, als säße sein eigener Vater plaudernd vor ihm da, als wäre es *seine* treue Hand, wenn der alte Hans ihm schmeichelnd dann und wann die Locken aus der Stirne strich.

Auch der treue Berggirgl ging, nach Hermann sich umsehend, ab und zu, so oft sein irdischer Beruf eines Schweinemetzgers ihm nur ein paar Minuten Zeit dazu übrig ließ. Er hätte es gewiß ebenso wie Vater Hans, Annemarie und Evchen, auch für viel poetischer gehalten, sich mit ihnen in die Pflege dieses jungen Helden zu theilen, als an zwei am Thürhaken aufgehängten Frischlingen seine anatomische Kunst auszuüben und dann nebst seinem Sohne Konrad auf dem Eichenklotz ein gar taktfestes Hackmesserquartett aufzuspielen.

Aber morgen war ja Sonntag, dessen Nachmittag für die Gäste auf dem Bergkeller so innig mit frischen Schweinswürsten zusammenhing, wie der Vormittag mit dem Kirchengang. Und so mußten sogar die zwei barmherzigen Schwestern nach dem Mittagessen sich so weit erniedrigen, statt des romantischen, kalten Umschlages

auf des schönen Studenten Wange sich mit dem prosaischen, heißen Brühkessel abzugeben, um darin die väterlichen Leber- und Blutwürste dem kochenden Sprudel zu übergeben und dann im Stadium der Genießbarkeit wieder mit gewandter Gabel herauszufischen.

Als dann aber die Dämmerung kam, da lösten sie, rasch in ihre vorigen, reinen Kleider sich werfend, die Füchse augenblicklich wieder ab, und wichen die ganze Nacht keine Stunde von Hermanns Lager.

Um jedoch dem nächtlichen Schlummer diesem anhänglichen, trauten Gesellen der Jugend, heute nicht sogleich jede Freundschaft aufzusagen, sollte nach ihrer Verabredung immer die eine Schwester eine Stunde auf dem Stuhle sitzend einnicken dürfen, während die andre die Aufschläge besorgte. Aber der achtzigjährige Hans in seinem Großvaterstuhle, bei dem der feste Schlaf, des Alters flüchtiger Gast, stets nur ein paar Stunden Einkehr gehalten, der hörte jeden Guckgucksruf der buntbemalten Schwarzwälderuhr, und hieß als nimmermüder Wächter bald die eine Schwester auszuruhen, bald rief er die andre wach, genau so, wie sie ihre Nachtwache selber geregelt hatten. Dabei trat er manchmal selber zu Hermann ans Bett, wenn er ihn im Wundfieber stöhnen hörte, streichelte seine Hand und theilte ihm so lange den ganzen Schatz seiner Schmeichelwörter aus, bis er wieder mit leichterem Athmen eingeschlummert war. –

Drunten aber in der Stadt, da hatte man, wie früher einmal in der Gymnasialzeit, so nun auch an diesem

Abend im Professorenkasino, wie in den Studentenkneipen, von nichts Anderem geredet, als von dem Frankenfuchs Hermann Stark, der auf dem Bergkeller so glorios für seines Vaters Ehre gepaukt hatte. –

Aber die glühendste Begeisterung brannte doch in dem germanischen Jungfrauenbusen der Thusnelda Scheppert. Noch um Mitternacht saß sie am Klavier und sang wohl ein dutzendmal voll Verzückung Theodor Körners Lied: »Der Ritter muß zum blutigen Kampf hinaus.« Besonders die anzüglichen Verse, und zwar mit kleiner Textveränderung, konnte sie gar nicht schmelzend genug wiederholen;

»O weine nicht die Aeuglein roth,
Als ob nicht Trost und Hoffnung bliebe!
Bleib' ich doch treu bis in den Tod –
Dem Grün – weiß – roth
Und meiner Liebe!«

Und ferne von diesem stillen Austräglerstübchen, da saßen am fünften Abend in der heimathlichen Erkerstube Vater Stark schmauchend auf dem Kanapee und ihm gegenüber Mutter Rosalie am Tisch und nähte. Die alte Dorothee ließ in respectsvoller Entfernung von ihrer Herrschaft das Spinnrad schnurren, dessen traulicher Ton mit dem Feuer im Ofen behaglich zusammenklang. Seit Hermann aus dem Erkerhause fortgezogen war, mußte seine alte Kindsmagd jeden Abend zu den Eltern herübersitzen.

War ihnen doch dann viel stiller zu Muth, als ob in ihr auch ein Theil ihres einstigen Pfleglings bei ihnen säße, und aus ihren alten Augen Hermanns Kinderzeit ihnen ins Herz schaute.

Aber trotz aller Traulichkeit von Spinnradschnurren und Feuerknistern wollte dem Vater heut Abend die Pfeife gar nicht munden; und auch die Mutter stach manchen Stich fehl. – Die Dorothee endlich ließ so traurig den Faden durch ihre Hand gleiten, als wüßte sie bestimmt, es werde der Weber daraus für sie noch diesen Winter das Todtenhemd weben.

Da stellte endlich Vater Stark, als die gewöhnlich verzagtere Ehehälfte, die Pfeife bei Seite.

»Kurios, daß Einem der Tabak nicht schmecken will, wenn das Herz gedrückt ist.«

»Aber was drückt dich denn gar so arg, guter Christoph?« fiel Frau Rosalie beschwichtigend ein, obwohl ihr selber das Gemüth nicht ganz sorgenfrei war. »Mein Gott! daß ein Brief sich jetzt um ein paar Tage verspätet! – Bedenk' doch nur, wie jeder Tag für Hermann jetzt noch neue Zerstreuung bringt! – Ja, wenn wir immer noch auf die erste Nachricht warten müßten! So aber haben wir ja schon einen zwölf Seiten langen Brief erhalten und beantwortet. Da hat er natürlich erst unsere Nachricht abgewartet. Das macht hin und her volle acht Tage. Also kann ja sein zweiter Brief eigentlich noch gar nicht da sein. O es ist ganz gewiß nichts Besonderes passirt. So glaub' es doch nur!«

»Ja, Mutter, das wäre Alles ganz gut gesagt,« erwiederte der Doctor, nicht im mindesten beruhigt. »Aber in seinem ersten Briefe stand es eben mit klaren Worten: ›Ich warte eure Antwort nicht erst ab, weil das viel zu lange hergeht. Und längstens am Montag bekommt ihr meinen zweiten Brief.‹ – Hörst du, Rosalie? Längstens am Montag! – Und heut ist es schon Donnerstag und noch immer keine Nachricht. Und da soll ich nicht ängstlich sein? – wie, was?«

Die Dorothee ihrerseits, die sonst so gerne den Dialog ihrer Herrschaft durchkreuzte, wenn es sich um ihr Hermännle drehte, verhielt sich diesmal auffallend schweigsam und spann weiter. – Dafür hatte sie aber schon vorhin bei den beruhigenden Worten der Frau Rosalie in unheimlicher Mimik ihr Haupt geschüttelt, ohne daß es bemerkt worden war. Und jetzt bei des Doctors erneutem Ausdrucke von Besorgniß wiederholte sie diese mimische Theilnahme am Gespräche. Nur daß sie diesmal statt des negirenden Kopfschüttelns auf ihren Garnspulen mehrmals bejahend herunter nickte, aber mit gar nicht freundlichem Ausdruck.

Vater Stark, dem dieses Letztere nicht entgangen war, fragte sie auch sogleich voll neuer Besorgniß:

»Was meint denn sie, Dorothee, weil sie so mit dem Kopf genickt hat? Um Gottes willen, sie wird doch nicht am Ende was wissen, was uns noch verborgen ist?« –

»Ich, Herr Doctor? – Ich hab' ja meinen Mund gar nicht aufgethan,« protestirte die verrathene Spinnerin. »Du lieber Gott, was soll ich denn wissen?«

»Aber mit dem Kopfe hat sie genickt, und zwar mehrmals und höchst sonderbar hat sie genickt,« drang Vater Stark energisch auf sie ein.

»Genickt hab' ich, Herr Doctor? – Guck einmal an! – Ei, das wird wohl von meinem alten Kopf kommen. Das passirt mir manchmal so,« wich die Dorothee wiederholt aus.

»Dorothee, ich bitte sie um Alles, sag' sie uns die Wahrheit,« drängte nun auch Mutter Rosalie, der dieses Kopfnicken ebenso befremdend aufgefallen war. »Weiß sie was Besonderes von Hermann? – Dorothee!« mahnte sie dann mit erhobenem Finger. »Keine leere Ausflucht, sondern die Wahrheit reden, wie sie's immer gethan hat. Was hat sie vorhin mit diesem unheimlichen Kopfnicken sagen wollen?«

»Nun meinetwegen, weil Sie mich denn gar so arg bis aufs Blut tribuliren, so soll's auch heraus,« erwiederte nun ganz ungehalten die alte Magd. »Also gut! – Aber ich kann dann nichts dafür, wenn's dem Herrn Doctor neue Scrupel und Aengste macht. Das bitt ich mir von vornherein aus. Also – heraus mit der Geschichte!«

Dabei rückte sie ihr Spinnrad ein wenig seitwärts, setzte sich in die rechte Positur, und die Eltern Hermanns hingen an ihrem Munde, ungefähr so gespannt, wie nach Virgilius einst die Königin Dido sammt Hofstaat an jenem des Aeneas.

Die Dorothee hub an:

»Also Samstag Nachts hab' ich gar zu lange nicht einschlafen können. Ich habe zwölf Uhr schlagen hören, ein

Uhr, zwei Uhr. Na, das wäre nun zwar nichts Besonderes gewesen. – Warum? darum. Weil mir das schon öfters passirt ist. Man ist eben alt und hat überhaupt nimmer viel Schlaf. Aber! – Und nun fängt die Geschichte schon an. Geben Sie Acht! – das war das Kuriose dabei, daß, je länger ich nicht einschlafen konnt', eine desto größere Angst über mich kam um mein Hermännle.«

»Um ihr Hermännle?« fuhr ihr Vater Stark geängstigt ins Wort.

»Aber warum denn, liebe Dorothee?« fragte mit möglichster Ruhe Mutter Rosalie.

»Ja warum? Wenn ich das selber wüßte! Kurzum, die Angst war einmal da. Das war richtig. Aber schweigen Sie nur jetzt einmal still und hören Sie weiter! Es kommt schon noch besser.«

»Noch besser? – Ja was denn, Dorothee?« unterbrach der Doctor sie neuerdings.

Mutter Rosalie schwieg und fuhr nur mit der Hand über die Stirne.

»Also gut! Zuletzt war ich aber doch eingeschlafen. Und da fing ich also, mir nichts, dir nichts, zu träumen an, was mir auch schon ewig lange nimmer passirt ist. Und was hab' ich geträumt? – Jetzt merken Sie auf, jetzt kommt eigentlich erst die Hauptsache.«

»Nun? – Und? – Weiter, weiter, Dorothee! – Sie bringt Einen ja rein zum Verzweifeln mit dem ewigen Herumdrücken,« drängte der Doctor.

»Nicht so ungeduldig, lieber Christoph!« mahnte sanft Rosalie, die nun schon wieder ruhiger geworden.

»Also gut, Dorothee, geträumt hat sie, und von was denn?«

»Von was, Frau Doctorin? – Von einem schwarzen Hund hab' ich geträumt, gleich dreimal so groß wie unser alter Ajax drunten. Und wie nur der Wirrwarr so durcheinander gegangen ist, der schwarze Hund, der hat eben mein Hermännle gebissen. Und doch ist er ihm nicht recht Herr worden. – Wie es der Hermann eigentlich mit ihm angestellt hat, das weiß ich selber nimmer recht. Wenigstens hab' ich den Hund hinterher schrecklich heulen hören. Kurz und gut, es war eben ein schwarzer Hund und der Hermann ist von ihm gebissen worden. Und Hundsbisse, vorab von so rabenschwarzen Kötern, das bedeutet einmal nichts Gutes. Das hab' ich schon einmal im Traumbuch gelesen und auch sonst schon oft gehört. Also das war diese kuriose, garstige Geschichte, die mir nun schon fünf volle Tage und Nächte im Kopf herumgeht. Und darum hab' ich vorhin auch mit dem Kopfe so geschüttelt und genickt. So – jetzt wissen Sie's!« –

Vater Stark saß noch wortlos da, ungefähr von dem nämlichen Schauer durchrieselt, wie einst Hermann, wenn ihm die Dorothee das Märchen von der Fee Holla erzählt hatte. Und auch Mutter Rosaliens klares Denken war von dem schwarzen, bissigen Hunde nicht völlig ungetrübt geblieben. –

Da klopfte es heftig an der Stubenthüre, daß alle drei unwillkürlich so zusammenfuhren, als habe sich ein Geist angemeldet. – Welches irdische Wesen sollte in so später Abendstunde hier noch anklopfen? –

Die muthige Hausfrau ermannte sich aber dennoch und rief mit gepreßter Stimme: »herein!«

Und herein trat, einen Brief in der Hand, die gar wohlbekannte Menschengestalt des Briefträgers mit der höchst irdischen Anrede:

»Wünsch' guten Abend, Herr Doctor! – Eine höfliche Empfehlung vom Herrn Postverwalter. Und da wäre dieser Brief heut Abend noch gekommen hat er gesagt. Und weil »*Cito*« darauf steht, da hat der Herr Postverwalter gemeint, er könnte pressant sein und ich solle ihn lieber gleich heut Abend noch hertragen, hat er gesagt. Nichts für ungut, wenn ich gestört habe! Gute Nacht, Herr Doctor, und Frau Doctorin!«

Damit hatte er den geheimnißvollen Brief dem Herrn des Hauses in die zitternde Hand übergeben und sich mit seinem gewöhnlichen Kopfnicken wieder empfohlen.

Aber – hatte auch kein Geist sich angemeldet, welch' neuer Schrecken durchzuckte jetzt Vater Starks Herz, als Poststempel und Adresse seinem flüchtigen Blicke zeigte, daß der Brief wohl von Hermanns Universitätsstadt kam, aber von fremder Hand gescrieben war!

»Da hast du's ja, Rosalie, da hast du's ja schon! – O meine Angst war nicht umsonst. Ach und welch' dicker Brief! – Der wird eine schöne Bescheerung enthalten,« wehklagte schon jetzt der Doctor, bevor er das Schreiben nur erbrochen hatte.

»Gelt, mein schwarzer Hund, Herr Doctor?« jammerte die Dorothee.

»Aber so lies den Brief doch nur erst, bester Mann! Wie magst du doch im Voraus so verzweifelt thun?«

»O ich kann ihn gar nicht lesen, denn ich weiß ja doch schon Alles, was drinnen steht.«

»Geh doch, Alter, wie kannst dir denn das schon wissen? Du weißt ja nicht einmal, wer ihn nur geschrieben hat. Komm, so gieb mir ihn her! Es steht gewiß nichts so Schlimmes darin, als du fürchtest, und vielleicht ist es gar nur eine Prozeßsache.«

»Ja, Rosalchen, mach' du ihn zuerst auf und sieh', wie Alles mit Hermann steht! – Gott! mir ist ja ganz schwarz vor den Augen.«

Und Frau Rosalie, selber voll trüber Ahnung, erbrach dennoch mit starker Hand das Siegel, sah bei dem acht Seiten langen Brief rasch nach der Unterschrift, die lautete: »Hermanns Leibbursch, Fritz Kreutzer.« – Aber wie ihr Auge sich eben verdüstern wollte, da ward es eben so schnell wieder klar. Denn unter diesem Namen hatte sie ja zugleich Hermanns eigene Zeilen mit den Blicken verschlungen. Und, Gott sei Dank, sie klangen voll lustigen Studentenhumors. Und da hatte er ja zum fröhlichen Schlusse noch selber sein Porträt hingezeichnet – mit einem Strich auf der Wange, dessen Bedeutung sie augenblicklich ahnte. – O wie da ihr Mutterherz wieder aufgeathmet!

»Siehst du, Vater, es ist nicht so gefährlich als du geglaubt! da lies nur vor Allem seine eigenen, glücklichen Worte!«

»Ja, hat er denn doch selber geschrieben?« – fragte Vater Stark mit verwunderten Blicken und streckte seine Hand nach dem Briefe, den Rosalie ihm hinüberreichte.

»Fritz Kreutzer und Hermann haben mit einander geschrieben,« klärte sie ihn auf. »Aber lies nur jetzt vor Allem, was er selber hier auf der letzten Seite schreibt, damit du nur erst deine Angst verlierst. Dann lesen wir das Andere von seinem Leibburschen um so ruhiger.«

Und Vater Stark fuhr erst mit der linken Hand über die Augen, gleichsam um alle trübe Sorge noch zuvor daraus wegzuwischen, und hub an mit immer noch sehr schüchterner Stimme vorzulesen:

»Liebste, beste Eltern! Nun wißt ihr von meinen lieben Leibburschen ganz genau, wie Alles zugegangen ist.«

»Ja, was wissen wir denn?« unterbrach er sich zerstreut. »Ich wenigstens weiß rein noch gar nichts.«

»Aber lies doch nur erst ruhig weiter, lieber Manmn! das Alles werden wir dann aus Kreutzers Brief umständlich erfahren.«

»Ja so, Rosalie, richtig! Ich bitte um Entschuldigung.«

Und er las wieder weiter, bald stocjend, bald hastig:

»Darum bitte ich euch recht von Herzen, daß auch ihr euch mit mir über Alles freuen und mir ja nicht zürnen möget. Besonders der gute Vater, hoffe ich, wird mit mir gewiß zufrieden sein, da ich ja nur die Mahnung seines theuersten Abschiedsbriefes befolgt habe, ein tapferer, unbefleckter Ritter zu sein, der das Gemeine haßt und niederkämpft in und außer sich. Im Uebrigen geht's mir ganz gut und ich gäbe meinen Schmiß nun gar nimmer

her, wenn er jetzt auch noch höllisch brennt. Denn er wird mir einmal famos stehen und meine Confüchse sind mir schon jetzt alle darum neidisch. – Und habt nur ja keine Sorge um mich! Ich bin hier oben so herrlich verpflegt, wie ein verzauberter Königssohn im Märchen von treuen Berggeistern und freundlichen Feen. – Nur das Schreiben im tiefen großväterlichen Federbett und mit meinem dickgeschwollenen Gesichte wird mir noch etwas schwer, wie mein Gekritzel euch hinlänglich beweist. – Darum nehmt mit diesen Zeilen für heute fürlieb! In ein paar Tagen mehr und besser! – Zum Zeichen meines lustigen Humors folgt hier am Rande auch noch mein künftiges Porträt als Federskizze. Zeigt's nur auch zugleich mit tausend Grüßen dem Dorthele, und sie soll nur dabei ans Zwingergärtchen und ihr Kammerfenster denken, wo ich ihr da einst prophezeit habe. – Nicht wahr, beste Eltern, eine ganz flotte Quart! Ich werde mein Leben lang meine Freude daran haben. Hab' ich sie doch nur aus Liebe für dich, mein geliebtester Vater, erhalten, den ich nicht ungestraft verspotten ließ. Und obendrein ist's ja nur ein elender, commentwidriger Nachhieb, der eigentlich gar nicht zählt. – Denkt ihr noch, liebste Eltern, an des seligen Frackschneiders Trinkspruch bei meiner Kindtaufe? – Ich kann ihn noch heute ganz auswendig:

> ›nd wie Arminius einst werd' er ein mächtiger Held!
> Jeglichen Feind, den schlag' er, wie Jener den Varus, zu Boden!‹

Seht ihr, der ehrliche Frackschneider war doch kein so ganz schlechter Prophet. – Nun lacht mich nicht darum aus und ich bitte dringend, schreibt mir doch ja umgehend, daß ihr nicht um mich besorgt und mir nicht böse seid. Erst, wenn ich diese Gewißheit habe, kann auch ich so recht froh werden. Grüßt mir auch die alten Wachtthürme in unserm Zwingergärtchen! Sie werden wohl auch mit meinen Mauleselhieben zufrieden sein. – Und nun schick' ich euch tausend, tausend treue Küsse innigster Liebe und bleibt nur auch ihr von Herzen gut eurem zwar verwundeten, aber doch siegreichen Sohne.

Arminius.«

Als Vater Stark mit dieser Vorlesung zu Ende gekommen war, hatte er die ganze Tonleiter von Staunen und Rührung, dunklem Verständniß und aufleuchtendem Vaterstolz auf seinem Herzen durchgespielt.

»Hast du gehört, Mutter, für mich hat unser braver Sohn sich geschlagen, für seinen Vater, den er nicht hat verspotten lassen! – O du guter, du tapferer Sohn, wenn ich dich jetzt nur da hätte, wie wollte ich dich drücken und küssen dafür!«

»Aber,« fuhr er wieder in einem anderen, gereizten Tone weiter, »aber, wer war denn nur dieser kecke Bursche, der mich verspottet hat und wie so, und weßhalb denn nur? – Er kennt mich ja wahrscheinlich gar nicht. – Und sollte der denn so ganz leer ausgegangen sein? – Aber nein, richtig, Hermann sagt ja selber am Schlusse:›verwundet, aber doch siegreich.‹ O jetzt nur schnell auch gelesen, was Alles Fritz Kreutzer schreibt! – Nun

hab' ich Courage, Alles zu hören, und mir selber wird wieder ganz burschikos zu Muthe, wie – was? – Aber Mütterchen, nicht wahr, lies du! Ich bin wirklich jetzt zu ungewöhnlich aufgeregt. Lies du, liebste Frau!«

Mutter Rosalie nahm den Brief vom Tisch, um Kreutzers fünf lange Seiten zu beginnen. Da verhinderte die Dorothee sie daran mit dem mürrischen Protest:

»So, und an mich denkt man gar nicht? Und läßt mich hier hocken, als wenn ich gar nicht ins Haus gehörte? Und hat nicht mein Hermännle gerad' erst geschrieben, daß man mir sein Porträt gleich zeigen soll? – Ei, so lassen Sie mich doch auch ein Bischen hineingucken, Herr Doctor und Frau Doctorin!«

Wie ihr Frau Rosalie Hermanns Porträt dann mit dem Strich auf der linken Wange hinüberzeigte, schlug die Dorothee die Hände zusammen.

»Nein, meint man denn nur, daß es möglich ist? – Justament accurat so hat er mir's schon mit dem Finger im Gesicht vorgemacht, wie ich aus dem Fenster ins Gärtlein hinuntergeguckt habe, wo er mit dem Kreutzer immer herumgefuchtelt hat. – Aber sehen Sie jetzt meinen Traum? – Da haben wir ja den Hundsbiß schwarz auf weiß. Num will ich doch nur sehen, wie das andere Geträum mit dem Heulen von dem Hund noch hinausgeht. – So, jetzt dank' ich auch schön. Jetzt lesen Sie nur geschwind weiter, Frau Doctorin!«

Und sie las und las mit ihrer lieben, sanften Mutterstimme fünf dicht beschriebene Seiten, von Hermanns erstem Streite mit Volkmann unter dem Lindendach

und dann dem zweiten drinnen im Tannenwald um seiner Lieben Abschiedsbrief, vom Fuchscomplott und dem Corpsconvent bis zu jenem blutigen Morgen auf der Haide und seiner treuen Wart im Austräglerstübchen des alten Hans – Alles, Alles, mit dem ganzen Feuer eines edlen deutschen Freundesherzens geschildert, las unseres jungen Helden tief bewegte Mutter nun vor in der heimathlichen Erkerstube.

Vater Stark hörte zu mit immer stärker klopfendem Herzen. Die Dorothee saß zuletzt wie eine Bildsäule da.

Und nun las die Mutter mit gehobenerm Ton und Herzen den Schluß:

»Ja, seien Sie stolz auf Ihren edlen Sohn, wie die ganze Franconia auf ihren so tapferen Fuchs stolz geworden ist. Verdankt sie doch nur seiner ritterlichen Gesinnung, daß aus ihrem Bunde die Gemeinheit ausgemerzt worden ist. – In der ganzen Stadt spricht man heute begeistert von Hermann, der die Beschimpfung seines alten Vaters so glorreich gerächt hat. Ich schätze mich glücklich, eines solchen Fuchses bescheidener Leibbursch zu sein, und alle diese schönen Züge Ihnen heute mittheilen zu dürfen. Voll aufrichtigster Verehrung Hermanns Leibbursch

Fritz Kreutzer.«

Dann stand Vater Stark auf und umarmte Mutter Rosalie auf ihrem Stuhle mit weinenden Augen.

»Ach Mütterchen, haben wir einen guten, edlen Sohn!«

Und die Dorothee nahm den Brief von ihrer Herrin Schooß und drückte das Porträt mit dem Strich auf der Wange an ihren welken Mund:

»Gut's, lieb's Hermännle, auch ich dank' dir eben viel tausendmal – du braver, braver Bube!« –

Das war Hermanns erste Paukerei zu seines Vaters Ehre.

VIII. Vom Fuchs zum Senior.

»Die Jahre fliehen pfeilgeschwind.«

Ob uns des Lebens Freude mit immer neuen, thaufrischen Rosen die heiteren Schläfe kränzt, ob seine Sorge mit eisernem Reif uns Herz und Stirne drückt; – ob wir den flüchtigen Tag aufhalten möchten, weil er unserm Herzen gar lieblich dünkt mit seinem sonnigen Schein, oder ob wir danach seufzen, daß die langsame Nacht vorübergehe, weil ihr Dunkel unsere Seele ängstigt; – der lichte Tag, wie die finstere Nacht, die Jahre der brausenden Jugend, wie des bedächtigen Alters, die der Sehnsucht wie des Genusses, die eiligen, wie die trägen – sie fliehen doch alle pfeilgeschwind, eines wie das andere. Und keine Stundenwelle zählt einen Tropfen mehr der Zeit, als ihre Schwester, die aus dem Meer der Ewigkeit ihr voraus entronnen oder nachfolgt.

Ist mir doch jetzt, als sei es erst gestern gewesen, daß ich dem ersten Waffengang unseres jungen Helden zugesehen! Und doch sind schon wieder über drei Jahre dahingegangen – für den Sohn eine nur zu schnell verrauschte Zeit jugendlichen Träumens und Schwärmens; für Vater und Mutter Stark eine Ewigkeit entsagenden Harrens. Und doch nun rückwärts nochmals im Geiste

durchlebt, für alle Drei gemeinsam nur wie ein Gedanke pfeilgeschwind entflohen!

Eine wie weite Strecke auf der Lebensbahn unseres Freundes hätten wir nun miteinander zurückzuwandern! – Aber ich will dich lieber auf eine kleine Höhe führen, von der du unseres flotten Studenten Thun und Treiben vor dir liegen siehst – von jenem denkwürdigen Tage, da du ihn verwundet im Austräglerstübchen verlassen, bis heute zum sechsten Semester seiner akademischen Freiheit.

Jener Eichenkranz der germanischen Jungfrau Thusnelde Scheppert, den sie durch den Pedell ihrem angebeteten Helden Arminius in den Carcer schicken ließ, war nicht der einzige Preis, den seine damalige That für seines Vaters Ehre davon getragen. Sein stolzes Haupt war noch mit einem ganz andern Kranze geschmückt worden, dessen Blätter ihren frischen Glanz durch lange Jahre bewahrten. Das war die hohe Achtung, mit der seit jenem Tage das ganze Corps und namentlich Hermanns Confüchse ihm anhingen, die es ihm niemals vergaßen, daß eigentlich nur er durch die Macht seines sittlichen Ernstes ihnen das Bewußtsein studentischer Freiheit und Ehre gerettet hatte. Aber auch die Corpsburschen dankten ihm sein energisches Auftreten im Stillen und freuten sich seiner, als der Perle aller hiesigen Füchse, um die alle die andern Landsmannschaften der Franconia neidisch waren. –

Aber Volkmann war, als kaum seine Wunde geheilt gewesen, eines Tages spurlos verschwunden. Durch seine

Dimission auch der Franconia hatte er, tief verschuldet, wie er war, allen Halt verloren. Und jener Bierwirth, der bei dem damaligen Philistercongreß auf dem Marktplatz behauptete, daß Volkmann Zeugniß und Alles im Stich lasse und hundertmal eher durchbrenne, als er einen Kreuzer bezahle, hatte leider zu seinem und aller übrigen Gläubiger größtem Herzleid Recht behalten. –

Und welch' ganz anderer Geist durchwehte jetzt das Corps der Franconia! –

Lief unter Vollmanns Herrschaft noch jeder Fuchs beständig Gefahr, wegen fleißigen Collegienbesuches als »Ochser« und »Büffler« so lange von ihm verspottet zu werden, bis endlich einer nach dem andern davon abließ, wie ganz anders war es seit diesem Semester geworden! – »Der Letzte des Abends auf der Kneipe, der Erste des Morgens im Colleg« war des nunmehrigen braven Conseniors Kreutzer stete Regel. Und fort und fort ermunterte er auch seine Füchse zu deren Befolgung, darin keiner eifriger war, als sein Leibfuchs Hermann Stark. Nur insoferne wich dieser von dem etwas gar zu pedantischen Pfade seines nicht gerade hochbegabten Leibburschen ab, als dieser jedes Colleg, auf das er einmal inscribirt war, auch ausnahmslos mit gleichem Fleiße besuchte, sein weit genialerer Leibfuchs aber sich hierin schon eine merklich freiere Bahn offen ließ.

Rollte doch dasselbe Blut, das in dem Frosch gegen jenen ignoranten Schultyrannen aufgebraut, nun auch mindestens ebenso heiß in dem jetzigen Fuchs. – Und auch diese Hochschule zählte unter ihren Professoren

ein paar veraltete Zöpfe, deren geisttödtendes Colleg im buchstäblichen Sinne nur eine »Vorlesung« war längst zusammengeschriebener Hefte mit an den Rand verzeichneten, alljährlich sich wiederholenden, banalen Witzen. Bei diesen begnügte sich Hermann vollständig damit, Person und Vortrag einmal der Kuriosität halber zu mustern, um ihnen dann für alle Zeit den Rücken zu kehren, wenn er auch genau wußte, daß ihm diese Geringschätzung im Schlußexamen wohl schwerlich zum Heil ausschlagen werde. Zu einem geistlosen Pedanten war aber einmal unser junger Held nicht geboren. »Der Buchstabe tödtet, doch der Geist macht lebendig,« – das war und blieb seines Studiums oberste Devise. Und für ihn übte es nicht den mindesten Reiz, was jenen Schüler im Faust so vollauf befriedigte: »Und was man schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen.«

Und wie lohnte ihm dieser manneswürdige Fleiß mit immer neuen Reizen jeden erlaubten Genuß studentischer Freiheit! – Ob er des Abends im Commershause beim Steinkruge saß und aus voller Kehle in deutsche Burschenlieder einstimmte, ob er Mittwoch oder Samstag Nachmittags bei seinem treuen Berggirgl droben an »Schweinernem« sich ergötzte und seiner ganzen Jugendlust die Zügel schießen ließ – oder ob er an Sonn- und Feiertagen als flotter Kutscher im Einspänner und als überkühner Reiter auf spathfüßigem Klepper abenteuerliche »Spritztouren« machte, – wo war in der ganzen Musenstadt noch ein Student, der sich lustiger seines jungen

Lebens gefreut, dabei so viel studirt und das Schild seiner Ehre so blank gehalten, als unser prächtiger, junger Freund?

Was Wunder, daß er auch schon in die Herbstferien mit dem dreifarbigen Corpsband heimkehrte und schon am Ende des dritten Semesters zur Würde des Conseniors einstimmig erwählt wurde! Und wahrhaftig nur zur Ehre seiner Franconia! –

Wie in alter Zeit der echte Ritter ohne Fehl und Tadel seinen jungen Knappen in allen Zweigen ritterlicher Kunst und des Waffenhandwerks unterwies, und noch viel eifriger daran arbeitete, daß dieser nicht nur das adelige Kriegspanier, sondern auch die Fahne des Seelenadels mitten durch die Feinde hoch und unbefleckt zu tragen lerne, so hielt auch der nunmehrige Consenior; vor Allem darüber strengste Wacht, daß neben aller Zucht im Convent und auf dem Fechtboden seinen Füchsen das ganze Corps leben für alle Zukunft eine fruchtbare Pflanzschule werde für Charakterfestigkeit und Mannesehre. Gemeinheit der Gesinnung fand an Hermann Stark ihren erbittertsten Gegner. Und in steter Erinnerung an Volkmanns verderbliches Beispiel drang er unnachsichtlich darauf, daß solch' niederes Element sofort ausgemerzt werde, bevor der neuerwachte sittliche Geist der Franconia wieder schläfrig werden könnte.

Aber auch bei den Zechgelagen – welch' ganz andere, edlere Lustigkeit! Statt plumpen, verlegenden Gehänsels

der Füchse, statt geistloser Wetten, wer am meisten Bierhörner vertilgen könne, und statt pedantischer Handhabung der witzarmen Biergesetze, welch' kecker sprudelnder Humor, mit dem oft sentimentale Poesie nebst der edlen Frau Musica Hand in Hand ging, war jetzt in die Franconia eingezogen! Was immer an schalkhaftem Witz und sinnigen Gedanken in den jungen Köpfen, wie an klaren Stimmen in den jungen Kehlen geborgen lag, das ward nun vom Consenior Stark an das Licht gelockt.

Ein eigenes Blatt, von ihm gegründet und redigirt, wenn auch ungedruckt, aber mit schwarzen und colorirten Bildern illustrirt, gab an jedem Donnerstag den ganzen, während der Woche gesammelten Schatz an launigen Einfällen, satyrischen Epigrammen, geistreichen Leitartikeln, Romanzen und minnigen Verslein zum Besten.

Wie ward aus ganzem Herzen gelacht und wieder Beifall geklatscht! Dazwischen wechselte vierstimmiger Männergesang. Ein Streichquartett folgte auf ein Lied von Schubert und Mendelssohn; oder ein junger Fuchs ließ gar seine bisher unbekannte Virtuosität auf irgend einem Instrumente vernehmen.

Wie da jede Woche das Commershaus voller und voller ward, daß zuletzt der Tanzboden über der Kneipe aushelfen mußte. In solchem Maße wuchs der Ruf der »Frankenchronik« und die Zahl der Gäste bei der »Donnerstagsfama.« –

Selbst seine Magnificenz, der Herr Prorecetor, fand es nicht unter seiner Würde, sie mit seinem Besuche

zu beehren. Und als einmal ein noch staunenswertherer Gast, der stets griesgrämige Universitätsrichter sich eines Donnerstag Abends unter den Gästen eingefunden hatte, da hörte er gerade heim Eintreten Hermann Stark einen selbstverfaßten Leitartikel »über akademische Freiheit und akademische Pflichten« vorlesen und begleitete den ganzen Vortrag mir beständigem Kopfschütteln. Nach dessen Beendigung konnte er nicht umhin, gravitätisch zu Hermann hinzuschreiten und ihn mit scrupulösester Mimik auf die bekannte Narbe seiner linken Wange zu tupfen: »Aber mein lieber, junger Freund, gehört das auch zu den akademischen Pflichten?«

Und schnell gefaßt erwiederte Hermann lächelnd: »O ja, verehrtester Herr Universitätsrichter, diese Narbe schon. Die gehört so gut zu den akademischen Pflichten, wie zur akademischen Freiheit.«

Nach dieser Antwort rief er sofort, halb voll Ernst, halb voll Humor: »Dem Herrn Universitätsrichter unsern begeisternden Dank dafür, daß er heute zum erstenmale unser Ehrengast! Ihm erschalle ein dreifaches, donnerndes Hoch!« – Der Saal erdröhnte von mit Gelächter untermischten Hochs. Aber das drittemal war noch nicht verhallt und der lange hagere Mann hatte sich bereits zur Thüre hinausgedrängt und murmelte auf der Treppe in sein spitzes Kinn: »Unverbesserliche Taugenichtse! – Aber wartet nur, ich will euch schon noch mürbe machen!«

O Herr Universitätsrichter, wie denn und warum denn? Lassen Sie dieses widrige Geschäft doch dem kommenden Ernste des Lebens! Er wird nur allzufrühe mit diesem glücklichen Frohsinn fertig werden! –

Da hab' ich dir nun mit freilich sehr flüchtigen Zügen ein Bild von dem Studentenleben unseres Freundes hingeworfen. Aber auch schon nach dieser Skizze wirst du die allgemeine Trauer der Franconia begreifen, mit der sie ihn nach dem vierten Semester auf ein ganzes Jahr von sich scheiden sah. Ihm selber geschah wohl am wehesten dabei. Und es bedurfte der Macht seiner vollen Sehnsucht, auch noch auf andern Hochschulen bei den gefeiertsten Größen des juristischen Lehrfaches sein Wissen zu bereichern, um diesen Entschluß seinem Herzen möglich zu machen.

Ich sollte dich nun das eine Semester mit ihm zur idealen Musenstadt im poetischen Neckargrunde führen und das andere an den grünen Rhein, wo ihre nicht minder schöne Schwester auf das sagenreiche Siebengebirge hinausschaut. Erschließen sollte ich dir den ganzen neuen Reichthum seines Gemüths und Geisteslebens, da sein Genie zu den Füßen all' der weithin berühmten Lehrerheroen gesessen und sein Herz in neu erschlossener deutscher Poesie sich bereichert und erhoben.

Auf jener steinernen Elegie des Heidelberger Schlosses sollte ich dich mit ihm träumen lassen, wie im Riesendom des heiligen Cöln, dem nach Vollendung ringenden Symbol deutscher Einheit. – Rhein auf- und abwärts solltest dir ihm geleiten durch all' das reiche deutsche

Leben von Jetzt und Einst in blühenden Städten und zerfallenen Burgen. Mitfühlen sollte ich dich lassen, wie er auf seiner Rheinfahrt all' den Sagen gelauscht vom Hort der Nibelungen bis zur Lorelei, deren Zauberlied ihn nie verlockte; wie er auf dem Drachenfels den Becher goldenen Rheinweins dem deutschen Vaterland begeistert ausgetrunken, und wie das Herz ihm wieder wehmüthig geworden zu Aachen, in der deutschen Kaiser alter Krönungstadt, nach der es ihn am Pfingstfeste mächtig hingezogen hatte.

Ausführlich sollte ich dir erzählen, wie er auch fern von seiner geliebten Franconia als hochgeehrter Gast ihre Farben überall zu Ehren brachte, stets der gleich »unbefleckte Ritter.« – Aber wie ihn selber, so zieht's auch mich wieder zu gewaltig zur kleinen bescheidenen Musenstadt zurück, der Heimath seiner ersten akademischen Freiheit. – Kannst du es mitfühlen, mit welchem Jubel er in Spätherbste wieder von seiner Franconia empfangen worden?

Und schon ein paar Tage darauf erzählten sich's die andern Corpsstudenten in den Kneipen, wie die Philister auf der Gasse, als allerwichtigste Stadtneuigkeit:

»Wißt ihr's schon? – Der Hermann Stark ist Senior der Franken geworden.«

IX. Ein siebzigjähriger junger Corpsbursch.

Und wieder ist ein Semester dahingegangen und ein anderes angebrochen, – das letzte unseres lieben Helden.

Ein wunderschöner Maitag hat sein heiter lachendes Antlitz aus der duftigen Dämmerung entschleiert. Dieselbe linde Luft weht mich an, wie an jenem Maimorgen, da der Storch vom Wetterfahnenritter des Erkerhauses seine Freudenbotschaft heruntergeklappert. Und nach all' diesen brausenden Studententagen unseres jungen Freundes überkommt mich jetzt eine wahre Sehnsucht, auch wieder nach dem ruhig dahin rinnenden Leben unserer ältesten Freunde mich ein wenig umzusehen. Wer kann wissen, wie lange wir sie überhaupt noch haben dürfen? – Und ist es wohl herzerquickend, mit umherzuschweifen auf der Jugend heiteren Gefilden, daraus fort und fort die Lerchen der Freude zum wolkenlosen Himmel steigen, und darüber stolze Adler der Hoffnung ihre kühnen Kreise ziehen, so ists doch auch ein wohlthuendes Behagen, am dämmernden Abend eines altgewordenen Ehepaares auf die Nachtigall zu horchen, wie sie von immer gleich treu gebliebener Liebe schlägt, und zu schauen, wie der Abendstern gerade so heiter über ihren greisen Häuptern funkelt, wie einst der Morgen über ihren jungen aufgegangen war.

Und siehe, da sind wir schon zur Stelle in Vater Starks uns wohlbekanntem Arbeitszimmer, darin er so vielfach Freud' und Leid mit seinem liebsten Sohn erlebt hatte. Genau wie vor alter Zeit steht der Storch auch heute gravitätisch auf einem Bein droben und sucht sich mit behaglichem Klappern den nächsten Giebel aus. Und der gute Doctor selber sitzt am Arbeitstische, trotz seiner nun siebzig Jahre noch immer so rüstig, als ob er auf der Liste

der Sterblichen von jenem menschenfeindlichen, finstern Registrator ganz vergessen worden wäre. –

Da klopft, wie fast alltäglich zu dieser Morgenstunde, der Briefträger an, ruft aber schon unter der Thüre mit lachendem Gesicht, da er eine kleine Schachtel emporhält: »Herr Doctor, etwas vom Herrn Sohne!«

»So, so – Und eine Schachtel? Ei, ei, was da drinnen nur stecken mag! Ist dies doch überhaupt die erste Schachtel, die mir mein Sohn geschickt hat!«

Mit diesem neugierigen Monolog, während dessen sich der Postbote schmunzelnd entfernte, unterzog Vater Stark die geheimnißvolle Sendung einer näheren Prüfung.

»Aber wie sonderbar! – die Adresse ist gar nicht von seiner Hand geschrieben. Und das Siegel? Was nicht gar: ›Corpsconvent der Franconia!‹ – Kurios! Und an mich – vom Corpsconvent! – Ja, da bin ich ja mit vollstem Rechte ganz überaus gespannt, sogar fast ängstlich. – Wie, was? –«

Ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, die Schnur fein säuberlich aufzulösen, schnitt er sie diesmal mit der Papierscheere ungeduldig durch und riß so hastig, aber verkehrt, den Deckel auf, daß der ganze Inhalt auf den Boden herausfiel. Schier ängstlich hob er sodann den Hauptgegenstand auf und entkleidete ihn seiner Umhüllung von weißem Seidenpapier. Vor Spannung wagte er kaum zu athmen. Und siehe, ist es Wahrheit oder Traum? – Eine Cerevismütze! – Ja wahrhaftig, und was für eine?

– Der grün und rothe Sammt, von silbernen Eichenblättern strahlend durchwoben und der Circulus der Franconia von einem sonnenartigen Stern umflammt!

»Ah! Ah!« – das war sein ganzer Ausruf. Hätte der großmächtigste Schach von Persien unserm guten Vater Stark jetzt seinen pfannenkuchengroßen Sonnenorden in dieser Schachtel zugesendet, bei Allah und seinem Propheten Mahomet, er hätte ihn auch nicht verdutzter anschauen können, wie diese noch so räthselhafte Cerevismütze. Und erst, als er aus seiner ersten Verwunderung dazu kam, auch den auf dem Boden liegenden größeren und kleineren Brief aufzuheben und zu entfalten, drang allmälig Licht in den dunklen Irrgang seiner Vermuthungen.

Da er nach dem kleinen Brief in väterlichem Instinct zuerst gegriffen hatte, so soll auch dessen Inhalt zuerst zur Oeffentlichkeit gelangen. Er lautete:

»Mein bester, geliebtester Vater!

In größter Eile für heute nur wenige, flüchtige Worte. Du hast mir von meinen Bubenjahren bis auf diesen Tag schon so viele Mützen gekauft und ich habe so viele verdorben und verloren, daß es mich in kindlicher Dankbarkeit jetzt drängt, dir auch einmal eine zum Pretium zu machen, und zwar eine so kostbare, wie sie meiner und deiner Liebe würdig ist. – Aus anliegendem Schreiben unseres Corpsconventes magst du am besten ersehen, was ich hier gelte, als dein nicht ganz ungerathener Sohn, und in welchen Ehren du bei uns noch stehst, als mein unvergleichlich guter Vater. – Ja, komm, komm

zu uns! Mein ganzes Herz schick' ich dir heute, daß es dich darum bitten und nicht eher davon ablassen soll, bis du zur Abreise im Wagen sitzest. Ich habe für dich bereits bei meinem Hausphilister ein sehr wohnliches Zimmer bestellt. Vater, du sollst von mir und unserm ganzen Corps auf den Händen getragen werden! Du darfst um keinen Preis dabei fehlen! Küsse mir die gute Mutter und die alte Dorothee! – Sie sollen ja nicht ängstlich für dich sein. Und du findest gewiß auch Reisegesellschaft von andern Corpsphilistern. Fritz Kreutzer und Kreisgerichtsrath Horn kommen wenigstens ganz gewiß. Verzeihe heute meine Nachlässigkeit in Styl und Schrift. Aber mir ist der Kopf ganz voll vor lauter Vorbereitungen, die ich alle noch zu leiten habe, als Vorstand des Festcomité's. – In ein paar Tagen vielleicht ausführlicher! – Und habe ja nur keine Angst wegen meines Studiums! Ich habe auf das Examen schon tüchtig vorgearbeitet und kann nun ein wenig Zeit für diese Allotria dran setzen. Die Bearbeitung der juristischen Preisaufgabe liegt ohnedem schon seit acht Tagen fix und fertig im Pulte. Also nochmals, komm! Gott mit euch, bester Vater und liebste Mutter, und tausend Küsse von deinem dich von jeher als Sohn treuliebenden, nun aber auch mit Gruß und Handschlag dich herzlich grüßenden Freund und Bruder

Hermann, Senior der Franconia.

Versetze dich nur ein wenig in die Stimmung des guten Doctors, als er diesen für ihn noch mehr als räthselhaften Brief Hermanns durchflog, und du begreifst, mit welcher Wißbegierde er nun auch das größere Schreiben erbrach.

Und siehe da, welch' neue Ueberraschung lachte ihn daraus an! Das grün-weiß-rothe Corpsband der Franconia. – Und seine Augen verschlangen mit noch stärkerem Heißhunger nach Aufklärung dieses neuen Räthsels dieses zweite Schreiben, das da wörtlich lautete:

»Hochverehrter Herr Doctor!

Vielgeliebter Freund und Bruder!

»Unsern Gruß zuvor! – Am 25. Mai feiert unsere edle Franconia das seltene Jubelfest ihrer fünfzigjährigen Stiftung. Aus allen Gauen unseres Vaterlandes werden die einstigen Brüder, deren Brust das schöne grün-weißrothe Band umschlang, in Schaaren zu diesem Festtage herbeiströmen. Aber von allen theuern Gästen ersehnt der Corpsconvent doch jene hochherzigen Männer am tiefsten, welche vor einem halben Jahrhundert den Grundstein zu diesem nun so weiten Hause der Burschenehre und akademischen Fröhlichkeit gelegt haben. – Die Meisten schlafen bereits den Schlaf der Gerechten. – Nur drei hochgeehrte Namen weisen die Annalen unseres Corps nach, denen das schwarze Kreuz noch nicht vorgezeichnet ist. Diese drei noch lebenden Herren Stifter der Franconia sind: ihr vormaliger erster Senior, der nunmehrige pensionirte Oberappellationsgerichtspräsident, Friedrich Wilhelm von Schlehdorf; ihr erster Secretär, der nunmehrige pensionirte Buchhalter der Staatsschuldentilgungskasse, Joseph Dietz, und ihr vormals erster Fuchs, – Sie selber, hochgeehrter Herr Doctor Christoph Stark!

Wie der Corpsconvent übrigens in den Annalen weiters ersehen hat, steht Ihr Name nur unter den Renoncephilistern eingetragen, wozu wir uns die Randglosse schmerzlicher Verwunderung nicht ersparen zu können glauben. Wie? – Der leibliche Vater unseres nun so hochverehrten Seniors sollte damals nicht würdig gewesen sein, das grün-weiß-rothe Corpsband zu tragen? Nie und nimmer kann der heutige Corpsconvent diese ohne Zweifel irrige Meinung des damaligen vor fünfzig Jahren jetzt gutheißen. Er glaubt vielmehr, ohne jede nähere Untersuchung dieser auffallenden Thatsache, sich heute der heiligen Pflicht nicht entschlagen zu dürfen, an Ihnen jetzt glänzend gut zu machen, was vor fünfzig Jahren irgend welche falsche Vorurtheile gefehlt haben.

So lassen Sie sich denn, verehrtester Freund und Bruder, durch einstimmigen Beschluß des jetzigen Corpsconventes, der ohne Vorwissen und in Abwsfenheit seines Seniors, Ihres Sohnes, gefaßt worden, heute nach einem halben Jahrhundert die edle Brust mit dem so wohlverdienten Corpsbande schmücken. Es sei Ihnen dieser Beschluß ein Unterpfand dafür, wie hoch wir den verehrungswürdigen Mann zu schätzen wissen, der unserm heutigen, hochgefeierten Senior, dem geistigen Regenerator der Franconia, das leibliche Dasein gegeben hat.

Mit dieser Ihrer nachträglichen Reception zum Corpsburschen, respective Corpsphilister der Franconia, verbinden wir die dringlichste Bitte, bei der kommenden Jubelfeier unter allen Umständen gegenwärtig sein zu wollen, um dem Corpsconvent weitere Gelegenheit zu dem

Beweise zu gewähren, wie heiliger Ernst es uns mit der Versicherung der aufrichtigsten Liebe und Verehrung sei, mit der nun zeichnet unseres nunmehrigen Freundes und Bruders mit Gruß und Handschlag ergebenster Corpsconvent der Franconia.

In Abwesenheit des Seniors

Der Consenior:

Am 27. April 1842. Rudolf *Burger*.«

Wie wenig vermag doch oft alles noch so getreue Erzählen und Beschreiben! – So mußt du auch jetzt mit deiner eigenen Einbildungskraft unsern so glorreich ausgezeichneten Vater Stark dir vorstellen, wie er nach beendigter Lesung dieses Decretes dreinschaute, so von allen Hochgefühlen der Welt durchrieselt, wie etwa ein neugebackener Minister, der sich bei der ersten offiziellen Vorstellung von seinen früheren Ministerialcollegen zum erstenmale mit dem erhabenen Namen »Excellenz« betiteln hört.

»Nein, das muß ich aber sagen,« athmete er endlich von seinem grenzenlosen Erstaunen ergriffen auf, »das ist von dieser Franconia aber doch sehr, sehr schön und rührt mich tief. – Diese meine endliche Ernennung zum Corpsburschen, anf die ich als Student stets vergeblich gehofft und geharrt, vermuthlich weil ich bei der damaligen, etwas rüden Rauf- und Trinklust ihnen allzu friedlicher und nüchterner Natur dünkte, diese Ernennung ehrt

den löblichen Corpsconvent so gut, wie mich selber, und noch vielmehr meinen Hermann, denn dieses Schreiben sagt mir ja mehr des glänzendsten Lobes über ihn, als hundert Briefe der ganzen Professorenschaft. Und darum sei mir nun auch von ganzem Herzen gegrüßt, du heiteres grün-weiß-rothes Band! – Ich segne dich als ein neues Band der Liebe zwischen einem glücklichen Vater und einem herrlichen Sohn!«

In solchem Monologe nahm sein überströmendes Gefühl allmählig Gestalt an, indem er zugleich das Corpsband mit trunkenem Blick in die Hand nahm. »Siehst du, nun sind wir zwei ja doch noch zusammengekommen und mit tausendmal freudigerer Empfindung, als das vielleicht vor etwa fünfzig Jahren geschehen wäre. Aber komm, nun sollst du auch sogleich meine Brust schmücken! – Bin ich doch selber begierig, wie du mir jetzt noch stehen magst!«

Sprach's, zog den fadenscheinigen Studirrock aus, stellte sich in Hemdärmeln vor den Spiegel am Pfeiler, hängte sich das Corpsband um und setzte sich die Cerevismütze prüfend auf.

»Schau, schau, gar nicht so übel! – Solche farbige Dinger machen doch gleich einen eignen verjüngenden Effect. Und wie ich im Grund überhaupt noch frisch aussehe. Und siebzig Jahre sind doch wahrhaftig keine Kleinigkeit. Ja, meine geschonte Jugend! Das ist eben ein Kapital, das sich in Alter prächtig verzinst. Dazu meine so geregelte Lebensweise. Und freilich auch die herrliche Pflege meiner guten Frau nicht zu vergessen! – Ha, ha,

werden sich meine alten und jungen Corpsbrüder unter mir ein altes verhutzeltes Männchen vorstellen! Ja, wartet nur, bis ihr mich leibhaftig seht! O ich bin noch nicht pensionirt, wie meine zwei Herrn Mitstifter. Gott bewahre! Noch höchst activ. Ach, ich freue mich doch ganz entsetzlich darauf, einmal wieder auf ein paar Tage ein recht flotter Student zu sein.«

Dabei durchströmte ihn ein so burschikoses Gefühl, wie, buchstäblich wahr, noch niemals zuvor. Dann zog er seinen guten Ausgehrock über das Corpsband an.

»Nun will ich aber doch sogleich zu meiner lieben Frau hinaufgehen. – Herrje, wird die Augen machen!«

Und also mit Cerevismütze und Band geschmückt, ging er hinauf zur Erkerstube und konnte schon auf der Treppe vor lauter Herzensfreude den Mund gar nicht mehr recht zusammenbringen. Um seinen Eintritt noch feierlicher zu machen, klopfte er gerade so vornehm an, wie die Frau Tribunalpräsidentin bei ihrer vierteljährigen Staatsvisite. Die gute Mutter Rosalie war eben in ihrem saubern Morgennegligé von der gewohnten Küchenconferenz wieder in die Erkerstube hereingetreten und griff bei diesem vornehmen Anklopfen unwillkürlich an ihr Morgenhäubchen, während sie ganz schüchtern »Herein« rief.

Du kannst dir daher wohl ihre Ueberraschung denken, da Vater Stark als flotter Bruder Studio nun vor ihr stand, mit der räthselhaften Anrede:

»Da schau her, Mütterchen, was ich geworden bin.«

»Ja, uns Himmels willen, Alterchen, wie siehst dich denn aus?« – lachte sie, die Hände zusammenschlagend, ihn an. »Ja, was bist du denn geworden?«

»Ei, Corpsbursch bin ich geworden, Frauchen, oder eigentlich Corpsphilister. – Ja, da lies nur erst diesen großen und dann diesen kleinen Brief, dann wird dir Alles klar werden. Dieses Corpsband für mich ist nämlich von der Franconia, die ich einst mitstiften half. Ja wohl, das will ich meinen. – Und diese Cerevismütze da kommt von unserm guten, prächtigen Sohn. Am 25. Mai ist das fünfzigjährige Stiftungsfest. Ich bin auf das allerdringlichste dazu eingeladen und darf auch als einer der noch lebenden drei Stifter gar nicht fehlen. Und keine zehn Pferde können mich von dieser Reise abhalten. Ja, wenn *Einer* dabei ist, muß ich es sein. So, nun weißt du in Bausch und Bogen Alles! Wie – was?«

Vater Stark hatte diese Sätze vor freudigster Bewegung nur so herausgestoßen, daß Frau Rosalie davon völlig überrumpelt ward. Erst als sie sich in ihrem Kopf Alles ein wenig zurechtgelegt, getraute sie sich, ihrem Bedenken schüchternen Ausdruck zu geben.

»Aber, bester Christoph, ist das auch dein Ernst? Eine so weite, beschwerliche Reise – und in deinem Alter!«

»Ach was! – Mit diesen unziemlichen Anspielungen auf mein Alter!« brauste Vater Stark beleidigt auf. »*Ich bin* nicht alt. – Wer, wie ich, noch alle seine Zähne und Haare hat, sechs Stunden alle Tage arbeiten und in Hitze,

Regen und Schnee um die Stadtmauer gehen kann, ohne nur einen Schnupfen oder Rheumatismus zu bekommen, und wer sich überhaupt noch so von Herzen seines Lebens freut, wie ich, der ist nun einmal nicht alt, und wird auch gar nicht alt. Das sind höchst relative Begriffe. – Siehst du, der Rentmeister Müller, der schon mit vierzig Jahren alle Jahre wegen Gicht ins Bad muß, und da drüben der Assessor Fink, erst ein Fünfunddreißiger, der ewig hypochondrisch ist mit seiner dicken Leber; und ferner der Rechtspraktikant Schmauser, der mit kaum fünfundzwanzig auf seinem Kopf und in seinem Mund jetzt schon lauter Falsa herumträgt, und vor lauter Langeweile einen Zwicker von Fensterglas ins Auge gekniffen hat, und noch so viele andere, die ich auslache, – siehst du, das sind alte Männer! Aber ich nicht, gutes Weibchen, ich wahrhaftig nicht! – Und gar eine beschwerliche Reise? Nun, da ist auch viel dahinter. – Ob ich nun vier Tage lang auf meinem Drehstuhl drunten sitze oder auf dem Kutschenkissen, ei was, Leder ist Leder und Roßhaar ist Roßhaar. Also das Sitzen bleibt sich ganz gleich. Zudem die Anregung durch das stete Neue, die Abwechslung der Gegend, das Wiedersehen so vieler Jugendfreunde und all' der Orte meines lustigen Studentenlebens, – dazu die Glorie dieses allgeliebten Seniors, unseres Sohnes! – Nein, Mutter, halt' mich nicht auf und probir's überhaupt nur gar Keiner von der ganzen Verwandtschaft! Denn es hilft euch Alle miteinander nichts. – Wie heißt es doch in dem schönen Liede, das Hermann immer sang? – Ja richtig, jetzt weiß ich's wieder:

»Den Jüngling reißt es fort mit Sturmeswehn,
Für grün-weiß-roth in Kampf und Tod zu gehn.«

Siehst du nun, Mütterchen, wie alt ich bin? – Wie, was?«

Verwundere dich nun noch so sehr über dieses plötzlich aufflammende Jünglingsfeuer unseres siebzigjährigen Freundes! Ich will dein Staunen sehr begreiflich finden. Aber denke nur ja nicht, daß das nur ein flüchtiges Strohfeuer gewesen. Im Gegentheil, es ward von Tag zu Tag vom Hauche der Ungeduld immer stärker, und der Mund der ganzen Verwandtschaft vermochte nicht, es wieder auszublasen. Ja wohl, Vater Stark konnte bei all' seiner kindlichen Sanftmuth auch zu Zeiten merkwürdig energisch sein. Und eigenthümlich, diese früher so bescheidene Geistesthätigkeit nahm mit seinen Jahren immer mehr zu, statt ab, wie freilich der Eigensinn auch bei andern Menschenkindern sehr oft von Jahr zu Jahr der stets anhänglichere Bruder des Alters wird.

So pfeilschnell, wie die paar Wochen hinflogen, laß es nun auch jetzt selber thun! – Und siehe nur, schon steht der alte Miethwagen wieder einmal drunten vorm Erkerhause. Fritz Kreutzer und Gerichtsrath Horn sind eben auf dem Rittersberge vorgefahren, um Vater Stark als Reisebegleiter zur Hochschule zu erwarten. Sie hatten Tags zuvor der besorgten Mutter Rosalie alle nur erdenklichen

Versprechen gemacht, ihren Reisegenossen wie ihren eigenen Vater zu pflegen und in Schutz zu nehmen. Dadurch ward ihr schweres Herz um ihn doch etwas leichter, und sie ergab sich als kluge Frau ins Unvermeidliche.

So währte es auch kaum fünf Minuten, während deren Vater Starks Koffer zu den zwei andern hinten aufgebunden ward, und er selber erschien im Hausgang in eigenster Person am Arme seiner resignirt drein blickenden Rosalie, und strahlte von solch' muthiger Wanderlust, wie wenn er auf einer gefahrenreichen Rundfahrt um beide Hemisphären um jeden Preis einen sechsten Welttheil entdeden wollte. – Inzwischen hatte sich auch die ganze Verwandtschaft, männliche und weibliche, sowie die meisten Nachbar vor dem Hause zum Abschied aufgestellt. War das ein Lebewohlsagen und Umarmen und Schnattern ohne Ende! – Vater Stark stieg endlich ein. Sein ehrliches Gesicht grüßte nochmals durch die lederne Gardine. Er streckte seine Hand der Mutter Rosalie hinaus.

Da drängte sich zuletzt noch die alte Dorothee geschäftig durch den Menschenknäuel an den Wagenschlag, die zinnerne Bettflasche voll heißen Wassers in hoch erhobener Hand: »Herr Doctor, Herr Doctor! noch was für die Füße!«

Er wies sie aber voll edler Entrüstung zurück.

»Ja, warum nicht gar, auch noch die Bettflasche, Ende Mai! – Bin ich denn ein Spitäler? oder ist sie närrisch, Dorothee? – Kutscher, vorwärts marsch! – Adieu, adieu! Und ich komme schon glücklich wieder.«

Ein Peitschenknall – und der Wagen rasselte die Schloßgasse hinunter. Ein nochmaliges, vielstimmiges Grüßen und Winken von ein paar Dutzend Händen. Dann waren die Reisenden verschwunden.

Auf dem Rittersberge ging Alles still auseinander und Mutter Rosalie in ihr Haus, darin sie seit ihrer Verheirathung noch niemals so einsam zurückgeblieben war.

Auch die alte Dorothee trug tief verstimmt ihre so wohl gemeinte Bettflasche wieder in die Garderobe zurück und murmelte vor sich hin:

»Nun meinetwegen! Er soll sich nur erkälten! Aber ich bin dann meiner Seel' unschuldig daran. Und Einen da gleich vor aller Welt närrisch zu heißen! Ist das auch eine Manier? – Aber deßwegen will ich doch recht für ihn beten, daß ihm kein Leid geschieht. Es ist doch ein so kreuzbraver Herr, wie's gar keinen nimmer auf der Welt geben kann – der alte, eigensinnige – brummige Mann, der!«

X. Philisterbegrüssung.

In wie viel deutschen Studentenherzen mag wohl mitten in der Aera der akademischen Freiheit schon dann und wann der ernste Gedanke in das künftige Philisterium hinübergeschweift sein: die wir jetzt noch, vom gleichen Band umschlungen, mit gleicher Freiheit und gleichen Rechten, mit gleicher Herzenslust und Hoffnung,

ins junge Leben schauen, – wie werden wir als gestandene Männer uns einstens wiederfinden? Wie ganz verschieden werden uns des Lebens Loose dann wohl gefallen sein?

Ja wohl, wie ganz verschieden! – Wie wird der Eine dann da Haupt noch frei und heiter tragen, des Glückes verhätschelter Günstling, und der Andere, vor den Jahren ergraut, es niedersenken, ein steter, unbeneideter Liebling der Sorge! – Wie wird dann vielleicht im hohen Staatsamte stehen, der sich hier nur mit knapper Noth zum Corpsburschen aufgeschwungen; und wieder ein Anderer, der hier die höchste Stufe burschikoser Fertigkeit in Trunk und Hieb erklommen hatte, wie wird der vielleicht als kärglich gelohnter Lastarbeiter im untersten Raume des Staatsschiffes sein ruhmloses Dasein hinschleppen! – Aber, wer hier als Student der Ehre reines Banner hochgehalten und jeder bübischen Gesinnung den Krieg angekündigt, der wird auch im Leben draußen ein Mann bleiben alle Zeit – ein ganzer, ehrenfester, deutscher Mann.

Zu solchen Gedanken in die Zukunft waren jetzt nicht nur die activen Mitglieder der Franconia angeregt, sondern zu noch viel ernsterem Rückblick deren Corpsphilister, die heute Abend von allen Theilen des Landes, oft drei bis vier Tagreisen weit, zum fünfzigjährigen Stiftungsjubiläum in ihre alte Universitätsstadt eingezogen kamen.

War das durch die sonst so verkehrsarmen Gassen schon stundenlang ein betäubendes Räderrollen und Kutschenrasseln! – Und droben im großen Tanzsaale des Frankencommershauses, wie wogte immer dichter der Strom all' der angekommenen Philister, die sich hier zur ersten Begrüßung eingefunden hatten – in allen Lebensstellungen und Altersstufen, – Beamte hoch und nieder, Professoren, Aerzte und Pastoren, vom Schnee des Siebzigers durch alle Mannesjahre bis zum jüngsten Rechtspraktikanten, und jetzt alle die gleichen Wallfahrer nach der fünfzigjährigen Stätte ihrer entschwundenen, freien und frohen akademischen Jugendjahre.

O, daß ich doch vermöchte, dir all' die Scenen des Wiedersehens und Wiedererkennens zu schildern! – Aber sieh' nur, wie das von stets neuen Ankömmlingen immer voller anschwillt, die Hermann Stark als regierender Senior sammt und sonders zu begrüßen hat. – Altmodische, grün-weiß-rothe Mützen mit und ohne Schild, und gar vielfach vom »Landesvater« durchbohrt; längst vergilbte beschriebene Bänder und »Bierzipfel,« wie sie Jeder aus dem Antiquarium seiner Studentenzeit hervorgeholt, prangen jetzt auf Kopf und Brust der Corpsphilister.

Und siehe, da fällt ein wohlbeleibter Fünfziger mit glänzendem Vollmondsgesicht und Pfeffer und Salz im Haar einem gleich alterigen, aber über Gebühr hageren Corpsbruder stürmisch um den Hals.

»Ja, grüß dich Gott, alter, lieber Freund! – O wie es mich freut, daß auch du gekommen bist! – Gelt, ich hab' dich sogleich wieder erkannt? – Denn du hast dich auch

rein gar nicht verändert! Nur ein Bischen schmäler bist du geworden! – Nun sag', wie geht dir's, lieber Schmalz, oder vielmehr lieber Schmalzpeter, obwohl du eigentlich Karl heißest! Siehst du, selbst deinen Kneipnamen weiß ich. Und wohlbestellter Gerichtsarzt bist du! O ich habe deine Carriere immer verfolgt.«

Aber der »Schmalzpeter,« obwohl er den stürmischen Wilkommgruß noch zärtlich zurückgegeben, wird bei dieser wortreichen Begrüßung immer verlegener und endlich ermannt er sich zu der unangenehmen Frage:

»Gelt, lieber Freund, du nimmst mir's nicht übel! – Ich weiß ganz genau, daß ich dich kenne. Ich kenne dich sogar sehr gut. Aber du mußt mir doch ein wenig darauf helfen, wer dir eigentlich bist!«

»Was, du kennst mich gar nimmer? – Ah, das ist aber stark!« thut da der wohlgenährte Lebemann ungeheuer verwundert und lacht hellauf. »Ja, nicht wahr, ich hab' eben unterdessen ein ganz anständiges Bäuchlein bekommen, und bin auf dem Kopf ein Schimmel worden. Aber durchaus nicht vor Sorgen, Gott bewahre! Immer famos gelebt! – Aber so besinn' dich doch ein wenig, alter Schmalzpeter! Ich bin ja der Schilling, dein alter Confuchs, *vulgo* der Stutzel! – Na, kennst dich dich jetzt aus, alter Schwede?«

»Was, du bist der Stutzel! Na, du hast dich aber einmal kurios herausgegessen. – Ja, so eine fette Advocatur trägt's aber auch. – Gelt, jetzt kenn' ich mich aus? – O so komm sogleich jetzt noch einmal her, du alter, lieber Stutzel!«

Und die Umarmung ward erst jetzt eine recht herzliche. Dann setzten sie sich ins Nebenzimmer zum Bierkrug, um sich ihre weiteren Erlebnisse haarklein zu berichten. Und wie der »Schmalz- peter« dem »Stutzel« von den ewigen Krankheiten in seinem Hause und seinen drei rasch nach einander gestorbenen Söhnen erzählt, die er mit all' seiner medizinischen Kunst nicht retten konnte, da wird dem dicken Advocaten, in dessen Haus nie Tod oder Krankheit eingekehrt, klar, warum der Schmalzpeter trotz seines fetten Namens doch nur so hager geworden sei.

Unterdessen haben im Saale draußen schon längst wieder andere Erkennungsscenen sich einander gedrängt. –

»Leibbursch!« ruft jetzt ein Vierziger mit fein geschnittenem vornehmen Gesicht, und streckt im Gedränge einem kleinen, faßrunden Corpsphilister die Hand entgegen, dessen Aeußeres ungefähr so von dem seinen absticht, wie eine elegante Villa von einer Bierschenke. So deutlich ist dem Letzteren in Gesicht und Anzug der zwanzigjährige Landgerichtsassessordienst mitten auf dem flachen Lande aufgeprägt, und die kartoffelähnliche Kupfernase in dem urgemüthlichen Gesichte beweist, daß ihr Inhaber auch heute noch seinem früheren, symbolischen Kneipnamen »Fäßle« mehr als treu geblieben ist. – Aber auch das unmodische »Fäßle« hat nur eine dunkle Ahnung von der aristokratischen Person dieses einen seiner vielen Leibfüchse, deren er als renommirter Schläger und fideles Kneipgenie wohl über ein Dutzend

zu Corpsburschen herangezogen hatte. – Um desto klarer ist ihm jedoch, daß dieser vornehme Leibfuchs es jedenfalls auf der bureaukratischen Leiter höher gebracht haben mußte, als er selber, und er wird ordentlich befangen, diesen aristokratischen Herrn so aufs Gerathewohl zu dutzen. Um so mehr, als ihm auf einmal über der Narbe auf der stolzen Stirne ein Licht aufgegangen ist, mit wem er eigentlich zu sprechen die Ehre habe.

»Ah, der Herr Regierungspräsident von Hirschberg! – freut mich ganz außerordentlich, Sie einmal wieder zu sehen. Sind gewiß jetzt schon zwanzig Jahre, da Sie selber mit mir noch Praktikant waren. – Ja, wie die Zeit herumgeht. Sie waren doch immer recht wohl, Herr Regierungspräsident?«

Mit dieser verlegenen Anrede verband er eine so dienstschuldige Verbeugung, wie etwa bei einer Amtsvisitation des eigenen höchsten Regierungschefs. Sein Leibfuchs aber, der als Präsident einer andern Provinz vorstand, erwiederte, da er ihm lachend auf die breite Schulter klopfte:

»Ja warum nicht gar. – Regierungspräsident! – und ›Sie‹ sagen! – Geh', Leibbursch, was fällt dir denn ein? – Hier bin ich nichts, als dein alter Leibfuchs der Herschel. – Und du bist mein alter, guter Leibbursch »das Fäßle.« Siehst du, wie gut ich noch Alles weiß? – Nun sag', wie geht dir's? Du siehst wenigstens mehr als gesund aus!«

»Nun weißt du, lieber Leibfuchs,« erwiederte jetzt, aller unbeholfenen Etikette entledigt, das joviale »Fäßle«

– »mir geht's eben, wie es einem so geplagten Bauernassessor gehen kann. Viel Schinderei und Aerger und wenig Einkommen. Aber Gottlob schmeckt mir mein Bier noch immer gut und mein alter Humor sitzt auch an seinem alten Fleck. – Dazu hab' ich eine kreuzbrave Frau und drei stolze Kapitalskerle von gesunden Buben, auf die ich mir schon was einbilde. Und so frettet man sich eben herum und ist im Ganzen doch urfidel dabei. Wir haben nicht viel, brauchen aber auch nicht viel. Und meine schlechteste Zeit im Jahr ist immer die, wenn das alte Bier auf die Neige geht, und das neue noch nichts werth ist. – Du siehst, ich bin eben immer noch das alte Fäßle. – Nun, und wie geht dir's? – Doch eigentlich braucht man da gar nicht zu fragen. Du bist eben unterdessen ein großer Herr geworden, dieweil ich unten hocken geblieben bin. Na, es kann nicht Jeder so hoch hinauf. Ich bin keinem Menschen neidisch. – Aber wie geht es dir sonst? – Bist du verheirathet? Hast du Kinder? Und vor Allem auch Buben?«

»Ich bin seit zwei Jahren Wittwer und Kinder hab' ich nie gehabt,« erwiederte wehmüthig der so schnell emporgestiegene Leibfuchs, und seine hohe Stirne zog sich in Falten. »Glaub' mir's, Fäßle, du hast es im Glücklichsein weiter gebracht, als ich.«

»Da dauerst du mich aber, alter Freund! – Ja, mein Gott – 's ist eben im Leben niemals Alles beisammen;« sagte das Fäßle laut, indem er ihm mitleidig die fein gepflegte Hand drückte. Und für sich dachte er: »O doch lieber zehnmal Bauernassessor sein mit meiner braven

Frau und meinen drei prächtigen Buben, als mit diesem armen Präsidenten tauschen.«

Auch diese beiden verloren sich wieder in dem immer stärkeren Gedränge. – Da erschollen plötzlich von der Musikgalerie des Saales schmetternde Fanfaren. Alles schaute nach den weitgeöffneten Flügelthüren, und Hermann, der eben nochmals mit einem weißen Tuche den Trompetern hinaufgewinkt, rief jetzt mit mächtiger Stimme in das murmelnde Gewoge: »Die Stifter der Franconia hoch, hoch – und dreimal hoch!« – Noch und abermals ertönten Trompeten und Pauken, darin der allgemeine Hochruf brausend sich ergoß. – Eine breite Gasse öffnete sich, und mittendurch vom Senior Stark geleitet, schritten jetzt, nach allen Seiten hocherfreut dankend, die beiden ersten Stifter der Franconia.

Der Eine, ihr erster Senior, Friedrich Wilhelm von Schlehdorf, der Andere, ihr erster Secretär, Joseph Dietz. – Auf ihren beiden Häuptern lag der gleiche Schnee der siebzig Jahre. – Aber sonst, wie jetzt so grundverschieden, die einst vor einem halben Jahrhundert im gleichen Bande hier mit einander jung gewesen. Der Eine – vormals Präsident des höchsten Gerichtshofes im Lande; der Andere – früher Buchhalter der Staatsschuldentilgungskase. Der Eine – eine hohe, ehrfurchtgebietende Gestalt, voll Adel vom Scheitel bis zur Sohle, wenn auch vordem nur ein schlichter Bürgerssohn: ein blühender Greis mit noch so jungen Augen und noch so klarer Stirne, die Jedem sagte, wie unzählig geistreiche Gedanken, aber kein

einziger gemeiner, in seinem Geist eingekehrt. Der Andere – der ausgeprägte Typus eines am Schubkarren niedern Bureaudienstes mürbe gewordenen Lohnarbeiter.

Aber heute vergißt er auf alle seine armselige Carriere eines Verbuchers der Staatsschulden – die bitterste Ironie auf seinen eigenen Haushalt, darin Activa und Passiva stets wirr durch einander lagen. Sogar sein dreimaliger Durchfall beim juristischen Examen, der ihm das Leben so gründlich verpfuscht hatte, ist jetzt in seinem Gedächtniß ausgestrichen. Heute fühlt er sich einzig und allein als der alte gemüthliche »Papa Schlauch,« als welcher er dazumal immer im letzten kritischen Semester in das geborgte Pandektenheft auf seinen Knieen hinuntergeschielt, während er oben auf dem Tische zu gleicher Zeit den unvermeidlichen »Schlauch« gespielt. Aber ach, so fein er es auch verstanden, als geriebenster Kneippraktikus in dieser Weise das *utile* mit dem *dulce* zu verbinden, so war er doch niemals bis zum Rechtspraktikanten aufgestiegen, von dem wohl auch des Terzky'schen Wachtmeisters[1] Wort gelten kann, wenn auch mit kleiner Variation: »Und wer's zum Rechtspraktikanten erst hat gebracht, der steht auf der Leiter zur höchsten Macht.«

So ward jetzt auch »Papa Schlauch« von gleichem Stifterhochgefühle durchschauert, wie sein hoher Collega-Präsident. Und als dann die Corpsphilister in allen Altersstufen auch ihm, dem zweiten Gefeierten der Franconia,

[1] Wallenstein.

zum Wilkomm die Hand schüttelten, da dachte er nurmehr an die kommenden Festjubeltage, die ihm die öde Trübsal seines sauern Philisterlebens verschmerzen machen sollten. Und was bei seinem so gehobenen Gefühl eine Hauptrolle spielte: hatte er doch als Ehrengast bei allen ihm winkenden lucullischen Genüssen niemals an den eigenen, schwindsüchtigen Geldbeutel zu denken, so wenig, wie auf der ganzen dreitägigen Reise per Extrapost, die ihm als Gast seines wohlhabenden Mitstifters schon im Voraus so manches Feine in Speis' und Trank verkosten ließ, was ihm seit undenklichen Zeiten nimmer über seine Buchhalterlippen gekommen war.

Und horch, ohne vom Senior dazu aufgefordert zu werden, sangen die Gäste aus eigenem Herzensdrange jetzt das Bundeslied der Franconia. Keiner von Allen schloß am vollen Chor sich aus, darin alle Herzen höher schlugen.

Der Senior allein singt bloß mit halber Stimme mit. Bei jedem neuen Ankömmling frägt er stets unruhiger: »Aber wo bleibt nur mein Vater? Er wollte doch um sechs Uhr schon hier sein und jetzt ist es schon neun. Gott, es wird ihm unterwegs doch kein Unglück begegnet sein? – Immer erregter sieht er nach der jede Minute von neuen Ankömmlingen geöffneten Saalthüre ...

Da werden gerade die Schlußworte gesungen:

»Unser Banner sei die Ehre,
Treu' und Eintracht unser Hort,

Muth und Kraft, das sei die Wehre,
Und Franconia unser Wort!«

Und die Saalthür öffnet sich wieder. – Inmitten zweier jüngerer Begleiter tritt mit funkelnagelneuem Corpsband und strahlender Sammtcerevismütze zu aller Erstaunen ein altes, schmächtiges Männchen herein, – und »Vater, Vater!« schreit der Senior laut durch den brausenden Chor, stürzt auf ihn hin und hält unter heißen Küssen ihn umschlungen, daß Alle freudig nach dem schönen Schauspiele sehen von Vater- und Sohnesliebe.

Und der Consenior, mit einem einzigen Blicke den neuen greisen Ankömmling errathend, winkt jetzt zu den Trompetern hinauf und ihre Fanfaren folgen unter mächtigen Hochrufen seinem begeisterten Worte:

»Der erste Fuchs der Franconia! – Hoch, hoch und dreimal hoch!«

Du hast jetzt unsern guten Vater Stark bereits in so verschiedenen Lebenslagen kennen gelernt, daß dir gewiß schon deine eigene Phantasie das Bild unseres alten Freundes ausmalt bei diesem so unerwartet großartigen Empfang. – Vor Rührung und kindlicher Verblüfftheit wagte er gar nicht recht auf und umzuschauen. Selbst Hermann stand einen Augenblick befangen da. Ueber aller Rührung ward aber dem von jeher so höflichen Vater Stark doch klar, daß er als Mann von guter Erziehung

für solche Auszeichnung nun auch ebenso feierlich danken müsse. – Wie er sich aber gerade den Eingang seiner Rede ein wenig rhetorisch zurechtgelegt, um dann auf gut Glück weiter zu improvisiren, trat der erste Stifter Schlehdorf in herzlichster Freude auf ihn zu.

»Ja, Männchen, altes, gutes Männchen! Grüß dich Gott! So laß dich nur recht anschauen! Ei, hast dich ja ganz prächtig conservirt. Aber kennst du jetzt auch mich? rath' einmal, wer bin ich, Männchen?«

»Und wer bin *ich*, Männchen?« fragte nun auch der hinzugetretene Papa Schlauch. »Mich kennst dir ganz gewiß nicht mehr.«

Aber das »Männchen« brauchte ja nur an das Schreiben des Corpsconvents zu denken und er wußte sogleich, daß diese beiden gleich ihm ergrauten Corpsphilister nur Schlehdorf und Dietz sein konnten. Denn wer anders als diese sollten noch seinen ehemaligen Kneipnamen wissen? – Und den Appellationsgerichtspräsidenten vom Buchhalter der Staatsschuldentilgungskasse in diesen beiden von ihrem so verschiedenen Lebensschicksale gekennzeichneten Personen herauszufinden, das war natürlich auch nur ein Kinderspiel. Und so gab er auch mit Kuß und Handschlag ihre Begrüßung zurück:

»O ihr meint, ich kenn' euch nimmer? – Ei, du bist der Schlehdorf, und du bist der Dietz, der alte Papa Schlauch! – Aber nicht wahr, ich hab' mich auch gut gehalten? Und daß ihr's nur wißt, noch höchst activer Advocat! – Und im Herzen jung, wie zwanzig Jahre. – Und,« fuhr er für die Beiden noch unverständlich weiter, »da seht nur einmal

her auf Mütze und Band! Gelt, das Männchen ist eben doch noch Corpsbursch geworden? Ja, es will eben Alles in der Welt nur seine Zeit haben – wie, was? Aber jetzt wollen wir einmal kreuzfidel mit einander sein!« schloß er im burschikosesten Tone. »Wißt ihr, gerade so ausgelassen, wie vor fünfzig Jahren. Komm, lieber Sohn, schaff' uns was zu trinken, daß ich da gleich mit meinen alten Brüdern anstoßen kann! – Aber weißt du, Wein! – nur Wein! Ich glaub', ich weiß gar nimmer recht, wie das Bier nur schmeckt.«

»Gewiß, lieber Vater, was dich nur willst: Franken-, Mosel-, Rheinwein – Champagner – nur gewünscht! – Und Alles kommt, wie auf einem Tischchen Deckdich. – Ach, daß ich dich nur endlich da habe, und so froh und gesund. O liebster Vater, wie mich das glücklich macht! Und von der Mutter ist auch schon ein Brief für dich da. Gottlob, es geht im Hause Alles seinen ruhigen Gang, und du sollst nur recht sorglos und lustig sein!«

»Das bin ich aber auch; ich bin ja bei dir, du guter treuer Sohn!«

Als sie dann in das Nebenzimmer gingen, flüsterte ihm Hermann neckend zu: »Also – Männchen war dein Kneipname, lieber Vater! Siehst du? jetzt ist's doch herausgekommen. Aber – das klingt ja ganz traulich und du hast immer so geheim damit gethan! – Warum doch nur?«

»Ja weißt du, lieber Hermann,« entschuldigte sich Vater Stark etwas verlegen, »nur deßhalb, daß du nicht etwa hättest meinen können, es habe dieser Name gewissermaßen so etwas Altkluges, etwas Pedantisches bedeutet, wo ich doch so gut ein lustiger Bruder Studio gewesen, wie alle Andern. Wie – was?«

»Nun freilich, liebster Vater,« erwiederte Hermann kopfnickend. »Nur weil sie dich eben recht lieb gehabt, wie alle Menschen, haben sie dich so gemüthlich Männchen geheißen.«

Damit waren sie in die Nebenstube gekommen und Vater Stark hoffte nun in seiner Naivetät, hier in der Gesellschaft seiner zwei Mitstifter und Hermanns bei einem Gläschen Rheinwein ein recht ruhiges Stündchen verleben zu können.

Weun du dich nun erinnerst, lieber Begleiter, wie es Vater Stark als Verehrer des goldenen Rebensaftes niemals höher, als zu jenem bekannten Schoppen, mit der höchst seltenen Steigerung um noch einen halben, gebracht hatte, so kannst du dir ungefähr vorstellen, in welche leibliche, wie geistige Verwirrung jetzt der erste Fuchs der Franconia gerieth, als ein Corpsphilister nach dem andern nun zu Vater Stark hintrat, und zutrinkend bald die Hand ihm schüttelte, bald ihm einen Bruderkuß auf die Lippen drückte, so daß er vor lauter gegenseitiger Vorstellung, Bescheidthun, Händedruck und Mundabwischen sich gar nimmer zu helfen wußte.

Endlich kamen gar noch alle zwölf heurigen Füchse in Pleno vor ihm aufmarschirt, und der erste, ein mächtiges

Büffelhorn mit Silberrand an grün-roth-weißer Schnur tragend, reichte es ihm in mit halb ernstem, halb komischem Pathos:

»Erlauben Sie, erster Fuchs der Franconia, daß die dießjährigen Frankenfüchse zum Zeichen ihrer hohen Verehrung ihres ältesten Collegen dieses Bierhorn mit Ihnen jetzt austrinken dürfen.«

»Himmel, welch' neue Ehre und gar noch in Bier!« – seufzte da Vater Stark um so tiefer für sich auf, als er auf einmal allein am Tische saß, da Hermann in seinem Seniorenamt unversehens weggerufen und auch seine zwei Mitstifter gerade auf ein paar neuentdeckte Freunde zugeeilt waren. So mußte er sich also ganz allein aus dieser fatalen Klemme helfen, und er raffte alle ihm noch zu Gebot stehende Klarheit seines schon ein wenig weindunstumschleierten Geistes zusammen, um seine langgeübte Advokaten-Eloquenz jetzt so gut, als ihm noch möglich, zur Geltung zu bringen.

»O wirklich – außerordentlich viel Ehre für mich, meine jungen Herrn Füchse! wie, was? Aber Sie entschuldigen, – Biertrinken – oh, ich hab's vor fünfzig Jahren auch ganz prächtig gekonnt, wie, was? – nur wissen Sie, dann die langjährige Entwöhnung, o Sie verstehen mich wohl, was ich meine, – wie, was? Und darum erlauben Sie mir wohl, auch diesem Gläschen in Wein Bescheid thun zu dürfen. Aber wie gesagt, sehr anerkennenswerth, – nur viel zu viel Ehre für mich, und freut mich ungemein, die werthe Bekanntschaft so vortrefflicher, junger

Männer zu machen, die jetzt sind, was ich einmal gewesen – Frankenfuchs. Freilich schon sehr lange her. Also – meine Herrn Confüchse sozusagen, heißt das, von früher her, denn wie Sie sehen, bin ich jetzt eigentlich Corpsphilister. – Aber darum – ja wohl doch noch immer Confüchse, wenn's Ihnen Vergnügen macht! – Also – Ihr werthes Wohlsein! Wie, was?« –

Damit erhob er sein Weinglas, daran der vorige Redner kräftig mit dem Büffelhorn anstieß. Dann that Letzterer einen langen Zug daraus, während Vater Stark nur mit ängstlicher Vorsicht an seinem starken Rheinweine nippte. Wäre es aber auch damit nur in Bausch und Bogen abgethan gewesen! Aber, lieber Himmel, das Horn wanderte jetzt noch elfmal von Hand zu Hand, und wollte der so dutzendmal Gefeierte nicht unhöflich sein, so mußte er eben auch gerade so oft an seinem Weinglase nippen und sich zu stets neuer Versicherung der Verehrung von jedem Zutrinkenden, – und also in Summa zwölfmal die Hand schütteln und abküssen lassen.

Nach dem Abmarsch der Füchse sank er zuletzt erschöpft auf den Stuhl und murmelte mit bereits gläsernen Augen: »Männchen, o du Männchen, schäm' dich, Männchen!« – Und immer dichter wob der uralte, gewaltige Feuergeist der Reben seinen umdämmernden Schleier um die letzten klaren Gedanken dieses gewiß mäßigsten aller anwesenden Zecher.

Indeß klang aus der Seitenstube, gleichsam zur Entschuldigung für Vater Stark, aber von ihm nur mehr wie im Traume gehört, von einem Kleeblatt lustiger Brüder

der alte, deutsche Spruch: »Wer niemals einen Rausch gehabt, der ist kein braver Mann.«

Hermann trat nun gerade wieder auch dem Saale herein, als der Vater sein ehrwürdiges Haupt schnarchend herunterneigte. Ganz unähnlich jenem spöttischen Sohne Noahs erweckte ihn Hermann mit einem Kuß und brachte ihn mit den zarten Worten zu sich: »Komm, lieber Vater, komm! Du bist vor Müdigkeit von der Reise ein Bischen eingeschlafen und brauchst Ruhe in einem guten Bett. Es ist so schon Mitternacht. Das bist du ja gar nicht gewöhnt! Komm, ich führe dich jetzt heim in dein Stübchen gleich neben dem meinen. O wie herrlich du darin schlafen wirst! Und morgen frühe stehst du dann recht munter wieder auf, zu neuer Lust und Ehre! – Ja gieb nur Acht, lieber Vater, was du noch Alles bei uns auszustehen hast!«

»O, du bist doch immer mein gleich guter Herzenssohn,« das war der einzige, klare Gedanke, der auch durch allen Dunst des Rheinweines in seinem Geiste nicht umschleiert worden, da Vater Stark sich zum Fortgehen an Hermanns Arm gehangen hatte.

Als er dann mit höchst unsicherem Fuße drüben bei Hermanns Hausphilister die Treppe hinaufstolperte, so besorgt auch Hermann ihm beistand, da dämmerte der andere Gedanke in nicht minder scharfem Umriß in ihm auf: »Ach Herrje, wenn mich jetzt mein Rosalchen so sähe, oder gar die alte Dorothee! – Wie, was?«

XI. Die feierliche Ausfahrt.

Am andern schönen Maimorgen war trotz des Werktages die Hauptstraße unserer stillen Musenstadt ungewöhnlich belebt. Ganze Reihen müßiger Philister mit Weib und Nachkommenschaft standen längs den Häusern aufgestellt, und stets brachten die engen Seitengassen neuen Zuwachs, der sich dann an irgend einer Hausecke geschwätzig gruppirte. Die Neugier auf allen Gesichtern zeigte deutlich, daß heute hier ein Schauspiel aufgeführt werde, was nicht alle Tage zu sehen sei, nicht nur interessant genug für die löbliche Bürger- und Handwerkerschaft, sondern auch nicht minder für die gelehrte und ungelehrte *haute volée* in beiden Geschlechtern.

Wenigstens waren die Fenster des Universitätsgebäudes von den Professoren, ihren Frauen und Töchtern dicht besetzt. Auf dem Balkon des Rathauses stand der Herr Bürgermeister sammt mehreren Magistratsräthen. Und kein Sims in der ganzen Hauptstraße war zu sehen, daraus nicht ein paar Köpfe erwartungsvoll herunterlugten.

Zu alledem hingen aus zwei Dachfenstern der Hochschule ein paar schmachtlappige Fahnen mit den stark verwaschenen Landesfarben herunter, mit denen trotz ihrer Matronenschaft der kecke Morgenwind sein spöttisches Flatterspiel trieb; während zu höchst auf dem Thurme der Sternwarte ein nagelneues, grün-weiß-rothes

Banner sich mit übermüthigem Geknatter über seine alten Schwestern unter ihm lustig machte. Fast kein Philisterhaus der ganzen Hauptstraße entbehrte der festlichen Ausschmückung in grün-weiß-roth, wenn auch oft nur ein paar winzige Kinderfähnlein oder germanische Eichenkränze, mit dreifarbigen Papierstreifen umwickelt, die einförmige Façade malerisch unterbrachen.

Mit diesem einfachen Schmucke begnügten sich indessen nicht alle Hausphilister, sondern mehreren war es ein unabweisbares Herzensbedürfniß gewesen, ihren Gefühlen für die Franconia auch in sinnreichen Inschriften Ausdruck zu geben, welche sämmtlich einen späten Rivalen von Hans Sachs in der ergötzlichen Person des Baders Ritz zum poetischen Vater hatten. – Und mit welcher Schnelligkeit waren diese Kinder aus ihrem ursprünglichen Nichts ins Leben getreten! Unterm Schaumschlagen und Einseifen des betreffenden Bestellers hatte der Dichter ihre Production begonnen, und sie waren bereits fix und fertig, sobald er nur unter der durch seinen Daumen hinaufgestülpten Nase mit kühnem Messerschwung seine Kunst beendigt hatte.

So prangte, um dir nur einige seiner Reimproben mitzutheilen, sogleich oben an der Hauptstraße an des Kappenmacher Fiedlers Hause, darin Hermann auch heute noch wohnte, folgende Insehrift, in der Umrahmung eines halbfußdicken Eichenkranzes:

Franconia's alt' und neue Zeit,
Ihr erster Fuchs, einst recipirt,

Ihr Senior, der noch heut gebeut,
Die sind bei mir jetzt einlogirt,
Zwei Männer, voll von deutschem Mark,
Ihr Franken, o ihr kennt sie schon!
Der Christoph und der Hermann Stark, –
Vivat der Vater und der Sohn!

Zwanzig Schritte davon, an des Schneider Stichelmeiers Haus, das seinem hochaufgeschossenen Herrn ziemlich ähnlich sah, war auf einer herzähnlichen Tafel, an deren spitzem Ende Scheere und Bügeleisen mit grünweiß-rothem Griffe gemalt war, folgendes Gemisch raffinirter Schmeichelei und hochstrebenden Schneiderbewußtseins eingeschrieben:

Die Franken sind gar flotte Leut',
Und das weiß ich am allerbesten,
Mach' ihnen stets drum 's flottste Kleid,
In Röcken, Hosen und in Westen.
Drum ruf' ich heut mit stolzem Muth:
Franconia hoch, zur Stiftungsfeier!
Und bleiben Sie nur mir auch gut!
Ihr treuer Diener Stichelmeier.

Du siehst gewiß schon aus diesen beiden Inschriften, lieber Begleiter, welche Variationen in Stimmung und Versform dem poetischen Bader Ritz zu Gebote standen, wenn auch seine Reime nicht immer von Platen'scher Strenge zeugten. Bei all' seiner Production war aber der kaufmännische Grundsatz, »wie das Geld, so die Waare,« von jeher ein sehr gewichtiger Factor. So hatte ihm

jetzt auch der splendide Schuster auf dem Marktplatzeck für seine Festinschrift ein paar Groschen mehr geboten, als der etwas knickerige Prahlhans von Schneider, und klapps stand am Schusterladen mitten in einer Pyramide von Stiefeln und Schuhen folgende Inschrift, die offenbar Stichelmeiers stolze Strophen wieder in den Schatten stellen sollte. Sie lautete nämlich:

Auf großem Fuß die Franken leben,
Sie wissen schon warum;
Sie haben große Wechsel eben,
Und das ist gar nicht dumm.
Trotzdem mach' ich die Stiefel ihnen
Ganz nach der Mode klein.
Mag sie der Schneider auch bedienen
Mit Kleidern ziemlich fein, –
Thut draus ein plumper Stiefel gucken,
So fehlt das feinste doch;
Den Vers mag jeder Schneider schlucken. –
Franconia vivat hoch!

Doch sieh', erst dort drüben vor jenem etwas verwitterten Hause mitten auf dem Marktplatze, welch' farbengrelles Gemälde strahlt uns entgegen, daß alle dort sich drängenden Philister und Landbewohner mit offenem Munde hinaufschauen! Aber auch mit welch' großartiger Sinnigkeit erfunden!

Arminius, der bekannte Germanenfürst segnet das an einem Eichenstamm lehnende Frankenpanier. Im Hintergrunde ragt ein Stück Säulenhalle der Walhalla hervor. Rosige Wolken aus dem Geisterreiche umkräuseln statt Rahmen das ganze Gemälde. Und mitten drin, beim Hammer Thors, welch' kerngermanische Verse!

Meinen Geistergruß, Urenkelsöhne!
Aus Walhalla schau' ich auf euch nieder.
Und mir glänzt im Aug' der Freude Thräne,
Segn' ich euer Banner, deutsche Brüder,
Mögt ihr immer eurem Urahn gleichen,
Stets von meines Muthes Feuer glühen,
Da des Teutoburgerwaldes Eichen,
Rauschten um des Varus schimpflich Fliehen!
Mögt ihr nie im heil'gen Streit ermüden,
Weich gemacht von falschem Buhlenkuß;
Franken, bleibet frank und frei hienieden!
Droben danket euch Arminius.

Wer wohl dieser majestätisch einherschreitenden Strophen geistreicher Vater gewesen? – Auch der schaumschlagende Poet-Barbier? – Könnte deine kritische Seele wirklich daran glauben? Auch wenn Thusnelde Scheppert jetzt nicht im weißen Festkleid, eine Rose im Haar, ans Fenster träte? Auch wenn sie jetzt nicht strahlenden Blickes die Menge unter sich lächelnd beschaute, die immer wieder das Kunstwerk ihres Pinsels anstaunt und die Verse buchstabirt, als deren Mutter ihr das Herz so hoch

schlägt, als habe die Maiensonne erst achtzehnmal ihr hehres Jungfrauenhaupt umleuchtet!

Doch horch nur, welche Unruhe wird es jetzt auf dem ganzen Platze! – Schmetternde Blechmusik hallt näher, nach der Weise: »Brüder, zu den festlichen Gelagen.« – Zwei Schusterbuben in aufgestülpten Hemdärmeln und fliegenden Schlappen kommen als athemlose Kuriere kreischend herangesprungen: »Hurrah, die Franken kommen!« – Der dichte Menschenknäuel vertheilt sich und macht eine breite Gasse. Alles lugt aus den Fenstern die Hauptstraße hinauf. – Da kommt ja schon der mit Eichenreis geschmückte Leiterwagen mit den Musikanten langsam vorausgefahren. Und zwanzig Schritte danach die drei flotten Reiter mit den blanken Kanonenstiefeln und den grün-weiß-rothen Schärpen um den knappen Sammtrock, – hei, wie diese die Schläger zu tragen wissen, und nicht minder stolz ihr Haupt unter dem Sammtbarett mit dreifach wehender Straußenfeder! Und gar erst der in der Mitte, der Senior, auf dem in die Zügel knirschenden Rappen! – Jetzt schaut er um. Noch stockt die unabsehbar folgende Reihe von sechs-, vier-, zwei- und einspännigen Kutschen. Und hinauf sprengt er bis ans Thor, daß das Pflaster unter ihm Funken sprüht.

»Gott's Wunder, da gucken Sie nur her, was reit't der Stark heute wieder scharf!« schreit da der Pferdverleiher, Veitel Herz, dem neben ihm stehenden akademischen Stallmeister zu, »und was macht er 'ne Figur auf meinem Staatsrappen! Auf meiner Ehre, Herr Stallmeister, Respect vor Ihnen, wo man so bei Ihnen lernt reiten.

Aber auch ein solcher Gaul! Wär' er mir jetzt doch nicht feil um hundert Lugedor! – Auf meiner Ehre!«

Kaum sind des Veitels letzte Worte verhallt, da hat der Senior mit lautem Commandoruf den Zug auch schon in Fluß gebracht und ist wieder den Platz hinuntergejagt zu den zwei andern Reitern. Ohne weitere Stockung entfaltet sich nun das Schauspiel der feierlichen Ausfahrt.

Dicht nach den drei Chargirten hoch zu Roß folgen, mit Blumenguirlanden umhangen, drei offene Staatskutschen, jede sechsspännig, und von zwei Postillonen geleitet, in Gala-Uniform sammt dem officiellen Federbusch auf dem Lackhut. Und grün-weiß-rothe Seidenbänder flattern von allen achtzehn Gäulen gar lustig um das Kopfgestell.

Aber wer mustert in dem Gedränge noch lange Kutschen und Pferde? – Nur nach den drei alten Männern, von denen je einer ganz allein mit dreifarbiger Schärpe und Cerevismütze im Wagen sitzt, sehen jetzt Aller Blicke. Und du siehst es all' den größer schauenden Augen an, und dir sagt das immer geschwätziger anschwellende Plaudern: alle Zuschauer haben jetzt nur den einen interessanten Gedanken – »diese Drei, das sind die noch lebenden Stifter der Franconia!«

»Also paßt einmal auf, Männer, denn ich weiß Alles,« wirft sich jetzt unter einem Haufen Philister »der schwarze Peter« – der älteste aber auch gewichsteste »Stiefelfuchs« der Franken, zum Cicerone auf. »Seht ihr, der da in der ersten Kutsche, der so vornehm dreinguckt, mit den

vielen Bändern im Knopfloch, das war also der allererste Frankensenior gewesen; nobel, was nobel heißt; und jetzt ist er ein ungeheuer großer Präsendent. – Und der da in der zweiten Kutsche, das war ihr erster Secretär, der Papa Schlauch; zu seiner Zeit ein famoses Kneipgenie, hab' ich mir sagen lassen, soll's aber dann im Staate nicht absonderlich weit gebracht haben, was man ihm auch ein bißel ansehen thut. – Aber der, der Dritte da, da guckt ihn nur einmal an, das winzige Männchen mit dem weißen Pastoren-Halstuch und der nagelneuen Cerevismütze. Seht nur, wie sich's ordentlich genirt, so mutterseelenallein in der großen Kutsche zu sitzen. Also – das war der erste Fuchs gewesen. Und weiters noch – ich sag' euch, verwunderlich zum Purzelbaumschlagen – nämlich: dies genirliche Männchen da drinn ist euch der leibhaftige Vater von dem Senior Stark davorn. Ha, ha, ha! Ist euch so was euer Lebtag schon vorgekommen? Justament so, als wenn man einen Haselnußkern setzt und es geht draus ein großmächtiger Nußbam auf.«

»Ah, mach' uns was weis! was nicht gar, dem Stark sein Vater! – Ja, vielleicht sein Stiefvater,« warf Einer ungläubig hin, während die Andern mit um so größerer Theilnahme auf Vater Stark schauten, der wirklich, wie der »schwarze Peter« ganz richtig gesagt, vor lauter Verlegenheit in seiner sechsspännigen Staatskutsche gar nicht mehr wußte, wie er nur sitzen sollte. Merkte doch sein

scheu umherblickendes Auge nur zu deutlich, wie Jedermann seine Person der sorgfältigsten Musterung unterwarf und zwar oft mit den ausgeprägtesten Zügen heiterer Verwunderung. Das einzige Mittel, aus dieser fatalen Befangenheit sich aufzuraffen, war noch das muthige Commerslied, das die Musikanten vor ihm noch immer in die Morgenluft hinausschmetterten. Aber sein mühsam dadurch errungener burschikoser Typus war von der ihn beschleichenden Verlegenheit schon nach wenigen Secunden immer wieder verwischt worden. Und es erging ihm fast so, wie jenem Bauernbuben, der einem bayerischen Kurfürsten vor einem auf der Jagd angeschossenen Eber das Leben gerettet und dann, als er im Prunksaal inmitten der musternden Höflinge sich dafür eine Gnade ausbitten sollte, hinter den Ohren kratzend weinerlich ausgerufen hatte: »Ausi möcht' i!«

Hermann hatte sich auf seinem stolzen Rappen zuvor schon mehrmals nach seinem Vater umgewendet und jedesmal mußte er in seinem Anschauen vor sich hinlächeln, da er den harmlosesten aller deutschen Männer, der daheim nur an sein stilles Arbeitszimmer, sein Tribunal und Casino gewohnt war, nun in dieser außergewöhnlichen Position wie ein Schaustück. bloßgestellt sah. Aber was konnte denn er, der Sohn dafür, daß sich die Zuschauer aus den einfachsten, naturwissenschaftlichen Gründen unter seinem Vater viel eher einen eichenstämmigen, breitschultrigen Kerngermanen vorstellten?

Trotzdem aber wuchs in ihm eine eigenthümliche Unruhe um seinen alten Vater, und mit raschem Entschlusse

ritt er an seinen Wagen, um ihm durch trauliches Plaudern die Ehrenfolter erträglicher zu machen, die er bis zum nächsten Thore noch auszustehen hatte. Wie da mit jedem Worte, das er in den Wagen hinuntersprach, auch Vater Starks gedrückte Miene freudiger auflebte!

Das sahen selbst die fremdesten Zuschauer an den Fenstern, und in ihre Augen trat der Ausdruck der Freude darüber, daß dieser flotte, schöne Senior nicht minder auch ein gleich vortrefflicher Sohn sein müsse.

Jetzt nahte der Zug dem Marktplatze. Hermann durfte an seiner Seniorenstelle nicht mehr fehlen. Flugs sprengte er wieder zwischen den Consenior und Secretär. – Ein allgemeines: »Die Stifter der Franconia – vivat hoch!« vom schwarzen Peter unter dem Philisterschwarm angestimmt, brauste ihnen hier entgegen.

Unter dem begeisterten Eindrucke dieser endlosen Vivats konnten sich auch die weiblichen Zuschauer auf dem weiten Platze nicht länger enthalten, ihre Taschentücher hinunterzuschwenken. Aber keine that dies mit so erhabenem Schwung, als die germanische Jungfrau Thusnelde Scheppert, die gerade an jenem Fenster stand, darunter ihr Arminius sammt dem Geistergruße prangte, während sich ihre sechs, trotz ihrer romantischen Vornamen gleich ihr noch immer unversorgten Schwestern an den andern Simsen postirt hatten.

Die drei Chargirten verfehlten natürlich nicht, als galante Ritter nach allen Seiten hin im Namen der Gefeierten dankend die Schläger zu senken. – Aber auch der erste einstige Senior, Präsident von Schlehdorf, war bei

dem Hoch für die Stifter, zumal auf diesem alten Marktplatze, den sie seiner Zeit zum täglichen Fechtboden und zu so manch' anderm Schabernak benützt, so ergriffen, daß er sich in seinem Wagen aufrichtete und, seine hohe Würde daheim völlig vergessend, mit der Cerevismütze nach all' den alten Giebeln hinauf grüßte. Da erschollen die Hochrufe noch dreimal mächtiger, so daß auch Papa Schlauch sich nun mit möglichster Feierlichkeit erhob, und gleichfals nach allen Seiten im bloßen Kopfe salutirte.

Und ach, herrje, da konnte sich denn auch der dritte Stifter trotz all' seiner Verlegenheit nicht mehr länger enthalten, ein Gleiches zu thun, wozu sein altes Burschenherz ihn immer ehrgeiziger gedrängt hatte. Und wie er endlich mit einem energischen Willensacte sich ebenfalls in seinem Kutschenkasten erhob, und seine Sammtcerevismütze nach allen vier Himmelsrichtungen mit linkischer Grazie hinaushielt, da hatte der schwarze Peter, der erst noch heute Morgen unter seltsamen Gedanken Hermanns und Vater Starks Stiefel gewichst, auch sogleich da allermächtigste Hoch, das er nur in der Kehle hatte, für ihn angestimmt. Die Bedeutsamkeit dieser Ovation für den alten Vater dieses schönen, jungen Seniors ward von allen Zuschauern so instinctmäßig herausgefühlt, daß sogar alle Damen noch- und abermals eigens auf Vater Stark ihre Tücher herunterschwenkten, bis er endlich voll tiefster Rührung auf sein Kutschenkissen wieder niedersank.

Und rasch ritt Hermann, dem die Augen darüber selber feucht geworden, zu ihm heran, reichte ihm zum würdigen Abschlusse die Hand und drückte die seine gar herzlich mit den beredten einfachen Worten: »Mein alter, guter Vater!«

Wahrlich, wenn das »Männchen« in seinem stillen, harmlosen Leben bis jetzt vielleicht noch niemals einen sogenannten »großen Moment« gehabt hatte, in diesem hochfeierlichen Augenblicke hatte er ihn in Form und Inhalt auf das gründlichste genossen.

Eine echt menschliche Rührung, diese schöne Regung des Herzens, war bei diesem letzten Vorgang in gar vielen Zuschauern an die Stelle der bloßen Neugier eingekehrt. Auch Thusnelda Schepperts Seele klang als hehrer Ton in dieser allgemeinen Festjubelhymne, obwohl ihr Egoismus sich hinterher wieder schwer verletzt fühlte, daß über dieser Ovation für Vater Stark von dessen Sohn ihr Arminius so völlig unbeachtet geblieben war. Als sich aber der Wagenzug wieder langsam über den Marktplatz weiter bewegte, und sie nur zu deutlich gewahrte, wie aller Franken Augen ihres germanischen Geistergrußes Worte jetzt lasen und bewunderten, und ach, als jetzt gar der Held ihrer stummen Anbetung, dieser andere Arminius in Fleisch und Blut, unter ihrem Fenster vorüberreitend, mit unaussprechlichem Dankesblicke lächelnd zu ihr hinaufgrüßte – ja gewiß, so war es – und dann – o sie täuschte sich nicht – in holder Verschämtheit verschwiegener Minne den Schläger ritterlich vor ihr senkte – o da war auch der letzte Mißton aufgelöst in ihr hingeschmolzen.

»O Wonne aller Wonnen, er hat mich gegrüßt – zum erstenmale, seit ich ihn gesehen, seit ich stumm ihn liebe! – O schönes Leben! Nun erst bist du mir werth, und dein Reiz beginnt für mich. – Er hat mich gegrüßt! Ich bin belohnt für Alles. Für allen Aerger, den ich mit meinem unpoetischen Vater hatte, bis ich ihn dahin gebracht, meinen Arminius hier aushängen zu dürfen. Entschädigt bin ich für allen herzlosen Spott meiner niedrig fühlenden, neidischen Schwestern. Alles, Alles – fast vier lange Jahre seiner nur scheinbaren verächtlichen Kälte sie sind vergessen und verschmerzt – denn er hat mich gegrüßt. Und *wie* gegrüßt! – O unaussprechlich!«

In solch' glückseliger Schwärmerei stand sie noch immer am Fenster und ihr Arminius, der wirklich halb aus Mitleid, halb aus glücklicher Laune, endlich einmal galant gegen sie gewesen, ritt bereits am südlichen Stadtthore, und gebot mit weithin schallendem Rufe: »Brüder, wir singen das Lied: Hinaus in die Ferne mit lautem Hörnerklang.«

Erst spielten die Trompeter Methfessels muthige Weise einmal durch. Danach fiel der volle Chor des unabsehbaren Zuges ein. Und wieder commandirte der Senior: »Trab, vorwärts marsch!« – Und im scharfen Trabe gings nun hinaus auf die Landstraße, zwei Stunden weit, jenem Städtchen entgegen, darin das Festmahl ihrer harrte. Die Lerchen schwangen sich jubelnd über den dahin rollenden Wagen. Und durch den Maimorgen brauste das Burschenlied wie frischer Lenzsturm:

»Hinaus in die Ferne mit lautem Hörnerklang,
Die Stimmen erhebet zum männlichen Gesang!
Der Freiheit Hauch weht mächtig durch die Welt,
Ein freies, frohes Leben uns wohlgefällt.«

XII. Vater Stark an Mutter Rosalie.

»Liebste, beste Frau!« schrieb am andern Morgen Vater Stark, in Hermanns Studentenstübchen am Schreibtische sitzend, nach Hause. »Mit knapper Noth erwische ich dieses stille Morgenstündlein, während Hermann gerade ausgegangen, um dir eigentlich nur schnell zu sagen, daß ich noch immer kerngesund und in rosigster Stimmung bin. Aber dir, wie ich das bestimmt vorhatte, sogleich von hier aus jeden einzelnen Festtag umständlich aufzuzeichnen, das ist ein Ding absoluter Unmöglichkeit. Ich bin jetzt herzlich froh, daß ich trotz meines schweren Kopfes gestern schon früh fünf Uhr aufgestanden war, um dir meine glückliche Ankunft zu melden, und den ersten Abend mit allem dabei Ausgestandenen nur flüchtig zu beschreiben. Sonst wäre ich nicht einmal dazu gekommen. Dir jedoch auch meine äußern und innern Erlebnisse während der gestrigen feierlichen Ausfahrt und des pompösen Festmahles, wenn auch noch so flüchtig, zu skizziren, das geht himmelweit über alle menschlichen Kräfte. Ich sage jetzt nur so viel, daß ich eine solche ganz unsägliche Fülle von Ehren und Auszeichnungen weder zuvor erlebt habe, noch mir jemals hätte träumen lassen dieses umständlich zu erzählen, brauche ich mindestens daheim eine ganze Woche.

Also auch dieser zweite Festtag wäre nun glücklich überstanden. Und dabei ist mein Kopf heut morgen ganz klar und leicht und ich fühle mich so kräftig, als ob gestern gar nichts Besonderes mit mir geschehen wäre. Ich glaube übrigens schwerlich, daß noch vielen der andern Corpsphilister gerade so gut zu Muthe sein wird. Wenigstens sah ich bei der Heimfahrt gar manche wacklige Gestalt, und meinen lieben Mitstifter, den Papa Schlauch, habe ich sogar von vier Füchsen in den Wagen hinuntertragen sehen. Himmel, wie mag dem heute Morgen der arme Kopf brausen und brummen! – »Aber, ein gebranntes Kind scheut das Feuer,« sagt das Sprüchwort, und so hab' ich es auch auf mich gestern mit eiserner Consequenz angewendet, und eingedenk des am ersten Abend erhaltenen Mahnzettels, von dem ich dir bereits gebeichtet habe, ließ ich mich auch durch alle noch so begeisterten Toaste nicht verlocken, ein zweitesmal mich an meiner altgewohnten Tugend der Mäßigkeit zu versündigen.

Nun laß mich für heute schließen, beste Mutter, denn ich brauche auch noch für heute und morgen all' meine Körper- und Geisteskraft. – Feierlicher Philisterconvent am Vormittag, am Abend Festcommers, morgen Kellersuite und Nachts Fackelzug. – Du siehst, ich werde noch lange von meinen Ehrenstrapazen nicht erlöst. Nun, ich denke mir eben, liebe Rosalie, daheim in meiner stillen Kanzleistube kann ich hinter meinen trockenen Acten schon wieder abbüßen, was ich jetzt an Lustbarkeiten über das Maß zu viel thun muß. Aber es ist doch

was Wunderschönes um das freie, deutsche Burschenleben, das mir erst in meinen alten Tagen so recht aufgeht und mich noch viel mehr begeistert, wie einst in meinen jungen. Freilich spielt mein väterlicher Stolz auf unsern herrlichen Sohn dabei eine Hauptrolle, und aller Glanz, der seine Person umstrahlt, wirft immer sein hellstes Licht zunächst auf mich zurück und mein glückliches Vaterherz. Ich kann dir auch heute gar nicht genug sagen, in welchem Maße Hermann sowohl von seinem Corps, wie in der ganzen Stadt geliebt und verehrt ist. So hab' ich es als sein Vater freilich sehr leicht. Denn alle Ehren, die man mir hier anthut, kommen mir ja um seinetwillen zu gute. Dieses in jeder Stunde mit dankbarem Herzen gegen Gott zu begreifen, dazu hab' ich, Gottlob, Verstand genug und vollste Selbsterkenntniß meiner eigenen, unbedeutenden väterlichen Existenz. Aber gerade deßhalb, möchte ich sagen, thun mir diese Ehrenbezeigungen um so wohler. Denn du weißt ja, um wie viel inniger ich ihn liebe, als mich selber, und wie viel stolzer ich auf seine Ehren bin, als auf die meinigen. Lieber Gott, wir Zwei leben ja nur für ihn und in ihm. Dabei muß ich Hermann aber das noch mit gerührtem Herzen nachrühmen, daß er eine Zartheit kindlicher Liebe, Sorge und Aufmerksamkeit gegen mich entfaltet, die mich oft zu stillen Thränen rührt. – Mein Gott! wer hätte das Alles von diesem einst so unbändigen Gassenbuben erwarten sollen? – Aber dein kluger Kopf hat ja schon vor Jahren es mir immer zum Troste vorausgesagt dieses Lob einer weisen Prophetin, die vor Allem auf den »guten Grund«

unseres Kindes ihre Weisagung baute, werde ich dir allezeit und mit Freuden lassen. – Da hab' ich nun schon wieder eine ganze Seite weiter geschrieben, und ich wollte doch nur ganz kurz sein. Doch wovon das Herz voll ist, geht der Mund über. Gottlob, daß es nur so glückliche Vaterworte sind. Und nun tausend herzliche Küsse, beste Mutter, und sei nur ganz unbesorgt um deinen ehrenreichen, ewig treuen

Christoph.

Auch der guten, treuen Dorothee alles Herzliche und sie soll sich eben auch recht über ihr Hermännle freuen.

Der ganzen Verwandtschaft und allen Freunden Gruß und Kuß in größter Eile.«

XIII. Der Jubiläumscommers.

Diese Freudenbotschaft Vater Starks war bereits auf dem Wege zur lieben Heimath, als ihr glücklicher Absender Abends neun Uhr beim Festcommers im großen Tanzsaale über der Frankenkneipe sich schon wieder neuer Lustbarkeit und Ehre mit offenstem Herzen hingab.

Wer diese von zwei hölzernen, völlig styllosen Säulenreihen getragenen kahlen und kalten Räume noch vorgestern bei der ersten Begrüßung gesehen, der konnte nicht genug darüber staunen, mit welch' sinniger Erfindungsgabe sie heut Abend in einen märchenhaften Palastsaal umgewandelt worden waren. Frische Eichengewinde umgrünten jetzt das nüchterne Weiß der Säulenschafte in so dichtem Geflechte, so thaufrisch leuchteten

hie und da eingestreute Blumen aus dem dunklen Blättergrunde, und unten zwischen den Sockeln trugen Orangen und Citronenbäume, Oleander und Rhododendren ihre goldene Frucht und duftende Blüthe zu so prangender Schau, als habe der Frühling selber zum Festschmuck dieses Saales seine wunderbare Werkstätte draußen auf ein paar Stunden hieher verlegt gehabt. – Dazwischen schimmerten, von einer Säule zur andern in leichten Ketten von Immergrün schwebend, grün-weiß-rothe Girandolen und wetteiferten in ihrem magischen Glanze mit dem bunten Farbenspiel über den Kapitälen, das in den Bannern aller fremden, den Franken jemals befreundet gewesenen Corps in malerischem Wechsel sich entfaltete.

Wär' ein noch so Fremder auch schon eine Stunde zuvor in den noch leeren Festsaal eingetreten, völlig unbekannt mit der Art der hier zu begehenden Feier, er hätte nur einen flüchtigen Blick werfen dürfen auf die rings in Blumenrahmen hängenden Medailons, und ihn hätten die darauf mit zierlichen Initialen geschriebenen kernigen Sinn- und Trinksprüche augenblicklich darüber belehrt, daß hier nur das echteste deutsche Leben ein großes Freudenfest begehe.

Doch du, lieber Begleiter, bist ja hier kein fremder Gast! Ist dir doch das Bundeswappen schon gar wohl bekannt, das dort unter der Musikgalerie in kunstvollen Trophäen von Fahnen und Schlägern prangt, und umhangen von gar vielen Tafeln mit den Namen der Stifter und

aller einstigen Franken, die seit einem halben Jahrhundert wegen besonderer Verdienste als »Ehrenmitglieder« in das Philisterium übergetreten waren.

Hast du doch den jungen Leiter dieser Feier schon in der Wiege kennen und ihn bis zu dieser Stunde gewiß auch lieben gelernt, so herzlich wie seinen alten Vater! Und bist du doch schon mit so manchem der bemoosten Häupter dieser Tage vertraut geworden, die auch heute wieder auf ihre grauen Haare vergessen und des Alters dämmernden Abend noch einmal verklären lassen wollen von ihrer Jugenderinnerung heiterem Morgenlicht!

Nein, du bist hier kein unwillkommener Eindringling! – Und siehe, da sitzest du ja schon mitten unter den alten und jungen Festgenossen, die an vier langgestreckten Tischreihen in brausendem Männerchor gerade des Bundesliedes vorletzte Strophe singen:

»Mögen rauhe Stürme walten,
Mag der Strom der Zeiten fliehn,
Wenn wir fest an Treue halten,
Wird Franconia ewig blühn.
Denn, wo Freundschaft innen wohnet,
Treu' und Eintracht im Verein,
Wo der Ehre Kleinod thronet,
Wird die Macht gehalten sein.«[1]

[1] Altes Original des einstigen Corpsburschen Gymbach, an dem strenge Formalisten über der ganzen Stimmung die paar falschen Reime nachsichtig beurtheilen mögen!

Und horch, die vier Präsidirenden an den vier äußersten Tafelenden schlagen nach den zwei letzten Versen, deren Wiederholung Blechmusik begleitet hatte, mit flachen Schlägern auf den Tisch.

»*Silentium!*« ruft jetzt, sich erhebend, der erste Präses, der regierende Senior Hermann Stark, und gleich ihm stehen die drei andern auf, der aktive Consenior und Secretär, nebst dem ältesten Corpsburschen. Die Schärpe um die Brust, den Schläger in der Rechten singen sie nun allein die letzte Strophe:

»Nehmt den Becher, wackre Franken,
Trinkt auf unsres Bundes Wohl,
Der gen Außen niemals wanken,
Nie im Innern hadern soll.
Unser Banner sei die Ehre,
Treu' und Eintracht unser Hort,
Muth und Kraft, das sei die Wehre –
Und Franconia unser Wort!«

Wieder schlagen die Präsidirenden mit flachen Klingen auf den Tisch, der volle Chor wiederholt mit Musikbegleitung die ganze Strophe. Abermals erhebt sich der Senior, ruft noch stärker, wie das vorigemal: »*Silentium*,« und der feierliche Ausdruck seines bildschönen Gesichtes versetzt alle Festgenossen, die in den paar Tagen ihn ausnahmslos liebgewonnen, in freudigste Spannung. Lautlos hängen sie an seinem Munde. Nur einem einzigen, alten, jungen Corpsphilister in der Nähe des Bundeswappens schlägt das Herz so laut, daß es sein Nachbar, Papa Schlauch, fast

hätte hören können. Und nur *sein* Blick wagt nicht nach dem jungen Redner hinüberzuschauen. Ganz so wie einst vor Jahren beim Maifeste der Lateinschule. – Wem dieses einzige, verzagte Herz doch wohl gehörte?

»Hochverehrte Stifter und Corpsphilister unserer Franconia! Vielgeliebte Freunde und Brüder!« beginnt jetzt Hermann Stark mit klangvoller, aber noch befangener Stimme. »Schau' ich jetzt umher in diesem weiten Festsaal, und seh' euch Alle darin versammelt, bemooste Häupter, in Ehren und Würden ergraut, hochgestellte Mitarbeiter im Staat und berühmte Meister der Wissenschaft, seh' ich euch an, ihr andern gestandenen Männer alle, die ihr des Lebens Ernst schon an euch und euren Familien verkostet, und blick' ich wieder auf mich und meine jungen, unerprobten Jahre, so möcht' ich freilich wohl zaghaft werden, in dieser hohen Feststunde als der Erste unter euch das Wort zu ergreifen. – Aber, meine lieben Freunde und Brüder, ich denke mir, heute sind die Würden und Aemter von euch Allen abgestreift. Ausgeglichen ist unter uns jeder Unterschied des Alters und nur das gleiche Band seh' ich Aller Herzen jetzt umschlingen, als das gemeinsame Symbol eurer und unserer Studentenzeit. Und so ruf' ich jetzt als derzeitiger Senior der Franconia: im Namen dieser unserer Aller einstigen und jetzigen akademischen Jugend, Freiheit und Fröhlichkeit – ihr Stifter und Frankenphilister alle, auch unserer jungen Herzen tiefstem Grunde – seid uns gegrüßt!«

»Bravo, bravo!« gings murmelnd durch den Saal. Vater Stark dachte nun schon viel leichtern Herzens: »Nein,

was der Junge reden kann; und wo er das nur so gelernt gat? – Doch wohl nur angeboren. – Wie, was?«

Und nun getraute er sich schon, gleich den Andern ohne weitere Angst auf ihn hinzuschauen.

Und der Senior fuhr, durch diesen Beifall sichtlich ermuthigt, weiter:

»Aber, meine lieben Freunde und Brüder, gibt es nicht ein noch viel geweihteres gemeinsames Band, als das der Erinnerung an eure freien und frohen Studentenjahre, die ihr einst durchlebt und durchschwärmt im selben Bunde, darin wir uns jetzt noch unserer Jugend freuen? – Wäre es wirklich nur das allein, das den Alten wie den Jungen in diesen Festtagen das Herz so hoch gehoben und so warm gemacht? – Nur die herzliche Freude über das Wiedersehen so mancher langentbehrten Freunde? – Nur das sonnige Gedenken an eure niedergegangenen Studentenjahre? – Nein, liebe Freunde, das muß noch ein höherer Geist sein, der mächtiger, als das Verständniß der einzelnen Herzen, der stärker als ihre frohe Erinnerung, alle Glieder der Franconia von jetzt und einst nun so traulich vereint, und sie dieses Zusammengehörens, dieses Sieges über Alter und Stand so bewußt gemacht hat! – Und diesen Geist, soll ich ihn euch nennen, meine lieben Brüder? Das ist der uns allen gleich gemeinsame, alte, edle Geist des deutschen Burschenlebens, das nur in des deutschen Wesens Grund so tiefe Wurzeln geschlagen. Das ist der Geist brüderlicher Innigkeit und Freundestreue, jugendkräftigen Frohsinns und idealer Schwärmerei! Das ist der Geist tapferen Muthes

und treu bewährter Mannesehre – und hoch über Allem die uns Alle gleich beseelende heilige Liebe zum großen deutschen Vaterlande.«

Begeisterte Zurufe der Corpsphilister bekräftigten diese letzten Sätze. Gar manche Hand winkte ihm Beifall. Hie und da sprangen einzelne bemooste Häupter auf, um diesen beredten, jungen Senior sich noch besser betrachten zu können. Und schon jetzt drückten Vater Starks nächste Nachbarn ihm zum Glückwunsch, einen solchen Sohn zu haben, die freudig zitternde Hand.

Aber der Sohn fuhr nach dieser Unterbrechung in seiner Rede rasch wieder fort und seine Stimme klang nun immer gehobener und feuriger.

»Euer stürmischer Zuruf bekräftigt meine Worte, liebe Freunde! So hab' ich wohl aus euren eigenen Herzen geredet. Und so sag' ich weiter: und dieses unserer Aller Bewußtsein, von diesem gleichen deutschen Studentengeiste trotz jedem Unterschiede des Alters und der Lebensstellung auch heute noch beseelt zu sein, das ist, will mich bedünken, das unauflösliche Band, das in unsern Herzen uns wahrhaft verbrüdert, Alt und Jung, jetzt und später. Und das soll bleiben unseres Bundes innerster Halt, seine schönste Zierde, seine höchste Ehre. – Und so ruf' ich denn freudig, und ich weiß, ihr Alle stimmt von ganzem Herzen mit mir ein: diesem alten, edlen, reinen Geiste deutschen Studententhums unsern hochverehrten Stiftern, die in ihm unsern Bund gegründet, unsern Corpsphilistern, die diesen Geist darin fortgepflanzt, und unserer heutigen lieben Franconia, auf daß

sie ihn treulich als eurer Aller theures Vermächtniß wahren, pflegen und vererben möge, so lange sie besteht – ein dreifach donnerndes Hoch!«

Hei, wie da Alle wie *ein* Mann sich erhoben, und wie das dreimalige Hoch donnerartig durch den Saal gebraust! Wie dann unter dem Anstoßen der Steinkrüge und Pokale die Zutrinkrufe verworren durcheinander schollen! Aber *einer* ward mittendurch von allen Seiten gar laut gehört: »Trink, Stark! – Arminius, einen Ganzen! – Stark, es kommt dir was! – Schmollis, Senior!« – Und augenblicklich hatte sich noch überdies ein dichter Schwarm von Corpsphilistern um den Senior gedrängt, die alle mit ihm anstießen, die Hand ihm schüttelten und ihn küßten, daß er gar nimmer zu sich kam.

Selbst der erste Stifter Schlehdorf trat mit seinem alten Ehrenpokal zu ihm hin und beehrte ihn mit den herzlichen Worten:

»Trink' mit mir, junger Freund, du hast mir eine große Freude gemacht! Und ich wünsche allen alten und jungen Franken Glück zu dir. Ja, in diesem Geiste, der dein Wort und Herz beseelt, habe ich einst die Franconia gestiftet, und ich danke dir dafür, daß du sie jetzt noch mit dem nämlichen belebst. – Komm her! Wenn auch ein halbes Jahrhundert zwischen unsern Jahren liegt, zwischen unsern Herzen soll nur unsre Freundschaft liegen. Schmollis, lieber Collega – der älteste Frankensenior mit dem jüngsten!«

Darauf stieß er mit Hermann an, that einen langen Zug aus dem kunstreichen Silberbecher, und schloß ihn in seine Arme, wie ein Vater den Sohn.

Auch Papa Schlauch wollte seinem Collegen Schlehdorf in Herablassung gegen diesen Senior nicht nachstehen; und auch er trank mit ihm Brüderschaft unter obligater, zärtlichster Umhalsung.

Nur des Gefeierten eigenen Vater hielt die angeborne Bescheidenheit zurück, so eifersüchtig er auch auf Alle hinsah, die auf Hermanns Lippen statt seiner das süße Vorrecht des Vaterkusses ausübten.

Und er saß ihm doch so nahe. Aber er wußte selber nicht warum, daß es ihm jetzt so prahlerisch vorkommen wollte, sich gerade in diesem Augenblick als Hermanns Vater besonders bemerklich zu machen. Und so blickte er denn in seelenvergnügter Beschränkung seines Ichs einstweilen vor sich hin.

Aber das Schicksal in der Person des urgemüthlichen Fäßle hatte es doch anders gefügt. Er, der in sich selber die Gefühle des Vaterstolzes an seinen »drei Kapitalskerlen von Buben« mit solcher Sorgfalt bisher gepflegt, gönnte nun auch dem Vater Stark die vollste und zwar feierliche Befriedigung väterlichen Stolzes um so mehr, als dessen bescheidene Zurückhaltung sein kinderweiches Herz wahrhaft gerührt hatte. Rasch entschlossen sprang er auf einen Stuhl, um die Differenz seiner kleinen Constitution gegen so manche höher aufgeschossene auszugleichen. Und nachdem er also hochgestellt zu Aller Erstaunen ganz unerwartet: »*Silentium*« in den Saal

gedonnert, improvisirte er, wie es ihm gerade auch dem vollen Herzen zum Munde herausquoll:

»Brüder! da habt ihr nun diesem Senior Bravo zugerufen, habt mit ihm Schmollis getrunken und ihn abgeküßt. Und ich sage: Recht so! – Denn er hat es um uns Corpsphilister miteinander verdient, und ich selber hab' an ihm mein helles Gaudium. Ist er doch ein Senior, auf den die Franconia stolz sein kann! – Aber, jetzt frag' ich euch, wo wäre denn dieser junge letzte Senior der Franconia ohne ihren vormaligen alten ersten Fuchs? Wo wäre denn dieser Sohn, wenn ihm nicht zuvor sein Vater das Leben geschenkt hätte? – Und darum denk' ich, ist es auch nicht mehr als billig, wenn wir jetzt sogleich im Jubel über den jungen Sohn auch mit Ehren des alten Vaters gedenken, ohne den dieser patente Senior ganz ohne Zweifel gar nie und nimmer weder auf die Welt, noch zu den Franken gekommen wäre. – Darum, ihr Väter und ihr Söhne, stimmt mit ein: dem ehrenwerthen Vater Stark, zum Danke für diesen Sohn, und daß er noch lange leben und sich an ihm erfreuen möge – ein dreifaches, herzliches Lebehoch!«

Danach sprang das dicke Fäßle mit elastischem Schwung – wenn's wahr ist – von seinem Stuhle herunter. Und somit wäre Alles ganz gut gegangen. Erstens war er in seiner so ehrlich gemeinten Stegreifrede nicht stecken geblieben, worüber er sich nachträglich noch selber wunderte; zweitens ward sein Hochruf von einem solchem Echo erwiedert, daß man dachte, der Saal müsse einstürzen. Und er hatte sonach allen Grund, mit berechtigtem

Selbstgefühl als der Allererste dem durch ihn Gefeierten um den Hals zu fallen.

Aber der ärmste Vater Stark! – O welche Sturmfluth von weiteren Begrüßungen mußte dieser nun über sich ergehen lassen! Als aber gar wieder, nachdem der erste Sturm überstanden, die zwölf activen Füchse mit eben so vielen Zinnpokalen drohend gegen; ihn heranmarschirt kamen, um auch ihren Tribut der Verehrung; neuerdings an ihm abzutragen, da rief er in seiner Angst mit abwehrenden Händen: »*Silentium!*« – denn eine Dankrede dünkte ihm jetzt noch der einzige Retter in dieser Noth. Aber bei all' seiner fast täglichen Uebung vor dem Richtercollegium jetzt so schnurstracks auch mit bescheidenster Rhetorik die betreffenden Gedanken zu Faden zu schlagen, diese Angst trieb ihm doch das Blut ein wenig gegen den Kopf. Doch das *Silentium* war einmal herausgewischt. Unheimliche Spannung lauschte bereits seiner in Aussicht stehenden Rede. Da that er, wie Hilfe suchend, noch einen großen Blick auf Hermann, der selber ängstlich nach ihm hinsah, weil auch er ihn noch niemals öffentlich sprechen hörte. Und aus des Sohnes klarem Antlitz voll kindlicher Ehrfurcht und Liebe wehten ihm wie süße Frühlingsdüfte die rechten Gedanken zu seiner Rede in das verzagte Vaterherz.

Und Vater Stark begann mit unsicherer Stimme:

»Meine hochgeehrten Freunde und vielgeliebten Brüder! Wenn man, wie ich, seine siebzig Jahre zählt, da hat man wohl Freud' und Leid gar viel an sich erlebt. Und ihr, die ihr selber Väter seid, wenn auch viel jünger als ich,

ihr wißt es wohl am besten, Freud' und Leid im Hause schaffen am meisten die Kinder. Nun bekenn' ich gerne mit innigstem Dank gegen Gott, daß in meinem Vaterherzen die Freude das Leid bisher gar weit überwogen hat. Aber mit tiefgerührtem Herzen sag' ich euch jetzt: diese Festtage, die ich siebzigjähriger Mann nun unter euch erlebt, die sind doch noch die allerreichsten an Vaterglück gewesen, seit ich meinen liebsten Sohn in der Wiege liegen hatte. Und all' das Glück dieser Tage, das dank' ich euch, meine lieben, alten und jungen Freunde! Dem eure große, edle Liebe zu meinem Sohne hat es mir bereitet. Und habt ihr auch mich unbedeutenden Mann mit so völlig unverdienten Ehren überhäuft, so nehm' ich sie eben dankbar von euch hin, als meines Sohnes Vater, und,« fuhr er immer weicher werdend fort, »ich wünsch' ich euch zum reichsten Vergeltsgott für diese große Liebe zu meinem Sohn, euch Allen, die ihr schon Väter seid und noch werdet, wünsch' ich jetzt aus der Fülle meines ergriffenen Herzens, daß ihr im Alter an euren eigenen Kindern einst so wenig Leid und so viel Freud' erleben möget, wie jetzt ich selber an meinem eigenen Sohn, und daß ihr . . .« da erstickten Thränen seine Stimme. – »O nehmt mir's nicht übel, – es geht nicht mehr, – und, ihr wißt schon, was ich meine . . .«

Er hielt die Hand vor die Augen. – Ja, mach' dir's nur leicht, alter glücklicher Vater! O wer sich auch solcher Thränen zu schämen hätte! Denn sieh' nur um dich! Es

sind nicht die einzigen, die von Vaterwangen niederrinnen. – Selbst des leichtsinnigsten Fuchses Herz war nicht völlig unbewegt geblieben.

Und was wohl Vater Starks eigener Sohn dabei gethan und gesagt? – Der trat auf ihn zu, und drückte mit innigsten Küssen ihn an sein liebevolles Herz. Aber geredet hat er zu ihm kein einzig Wort und doch ihm Alles dabei gesagt.

Doch komm Vater Stark! auch deine Augen laß jetzt wieder trocken werden! Ihr Festgenossen alle, bleibt wieder heiter! Es ist ja ein hohes Freudenfest, da ihr jetzt feiert, und nur frohe Gesichter will es jetzt mehr sehen. Musik und Gesang ertönt aufs Neue! – Und siehe, schon hängen die drei Stifter nebst dem ältesten Corpsphilister die Schärpen um und gehen, die Schläger in der Hand, an ihre Präsessitze.

»*Silentium!*« ruft Schlehdorf, »wir singen das Lied: Auf, schwärmt und trinkt, geliebte Brüder!« – Und Theodor Körners, des edelsten deutschen Burschen, Lied voll Jugendkraft und Schwärmerei versetzte wieder Alle in die freudigste Feststimmung.

Die drei ersten Strophen sind bereits verhallt. Die vier Präsidirenden stehen auf, der dritte ein wenig befangen vor sich hinschauend. Denk' dich aber auch in diese neue, ungewohnte Stellung Vater Starks! Es ist ja heute das erstemal, daß er überhaupt bei einem Commers präsidiren darf und nun ist er schnurstracks sogleich zur hohen Ehrenstufe des Stifterpräsidiums hinaufgestiegen. Ist es da

ein Wunder, wenn unserm neugebackenen, siebzigjährigen Corpsburschen so hoch droben ein wenig schwindlig wird, besonders jetzt, wo er so allein dastehend, allen Blicken und Ohren ausgesetzt, mit seinen drei Collegen ein Soloquartett aufführen soll? – Lieber Himmel, vor wie viel Jahren mag das wohl geschehen sein, wenn er überhaupt einmal allein gesungen hat? Und dann sein angebornes unmusikalisches Gehör! Mit Schrecken fiel ihm dabei sein vor sechzig Jahren verunglückter Flötenunterricht ein. Aber Vater Stark ist »klug und weise,« wie der Bürgermeister von Saardam, und singt daher auch nur im bedächtigsten Piano mit, so daß man von seinem Mitsingen kaum etwas mehr bemerkt, als den halbgeöffneten Mund. – Trotz all' dieser Bemäntelung seines negativen Musikgenies kam er sich dennoch wie erlöst vor, als der letzte Vers glücklich überstanden war, und er, mit dem Schläger auf den Tisch patschend, sich von dieser ehren- und peinvollen Stellung wieder auf seinen Stuhl erniedrigen durfte.

Und nun sang der volle Chor nochmals die letzte Strophe:

»So ist der Bund aufs Neu' beschworen,
Das Glück soll freudig ihn umwehn!
So haltet fest, was wir erkoren,
Der Brüder Freiheit soll bestehn!
Es lebe Lieb' und Vaterland,
Und hoch das grün-weiß-rothe Band!«

Ein aufmerksamer Beobachter konnte es dem ersten Stifter Schlehdorf an seinem sinnenden Auge deutlich abmerken, wie sein Geist schon während dieses Schlußchores in andern Regionen schweifte. Und kaum war der letzte Vers verklungen, da erhob er sich. Sein ganzer, innerer Adel trat ihm auf das geistreiche Gesicht, hätte seiner Aufforderung zum *Silentium* gar nicht bedurft, daß Jeder jetzt andachtsvoll seinen Worten gelauscht hätte.

»Active Mitglieder der Franconia, meine lieben jungen Freunde!« hub er mit jener Sicherheit des Tones an, die den langgeübten Redner augenblicklich kennzeichnete »So eben sind in diesem Festsaale die zwei letzten Verse auch dem Lied unseres unsterblichen Freiheitssängers verhallt, die da lauteten:

»Es lebe Lieb' und Vaterland,
Und hoch das grün-weiß-rothe Band!«

Was liegt nicht Alles in diesen wenigen Worten für euch geborgen! Der ganze Inhalt eures jetzigen und späteren Berufs. – Lieb' und Vaterland! – Welche sinnreiche, herzinnige Verbindung! Welch' tiefe Bedeutung in dem grün-weiß-rothen Bande!«

»Grün ist die Hoffnung, so recht die Farbe eures jetzigen Lebens. – Steht ihr doch noch wie auf einem Berge, darauf der Jugend Morgensonne euch Haupt und Herz umleuchtet, und vor euch liegt die Zukunft, ein Paradies voll Hoffnungen, von goldenem Dufte noch verschleiert. – Ja, meine jungen Freunde, hoffet, daß, wenn die Hand des Lebens diesen Schleier von Jahr zu Jahr immer mehr

hinwegstreift, hoffet, daß ihr dann auch nicht das kleinste Stück Wüste in diesem geträumten Paradiese findet. – Die Hoffnung ist die Säule der Welt, sagt ein altes, weises Wort. Und ich sage euch: die Hoffnung ist eurer Jugendzeit ganz unschätzbares Angebinde. Sie ist der über alles Erdenleid hinwegtragende Flügel eures Geistes; der Goldbecher, daraus euer Herz stets neu perlenden Frohsinn trinkt. Sie ist das verklärende Sonnenlicht eurer jungen Tage, wie das Abendroth unserer alten. – Denn sind eurer Hoffnung duftige Schleier auch zumeist vor unsern Augen schon niedergefallen und schauen wir das Leben in seinen unverhüllten, schmerzreichen Zügen – der Geist der Hoffnung ist doch auch unserer Jahre stärkender und tröstender Begleiter, wenn auch mit ernster sinnendem Antlitz als der eure, der mir heiter lächelt. – Auf unsere Kinder hoffen wir Väter, daß sie unsere Liebe für sie mit voller, echter Minze heimbezahlen. Wir hoffen auf sie und euch, ihr jungen Franken alle, daß ihr einst im Dienste des Vaterlandes dasteht als ganze Männer. – Wir hoffen auf ein glorreiches Auferstehen unserer zu Grabe gestiegenen, alten deutschen Macht. Wie der alte Rothbart an seinem Steintisch im Kyffhäuser, so harren auch wir des erlösenden Rabenschreies. – Und wenn wir Aeltesten und Alten ihn nimmer hören, so setzt ihr Jüngsten und Jüngeren unsre Hoffnung in euch fort. Euch kann sie noch Erfüllung werden. – Und endlich hoffen wir Alten auf Eines, das sicherlich uns nicht betrügen wird, wir hoffen auf ein einstiges besseres, ewiges Leben.«

Es gibt einen Beifall, so innig empfunden, daß er sich nur in lautloser Andacht offenbart, die sich auf des Hörers Antlitz niederläßt, und es vergeistigend verschönt. Unter einem solchen Beifalle, dessen Schlehdorf gar wohl inne wurde, fuhr er jetzt weiter:

»Weiß, – das ist des Frankenbandes zweite Farbe. Sie bedeutet Reinheit. – Und haben wir auch auf der breiten Heerstraße der Hoffnung nach manch' herber Enttäuschung schon die größte Strecke zurückgelegt, die ihr noch mit der glücklichen Illusion der Jugend zu durchwandern habt, – auf dem schmalen, steilen Wege der Reinheit sollen wir unzertrennlich und alle Zeit zusammengehen, zu unserer Aller einzigem hochgesteckten Ziele, das Mannesalter Hand in Hand mit der Jugend. – Ja, meine jungen Freunde, in der Reinheit des Geistes und Herzens darf kein Unterschied zwischen uns walten. Reinheit und Adel der Gesinnung soll unter uns den Greis und Mann und Jüngling zieren, als gemeinsames, fleckenloses Priesterkleid im Heiligen Dienste der Mannesehre und des Vaterlandes. Die Gemeinheit sei unsrer Aller gemeinsame Schmach – und unversöhnlich gegen sie sei unsrer Aller Streit!«

Da wollten schon Einzelne losbrechen in ihrer Begeisterung. Aber der Senior Hermann Stark, der selber wie ein regungsloses Bild diesen hehren Worten lauschte, beschwichtigte mit erhobener Hand die einzelnen Bravos. Und Schlehdorf fuhr weiter, von so feierlicher Stimmung belauscht, als sei dieser Festsaal in Tempelhallen umgewandelt worden.

»Und endlich unseres Bandes dritte Farbe: roth, die Farbe der Liebe! – O meine jungen Freunde, welches Meer von hochwogenden Empfindungen schwillt jetzt in mir auf bei diesem einzigen Worte: ›Liebe!‹ – Denn bedeutet es für uns nur jenes selige Gefühl allein, das den Jüngling an die Jungfrau, den Bräutigam an die Braut, den Mann an das Weib mit wunderbarem Herzenszauber fesselt? Oder jenes Band der Ehrfurcht allein, das euch mit euren Eltern innig eint, wie uns Väter mit unsern Söhnen? – Nein, meine Freunde, die Liebe, die ich jetzt meine, das ist vor Allem jene große, heilige, die wieder uns Alle gemeinsam durchglühen soll, die Väter wie die Söhne. Das ist die Liebe zu allem ewig Guten und ewig Heiligen, zu allem ewig Wahren und ewig Schönen. Das ist jene flammende Himmelstochter, die stets Hand in Hand geht mit ihrem zornglühenden Bruder – dem Haß. – Das ist die Liebe für Wahrheit und Recht und der Haß gegen Gewalt und Lüge von Oben und von Unten. Das ist die Liebe für das Vaterland und der Haß gegen seine Feinde außen und innen. – O daß ihr nie und nimmer einst zu jenen halben Männern zählen möget, die nicht lieben und nicht hassen können, zu jenen ›Lauen,‹ von denen geschrieben steht, daß Gott selber sie ausspeien will aus seinem Munde. – Begreift ihr nun den tiefen Sinn in der Verbindung der Worte: Lieb' und Vaterland? – Und ist eures dreifarbigen Bandes Bedeutung euch nun völlig klar geworden? – Und so wiederhol' ich einfach:

»Es lebe Lieb' und Vaterland,
Und hoch das grün-weiß-rothe Band!« –

Es gibt Momente, in denen der Erzähler am besten thut, auf die Macht seines Wortes zu verzichten und es seinem Zuhörer zu überlassen, die Stimmung sich selber auszumalen. So schweig' auch ich jetzt von dem Wiederhalle, der nun im ausbrechenden Sturme dieses Redners Worten gefolgt war.

Die Wogen der Begeisterung hatten sich längst wieder gelegt; trauliche Zwiesprache durchsummte den Saal. – Und siehe, welch' neue Spannung ergreift wieder alle Festgenossen! Denn auch Papa Schlauch erhebt sich jetzt, und gibt, statt des studentischen *Silentium* mit dem Zinndeckel seines Steinkruges philisterhaft klappernd, das Zeichen zum Schweigen.

Jeder denkt überrascht: was? der Papa Schlauch hält auch eine Rede? Nun, da bin ich aber begierig.

Er aber zieht mit gemüthlichem Phlegma ein Blatt Papier aus seiner Rocktasche und überfliegt es noch einmal mit selbstgefälligem Schmunzeln, daraus sein ganzer, alter Humor hervorleuchtet. Und doch fliegt ihm wieder die ausgeprägteste elegische Stimmung über sein faltenreiches Gesicht.

»Aha, er hat seine Rede aufgeschrieben. Ja, dann glaub' ich es gern, daß er eine halten kann. Und mir scheint nach seinem tragikomischen Gesicht, sie wird ein Curiosum werden, wie er selber.«

So denkt wieder Der und Jener. Aber sie haben sich doch Alle verrechnet. – Denn, was Papa Schlauch jetzt als Rede spricht, hat er nicht aufgeschrieben, und was er aufgeschrieben hat, das ist keine Rede. Nur die Ahnung von der tragikomischen Natur dürfte nicht ganz falsch sein. – Und wie seine ganze äußere Erscheinung den schneidendsten Gegensatz bildet zu der hohen, vornehmen Gestalt Schlehdorfs, so ganz ähnlich verhält sich nun auch die populäre Stylistik seiner prosaischen Einleitung zu dem eleganten Ausdruck seines geistreichen Vorredners.

»Ihr Füchse der Franconia!« beginnt also Papa Schlauch mit unbefangenster Gemüthsruhe. »Reden halten war von jeher meine Sache nicht. Je nun, dazu gehört eben ein besonderes Genie und das hab' ich einmal nicht. Liegt mir auch weiter gar nichts dran. Denn, wenn ich auch eine noch so große Portion davon hätte, so wär' ich schon selber so gescheidt, jetzt nach den vorhin gehörten Worten meines verehrtesten Constifters hübsch mäuschenstill zu bleiben. Aber dafür war mir Gott Apollo schon seit Kindesbeinen nicht immer ganz ungnädig gewesen, obgleich ich nie was habe drucken lassen. Und darum hab' ich das, was ich endlich jetzt gerne sagen möchte, zur Abwechslung in Knittelverse gebracht. Ein gar kurioses Thema, sag' ich euch, halb lächerlich, halb weinerlich; euch Füchsen aber zum abschreckenden Beispiel. – Ist mir schon ein wenig sauer worden, für euch just diese Reime zu schmieden. Doch ich weiß selber nicht, es ist mir eben daheim so in den Sinn gekommen. Und

so dacht' ich mir denn: also los damit! Vielleicht kann es doch dem Einen oder Andern von euch zu Nutzen sein. Gehört aber freilich eine ziemliche Dosis Resignation dazu. Doch in dieser hab' ich mich seit circa fünfzig Jahren so fest eingepaukt, daß ich mir jetzt getraue, auf der Mensur bescheidener Selbsterkenntniß die ganze Menschheit auszuschmieren. – So, meine lieben Füchse, das wär' also vorderhand die ungereimte Vorrede gewesen, und nun kommt eigentlich die verificirte Hauptsache.«

Hatte schon vorher der bloße Gedanken an Papa Schlauchs Rede alle Festgenossen in die neugierigste Spannung versetzt, so war sie natürlich durch diese seltsame Einleitung bis zum höchsten Gipfel gesteigert worden, als er das räthselhafte Blatt nun wieder in die Hand nahm, und unter erwartungsvollster Stille zu lesen begann:

»Ihr jüngsten Brüder der Franconia,
Da steht vor euch der alte Papa Schlauch,
Wie eine Warnungstafel steht er da;
Was ich euch drauf geschrieben, hört nun auch!
Denn euch zu Nutz' und Lehr' hab' ich's gethan,
Wenn es mich selber auch compromittirt,
Doch war ich stets ein offener Kumpan,
Und Reu' und Leid niemals blamirt.
Absonderlich, wenn solche offene Beicht'
Wird abgelegt für Andrer spätres Heil.

So hört mir also zu und nehmt's nicht leicht.
Und Jeder trage heim sein bestes Theil.«

Nach diesem bußfertigen Eingange, daraus seinen zwei Mitstiftern Schlehdorf und Vater Stark der Grundgedanke dieses Poems schon etwas heller dämmerte, fuhr er wie ein alter vorhomerischer Rhapsode mit episch getragenem Ausdrucke weiter:

»Ich war ein so fideles Kneipgenie,
Wie diese Musenstadt je eines sah,
Mir schmeckte Bier und Wein und Punsch, und wie?
Die Kneipe pflegt' ich wie die Attika.
Im Kartenspielen war ich Virtuos,
Das sagt noch heut mein Name Papa Schlauch.
So oft und forsch wie Einer ging ich los,
Beim tollsten Schabernak da war ich auch.
Ich ritt so scharf, daß mir kein Pferdejud'
Mehr einen Gaul wollt' leihn um schweres Geld.
Den schönsten Mädchen war ich allen gut,
In manchem Abenteu'r war ich der Held.
Dabei war ich, auch das ist wohl bekannt,
Der treu'ste Kamerad ohn' Trug und Hehl;
Gemeinem Sinn war stets ich abgewandt,
Nie ging ich auf dem Pfad der Ehre fehl.
Mich hatten Alle lieb im ganzen Corps.
Und wie ich fortzog, that es Jedem leid,
Manch ein Philister stand betrübt am Thor –
O, 's war ne schöne urfidele Zeit!«

Ein tiefer Seufzer bezeichnete jetzt den Uebergang von diesem freudenvollen Abschnitt zum folgenden leidvollen, bei dessen Vorlesung auch sein Ton ein ganz anderer ward, weich und klagend:

»Doch meine jungen Freunde, merket auf!
Denn ach, jetzt kommt nach solchem hellen Weg
Der dunkle Gang in meinem Lebenslauf,
Der leider schnurgrad ausgeht vom Colleg.
Denn hört, mit Reu' und Leid bekenn' ich's jetzt:
So gut bekannt mit Kneipe wie Mensur,
So oft ich Andern einen Schmitz versetzt,
Und froh gewandelt auf der Liebe Spur, –
Ach, im Colleg war ich ein seltner Gast,
Bei manchem Herrn Professor fehlt' ich ganz;
Pandekten hatt' ich in den Tod gehaßt,
Zum Ekel war mir Staatsrecht und Finanz.
Des Studiums rechte Stimmung kam mir nie;
Zum Schlauch doch war ich immer animirt,
Und das Collegienheft auf meinem Knie
Hatt' ich gekartet und zugleich studirt.
Doch blinder Wahn, daß frevelnd ich gedacht,
Pandekten sie verträgen sich mit Schlauch.
Ich ging wohl dreimal muthig in die Schlacht,
Doch jedes Jahr ward ich geschlagen auch.
O liebe Freunde, was ich später dann
Als so geschlagener Philister litt –
Das Alles ich euch gar nicht sagen kann.
Mein ganzes Leben ich mit Mühsal stritt.«

Und von seinem Herzen und seiner Stimme alle trübe Erinnerungen jetzt gleichsam abschüttelnd, schloß er nach diesem Adagio wie ein beflügeltes Allegro:

»Gottlob, daß all' mein Kampf nun bald vorbei,
Und meine Wunde ihren Brand verlor,
So daß der einstigen Juristerei
Ich heut gedenk' mit altem Kneiphumor;
Und ich der alten, schönen Burschenzeit
Von Herzen mich hier freu' nach all' der Noth!
Doch ihr, o werdet jetzt durch mich gescheidt!
In aller sorgenlosen Fröhlichkeit
Denkt auch an euer später täglich Brod!
Und schwänzt mir nicht voll Leichtsinn das Colleg,
Wie's leider einst bei mir der sünd'ge Brauch!
Sonst kommt ihr auf denselben Büßerweg!
Drum zieht daraus für euch den weisen Schluß:
Seid flott und lustig, doch studiret auch!
Dran mahnt euch jetzt mit reuigstem Verdruß
Der dreimal durchgefallne Papa Schlauch.« –

Es war ein streitendes Gemisch von heiterer und wehmüthiger Stimmung unter den Zuhörern, als Papa Schlauch den letzten Vers seines seltsamen Gedichtes gesprochen hatte. – Da sprang rasch ein witziger Fuchs, der schon in mancher Donnerstagsfama durch sein Improvisationstalent die Gäste erheitert hatte, auf einen Stuhl und verhalf der noch zurückhaltenden Heiterkeit zum

Durchbruch, da er im Nu mit komischem Pathos herunterdeklamirte:

»Dem hochverehrten, liebsten Papa Schlauch
Sag' ich im Namen aller Füchse Dank,
Daß er uns jetzt ermahnt so frei und frank.
Und Jeder von uns will's befolgen auch.
Die Herrn Pandekten und die Frau Finanz,
Das Fräulein Staatsrecht und wie all' sich nennen,
Sie sollen ganz genau uns lernen kennen,
Daß wir einst absolviren nur mit Glanz;
Und unsres Papa Schlauch so schön Gedicht
Verherrlicht werd' durch unser flott' Examen.
Das sei gelobt in aller Füchse Namen!
Und also schließ' ich, denn mehr weiß ich nicht;
Vivat der Papa Schlauch und somit – Amen!«

Noch auf dem Stuhle machte der Witzbold eine scherzhafte Reverenz und sprang flugs herab, sich wieder im Gedränge verlierend, während schallendes Gelächter als bester Beifall ihm nachfolgte.

Aber um Papa Schlauch sammelte sich jetzt ein dichter Haufen von alten und jungen Gratulanten, die in den verschiedensten Tonarten auf sein neuentdecktes poetisches Genie einen Lobhymnus anstimmten, den der greise, joviale Dichter auch mit glücklichem Gesicht und vielfachen, von seiner subalternen Stellung gewohnten Bücklingen bereitwilligst anhörte.

So zogen ernste und heitere dramatische Scenen in stets neuem Wechsel über die Bretter dieses Festsaales. Wie manch' andere könnte ich noch vor dir spielen lassen, wenn mir nicht vor deiner Ermüdung bangte!

War das z. B. ein allgemeines Zutrinken und zärtliches Umarmen aller Väter und Ehemänner, nachdem das Fäßle als erster Präfes die vier letzten Verse seines ebenfalls höchst eigenhändig gedichteten Festliedes abgesungen hatte, die nach der pompösen Melodie: »Vom hoh'n Olymp herab« – zweiter Theil – alle betreffenden Herzen in höchste Ekstase versetzten und da lauteten:

»Hoch leben all', die wir Brüder uns sind,
Lasset auch leben so Weib wie Kind!
All' unsre Buben, so groß und so klein,
Sollen wie wir einst Franken sein!«–

Glückliches Fäßle, wie hattest du da gejubelt, da dich deine kreuzbrave Frau sammt deinen drei Kapitalskerlen von Buben ein paar dutzendmal hoch leben ließest! – Aber mindestens Zweien hatten seine wohlgemeinten Verse im Stillen doch gar weh gethan. Das war der Erste, der Schmalzpeter, der unter all' dem Jubel, nachdem er noch mit hellem Auge seinem treuen Weibe den Becher geleert, dann seinen drei todten Söhnen nochmals eine unbeachtete Thräne nachgeweint. – Und der Zweite, das war des Fäßle's einstiger Leibfuchs, jener einsame Präsident, der sich gepreßten Herzens seitwärts schlich, weil sein geliebtes Weib im Grabe lag und er um keinen Sohn zu jubeln noch zu trauern hatte.

Nur einem einzigen Liede hör' jetzt noch zu, lieber Begleiter! Vielleicht hast dir lange schon zuvor davon gehört, und es ist dir nicht unerwünscht, es ausführlicher kennen zu lernen. Oder du hast es selber schon mitgesungen und lässest dir gern eine frohe Erinnerung weden! Ist es doch Haupt und Krone jedes Commerses, der vielberühmte Landesvater, »das Lied der Lieder.« Das kündet dir schon die hochgetragene Weise, die an Feierlichkeit alle andern heut Abend gesungenen noch überragt. Das sagen dir schon die vier folgenden Strophen, die unter demselben Präsidium, wie beim Bundeslied, jetzt alle Herzen mit der edlen Gluth deutscher Vaterlandsliebe entflammen:

»Alles schweige! Jeder neige
Ernsten Tönen nun sein Ohr!
Hört, ich sing' das Lied der Lieder!
Hört es, meine deutschen Brüder,
Hall' es wieder, froher Chor!

Deutschlands Söhne, laut ertöne
Euer Vaterlandsgesang!
Vaterland! du Land des Ruhmes,
Weih' zu deines Heiligthumes
Hütern uns und unser Schwert!

Hab' und Leben dir zu geben,
Sind wir allesammt bereit:
Sterben gern zu jeder Stunde,

Achten nicht des Todes Wunde,
Wenn das Vaterland gebeut.

Lied der Lieder hall' es wieder:
Groß und deutsch sei unser Muth!
Seht hier den geweihten Degen,
Thut, wie freie Burschen pflegen,
Und durchbohrt den freien Hut!«

Und siehe, welch' neue eigenthümliche Scene in diesem studentischen Melodrama! Jetzt erheben sich die vier Präsidirenden, deren erster Hermann Stark. Jeder hängt seine Mütze auf die Spitze des Schlägers und singt im Quartett:

»Seht ihn blinken in der Linken,
Diesen Schläger, nie entweiht!«

Dann durchsticht er die Mütze, streift sie bis herunter auf den Korb, legt Daumen und die zwei Finger der Rechten auf die Klinge, währenddem er weiter gesungen:

»Ich durchbohr' die Mütz' und schwöre,
Halten will ich stets auf Ehre,
Stets ein braver Franke sein.«

Darauf treten die Präsidirenden, Jeder an eine andere Tafelreihe, indem sie daran mit den obersten Festgenossen anstoßen und dazu singen:

»Nimm den Becher, wackrer Zecher,
Vaterländ'schen Trankes voll!«

Und ihm den Schläger reichend:

»Nimm den Schläger in die Linke,
Bohr' ihn durch die Mütz' und trinke
Auf Franconia's hohes Wohl!«

Der Becher wird geleert. Und nun singt der Einzelne dieselbe Strophe wie vorhin die Präsides, indem er nun ebenfalls die Mütze auf die Schlägerspitze hängt, sie dann durchbohrt und die Schwurfinger auf die Klinge legt:

»Seht ihn blinken in der Linken,
Diesen Schläger, nie entweiht!
Ich durchbohr' die Mütz' und schwöre:
Halten will ich stets auf Ehre,
Stets ein braver Franke sein.«

So geht's der Reihe nach von Einem zum Andern. Endlich sind die vier Präsidirschläger bis zur Spitze mit dicht auf einander geschichteten Mützen angefüllt.

Jetzt folgt eine längere Pause. – Das stürmische Lied von Lützow's wilder verwegener Jagd wird vom Trompetercorps aufgespielt. – Wie da das Blut der bemoosten Häupter unter dieser aufregenden Weise rascher floß und ihre Augen heller glänzten! Von den gestandenen, wie jungen Männern fielen immer mehr begeistert ein, und endlich erklang's mitten durch die Trompeten in brausendem Männerchor:

»Die wilde Jagd und die deutsche Jagd
Auf Henkersblut und Tyrannen!
Drum die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt,

Das Land ist ja frei und der Morgen tagt,
Wenn wir's auch nur sterbend gewannen!
Und von Enkel zu Enkel sei's nachgesagt:
Das war Lützow's wilde, verwegene Jagd.«

Der letzte Vers war gesungen. Da erhob sich ein Corpsphilister, den wir heute Abend noch nicht kennen gelernt, dem aber dieses Lied Mark und Bein durchschauert hatte, wie keinem Andern. Das war der Majoratsherr, Caspar von Bergheim, eine hohe, stämmige Gestalt mit soldatisch geschwungenem Schnurrbart unter der Adlernase; der kernige Vater jenes dir wohl noch bekannten Seniors, klang von Bergheim, den leider sein diplomatischer Beruf im fernen Madrid gezwungen, statt seiner nur die herzlichsten Glückwünsche zur alten, deutschen Musenstadt heraufzusenden.

Und als einstiger, kühner Lieutenant jener Lützow'schen, wilden, verwegenen Jagd, zu der sein glühender Patriotismus ihn von seinem Stammsitze, von Weib und Kind hinweggetrieben, drängte es ihn nun, sein übervolles Herz auszuschütten in der originellen, derben Anrede:

»Kameraden! Ganz derselbe Casus bei mir, wie vorhin bei Papa Schlauch. – Redenhalten auch nicht meine Sache, wenn auch unter euch einmal studirt. Aber nur zum Plaisir, und ist schon an die fünfunddreißig Jahre her. – Aber wenn's gilt – Courage haben! – Anno dreizehn, vierzehn, fünfzehn – potz Blitz! Ei ja, da hat es gar wetterisch gekracht! Und da war ich auch dabei unter der wilden, verwegenen Jagd. – Drei Blessuren gekriegt durch

Kugel und Hieb. Aber erst nach der Schlacht bei Leipzig den Säbel wieder an die Wand gehängt und mein Stammgut in die Hand genommen. – Ei, war mir gar ein lieber Kamerad – der Theodor Körner. Bei Lützow's Freicorps Lieutenant gewesen, wie ich. Hat mir manchmal ein just fertig gewordenes Kriegslied vordeclamirt auf Vorposten und im Bivouac. Ganz magnifique Sachen und süperb amüsirt dabei. – Aber die Hauptsache, liebe Brüder! – Körner auch so gewesen, wie er versificirt. – Viel schöne Lieder gemacht, aber auch just so viel Courage entwickelt vorm Feind. Und wohl gemerkt, zuletzt geblutet und gefallen fürs Vaterland! – Ei ja, solche deutsche Reimschmiede mir schon recht – zum Encouragiren mit der Feder und zum Dreinschlagen mit dem Schwert. – Drum die Moral daraus für die Franconia: Nicht nur von Deutschland plaudern und singen und jubiliren, sondern auch eintreten mit dem Säbel in der Faust, wenn's wieder einmal gilt. Freilich wann, wie und gegen wen? – Je nun, bin kein Prophet, will auch keiner sein. Aber kann schon noch kommen. Franzosen immer noch in Paris und Vater Rhein deutscher Fluß. Also jetzt, als alter Lützow'scher Jäger ohne viel *façon de parler* – kurz und gut: deutsches Vaterland hoch und die Courage dafür zu streiten und zu sterben, wie dazumal in Lützow's wilder, verwegener Jagd! – Hurrah, hurrah!«

So sehr auch diese nur stoßweise hervorgepolterten Soldatenworte allen Regeln der Grammatik und Rhetorik spotteten, so war doch ein so allgemeines Feuer davon in allen Herzen angezündet worden, daß die Hurrahs mit

Trompetentusch immer noch nicht enden wollten, all die vier vorigen Präsides nun wieder die mit Mützen angefüllten Schläger ergriffen, um den zweiten Theil des Landesvaters zu beginnen. Erst jetzt kehrte die Ruhe allmälig wieder zurück.

Und horch, nun singt an den vier Tafelreihen jeder Präses, da er die Mütze seines Nachbarn wieder aus dem Schläger streift, sie ihrem Besitzer aufs Haupt setzt und dann mehrmals mit der flachen Klinge berührt:

»So nimm sie hin!
Dein Haupt will ich bedecken,
Und drauf den Schläger strecken,
Es leb' auch du, mein Bruder, hoch!
Ein Hundsfott, wer dich schimpfen soll!«

Dann reichen Beide sich die Hände, küssen sich einander, und sich fortwährend die Hand schüttelnd, singen sie zusammen:

»So lange wir uns kennen,
Woll'n wir uns Brüder nennen;
Es leb' auch du, mein Bruder, hoch!
Ein Hundsfott, wer dich schimpfen soll!«

Aber wie Hermann jetzt zu seinem Vater trat, ihm seine wunderschöne Cerevismütze aufsetzte und in herzlicher Variation dann zu ihm sang:

»Es leb' auch du, mein Vater, hoch!
Ein Hundfott, wer dich schimpfen soll!«

Da tätschelte Vater Stark Hermanns Narbe auf der linken Wange und sagte dabei: »O du guter Sohn, du hast

mich nicht beschimpfen lassen.« – Und als die andern Verse zum Singen kommen sollten: »So lange wir uns kennen, woll'n wir uns Brüder nennen,« da küßten sich Vater und Sohn zuvor so lang und innig, daß sie zu diesen Worten gar nicht mehr kommen konnten. Und Hermann trat ab mit nassen Augen, um bei dem nächsten Nachbar sein Präsidentenamt weiter auszuüben.

Trotz dieser rührenden Scene vergaß indessen Vater Stark doch nicht, sogleich seine Cerevismütze wieder abzunehmen und ängstlich nachzusehen, welch' garstiges Loch wohl dieser Schlägerstich darin hinterlassen habe. Und in seiner altgewohnten conservativen Virtuosität schüttelte er verdrießlich den Kopf, da er den mächtigen Riß mitten in den Strahlen des Silbersternes betrachtete: »Hm, hm, es ist doch jammerschade. Jetzt dieses schreckliche Loch in dieser kostbaren Mütze! – Kuriose Mode mit diesem Durchstehen. Da hätte sich doch gewiß auch eine andere, weniger ruinirende und doch nicht minder feierliche Form erfinden lassen. – Ja, diese Studenten! – Wie, was?«

Und wieder ein neuer Auftritt im Landesvater, mit dem er jetzt sein Ende findet.

Sieh' hin, die vier Präsides, deren Mützen nun noch allein an den Schlägern stecken, setzen sie sich, auf Stühlen stehend, unter demselben Gesange nun selber auf. Zuletzt schlagen sie mit den Schlägern zusammen und singen dazu:

»So fest als Deutschlands Eichen stehen,
Steh' Franconia, bis wir zu Grabe gehen,
Ihr Ziel sei Ewigkeit!« . . .

»*Exest Commercium!*« rief nun der Senior Hermann Stark, und die eigentliche Feier war zu Ende. Aber noch lange nicht das Zechen, Singen und Schwärmen. Nun wurden erst dampfende Punschbowlen aufgetragen. Und die alten Jünglinge von siebzig, sechzig und fünfzig Jahren stimmten das alte, berühmte Lied an:

»Gaudeamus igitur,
Juvenes dum sumus.
Post jucundam juventutem,
Post molestam senectutem
Nos habebit humus.«

Papa Schlauch ward stets mit seiner Stimme zuerst gehört und auch Präsident Schlehdorf sang noch mit und hielt bis nach Mitternacht aus. Ebenso saß auch das Fäßle auf seinem Stuhle wie angeleimt vor seinem Punschglaae und schaute so hell und lustig drein, als sei er gerade erst Morgens aufgestanden, während mancher der Jüngeren hinter seiner Hand ein verstohlenes Schläfchen machte, um sogleich wieder mit muthwilliger Rederei von den Alten aufgeweckt zu werden.

Nur Einer schlich sich mitten in dem *»gaudeamus igitur«* unter dem Schutze Fritz Kreutzers, der heute Hermanns Sohnespflicht vertreten mußte, mit französischem Gruße unbemerkt davon. Noch länger auszuhalten und

gar noch mit dem verlockenden Punsche nähere Freundschaft zu schließen, dazu reichte denn doch seine siebzigjährige Jugend nimmer aus, mit so jugendfrischem Herzen er auch diese drei Festtage durchgelebt hatte,

---

Am andern Morgen schrieb Vater Stark als letzten Bericht an Mutter Rosalie:

»Liebste, beste Frau! Da sitzt wieder dein unverbesserlicher, leichtsinniger Bruder Studio, zwar soweit ganz gesund und geistig frisch, wie es sich für meine jungen Jahre gar nicht anders paßt, aber doch ein wenig übernächtig und leiblich abgespannt. Mein altes Corpsphilisterherz ist auch von dem gestrigen Festcommers so übervoll, daß ich nicht in einem zwölf Seiten langen Briefe dir alle Eindrücke mittheilen könnte. Vorläufig nur Eines, daß auch ich eine Rede gehalten habe, nach der gar viele Augen so wenig trocken geblieben waren, wie meine eigenen. Alles aus Freude darüber, weil uns der liebe Gott einen so über alles Lob erhabenen, guten, treuen Sohn geschenkt hat. Ich sage dir, wie der gestern Abends zu allererst prächtig geredet hatte! Ich konnte mich gar nicht genug darüber verwundern. Und ich glaube, er würde uns Advokaten daheim miteinander trocken legen. Und dieser edle Geist in seinen Worten! Ganz so, wie er selber. Darum klangen sie auch für Alle so glaubwürdig und

bewirkten eine so tiefe Begeisterung. Ich hätte ihm sogleich um den Hals fallen mögen, was ich auch nachträglich wirklich gethan habe. – heute Nachmittag ist nun zum Schlusse noch Kellersuite anf dem Bergkeller und Abends großer Fackelzug durch die Stadt. Ich hätte nun wohl eine rechte Sehnsucht, auch den ehrlichen Berggirgl kennen zu lernen und ihm noch persönlich dafür zu danken, daß er unsern Hermann einst so treu gepflegt hatte. Aber es geht doch nicht mehr, auch mit dem besten Willen nicht. – Ich bin wirklich jetzt todmüde. Und meine auf das höchste gesteigerte Sehnsucht nach Ruhe überwiegt jede andere. – Mag man sagen, was man will, so eine pedantische, geregelte Lebensweise wie die meine hat doch auch ihren Reiz, der dem Herzen und Geiste nie zum Ueberdruß wird, so wenig wie schwarzes Brod und Rindfleisch dem Magen. – Und so werde ich mich denn auch heute Nachmittag in Gottes Namen wieder auf den Heimweg machen, Kreutzer und Horn gehen auch ganz gerne mit. Auch sie sind müde, obwohl um so viele Jahre jünger als ich. – In drei Tagen bin ich dann wieder in meinem lieben Hause und deinen lieben Armen. Das neue Stück Eisenbahn, zu der ich sonst gar keine absonderliche Sympathie haben kann, wenigstens so im Ganzen, kommt mir bei meiner Heimreise für diesen speciellen Fall doch sehr zu gute; und ich will mich mit dem Brausen und Zischen dieses eisernen Ungethüms heimwärts schon eher befreunden, wie auf dem Herwege. – Wir lassen also von der nächsten Eisenbahnstation aus unsern Wagen leer heimfahren. Bis dahin gedulde dich

noch, meine liebste Frau! – Ich komme zurück mit dem glücklichsten Herzen der Welt, übervoll an Vaterstolz und unauslöschligen Erlebnissen, darin ich in des Sohnes Jugendzeit der eigenen gedachte, wenn sie auch um mindestens neunzig Prozent unter der seinigen an Bedeutung stand. – Aber ich denke mir, doch hundertmal besser für mich, jetzt der unbedeutende Vater eines bedeutenden Sohnes zu sein, als umgekehrt, was auch in der Welt gar manchmal vorkommt. Und so sage ich schon jetzt all' den unvergeßlichen Tagen Lebewohl, die ich hier am Herzen meines Sohnes durchleben durfte. Ich betrachte sie als ein besonders gnädiges Geschenk des Himmels, das er mir noch am Rande des Grabes bescheert hat. Aber wie gesagt: trotz all' dieser pompösen Festfreuden sehne ich mich doch unaussprechlich nach meinem stillen Hause, nach Kanzlei und Tribunal, und ganz absonderlich nach dir, du beste aller Frauen und Mütter, du der Friede und die Stütze deines in dir immer gleichbeglückten, ewig treuen

Christoph.«

XIV. Die Augustinusmesse und die Doctortaxen.

Eines Abends in der ersten Octoberwoche, über vier Monate nach Vater Starks glücklicher Heimkehr, ging die alte Dorothee über den Rittersberg durch die Schloßgasse in den Pfarrhof hinunter; und man sah es der ganzen Art ihres Ganges an, daß sie unter dem Schutze der Dämmerung gern unbeachtet bleiben wollte.

»Ei, ei, was führt mir die Dorothee noch so spät daher? Es wird doch Niemand von der Herrschaft krank sein?«

Mit dieser besorgten Frage empfing sie der Dechant in seinem Studirzimmer, darin er gerade auf seinem bescheidenen Kanapee zur gewohnten abendlichen Erholung die Zeitung las. Er hatte schon an Hermann die Taufe vollzogen und war in seinem milden apostolischen Geiste durch all' die Jahre mit dem Erkerhause treu befreundet gewesen. Aber auch die alte Dorothee, als ein unzertrennliches Glied der Stark'schen Familie, war bei ihm, wie sie manchmal laut dessen sich rühmte, »sehr gut angeschrieben.«

»Gott behüte, Herr Dechant, es ist bei uns Alles ganz gesund bis auf mich, wo es mir eben alle Tage ärger in den alten Knochen brennt und reißt, was mir aber doch kein Mensch anmerken soll,« erwiederte nun die Dorothee und rückte dann ein wenig zimpferlich mit ihrer eigentlichen Angelegenheit heraus. »Wissen Sie, Herr Dechant, ich hätte jetzt nur eine recht kuriose Bitte an Euer Hochwürden. Aber Sie dürfen mich bei Leibe nicht auslachen. Das sag' ich Ihnen im Voraus.«

»Ei, wo denkt sie hin, gute Dorothee? Ich sie auslachen, wenn sie zu ihrem Seelsorger kommt! Also nur frisch heraus mit ihrer Bitte! Wenn ich sie ihr gewähren kann, so weiß sie, daß ich es herzlich gern thue; denn ich halt' ein gar großes Stück auf sie und ihr Beispiel in der Gemeinde, wo treue Dienstboten alle Tage rarer werden durch dieses verdorbene Fabrikvolk. Nun also, komm' sie, setze sie sich erst ein wenig zu mir her!«

»Mit Ihrer gütigen Erlaubniß, Herr Dechant! denn das lange Stehen kommt mich schon ein wenig hart an. Sonst wär' ich gewiß nicht so couragirt.«

Mit diesen Worten setzte sie sich dem Dechant gegenüber auf einen hölzernen Stuhl. »Nun, so will ich es Ihnen halt ungenirt sagen, wenn's auch vielleicht dumm herauskommt. O Herr Dechant, nehmen Sie's aber nicht übel, sagen Sie mir doch einmal einen recht gelehrten Heiligen!«

»Was, Dorothee, einen recht gelehrten Heiligen? Ja, wozu denn?« lächelte der Dechant sie verwundert an. »Vielleicht zu einer Gevatterschaft?«

»Sehen Sie, Herr Dechant, jetzt lachen Sie mich doch schon aus,« fiel die Dorothee verletzt ein.

»Bewahre Gott, Dorothee,« beruhigte sie der Dechant und zwang sich zu einer ernsten Miene. »Nun da will ich ihr gleich den sehr gelehrten Kirchenvater Ambrosius nennen. Ist ihr der Name recht?«

»Ambrosius, Herr Dechant?« meinte naserümpfend die Dorothee. »Ich weiß nicht, der gefällt mir doch nicht ganz. Ich kenn' ihn überhaupt zu wenig. Wissen Sie nicht noch einen?«

»O gewiß, noch sehr viele. Wenn ich aber nur wüßte, wozu sie ihn eigentlich haben wollte; dann könnte ich schon leichter die rechte Auswahl treffen.«

»Ja, da kann ich Ihnen erst später sagen, wenn ich einmal den rechten weiß. Erst sagen Sie mir noch ein paar Namen, Herr Dechant! Aber nichts für ungut!«

»Nun so will ich ihr gleich mehrere hintereinander nennen. Da ist z. B. ein sehr gelehrter Heiliger, auf den besonders die Theologen viel halten, der heilige Thomas von Aquin. Dann haben wir unter vielen Andern den heiligen Benedict, den heiligen Papst Gregor, den heiligen Bernhard, den heiligen Augustinus, den heiligen . . . «

»Halt, Herr Dechant!« unterbrach ihn hastig die Dorothee, während sie bei den früheren mehr oder minder den Kopf geschüttelt hatte. »Jetzt haben Sie eben den rechten hergesagt. Nicht wahr, das ist doch der nämliche, dem seine Mutter, die heilige Monica, so lange nachgegangen ist, bis er sich als reuiger Sünder bekehrt hat? Gelt, Herr Dechant, den meinen Sie doch?«

»Gewiß, liebe Dorothee, ganz denselben.«

»Nun, dann ist es schon recht,« fiel sie mit glänzenden Augen ein. »Dann haben wir schon den wahren, den ich jetzt brauchen kann, und zu dem ich mein volles Zutrauen hab'. Ich dank' Ihnen auch recht schön, Herr Dechant.«

Danach holte sie aus der Schurztasche ein leinenes Säckchen heraus und legte aus diesem bescheidenen Geldbeutel zwei blanke Gulden auf den Tisch.

»Aber Dorothee,« fragte der durch diese stumme Manipulation noch mehr neugierige Dechant weiter. »Nun darf ich doch wissen, wozu sie den heiligen Augustinus brauchen kann?«

»Na, jetzt schon, Herr Dechant,« antwortete die Dorothee und setzte sich auf ihrem Stuhl erst jetzt mit voller Gemüthsruhe zurecht. »Sehen Sie, Herr Dechant, die Geschichte ist nämlich so: mein Hermännle muß heut über

acht Tage auf der Universität sein Examen machen, von acht bis zehn Uhr, wie er uns vor ein paar Tagen geschrieben hat. Und da hat der Herr Doctor und die Frau Doctorin schon gesagt, daß wir dann alle drei gerade so lang in die Kirche gehen wollen, als die Herren Professoren mein Hermännle in der Kur haben. Nun war er zwar von jeher ein fleißiger Bube. Denn an Ermahnung hab' ich es bei ihm von Kindsbeinen an niemals nicht fehlen lassen. Einen ungeheuer gescheidten Kopf hat er auch, wo ja die ganze Stadt weiß, wie er immer die ersten Prämien heimgebracht hat. Und auf der Universität hat er auch merkwürdig viel studirt. Da fehlt's also gar nicht, so wenig wie an seiner Courage. Denn wo es sein Lebtag was gegeben hat, da war er immer vorn dran, eher zu viel als zu wenig. Nun, was ein rechter Mann werden will, muß auch zuvor ein rechter Bube gewesen sein, hab' ich immer zu seinem Vater gesagt, wenn der gar so schrecklich lamentirt hat. Aber sehen Sie, Herr Dechant, 's ist eben doch eine kuriose Geschichte mit so einem Examen, denk' ich mir. Ein Narr fragt oft mehr, als hundert gescheidte Leute antworten können, heißt's ja schon im Sprüchwort. Und in dem Examen, hat er uns geschrieben, sind's gar ihrer acht, die mein Hermännle dazwischen nehmen, und jeder eine Viertelstunde. Herr Jesus, kann da so einem Professor nicht Alles einfallen von überzwergem Gefrage! Na, und wenn unter denen acht nur ein paar so kuriose Heilige sind, wie zum Exempel der Herr Professor Schneider mit seinem Frack, Gott hab' ihn selig, oder der andere saubere, wo auf dem Gymnasium ihn so malträtirt hat,

wo aber mein Hermännle ihm seine eingebrockte Suppe gar arg versalzen hat – sehen Sie, Herr Dechant, da mein' ich eben immer, daß mein Hermännle mit all' seinem studirten, gescheidten Kopf beim Examen doch noch ganz gut einen außerordentlichen, himmlischen Beistand brauchen könnt'. Schaden kann er ihm einmal auf gar keinen Fall. Und darum hab' ich an Euer Hochwürden eben die gehorsamste Bitte, daß Sie heut über acht Tage um acht Uhr für mein Hermännle eine heilige Messe lesen möchten zu Ehren und unter Anrufung des heiligen Augustinus. Und wenn Sie die Mutter Monica gleich dazu nehmen könnten, dann wäre mir's um so lieber. Denn so eine heilige Mutter im Himmel, denk' ich immer, die auf Erden einmal für ihren eigeren Sohn so viel erbetet hat, daß der sogar ein Heiliger worden ist, der käm's nun auch für einen fremden Sohn nicht absonderlich schwer an, eine besondere Gnade zu erbitten, vorab, wenn ihr grundgelehrter Sohn im Himmel ihr noch so ungefähr auseinandersetzt, wie's heutzutag in denen Examen auf der Welt mitunter so närrisch zugeht. Meinen Sie nicht auch, Herr Dechant? Ich denk' immer, so ganz blitzdumm wär's eben doch nicht, was ich Ihnen jetzt da gerade gesagt hab'. Also mit meinem Anliegen wär' ich eigentlich fertig. Und von den zwei Gulden da ist einer für die heilige Messe und für den andern soll eine Extrakerze zu Ehren der heiligen Mutter Monica brennen. Und so dächt' ich, wär' dann mein Hermännle für sein Examen prächtig versorgt, und dann könnten die Professoren ihn ausfragen, so viel sie nur wollten, denn sie bekämen doch

immer gleich die richtige Antwort. So, jetzt wissen Sie's und jetzt lachen Sie mich aber auch nicht aus!«

»Gute, treue Dorothee,« sprach jetzt mit feucht gewordenen Augen der menschenfreundliche Dechant. »Wer ihr jetzt zugehört hätte und sie ihrer Worte und frommen Meinung halber spottend verlachen könnte, er sei Katholik, Protestant, Jude oder Heide, den könnte *ich* wenigstens vom Grunde meines Herzen nur bedauern. – So, liebe Dorothee, und nun stecke sie ihre zwei Gulden nur getrost wieder ein. Ich werde ihre bestellte Messe lesen, so andächtig ich es nur vermag. Und auch die Kerze wird sie brennen sehen. Aber Geld von ihr nehm' ich keines. Ich gehe wahrhaftig heute freudiger zu Bett, als hätte mir ein reicher Mann hundert Gulden für meine Armen geschenkt. Meinem Priesterherzgen hat sie heut ein noch viel reicheres Geschenk gemacht und ich bin im Voraus von ihr mehr als hinlänglich bezahlt.«

Damit reichte er ihr die zwei Geldstücke, die sie aber beleidigt zurückwies.

»Nein, Herr Dechant, das thu' ich beileibe nicht; was nützt mich denn Ihre ganze Messe, wenn nicht auch von mir ein Opfer dabei ist? Und wenn's mir als einem armen Dienstboten auch ein wenig weh' thut. O destp besser, Herr Dechant, für mein Hermännle und sein Examen. Und da thäten Sie mich recht schimpfiren, wenn Sie mir mein Geld nun gar nicht abnehmen wollten, weil ich eben nur eine alte Dienstmagd bin.«

»Nun gut, liebe Dorothee,« beruhigte sie der Dechant, »dann soll das Geld bei mir da bleiben. Aber nicht wahr,

das erlaubt sie mir doch, daß ich es einem Armen geben darf, der dann am nächsten Montag ihr kann beten helfen? Und horch, da hör' ich gerade draußen die halbblinde Weberskatherine im Gang herumtappen. Sie kennt sie ja wohl auch, eine recht brave, fromme Person. Ich will sie hereinrufen, Dorothee, und ihr die zwei Gulden in ihrem Namen geben. Bei dieser ist ihr Geld ganz sicher angelegt und auch mit den höchsten, himmlischen Zinsen für sie und ihr Hermännle. Meint sie nicht auch?«

»Nun ja, Herr Dechant, so lass' ich mir's meinethalben auch noch gefallen. Aber daß Sie ihr beileibe nicht sagen, daß das Geld von mir kommt. Du lieber Himmel, das thäte sich aber gut ausnehmen, wenn eine arme Person vor der andern großthun wollte. Und ich mag es überhaupt nicht haben„ daß sie's am End' in der ganzen Stadt ausplaudert. Sonst sind die Zinsen da droben schon caput, bevor das Kapital nur recht angelegt ist. Aber wenn Sie ihr ein andermal sagen wollen, daß sie am nächsten Montag vielleicht den freudenreichen Rosenkranz für irgend ein Anliegen mitbeten solle, wo sie aber gar nicht zu wissen braucht, warum, so hab' ich nichts dagegen. Und Sie können ihr ja das Geld auch morgen gehen, oder wenn Sie wollen, denn es ist die höchste Zeit, daß ich mich wieder auf den Heimweg mache. Meine Herrschaft wird gar nicht recht wissen, wo ich so lang in der Dunkelheit draußen stecken bleibe. Wissen Sie, Herr Dechant, ich hab' daheim eben gesagt, daß ich zum Weber gehe von wegen meinem neuen Stück Tuch. Nun gelogen war es gerade nicht, denn ich war auch wirklich dort. Aber daß

ich auch in den Pfarrhof hereinginge, davon habe ich natürlich nichts gepiepst. Es wird ja gerade keine Sünde sein. Ich konnte ja nicht anders. Und, Herr Jesus, das hätt' ich jetzt wirklich rein vergessen. Herr Dechant, was ich Ihnen jetzt Alles da gesagt habe von wegen der heiligen Messe und der Kerze, das bleibt aber zwischen uns, wie in der Beichte, für ewige Zeiten. Und jetzt bedank' ich mich auch schön, daß Sie mein Anliegen so gut besorgen wollen und doch keinen Kreuzer dafür nehmen. Das war recht christlich von Ihnen, und unser Herrgott wird's Ihnen schon vergelten. Also nochmals gute Nacht, Euer Hochwürden!«

»Nur noch einen Augenblick, gute Dorothee! Ich möchte ihr noch gar zu gerne was in ihren heutigen Schlaf mit heimgeben. Sehe sie ein paar Worte – aus diesem Buche.«

Darauf nahm der Dechant das neue Testament von seinem Büchergestell, schlug rasch eine Seite auf und deutete mit dem Finger auf eine Zeile.

»Seh' sie, liebe Dorothee, da steht geschrieben aus dem Munde der ewigen Wahrheit: Selig sind die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich. – Glaube sie mir als ihrem Seelsorger, als das fleischgewordene Wort diese Verheißung den Menschen verkündete, da hatte sein in die Zukunft allschauendes Auge unter den Millionen, die dieser Verheißung sich einst würdig machen werden, auch ganz besonders sie geschaut. Und jetzt gute Nacht, liebe Dorothee!«

Die Dorothee drückte einen stummen Kuß auf des Dechants Hand, die ihr diese Stelle gezeigt hatte. Das war

ihre ganze Antwort. Dann ging sie durch die hereingebrochene Herbstnacht wieder hinauf zum Rittersberg. Kurz nach ihr tappte die halbblinde Weberskatherine in ihre dürftige Kammer heim, freudig und glücklich, wie seit Jahren nicht, mit ihrer Abendsuppe, die sie täglich im Pfarrhof holte und ihren zwei Gulden der alten Dorothee, von der sie keine Ahnung hatte.

Acht Tage darauf Morgens Punkt zehn Uhr traten Vater Stark und Mutter Rosalie von ihrer zweistündigen Andacht aus der Stadtkirche auf den Marktplatz. Die Dorothee ging, mit sichtlichen Schmerzen, etwas hinkend zu ihrer Seite. Aber sie verbarg es, so gut sie nur konnte, und machte ein seelenvergnügtes Gesicht dazu. Auch die arme Weberskatherine trat jetzt aus dem Seitenpförtlein und schlich längs der Kirchenmauer in ihre Hintergasse heim.

Und Vater Stark sagte seufzend: »Mein Gott, nun ist sein Examen auch zu Ende. Wie mag es ihm wohl gegangen sein? So acht Examinatoren; es ist keine Kleinigkeit. – Und der glückliche Zufall spielt dabei mit, so gut wie das Unglück.«

»O gut ist es ihm gegangen, lieber Mann,« beruhigte Frau Rosalie seine ängstlichen Zweifel. »Er hat ja immer so fleißig studirt. Und das wird ja doch zuletzt den Ausschlag geben.«

»Was sagen Sie, Frau Doctorin?« fiel jetzt auch die Dorothee ein mit mysteriöser Prophetenmiene. »Nur gut wär's meinem Hermännle gegangen? Ei, wo denken Sie hin? Nein, nicht nur gut, ganz prächtig ist's ihm gegangen. Das will ich meinen, Alles miteinander hat er ihnen nur so am Schnürchen hergesagt. Ja wohl! Alle acht Professoren mit einander hat er klein gekriegt. Das sag' jetzt ich, sein altes dummes Dorthele. Und warten Sie nur einmal auf seinen nächsten Brief, ob ich nicht Recht bekomme. Ja, wenn man auch nicht studirt ist, man weiß doch auch seine Sachen, die mancher Studirte nicht weiß. Geben Sie nur Acht!«

Frau Rosalie lächelte still vor sich hin über diese gläubige Einfalt der Dorothee, und Vater Stark sagte:

»Aber, liebe Dorothee, nimm sie mir's nicht übel, da macht sie mich aber wirklich jetzt herzlich lachen. Ja, woher will denn sie das Alles so genau wissen? Sie hat ja von einem solchen Universitätsexamen keinen blassen Schein. Wie, was?«

»Ja lachen Sie nur, Herr Doctor,« replicirte mit ungeschwächter innerer Gewißheit die Dorothee. »Lachen ist ja überhaupt viel gesünder, als Weinen. Aber deßhalb krieg' ich doch Recht. Und wenn ich es nur sagen möchte, woher ich das so bestimmt weiß. Aber nicht um die Welt. O unsereins hat auch seine Geheimnisse, Herr Doctor!«

Dabei nickte sie mit einer gewissen versteckten Schalkheit zum Morgenhimmel hinauf und sagte dabei für sich: »Gelt, heiliger Augustin und heilige Mutter Monica, wenn nur ihr zwei und ich und der Herr Dechant es wissen, daß

ich Recht habe! Die Hauptsache für meine Herrschaft ist ja doch sein prächtiges Examen. Und ich dank' euch eben da droben nochmals viel tausend und tausendmal.«

Während diese Drei mit so verschiedenen Empfindungen über Hermanns juristische Schlußprüfung ins Erkerhaus eintraten, saß er selber fern von ihnen noch mit dem schwarzen Examinationsfrack an seinem Schreibtisch, und warf in freudigster Hast die glücklichen Worte aufs Papier:

»Liebste, beste Eltern!

So eben aus dem Examen gekommen. Mit Glanz bestanden. Alle acht Stimmen. Keine Frage unbeantwortet gelassen. Nun noch in drei Tagen der *Doctor utriusque juris* – und zwar ohne weitere Prüfungs- und Promotionstaxen. Bloß öffentliche Disputation, auf die ich mich nur freue. Denn erst jetzt, nach glücklich bestandener theoretischer Prüfung, will ich euch auch die andere Freudenbotschaft mittheilen: ich habe die juristische Preisaufgabe mit dem ersten Preise gelöst. Der *Doctor utriusque juris* geht gratis drein. Nun freut euch recht mit mir, geliebte Eltern! ich küsse euch tausendmal. Auch das Dorthele und die ganze Verwandtschaft. In längstens acht bis zehn Tagen bin ich bei euch für immer. Gott mit euch und den tiefsten Dank meines Herzens für all eure unendliche, zärtliche Liebe! Wie will ich sie daheim vergelten! Und nun zu einem Glas Rheinwein. Alle meine Freunde erwarten mich dort. Wie soll auf euer Wohl getrunken werden!

Euer glorreich absolvirter, überglücklicher

Hermann.«

Soll ich dir den stillen Herzensjubel unserer guten Eltern Stark noch besonders schildern, als vier Tage darauf Vater Christoph aus seinem Studirzimmer in die Erkerstube hinaufgesprungen kam, und noch- und abermals mit seiner Rosalie diese Freudenbotschaft durchlas, und eine Ehehälfte die andere umarmte, zum Danke, daß eine der andern diesen braven Sohn geschenkt? – Ach, war das ein lichtvoller Morgen im alten Erkerhause, so düster auch draußen der Herbstnebel es umwallte.

»O du mein lieber, treuer, prächtiger Sohn,« stammelte Vater Stark, »wie lohnt diese eine Stunde mir jetzt alle meine Liebe und Sorge von zweiundzwanzig Jahren! – Das schwere, achtfache Examen so glorreich bestanden, die Preisaufgabe gelöst und *Doctor juris* ohne Prüfung und Taxen! Ach und in acht Tagen kommt er wieder und bleibt bei uns für immer! – O Mütterchen, werd' ich denn all dieses Glück nur noch aushalten können?«

Daß er vor Allem auch der Dorothee, die dies Alles auf dem Heimwege von der Kirche so haarklein prophezeit, die erhaltene Botschaft mittheilen sollte, darauf hatte er im ersten Freudenrausche ganz vergessen. Nichtsdestoweniger aber war sie von ihres Herrn exaltirtem Ausruf aus ihrem Hinterstübchen von selber hereingelockt worden. Und wie sie ihn just in der scheinbar tragischen Haltung traf, da er am Halse Rosaliens lag, und sie dabei Hermanns Brief auf dem Tische sah, schlug sie mit grellstem Lamento die Hände überm Kopf zusammen.

»Herr Jesus! Herr Doctor! Mein Hermännle ist doch nicht etwa gar durchgefallen?«

»Durchgefallen? – Gott bewahre, Dorothee!« rief Vater Stark, sich wieder ermannend, ihr entgegen. »Nein, durchgekommen! Ganz glorios durchgekommen ist er mit allen acht Stimmen, ganz genau, wie sie uns Alles prophezeit hat.«

»Nicht wahr, ich habe Recht gekriegt?« triumphirte jetzt in der höchsten Stimmlage die Dorothee und platzte vor lauter Freudenwirrsal dabei heraus: »Ja, aber auch mein heiliger Augustinus und meine Mutter Monica!«

Die beiden Namen aber waren noch nicht recht aus ihrem Munde, so bekam sie auch schon einen Todesschrecken darüber, daß sie sich so arg verschnappen konnte, und in peinlichster Verlegenheit sah sie zu Boden.

»Was sagt sie, Dorothee? – Ihr heiliger Augustinus?« – fiel im Nu Vater Stark befremdet in diesen räthselhaften Ausruf ein. »Ja, was soll denn der jetzt mit Hermanns Examen zu schaffen haben?«

»Und die Mutter Monica?« ergänzte Frau Rosalie, nicht minder erstaunt.

»Wie? Was meinen Sie? – Monica? – Augustinus?« stotterte die Dorothee und wußte sich gar nimmer herauszuhelfen. »Hab' ich davon wirklich was gesagt? das wär' aber doch curios. Ja, wenn man eben alt wird, was man da kindisches Zeug in die Welt hinausplaudert. Guck einmal an, Augustinus – Monica! – Ja gelesen hab' ich auch

schon von ihnen. Und das sollen wirklich auch ganz besonders heilige Menschen gewesen sein. Nicht wahr, Herr Doctor und Frau Doctorin, davon haben Sie gewiß auch schon was gehört?«

Vater Stark wußte wirklich nicht recht, was er eigentlich von dieser Antwort der Dorothee halten sollte. Mutter Rosalie jedoch, deren kluges Frauenherz auch hier wieder, wie schon so oft, das Richtige herausgefühlt, daß hier wohl ein Geheimniß mit im Spiele sei, das die zarteste Schonung verdiene, half der Dorothee auch ihrer argen Verlegenheit mit den liebreichen Worten:

»Ja gewiß, liebe Dorothee, das sind zwei sehr große Heilige gewesen, deren Tugenden uns recht zur Nachahmung aneifern sollen. Und namentlich eine Mutter, wie ich, hat von dieser heiligen Monica gar viel zu lernen, vor Allem das Vertrauen und die Kraft des Gebetes. Und nun freue sie sich eben recht mit uns, daß es ihrem Hermännle so gut gegangen ist. Er hat auch in all' seinem Glück an sein Dorthele einen ganz besondern Gruß geschrieben, wie er sie überhaupt noch in keinem einzigen Briefe vergessen hat.«

»Ach, das vergelt' ihm auch der liebe Gott, dem braven, fleißigen Buben,« sagte die Dorothee, und war herzlich froh, daß ihr Verschnappen wieder so glücklich vertuscht worden war. »Und jetzt will ich eben wieder in mein Hinterstübchen gehen und mich ans Spinnrad setzen. Und wenn Sie meinem Hermännle wieder schreiben, so schicken Sie ihm auch von mir tausend Küsse, und er

hätte mir mit seinem guten Examen eben eine ungeheuer große Freude gemacht. Aber ich hätt' auch gar niemals nicht daran gezweifelt. So, lieber Herr Doctor und Frau Doctorin, nichts für ungut, daß ich so hereingerannt bin; und schönen guten Morgen beisammen!«

»Guten Morgen, liebe Dorothee,« gab ihre Herrschaft den Gruß zurück. Und sie hinkte auf ihren gichtkranken Beinen in ihr Hinterstübchen an das Spinnrad. Auf dem Wege dahin schüttelte sie aber beständig den alten Kopf und täschelte ihren zahnlosen Mund:

»Hm, hm! heiliger Augustinus und heilige Mutter Monica! Nein, ich sag' nur, wie man sich in meinen Jahren noch so dumm wie ein grasgrünes Schulmädel verschnappen kann.« –

Die beiden Eheleute blieben noch bei einander stehen. Mutter Rosalie hatte nach ihrer lieben Gewohnheit den Arm auf ihres Mannes Schulter gelegt, und über ihr kluges Gesicht kam ein eigener Glanz, dem man es anmerkte, daß er der äußere Wiederschein eines lichten Gedankens war, der eben in ihrer schönen Frauenseele geboren worden.

»Sag' einmal, Alterchen,« fragte sie lächelnd, »hast du deine Doctorwürde auch ohne alle Taxen bekommen, wie jetzt unser Hermann?«

»Ich, liebe Frau?« erwiederte Vater Stark über diese unerwartete Frage ein wenig erstaunt. »Nein, das gerade nicht. Denn weißt du, zu meiner Zeit da gab's noch gar keine solchen Preisaufgaben, und darum hab' ich auch ganz natürlich keine lösen können. So hab' ich denn für

meinen Doctortitel ein ganz hübsches Sümmchen bezahlen müssen. Du darfst mir aber schon zutrauen, daß, wenn ich heutzutage nochmals Student würde, mir vor einem solchen Preise auch nicht sonderlich Angst wäre, wie, was? Denn in meinem Doctorexamen bekam ich die Note *cum eminentia*, was auf deutsch ungefähr ganz ausgezeichnet heißt und auch damals schon höchst selten vorkam.«

»O daran hab' ich ja gar nicht im mindesten gezweifelt,« stimmte Rosalie in dieses Selbstlob ein und fragte, aufs Neue wieder lächelnd, weiter: »Aber sag' mir einmal, liebes Männchen, wenn jetzt unser Hermann die Preisaufgabe zum Beispiel nicht gelöst hätte, wärest du dann doch noch dafür gewesen, daß er die Doctorwürde sich erworben hätte?«

»Ja gewiß, da will ich meinen. Weißt du, Rosalchen, so ein Doctor macht immer einen eigenen Respect, sowohl bei den Juristen, wie beim sonstigen Publicum. Unser Hermann mag nun Advokat werden oder was Anderes, der Doctor nimmt sich in jeder Stellung gut an ihm aus.«

»Also auch, wenn er die Promotionstaxen hätte bezahlen müssen? – Auch dann, lieber Alter?«

»Freilich! Was liegt denn zu guterletzt noch an so ein paar hundert Gulden? Die verzinsen sich ja in seiner spätern Advokatur so gut, daß ein einziges Jahr das ganze Capital schon heimzahlt. Denn du glaubst gar nicht, was besonders die Bauern und noch vielmehr die Juden darauf halten. Wenn diese zu ihrem Advokaten nicht Herr

Doctor sagen können, da meinen sie gleich, daß es mit der ganzen Juristerei bei ihm nicht weit her sei.«

»Und wie viel meinst du wohl, lieber Christoph, daß deine Promotionstaxen ungefähr betragen haben?«

»Nun, weißt du in Bausch und Bogen so ungefähr an die dreihundert Gulden. Aber warte nur bis heute Nachmittag, dann kann ich dir auf Heller und Pfennig, und genau specificirt, die ganze Summe vorrechnen. Denn es fällt mir gerade ein, in meiner Registratur hab' ich ja alle Jahresrechnungen meiner Universitätszeit noch aufgehoben. Du weißt, Ordnung und Pünktlichkeit war von jeher meine Sache.«

»Mach' dir deßhalb keine Mühe, lieber Mann! Ich weiß jetzt schon genug. – Also dreihundert Gulden,« sagte Frau Rosalie gedehnt und sah den guten Doctor mit ihren lieben Augen bedeutsam an. »Und dieses Geld hättest du ohne sonderliche Angst vor Verschwendung von Herzen gern für Hermanns Doctortitel ausgegeben? Nun sieh', mein guter Alter, da ist mir ein Gedanke gekommen, und ich glaube, nicht aus mir, sondern wo ganz anders her.«

Und sie legte den Arm nun noch inniger um seinen Hals und sagte:

»Denkst du noch daran, lieber Vater, als vor zweiundzwanzig Jahren unser Hermann in der Wiege lag, da haben wir aus Dank und Freude für unsern Neugebornen zwölf armen Kindern neue warme Kleider geschenkt. Und wie er nach seinem Nervenfieber uns wieder gerettet ward, thaten wir da Gleiche. Jetzt, mein lieber Christoph,

ist unser Kind ein Mann geworden und unsere Hoffnungen haben sich an ihm so reich erfüllt, wie wir es kaum je gewagt hatten, es zu erwarten. Und so ist mir's vorhin übers Herz gekommen, ob wir nicht auch jetzt noch viel, vielmehr Grund zu Dank und Freude hätten, und die heilige Pflicht, auch an anderer Eltern Kinder zu denken, die an leiblichen und geistigen Gütern nicht so gesegnet worden sind, wie unser eigenes. Und so meine ich denn, guter Alter, natürlich nur mit deiner väterlichen Erlaubniß: diese dreihundert Gulden Doctortaxen, die Hermanns Talent und Fleiß eigentlich an unserm Vermögen erspart hat –«

»O ja, tausendmal ja, ein herrlicher Gedanke, der schnurstracks aus dem Himmel niederkam, du gute, fromme Frau!« fiel Vater Stark in ihr Zögern mit ergriffenem Herzen ein. »Ja wohl, ganz mit einverstanden! Diese dreihundert Gulden, die schenlen wir her. Und gerade wie bei Hermanns glücklicher Geburt und glücklicher Rettung sollen nun auch bei seiner noch viel glücklicheren Heimkehr zwölf arme Kinder ihre Freude haben. Treffen netto fünfundzwanzig Gulden auf den Kopf. Das trägt einen neuen Anzug, einen Christbaum und noch was für die Sparbüchse. Und auch unser Hermann wird gewiß nur freudig damit einverstanden sein, daß sein Erbtheil dann um so viel kleiner wird. Ich kenne ja sein edles Herz. Ach, du hast von uns Beiden doch immer die besten Gedanken, du kluges, barmherziges Mütterchen!«

Und sie küßten sich und dankten einander, er für den mütterlichen Vorschlag, sie für die väterliche Ausführung dieses schönen Entschlusses.

»Und nicht wahr, Vater, wir machen es *so*,« fuhr Frau Rosalie mit ihrer sanften Stimme wieder weiter:

»Wie unser Hermann am Sterben lag, da ist gar viel für ihn gebetet worden, von katholischen Herzen so gut, wie von protestantischen. Das werd' ich mein Lebtag nicht vergessen. Und wie wir dazumal dieses gemeinsame Gebet auch zu gleichen Hälften vergolten hatten, so wollen wir es auch heute wieder halten. Weiß ich doch ganz gewiß, daß, wie einst die Sorge bei Hermanns Krankheit eine allgemeine gewesen, so nun auch die Freude über seine glorreiche Heimkehr bei unsern Mitbürgern ganz gleich vertheilt sein wird, bei den katholischen wie den protestantischen. Drum wollen wir diese dreihundert Gulden auch jetzt wieder zu gleichen Hälften unter die Armen vertheilen. Meinst du nicht auch, so wäre es recht gethan? Und unser Herrgott hätte gewiß nichts dagegen.«

»Gewiß, gewiß,« erwiederte Vater Stark, »mein Herz kann dir auch darin nur beistimmen. Und jetzt, liebes Rosalchen, will auch ich meinen Vorschlag machen, für den ich um deine Genehmigung bitte.«

»O du hast sie schon im voraus, lieber Christoph! Nun, laß hören!«

»Weißt du, liebe Frau, ich meine nämlich das: Einmal, damit allenfalls unverständige Menschen, die uns nicht genau kennen, nicht glauben möchten, als wollten wir

mit unserm bescheidenen Bischen Vermögen den Prahlhans spielen, und dann, weil es ja überhaupt gottgefälliger ist, wenn die Linke nicht weiß, was die Rechte thut, so wollen wir dem Katholischen, wie dem protestantischen Herrn Dechant unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit je hundertfünfzig Gulden übergeben und jedem die Auswahl würdiger armer Kinder überlassen. Nur unser Hermann braucht noch davon zu wissen, sonst kein Mensch auf der Welt. Ich bringe dann diese dreihundert Gulden unter dem Posten: statt Doctortaxen für Hermann in die – Jahresrechnung. In dieser Fassung ist es nicht einmal gefälscht. Und unser Herrgott weiß ja doch Alles ganz genau, wie sich's damit verhält. Bist du nicht auch meiner Ansicht, liebe Frau? So gibt's kein unnützes Gerede und die Hauptwirkung bleibt sich gleich. Einverstanden, Rosalchen, wie, was?«

»Vollkommen, guter Christoph! du hast auch mir aus dem Herzen herausgeredet,« sagte Rosalie und drückte ihm innig die Hand. »So, das wäre also bestens abgemacht. Nun muß ich aber nach meiner Küche sehen, sonst macht mir mein Herr und Gebieter heute Mittag ein böses Gesicht, wenn auf dem Tisch nicht Alles in Ordnung ist.«

»O heute nicht,« lachte Vater Stark, »heute dürfte meinetwegen Suppe und Braten angebrannt sein, und ich lachte dazu.«

»Nun ich will's doch nicht darauf ankommen lassen,« neckte sie. »Also behüt' dich Gott! Ach, war das heute ein herrlicher, unvergeßlich glücklicher Morgen!«

»Gewiß war er das,« stimmte der Doctor wehmüthig bei. »Wenn man nur nicht schon so alt geworden wäre! – Und ich will jetzt hinuntergehen und unserm zukünftigen Doctor die Antwort schreiben. Dann bring' ich sie dir zum Mittagessen herauf, daß auch du ein paar Zeilen mitgeben kannst.«

Damit trennten sie sich zu ihren verschiedenen Geschäften.

Und während sie so über die Doctortaxen und deren wohlthätige Verwendung verhandelt hatten, war Hermann im fernen, dichtgedrängten Aulasaale unter den rothen Togaträgern gestanden, ein siegbewußter Kämpfer um den Doctorhut. Mit dem schneidigen Schwerte der Beredtsamkeit hatte er als triumphirender Arminius manch' zopfigen Varus in diesem Kampfe zu Boden geschlagen. Und als Seine Magnificens mit der goldenen Kette ihm in rthetorischem Pathos zu seiner neuen Doctorwürde gratulirte und all' die anderen gelehrten Herren des römischen und deutschen Rechtes mit überströmenden Lobsprüchen die Hand ihm schüttelten, da geschah ihm selber, als spüre er des seligen Frackschneiders prophetischen Geist wieder einmal an sich vorüberschweben. Und der Kaiser Rothbart, da ihm die mächtigste Krone der Welt auf das Haupt gesetzt worden, er konnte damals sein erlauchtes Haupt wohl auch nicht stolzer tragen, als jetzt der neue goldlockige *Doctor utriusque juris*, der vormalige Cherusker, Hermann Stark.

XV. Bemooster Bursche zieh' ich aus.

War das eine eigenthümliche Stimmung, in der unser heute Morgens promovirter Doctor beider Rechte nun Nachmittags durch das dunkle Tannenholz den ihm so wohlvertrauten Granitweg zum Bergkeller hinaufwandelte. – Zum allerletztenmale.

Nur wenige seiner liebsten Corpsbrüder, davon zwei seine Leibfüchse gewesen, waren seine Begleiter. Aber auch mit diesen wollte jetzt kein frohes Geplauder mehr aufkommen. Der letzte Rest von Hermanns Humor war heute Vormittag nach seiner gloriosen Doctorpromotion im Champagner verbraust, den er zur Feier der neuen Würde mit seinen Freunden getrunken, dabei er jedes Glas zu einem andern begeisterten Trinkspruch erhoben hatte.

Jetzt war in ihm dieses Morgens Dithyrambus zur abendlichen Elegie geworden. Der junge »Doctor,« der erst dem Philisterthum recht angehörte, war in Hermanns Bewußtsein vorderhand bei Seite gelegt, und nur der »bemooste Bursche« stieg jetzt in ihm hinauf, um droben Abschied zu nehmen von seiner »Jugendfröhlichkeit, die nicht wiederkehrt, die goldene Zeit,« – wie es in einem alten Studentenliede heißt.

Als sie jetzt ans Wirthshaus kamen, stand auch schon der Berggirgl unter der Hausthüre, denn Hermann wurde von ihm bereits zum Abschied erwartet. Und er rief ihm schon auf zehn Schritte ganz traurig entgegen: »Grüß' Gott, lieber Stark!«

Dann reichte ihm Hermann die Hand, und sagte mit gedämpfter Stimme: »Alter, treuer Schwede! Jetzt heißt es eben – Abschied nehmen.«

»Na, so sei halt nochmal recht lustig bei mir; will dir auch einen Extraeimer altes Bier anstechen, den ich accurat für unsern Abschiedstrunk aufgehoben habe. – Und auch ich will zu guterletzt mit dir noch kreuzfidel sein,« lachte der Berggirgl wieder mit erzwungenem Humor. »Geschieht mir auch kein Bischen weh dabei, daß du nun fortgehst! Hab' dich ja so mein Lebtag nicht leiden können, du falscher Duckmäuser, du ungerathener Sohn ohne Courage und mit einem Kieselstein, wo bei andern Menschen das Herz liegt. Du – du mein allerliebster Freund, seit ich den Franken Bier verzapfe. – Ei zum Henker, was hab' ich dich auch so lieb gehabt, wo du jetzt doch wieder fortgehst? – Na, so komm halt, laß mich's gleich abmachen! Dann brauchen wir's hinterher nimmer zu thun.«

Damit fiel er ihm um den Hals und gab ihm einen langen herzlichen Kuß.

Der ehrliche, herzenzgute Berggirgl! – Hätte er sich nicht mit aller Kraft zusammen genommen, ihm wäre jetzt fast gerade solch' Weinen gekommen, wie acht Wochen zuvor am Grabe seines vierundachtzigjährigen Vaters, daran Hermann als Frankensenior dem uralten Studentenwirth einen ergreifenden Nachruf gesprochen hatte. Das konnte der Berggirgl dem Hermann nie vergessen und es erschwerte ihm noch gar sehr den heutigen Abschied.

»So, jetzt ist es schon gut, liebster Freund,« sagte darauf der Girgl, nachdem er mit dem Zipfel seiner weißen Schürze rasch über die Backen gewischt: »Jetzt komm herein, lieber Stark, jetzt wollen wir in Gottes Namen noch eines mit einander trinken, wenn auch justament nicht lustig, aber doch in alter gemüthlicher Freundschaft. Und Bratwürste hab' ich dir zu Ehren noch gestern gemacht, so extrafeine – ich sag' dir, lieber Freund, du sollst an sie denken, so oft du dein Lebtag noch Bratwürste zu essen kriegst.«

Und sie gingen hinein in die Wirthsstube, tranken noch zusammen von dem Extrabier und aßen von den feinen Würsten, welche das noch unverheirathete Evchen in blanken Zinntellern aufgetragen hatte. – Die ältere Schwester Annemarie war seit vorigem Jahr in Buchenreut drunten stattliche Wirthsfrau geworden.

Aber trotz all' der besondern Bewirthung in Trank und Speise kam ihre Unterhaltung immer wieder ins Stocken. Endlich stand der Girgl auf und sagte, da er Hermann die Hand drückte:

»Gelt, nimm mir's jetzt nicht übel, guter Freund, ich muß ein halbes Stündchen in den Wald und nach meinen Holzhauern sehen. Laß dir eben die Zeit nicht lang werden und mein Bier gut schmecken! – Behüt' dich Gott, alter, treuer Kamerad!«

Darauf ging er hinaus. Aber unter der Thlüre that er noch einen langen, traurigen Blick nach Hermann, ohne daß dieser ihn bemerkte, und langsam schritt er hinüber in den rauschenden Wald.

Eine Stunde darauf erhob sich auch Hermann und sagte zu seinen Freunden: »Laßt mich jetzt ein wenig allein gehen!«

»Wo willst du denn aber hin, Leibbursch, darf ich nicht auch mit?« fragte einer seiner Leibfüche, der auf jede Minute dieses Abends eifersüchtig war, daß er sie nicht mit ihm theilen konnte.

»Wo ich allein sein will,« war Hermanns kurze Antwort.

Damit verließ er die Wirthsstube.

»Was er auf einmal nur hat!« sagte der vorige Leibfuchs fast betrübt über diese trockene Entgegnung.

»Ei was! was wird er just haben,« erwiederte ein alter Corpsbursche im siebenten Semester. »Es ist eben das letztemal, daß er hier oben ist. Da ist er gerad' ein wenig sentimental geworden. Und dazu will er gern allein sein. So denk' ich mir's wenigstens, und find' es auch ganz natürlich.«

»Was? der Stark und sentimental?« – protestirte lautlachend Hermanns anderer Leibfuchs von etwas derberer Gemüthsart. »Das thäte sich ja zusammenreimen wie ungefähr Champagner und Milchsuppe.«

»Ja, was du junger Lecker unter sentimental verstehst,« warf der vorige Corpsbursch zurechtweisend ein. »Komm nur einmal ins letzte Semester und gar zum letzten Tage deiner Studentenzeit, da wird's dich schon auch noch lehren, sentimental zu werden. O deßhalb kann man doch ein ganz prächtiger Kerl sein, wie der Stark

einer ist, und doch am letzten Abend ein weiches Herz bekommen.«

Unterdessen war Hermann nach dem Tannenholze hinübergegangen und genau an dem nämlichen Felsblock, an dem er vor vier Jahren in derselben Octoberwoche jenen dreifachen Abschiedsbrief gelesen, bis er ihm durch Volkmann entrissen worden, setzte er sich auch jetzt wieder nieder zum letzten Abschiede von Berg und Thal und all' der dahin gegangenen Zeit, in der er hier oben so von Herzen froh gewesen und bei so manchem Sonnenuntergange schwärmend hinuntergesehen in die dämmernde Landschaft!

Wie dazumal an jenem ersten Abend, stand auch heute die Sonne in einem heiteren Himmel am Untergehen. Nah und fern aus den Dörfern der weiten Ebene klang das Abendgeläute durch die stille Luft. Ihm zu Häupten zog ein frischer Wind durch die Tannenwipfel. Und im solchen Schauen und Hören gedachte er wieder jenes Geleitsbriefes. Zeile um Zeile des Vaters, dann der Mutter und zuletzt der alten Dorothee zog vor seinem zurückblickenden Geiste vorüber. Denn jedes Wort von ihnen war ihm auch heute noch fest eingeprägt. Und er dachte bei sich:

»Gott sei Zoh und Dank! Kein einziges Wort treibt mir jetzt die Schamröthe ins Gesicht. Ich kann heimkehren ins Elternhaus und kann getrosten Muthes sagen: da bin ich wieder. Ich bin an Jahren älter und an Wissen reicher geworden. Das Studentenleben hab' ich genossen, so froh

wie nur Einer. Aber doch, so wie ich von euch fortgegangen, komm' ich nun wieder zu euch heim, euer alter Sohn, der euch offnen Auges ins Antlitz schauen kann. O, euch nur verdank' ich es, du mein Vater und meine Mutter, eurer Liebe und eurem Beispiel. – Seid darum gesegnet, jetzt auf Erden und einst im Himmel!«

Und er sah wieder hinunter ins Thal. Die Sonne war hinter der blauen Berge Wand hinabgesunken, aber die Höhen umglänzte noch ihr Strahl. Eine einzelne Glocke, die sich verspätet, läutete noch immer. Da stützte er das Haupt in die Hand und redete vor sich hin:

»So fahr' wohl, du unvergeßlich schöne, frohe Studentenzeit mit all' deinem Schwärmen und Träumen! Fahr' wohl! denn mich ruft das wirkliche nüchterne Leben. O, nur zu tief ahn' ich voraus: meines Lebens hellste, harmloseste Tage, sie sind dahin. So fahrt denn wohl! – Meiner Ideale sonniges Reich geht unter, wie dort die Abendsonne jetzt hinter den Bergen. Auch du fahr' wohl! – Mein Herz war ausgefüllt bis zum tiefsten Grunde seiner Sehnsucht, durch vier reiche, hochpoetische Jahre. Mit welch' anderer Befriedigung wird die Alltäglichkeit der kommenden Profa mich entschädigen? –«

Und sein hinuntersinnendes Auge verdüsterte sich. Es war, als habe sein alter Dämon, der so lang ihm fern geblieben, wieder an ihm vorüberschreitend, seinen finstern Schatten auf ihn geworfen. – Aber auch sein guter Engel mußte ihm jetzt nahe sein, und mächtiger noch als sein böser. Denn plötzlich war sein Blick wieder heiter geworden. Die Hand der Kindesliebe hatte jeden trüben

Gedanken daraus hinweggewischt, und sein Herz athmete wieder freier.

»Doch was fürcht' ich mich so vor meiner Heimkehr? – O, euch beste Eltern, euch seh' ich ja jetzt aus weiter Ferne mir winken mit sehnsüchtiger Hand. Ja, ich komme, mit der ganzen Fülle meiner Liebe komm' ich zu euch. Von den Höhen meiner Ideale will ich jetzt gerne niedersteigen, denn euer Herz und Arm erwartet mich ja drunten im Thal. Und euren Abend mit der Gluth meiner Liebe zu verklären, das soll meine künftige, tiefste Befriedigung sein. Jetzt bin ich fertig mit Allem. –«

Hermann war schon lange durch die angebrochene Dämmerung wieder zu seinen Freunden in die Wirthsstube hinüber gegangen. Kein Einziger sah es seinem Gesichte mehr an, welcher wechselnde Sturm von Empfindungen darüber hingezogen war. In seiner alten, guten Laune trank und plauderte er mit ihnen. Aber der Berggirgl war noch immer nicht auch dem Walde zurück.

»Wo bleibt aber der Girgl nur so lange?« fragte Hermann voll Ungeduld. »Aus der einen halben Stunde sind nun schon zwei ganze geworden. Und ich muß endlich hinunter in die Stadt. Himmel, was hab' ich nicht für die morgige Abreise noch Alles zu richten!«

Da trat Girgls Sohn, der Konrad, in die Stube und sagte:

»Einen recht schönen Gruß vom Vater. Er hat mich vom Wald hereingeschickt und läßt dem Herrn Stark noch eine recht glückliche Reise wünschen, denn es thät' ihm gar zu weh, hat er gesagt, wenn er jetzt nochmal von

ihm Abschied nehmen müßt'. Und darum soll der Herr Stark jetzt nicht bös auf ihn sein, hat der Vater gesagt, daß er nicht heimkommen wär', sondern jetzt in Buchenreut drunten säße bei seinem Enkelkinde. Und wenn Sie denn aus der Stadt fortfahren thäten, hat er gemeint, und da sollt' der Herr Stark doch so gut sein, hat der Vater gesagt, und möcht' von der Landstraße nochmal zu uns heraufgucken. Und ob der Herr Stark ihm nicht auch einmal schreiben möcht', wie's ihm geht, hat der Vater auch noch gemeint, denn er hätte gar großes Verlangen danach.«

Jetzt traten auch Evchen und Annemarie, die eigens von Buchenreut heraufgekommen war, in die Stube und jede der beiden Schwestern hielt einen Strauß in der Hand, für den Evchen alle Blumen an ihrem Kammerfenster abgeschnitten hatte.

So einfach die Worte Konrads nun auch geklungen, Hermanns tiefes Gemüth ward von ihrem Inhalte doch tief bewegt und er antwortete:

»O, dein guter, ehrlicher Vater! Nun sag' ihm nur, lieber Konrad, daß auch ich ihm zum Abschied alles Glück der Welt wünsche, und daß ich ihm gar nicht böse sei, weil er nun nicht mehr heimgekommen sei. Im Gegentheil. Denn daraus seh' ich gerade recht, wie so lieb er mich gehabt hat. Und um neun Uhr morgen früh würd' ich wohl drunten vorüberfahren und ich hätte schon von selber nochmals zu euch heraufgeschaut.«

Dann zog er seine Uhr auch der Westentasche und fuhr weiter:

»Und da, diese silberne Uhr, auf der mein Name steht, die möge dein guter Vater jetzt von mir hinnehmen zum Andenken an jede frohe Stunde, die ich hier oben bei ihim verlebt habe. Und sag' ihm nur dazu: er solle sich doch ja keine unnöthigen Scrupel darüber machen, denn ich hätte schon noch eine andere goldene, und würd' auch diese ihm gerade so gerne gegeben haben. Aber ich hatte Angst davor, daß er sie vielleicht dann nicht annehmen wollte, und so nahm ich nur die silberne mit herauf. Es ist ja überhaupt nicht um den Werth, sondern nur um das Andenken an mich.«

Dann nahm er zwei kleine, zierlich gebundene Bücher aus der Rocktasche und sprach zu Annemarie und Evchen:

»Und ihr zwei lieben Schwestern, die ihr mich einst so barmherzig verpflegt, nehmt jetzt diese goldenen Büchlein von mir, und wenn ihr darin betet, so denkt manchmal auch an mich! Es ist meiner guten Mutter liebste Erbauung. Mög' es auch die eurige werden! Und ich hab' auch Jeder ein paar Worte hineingeschrieben.

Annemarie und Evchen nahmen Jede ihr Geschenk, die Nachfolge Christi von Thomas a Kempis, und reichten ihm dafür ihren Strauß. Sonst wußten sie nichts zu sagen. Aber ihre nassen Augen sagten Alles.

Endlich zog Hermann auch noch ein vielgestaltiges Gartenmesser mit Klingen, Scheere und Säge hervor, und legte es in Konrads Hand: »Dir, lieber Konrad, der du die Obstbäume so gut zu pflegen verstehst, dir hab' ich dieses nützliche Messer noch heraufgebracht, zum Danke

für all' die guten Kirschen und Birnen, die du mir immer so freudig heruntergeholt. Denk' eben auch du an mich, so oft du es gebrauchst!«

»Und nun lebt wohl mit einander – und nochmals herzlichsten Dank für all' eure Liebe! Und grüßt mir noch tausendmal den guten Vater! Es ist die höchste Zeit. Ich muß nun fort. – Ihr guten, ehrlichen Menschen, bei denen ich so froh und glücklich gewesen, – lebt wohl – lebt wohl! –«

Rasch drückte er den drei Zurückbleibenden noch die Hand, mit aller Willenskraft seine Bewegung zurückhaltend, und eilte hinaus in den dunkeln Wald.

Und er schritt mit seinen Freunden, wortlos wie sie selber, schon in der rauschenden Tannennacht hinunter, als die Schwestern endlich daran dachten, ihre Augen zu trocknen und die kostbaren Bücher mit Saffianband und versilbertem Schloß sich näher anzusehen.

Noch mehr als das drängte sie aber ihre Neugierde, was denn Hermann jeder von ihnen hineingeschrieben habe. Und du siehst aus ihren Augen beredter, als ihre Lobpreisung dir sagen kann, wie glücklich sie sich fühlten, da sie seine Verse gelesen hatten.

Da ich aber auch dir selber ansehe, lieber Begleiter, daß auch du sie gerne wissen möchtest, so will ich auch dich mit hineinschauen lassen. Unser junger Freund wird ja wohl nicht böse darüber sein. Denk' ich doch auch gar nicht daran, seine schlichten Reime nun deiner Kritik auszusetzen. Denn Niemand machte weniger Anspruch darauf, ein Dichter zu sein, als Hermann selber. Aber,

lieber Himmel, wer hat nicht in solchen jungen Jahren schon Verse gemacht?

In Evchens Buch stand also geschrieben:

Du junges, immer heitres Wesen
Mögst oft in diesem Büchlein lesen,
Daß dir dein Frohsinn nie vergeh',
Ein reines Herz am frohsten scherzet,
Und nichts von Leid so bitter schmerzet,
Als wie der eigenen Seele Weh.

Zum dankbaren Andenken an die liebe, heitere Pflege dem neckischen Ecchen ihr Freund

Hermann *Stark*.

Die Verse für die junge Mutter Annemarie lauteten:

Präg' dieses Büchleins Geist dir ein,
Zu deines Mutterherzens Lehr'!
Dir selber wird's zum Heile sein –
Und deinem Kind dereinst noch mehr.
Denn seines Lebens reichstes Gut
Ist ihm dein Herz ganz sicherlich.
Was eine fromme Mutter thut –
O Niemand weiß es mehr, als ich.

Am andern Morgen um halb neun Uhr stand vor Hermanns bisheriger Wohnung, gegenüber der Frankenkneipe, bis vor das Thor hinaus auf der Hafenhaide, ein ganz ansehnlicher Zug zwei- und einspänniger Kutschen aufgestellt. Alle waren bereits besetzt; nur der vorderste,

schwerbepackte Reisewagen harrte noch seiner Passagiere. Von Kränzen und Guirlanden, wie sie der Spätherbst nur noch bieten konnte, war er über und über geschmückt. An den zwei Laternen des Kutschenbockes steckten Evchens und Annemariens Sträuße. Sie sollten, wenn auch unterwegs verwelkt, jedenfalls in die Heimath mitgenommen werden. Einzelne Reiter sprengten ungeduldig auf und nieder. Da trat Hermann mit seinen zwei treuen Leibfüchsen aus dem Hause des Kappenmachers Franz Fiedler. Sein Hausphilister sammt Weib und groß- wie minderjähriger Nachkommenschaft begleitete ihn noch heraus, und Eines nach dem Andern drückte ihm zum Abschied die Hand. Dann stieg er mit seinen Begleitern in den geschmückten Wagen. Noch einmal sah er zum Fenster seiner traulichen Stube hinauf, zum letzten Abschied von all' seinen darin verletzten, ernsten und heiteren Stunden.

Und siehe, da prangte über der Thüre wie beim Jubiläum, so auch beim Scheiden, wieder eine Festinschrift aus der poetischen Feder des Baders Ritz, die bei all' ihrer unfreimiligen Komik doch mit Hilfe der ganzen Absciedsstimmung in Hermanns Gemüth die beabsichtigte Wirkung vollständig erreichte. Sie lautete:

Du wohntest bei mir manch' ein Jahr,
Doch ach, jetzt ziehst du fort, o je!
Rechtspraktikant und Doctor gar –
Du liebster, schönster Mann, ade!
Mein ganzes Haus war stolz darauf,

Daß du so lang drin einquartiert.
Denn ’s war dein ganzer Lebenslauf
Nur flott und nobel renommirt. –
O was ich einen Schmerz drum spür’,
Daß du nun gehst, wie sag’ ich’s ganz?
Dein höchstes Glück wünscht für und für
Der Hausphilister – Fiedler Franz.

Nochmals rief Hermann mit grüßender Hand aus dem Wagen: »O, ich danke herzlich, ihr guten Leute, wie freuen und rühren mich diese schönen Abschiedsworte!«

Und der »Fiedler Franz« erwiederte mit erstickter Stimme:

»O guter Herr Stark, ’s ist wenigstens ehrlich gemeint. Und grüßen Sie mir eben noch tausendmal den guten, alten Herrn Vater!«

»Ja, und aber auch von mir noch extra,« fiel die Frau Kappenmacherin nicht minder ergriffen ein. »Und auch die wertheste Frau Mutter, wenn ich sie auch gerade nicht persönlich kenne. Aber ich kenne sie doch, und ganz gut kenn’ ich sie, die prächtige Frau.«

Und wie Hermann den Gruß versprach, drängte es auch die älteste Tochter, ihm noch zuzurufen:

»Und wir bedanken uns eben nochmals für all’ die schönen Präsente; Sie lieber, guter Herr Stark! Ach Gott, wie Sie, so kriegen wir unser Lebtag keinen Studenten mehr ins Quartier.«

»Also adieu, adieu und ich schreibe schon bald,« rief Hermann zum letztenmal und commandirte zum Bock hinaus: »Kutscher, fort!«

Die Reiter sprengten voran. Und die Hauptstraße hinunter klang's jetzt von all' den Franken zu Wagen und zu Roß in seltsam ergreifendem Chorus:

»Bemooster Bursche zieh' ich aus,
Behüt' dich Gott, Philisterhaus!
Zur alten Heimath geh' ich ein –
Muß selber nun Philister sein.«

Da brach die ehrliche Kappenmachersfamilie in lautes Lamento aus, daß man's die halbe Straße hinunterhören konnte.

Trotz der frühen Morgenstunde waren fast alle Fenster besetzt. Namentlich der ehemalige Leibschneider Stichelmeier schrie ein mehrmaliges »Adieu, Herr Stark!« laut aus seiner Werkstatt ihm nach. Manch ein Philister winkte dem Scheidenden noch treuherzig hinaus. Aber auch manches Professorentöchterlein scielte hinter den Eltern auf den schönsten vormaligen Studenten noch einmal nieder. Mein Gott, jetzt war es ja so ungefährlich.

Unter fortwährendem Absingen des schönen Scheideliedes von Gustav Schwab war jetzt der Zug dem Marktplatze näher gekommen. Aber hier erst sollte Hermann völlig inne werden, wie lieb er der ganzen Stadt gewesen. Da standen gar Manche zum letzten Abschied. Und wenn es auch wieder der schwarze Peter gewesen, der jetzt das ihm entgegenschallende Hoch zuerst ausgebracht hatte,

so war es doch einzig und allein die allgemeine Liebe und Achtung, die sich Hermann selber errungen, welche Jeden der Umstehenden nun anregte, mit vollstem Herzen miteinzustimmen. Und mehr als ein Dutzend Männer drängte sich an seinen Wagen, vor Allem natürlich sein ehemaliger Stiefelfuchs selber, dann sein Leibschuster, der Buchbinder, der Bierwirth der Exkneipe sammt seinen zwei Söhnen, der alte Pferdejude Veitel Herz, der Stichelmeier, der flugs ihm noch einmal nachgesprungen; der Weinwirth »zur blauen Glocke,« der Pedell und ein paar Polizeisoldaten, und – was weiß ich – wer noch Alles. Jeder wollte ihm noch einmal in Person die Hand zum Abschiede drücken. Wahrhaftig, seit Menschengedenken war noch keinem Studenten bei seinem Auszug aus der alten Musenstadt der Abschied so schwer gemacht worden.

Unterdessen hatten seine Begleiter trotz des Stillstandes der Wagen ungestört Strophe für Strophe weiter gesungen. Wie der Zug sich wieder fortbewegte, klangen gerade die zärtlichen Verse:

»Da komm' ich, ach! an Liebchens Haus,
O Kind, schau' noch einmal heraus,
Heraus mit deinen Aeuglein klar,
Mit deinem dunklen Lockenhaar!«

Und wie der glückliche Zufall es nur so fügen konnte, daß Hermann gerade bei dieser verfänglichen Strophe am Scheppert'schen Hause vorüberfahren mußte! – Wer

wollte es daher unserer romantischen Freundin Thusnelda verübeln, daß sie auch, dieser freundlichen Einladung entsprechend, wirklich am Fenster stand? Denn daß sie wenigstens schon seit vier Jahren, wenn auch nur einseitig und im höhern, geistigen Sinne Hermanns »Liebchen« gewesen, dafür hatte sie ihrerseits nicht den mindesten Zweifel.

Aber auch er wollte jetzt im letzten Augenblicke seinem guten, mitleidigen Menschenherzen noch Ehre machen. Rasch nahm er einen Lorbeerkranz, der ihm zur Seite hing, hinweg und winkte damit freundlich lächelnd zu Thusnelden hinauf. Es war der glückseligste Moment ihres nun vierzigjährigen, poetischen Jungfrauenlebens, der ihr noch zehn Jahre danach ihre letzten, immer noch ehelosen, aber schmerzensreichen Lebensstunden versüßte, Wer wäre darum so lieblosen Gemüthes, daß er ihr diese heutige Freude bei diesem traurigen Abschiede mißgönnen wollte? Und wenn ich dir nun erst ausplaudere, daß dieser Lorbeerkranz von Thusnelden? eigener Hand für Hermann gewunden und ihm unter poetischem Geleite gestern Abends zugesendet worden war! Da ich aber zu guterletzt auch nicht das mindeste Geheimniß vor dir haben möchte, so sollst du auch noch den poetischen Abschiedsgruß wortwörtlich kennen lernen. Er lautete:

Fahr' wohl, du herrlicher Arminius,
Der Kranz von Lorbeer sei dein stet Geleit!
Dir geb' das Glück stets seinen wärmsten Kuß,

Und segne dich, jetzt und in alle Zeit!
Und sprach ich auch kein einzig Wort mit dir,
Wie ward ich doch durch dich so hoch beglückt,
Du aller Jünglinge so edle Zier,
Wie schöner keiner Deutschlands Erde schmückt!
–
Ja, wenn es je platon'sche Liebe gab,
So mag ein Sänger von der meinen melden,
Die, rein nur geistig, jetzt und übers Grab, Arminius wird einen mit Thusnelden.

Begreifst du nun unsern edelmüthigen Freund, daß er ihr für solche Worte noch zum allerletzten, kargen Minnelohn mit ritterlichem Scheidegruß danken wollte? – Ach, wie schnell war's ja gethan und wie lange machte sie es noch glücklich!

Jetzt klingt die letzte Strophe in den trüben Herbstmorgen:

»Im nächsten Dorfe kehret ein,
Trinkt noch mit mir von *einem* Wein!
Nun denn, ihr Brüder! sei's, weil's muß,
Das letzte Glas, der letzte Kuß!«

Und siehe, schon liegt die Landstraße vor ihnen und droben von der Halde schauen die Dächer des Bergkellers herüber. Jetzt noch einen Scheideblick hinauf zum treuen Berggirgl! – Hier hatte er ihm ja versprochen, den letzten Abschied von ihm zu nehmen. Aber wo wird er ihn sehen? – Mein Gott, dort an der höchsten einzeln ragenden Föhre, da steht es wirklich auf der Leiter und winkt mit

einem langen, weißen Tuche herunter. – Und Hermann hebt sich auf im Wagen, winkt ebenfalls hinauf und sein Auge verschwimmt. Dann ruft er rasch: »Kutscher, Trab, vorwärts!« – Und noch einmal sieht er zurück. Da steht der Girgl noch immer auf der Leiter. Aber er winkt nun nimmer mit dem Tuche. Das hält er jetzt vors Gesicht. –

»Alter, grundehrlicher Berggirgl, fahr' wohl, fahr' wohl!« ruft Hermann, sich im Wagen tiefer zurücklehnend, und mit wieder schwer gewordenem Herzen. »Fahr' wohl zum letztenmal, du meine schöne, glückliche Studentenzeit! – Zur alten Heimath geh' ich ein, muß selber nun Philister sein. – Nun denn, ihr Brüder, sei's, weil's muß! – Das letzte Glas der letzte Kuß!

Fünfter Abschnitt. In der Praxis.

I. Eine neue Zeit.

Erinnerst dir dich noch, lieber Begleiter, jenes allerersten Morgens, da wir zwei, noch einander völlig fremd, unter jener Föhre gesessen und du mit mir heruntergeschaut auf unseres jungen Freundes alte Vaterstadt? Da lag sie im Steinwalle der ehrwürdigen Ringmauer friedlich auf einander gedrängt mit all' ihren eigenartig dreinschauenden Häusergesichtern. Vom Zinnenkranz, den vielhundertjähriger Epheu umwucherte, lugten hie und da verwitterte Wartthürme in den sonnigen Maimorgen. Dann sah wieder der Kaiserburg schwarze Ruine vom Rittersberg zu dir herauf. Und das traute Erkerhaus am Storchenthurme mit seinem poetisch versteckten Zwingergärtchen, es zog dein Herz hinunter nach seinen dir noch unbekannten Bewohnern. Und da dich so träumerisch sinnend hinunterschautest, durchklang aus des Rothbarts uraltem Reichswald Amselschlag und Habichtsschrei das Rauschen der hinter dir liegenden Einsamkeit. Nicht wahr, wie geschah es damals doch uns Beiden, als ob das stürmische Treiben der lauten Welt von der althistorischen Idylle dieser abgelegenen Kleinstadt auf immer abgeschlossen sei!

Und jetzt, wo du auf dem Rittersberg und im Barbarossas schloß, hinter der Stadtmauer und im Tannengarten so heimisch geworden, wie auf den Plätzen deiner eigenen Jugendspiele, jetzt wo du im Erkerhause Freud und

Leid, Sehnsucht und Erfüllung zwanzig Jahre mitdurchlebt hast, lade ich dich wieder ein, lieber Begleiter, von derselben Höhe auf diese Stadt mit mir hinunterzuschauen. Zwar leuchtet heute kein warmer Maihimmel über den alten Häusern. Kein Obstbaum prangt in Blüthen im Stadtgraben, und auf den buntgefärbten Waldhügeln hat die Zeit des Blätterfalles begonnen. Du wirst umsonst auf das Lied der Amsel im Reichswald horchen. Nur den Habicht siehst du hoch über Thürmen und Giebeln das Waldthal kreischend umschweifen. Aber doch komm' jetzt zu mir herauf! Sieh', so eben tritt die Octobersonne aus ihrem Kampfe mit erdentstiegenen Nebelheeren als himmlische Siegerin hervor. In scheuer Flucht zerrinnen die letzten überwundenen Dunstcolonnen. Und ein kalter Herbstwind braust nun durch den heitern Morgen.

Und da stehst du ja schon wieder neben mir, wie das erstemal, so freundlich mir folgend. Siehst du die alte Föhre, die uns damals umrauscht, sie steht auch heute da, nur noch viel mächtiger. Das Farrenkraut grünt noch jetzt um ihre weitverzweigten Wurzeln; und horch, der Reichswald hinter uns rauscht noch immer in seiner alten Melodie. Aber drunten im Thale! Nicht wahr, wie du verwundert hinunterblickst! Wie hat da drunten seitdem das Antlitz dieser Stadt sich verändert, daß du es kaum mehr erkennst! Du suchst umsonst nach der Ringmauer mit ihren Epheukränzen und Wartthürmen. Umsonst lugst du nach dem Wallgraben aus mit seinen kühlen, obstreichen Gärten. Siehst du, dort hinter der deutlich abgegrenzten

Altstadt diese neue regelrechte Straße mit kahlen, frostigen Häusern, eines ähnlich dem andern? Unter der Prosa dieser neuen Steinhaufen liegt jetzt der alten Ringmauer Poesie für immer begraben. Sie, die einst in ihrer ungebrochenen Macht dieser Stadt dahingegangene Geschlechter vor Feindesüberfall beschirmt, in ihrem morschen Alter hat da jüngste Geschlecht sie jetzt niedergerissen. Und wo noch im Frühling des letzten Jahres in des Stadtgrabens blühenden Gärten der Buchfink sein Nest gebaut, und die Grasmücke ihr Lied gesungen, da hinunter ward ihr Schutt gestürzt sammt ihren Epheuranken und allen ihren Erinnerungen aus längst vor ihr begrabenen Zeiten. Der Erde gleich gemacht ward Mauer und Graben, um mit dem Drange der neuen Zeit den Bann der alten zu zersprengen, und sich auszudehnen nach dem neuen Brennpunkt des Verkehrs.

Und hörst dir jetzt den gellenden Pfiff durch die stille Morgenluft? – Glaubst du wohl, der Habicht sei's, der noch immer über jenem Waldhügel seine Kreise zieht? Nein, so mächtig tönt nimmer Habichtsschrei. Aber zum nördlichen Hange blick' hin! Siehst du dort das Antlitz der Neuzeit, die auch dieser Stadt nun angebrochen?

Aus rothquadriger Tunnelfront, unterm Eichenwald hervor, braust sturmschnell das eherne Dampfroß und führt mit Geschnaub' und Gewieher den blinkenden Wagenzug ins hundertästige Schienennetz des weitgedehnten Bahnhofs. Und schwer keuchend qualmt aus Westen ein zweiter Zug herein, rußig schwarz und unabsehbar. Der schleppt aus dem grubenreichen Hinterland in die

fruchtreiche Ebene hinaus seines Zuggauls eigene Speise, der schwindenden Wälder siegreiche Rivalin, das Brod des neuen Fürsten unserer Zeit, das schwarze Mark der Unterwelt – die Kohle.

Und sieh' hin, angelockt von dieser neuen Eisenstraße hat der Dampf, dieser weltbeherrschende Emporkömmling, auch hier in zahlreichen Schlöten sein einförmiges Lager aufgeschlagen, und es hält hier geräuschig sausenden Hof sein goldgieriges, stolzes Weib – die Industrie. – Vom fort und fort anwachsenden Bahnbereich an der Waldhöhe bis nieder, wo du sonst vor dem Stadtthore Gärten, Wiesen und Felder grünen gesehen, hat sie ihre kunstlosen Backsteinpaläste errichtet. Tagwerkgroße Gebiete von Schuppen und Magazinen, und wieder noch dachlose Bauten, langgestreckte Bretterhütten und erst ausgegrabene Fundamente verlieren sich in unschönem Wechsel bis an den Saum der Waldhügel. Und mitten drin erheben sich hie und da in grellem Contraste der neuangesiedelten Fabriksherren nagelneu funkelnde, nüchterne Häuser.

Eine neue Zeit und mit ihr neue Menschen sind in diese alte Stadt hereingezogen.

Das Capital und die Speculation, diese herzlosen Geschwister, haben der fleißigen Behaglichkeit des kleinstädtischen Gewerbes den Krieg angekündigt. Ihre fieberhafte, nie befriedigte Hast nach immer größerem Gewinn zieht täglich mehr und mehr auch der »Altdahiesigen« stille Genügsamkeit in ihren aufregenden Wirbel. Wie in

der Lorelei Lied jenem untergegangenen Schiffer geschah:

»Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh,
Er sieht nicht die Felsenriffe,
Er schaut nur hinauf in die Höh. –«

so ergreift jetzt gar Manchen in seinem kleinen Hause der Gewinnsucht wildes Weh. Er sieht nicht die Gefahr, und hört nur das Loreleilied der hohen Prozente. Vom sicheren Hafen der Sparkasse läßt er seinen Nothpfennig auf die trügerische Sturmfluth ber Speculation hinauslocken, und auch an ihm wurden dann oft des Dichters Worte zur Wahrheit:

»Ich glaub', am Ende verschlingen
Die Wellen Schiffer und Kahn;
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lorelei gethan.«

Aber neben dem eingewanderten Geldstolz, diesem plumpen, stets nur verlegenden Tölpel, macht sich jetzt in der von jeher so bedächtigen, redlich denkenden Stadt auch noch ein anderer Eindringling breit, ein gar windiger, geriebener Geselle voll Lug und Trug und eitler Großsprecherei, – der moderne Schwindel. – Nicht der wohlthätige Segen der großen, gediegenen Industrie ist hier eingekehrt, sondern nur sein Zerrbild. Nicht wohlgeordnete, kenntnißreiche, edeldenkende Förderer der Arbeit und des Handels haben dies Thal zu ihrer Thätigkeit sich auserkoren, sondern nur der Bodensatz gewissenloser,

habgieriger Krämerseelen mit nur halber Bildung, aber ganzem Dünkel; oft heute noch mit fremdem Geld und gleißnerischem Prunke prahlend, und schon morgen auf der Flucht mit der schimpflichen Beute betrügerischen Bankerotts. Dazu der fremde Trotz grobsinnigen Arbeiterproletariats, das wie ein Pesthauch in den kleinen, armen Häusern sich eingenistet, um die Gewohnheit und Einfalt der Sitte immer gefährlicher darin zu vergiften. Ja, nur wenige Jahre noch, und das alte Stillleben dieser Stadt, es wird allmälig übertäubt werden, wie ein Volkslied, dessen sinnig einfacher Text von einem leichtfertigen Librettisten erst zu einer schlüpfrigen Opernarie ernüchtert wird, und dessen innerliche Weise dann untergeht in sinnberauschendem Tonschwall.

Und siehst du jetzt auf dem Rittersberg die alte Kaiserburg? Wie auch dies ergreifende Bild aus ruhmreichster deutscher Vergangenheit von armseligem Krämergeist entstellt worden ist! – Ein rothes Ziegeldach auf den schwarzen vielhundertjährigen Mauern, und ein Bretterthor vor der granitenen Eingangshalle! Drin einst unser junger Held zur Dämmerzeit den Rothbart auf dem Schutte sitzen und träumen sah, darin der Kaiser selber einst mit Fleisch und Blut nach der Jagd den goldenen Becher Rheinweins geleert, da sitzen jetzt die Baumwollballen bis hinauf zu den Gurtsteinen des kaiserlichen Bankettsaales, und ohne Zweifel halten sie mit ihnen zur Geisterstunde gar hochpoetische Gespräche über den nimmer rastenden Wechsel der Zeit. – Aber von den Dohlen siehst du jetzt nicht eine einzige mehr aus den

Fensterhöhlen flattern, denn ein Lattenverschlag ist jetzt ihr unharmonisches Gitter. Mit Schutt und Mörtel ausgestopft sind die Nestlöcher in der zerbröckelten Mauer. Da haben die so schnöd hinausgejagten alten Burgbewohner sich zuhöchst unter das bemooste Schieferdach des Münsterthurms geflüchtet, nachdem sie zuvor die Steinkäuze drinnen in mehrtägigem Krieg mit ihren Schnabelschwertern und Fittigschildern kreischend in die Flucht getrieben. Und nur dann und wann zieht die Sehnsucht die eine oder andere der ältesten Dohlen herunter, um vorm allerletzten Fluge noch einmal den einst so ehrwürdigen Stammsitz ihres Geschlechts zu umflattern und von ihm Abschied zu nehmen.

Sogar Vater Starks Blumengärtchen blieb nicht verschont; denn, wie du von hier aus deutlich sehen kannst, seine lieblichste Zierde ward auch ihm geraubt. Keine einzige Epheuschlinge flüstert darin mehr von alten Zeiten. Kein Wartthurm lugt mehr erinnerungsreich nieder. Der neuen Straße öde Hinterwand ist jetzt sein kahler, mehr als prosaischer Rahmen.

Einzig und allein der Storchenthurm am Erkerhause ist wie dieses selber unversehrt stehen geblieben. An diesen Zeugen der alten Zeit hat sich die zerstörende Hand der neuen doch nicht gewagt. Nicht einen einzigen Stein hat sie an ihm angerührt. Wie wohlweislich war aber auch die Furcht, durch irgend eine Neuerung des Storchennestthurmes seinen langbeinigen Bewohner daraus zu verscheuchen, oder ihn am Ende gar so gründlich zu

verstimmen, daß er der ganzen Stadt auf Nimmerwiedersehen den Rücken kehrte! Denn fragten sich mit Recht die ängstlich besorgten Väter und Mütter, wer sollte dann fürder auf unsern Hausgiebeln klappern? Und kleine Kinder, schon des Nachwuchses halber, braucht ja doch jede Zeit, die neue, so gut wie die alte.

So, lieber Begleiter, siehst dir jetzt unseres jungen Helden Vaterstadt verwandelt in den todten Steinen und lebendigen Menschen. Das Alte zumeist darin zerstört, und das Neue noch im Werden. Ein noch unfertiger Uebergang von der einst sich selbst genügenden Abgeschiedenheit zu dem jetzigen Hineingezogenwerden in den hastigen Weltverkehr tritt dir überall mit unbehaglicher Halbheit entgegen.

Der Nationalökonom der Neuzeit mag mit noch so gutem Rechte dieses stille Waldthal darum glücklich preisen, daß nun auch in seiner überwundenen Einsamkeit die Fabrikschlöte qualmen und der rasche Pulsschlag der Industrie das träge Blut des Pfahlbürgerthums in bewegteren Fluß gebracht. Aber auch der Dichter ist nur in seinem alten Rechte, wenn er jetzt mit einer Art von Heimweh jener poesiereicheren Vergangenheit gedenkt, da er zum erstenmale mit dir hier oben stand; da dieses einsame Thal noch kein anderes Brausen gehört, als das seiner Wälder, und keinen andern schrillen Pfiff, als den des darüber kreisenden Habichts; da es noch keinen andern Rauch geschaut, als jenen, der aus den Schlöten der Häuser in friedlichen Säulen aufgestiegen, und da in den Herzen seiner Bewohner das Bereich ihrer irdischen

Wünsche von patriarchalischer Genügsamkeit noch so sicher eingefriedet gewesen, wie einstmal diese Stadt von der alten immergrünen Mauer und ihren fruchttragenden, liederreichen Gärten.

II. Die Conscriptionslisten.

Genug der elegischen Stimmung! Und so wollen auch wir alles Träumen und Schwärmen hinter uns werfen, und mit unserm neuen Rechtspraktikanten und Doctor beider Rechte heute Morgen frischen Muthes wie er selber schnurstracks in die Praxis treten.

Und sieh', da steht er schon droben in der Erkerstube bei Vater und Mutter Stark, und zwar in voller »schwarzer Wichs,« wie die Studenten sagen, in demselben neuen Staatsfrack, in dem er erst vor acht Tagen auf dem Promotionskatheder gestanden und mit den Professoren in brennrother Toga so glorreichen Streit ausgefochten, daß sie sich höllisch zusammennehmen mußten, um alle seine Hiebe mit Ehren zu pariren. Und heute Morgen will er nun beim Herrn Bezirksamtmann vor dem Antritte seiner einjährigen Verwaltungspraxis die erste Aufwartung machen. Gieb Acht, wie wird erst dieser vor unserm doctorlichen Helden Respect bekommen und befangen werden! Wer kann es ihm aber auch verübeln, wenn selbst so gelehrte Universitätsprofeasoren vor unsers Helden scharfem Wort all' ihre Logik auf das Schlachtfeld führen mußten? Und ließ er auch seine wallenden Studentenlocken erst gestern handbreit unter der Scheere des Baders niederfallen, um durch diesen symbolischen

Act als nunmehriger Novize der Lebensprosa von nun an seiner Jugendträume Poesie Valet zu sagen, – Herr Bezirksamtmann, wähnen Sie ja nicht, daß mit diesen abgeschnittenen Locken nun an Ihrem neuen Praktikanten auch die Körper- wie Geisteskraft abgeschwächt worden sei! O nicht um ein Haar! Mit und ohne diese Lockenzier war und bleibt er ein ganzer Simson, denn sein Haarschneider war keine Delila.

Doch unbegreiflich! Der sonst so ängstliche Vater Stark schien jetzt diese Angst für den Herrn Bezirksamtmann nicht im Mindesten zu theilen. Seine Besorgniß war vielmehr eine ganz umgekehrte. Denn so weit Vater Starks bescheidene Menschenkenntniß reichte, konnte er sich den Herrn Amtmann schlechterdings nicht in der Nebenrolle eines eingeschüchterten Mannes denken. Um so genauer war aber der ganzen Stadt und Umgegend bekannt, daß er in den Hallen des Bezirksamtes stets nur den dramatischen Hauptpart eines unverwüstlichen Grobians mit zweifelloser Virtuosität zur Geltung zu bringen wußte, mit oder ohne Beigabe einer gewissen derben Gemüthlichkeit, je nach dem Barometerstande seiner wetterlaunischen Bureaulaune.

In Anbetracht dieser psychologischen Erwägung drängte es nun auch den Vater Stark, seinem zur Antrittsmeldung fortgehenden Sohne folgende weise Lehre mit auf den Weg zu geben:

»Lieber Hermann, nicht wahr, du mußt dich durch diesen ersten Besuch beim Herrn Amtmann nicht gegen ihn einnehmen, oder gar dich verstimmen lassen! Weißt du,

er hat zwar so seine eigene Manier, ist aber im Grund ein eben so braver Mann, wie tüchtiger Beamte. Nur ist er ein wenig – ein wenig – wie sag' ich doch nur geschwind? Wie, was? Nun, du wirst schon selber sehen – weißt du, eben ein wenig, so zu sagen – verbauert und treibt dadurch sein Amt ein Bischen handwerksmäßig. Lieber Himmel, er zieht eben schon bald vierzig Jahre an einem und demselben Joch, und hat meist nur mit Bauern zu thun und da wird man eben so, wenn man nicht an sich selber dagegen arbeitet. Also nicht wahr, sei deshalb doch recht höflich gegen ihn! Er wird auch gewiß mit dir sehr freundlich sein, denn erst gestern noch hat er mir auf dem Casino gesagt, daß er sich sehr auf deine Praxis bei ihm freue.«

»Nun ja, lieber Vater, mach' dir meinethalben nur keine Sorge!« erwiederte Hermann. »Ich danke dir einstweilen für deine so treu gemeinte Vorbereitung und ich und der Herr Amtmann werden schon miteinander zurecht kommen. Also – guten Morgen, bester Vater! Es geht schon Alles gut.«

Damit ging er auf sein Zimmer, um mit dem schwarzen »Cylinder« seine Visitentoilette zu vollenden. Mutter Rosalie folgte ihm dahin, weil auch ihr Herz sie drängte, ihm noch ein liebreich mahnendes Wort ins Bezirksamt mit auf den Weg zu geben.

»Guter Hermann, nicht wahr? wenn der Herr Amtmann dir vielleicht nicht so gefällt, wie du dir's vorstellst, so denk' eben, daß er mit seiner wissenschaftlichen Bildung tief unter dir steht, und suche deinen höchsten

Stolz darin, auch in der Bildung des Herzens ihn zu übertreffen! Vor Allem aber bring' deinem alten Vater dieses Opfer und sei eben um seinetwillen demüthig! Das erhöht deinen Stolz viel mehr, als es ihn erniedrigt. Du wirst mich nun genugsam verstanden haben! Nun geh' als guter Sohn, und komm' als solcher zurück! Nochmals, denk' vor Allem an deinen nun einundsiebzigjährigen Vater, der sich so herzlich auf deine Heimkunft gefreut hat, und auch ein klein wenig denk' an mich, deine Mutter! Und jetzt gib mir noch einen recht lieben Rechtspraktikantenkuß. Behüt' dich Gott!«

»Mutter, verlaß dich darauf, ich werd' an den Vater denken und auch an dich.« – Mit diesen von einem innigen Kusse bekräftigten Worten verließ er das Vaterhaus.

Wie er von dem freien Rittersberge die düstere Schloßgasse immer tiefer gegen das Bezirkamt hinunter ging, da war es seinem Geist, als ob er nun von einer sonnigen Höhe in ein dumpfiges Thal herniederstiege, darin er durch Sumpf und Gestrüppe sich mühsam durchwinden müsse, voll quälender Zweifel, ob er jemals wieder einen rettenden Ausweg finde zu einem neuen, lichten Gipfel geistigen Lebens.

Nachdem sich unser junger Rechtspraktikant im Bezirksamt erst in einem langen, halbdunkeln und ganz schmutzigen Gange durch einen wirren Knäuel harrender rustikaler und städtischer Hilfesuchender durchgewunden, trat er am äußersten Ende an das Arbeitszimmer des Herrn Amtsvorstandes, klopfte aber erst an, nachdem er seinem gepreßten Herzen noch durch einen

tiefen Seufzer Luft gemacht hatte. Der Herr Bezirksamtmann, der eben an seinem Pulte stand und mit lautem Fluch ein vorher augekommenes Monitorium der Kreisregierung durchlas, drehte sich anfangs mürrisch nach ihm um, weil er ihn für den Assessor hielt,I dem er wegen seiner Saumseligkeit tüchtig den Text lesen wollte. Bei Hermanns Anblick vertauschte er indessen allmälig seine gewohnte grobe Miene mit einer gezwungen freundlichen und lud ihn sogar ein, auf das Kanapee sich niederzusetzen, was Hermann natürlich auch wohl oder übel that, obwohl sein neuer schwarzer Frack von diesem Bureauinventarkanapee in der Reinlichkeit bedenklich abstach.

Und der ausgediente Actenveteran leitete seine Unterredung mit dem Verwaltungsdienstrekruten in folgenden, eben so erhabenen wie geistreichen Sätzen ein, die ich aus Rücksicht für das Verständniß unseres deutschen Gesammtvaterlandes in der Schriftsprache wiedergebe, obwohl der Amtmann sie in einem so unverfälschten Provinzdialect gesprochen hatte, daß er jedem Forscher deutscher Mundarten als allerreinste Originalquelle hätte bestens empfehlen werden können:

»Ah, das ist ja der Herr Stark! Nun, das ist schön von Ihnen. Ja, da sieht man eben, wie man alt wird. Wie kann ich mir Sie noch so gut als einen recht wilden Gassenbuben denken und jetzt kommen Sie gar schon als mein Praktikant da zu mir her! Und Doctor sind Sie auch noch, hab' ich mir sagen lassen. Ha, ha, ha! Ja, wär' schon recht. Ich könnte schon so einen Doctor brauchen, wenn

er mir nur gleich meine schlechten Vicinalwege, meine hainbuchenen Bauern und mein liederliches Fabrikgesindel curiren könnte. So aber werden Sie blutwenig von Ihrer Doctorei bei mir profitiren können! Ja, nehmen Sie mir's nicht übel, Herr Stark, nicht einmal so tituliren kann ich Sie bei mir lassen. Denn erstens schickt sich das für einen Praktikanten bei mir gar nicht, zweitens thäten meine Bauern sich gar nicht auskennen, wie auf einmal da ein Doctor hereinkäm', und drittens, worauf ich eben doch auch sehen muß, könnt' es meinen Oberschreiber und den Assessor beleidigen, als ob Sie Wunder was extra Gelehrtes studirt hätten, wohingegen doch Sie erst von Jenen von vorn an Alles lernen müssen, da Sie ja noch nicht einmal wissen, wie man nur einen Stempelbogen faltet. Wissen Sie, Herr Stark, von mir aus thät' ich Sie alle Tage hundertmal Doctor tituliren lassen. Ich bin Ihnen mein' Seel' nicht neidisch darum. Deßwegen weiß man ja doch in der Stadt und auf dem Amte, daß ich der Herr bin und Sie nur mein Praktikant. Aber so geht's eben einmal nicht und darum werd' ich Sie auch nur ganz simpel Herr Stark oder Herr Praktikant tituliren, wie mir's eben just in den Mund kommt. Also,« fuhr der Amtmann ganz gemüthlich weiter, »diese Sache wäre nun einmal abgemacht. Ich halt' eben nie mit was hinterm Berg und sage meine Sache immer gleich heraus. Darüber dürfen Sie aber nicht pikirt werden! Das wäre sehr unnöthig von Ihnen, Herr Stark!«

Hermann, dem das Blut bei dieser Eingangsrede immer heißer in die Wangen geschossen, lachte in bitterster

Ironie den Amtmann an: »O bitte, Herr Amtmann! Nennen Sie mich, wie immer Sie wollen! Es ist mir jeder Titel gleichgültig.«

»Muß auch so sein, Herr Stark. Und nun wollen wir einmal von der Praxis anfangen. – Da hätt' ich eben nun gleich eine sehr wichtige Frage an Sie. Aber das sag' ich Ihnen, daß Sie ehrlich darauf Antwort geben. Es soll gewiß Ihr Schaden nicht sein, wenn Sie mir ohne Umstände die Wahrheit sagen.«

»Die sag' ich immer, Herr Amtmann!« entgegnete Hermann mit scharfer Betonung.

»Nun, desto besser, Herr Praktikant,« warf der Amtmann leicht hin. »Also sagen Sie mir einmal, können Sie schön und leserlich schreiben?«

Danach schaute er den Gefragten pfiffig lauernd an, was dem Auge Hermanns wohl nicht entging. Trotzdem aber antwortete dieser in seiner strengen Wahrhaftigkeit: »Wenn's gerade sein muß, Herr Amtmann, o ja!«

Und lachend padte ihn der Amtmann beim Arme mit dem räthselhaften Ausrufe: »Gott sei Dank, jetzt haben wir den Vogel gefangen!«

»Wie so gefangen?« stutzte Hermann.

»Ei, Herr Praktikant,« klärte ihn der Amtmann auf, »die Conscriptionslisten müssen Sie schreiben! Ha, ha, ha! Und den zweiten Vogel werd' ich schon auch noch herauskriegen. Bin ich doch mein' Seel' immer froh, wenn

ich an jedem Michaeliziel unter meinen neuen Praktikanten die zwei herausgefunden habe, die noch ordentlich schreiben können. Denn vor lauter dummem Studiren kritzeln die Leute zuletzt so jämmerlich, daß man sie alle noch einmal in die deutsche Schule schicken sollte. Sehen Sie, Herr Stark, da haben Sie vor Ihren Collegen schon sehr viel voraus, und bei mir einen ganz besondern Stein im Brett. Denn eine schöne Handschrift ist bei uns die Hauptsache. Und ich glaub' immer, ich wäre mein Lebtag kein so guter Amtmann geworden, wenn ich nicht schon vor dreißig Jahren als Oberschreiber eine so wunderschöne Schrift gehabt hätte, heißt das,« corrigirte er im Nu sein etwas zu offenes Geständniß, das ihm nur so im Eifer der Rede herausgefahren, »natürlich neben meinen sonstigen ausgezeichneten Qualificationen im praktischen Dienst, auf die man in jener Zeit sehr vernünftig viel mehr gehalten hat, als auf so ein paar Jährchen sogenannter Universität, wo die Studenten doch zuletzt nichts thun, als Bier saufen, rauchen, Karten spielen und sich die Gesichter verkratzen. Na, Sie haben auch einmal einen tüchtigen Wischer abgekriegt; steht Ihnen aber ziemlich gut. Ueberhaupt haben Sie sich ganz nett ausgewachsen! – Also, mein lieber Herr Stark, die Conscriptionslisten! Nun, 's ist gar nicht so langweilig, wie Sie sich's vielleicht vorstellen. Da haben Sie bis zum Frühjahr eine ganz gemüthliche Arbeit, lernen alle erdenklichen Bauernnamen kennen, dürfen bei der Rekrutenvisitation das Protokoll führen, und dann zuletzt, was auch nicht zu verachten ist, lass' ich Sie bei dem guten Schlußdiner,

das ich meinen Bürgermeistern und der Doctorcommission auf Staatsunkosten im Schwanen gebe, gratis mitessen. Und da geht's immer kreuzlustig her, vorab, wenn der Champagner recht knallt, wo ich für jede Person, außer meinen zwei Flaschen, immer eine ganze spendiren lasse. – So, nun will ich Sie erst meinem Oberschreiber vorstellen, und dann können Sie gleich mit Ihrer Praxis anfangen. Es ist eben erst neun Uhr; da haben Sie immer noch schöne drei Stunden Zeit. Kommen Sie!«

Mit diesen Worten stand er auf, und wollte Hermann bei der Hand nehmen. Er aber zog sie zurück und blickte mit stolzem Ernst in das aufgeblasene Alltagsgesicht, da er im bittersten Tone fragte:

»Herr Amtmann, ist das wirklich Ihr Ernst, daß ich die Conscriptionslisten schreiben soll?«

»Ja, warum denn nicht?« herrschte der mit einem Schlage zum bureaukratischen Despoten Umgewandelte ihn musternd an. »Ich glaube gar, Sie meinen, daß ich Komödie mit Ihnen spiele! Oder halten Sie sich etwa für zu vornehm dazu? Was soll ich denn mit Ihnen anfangen, wenn Sie mir nicht einmal einen Schreiber abgeben sollten? Sie verstehen ja noch gar nichts anderes. Und sogar das müssen Sie erst von meinem Oberschreiber lernen, damit Sie mir meine theuren Conscriptionslisten nicht verderben und was hineinschmieren, wo's gar nicht hingehört. Also sachte, sachte, Herr Praktikant! und hübsch bescheiden bleiben, wenn man mit seinem Amtsvorstande redet, der, wohlgemerkt, am Schlusse des Jahres Ihre Qualificationslisten zu machen hat, wo auch der Fleiß,

der Anstand, das sittliche und politische Benehmen als besondere Rubriken von mir auszufüllen sind.«

Diese letztere Bemerkung erhitzte Hermanns Blut noch vollends zum Kochen und wenig fehlte, so hätte er sich auch gegen diesen bureaukratischen Geßler, alle Klugheit verachtend, mit demselben löwenmuthigen Zorn aufgelehnt, mit dem er einst jenen höhnischen Korporal auf dem Gymnasium zu Boden geschlagen. Zur rechten Minute trat aber noch zwischen des Amtmanns Brutalität und seine Entrüstung der klugen Mutter Abschiedswort: »Denk' vor Allem an deinen einundsiebzigjährigen Vater und auch ein klein wenig an mich!« – Und des Sohnes Liebe besiegte den Manneszorn, den er wieder in sein Herz hinunterstieß. Nur ein überlegenes Lächeln blieb noch oben zurück und umspielte vornehm seinen fein geschnittenen Mund.

»O Herr Amtmann, bitte tausendmal um Vergebung, wie hab' ich vorhin Unrecht gehabt! Sie haben mich wirklich nun gründlich darüber belehrt. Jawohl, diese Conscriptionslisten und was Alles später noch nachfolgt, ich glaub' es nun selber, es ist wirklich gar nicht so übel. Ja, da bewährt sich eben wieder ganz herrlich Goethe's unsterbliche Sentenz: »Grau, Freund, ist alle Theorie, doch grün des Lebens goldner Baum.« Darum bitt' ich Sie, lassen Sie mich jetzt sogleich beginnen. Ich kann es wirklich kaum erwarten. Und daß ich noch den schwarzen Frack dabei anhabe, das verklärt ja nur die ganze Geschichte mit einem echt poetischen Humor. Zwar hab' ich auf der

sogenannten Universität außer dem Rauchen, Biertrinken und Gesichterverkratzen auch noch verschiedenartige Allotria getrieben, die man dort Pandecten, deutsches Privat- und Staatsrecht, Finanz- und Nationalökonomie geheißen, und dergleichen überflüssiges dummes Zeug noch mehr. Aber Sie haben ganz Recht, Herr Amtmann! Was nützt hier all' dieser gelehrte Trödel? Der praktische Dienst ist hier die Hauptsache. O freilich, wie konnt' ich vorhin nur so im Unklaren sein? Ja, sehen Sie, Herr Amtmann, so weit kommt man mit diesem verdummenden Studiren. Nichts als falsche, hirnverbrannte Begriffe, von denen der praktische Dienst den kranken Kopf erst wieder curiren muß. Jawohl, der praktische Dienst, das ist der wahre praktische Doctor für diese theoretischen Doctorpraktikanten, wie leider Gottes ich einer bin. Ha, ha, ha! Was man doch nicht Alles lernt, wenn man älter wird! Also jetzt – *vivant* die Conscriptionslisten, *pereat* die Wissenschaft! Bitte, Herr Amtmann, stellen Sie mich doch sogleich dem Herrn Oberschreiber vor! Aber nicht wahr, sagen Sie ihm doch ja nichts von meiner dummen Doctorwürde! Sonst schäm' ich mich vor ihm. Ha, ha, ha!«

Der Amtmann hatte mit gekreuzten Armen am Pulte lehnend ihm zugehört, und konnte trotz seines lauernden Blickes an dem Gesichte Hermanns nicht recht klar werden, ob der Ernst oder Hohn in seiner eigenthümlichen Rede vorherrschte. Um jedoch seine geistige Ueberlegenheit als Amtsvorstand dem Praktikanten gegenüber auf keinen Fall in Frage zu stellen, zog er es vor, auch seine Antwort mit einer starken Dosis von Spott zu würzen:

»Sie sind mir ein curioser Heiliger, Herr Stark! Ich hab', weiß Gott, in den vierzig Jahren meiner Amtirung schon Praktikanten von allen möglichen Sorten gehabt. Aber Sie kommen mir doch wieder wie eine ganz eigene Art vor, und ich meine immer, Sie hätten lieber gleich auf dem Ministerium praktiziren sollen, damit, wenn ein Ministerposten auskäme, man doch gleich wüßte, nach wem man greifen solle. Denn ich glaub', im ganzen Lande hätte man keinen auftreiben können, der noch gescheidter ist, als Sie sich wenigstens einbilden. Aber, weil Sie nun einmal vor der Hand mein Praktikant sind, da müssen Sie eben auch nach meiner Pfeife tanzen, ob Sie nun ein lustiges oder grimmiges Gesicht dazu machen. Wissen Sie, mir ist das ganz egal.«

Dann fuhr er auf einmal in einem ganz andern, ernsten Tone weiter: »O lieber Herr Stark, glauben Sie einem ausgedienten Staatsdienstveteranen! Wie oft werden Sie sich noch die Hörner abstoßen müssen, bis Sie einmal das Beamtenleben nehmen, wie es eben ist. Wissen Sie, ich meine, was da in den untern Branchen so herumhantiert. Geplagte Handwerksleute ums liebe, tägliche Brod sind wir Alle, und wer's noch nicht gleich am Anfang ist, der wird es mit der Zeit. Und auch Sie sammt all' Ihrem gelehrten Kram im Kopf, auf den Sie sich im Stillen gar so viel einbilden, daß Sie unsereins nur so von oben herunter ansehen wollen, auch Sie werden schon noch gerade so zahm am Aktenkarren mitziehen helfen, wie's noch Alle gelernt haben. Aber deßhalb will ich Ihnen doch just nicht böse sein. Ich bin ja über vierzig Jahre

älter als Sie und halte viel zu viel auf Ihren braven Vater. Da will ich's heute nicht gar so genau mit Ihnen nehmen. In ein paar Jährchen werden Sie's schon von selber um fünfzig Prozent wohlfeiler geben. Also kommen Sie zum Herrn Oberschreiber!«

Der heißendste Spott hätte unsern jungen Freund nicht so im innersten Marke seines Lebens verwundet, wie diese letzte Demüthigung in des Amtmanns zweifellos wohlgemeinten Worten, die er ihm gar nicht zugetraut hatte, obwohl sie seinem sonderbar gemischten Wesen als ein so wahres Herzenselement entsprungen waren, wie die bornirte Brutalität seiner bureaukratischen Geistesbildung.

Wie eine unabsehbare Sandwüste dehnte sich das zukünftige Beamtenleben jetzt mit einemmale vor Hermanns Augen aus, und der Bronnen des Jugendwitzes war bis zum letzten Tropfen in ihm vertrocknet. Kein anderes Wort mehr wußte er zu erwiedern, als dieses eine mit halber Stimme: »Es ist recht, Herr Amtmann, gehen wir hinüber.«

Und eben traten sie zur Thüre. Da hatte sie der Amtsdiener geöffnet mit einer ganzen Fluth von geschäftlichen Meldungen:

»Herr Amtmann, die Bauern von Lauterbach sagen, sie könnten unmöglich länger warten; sie wären schon auf acht Uhr bestellt gewesen und jetzt ist es schon gleich zehn, und die auf neun Uhr bestellten von Steinweiler fangen auch schon an zu räsonniren.«

»Kreuzmillionendonnerwetter! diese vermaledeiten Bauern sollen –« fuhr da der Amtmann den unschuldigen Amtsdiener genau so an, wie es der Altmeister Goethe seinen Götz von Berlichingen gegenüber dem Wachtmeister thun läßt, und woraus auf des Amtmanns Bekanntschaft mit unserer klassischen Literatur sich immerhin kein ganz ungünstiger Schluß ziehen ließe.

»Aber Herr Amtmann,« fuhr der an dergleichen Kraftausdrücke schon längst gewohnte, schnurrbärtige weiland Feldwebel im Leibregiment furchtlos weiter: »Auf zehn Uhr haben Sie auch den hiesigen Stadtrath bestellt wegen den neuen Straßenlaternen mit dem Gas oder wie man's heißt.«

»Was, Gas! der Teufel hol all' das dumme, neumodische Zeug!« fuhr's da wieder um den grauhaarigen Kopf. »Halt' er sein unverschämtes Maul!«

Trotz alledem hielt dieser tapfere Krieger anstatt seines Maules dem Amtmann ein Schreiben hin:

»Und nehmen Sie's nicht ungütig, Herr Amtmann, da ist eben wieder von der Regierung ein Wartbote auf Ihre Kosten gekommen von wegen dem Bericht über den abgesetzten Bürgermeister von Schlicklingen, hat der Herr Assessor gesagt.«

»Der Herr Assessor soll auch sein Maul halten!« schnauzte ihn der Amtmann mit noch stärkerem Donner ab. »Ja, sind denn heut alle Teufel miteinander ledig geworden? Da möchte man ja rein selber des Teufels werden. Hat er nicht noch was in Petto, er, Mensch, er? Marsch sag' ich, wenn sein Amtmann Ruhe haben will.

Da sollen ja gleich zehntausend feurige Wetter das ganze Bezirksamt zusammenschlagen!«

»Zu Befehl, Herr Amtmann!« erwiederte mit ordonnanzmäßigem Gleichmuth der Graukopf und machte militärisch Kehrteuch.

Der Amtmann aber wendete sich, noch ganz odemlos, zu Hermann: »Ist das heut wieder eine Komödie! Ja sehen Sie, Herr Stark, da haben Sie jetzt einen Begriff davon, was Praxis heißt, und so ein Bezirksamtmann für ein geschundenes Leben hat. Da sind ja Ihre Conscriptionslisten noch pures Gold dagegen. Also in Gottes Namen, kommen Sie jetzt zum Oberschreiber!«

Der junge Doctor Hermann Stark erwiederte nun gar nichts mehr, nicht ein einziges Wort. Ihm war bei dieser letzten tragikomischen Zornscene buchstäblich Hören und Sehen vergangen, und noch ganz betäubt folgte er dem Amtmann über den langen, dunklen Gang, auf dem alle noch vorher murrenden Bauern sich in zwei Reihen mäuschenstill an die Wand drückten, um ihrem bureaukratischen Zwingherrn eine möglichst weite Gasse zu öffnen. Endlich gelangten die Beiden an das Zimmer des Oberschreibers. O, wie das mit seinem einzigen, stark vergitterten Fenster, durch dessen Eisenstäbe zwar nicht ein Streifen blauen Himmels, aber doch wenigstens das alte Dach des gegenüberliegenden Holzschuppens

hereinschaute, während rings an den Wänden staubfarbige Registraturschränke griesgrämige Gesichter machten, wie dieses in romantischem Ritterstyl ausgestattete, heitere Closett unsern jungen Freund schon beim ersten Eintritt als nunmehrigen Mitbewohner mit traulichster Poesie willkommen hieß! Dazu der in einer vier Fuß tiefen Fensternische an seinen Schreibtische mit krummem Rücken zusammengekauerte Oberschreiber. Welch' wohlthuende Harmonie zwischen dieser Actenstube und ihrem hier gebietenden Herrn, des Amtmanns gewaltigem Untervogt!

Als dieser ohne das gewohnte, furchtsame Anklopfen so ohne weiters die Thüre gehen hörte, wollte er sich gerade umdrehen, um dem so respectwidrig eintretenden Petenten irgend eine jener lieblichen Begrüßungen entgegenzuschleudern, deren er stets einen Vorrath unter den zusammengekniffenen Lippen verborgen hielt. Da hatten seine unter einer großen Hornbrille herauslauernden, milden Katzenaugen noch zur rechten Zeit den obersten Herrn und Meister entdeckt. Im Nu rutschte er von seinem Stuhle herunter, und umkroch den Amtmann genau so unterwürfig, wie die Hexe den Mephisto in ihrer Küche, nachdem sie ihn unterm Gläserzerschlagen erkannt hatte.

»Ah, der Herr Amtmann! Recht höflichen guten Morgen, Herr Amtmann! Aha! Kann mir's schon denken. Bringen mir wahrscheinlich den neuen Herrn Praktikanten von wegen den Concriptionslisten. Nun, da liegen

die Gemeindelisten alle schon bereit. Und der Herr Amtmann dürfen nur befehlen, wann ich den Herrn Praktikanten zu seiner Arbeit anweisen soll.«

Dabei hatte der Oberschreiber beständig die Hände gerieben und mit widerwärtigen Lächeln Hermann musternd angeblinzelt, was dieser mit unzweideutigem Stolz von oben herab erwiederte.

»Ei, Herr Oberschreiber,« fuhr der Amtmann höchst gemüthlich weiter, »ich denk', es ist am einfachsten und ich hab' es auch dem Herrn Stark schon gesagt, daß er sich noch gleich heut Morgens an seine Arbeit machen solle. Zum Auseinanderschneiden genirt ja sein Frack nicht im mindesten, und zum Zurechtlegen auch nicht. Aber er wird ja bis zwölf Uhr nicht einmal mit dem Zerschneiden fertig werden.«

»O freilich, freilich, Herr Amtmann! einen halben Tag zerschneiden, einen halben Tag zurechtlegen, das war immer so die gewöhnliche Zeit für den betreffenden Praktikanten. Und jetzt haben wir ja mindestens schon halb eilf.«

»Zerschneiden? Zurechtlegen? –« durchschwirrten da diese räthselhaften, technischen Schneiderausdrücke Hermanns bereits ganz stumpf gewordenes Hirn, und er griff unwillkürlich an sein Gehörorgan, aus Angst, ob er nicht etwa an neckenden Hallucinationen leide. »Ja, bin ich denn in einer Schneiderwerkstatt?« – Das war Alles, was er noch zu denken und hinauszurufen vermochte.

»Schneiderwerkiatt? Wie meinen der Herr Praktikant? Mein Bureau eine Schneiderwerkstatt?« Damit warf des

Oberschreibers Spinnenkopf sich höchst beleidigt in der hohen Kravatte herum, »Ei, da muß ich mir schon ein Bischen mehr Respect ausbitten.«

»Nun, was ist denn auch viel dahinter, wenn der Herr Stark das jetzt gesagt hat?« trat der Amtmann friedestiftend dazwischen, wie ungefähr, um zur Abwechslung auch einmal in die Thierwelt zu greifen, ein gemüthlicher Bär zwischen einem stolzen Löwen und hinterlistigen Schakal. »Der Schneider hat sein Maß und der Schuster seinen Leisten. Na, und wir auf dem Bezirksamt, wir thun auch nicht viel Anderes, als schneidern und schustern nach dem Maß und über den Leisten unserer Verordnungen. Ich habe das Alles dem Herrn Stark schon vorhin ausführlich explicirt. Und Conscriptionslisten schreiben, das ist doch meiner Seel' erst recht ein hirnloses Handwerk. Also, Herr Oberschreiber, nehmen Sie eben jetzt den Herrn Praktikanten in die Kur, bis ihn dann der Assessor zur weitern Praxis bekommt, wenn's einmal ans wirkliche Schreiben geht.«

»Guten Morgen, Herr Stark, und,« schloß er dann seine geistreiche Einführungsrede höchst trostvoll, »wenn Sie so in circa zwei Monaten das Listenschreiben hinter sich haben, so können Sie mich einmal wieder besuchen, daß wir dann wegen der weitern Praxis wieder mit einander reden.«

Damit ließ der Herr Amtsvorstand unsern jungen Rechtspraktikanten als nunmehrigen Lehrling des Oberschreibers stehen. Letzterer begleitete natürlich mit tiefen Bücklingen den Amtmann bis vor die Thüre, an der

sein Herr und Meister ihm noch die hochherzige Anweisung zuflüsterte: »Und daß Sie mir den eingebildeten Menschen da niemals Doctor nennen. Das wäre mir das Wahre. Der muß bei uns erst Mores lernen. Also nur simpel Herr Stark oder höchstens Herr Praktikant! – Das sag' ich Ihnen.«

»O, Herr Amtmann, wo denken Sie hin? Ich, *den* Doctor tituliren? Diese Dummheit werden Sie mir doch nicht zutrauen! O, nur ihn einmal eine Woche jeden Tag acht Stunden lauter Bauernnamen schreiben lassen. Wird der noch so zahm werden! Es ist ja nicht das erste übermüthige Bürschchen. Ha, ha, ha! Und es gibt ja außer den Conscriptionslisten auch noch andere, die der Herr Amtmann über ihn zu schreiben hat. Jawohl, die hohe Kreisregierung steht ja auch noch hinter uns. Also recht höflichen guten Morgen, Herr Amtmann!« –

Damit ging der Oberschreiber zurück in die Stube, und nahm eine gewaltige Papierscheere vom Tische, die er Hermann mit den weihevollen Worten reihte: »So, Herr Stark! Sehen Sie, mit dieser Scheere fangen Sie also Ihre Praxis an! Und jetzt werd' ich Ihnen gleich begreiflich machen, was Sie vorhin so gar nicht verstanden haben. Also nehmen Sie Ihren Kopf zusammen! Sehen Sie, dieser Haufen Listen auf meinem Tisch das sind nämlich die Specialconscriptionslisten von jeder Gemeinde des Bezirksamts, und da drinnen sind alle Conscribirte nach dem ABC eingetragen. Da sehen Sie selber her! Da haben Sie z. B. die Liste der Gemeinde Altheim, und da drinnen stehen also: Absmeier Peter, Bärenklau Sebastian, Fahrer

Christoph, Girglmeier Johann, Katzenberger Joseph u. s. w. bis zum allerletzten Zirngiebl Aloys. – Nun passen Sie weiter auf! Das Bezirksamt muß nun aus allen diesen Gemeindelisten die Hauptliste anfertigen und ebenfalls alphabetisch. Da es nun ein außerordentlicher Zeitverlust wäre, wenn man z. B. beim spätern Dictiren in jeder Gemeindeliste erst den Namen mit den Anfangsbuchstaben aufsuchen müßte, um sie dann hintereinander alphabetisch in die Hauptliste einzutragen, so hab' ich schon vor fünfundzwanzig Jahren die Erfindung gemacht, alle Gemeindelisten in lauter einzelne Namen auseinander zu schneiden. Dann sortirt man auf den Streifen alle Namen mit A bis zum Z immer in ein einziges Bündel zusammen. Dann nimmt der Herr Assessor einen Streifen nach dem andern ganz bequem zum Dictiren vor, und so stehen zuletzt in der Hauptliste die Namen von sämmtlichen Gemeinden gerade so schön alphabetisch untereinander, wie jetzt in diesen Speciallisten. Aber denken Sie sich, Herr Stark, für diese höchst verdienstliche Erfindung, die alle Bezirksämter mir hinterher abgestohlen haben, bin ich noch nicht einmal von der Regierung belobt worden, und noch viel weniger hab' ich die goldene oder silberne Medaille bekommen, die ich hingegen schon gar manchem dummen Bauernbürgermeister durch meine Protection verschafft habe. Sehen Sie, Herr Stark, so undankbar ist dieser Staat, für dessen Dienste Sie nun unter mir Ihre erste Praxis anfangen. Aber daß ich Eines wie das Andere sage, so hat noch jeder Herr Praktikant sich gegen mich höchst dankbar bewiesen, daß ich ihm durch

meine Erfindung seine Anfangspraxis so erleichtert habe.« Dabei fixirte er sein neuestes Praktikantenopfer mit lauerndem Blick und der symbolischen Bewegung des Geldzählens. »Denn, wenn er auch noch so gelehrt von der Universität zu uns hereinkam, wie z. B. Sie, wo Sie sogar Doctor aller Rechte geworden sind, was ich mir von Ihrem gescheidten Kopf auch gar nie anders erwartet habe, so würd' er sich doch ohne mich am Anfang gar nicht auskennen. – Also, wie gesagt, verehrter Herr Doctor, da haben Sie nun die Scheere, und da liegen die Conscriptionslisten der Gemeinden. Nun schneiden Sie alle Namen in einzelne Streifen, dann suchen Sie sich auf dem Stubenboden fünfundzwanzig Plätze heraus und sortiren die einzelnen Haufen schön alphabetisch nebeneinander! – Und nun will ich einstweilen in den Schwanen hinübergehen und ein paar Schoppen auf den glücklichen Anfang Ihrer Praxis trinken. Das ist so ein altes Herkommen. Im Heimwege können Sie dann auch ein wenig zusprechen und die Kleinigkeit gleich berichtigen. Und mit dem andern Honorar für diese heutige Anweisung hat es ja Zeit für ein andermal. Also einstweilen recht gute Verrichtung und recht Höflichen, guten Morgen, verehrter Herr Doctor!«

»Guten Morgen, Herr Oberschreiber,« warf Hermann in wegwerfendem Tone dem mit einer tiefen Verbeugung sich Hinausschlängelnden noch nach.

»Nun meinethalben, ein paar Gläser Wein will ich deiner verstaubten Kehle gönnen, aber sonst keinen Heller.

Nein, mit Schmieren fang' ich hier nicht an. Pfui über alles Fälschen und Bestechen! O, mein Lebensrad soll hier nur recht krächzen und ächzen. So hab' ich es gerade nun gern; und zuletzt muß ich doch noch gut fahren. Dazu bin ich mir selber Manns genug.«

Dann machte er seinem schwer gepreßten Herzen mit einem tiefen Odemzuge Lust: »Ah, ist das jetzt eine Stunde gewesen, lang und niederdrückend, wie ein ganzes freudeloses Jahr! In welch' armselige Welt bin ich gerathen! Unter welche Kreaturen von Menschen! Aber Humor, Humor, verlaß mich nicht, wenn du auch ein wenig bitter wirst! Komm' her, du ehrwürdige Schneiderscheere! Der *Doctor utriusque juris* begrüßt dich jetzt feierlich als sein erhabenes Handwerkszeug. Seid mir gegrüßt, ihr sibyllinischen Blätter conscribirter Bauernbursche! O wie will ich euch jetzt kunstgerecht zerschneiden, so sorglich, als sei jeder Streifen mit den kostbarsten Hieroglyphen beschrieben. Und ihr alle, ihr hochgelehrten und hochberühmten Juristen des Alterthums und der Neuzeit, ihr Professoren in der weitesten römischen Toga, wie im engsten germanischen Frack, ihr alle von Ulpian herab bis Vangerow, schaut jetzt nieder auf mich und weihet mit eurem Segen meine befrackte Praxis ein! Und so gesegnet will ich sie beginnen, ein Schneiderlehrling, und nebenbei auch ein klein wenig Doctor beider Rechte, Ha, ha, ha! Ich könnte mich zu Tode lachen; oder auch – doch nein, weg mit aller Sentimentalität! – Humor, Humor, Galgenhumor herbei!«

Und so nahm er denn einen großen, muthigen Anlauf, faßte die Scheere kräftig in die Hand, griff nach der ersten Gemeindeliste und begann in dramatischer Haltung buchstäblich das ABC der Staatsdienstpraxis.

»So komm', du erstes meiner Scheerenopfer,
Absmeier Konrad, der du lange friedlich
Mit diesem Bärenklau Sebastian
Auf diesem Bogen hier zusammenwohntest.
Ich kann nicht anders, denn mich zwingt der Staat,
Dies Freundschaftsband, es sei von mir zerschnitten.«

Damit schnitt er den Namen Absmeier von der Liste und legte ihn auf die äußerste, linke Grenze des Stubenbodens nieder.

»Der schwere Anfang ist vollbracht. Wie leicht,
Wie hoch hebt sich mein Herz. Mir ist geholfen.
Und hier auf diesen Stubenbodenbrettern,
Absmeier Konrad, bleib' vereinsamt liegen,
Bis daß ein andrer holder Bauernname,
Der so wie du mit einem A beginnt,
Sich über dich als neuer Freund wird legen.
Und wieder neben dich dein Bärenklau,
Und dann so fort auf fünfundzwanzig Plätzen
Die Bauernjungen all' von A bis Z.
O selig, selig, conscribirt zu sein,
Und sel'ger noch, die Listen abzuschreiben!«

»Das geht ja prächtig. O, wie oft hab' ich den Faust gelesen und den tiefsten Sinn von des Lebens grünem goldnen Baum stets mehr geahnt, als verstanden! Jetzt verspür' ich ihn in jedem Tropfen meines kochenden

Bluts. Vivat des Lebens goldener Baum! O, er umrauscht mich jetzt in der ersten Stunde meiner Staatsdienstpraxis mit so schwellendem Grün und so goldener Frucht, wie ein alter Vogelbeerbaum an staubiger Landstraße, dessen Blätter dicht bepudert sind, wie ehedem die staubigste Perrücke im ganzen Zopfjahrhundert. Aber trotzdem Humor und nichts als Humor! Das ist das einzige Salz in all' diesem widerlich schalen Misere!«

Und so schnitt er einen Bauernnamen nach dem andern von der Liste Altheim, und legte jeden einzelnen Streifen auf seinen alphabetischen Platz, bis endlich auch der Zirngiebl Aloys auf dem Stubenboden seine provisorische Ruhestätte gefunden hatte.

»So, Gemeinde Altheim, du bist versorgt und aufgehoben. Der Oberschreiber wird seinen Schneider loben.«

»Und horch, zwölf Uhr läutet's. Die Knechtschaft hat ein Ende und der freie Mann geht jetzt zum Mittagessen. Ha, ha, ha! Bin ich doch schon in den paar Stunden ein ganz routinirter Bureaumensch geworden! Und wie diese dumpfe Luft mich schon anheimelt! Wie diese Aktenschränke mich schon sirenenhaft anblicken und mir die Ideale aus dem Herzen locken, um sie zu praktisch nüchternen Gedanken zu vertrocknen. Ja, weg mit euch! Zur Erde, ihr himmelanstrebenden Gedanken! Verenge dich, du meines Geistes weiter Gesichtskreis! Zu Eis erkalte, du meines Herzens weltumfassende Liebesgluth!«

»Was kümmert mich der Menschheit Wohl und Weh? Nichts will ich werden als ein Bureaukrat.

Denn alles Heil der Welt kommt nur vom Staat,
Drum hoch der Staatsdienstpraxis ABC!«

Mit diesem letzten Ausbruch bittersten Humors verließ er jetzt des Oberschreibers Stube und gab sich unterwegs alle Mühe, die Spuren des Unmuths auf seinem Gesichte zu verwischen, um von diesem ersten Morgen der Praxis nur heitern Auges in das Elternhaus heimzukehren.

»Nun, wie war es, guter Hermann?« fragte ihn Vater Stark sogleich bei seinem Eintritt in die Erkerstube, darin er schon lang über eine Stunde voll Ungeduld auf ihn gewartet und der Tisch schon gedeckt stand. »War der Herr Amtmann recht freundlich mit dir? Dein Besuch hat wenigstens sehr lange gedauert. Das ist mir schon ein gutes Zeihen. Nicht wahr, lieber Sohn, er ist im Grund ein ganz gemüthlicher Mann, so, was man eben sagt, ein edler Kern in rauher Schale. Wie, was?«

»O ja, lieber Vater,« erwiederte Hermann mit allem Aufwand äußerlicher Heiterkeit, »man muß ihn eben nehmen, wie er ist. Ich glaube, er meint es soweit ganz gut mit mir. Und denk' dir nur meine Ueberraschung! Ich hab' auch schon meine Praxis begonnen und eine ganze Stunde lang schon für den Staat gearbeitet.«

»Was? heute schon und im schwarzen Frack?« fragte aufs höchste verwundert Vater Stark.

»Jawohl, wie ich da geh' und steh'; freilich aber erst nur mit der Papierscheere. Eine höchst curiose Function!

Indessen die Feder kommt schon nach, vielleicht mehr, als mir lieb ist.«

»Ach, Herr Jesus, Papierscheere! Doch nicht gar Conscriptionslisten?« fuhr's verwirrend durch Vater Starks Kopf und Herz.

Aber Hermann hatte im leichtesten Tone rasch wieder fortgefahren: »Der Herr Amtmann war nämlich so gütig, mich zum Schreiben der Conscriptionslisten auszuersehen. Je nun, ein ganz geistreicher Anfang der Praxis. Aber geschieht mir schon recht, warum schreib' ich auch so schön? Und, ei was, mit dem rechten Humor wird's schon gehen. Wenigstens heute Morgen hat er mir über dem vorläufigen Zerschneiden der Listen ganz prächtig darüber hinweg geholfen. Und was sind auch sechs Wochen? Eine wahre: Bagatelle von Zeit! Darf ich doch auch im Frühjahre dann beim Schlußdiner gratis mitessen und Champagner trinken. Steckt nicht auch darin ein ganz gesunder Witz? Ha, ha, ha!«

Dann ward sein Gesicht und Ton wieder ernst und er ergriff seines Vaters Hand: »Aber, Scherz bei Seite, lieber Vater! Hab' nur keine Angst um mich! Man muß nur wollen, dann läßt sich Alles überwinden. Und ich, mein bester Vater, o ganz gewiß, ich will. Schon dir und der Mutter zu Liebe will ich. Dann bleibt ja der größte Vortheil meines guten Willens doch zuletzt nur mir selber. Nicht wahr, solcher Egoismus zählt wenigstens nicht zur ganz gemeinen Art?«

»Nein, gewiß nicht!« seufzte der Vater. »Aber zur alleredelsten, mein guter Sohn. Hm, hm, hm.«

Und sogleich gab Hermann diesem ernsten Ausrufe wieder eine leichte Wendung: »Aber ich habe wirklich über dieser ersten Praxis einen gewaltigen Hunger bekommen. Siehst du, lieber Vater, da spür' ich schon den ersten Nutzen meines prakticirenden Egoismus, und wenn's auch nur ein leiblicher ist, doch immer besser, als gar keiner. Nun laß mich nur noch geschwind in andere Kleider werfen, dann wollen wir recht behaglich mit einander zu Mittag essen und zuletzt mit einem Gläschen Rheinwein den glücklichen Anfang meiner Praxis leben lassen. Also darf ich bitten, eine Flasche Rüdesheimer! Im Augenblick bin ich wieder da.«

»Sieh' nur erst nach der Mutter und ich will einstweilen noch kurz hinuntergehen,« das war Alles, was Vater Stark gepreßten Herzens jetzt zu sagen vermochte.

»Recht, lieber Vater!« erwiederte Hermann und ging rasch auf sein Zimmer.

Vater Stark aber saß kurz darauf in seiner Kanzleistube und schüttelte mit schmerzlicher Miene den Kopf: »Hm, hm, hm! Ja, ja! Da haben wir's. Conscriptionslisten schreiben, und sein Kopf dazu! Wirklich jammervol! Nein, dieser Herr Amtmann! ist das ein ganz schrecklicher Mensch! Hab' ich ihn nicht erst gestern noch darum so herzlich gebeten, daß er auf Hermanns hervorragende juristische Bildung in der Praxis etwas Rücksicht nehmen wolle? Und hat er es mir nicht zugesagt gehabt? – Und nun die Conscriptionslisten, dieses alljährliche Damoklesschwert über'm Haupt aller neuen Rechtspraktikanten! Und gerade auf seinen gescheidtesten Kopf läßt

er es wie zum Hohne niederfallen! Nein, wenn ich daran denke: vier Universitätsjahre, Preisaufgabe gelöst, Doctordiplom mit der ersten Note – und nun mit einem gedankenlosen Schreiber viele Wochen lang an ein und das nämliche Joch zusammen gespannt – welche Geistestortur für dieses Genie mit allen seinen Kenntnissen! Wahrhaftig, weinen könnt' ich darüber, bittere Thränen weinen.«

»Ja, er sagt freilich, mit gutem Willen ließe sich Alles überwinden, und ich solle nur ohne Sorge um ihn sein. Und Humor soll auch noch drin stecken. Daß Gott erbarm'! Aber warum sagt er das? Aus Mitleid mit uns Eltern. Ach, ist das eine armselige Welt! Da haben wir uns nun vier volle Jahre darauf gefreut, daß wir ihn wieder bei uns haben. Nun ist er endlich da. Und nun muß mir sogleich in den ersten Tagen wieder das Herz um ihn schwer werden. Doch, Geduld! Ein Jahr ist ja keine Ewigkeit. Und da wollen wir's ihm eben unterdessen daheim so lieb und gemüthlich machen, daß er im Frieden unserer glücklichen Häuslichkeit seinen innern Streit auf dem Bezirksamt immer wieder vergessen und verschmerzen kann. – Also gut! Sei ruhig da drin, du altes Vaterherz!«

Während Vater Stark diesen trüben Gedanken nachgehangen, hatte Hermann schon längst den Frack mit dem bequemen Hausrocke vertauscht gehabt, aber auch seine vorhin erzwungene Heiterkeit mit der trübsten Stimmung, mit der er auf das Kanapee hingeworfen über die zusammengezogene Stirne fuhr: »Ist das wieder ein Esel in mir! Geplagte Handwerksleute sind wir alle um's liebe,

tägliche Brod. Ja, Herr Amtmann, ganz recht gesprochen! So ist es. Dieser einzige Morgen hat mich darüber vollständig belehrt. Und auch hier in unserer eigenen Kanzlei, was seh' ich viel anderes? Armseliges kleines Prozeßgezänke, bei dem der Handwerksvortheil die erste Rolle spielt und die Wissenschaft meist nur der träge Zuschauer ist. Ist das eine kleine, engherzige Welt um mich her! Wie fühl' ich in diesem einen Morgen lange Jahre voraus! Und in der dumpfen Luft einer solchen Handwerkstatt soll ich immer leben, nein, nicht leben – geistig langsam absterben? Denn das ist nur des Geistes allmäliger Tod. Aber zurück mit diesen geheimsten Gedanken! Nie sollen sie heraustreten auf mein Gesicht. Ich will aushalten, so lang' ich nur kann. Heiter will ich äußerlich scheinen, während ich im Innern traurig bin. Um meiner Eltern willen. O diese einzige Täuschung aus Kindesliebe verzeihe mir, du Gott der ewigen Wahrheit!«

»Lieber Hermann, zum Essen!« klang jetzt in seine erregten Gedanken die milde Stimme der Mutter, die schon eine Weile unbeachtet traurig sinnend unter der Thüre gestanden.

»Ja, liebe Mutter, sogleich.« Und rasch sprang er auf, und man sah nur noch, wie auf seinem Gesichte der Trübsinn floh und die Heiterkeit folgte, gedankenschnell wie das Licht auf den Schatten.

Aber der Mutter ernste Züge blieben sich gleich, und sie nahm ihn bei der Hand mit der wehmüthigen Frage: »Und nach mir hast du dich noch gar nicht umgesehen, und bleibst so allein in deinem Zimmer sitzen?«

»Verzeih' mir's, gute Mutter! Nein, das war nicht recht von mir. Aber ich weiß selber nicht, wie ich hier so ins Grübeln kam, oder eigentlich –«

»Mein guter Hermann!« unterbrach ihn jetzt die Mutter in ihrem gewohnten, wohlthuenden Tone: »Komm, setz' dich noch ein wenig da zu mir her! Es ist gerade noch ein Viertelstündchen Zeit zum Plaudern.«

Und da er sich mit ihr auf dem Kanapee niedergelassen, ergriff sie wiederholt seine Hand und sagte mit überfließendem Mutterherzen: »Sieh', ich bin nur eine einfache, bürgerliche Frau, die außer ihrem natürlichen Hausverstand nur sehr, sehr wenig weiß. Aber ich bin auch deine Mutter, und du bist mein einziges Kind. Und darum glaube mir, so tausendmal mehr du auch gelernt hast als ich, und so tief mein Geist unter dem deinen steht, mein Herz begreift dich doch. Und so weiß ich Alles, was dich jetzt drückt und mißmuthig macht. Ich hab' es schon lange vorher gewußt. Und drum bitt' ich dich jetzt, so herzlich ich nur kann: willst du deinen alten Vater mit deiner inneren Bekümmerniß auch verschonen, weil es ihm an Frieden und Gesundheit schaden könnte, mir, deiner Mutter, verheimliche dein gedrücktes Herz nicht eine einzige Stunde! So wenig, wie zwischen Gott und dir, geb' es zwischen uns beiden ein Geheimniß. Und dein Vertrauen soll dir wahrhaftig vergolten werden. Denn hast du da draußen bei all' deinen Professoren auch gar manche Wissenschaft gelernt, von der ich nichts verstehe, ich, als

deine ungelehrte Mutter will dich nun an meinem Herzen eine andere lehren, vielleicht die allerschwerste Wissenschaft, in der ich gar wohl daheim, und du in deinen Jahren noch gar wenig bewandert bist. Und das ist die Wissenschaft von dem Glück eines immer gleich zufriedenen Lebens.«

»Thu' das, liebe Mutter!« sagte Hermann im Ton ehrfurchtsvoller Bitte. »Aber gibt's diese Wissenschaft?« klang sein skeptischer Zweifel wieder nach.

»O ja, sie existirt, mein Sohn,« erwiederte Mutter Rosalie mit feierlicher Betheuerung. »Nun siehe, bin ich auch niemals auf der Universität gewesen, wie kann ich dir's doch so ganz nachempfinden, wie es dich jetzt niederdrücken muß, nach all' deiner poetischen Studentenzeit, nach all' deinem schönen geistigen Leben, jetzt in dieser prosaischen, handwerksmäßigen Bureaukratenwelt gleichsam erniedrigt zu werden. Aber glaube deiner einfachen Mutter: das ganze Glück oder Unglück deines Lebens hängt doch nicht daran, sondern da droben im Himmel, und dann da drinnen in deinem Herzen. Das sind die zwei Orte, in denen dein und aller andern Menschen Lebensglück fest begründet wird, immer wechselt, oder ganz zu Grunde geht, je nachdem ein einziges Wort befolgt oder mißachtet wird. Und dieses eine wunderthätige Wort, es heißt: Opfer.«

Hermann drückte nach diesen Worten die Hand fest vor seine Augen. Mutter Rosalie zog sie wieder davon weg und schloß voll freudiger Zuversicht: »Lieber Hermann, du hast die Preisaufgabe deiner Professoren am

besten gelöst. O versteh' auch jetzt die andere zu lösen, die Gott jedem Menschenleben oft schwerer, oft leichter bis an sein Ende gestellt hat, und auch dem deinigen. Und mag sie dir noch so räthselhaft sein, mit diesem einzigen Wort Opfer hast du den Schlüssel immer in der Hand, das jedes, noch so verworrene Räthsel dir aufklärt. So sei schon jetzt in dieser Wissenschaft ein muthiger Schüler, daß du darin ein unüberwindlicher Meister wirst! Und tausendmal größer, als dein Doctordiplom wird dir dann ein Preis zufallen, der jede Traurigkeit in Freude verwandelt; und das ist der doppelte, unvergängliche Preis eines hier zufriedenen und dort ewig glückseligen Lebens. Jetzt gieb mir einen Kuß im selben Geiste, wie heute Morgen. Und komm her, faß meine Hand über deine feuchten Augen fahren. Sie sind mir das beste Zeichen, wie gut mich dein reines Herz verstanden hat.«

»Ich danke dir, Mutter, Gott vergelt' es dir!«

Das war Hermanns ganze, aber mehr als alle Worte der Welt sagende Antwort, mit der er ihr die weisen Lippen küßte.

»Ich höre drüben den Vater heraufkommen; komm zum Essen!« sagte mit dem glücklichsten Gesichte noch Rosalie und sie gingen Hand in Hand hinüber zur Erkerstube.

Wie dann nach dem Essen eine kostbare Flasche Rüdesheimer aufgetragen ward und Vater Stark die drei Kelchgläser mit bedächtiger Hand eingeschenkt hatte, ergriff Hermann das seine zu folgendem Trinkspuche:

»Also, lieber Vater, ich leere dieses erste Glas auf den glücklichen Anfang meiner Praxis, und zwar meiner zweifachen, der auf dem Bezirksamt und der andern, wohl noch etwas wichtigeren – der Praxis des Lebens. Ich trinke diesen Wein den Conscriptionslisten, und wiederum einer doppelten Art: der einen, die ich fortan mit fremden Rekrutennamen auszufüllen habe, und der andern, in der ich heute selber eingeschrieben worden bin, ein conscribirter Soldat im künftigen Streite mit dem Leben. Daß ich es in dieser militärischen Carriere durch herzhaften Muth und Kriegsgenie bis zum Feldmarschall bringe, und aus jeder neuen Schlacht mit dem immergrünen Lorbeer ungetrübten Herzensglückes siegreich heimkehre, darauf trinkt mit mir, liebe, gute Eltern!«

Dem Vater Stark fiel es beim Anhören dieses merkwürdigen Trinkspruches wie ein schwerer Stein vom Herzen. Er stieß mit ihm darum auch so kräftig an, daß vom Rande des geschliffenen Glases das goldene Naß auf das weiße Tischtuch überquoll, und ganz gegen seine Gewohnheit leerte er vor lauter Freude den vollen Inhalt auf einmal aus.

Danach rief er, die Hand seinem Sohne hinüberreichend: »Das war tapfer gesprochen, mein lieber, zukünftiger Feldmarschall!«

Mutter Rosalie hatte nach Frauenart nur genippt, und sah stumm lächelnd auf Vater und Sohn, welch' letzterer ihr so bedeutsam mit den Augen zuwinkte, daß dieser eine Blick ihr wiederholt versicherte, wie er ihre Worte

von vorhin zu danken und in seinem Herzen zu benützen wisse.

Und wiederum versah Vater Stark sein und Hermanns Glas mit neuem Weine und er toastirte nun selber: »Mein gelehrter Herr *Doctor utriusque juris*, Rechtspraktikant, und nebenbei auch mein allerliebster Sohn! Da wir gerade so froh beisammensitzen, fällt mir ein Sprüchlein ein, das ich erst im vorigen Winter auf unserm Advokatentage beim Festdiner zum Besten gegeben habe, und das auch heute beim Beginne deiner juristischen Praxis nicht so ganz übel angebracht sein dürfte. Es hieß nämlich so; ich werde es ja wohl noch fertig kriegen. Also – ja richtig, es kommt mir schon:

»Der edelen Juristerei
Ist jeder von uns zugethan;
Drum blickt der Themis Conterfei
In diesem Saal uns mahnend an.
Die Wage hält die eine Hand,
Die andre trägt ein bloßes Schwert.
Das Aug' verhüllt ein weißes Band,
Ei sagt, was dieses Bild uns lehrt? –
Die Wage mahnt, so denk' ich mir,
Daß Recht und Unrecht erst wir wägen,
Bevor in den Prozessen wir
Uns helfend in das Mittel legen.
Das Schwert, das sagt mir alsogleich:
Wir soll'n das gute Recht verfechten,
Doch mit demselben scharfen Streich

Auch Feinde sein von allem schlechten.
Und dieser Augen Band sagt an,
Daß nebst dem Schwert in jedem Streit
Um unser Herz sei angethan
Das Schild der Unbestechlichkeit.
Drum lebe *die* Juristerei –«

»Juristerei, Juristerei, hm, hm, zum Guckguck! Jetzt bleib' ich am Ende doch noch stecken. Und das war gerade, was man sagt, die Pointe. Fatal! Aber halt, jetzt hab' ich es schon wieder. Also – jawohl – so geht's weiter:

»Drum lebe RRdie Juristerei,
Die nur mit also strengem Sinne
Das gut erfundne Recht verficht,
Daß jeder einst von Strafe frei
Den eigenen Prozeß gewinne
Vor Gottes strengem Weltgericht.
Daß einzig in des Urtheils Wage
Herabsink' unser gutes Theil,
Daß auf dem Weg zum ew'gen Heil
Kein flammend Schwert uns rückwärts jage;
Und Gottes Aug' als treuem Knecht
Jedwedem unverhüllet sei!
Hoch lebe *die* Juristerei,
Und hoch ihr Streit um gutes Recht!«

»Ja, Vater, das soll wahr sein. Hoch der Streit um gutes Recht! – Darauf trink' ich mein Glas aus bis zur Nagelprobe.«

Und Hermann stieß stürmisch mit dem Vater an, der vor lauter Glück, mit diesen schon halb vergessenen Versen nun noch nachträglich in seines Sohnes Herzen eine so wohlthätige Wirkung erzielt zu haben, sich's nun auch nicht nehmen ließ, in seinem Glas auch nur den kleinsten Tropfen zurückzulassen. Und von dem überstarken Vierunddreißiger fast ein wenig zu mächtig angeregt, rief er in heiterster Laune:

»Nicht wahr, mein junger Rechtspraktikant, so ganz prosaisch ist doch die Juristerei auch nicht? Man muß sie sich nur ein Bischen poetisch zurecht zu legen wissen. Und warte nur, wenn du nur einmal mitten in sie hineinkommst, da wird sie dir auf deine Verwaltungspraxis vorkommen, wie dieser Vierunddreißiger auf irgend einen wässerigen Landwein. Weißt du, da heißt's scharfen Kopf und strenge Logik; und gar die Eloquenz! Ei freilich! Wir Advokaten waren ja von jeher das Holz, aus denen man die großen Männer und sogar schon manchen Minister geschnitzt hat. Also immer guten Muthes Conscriptionslisten drauflosgeschrieben! Erst der leichte Wein und dann der Vierunddreißiger. So ist die rechte Ordnung. Wie, was?«

»Ja, lieber Vater, ich gebe dir vollkommen Recht,« sagte noch Hermann. Dann klopfte Mutter Rosalie mit dem Messer an ihr Glas, daß Vater und Sohn sie verwundert ansahen; und sie sprach:

»So, nun habt ihr zwei Männer eure Trinksprüche ausgebracht, und nun will ich als Mutter und Hausfrau aber auch was drein reden. Also, Väterchen und Hermann, nur

schnell noch einmal die Gläser gefüllt! Der Rest der Flasche reicht gerade für euch hin, denn ich bin mit meinem ersten Glase noch mehr als versorgt.«

Und Vater Stark vertheilte den übrigen Wein mit schon etwas unsicherer Hand in zwei Theile und lachte Mutter Rosalie neckend an: »Schau, schau, Mütterchen – Reden halten? 's ist, glaub' ich, das erstemal in deinem ganzen Leben. Nun, ist aber ganz schön von dir. Freue mich darauf. Also losgeschossen! Ha, ha, ha! Wie, was?«

»Nur nicht vorher auslachen, bitt' ich. Wenn ich fertig bin, steht dir's nach Belieben frei. Und aufstehen, ihr Herren! Galant sein, wenn eine Dame spricht!«

»Ei hör' nur, Hermann, die Mutter macht's ganz feierlich. Aber sie hat Recht. Also aufgestanden!«

Und wie die Beiden sich erhoben hatten, begann Frau Rosalie mit jener ungezwungenen sanften Ruhe, die das wohlthuende Erbtheil ihres ganzen Wesens war:

»Da habt ihr zwei Männer nun so eben zweimal auf den Streit euer Glas geleert. Du, lieber Sohn, hast den Streit mit dem Leben hoch leben lassen, und du, guter Vater, den Streit um gutes Recht. Da ihr nun gar so streitlustig seid, so will ich jetzt als die Frau dieses Hauses gerade das Gegentheil von eurer Streitlust leben lassen – nämlich den Frieden. Und so wünsche ich vor Allem dir, du mein neuconscribirter, tapferer Soldat im Streite mit dem Leben, daß, wenn dich das Schreiben deiner Rekrutenlisten auch noch so kriegerisch stimmt, jedesmal nur nach geschlossenem Frieden und als glorreicher

Feldmarschall in dein friedfertiges Elternhaus heimkehren mögest. Und eben so wünsche ich dir, guter Vater, daß dich alle deine Prozesse nur drunten in deiner Kanzleistube und auf dem Tribunal ausfechten mögest, und sich nicht ein einziger zu mir in den ersten Stock herauf verliere. Und damit hab' ich auch mir selber gewünscht, was ich von jeher für da höchste Gut des Lebens gehalten habe: den Frieden in meinem Hause und in unserer Aller Herzen. Also noch einmal, trotz all eurer Streitlust, rufe jetzt ich, die Frau und Mutter: unser ungetrübter Haus- und Herzensfriede, er lebe hoch, so lange wir selber leben!«

»Ja, Mutter, so soll es sein! Friede, Friede in jedem von uns und unter uns,« fiel Hermann mit vollster Innigkeit ein.

Und Vater Stark sagte: »Ei Mütterchen, sieh' einmal an, ganz prächtig geredet! An dir ist ja ein Advokat verloren gegangen!«

Dann stießen sie an, und noch einen helleren Klang als ihre Gläser gaben die drei Herzen, all sie noch einmal alle drei zusammen ausgerufen: »Auf unsern Frieden!«

Eine Stunde darauf stand unser Held wieder in des Oberschreibers dumpfiger Stube, und schnitt die Conscriptionslisten der Gemeinde Bellheim auseinander. Aber jetzt mit so heiterm Geiste, als ob er in den sonnigsten Regionen der Wissenschaft schweifte. Uebte er sein Herz jetzt doch ein in der ihm von der treuen Mutter gelehrten, allerschwierigsten Wissenschaft von dem Glück eines immer gleich zufriedenen Lebens!

III. Die Dorothee und ihr Märchen vom Königssohn.

1.

Gute, alte, ehrliche Dorothee, da hab' ich nun schon ein ganzes Kapitel von deinem heimgekehrten »Hermännle« erzählt und dein Name ist mir dabei nicht einmal über die Lippen gekommen, als ob du gar niemals da gewesen wärest.

O ich sehe dich leibhaftig in deinem Bette vor mir aufsitzen. Dein runzeliges Gesicht schaut mich mürrisch an und mit deiner grundehrlichen, aber nicht gerade melodischen Stimme hör' ich dich zu mir sagen:

»So, weil ich nun mit meinen fünfundsiebzig Jahren zu gar nichts mehr nütz so daliege, werd' ich von dir jetzt vergessen, wie ein altes, zerbrochenes Stück Hausrath, das in der Rumpelkammer liegt? Ist das auch recht? Und muß die böse Welt nicht am Ende glauben, meine Herrschaft lasse mich nun gerade so vergessen daliegen, und mein Hermännle sei unter den Studenten draußen so stolz geworden, daß er sein altes Dorthele auf ihrem Schmerzenslager gar nimmer kennen wolle? Sieh', das thut mir noch am allerwehsten.«

So höre ich dich mir Vorwürfe machen. Aber beruhige dich, alte Dorothee! Siehe, da steh' ich ja schon vor deinem Bett im Hinterstübchen. Alles will ich nachträglich erzählen. Und jetzt geh' ich auch nimmer von dir fort, bis ich dir dein treues Auge kann zudrücken helfen, und die

letzte Schaufel Erde auf dein ehrenreiches Grab mithinunterwerfen darf.

Soll ich Angst davor haben, daß man mir nur mit halbem Ohre zuhört, weil ich jetzt von einer armen, gichtbrüchigen Magd erzähle? Gibt es doch noch milde, verständige Menschen genug im Edelsitze wie im Bürgerhause, die auch an dieses Magdbett mir gerne folgen. Denn wie lange wird es noch in unsern Städten währen, und solch' ehrwürdige Hausinventarstücke sind aus einer zu Grabe gegangenen Culturperiode in das Reich der Alterthümer verwiesen. Dann erzählt man unsern Enkeln von einer Magd mit vierzig treuen Dienstjahren in einem und demselben Hause, wie jetzt von wohlthätigen Feen in unsern alten Kindermärchen.

Weißt du's noch, lieber Begleiter, wie dir die Dorothee zum letztenmale in der Erkerstube sahst, als die glückliche Botschaft von Hermanns Examen eingetroffen war und sie sich dann mit dem heiligen Augustin und der Mutter Monica so arg verschnappt hatte? Da verließ sie schon diesen ganzen Tag nicht mehr ihr Hinterstübchen. Auch des Abends kam sie nicht zum Spinnen herüber. Als aber Vater Stark und Mutter Rosalie dann nach ihr sahen, gab sie ihnen nicht um alle Welt zu, daß sie besonders arge Schmerzen habe, so wenig sie fünf Tage zuvor sich anmerken ließ, was ihr das Knieen und Aufstehen in ihrer Augustinusmese für eine Ueberwindung gekostet, so daß sie an ihrem Rosenkranze den freuden- und schmerzenreichen Theil völlig durcheinandergebracht hatte.

Wie Vater und Mutter Stark nun am andern Tage wie immer Morgens sieben Uhr in das Erkerzimmer traten, da standen die Tassen noch nicht auf dem Tische; sogar das rothe Kaffeetuch fehlte noch. Und das besorgte die Dorothee sonst doch so regelmäßig, und sie hatte sich dieses Geschäft ausdrücklich bei ihrer Pensionirung vorbehalten gehabt.

So war auch Vater Starks erstes Wort: »Ja, was ist denn das? Da stehen ja noch nicht einmal die Tassen auf dem Tische. Da muß die Dorothee ernstlich krank sein.«

»Ja, mir kommt's auch so vor,« bekräftigte ihn Frau Rosalie in dieser Meinung, »denn Verschlafen ist doch ihre Gewohnheit sonst gar nicht. Da wollen wir doch sogleich nach ihr sehen.«

»Gewiß, liebe Frau, augenblicklich,« fiel der Doctor schon ängstlicher ein. »Sie muß sogar sehr krank sein, wenn sie einmal liegen bleibt.«

Und die zwei guten Leute eilten voll Besorgniß in das Hinterstübchen.

Als sie eintraten, streckte ihnen die Dorothee mit Mühe noch die linke Hand entgegen, während die rechte dick geschwollen auf der Decke lag. Dabei richtete sie sich mit Anstrengung ein wenig auf und grüßte mit schmerzlichem Lächeln, aber ganz kleinlauter Stimme:

»Ach, guten Morgen Herr Doctor und Frau Doctorin! Ja, da sehen Sie nur her, wie mich der böse Fluß heute Nacht zusammengerissen hat. Als wie dank' ich Ihnen, daß Sie jetzt zu mir kommen. Nun wird es mir sogleich wieder wohler sein.«

»Arme Dorothee!« sagte im Tone herzlichsten Mitleids Vater Stark, da er ihre noch gesunde Hand leicht in die seinige nahm. »Muß sie so viel Schmerzen ausstehen! Und nun hat sie gestern noch zwei volle Stunden für unsern Hermann in der Kirche gekniet. O das hat ihr gewiß ein rechtes Opfer gekostet, und ist sicherlich die einzige Schuld, daß sie nun so elend daliegen muß.«

»Gott bewahre, guter Herr Doctor, von der Kirche kommt's nicht,« suchte die Dorothee ihm auszureden. »Und ist mir auch nur das Hinknieen und Aufstehen ein wenig hart angekommen, aber sonst hab' ich gar nichts gespürt vor lauter herzlichem Beten.«

Auch Mutter Rosalie blickte ihr wie der leibhaftige Trost in das Gesicht: »Nun hab' sie eben in Gottes Namen Geduld! Da will ich aber sogleich nach meinem Bruder schicken. Lieber Gott, muß sie so entsetzlich leiden!« Und sie strich ihr die weißen Haare aus der Stirne.

»Ach nein, Frau Doctorin,« bat die Dorothee, sich wieder ein wenig aufrichtend. »Nicht den Herrn Onkel Philipp holen lassen! Nein, ich habe mir's die ganze Nacht schon so überlegt. Lassen Sie mich doch lieber sogleich ins Spital bringen. Das ist das Allerbeste. Lieber Himmel! wo kämen Sie sonst mit mir hin? Denn die Last mit mir wird alle Tage größer, und ich bin schon selber so vernünftig und habe Sie alle so lieb, daß ich da gar nicht anders haben will. Und ich weiß ja, wenn ich auch im Spitale liege, die alte Dorothee bleib' ich Ihnen doch. Und nicht wahr, dann sehen Sie sich schon dann und wann

nach mir um, und der Hermann auch, und erzählen mir eben, wie's daheim geht.«

Danach war sie erschöpft in ihr Kissen zurückgesunken und zwei dicke Tropfen rannen über ihre pergamentartigen Wangen.

Vater Stark erwiederte nichts als das Eine: »Gute Dorothee, es wird schon Alles recht werden, gerade so, wie's unserm Herrgott recht ist.«

Frau Rosalie flüsterte ihr beim Hinausgehen zu: »Sei sie nur ganz ruhig, Dorothee! Sie ist ja noch bei uns.«

Wie das Ehepaar dann beim Kaffee saß, sagte Vater Stark: »Aber nicht wahr, liebste Frau, wir geben die Dorothee doch nicht weg, weil sie nun krank und elend ist. Jetzt behalten wir sie erst doppelt gern bei uns.«

»Gewiß, guter Mann, ich müßte mich ja Sünde fürchten, wenn ich anders dächte,« erwiederte Rosalie, der das Mitleid noch in den Augen glänzte: »Nein, wir geben sie nicht her. Wir zahlen ihr jetzt heim, was sie an unserm Hermann all' die langen Jahre selber gethan hat. Und weißt du noch, wie er uns im Nervenfieber dalag und sie so dagegen eiferte, daß Niemand zur Wart aus dem Spitale hereinkomme?«

»O freilich weiß ich's noch. Und wie wir ihr dann versprochen haben, daß sie einmal, wenn sie selber krank und elend werde, auch nicht ins Spital hinauskomme! Ach, ist das doch der Himmel auf Erden, wenn Mann und Frau so einig sind, auch in den geheimaten Gedanken.«

Danach drückte er ihr innig die Hand: »Ich weiß nicht, thu' ich unserer neuen Zeit Unrecht oder nicht, aber es

kommt mir oft so vor: es wird jetzt gar so viel öffentlich versprochen und geschwätzt und so wenig im Stillen gehalten und gethan. Nicht wahr, gute Frau, wir zwei wollen nicht zu den neuen Schwätzern gehören, sondern was wir einmal versprochen haben, da wollen wir nun auch halten und kein Mensch soll uns davon abbringen können.«

»Ja, guter Christoph, so machen wir's mit der Dorothee, und wollen uns an Niemand kehren als an unser eigenes Herz. Das geht immer den sichersten Weg.« –

So sanft wie diese klare Herzenswelle der beiden Eheleute glitt nun freilich der Redefluß der weiteren Berathung nicht hin, als eine Stunde darauf Rosaliens Bruder, der Gerichtsarzt Philipp Ritter, von der Besichtigung der Dorothee wieder in die Erkerstube herüber gekommen war.

Mit breitschulteriger Plumpheit und weit ausgespreizten Beinen hatte er sich auf da Kanapee hingeworfen, während Vater Stark sichtlich gedrückt sich auf den nächst stehenden Stuhl bedächtig niederließ. Mutter Rosalie blieb vor der Hand noch zuwartend in der Erkernische stehen und blickte mit dem Ausdrucke stiller Besorgniß zu den beiden Männern hinüber.

Sonderbar, wie es oft im Leben leider so geht zwischen den nächsten Verwandten, daß sie sich innerlich ferner stehen, wie die anfangs sich fremdesten Menschen, während diese dann oft sich verwandt werden in den Geistern und Herzen, wie kein Blut von einem und demselben Elternpaar inniger verschwistern kann.

So hätte auch jeder in der Physiognomik nur einigermaßen kundige Beschauer es schon auf den ersten Blick herausfühlen müssen, daß der Gerichtsarzt in die Herzensharmonie von Schwester und Schwager jetzt nur wie ein rauher Mißton hineinplatzen werde dieses rothe Gesicht mit den dicken Lippen und herausgetriebenen Augen schien der leibhaftige Protest zu sein gegen alle geistige Verwandtschaft mit der unendlichen Herzensglüte, die aus den milden, warmen Zügen des Stark'schen Ehepaares Jedermann mit so glaubwürdiger Menschlichkeit ansprach.

Du begreifst nun wohl auch die peinliche Stimmung, in der Vater Stark diese Familienconferenz in möglichst sanftem Ton eröffnete:

»Nun, was meinst du, mein lieber, guter Schwager? Nicht wahr, die Dorothee ist recht krank? Wir müssen sie eben recht sorgsam pflegen. Und du willst uns mit deinem ärztlichen Rath auch gewiß recht brüderlich darin beistehen! Nicht wahr, bester Philipp?«

»Ja, sag' einmal,« brauste trotz dieser sammetzarten Anrede der ›beste Philipp‹ auf seinem Kanapee heraus und spreizte die Beine noch weiter auseinander, »du wirst doch nicht gar daran denken, diese Person im Hause zu behalten? Die muß ins Spital! Punctum!«

»Wie, was? – Spi – Spital? Punctum –?« stotterte Vater Stark heraus. »O nein, mein lieber Schwager. Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, daß ich dir widersprechen muß. Aber nimm mir's nicht übel, mein guter, lieber Philipp! die Dorothee bleibt bei uns.«

Nach diesem tapfern Schlußsatze athmete er voll stolzer Befriedigung tief auf und dachte bei sich: »Gott sei Lob und Dank! Es ist heraus. Nun kann's losgehen.«

»So? – Bei euch bleibt sie?« äffte der Gerichtsarzt nach. »Aber wie du nur von was reden kannst, wovon du gar keinen Begriff hast! Weißt du denn, daß diese Person mit ihrem kerngesunden Herzen euch noch Jahre lang so daliegen kann? Und eine solche unerträgliche Last wollt ihr euch aufhalsen? Und auch du hast am Ende diese thörichte Ansicht?« – warf er über seine breite Schulter der Frau Rosalie am Erker hinüber: »Schwester, du auch?«

Da diese dann eben so gelassen wie bestimmt erwiederte: »Ja, lieber Bruder, ich auch,« so fertigte er sie mit wegwerfendem Lachen ab: »Nun, dich wenigstens hätte ich für gescheidter gehalten.«

»Das beruht auf Ansichten, lieber Philipp!« war Alles, was Frau Rosalie, und noch dazu in sehr sanftem Tone, erwiederte.

Vater Stark indessen erhob sich jetzt energisch von seinem Stuhl und ließ seinem so schnöd beleidigten Hausherrnbewußtsein ungehemmten Lauf, ohne dabei jedoch seiner angebornen Höflichkeit völlig untreu zu werden.

»Mein lieber Schwager – du wirst entschuldigen, – aber diese tyrannische Sprache in meinem Hause – verzeihe mir – ich liebe gewiß den Familienfrieden über Alles – indessen – wie, was? – ich bin nun gerade netto achtundvierzig Jahre absolvirter Jurist, aber mein Lebtag hab' ich noch nicht gehört, daß man mit nächstens einundsiebzig Jahren und fünf kerngesunden Sinnen noch

einen Vormund nöthig hat. Darum nimm mir's nicht übel, – mein lieber, guter Schwager, so mir nichts, dir nichts in meinem Hause zu commandiren und mir und vor Allem deiner guten Schwester solche Grobheiten an den Kopf zu werfen, – bitte tausendmal um Entschuldigung, – aber das leid' ich ein für allemal nicht. Und mit deiner gütigsten Erlaubniß: bloß wir zwei haben hier zu befehlen, ob du es nun für gescheidt hältst oder dumm – ganz einerlei. Und deßwegen, daß du's nur weißt, – die Dorothee bleibt bei uns. Jawohl! Und keinen Tag eher kommt sie aus meinem Hause, als auf dem Todtenwagen direct hinaus auf den Gottesacker. Und jetzt sag' *ich*: Punctum. Ich, der Herr dieses Hauses. Wie, was?« –

Darauf ging er, über seine noch nie dagewesene Zurechtweisung dieses ungeschlachten Gegners noch selber ganz verblüfft, ein paarmal mit großen Schritten in der Erkerstube auf und nieder.

Ganz das Gleiche that nun auch im Querschritte der Schwager und replicirte dabei noch ganz mit der vorigen Feinheit:

»O, so behalt' sie nur, diese alte, grobe Person! Ich nehme sie dir gewiß nicht ab. Gott bewahre mich davor! Und ihr geschieht ja eine ungeheure Wohlthat damit, wenn ihr sie behaltet. Ja freilich, bei euch hat sie ja eine dumpfe Kammer auf der Winterseite, und im Spital nur einen großen, lustigen Saal mit Morgen- und Mittagsonne, Bei euch wird sie ja gehoben und getragen, daß Gott erbarm', und kann sich ganz prächtig mit sich selber unterhalten. O, gebt nur Acht, die Dorothee wird euch in Zukunft ganz

ungeheuer dankbar dafür sein, daß ihr sie daheim behaltet. Aber des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Ja wartet nur, ihr zwei mitsammt der Dorothee werdet euch noch aus diesem Himmelreich in Spital hinaussehnen, wie eine arme Seele aus dem Fegfeuer. Doch ich kann's ja abwarten. Oder vielmehr auch nicht. Denn ich muß euch schon bitten, daß ihr euch für diese Person und euren Eigensinn einen andern Arzt nehmt, wenn ich nicht das ganze Spital und mich dazu, als seinen Vorstand, vor der Stadt lächerlich machen will. Ihr habt mich zum letztenmal in eurem Hause gesehen. Und damit guten Morgen!«

Hierauf griff er unmuthig nach Hut und Stock. Aber Mutter Rosalie, die bisher wie ein besonnener Secundant ihres Mannes auf der Hut gestanden, hielt nun ihren Augenblick gekommen und energisch trat sie dem Gerichtsarzt in den Weg:

»Nein Bruder, nicht um Alles lass' ich dich so im Zorne von uns fortgehen. Sag', soll jetzt die ganze Stadt über uns und dich klatschen und streiten? Bedenk', du bist der Hausarzt von gar vielen Familien, die am Ende gerade so denken wie wir, und was könnte solch' ein Geschwätze deiner Praxis schaden? Drum darf diese Sache mit der Dorothee nur zwischen unsern vier Wänden und niemals auf der Gasse oder in den Kaffeekränzchen verhandelt werden.«

Danach führte sie ihn am Arme zum Kanapee zurück, worauf er sich ohne merkliches Widerstreben niederließ,

wenn auch sein Gesicht die peinlichste Ueberwindung affectirte. »Komm! lieber Bruder, nur noch einmal fünf Minuten setz' dich ruhig nieder und höre nun auch mich an!«

Die Appellation an den Schaden, den ein stadtkundiger Streit wegen der Dorothee seiner Praxis zufügen könnte, wirkte zu sehr wie ein niederschlagendes Pulver auf sein aufbrausendes Temperament, als daß ihm dieses Zurückhalten von Seite seiner Schwester nicht doch zuletzt höchst gelegen gekommen wäre.

»Nun also, es ist recht, dir zu Liebe, Rosalie, setz' ich mich noch einmal. Dich will ich meinethalben anhören. Aber mit deinem Manne da ist kein vernünftiges Wort zu reden, so kommt er gleich außer sich vor lauter Streitsucht und Grobheit.«

»Ach, du lieber Gott!« rief Vater Stark, da er lachend die Hände zusammenschlug. »Nun soll ich gar noch streitsüchtig und grob sein! Aber ich weiß schon, so geht's auf der Welt. Der friedlichste Mensch, der sich hundertmal mit Lammesgeduld Alles gefallen läßt und dann nur ein einzigesmal aus reiner Nothwehr sich vertheidigt, den schilt man dann gleich einen groben Händelsucher. Und der wirkliche Grobian, der darf nur ein einzigesmal ein Bischen minder grob sein, dann schreit gleich alle Welt ganz entzückt: nein, was der Mensch doch zum Verwundern höflich sein kann! – O ich kenne das längst. Doch weißt du, lieber Schwager, ich hab' in meinem Gedächtniß eine große, finstere Rumpelkammer. Da hinein

werf' ich alles nichtsnutzige Zeug, was mein Herz vergessen soll. Und da drinnen liegt auch bereits dein so freundliches Benehmen von vorhin. Also von mir aus ist Alles vergessen. Und nun laß dich von meiner guten Frau eines Besseren belehren! Ich will dabei nicht im mindesten incommodiren. Wie, was?«

Damit ging er aus der Erkerstube in das anstoßende Seitenzimmer.

»Nun hörst du Schwester, das soll nun nicht wieder grob gewesen sein!« rief ihm der Gerichtsarzt nach.

»Ja, bester Schwager, diesmal schon,« replicirte Vater Stark, indem er nochmals den Kopf zur Thüre hereinstreckte, »damit du doch siehst, daß ich wenigstens grob sein könnte, wenn ich's überhaupt für anständig und christlich hielte. Und somit guten Morgen, Herr Schwager!«

Mit diesen Worten zog er sanft die Thür des Nebenzimmers hinter sich zu.

»Lieber Bruder, sei ihm nicht böse, denn er will ja kein Kind auf der Straße beleidigen, wie viel weniger dich,« besänftigte Frau Rosalie noch obendrein. »Und so bitt' ich dich recht herzlich, laß uns eben mit der Dorothee nun machen, was unser Herz uns sagt. Siehe, lieber Bruder, wir beide halten dich gewiß für einen grundgescheidten Mann, viel gescheidter als uns selber. Aber es gibt eben doch im Leben Fragen, bei denen viel mehr, als aller Verstand, nur das gute Herz mitreden darf, wenn anders

auch unser Herrgott auf die Beantwortung seine himmlische Gutheißung schreiben soll. Und wollte man bei jedem Werke christlicher Liebe immer nur den eigennützigen Verstand zu Rathe ziehen, so dürfte man zuletzt die ganze Barmherzigkeit auf den Kirchhof hinaustragen und die hartherzige Selbstsucht ginge mit. trockenen Augen hintendrein. – Und nun bedenk' einmal, lieber Bruder: die Dorothee ist nun über volle vierzig Jahre in unserm Hause und so mit unserm und Hermanns Leben in Freud und Leid verwachsen, daß wir's eben gar nicht anders wissen, als daß sie zur Familie gehört, so gut wie Eines von uns. Und so eine alte Magd im Hause, die den Eltern einst das einzige Kind großziehen half und an der jetzt der erwachsene Sohn mit so rührender Liebe hängt, wie an einem leibhaftigen Stück seiner Kinderzeit, siehe, die kommt mir vor, wie draußen einst der Epheu an der Stadtmauer. Als man den gewaltsam herausreißen wollte, da fiel auch aller Mörtel mit herunter, und die ganze Mauer sah nicht mehr zum Kennen aus, so öd und zerrissen. Drum laß auch in unser Haus nun keinen Riß und keine Decke kommen und laß uns die alte Dorothee darin behalten, die zum Hause gehört, wie einst der Epheu zu seiner Mauer. Hilf auch dir uns jetzt, ihr all' die treue Pflege zu vergelten, die sie selber einst unserm Hermann in so unerschöpflichem Maße bewiesen. Denke nur an jenes schreckliche Nervenfieber! Und meinst du, wir hätten zu dieser Pflege nicht die Kraft – nun, in Gottes Namen, so wollen wir wenigstens den Versuch dazu

machen und das Weitere dann dem liehen Gott anheimstellen. Aber vor einem Fegfeuer mit der Dorothee hab' ich nicht die mindeste Angst, besonders wenn ich daran denke, daß wir uns ein Stück Himmel damit verdienen können. Komm! lieber Bruder, so gieb auch du mir jetzt in Frieden die Hand! Und nicht wahr, dein verändertes Gesicht sagt mir's ja, jetzt hast du mich ganz und gar verstanden und bist auch dem guten Christoph nicht mehr böse?«

»Nun, wenn Ihr's durchaus so haben wollt,« entgegnete der Gerichtsarzt, wenn auch etwas verlegen; »in Gottes Namen! An mir soll's dann gerade nicht fehlen. Ich hab' es ja nur gut für euch gemeint, wie für die Dorothee, weil ich noch jetzt der Meinung bin, daß es im Spital doch hundertmal besser für sie sei. Also gut, lassen wir es dabei! Ich werde morgen schon wieder nachsehen.«

»Gottlob, lieber Philipp, Gottlob!« rief jetzt Vater Stark zur Thüre herein, während er bei der ganzen Rede Rosaliens vorsichtig gelauscht hatte. Und nun trat er völlig heraus und fuhr im sanftesten Tone fort, während er sogar ganz vertraulich seine Hand auf des Doctors breite Schulter legte, was fast noch nie geschehen war.

»Und weißt du, lieber Schwager, was die gute Luft in deinem Spitale betrifft, so denk' ich mir eben doch, daß wenn ich mit Rosalie und später dann auch mit Hermann recht oft zur Dorothee in ihr Hinterstübchen komme, daß ihr die Luft darin dann doch viel wohler thut, als die allerreinste Spitalluft; und daß sie von dem Blick

unserer Augen auf ihrer Winterseite doch viel mehr warmes Licht zu schauen bekommt, all im Spital mit seiner Morgen- und Mittagssonne; und daß ihr endlich ein einziges Wort von uns beiden und von Hermann hundertmal mehr werth ist, als alles Geschwätz von den Kranken im Spitale. Darum sei wegen der Dorothee nur ganz unbekümmert! Wir werden sie schon auch heben und tragen, ihr die Zeit verkürzen und für Wärme und Licht zu sorgen wissen. Und so gieb auch du zur Versöhnung mir jetzt die Hand und ruf mit mir aus: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede allen Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind!«

»Amen! guter Mann und lieber Bruder,« schloß Mutter Rosalie diesen so harten und dann so siegreich beendigten Kampf echt christlicher Barmherzigkeit.

Wie Vater Stark an jenem Abend auch dem Hinterstübchen der Dorothee, die sich vor lauter Dank und Freude die alten Augen ganz roth geweint hatte, in sein Schlafzimmer hinüberging und zum sternenklaren Herbsthimmel noch einen andächtigen Blick hinaufthat, sagte er zu Mutter Rosalie: »Täusche ich mich, oder ist es wirklich so, aber ich meine, so klar wie heute Nacht hätte ich die Sterne noch gar selten funkeln sehen.«

»O, geradeso kommt's auch mir vor, lieber Mann, und das kommt Alles daher, denk' ich mir,« sagte Rosalie, »weil die Dorothee heute Nacht bei uns liegt und nicht im Spital. Sonst hätte ich wohl gar keinen rechten Muth gehabt, zu den Sternen heute nur aufzublicken.«

Und was der sechs Tage darauf heimgekehrte Sohn dieses Hauses wegen der Dorothee wohl gesagt hatte?

O, kaum aus dem Wagen war er gesprungen und küssend am Halse der Eltern gehangen, da war seine erste Frage, als er verwundert um sich blickend die Dorothee nicht beim Willkomm sah: »Ja, aber wo ist denn die Dorothee? Ist sie am Ende krank?«

Als dann Vater und Mutter abwechselnd ihm Alles erzählten von jenem Morgen in der Kirche, darin die Dorothee für sein Examen unter solchen Schmerzen gebetet, bis zu jenem andern fünften Tage darauf, da sie nicht mehr hatte aufstehen können, und wie sie dann beschlossen hätten, sie bis an ihr seliges Ende im Hause zu behalten; wahrhaftig, ich gäbe was darum, wenn du es leibhaftig hättest mitansehen können, wie Hermann den Eltern noch einmal um den Hals fiel und gar nicht genug Worte des Lobes und Dankes zu finden vermochte.

»O ihr lieben, guten Eltern, wie habt ihr tausendmal Recht gethan und so ganz nach meinem Herzen! Weiß Gott, wenn ich jetzt noch so freudig heimgekommen wäre und hätte die Dorothee im Spital aufsuchen müssen, so nehmt mir's nicht übel, daß ich es gerade so heraussage, aber dieser Gang ins Spital hätte von meiner ganzen ersten Freude der Heimkehr den Duft abgestreift. Gott, ihr wißt ja, wie unendlich ich euch habe und neben so

herzguten Eltern kann ja kein Mensch in meinem Herzen einen Platz haben. Aber dicht hinter euch, und sogar noch weit vor der ganzen Verwandtschaft, kommt sogleich meine alte, treue Dorothee, Ihr wißt ja gewiß, wie ich's meine.«

»Gewiß verstehen wir dich, guter Sohn!« fiel zuerst die Mutter freudig ein. »Gerade so haben wir gehofft, daß du reden werdest. Und daß du noch so kindlich treu an deiner alten Kindsmagd hängst, das sagt uns mehr als Alles, wie lieb du auch uns noch hast und wie so unverdorbenen Herzens du zu uns heimgekehrt bist.«

»Gewiß, gute Mutter, so ist es auch!« bestätigte mit verklärtem Blicke der Vater. »Wir dürfen ihm ja nur in die klaren Augen sehen, so wissen wir Alles. Nun aber kommt auch gleich zur Dorothee. Die wird vor lauter Ungeduld gar nicht mehr wissen, wie sie nur liegen soll.

Ich überlasse deiner eigenen Phantasie, lieber Begleiter, dieses erste Wiedersehen Hermanns und der Dorothee in Gegenwart der Eltern dir auszumalen und will lieber in später Nachtstunde die zwei dich wieder belauschen lassen, da er ganz allein bei ihr am Bette saß.

Da sagte sie ganz schüchtern zu ihm:

»Ach lieb's, gut's Hermännle, jetzt wird sich's aber wohl nicht mehr recht schicken, daß ich Du zu dir sagen darf. Jetzt werd' ich wohl mit Sie und Herr Doctor dich tituliren müssen. Es wird mir freilig anfangs ein Bischen schwer ankommen, aber gelt, ich brauch' es doch nur vor andern Leuten zu thun?«

»Ei was nicht gar Dorthele! Du – Sie oder Herr Doctor zu mir sagen! Das wäre mir ein schöner, dummer Hochmuth, wenn ich das je zugeben wollte. Nein, für dich bleib' ich allezeit nur dein Hermännle und du mein altes Dorthele. Und vor aller Welt muß du mich dutzen, so lange du nur ein Wort mit mir reden kannst. Und wart' nur, Dorthele, jetzt ist die Reihe an mich gekommen. Nun sollst du sehen, wie ich dir nichts, aber auch gar nichts vergessen habe, keinen geflickten Riß und keinen ausgeputzten Flecken, und auch jenen zuckerigen Pfannenkuchen nicht. Weißt du's noch, Dorthele? Und dann gar, wie dir mich einst selber gepflegt und bei mir gewacht und wie du erst noch vor acht Tagen mit deinem bösen Beine für mich auf der harten Kirchenbank gekniet hast! O wart' nur, jetzt ist die Reihe an mich gekommen und jetzt mach' *ich* deinen Krankenwärter, so gut es eben so ein unmedicinischer, neugebackener Doctor versteht.«

»Ach Hermännle, das ist viel zu viel, das verdien' ich gar nicht. Aber der ganze Himmel hat jetzt seine Freude darüber, da er dich so zu mir reden hört,« rief die Dorothee in Thränen, worauf Hermann sich vorsichtig über ihren gichtkranken Leib beugte und ihr einen Kuß auf die welke Wange drückte.

So lag nun unsere alte Dorothee einen Tag wie den andern auf ihrem schmerzenreichen Krankenlager. Manche Woche ging's ihr besser, manche schlechter. Aber aus dem Bette kam sie keine ganze Stunde mehr. Nur dann und wann konnte sie mit Mühe auf den Großvaterstuhl

herausgehoben werden, um ihren kranken Gliedern das Bett zu weicher Lagerstätte aufs Neue herzurichten.

Vater Stark ging keinen Morgen in sein Studirzimmer, keinen Mittag zum Essen und legte sich nie zu Bette, bevor er sich nicht nach der Dorothee umgesehen, und ein paar tröstende Worte mit ihr geredet hatte. Dieser regelmäßige Gang zu ihr war ein neuer Paragraph in seiner pedantischen Tageseintheilung geworden. Und soll ich dir auch noch von Mutter Rosalie ausdrücklich erzählen, mit welcher nie ermüdenden Sorge sie der alten Magd ihr mühseliges Alter erleichterte? Jeden Morgen brachte sie ihr den Kaffee, jeden Mittag und Abend die Krankensuppe mit eigener Hand. Und als die gichtkranken Finger bei diesen einfachen Mahlzeiten zuletzt völlig versagten, da verrichtete die christliche Herrin an der vormaligen Kindswärterin genau denselben Dienst, den diese selber einst vor vielen Jahren an dem nun zum Manne gewordenen, einst hilflosen Kinde verwaltet hatte.

Hermann that aber an seiner Dorothee im Stillen noch viel, viel mehr, als Vater und Mutter und als beide nur zu ahnen vermochten. Denn von den meisten Opfern, die er besonders des Nachts ihr brachte, redete er am Tage selten ein Wort.

Erst von der Sorge um sie, dann später durch die Gewohnheit geweckt, ging er Nacht für Nacht an ihr Hinterstübchen und horchte, ob sie wohl ruhig schlafe oder

nicht. Aber wie oft ward er dann von ihren stillen Seufzern an der Thüre zurückgehalten! Dann trat er ein, setzte sich gar manche Stunde an ihr Bett, rückte ihr die Kissen zurecht und hob und legte sie wieder. Und er sprach mit ihr zerstreuend und erheiternd, oder las ihr vor aus ihrem jetzigen Lieblingsbuche, der Legende der Heiligen, aus deren geopfertem Martyrblut ihr Trost und Ergebung sproßte im Opfer der eigenen Schmerzen. So zahlte unser edler, dankbarer, junger Freund seiner alten Magd den goldenen Schatz all' der Ammenmärchen heim, die dereinst von ihren eigenen Lippen wie auch einem Zauberbronnen in sein Kinderherz geträufelt waren.

Und ihm geschah an diesem Magdbette so wohl in solch' einsamen, nächtlichen Stunden.

2.

Ich sah vor Jahren einmal in einem Thiergarten einen Königsadler, den ich noch heute so leibhaftig vor mir habe, als sei es erst gestern gewesen. In scheinbar gleichgiltiger Behaglichkeit saß er mit schlaffen Flügeln auf der Stange seines Drahtgitters und schaute täuschend ruhigen Auges mich an. Wie ich einige Schritte weggegangen war, blickte ich nochmals um, ohne daß er selber mich sah. Und wie er sich so ganz allein glaubte, da reckte er plötzlich den Kopf in die Höhe, sein Auge funkelte düsteren Glanzes; mit ansgespreizten Flügeln schlug er auf und nieder und ein langgezogener, schmerzlicher Schrei

entfuhr seiner Brust. Das ist wohl der Augenblick gewesen, wo er jählings aus traumähnlichem Hinbrüten aufgefahren, seiner niedrigen Gefangenschaft sich wieder bewußt worden ist und sein Heimweh hinausgeschrieen nach den sonnenumglänzten Schneegipfeln, die er einst mit freiem Fittig und königlichem Stolz umkreiste. Wie ich dann zu demselben Adlergitter zurückkehrte, da sah mich sein Gefangener wieder so ruhig und leidlos an, wie das erstemal, als ob das unendliche Himmelsblau über seinem durchsichtigen Käfig ihm eine sehnsuchtslose Fremde sei, und dieser enge Zwinger von jeher seine gewohnte Heimath.

Daß ich bei unserm jungen Helden doch immer an diesen Königsadler zurückdenken muß, und sein damaliger Aufschrei mir in den Ohren klingt!

Denn geradeso, mit derselben täuschenden Ruhe, wie jener eingesperrte König der Lüfte, saß nun auch schon wochenlang unser Rechtspraktikant vor dem vergitterten Fenster in des Assessors gleich dumpfiger Amtsstube, und füllte in den Conscriptionslisten eine Rubrik nach der andern aus mit Familien- und Taufnamen der rustikalischen Jünglinge, sammt Confession, Eltern und Grundvermögen, welch' interessante Data der Assessor, am Pulte stehend, aus den schon längst von Hermann kunstgerecht zerschnittenen Streifen in stets neu anregendem Dictando ihnen beiden herunterlas. Ihnen beiden? – So war wohl noch ein anderer Rechtspraktitant Hermanns Gehilfe bei dieser geistreichen Arbeit? Leider nicht. Denn die höchst unleserliche Schrift seiner drei Collegen hatte sie

von diesem Frohndienste glücklich befreit. Also war wohl ohne Zweifel der Herr Oberschreiber der Dritte im Bunde? – Gott bewahre! Wie hätte dieser seine wichtige Stellung so tief erniedrigen lassen? Aber unter den drei niedrigst besoldeten Kopisten war doch wenigstens ein alter Schulkamerad Hermanns zu seinem gedankenlosen Mitarbeiter ausersehen worden. Und unser gelehrter Doctor beider Rechte hatte um so günstigere Gelegenheit, tagtäglich aufs Neue in der mütterlichen Wissenschaft von einem zufriedenen Leben die gründlichsten Vorstudien über das Opfer anzustellen, als dieser sein derzeitiger Schreibercollege einst in einer und derselben Klasse der Lateinschule mit ihm gesessen, dann aber wegen auffallenden Mangels an Talent den Lehrling der klassischen Wissenschaften mit gleicher Stellung in einer Barbierstube vertauscht, aber zuletzt aus lauter Unmuth über seine verfehlte Beamtencarriere sich doch wieder zu einer bureaukratischen Stellung, wenn auch nur zu der eines Tagschreibers aufgeschwungen hatte.

O wie klang's da wie ein frischer Nachhall seiner romantischen Knabenträume unserm Helden ins Herz, wenn der einstige »Seilerstoffel,« der ihm, dem einstigen Kaiserjäger im Tannengarten, den Flachs zu seinem rothen Barte geliefert, dieweil er es selber nie höher als zu einem Spürhund oder Eber gebracht, wenn dieser ihn jetzt noch mit dem alten, vertraulichen »Du« begrüßte! Der frühere Badergehilfe den nunmehrigen *Doctor juris*, und nun an einem und demselben geisttödtenden Schreiberjoche mit ihm zusammengespannt!

Mußt du jetzt nicht selber an jenen Adler zurückdenken, und glaubst du's wohl, daß auch dieser gefangene Geist in der vergitterten Schreiberstube gar oft aus wundem Herzen sein Heimweh hinausgeschrieen nach jenen sonnenumglänzten Gipfeln idealer Wissenschaft und Träumerei, die er noch vor wenigen Wochen mit so freiem Fittig und königlichem Stolz umkreiste, wie jener Adler einst seinen ewigen Schnee?

Doch steigen wir wieder herunter von solcher Höhe poetischen Aufschwunges in die Niederungen nüchternster Prosa! –

Nach einigen Wochen sah sich denn auch der Herr Amtmann endlich einmal nach Hermann um, und trat kurz vor der Mittagsstunde mit den für letzteren so schmeichelhaften Worten ein: »Ich will doch nun einmal inspiciren, Herr Assessor, was Ihre zwei Schreiber für Geschäfte machen.«

Wie diese Anrede unseres Praktikanten niedergedrückten Geist wieder mit neuer Lust beflügelte! O Mutter Rosalie, wußtest du's wohl, wie deinem Schüler das Erlernen deiner Wissenschaft so schwer gemacht wurde?

Dann sah der Amtmann über Hermanns Schulter in den Conscriptionsbogen und warf die geringschätzende Bemerkung hin:

»Na, Herr Stark, mit Ihrer Schreiberei ist's aber auch nicht so weit her, als Sie groß gethan haben. Und da gucken Sie nur einmal, da haben Sie ja den Namen Jacob Meyer mit einem ai geschrieben und der Herr Assessor hat's Ihnen doch gewiß mit einem ey dictirt. Und

überhaupt hätten Sie da doch schon von selber merken müssen, wo just darüber schon ein Meier mit ei steht. Sie werden doch uns Himmelswillen wenigstens noch das ABC auswendig wissen. Ach, und du lieber Herrgott, was haben Sie denn jetzt da wieder für einen Kapitalbock geschossen? Isaac Meyer – und katholisch! Ja warum nicht gar? Das hätten Sie ja doch nur mit einem Quentchen Verstand schon am Namen merken müssen, daß der ein Israelit ist. Das wäre mir die wahre Bekehrung, wenn Sie mir alle meine Juden taufen wollten und sie wüßten gar nichts davon. Ja, 's ist eben ein Kreuz mit diesen verstudirten Praktikanten. Jedes Jahr die nämliche Geschichte. Da, Herr Stark, nehmen Sie sich ein Exempel an Ihrem Kameraden! Sehen Sie, in dem seiner Liste fehlt auch nicht ein Tüpfelchen und vom ersten Maier mit ai bis zum letzten mit ey ist Alles ganz richtig. Jeder Mensch behält seinen rechten Glauben und überhaupt ist auch alles um fünfzig Prozent accurater geschriehen. Na, sagen Sie nur selber, was nützt Ihnen da jetzt Ihre überstudirte Doctorei, wenn Sie nicht einmal so viel zuwegebringen, als Ihr Collega, der mich noch voriges Jahr rasirt hat? Und ich sag's Ihnen jetzt in allem Ernste, Herr Stark, wenn Sie künftighin Ihren Kopf nicht besser zusammennehmen und überhaupt das, was Sie schon so falsch geschrieben, nicht noch einmal mit Ihrem Kameraden da genau durchnehmen und schön sauber corrigiren, dann wird es einmal in der Qualifikationsliste gewaltig hapern, absonderlich in der Rubrik: Befähigung und Fleiß.«

»Also guten Morgen, Herr Assessor, und auch Ihnen möcht' ich gerathen haben, daß Sie Ihrem Praktikanten künftighin besser auf die Finger sehen, sonst sehe ich nicht recht ein, für was er noch Praktikant ist und Sie schon Assessor!«

Damit ging der Amtmann zur Thüre und noch im Hinausgehen brummte er vor sich hin: »Nichts wie Dummheiten und Aerger! Aber dem Doctorchen da will ich seinen gelehrten Hochmuth schon noch austreiben.«

Der Assessor Fink, den Vater Stark vor seiner Abreise zum Frankenjubiläum damals auch zu den alten Männern gerechnet hatte, weil er schon ein Hypochonder sei mit seiner dicken Leber, sah mit gluthrothem Gesichte dem Amtmann nach. Dabei sah man es ihm deutlich an, wie er mit aller Willensmacht den innern Gleichmuth wieder zurückerkämpfte, den des Amtmanns unzarte Zurechtweisung ihm einen Augenblick zum Wanken gebracht hatte. Verächtliches Schweigen hatte er nach all' dem früheren Streit längst als die würdigste Waffe erkannt gegen dieses Zwingherrn plumpen Angriff.

Als der völlige Gegensatz lachte der Seilerstoffel heimlich auf seinen Bogen hin, weil er ganz allein vom Amtmann belobt worden war. Neben ihm zerbiß Hermann seinen Federhalter und Zorn und Scham schnürten ihm so fest den Hals zusammen, daß er kein einziges Wort bis herauf an die Lippen bringen konnte.

Der Assessor sah es und sagte mit größter Ruhe zu dem frohlockenden Tagschreiber: »Sie können jetzt gehen, es

muß ohnehin sogleich Mittag sein.« Dann zu Hermann: »Herr Praktikant, warten Sie noch einen Augenblick!«

Wie die Beiden hierauf allein waren und Hermann noch immer auf seine Liste mit all' den Maiern und Meyern hinstierte, ohne mehr einen einzigen Namen zu sehen, sagte der Assessor, an seinem Pulte stehen bleibend, zu Hermann, der jetzt wie ein lebloser Automat mit stumpfem Hinbrüten den Kopf über den Tisch beugte:

»Ich habe bisher noch sehr wenig mit Ihnen gesprochen, denn das ist so meine angeborne Art. Ich gehe nur schwer und selten aus mir heraus. Aber glauben Sie deßhalb nicht, daß Sie mir ganz ferne stehen und ich Sie nicht zu begreifen und hoch zu schätzen weiß. Heute, Herr Stark, oder vielmehr Herr Doctor – denn *ich* habe vollständig Respect vor dem, was Sie gelernt haben – heute muß ich endlich um Ihretwillen mein Schweigen brechen.«

Bei diesen unerwarteten Worten richtete sich Hermann etwas auf, aber ohne noch den Assessor anzusehen, der weiter fuhr:

»Und so sage ich Ihnen als wohlmeinender älterer Freund: glauben Sie doch ja nicht, daß dieser Herr Amtmann das einzig richtige Urbild eines deutschen Beamten sei. Im Gegentheil, er ist nur so eine Art roher Carrikatur, so noch ein Ueberbleibsel aus einer ungebildeten Zeit, die Gottlob hinter uns liegt. Und hat er auch noch hie und da seines Gleichen, so glauben Sie doch meiner Erfahrung, daß diese Species im Stadium des Absterbens begriffen

ist und wohl nur wenige der jungen Generation ihr nachgerathen werden. Drum, mein lieber junger Freund, bitte ich Sie, machen Sie Ihrem Namen Ehre, wie Sie's bis jetzt noch überall gethan haben, und seien Sie stark im männlichen Aushalten dieses ersten Jahres Ihrer Praxis!«

Jetzt sah Hermann ihn groß an und verwendete nun kein Auge mehr von seinem Munde, wenn es auch noch düster dreinblickte.

»Fürchten Sie nicht, daß Ihr moralischer Stolz auch nur im mindesten darunter leide, wenn Sie mit muthiger, bewußter Resignation und stummem Munde die unwürdige Behandlung des Herrn Amtmanns jetzt hinnehmen, der nach seinem ganzen Bildungsgrade auch nicht von weitem im Stande ist, zu begreifen, wen er in Ihnen vor sich hat. Lassen Sie sich durch das Schreiben dieser geistlosen Conscriptionslisten, und sogar an der Seite dieses vormaligen Badergehilfen, trotz alledem Ihre Lust an Ihrem späteren Berufe nicht verleiden! Das sind schwere Uebergänge, weiter nichts. Und glauben Sie meinen Worten: auch das Berufsleben eines Verwaltungsbeamten hat seine schönen Seiten; man braucht es nur im richtigen Verständnisse für das Gemeinwohl aufzufassen. Davon bekommen Sie nun freilich bei der Amtirung dieses Vorstandes blutwenig zu sehen. Aber auch aus dem Verkehrten kann man das Richtige lernen, wenn man nur das rechte Auge dafür hat. Und so möge diese harte Schule außer der Erstarkung Ihres Willens und Charakters auch noch die gute Lehre für die Zukunft für Sie zum Nutzen haben, daß Sie einst Ihren eigenen Beruf, heiße er nun

wie immer, nur im höchsten und edelsten Geiste an sich und Ihren Untergebenen zur Ausführung bringen.«

»So gibt's doch auch solche Menschen in dieser Luft?« dachte jetzt unser Praktikant und er hauchte mit einem tiefen Odemzug all' seine innere Qual aus.

Der Assessor fuhr, immer wärmer geworden, weiter: »Fassen Sie dieses erste Jahr also auf, und führen Sie es eben so muthig durch, dann werden Sie, mein lieber Herr Doctor, ganz gewiß auf diese sauere Anfangspraxis einst nur mit freudigster Genugthuung zurückblicken, und später segnen, was Sie jetzt wahrscheinlich verwünschen. Und zuletzt sage ich Ihnen noch, weil es Ihnen vielleicht für das künftige Schreiben dieser Listen einen kleinen Trost gewährt, daß es mich selber nicht minder schwer ankommt, einem Manne von Ihrem Talent und Wissen diese geisttödtenden Rubriken zu dictiren, wie Ihnen, mein Dictat mir nachzuschreiben. Darum darf ich wohl auch diesem Geständnisse meine Mahnung hinzufügen, Sie möchten von nun an durch sorgfältigste Genauigkeit dem Herrn Amtmann wie sich selber beweisen, daß, so tief auch dieses Schreibergeschäft unter Ihrem Geiste steht, Sie doch auch im Kleinsten und Niedrigsten gerade so tüchtig sein wollen und können, wie einst im Größten und Höchsten. So setzen Sie einen Stolz darein, jeden Namen nicht nur richtig, sondern auch so schön als möglich zu schreiben, unter völligem Bruche mit dem alten Satze: *docti male pingunt*. Und verlassen Sie sich darauf: auch diese scheinbar nur sehr niedrige Schule rein formaler Vollkommenheit wird Ihnen später selbst

bei den höchsten Geistesaufgaben mehr zu Gute kommen, als Sie vielleicht jetzt noch ahnen. Nun kommen Sie! Ich hoffe, daß meine so wohlgemeinte Assessorenpredigt Ihren verdorbenen Appetit zum Mittagessen wieder ein wenig hergestellt hat.«

»O gewiß, gewiß, Herr Assessor,« brach jetzt Hermann, dessen beide Hände fassend, in das Gefühl innigsten Dankes aus. »Aber noch tausendmal mehr haben Sie jetzt meinem Geiste wohl gethan, und ich bin nun ordentlich froh darüber, daß dieser Amtmann mich vorhin so tief erniedrigt hat, sonst hätten ja Sie mich jetzt nicht so hoch erheben können. Sonst wäre ich ja vielleicht in der gleichen, innerlichen Bitterkeit monatelang noch hier neben Ihnen gesessen, und hätte gar nicht geahnt, welch' edler wohlmeinender Freund an meiner Seite steht! Dictiren Sie mir nur jetzt getrost weiter, und sollte es ein ganzes Jahr noch währen. Mit keinem Gedanken will ich mich mehr dagegen auflehnen. Und geben Sie Acht, ob ich noch ferner nur einen einzigen Buchstaben unrecht schreibe. Ja, wie Sie's mir gesagt: als eine heilsame Schule meines Willens und Charakters will ich dieses Jahr betrachten, und nach Vollkommenheit will ich ringen im Kleinsten, wie einst später im Größten. Und auch dem Herrn Amtmann will ich schon noch Achtung abzwingen, wenn ich ihm beweise, daß ich nicht nur ein gründlich geschulter *Doctor juris* bin, sondern auch das Ideal eines Schreibers sein kann, wenn ich nur will. Und er soll später dann schon noch an mir erfahren, wie weit es so ein verstudirter Praktikant in der Welt noch bringen kann.

Sie aber, Herr Assessor, sehen Sie mich einst als fertigen Mann im Leben stehen und wirken, dann sagen Sie sich getrost: dazu hab' auch ich ihm verholfen.«

»O, lieber Freund, Sie schlagen meine Worte hundertmal höher an, als sie werth sind,« suchte der Herr Assessor diese ihm etwas excentrisch dünkenden Dankesworte abzuschwächen, indem er beide Hände freundschaftlich auf Hermanns Schultern legte.

»Nein, nicht um ein Prozent zu hoch, Herr Assessor,« betheuerte jener mit gleichem Feuer. »O könnten Sie es mir jetzt nachempfinden, wie ich noch vor einer Viertelstunde an diesem Schreibertische gesessen und wie ich jetzt ihn verlasse, dann würden Sie wahrhaftig viel eher sagen, daß das Maß meines Dankes noch viel zu gering sei. Glauben Sie mir, Sie haben mir den schon ersterbenden Glauben an eine Zukunft gerettet! Und das ist doch wahrhaftig eines Dankes werth, der mit leeren Worten gar nicht abzuzahlen ist.«

»Nun gut, mein lieber Herr Doctor, so will ich Ihren Dank in seinem vollen Uebermaß einstweilen annehmen und eben suchen, mir ihn im Laufe Ihrer Praxis rathenweise abzuverdienen. Es wird schon oft sich Gelegenheit dazu bieten. Und so geben Sie mir die Hand und rechnen Sie auf mich als Ihren wahren, ehrlichen Freund!«

So hatte Mutter Rosalie in dem braven Assessor Fink den thätigsten Gehilfen erhalten, ihren geliebten Schüler immer mehr heranzubilden. Die herbste Bitterkeit war

durch den Assessor überwunden und das Salz des Humors würzte jetzt gemeinschaftlich gar oft die so kärglich besetzte geistige Tafel.

Und so verging der Winter sammt den Conscriptionslisten. Jede Rubrik war in der Schön- wie Rechtschreibekunst ein Meisterwerk geworden. Sogar der Seilerstoffel mußte nun vor dem so genialen Schreiber Doctor Hermann Stark zurückstehen. Und als der Blüthen- und Wonnemonat das berühmte offizielle Diner im Schwanen brachte, dabei der vormalige Listenschreiber und Protokollführer mitten unter den Bürgermeistern gratis mitessen durfte, da rief, nachdem schon mancherlei Trinksprüche ausgebracht worden waren, der Amtmann zu gutem Schluß in jovialster Champagnerlaune:

»Na, jetzt wollen wir aber auch noch zuguterletzt unsern Herrn Praktikanten da leben lassen. Denn ich sag' Ihnen, die Conscriptionslisten hat er geschrieben und das Visitationsprotokoll geführt – allen Respect davor! Wenn er so fortmacht, kann schon mal was aus ihm werden. Also mein Praktikant, der Herr Stark, vivat hoch!« –

Und es am der Frühling, der Sommer und Herbst. Auf dem Bezirksamte war der Himmel immer gleich aktengrau; des Lebens grüner, goldener Baum blieb immer gleich bestaubt. Doch unser lieber Freumd ward ein immer stärkerer Held in seinem Streite mit dem Leben, und immer näher kam er jener Feldmarschallswürde, die er in seinem damaligen Trinkspruche sich in Aussicht gestellt hatte.

Aber trotz alledem – am Abend als tapferer Sieger von der Wahlstatt des Herzens heimzukehren, und schon am nächsten Morgen wieder auf denselben Feind zu neuem Streite zu stoßen, das ist noch lange nicht die Beseligung inneren Friedens. Und eine Gefangenschaft des Geistes zu ertragen, wenn auch in stets wachsendem Starkmuth, das reicht noch lange nicht hinauf an einstiger Freiheit stolzes Hochgefühl.

Und so kehrte immer wieder die Zeit aufs Neue zurück, wo unser junger Held wie jener Adler in unbelauschten Augenblicken die Flügel seines Geistes ungestüm gegen das Gitter schlug und sein Heimweh hinausschrie nach jenen Berggipfeln, von denen er so unsäglich tief herabgestürzt worden war.

In einer solchen Stunde schrieb Hermann Stark in sein Tagebuch, das er seit dem Beginne seiner Praxis führte und wie seinen vertrautesten Freund betrachtete, dem er auch die geheimsten Gedanken vertrauen durfte:

»Nein, das ist nie und nimmer die Luft, in der ich für meine ganze Zukunft athmen und leben kann. So an den kleinsten, verrosteten Rädern dieser Staatsmaschine zu hocken, gedankenlos am gröbsten Garn mitspulen zu helfen, ohne jemals eingeweiht zu werden in den ganzen Plan des obersten Webermeisters, ohne je in ein Rad hineingreifen zu dürfen, wenn mir's nöthig schiene; keinen höhern Gedanken zu pflegen, als zwischen dem Hinz und Kunz kleinliches Prozeßgezänke über ihr Mein und Dein zu entscheiden, oder als begeisterter Anwalt der unschuldigen Menschheit vor den hiesigen Gerichtsschranken zu

stehen, wenn davor der gemeinste Schmutz allwöchentlich breit getreten wird – nein und abermals nein! Und wenn ich noch so lang und noch so geduldig hier aushalte, dieses kleine Leben hier bleibt doch immer meines Geistes freudloses Exil, und nach einer andern höhern Heimath verlang' ich mit so heißer Sehnsucht, wie der verschmachtende Hirsch nach frischem Wasser schreit.

Und welche Menschen umgeben mich hier? Versumpftes Spießbürgerthum von Manschettenbauern, deren ganzes Sinnen und Trachten aufgeht in Haus und Hof, in ihrem Dünger und ihrer Erdscholle. Bezopfte Bureaumenschen mit großem Dünkel und kleinem Weltverstande, die ihre staubige Amtsstube für den wichtigsten Schauplatz halten, darauf die Geschicke der Menschheit sich abspielen; deren lauwarmem oder verknöchertem Herzen sein Aufschrei sich mehr entringt, daß ihr Geist zu solcher Frohnarbeit verurtheilt ist; in denen Titel und Rang jedwede innere Qual verstummen macht; deren ganzer geistiger Durst schon befriedigt ist, wenn sie nach den Bureaustunden beim Bierglas und der langen Pfeife im Stadtklatsch oder in engherziger Grenzpfahlpolitik die gegenseitige Kleinheit ihrer Gedanken austauschen. O fremd, landfremd weht dieser Menschen Geisteshauch mich an! Und in diese bezopfte Bureaukratenlegion sollte auch ich einst eintreten? In ihrem Gamaschendienste versumpfen und versauern? Nein, nie und nimmer in solche Provinzgarnison! Nur nach dem offenen Schlachtfelde der Geister trage ich Verlangen, und mein Genius wird

es zu finden wissen … Und dann gar noch dieses neueste Geschlecht von Krämerseelen! O wie ihr von ekeliger Habgier verhetztes Auge mich anwidert! Wie meine ganze Gedankenwelt gegen dieses Fleisch und Blut gewordene Evangelium des niedrigsten Materialismus sich fort und fort als Protest erhebt!

O wie bist du hingeweht, du meiner poetischen Jugenderinnerungen duftiger Hauch, daß ich nicht einmal mehr an dir mein trockenes Herz erquicken darf? Niedergerissen ist die alte Zeit, die mir einst in den Knabenjahren so patriarchalisch gedünkt. Nur ihrer Trümmer Staub weht mich noch an. Nur die Prosa ist jetzt hervorgekehrt und das Neue ist ohne Poesie.

Ach, daß mir doch in dieser trostlosen Oede jetzt nur Eines, Eines unverändert erhalten blieb, wie eine grüne Vase mit frischen Blumen und schattigen Palmen, o du mein geliebtes, altes Elternhaus! Ja, in deinem wandellosen Frieden will ich ausruhen von meinem Streite. Unter deinem immer gleich erquickenden Schatten will ich die Gluthhitze meines inneren Brandes immer wieder abkühlen lassen. An deinem immer gleich frischen Brunnen will ich mein nach anderer Zukunft dürstendes Herz immer wieder laben, daß es ruhig werde, bis meine Zeit gekommen. Unter deinem Dache, das von den Säulen der Gottesfurcht und Menschenliebe, der Wahrhaftigkeit und jeder Herzenstugend getragen, mich bis heute so sicher beherbergt, darunter will ich in innerer Festigkeit erstarken, bis ich als fertiger Mann hinaustreten darf mit voller Rüstung. O, daß ihr mich doch so ganz verständet,

ihr liebsten, treuesten Eltern, wie ich jeden Tag segne, an dem ich euch noch besitzen und genießen darf, und doch, wie ich mich hinaussehne aus diesem mein Leben so beengenden Kreise! Weiß es der allwissende Gott, ihr würdet mir nicht böse sein! Aber ihr seid mir ja auch nicht böse. O nein! Mit immer gleicher Güte umfängt und erträgt mich euer langmüthiges Herz. Jeden trüben Blick sehr ihr nur an, um ihn wieder aufzuhellen, jede meiner Klagen hört ihr nur, um mit mildthätigem Worte sie verstummen zu machen.

Wie ist mein Herz nun doch wieder so ruhig geworden, da ich all' sein Sehnen, all' seine Qualen niedergeschrieben! So ruhig, wie in stiller Nachtstunde, wenn ich an deinem Bette sitzen darf, alte Dorothee; wenn aus deinem runzlichten Gesichte meine ganze Kindheit mit ihren Märchen herausschaut und meine Bubenzeit mit all' ihren losen Schelmenstreichen. O sei ruhig, du mein stürmisches Herz! Mein Lebensschiff liegt ja so gut geborgen am sicheren Strande. Was verlangst du so ungestüm nach dem wildwogenden gefährlichen Meere? Sei still meine Seele und danke Gott für dein Elternhaus!

Nachts elf Uhr am 3. October 1843.«

3.

Nachdem er so sein übervolles Herz in sein Tagebuch ausgeschüttet hatte, schlief er friedlich ein, wie in seinen glücklichsten Tagen. Aber schon nach ein paar Stunden weckte ihn wieder die Gewohnheit der Sorge um seine

kranke Dorothee. Und sieh', da sitzt er in tiefer Nachtzeit vor ihrem Schmerzenslager.

»Sag', Dorthele, da ist mir ein Märchen eingefallen, das du mir in meinen Kinderjahren erzählen mußtest, ich weiß gar nimmer wie oft, weil es mir gar so gut gefallen hat, am allerbesten von allen miteinander. Den ganzen Tag nun quäl' ich mich schon daran ab und bring' es doch nimmer zusammen. Du weißt es gewiß noch! Hilf mir jetzt draufzukommen.«

»Was war das für ein Märchen, Hermännle?«

»Nun, ich will dir einmal den Anfang sagen, den weiß ich noch ziemlich gut. Aber dann find' ich mich nimmer zurecht.«

»Ich werd's schon weiter wissen. Fang' jetzt nur an!«

»Es war einmal ein junger Königssohn, der wohnte in einem wunderschönen Schloß und er war darin über die Maßen froh und glücklich. Denn ein mächtiger Zauberer hatte ihn über die Taufe gehalten und Alles, was seinem Pathenkinde nur gefallen konnte, das war mit seiner Wünschelruthe ihm schon in die Wiege hineingezaubert worden. Und je größer er heranwuchs, desto prächtiger ward auch seine Burg. Von Jahr zu Jahr kamen an den Wänden seines Zimmers mehr Perlen und Edelsteine zum Vorschein. Sein Bett, das anfangs nur von Silber war, verwandelte sich zuletzt in pures Gold. Ein Becher voll Wein aus dem Feenlande stand immer gefüllt auf dem Tisch. So oft der Königssohn daraus trank, da hatte er am Tage gar kein Verlangen mehr nach irgend einem Wunsche. Und des Nachts schlief er ein zu so schönen Träumen,

daß die ihm zuletzt noch lieber waren, als das Wachen. Nicht wahr Dorthele, so heißt der richtige Anfang?«

»Ja, Hermännle, so hieß es wohl, aber du kannst es jetzt doch noch viel schöner erzählen, als ich. Da kam mir's lange nicht so schön vor. Nun sag's nur weiter, wie du's eben noch weißt!«

»Ein wenig weiß ich schon noch davon. Also hör', ob es so recht ist: Da war eines Morgen der Königssohn aus einem seiner schönen Träume aufgewacht, aber nicht in seinem goldenen Bett und nicht in seinem funkelnden Zimmer, sondern auf einem hölzernen Lager in einer armen, kahlen Hütte mitten im Walde. Nur ein gemaltes Crucifix hing in der Ecke. Des Königssohnes Lockenkopf war ganz geschoren und er trug ein grobes linnenes Kleid. Darüber war er bis in den Tod erschrocken. Und ein alter Holzhauer, der stand vor ihm und sagte . . . Aber wie doch nur? – So genau weiß ich die Worte doch nicht mehr. Dorthele, sag' du sie lieber! Du weißt sie gewiß noch besser.«

»O ja, die weiß ich noch ganz gut. Aber erst kommt noch was Anderes. Da standen dem Holzhauer zur Rechten und Linken zwei Zwerge mit langen, grauen Bärten. Der eine trug eine Kiste von Silber, und der andere trug eine, die war von Eisen. Und da sprach also der alte Holzhauer zum jungen Königssohn: erschrick nicht, mein lieber Sohn, und hör' mich an! Dein mächtiger Pathe hat dich mir in die Schule gegeben, daß du bei mir sollst arbeiten lernen und unterthänig sein. Und siehe, diese

Zwerge, das sind zwei ganz gute Erdgeister, und die tragen für dich eine Kiste von Silber und eine von Eisen. Und mit denen ist es nun so: ein jeder gute Tag, an dem du im Walde draußen fleißig bei der Arbeit warst und mir unterthänig in deinem Herzen, der wird als eine goldene Münze in die silberne Kiste vom Himmel fallen, und ein jeder böse Tag, wo du faul gewesen und gegen mich gemurrt und getrotzt – der fällt als eine Münze von Blei in die Kiste von Eisen. Und ist dies Probejahr herum, dann wirst du schon sehen, was du du mit den goldenen Münzen erkaufen kannst und was mit den bleiernen. Aber auch dies sei dir gewährt! Nach jedem guten Tage wird nicht nur ein Goldstück mehr liegen in der silbernen Kiste, sondern auch ein bleiernes Stück weniger in der von Eisen, und umgekehrt nach jedem schlechten Tage. Auch sollst du selber in den Kisten nachsehen dürfen, wann du willst! Nun komm mit in den Wald und thue nach deinem Gefallen. Du bist dein freier Herr!«

»Ja, Dorthele genau so hast dir mir's einst erzählt, und jetzt weiß ich ganz gut, wo und wann ich's zum erstenmale von dir gehört, als sei's erst gestern gewesen. Weißt du, das war dazumal, wie ich nicht am Tische mitessen durfte. Da hatten wir Schweinebraten und du machtest mir an meinem Katzentisch einen zuckerigen Pfannenkuchen. Dann gingen wir miteinander zum Zwingergärtchen hinunter, da die alte Stadtmauer noch stand. Und wie der Wind dabei durch den Epheu gelispelt, da fragte ich dich, ob das von Geistern käme. Da sagtest du zu mir, das seien die guten Geister meiner Kindheit. Und ich

konnte gar nicht still genug horchen. Nicht wahr, Dorthele, ich weiß noch Alles genau? – Ach die Kindheit vergißt man ja nimmer.«

»Nun recht Hermännle, so hör' also, wie's weiter ging. – Aber gelt, erst schüttelst du mir das Kissen unterm Kopf ein wenig zurecht, denn das kommt mir vor wie ein harter Stein.«

»Gewiß, Dorthele, recht gern. – So! liegst du jetzt besser? Oder soll ich dich noch auf die andere Seite legen? Hab' nur keine Angst, ich mach' es schon recht sanft, wie sie's im Spital nicht besser können. Gelt, das hab' ich schon ganz prächtig gelernt?«

»O freilich, mein braver Sohn. Aber ich traue mich jetzt gar nicht recht, mich herumzudrehen, und ich lieg' auch ganz gut. Nun laß mich nur weiter erzählen. Aber es wird dir doch nicht langweilig, Hermännle?«

»O wo denkt du hin? Die ganze Nacht könnt' ich horchen und an deinem Bette sitzen. Da kommt mir's vor, als hörte ich wieder an der Stadtmauer im Epheu die guten Geister meiner Kindheit lispeln. Und ihre Stimmen thun mir so wohl.«

»Du guter Sohn! Also das Märchen heißt weiter: Da ward der Königssohn noch an demselben Morgen vom Holzhauer und seinen Söhnen mit in den Wald genommen. Und auch sein Weib war dabei; und das war eine böse Sieben. Schon unterwegs lud sie ihm brummend all' die Beile und Sägen auf seine zarten Schultern. Das ließ er sich noch ganz gut gefallen. Dann mußte er aber den

ganzen Tag Reisig klein hacken und wieder die schwersten Klötze zusammentragen und er ward doch nur von dem bösen Weibe gescholten. Und wie er zur Mittagszeit nur ein Stück Schwarzbrod und Quellwasser bekam, da wollte ihm die harte Arbeit und Kneiferei dazu gar nicht mehr gefallen. Er versteckte sich heimlich in einem Gebüsch und zur Nachtzeit ging er den Holzhauerleuten von weitem nach. Denn er hatte ein böses Gewissen. Da nun der Königssohn so am ersten Abend ganz furchtsam nach Hause kam, da sagte der alte Holzhauer kein Sterbenswort, und führte ihn an die zwei Kisten in der Kammer. Und da war die von Silber ganz leer und in der eisernen lag eine Münze von Blei. Wie das der Königssohn sah, ward er über die Maßen traurig und that die ganze Nacht kein Auge zu. Und schon am andern Tage war er so gehorsam und fleißig und ließ das böse Weib zanken und brummen, daß ihm dann sein Schwarzbrod und Wasser viel besser schmeckte, all ehevor das feinste Mahl in seinem Zauberschlosse. Denn er war von der schweren Arbeit hungrig geworden, wie noch sein Lebtag nicht. Und wie er heimwärts noch obendrein all' das schwere Handwerkzeug schleppen mußte, summte er ein lustig Liedlein. Da schalt ihn das Weib darüber, aber er blieb mäuschenstill dabei. Und wie er jetzt an diesern zweiten Abend in die Kiste schaute, da war in der von Eisen die bleierne Münze wieder verschwunden, und in der silbernen Kiste lag ein funkelndes Goldstück. Darüber hatte er gar große Freude, und diesmal schlief er ganz fest die

ganze Nacht und im Traume hörte er die Engel so deutlich im Himmel singen, als ob sie leibhaftig vor ihm ständen.«

»Gelt, Hermännle, ich weiß das Märchen noch gut und hab's doch schon an die fünfzehn Jahre nicht mehr erzählt. Ja, wenn meine armen Knochen so gesund wären, wie mein Kopf!«

»Und jetzt laß mich nur ein wenig verschnaufen. Ich weiß gar nicht, der böse Fluß hat sich mir heut Nacht so schwer auf mein Herz gelegt. Aber 's wird mir gleich wieder leichter werden. Wart' nur ein klein Bisl, guter Hermann!«

»Nein, Dorthele, hör' lieber jetzt auf, du kannst mir's ja morgen fertig erzählen! Komm, schlaf ein! Oder soll ich dir von dem Pulver geben? Sag', was kann ich dir noch thun?«

»O nichts, mein guter Sohn, ich dank' dir schön. 's ist mir schon wieder besser und wenn ich dir erzähle, vergess' ich meine Schmerzen viel leichter, als wenn ich so daliege und in mich hinein simulire. Ach, schlafen kann ich ja doch nicht. So hör' jetzt das Märchen nur zu Ende! 's ist ja gleich fertig.«

»Und nicht wahr, Dorthele, nun muß auch die schöne Prinzessin bald kommen; von der weiß ich nur mehr ganz dunkel. Sag', kommt sie jetzt?«

»Ei, Hermännle, was bist du so voll Ungeduld von wegen der Prinzessin? Schau, schau, was ich von dir nur denken soll!«

»Nichts, Dorthele, gar nichts, ich meinte ja nur, daß sie jetzt kommen muß. Denn wenn's was anderes wäre, hätt' ich dir's ja zu allererst gesagt.«

»Nun, das hoff' ich aber auch von dir. Also höre weiter:

»Und so ging's denn so fort, wie's eben so geht im Leben. Manchmal waren die guten Tage mehr und manchmal die schlechten, und gerade so war es in den zwei Kisten mit den goldenen und bleiernen Münzen. Aber wie nur das erste halbe Jahr vorüber gewesen, da wurde die silberne Kiste doch immer voller und die von Eisen immer leerer, und wie die letzten acht Tage kamen vor dem ganzen Jahr, da zählte der Königssohn gar ängstlich noch einmal alle Stücke und da fehlten nur acht Münzen von Gold und acht von Blei waren noch übrig. Und da warf er sich in seiner Kammer auf die Knie und betete gar voll Inbrunst, daß nur kein einziger Tag mehr ein schlechter werde und auch noch die acht bleiernen Münzen in acht goldene sich verwandeln möchten. Und so war es gerade der Jahrestag, daß der Königssohn wieder mit Beilen und Sägen beladen sich im Walde auf den Heimweg machen wollte und in seinem Herzen ganz jubilirte, weil er nun auch diese letzte Woche ganz absonderlich fleißig und gehorsam gewesen. Da war sogar das böse Weib ganz still geworden und ihr Auge sah ihn auf einmal so lieblich an, daß ihm vor diesem lieben Blick in dem alten Gesichte ganz angst geworden und auch wieder so gar wohl dazwischen. Und plötzlich fing in den alten Bäumen ein Brausen an und die Holzhauerleute, die vergingen vor ihm wie purer Nebel und die Beile und Sägen waren von

seinen Schultern weggeblasen. Statt seinem groben Linnenkleide trug jetzt der Königssohn auf einmal ein feines, rosenrothes Gewand. Das hielt ein goldener Gürtel zusammen. Und sein geschorener Kopf hatte wieder lange Locken. Darauf lag ein grüner Kranz. Und aus dem Walde trat auf einmal wieder der mächtige Zauberer, der Pathe des Königssohnes. Und der hielt eine blutjunge Prinzessin an der Hand. Die war so wunderschön, daß man's gar nicht beschreiben kann; da ward der Königssohn inne, an dem nämlichen lieben Blick, wer vorher das böse Weib gewesen, und der Zauberer sagte jetzt zu ihm: Heil dir, mein allerliebstes Pathenkind, dein Probejahr ist glücklich zu Ende. Nun sollst du auch zum Lohn dafür diese schönste Prinzessin im ganzen Lande zur Frau bekommen. Und sie wird dich über die Maßen lieb haben. Denn dein Fleiß und Gehorsam hat sie von dem Zauber eines bösen Geistes erlöst. Jetzt nimm sie hin!«

»Ach, Hermännle, jetzt bin ich aber doch ein Bisl müd und die Zunge ist mir völlig trocken geworden. O laß mich ein wenig trinken!«

»Gewiß, recht gern, Dorthele! so ein frischer Trunk wird dir gar wohl thun.«

»Frisch? O lieb's Hermännle, der Wächter hat ja vorhin schon drei geblasen und um neun Uhr ist das Wasser heraufgekommen. Aber 's ist doch immer besser, wie gar keines.«

»Nun versuch's nur, vielleicht ist es doch noch frischer als du meinst. So, nun komm! mit der rechten Hand heb ich dir das Kopfkissen auf und mit der linken halt' ich dir

das Glas an den Mund. So sind wir zwei ja schon lang miteinander einexerciert. Siehst du, jetzt geht's ja schon. Nun trink nur recht, Dorthele!«

»Axh wie das wohlthut in den trockenen Mund hinein bis hinunter aufs Herz! Und wahrhaftig frisch, wie vom Brunnen! Herr Jesus, Hermännle, du hast doch nicht am Ende das Wasser erst vom Hof heraufgeholt und ich hab's im Schlafe gar nicht gemerkt? Ach, das wär' doch tausendmal zu viel!«

»Ei wo denkt du hin? Das wird der Zauberer im Märchen gethan haben. Und nun erzähl's auch schnell zu Ende! Aber nur ganz kurz, daß ich nur den Ausgang weiß.«

»O, jetzt könnt' ich noch eine ganze Stunde lang weiter erzählen, so wohl hat mir dein frisches Wasser gethan. Gott vergelt' dir's auch tausendmal! – Also das war der Schluß: Und wie der Zauberer nun so zum Königssohn geredet hatte, da brauste es noch einmal durch den Wald und da waren auch die Bäume wie Dunst vergangen und das alte Zauberschloß stand wieder da, nur noch viel prächtiger wie vor einem Jahr. Und die zwei Brautleute gingen hinein. Und danach hörte man drinnen Orgelspielen und Singen dazu – das war die Hochzeit.« –

»Hermännle, jetzt kann ich aber wirklich nimmer weiter. – Gott, wie mir der Odem ganz ausgeht … Und, wenn sie nicht gestorben sind – so leben sie heut noch – Herr Jesus Christus, bekomm' ich eine Angst, erbarm' dich meiner! Heilige Mutter Gottes, bitt' für mich! – O alle Heiligen steht mir bei! – Ich sehe ja gar nichts mehr – Luft – Luft!«

»Dorthele, um Gotteswillen, soll ich nicht den Herrn Dechant holen?«

»Nein, nein, nicht fortgehen! der Herr Dechant hat mir erst heut Morgen unsern Herrgott gebracht. O Hermännle, nicht fortgehen – bei mir bleiben!«

»Aber den Vater und die Mutter laß mich nur schnell rufen! Ich bin ja gleich wieder da.«

»Nein, laß sie doch schlafen, Hermännle! Geh' nicht fort, leg' deinen Arm mir um den Kopf! So – ich dank' dir schön – o so ist es gut – jetzt vergeht die Angst schon wieder – o daß doch du bei mir bist – du guter, barmherziger Bube! – O bete mit mir! – Ach Herr Jesus! Heilige Mutter Gottes! Siehst du? – Jetzt kommen sie – sie holen mich – o wie schön – wie prächtig – ach, Hermännle! . . .«

Noch ein langer, tiefer Seufzer – und sie lag in seinem Arm, wie er einst in ihrem. Und wie sie seine Augen einst zum Schlummer eingesungen, so drückte er nun die ihrigen zu zum ewigen Schlafe. Dann ließ er sie aus seinem Arme sacht aufs Kissen niedersinken und drückte ihr den Abschiedskuß auf ihre welken Lippen, die ihm noch vor dem letzten Verstummen dieses schöne Märchen erzählt, die er noch vor dem letzten Vertrocknen mit frischem Wasser erquickt.

Dann sank er an ihrem Bette hin und weinte die bis jetzt bittersten Thränen seines ganzen jungen Lebens. Als dann nach einer Viertelstunde die von Hermann aufgeweckten Eltern am Bette der Dorothee standen, da nahm Vater Stark ihre Hand in die seine und sagte:

»Gute, treue, selige Dorothee! Wenn sie mich auch hier auf Erden nicht mehr hören kann, so hört sie mich vielleicht dort oben im Himmel. Und so dank' ich ihr noch tausend und tausendmal für Alles, was sie in fünfundvierzigjähriger Treue an uns und vor Allem an unserm Kinde gethan. Sie ruhe in Frieden und die ewige Seligkeit sei jetzt ihr himmlischer Lohn für all' ihre irdische Treue!«

Dann wendete er sich ab und hielt die Hand vor die Augen. Aber man sah es doch, wie schmerzlich er weinte.

Und jetzt legte Mutter Rosalie die Hand auf ihre schon eiskalte Stirne und sprach mit innigster Wehmuth:

»O daß ich ihr doch nicht beistehen konnte in der bittersten Todesnoth. Wie so gerne hätte ich es gethan! Aber jetzt will ich an ihrem todten Leib ihr noch so viel Liebes erweisen, als ich nur kann. Und nur meine Hand soll sie berühren, bis sie zur letzten Ruhe bereit im Sarge liegt. Dorothee, wenn ihr's in ihrem jetzigen, ewigen Leben möglich ist, so bleibe sie uns auch jenseits so treu, wie einst hienieden, und bete sie da droben für uns, wie wir jetzt da unten für sie.«

Und die Drei knieten nieder und beteten. Der Vollmond beschien mit mildem, verklärendem Glanz die todte Dorothee, und sie lag da wie in einem schönen Traume. Aller Schmerz war auf ihren Zügen vergangen. Und droben im Himmel, glaube ich immer, da standen zur selben Stunde auch nun dem seligen Geiste der entschlafenen Märchenerzählerin zwei Engel zur Rechten und Linken. Der Eine trug die silberne Kiste, und der Andere die

von Eisen. Und die erste war in diesem letzten, gottergebenen Dulderjahre ganz voll von goldenen Münzen geworden und die von Eisen, darin einst manche bleierne gelegen, die war nun völlig leer.

Noch am Abend des Sterbetages trug die Leichenfrau folgenden Todtenzettel in mehr als hundert Häusern herum:

»Heute Nacht verschied nach einjährigem, gottergeben getragenem Leiden und in treuem Glauben an ihren Erlöser, der sie noch am Tage ihres Heimganges gnädig gestärkt hatte, ein treues und vielgeliebtes Mitglied meiner Familie, die ehr- und tugendsame

Jungfrau *Dorothea Halbmeier*

im ehrwürdigen Alter von vierundsiebzig Jahren, von denen sie fünfundvierzig in ununterbrochenem, treuestem Dienste in meinem Hause verlebt hatte. Ich zeige diesen schweren Verlust meinen hochverehrten Freunden und Bekannten voll Wehmuth an und wage sie hiemit herzlichst einzuladen, kommenden Dienstag um drei Uhr dem Sarge der edlen Verblichenen das letzte Geleite zu geben, zum lauten Zeugnisse dafür, daß man auch noch in unserer Stadt ohne Unterschied des Standes die leider immer seltener werdende Tugend anhänglicher, opferwilliger Dienstestreue zu ehren freudig bereit ist. Insbesondere lade ich alle hiesigen braven Dienstmägde ein,

dem Sarge ihrer musterhaften Mitschwester nachzugehen, zum Zeugniß, daß sie ihr auch nachfolgen wollen auf dem Wege ihrer treuen, erprobten Dienstbotentugenden, wofür sie nun sicherlich im Himmel ihren ewigen Lohn empfangen hat. Ich wenigstens lebe des festen Glaubens, daß, während wir dem verweslichen Leibe dieser weiland niedrigen Dienstmagd das letzte Geleite geben, ihr seliger Geist jenseits im ewigen Reiche Gottes einen sehr hohen Rang einnimmt. Bloß in dieser Ueberzeugung habe ich es auch wagen können, die Honoratioren unter meinen Freunden und Gönnern zu diesem Leichenbegängnisse ergebenst einzuladen. Und ich sage im Voraus schon jedem Einzelnen, der meiner Bitte nachkommen will, meinen und meiner Familie innigsten Dank.

Der Verlebten betrübter Dienstherr,
Rechtsanwalt Dr. Christoph *Stark*
mit Frau und Sohn.«

Am Dienstag gegen drei Uhr füllte sich der Rittersberg immer dichter von Leidtragenden der verschiedensten Stände. In einem großen, abgesonderten Haufen hatte sich die ehrsame Bürgerschaft versammelt, und auch der ärmste Handwerker und Taglöhner fehlte nicht in seinem abgetragenen Feiertagsrock. In einer zweiten überaus zahlreichen Gruppe nebendran standen die Bürgerfrauen und Dienstmägde meist in Trauerkleidern. Aber siehe hin, dicht vor der Treppe des Erkerhauses haben sich auch die Honoratioren der Stadt aufgestellt, so viel

sie deren aufzuweisen hat im Beamten- und Kaufmannsstande. Sogar die zwei höchsten Spitzen der hiesigen Justiz, und Verwaltungsbehörde, der Tribunalpräsident und Bezirksamtmann, kommen jetzt mit dem vollsten Bewußtsein ihrer Amtswürde herangeschritten. Dem fatalen Todtenzettel Vater Starks, in dessen Einladung er in so zarter Weise an ihre christliche Demuth appellirte, wollten doch auch diese Beiden nicht, so wenig wie die anderen Honoratioren, durch ihr Nichterscheinen einen stadtkundigen Protest entgegensetzen, wenn es auch das erstemal gewesen war, daß sie in ihrer so hohen Stellung dem Sarg einer niedrigen Dienstmagd nachgingen.

Jetzt kommt der Todtenwagen angefahren. Aber nicht der gewöhnliche, schmucklose, für solche, die im Leben dem zweiten und dritten Stand angehörten. Nein, der mit den vier vergoldeten Engeln ist es, der nur die Vornehmsten zur letzten Ruhe führt; und die zwei mit schwarzem Tuch behangenen Rappen tragen an den Köpfen denselben schwarzen Federbusch, von dem umweht sie erst vor vier Wochen den Bürgermeister hinausgezogen haben. Ein Fremder, den gerade sein Weg über den Rittersberg führte, was sollte der anders denken, als daß aus diesem stattlichen Erkerhause jetzt der Sarg des Vaters, der Mutter oder des Sohnes herausgetragen würde? Aber du, lieber Begleiter, du weißt es, es ist nur die alte Dorothee; und du schüttelst nicht bedenklich den Kopf darüber, ob das nicht zu viel für sie der letzten Ehre sei. Du weißt ja zu gut, was sie diesem Hause im Leben gewesen war.

Und horch, vom Münster schlagen jetzt die Glocken zusammen, wie bei einem hohen Festtage. Nun wird die verstummte Märchenerzählerin ihr altes Haus sogleich für immer verlassen. So komm auch du noch einmal herein! Noch steht auf dem Gange der offene Sarg. Der Dechant mit seinen zwei Kaplänen hat so eben das letzte Gebet gesprochen. Die letzte Weihrauchwolke verduftet. Vater Stark, Mutter Rosalie und Hermann knieen noch vor der seligen Dorothee. Wie diese so friedlich daliegt im schwarzseidenen Sterbemantel, einen Myrthenkranz um das weiße Haar, und denselben Rosenkranz um die Finger geschlungen, mit dem sie einst in ihrer Augustinusmesse für Hermanns Examen unter solchen Schmerzen gebetet hatte: Das Alles war von ihrer barmherzigen Herrin mit eigener Hand an ihr gethan worden zum letzten Liebeswerke. Aber den Epheukranz auf ihrem Herzen, den hatte ihr Hermännle selber von einer Wand der Kaiserburg, daran er noch in wenigen Schlingen hinanrankt, zusammengebunden, als Sinnbild seiner dahingegangenen Kindheit, in der sie ihm einst an der alten Stadtmauer jenes Märchen vom Königssohn erzählt und er dabei den guten Geistern seiner Kindheit gelauscht hatte.

Jetzt erheben sich alle Drei zum letzten Blick auf sie, zum letzten irdischen Abschied. So thu' auch du deßgleichen, lieber Begleiter! Ich weiß, auch du hast sie ja ein wenig lieb gehabt. Und ich, du gute, treue Dorothee, auch ich sage dir jetzt Lebewohl, und auch mir geschieht

jetzt weh dabei, daß ich nun nimmer weiter von dir erzählen kann. Warst du mir doch stets ein so willkommenes Bild in meinen Familiengemälden vom Erkerhause!

Doch ich sehe den Sargdeckel erheben. Man trägt sie hinaus. Der Leichenwagen wird geschlossen. Vater und Sohn Stark folgen dicht hinter dem Sarge in tiefster Betrübniß. Hermann geht dem Vater zur Rechten und weint so bitterlich, als ob er dem Leichnam seiner eigenen Mutter folgte, die droben selber in Thränen aufgelöst am Erkerfenster kniet. Selbst der Onkel Philipp geht längst bekehrt hinten drein und denkt für sich: »wie haben sie doch recht gehabt! Nun ist es ganz so gekommen, wie sie mir damals gesagt haben. Es war mit der Dorothee doch kein Fegfeuer. Und jetzt haben sie sich noch obendrein mit ihr ein Stück Himmel verdient.«

Ein dem Sarge vorangehender Sängerchor singt einen ergreifenden Grabgesang in das Geläute der Glocken. Aus allen Fenstern schauen Neugierige herunter. Doch gar bald ergreift sie seltsame Rührung über diesen großartigen Leichenzug der alten Dorothee, der ihr einstiger Pflegling in so edlem Schmerze hinter dem Sarge nachgeht.

Und so war, wie einst in ihrem Leben, so nun auch nach ihrem Tode buchstäblich an ihr in Erfillung gegangen, was ihr einst Vater Stark, dieser wahrhafte Christ im Geist und in der Wahrheit, vor vielen Jahren versprochen hatte:

»Und so lang ihr ein treues Auge offen steht in gesunden und kranken Tagen, o wir wollen sie schon recht gut

pflegen. Und nur aus meinem Hause soll sie auf den Gottesacker hinausgetragen werden mit allen Ehren, wie Eines von unserem Stande. Ja wohl, die ganze Stadt soll einmal sehen, was ihre Herrschaft auf sie gehalten hat, weil sie ein so treuer Dienstbote war. Und all' die anderen sollen sich's zum christlichen Exempel nehmen. O ich will ihr schon vergelten, was sie an meinem Kinde Gutes thut, im Leben und im Tode, so wahr der liebe Gott auch mir einst möge barmherzig sein!«

IV. Aus der Briefmappe.

Hast dir mir's auch nie mit Worten gesagt, lieber Begleiter, ich habe doch gar oft deine Gedanken errathen, daß, während ich dir von des einen Freundes überglücklichem Leben auf der Hochschule so viel erzählt, dich auch gerne hättest erfahren mögen, wie's wohl dem andern ergehe, den das Schicksal in die holländische Fremde hinausgestoßen hatten sie sich doch bei ihrem Abschied im heimischen Reichswalde so fest versprochen, sich recht oft zu schreiben, »durch weite Länder getrennt und doch im engen Herzen beisammen.« Und nicht einen einzigen Brief ließ ich dich bis daher noch lesen, daß du fast hättest argwöhnen können, diese ganze ideale Jugendfreundschaft sei wieder zerronnen, wie eitler Dunst im Winde. – Und ich weiß auch weiter: wie manchmal dachtest dir zurück an jenes Hinterhaus in der Schustergasse, und die darin gläubig harrende Braut! Auch von dieser erzählte ich dir bis heute kein weiteres Wort. Glaubst du am Ende gar, auch diese zwei bräutlichen Herzen hätten

von der angelobten Treue gelassen, wie da oft so geht mit Liebesschwüren? – Nun verarge mir nicht dies lange Schweigen! Ich habe nicht leicht anders gekonnt, und jetzt will ich Alles wieder gut machen. Ein ganzer Stoß von Briefen liegt vor mir. Und vermag ich auch nicht alle dich nachlesen zu lassen, die wichtigsten darf ich dir doch nicht vorenthalten. Ich hoffe ja, daß, wenn auch manche vor Jahren schon geschrieben sie für deine Theilnahme dennoch nicht ganz veraltet sind.

»In der Praxis,« habe ich diesen Abschnitt des deutschen Lebens überschrieben. Nun wohl, du weißt ja schon auch Hermanns Trinkspruch nach seinem ersten Morgen auf dem Bezirksamte, daß ich unter dieser »Praxis« eine doppelte verstehe: die auf der Amtsstube, und die Praxis des Lebens. Nun höre aus diesen Briefen, in welcher Weise der andere Freund in dieser letzteren sich eingeschult und vervollkommnet hatte.

Der erste Brief lautete mit Uebergehung des Einganges:

Utrecht, den 12. November 1838.

Mein liebster, bester Hermann!

Mein tapferer, ehrenfester Ritter!

. . . . . Wirklich wie ein frischer Frühlingshauch aus deutschem Walde weht dein Wort mich an in der Oede meiner holländischen Wintereinsamkeit. Erkannte ich doch in jedem Worte dein, nur für das Edle glühende und das Gemeine hassende Herz! Und immer frohlockte ich aufs Neue in meiner armen Dachstube: »und ich bin sein Freund, sein ältester und bester auf der ganzen Welt!« –

Wie hast du die Eintönigkeit meiner hiesigen Erlebnisse wieder bereichert! Dieser ehrliche Berggirgl und der alte Vater Hans, welche kernige deutsche Gestalten! Und wieder dieses liebe Schwesternpaar, Annemarie und Evchen! O, Alles hab' ich mit dir im Geiste noch einmal durchlebt! Ich saß mit dir im Tannenwald und las noch einmal deines theuersten Vaters Abschiedsbrief, der mich schon das erstemal so hoch erhoben hatte. Ich grollte mit dir über diesen rohen Volkmann, der ihn so schnöd entweiht. Mit hochklopfendem Herzen stand ich mit dir auf der Mensur, und saß wieder vor deinem Bett im kleinen Austräglerstübehen. Wahrhaftig, wie hätte ich geglaubt, daß ein Duell mich so begeistern könnte? Du weißt, wie oft wir darüber ehrlich gestritten haben, und auch noch heute bin ich im Principe sein erklärter Feind. Es ist nach meiner Ansicht ein unberechtigtes Ueberbleibsel einer längst überwundenen Barbarei, und steht im grellsten Gegensatze zur Humanität und Geistesbildung des neunzehnten Jahrhunderts, das sich so sehr dieser hohen Menschengüter rühmt. Aber dennoch, ich kann es nicht läugnen, liegt über dem von dir bestandenen Duell und seiner Veranlassung ein so frischer Duft von Sohnesliebe und ritterlicher Poesie, daß ich mich unmöglich hinter meinen Principien verschanzen und ihn von meinem Herzen abwehren konnte. Also noch einmal: Heil dir, mein tapferer, ritterlicher Held und treuer Sohn! – Vor diesem concreten praktischen Falle strecke auch ich die theoretischen Streitwaffen eines obscuren Theologiekandidaten

..... Aber jetzt muß ich ein wenig ernstlich mit dir grollen, so hart mich dies auch ankommt, denn der ganze Zug meines Lebens zu dir ist ja nur Liebe. – Da kommt vor drei Tagen ein Paket mit fünfzig Gulden an mich, ohne jedes Begleitschreiben und die Adresse von mir völlig unbekannter Hand. Doch der verrathende Poststempel? – Liebster Hermann, warum hast du mir das gethan? O gewiß nur in der besten, edelsten Meinung, denn eine andere hat ja keinen Platz in deinem Herzen. Und glaube mir nur, es hat mich deine Großmuth, eben weil sie so herzlich gemeint gewesen, doch auch wieder innig gerührt. Aber ich besinne mich vergebens, wo ich dir dazu in meinem letzten Briefe Anlaß gegeben hätte. Wohl schrieb ich dir umständlich genau, wie ich mein kleines Stipendium auf jedes Bedürfniß des Tages eingetheilt, und als welch' geschickter Haushälter ich Einnahme und Ausgabe in harmonischen Einklang gebracht habe. Aber, mein Liebster, warum habe ich dir das Alles so genau vorgerechnet? Einzig nur deßhalb, damit deine Besorgniß um meine pekuniäre Existenz, die in deinem Briefe so sichtlich durchschimmerte, gründlich und für immer verschwinden möge. Habe ich zudem dir nicht ausdrücklich versichert, daß auch meine lange Pfeife, diese unentbehrliche, traute Freundin meiner einsamen Gedanken, die mit mir studirt und meditirt, daß auch diese von dem Tabakfabrikanten, bei dem ich eine lateinische Stunde gebe, überreich und aufs allerfeinste versorgt wird? – Und in der scherzhaften Art, mit der ich dir das schrieb,

stak gewiß noch überdies der ganze Humor meiner Zufriedenheit mit wenn auch knappen, so doch zum Glück eines bescheidenen Menschen hinlänglich ausreichenden Mitteln. – Also ernstlich grollen muß ich mit dir wegen dieser mysteriösen Geldrolle. Und so vernimm nun den Ausdruck meines vollen Zornes! Das Feuer wandle dies dein Geschenk in deiner eigenen Hand zu Asche, und aus deinem eigenen Munde quelle der Rauch hervor! Lautet das nicht ganz fürchterlich? Aber so sei's! Beim Gott Vulkan hab' ichs geschworen. Und also, mein liebster Hermann, bist du wohl so edeln und bußfertigen Herzens, und rauchst zu deiner Strafe diese beifolgende Kiste feinsten Portoricos, wie er in Deutschland gar nicht zu haben ist; und denkt bis zur völligen Besänftigung meines gerechten Zornes bei jeder Wolke, die deinem lieben Mund entwirbelt, an unsere Freundschaft, die nie und nimmer in Rauch vergehe, sondern felsenfest fortwähre bis ans Ende unserer Tage. Nach diesem drakonischen Urtheilsspruche schaue ich dir schon wieder ganz besänftigt in deine großen, treuen Augen, als dein glücklicher Freund, dem du fortan nie was Geringeres schenken mögest, als deine Liebe, um die für sein ganzes Lehen dich bittet, dein dich herzlich küssender, mit seinem Schicksal völlig zufriedener

Theodor.

P. S. Wenn ich nur von meinem liebsten Vater bessere Nachrichten hätte! Aber ich fürchte mich anfangs vor jedem neuen Brief und bin mir oft selber böse, daß ich

noch so ruhig sein kann, und gar wie heute Scherze niederschreibe. Doch Gottes heiliger Wille geschehe an ihm und mir! Ich bin ergeben und aufs Schlimmste gefaßt.

Theodors Befürchtung ging auch schon nach wenigen Wochen in Erfüllung. Nachfolgender Brief möge dir Alles sagen!

Utrecht, den 10. Januar 1839.

Mein innigst geliebter Hermann!

Wie danke ich dir herzlich genug für dein erhebendes Trostwort, an dem sich mein tiefbetrübtes Herz wahrhaft erbaut und erquickt hatte! O wie empfand ich es da wieder so tief, was dem Menschenherzen ein treuer Freund sei, wie du mir einer bist! Welch' kostbarer Schatz, den sein noch so großer Reichthum an irsischen Glücksgütern ersetzen kann! – O liebster Hermann! Daß doch mein seliger Vater in seinem Jenseits deine Worte noch vernehmen könnte, wie würde er in seinem Geisterreiche droben unsre Freundschaft hier unten noch einmal segnen. Ach ja, du hast ganz Recht – und das bezeugte mir wieder, wie wahr und tief du mit mir empfindest – es war wohl noch das Allerhärteste für mich, daß ich nicht an seinem Sterbebette stehen und ihm nicht die treuen Augen zudrücken durfte, die seinem ganzen Hause und meinem Herzen so sorgliche Wächter gewesen. O mögen das meiner Mutter und meinen Geschwistern Weihnachtstage gewesen sein! Da die ganze Welt sich der Geburt des

Heilands freute, betrauerte mein armes Elternhaus einen gestorbenen Vater. Und ich war nicht dabei! – O nie habe ich noch nach Geld gejammert. Aber, daß ich auch nicht einmal so viel hatte, um zu meinem sterbenden Vater heimzueilen, über diese Armuth hätte ich doch blutige Thränen weinen mögen.

Doch, Gott sei tausendmal darum gelobt, mein Herz war dennoch bei ihm in der Heimath, und das seine kam zu mir in meine Fremde. Ach, höre nur!

Du weißt auch dem kleinen Blatte, das ich dir nach unserm Abschied im Reichswalde noch in die Hand gedrückt, wie ich mein Geheimniß mit Elisabeth selbst meinen lieben Eltern verschweigen wollte. Aber wahrhaftig nicht aus Mangel an kindlicher Pietät. Nur unnöthige Besorgniß wollten wir ihnen unsertwegen ersparen. Mein Gott, es lag ja damals der glückliche Tag unserer Verbindung noch in so unendlicher, unbekannter Ferne. Aber es hatte sich doch Alles ganz anders gefügt. Und du sollst nun wieder der Erste und Einzige sein, dem ich außer meinem und Elisabeths Hause dieses neue Geheimniß anvertraue.

Als schon einige Wochen nach meinem Hiersein meine gute Mutter mich auf die Auflösung meines unvergeßlichen Vaters vorbereitete, da ließ mir mein Geheimniß Tag und Nacht keine Ruhe mehr. Die bittersten Vorwürfe, meinem todkranken Vater daheim so Wichtiges verschwiegen und mich selber dadurch um seinen letzten Segen betrogen zu haben, quälten mich von Stunde zu Stunde unerträglicher. Endlich beugte ich mich unter

die Macht meines mich verklagenden Gewissens. Voll Demuth schrieb ich Alles, Alles heim bis auf den geheimsten Gedanken, und bat mit aller Ehrfurcht eines reumüthigen Sohnes um Verzeihung für mein bisheriges Schweigen, und um den Vatersegen für mein späteres Leben mit Elisabeth. Mit Angst und Zittern harrte ich auf die Antwort. Denn du weißt, bei all' seiner unermüdlichen Sorge für uns war mein seliger Vater in seinem christlichen Hausregimente doch ein strenger Mann, namentlich in so zarten Gewissenssachen; am allerstrengsten aber gegen sich selber, das Haupt und Vorbild seiner Familie, an dem wir Alle nur voll heiliger Scheu hinaufschauten. Und nun denke dir, liebster Hermann: gerade am heiligen Weihnachtsabend, da ich so recht einsam und traurig in meiner dürftigen Dachstube an dem kleinen Fenster stand, und von dieser neidlosen Höhe über den Platz hinüber in einem reichen Kaufherrnhause den reich beladenen Christbaum funkeln sah, – da über diesem heimathlichen Bilde das ganze Heimweh über mein kummerschweres Herz gekommen, um meinen todkranken Vater, um Elisabeth, um dich und Alles, was ich verlassen mußte – in diesem Augenblicke klopfte es an meiner Thüre. Ich glaube, ich hätte keinen Blutstropfen gegeben, so arg schrak ich zusammen. Meinte ich doch nicht anders, als der Geist meines Vaters habe sich bei mir angemeldet. Erst nachdem das Klopfen sich wiederholt, rief ich ängstlich »Herein.« Und siehe, der Briefträger war's, und er brachte mir das heißersehnte Wort meines Vaters. Du kannst dir vorstellen, mein lieber Hermann, wie angstvoll das Herz

mir geschlagen, da ich den Brief eröffnete; mit welch' zagender Scheu ich Zeil' um Zeile las. – Aber da ich ihn zu Ende gebracht, sank ich auf meinen Stuhl und schlug die Hände vors Gesicht. Ach, war das ein räthselhaftes Gemisch von Thränen! Wie sollte man nur denken, daß sie aus einem und demselben Herzen hätten hervorquellen können! Thränen der Glückseligkeit und des Dankes, daß mein Vater so unsäglich edlen Herzens mir verziehen und mich mit Elisabeth gesegnet hatte, und wieder dazwischen Thränen unaussprechlicher Trauer, daß solch' ein Vater so bald mir sterben sollte, dessen helles Augenlicht noch so lange mir von Nöthen gewesen im Dunkel meiner verwaisten Armuth. Doch laß mich abbrechen von diesen Gedanken! Es geschieht mir zu weh' dabei. Und wie du mir vor wenig Wochen deines Vaters herrlichen Abschiedsbrief wortwörtlich mitgetheilt, so schicke ich dir nun auch des meinigen Scheidewort, aber ach sein allerletztes auf dieser Erde:

Es lautete:

Am 19. Dezember im Jahre unseres Herrn 1837.

Mein braver, guter Sohn!

Meine Hand zittert und auch mein Herz; diese vor Schwäche, das so vor Wehmuth, wie vor Freude. Denn mein Sterben ist nahe und du, mein Sohn, bist weit. Doch nur dem Leibe nach, dein Geist aber ist bei mir und er thut mir wohl in meinen letzten irdischen Tagen. Du hast als treuer Sohn dein Herz mir aufgeschlossen, und bittest mich, ich solle verzeihend die Schwäche dir nachsehen, daß du's nicht eher gethan. Es ist dir verziehen. Denn

du dachtest dabei nichts Böses, und bist mir alle Zeit ein guter Sohn gewesen, so wie dein Wandel unablässig vor dem Auge des Herrn bestehen konnte. Und auch von ihr, die dir dir im Herzen zum künftigen Eheweib erkoren, weiß ich einzig nur Gutes und ihr Leben dünkte mir nach Gottes Vorschrift bestellt zu sein, sowie ihre ganze Art mir immer wohlgefallen in Wort und That, in Zucht und Fleiß. Nicht minder auch ihr Haus, darin sie groß geworden, befand ich stets nur von Gottes Geist durchweht, arm an irdischen Gütern, aber an himmlischen wohl versorgt. So will denn abermals die Armuth mit der Armuth sich vermählen. Wie's der Vater gethan, so nun auch der Sohn. Das ist nun eben nicht nach der Menschen, so doch nach Gottes Sinn. Und so ich von euch treulich hoffen darf, daß Gottesfurcht und Herzensreinheit, demüthig Genügen und sparsamer Fleiß in euer Haus einst mit eurer Armuth einziehen, und ihr treue Genossen verbleiben wollen, so ich zurückschaue auf mein eigenes Haus, arm gewesen und an Gottes Segen so reich geworden, wie sollte ich da nicht meine zitternde Vaterhand jetzt erheben, um euch Beide nach deiner ehrfurchtsvollen Bitte vollauf zu segnen?

Aber noch eine gar ernstliche Mahnung, mein Sohn! Es thut nicht gut, daß solch' ein Geheimniß sei zwischen Eltern und Kindern, sei es in schlimmer Absicht, sei's in guter. Denn es verstößt gegen Gottes Gebot, das da befiehlt, Vater und Mutter zu ehren. Aber nur des Kindes Vertrauen ehret sie, und nicht das Heimlichthun. Du hast es ja selber jetzt in deinem Herzen erkannt, und danke Gott

dafür! noch zur rechten Stunde, bevor mein Ohr völlig taub und mein Mund völlig stumm geworden. Der lauernden Rotte später anstürmender Vorwürfe hast du jetzt weislich den Weg abgeschnitten. Drum, mein Sohn, trage nun auch ernstlich Sorge für die, mit der du dereinst werden willst ein Leib und eine Seele, daß nun auch diese als unterthänige Tochter ihren Mund aufthue vor der Mutter, wie du's als gehorsamer Sohn gethan vor mir, und schicke ihr meinen Segen vor'm Sterben, damit sie mit dir im Leben gesegnet sei!

Ich hoffe, mein Sohn, da in vier Tagen der Erdkreis den als Kindlein zur Welt gekommenen Herrn Christum Jesum feiern wird, soll auch dieses mein Segenswort in deinem Herzen seine Einkehr feiern. Es sei das Christgeschenl deines Vaterhauses, also kostbar, daß kein anderes daneben bestehen kann. Denn wie weiß ich, ob es nicht auch mein letzter Abschied ist? Die Zeichen des nahenden Todes mehren sich immer bedenklicher an meinem sterblichen Leibe. Und nur meine Liebe zu deiner unsterblichen Seele hat noch meine Schwäche zum Schreiben dieser Worte gekräftiget. Sie seien dir durch all' deine Tage ein zeugendes Unterpfand dafür, mit welcher Treue ich dich geliebt. Und hörest du von meinem Sterben, so betrübe dich darüber nicht allzusehr! Thue vielmehr du mit Elisabeth nach meinem letzten väterlichen Rathe: Trauert, als ob ihr euch freuen, und freuet euch, als ob ihr trauern möget! – Trauere, daß ich von euch geschieden, aber freue dich, daß ich zum Herrn gekommen, in dem ich gelebt und auch sterben werde. Ich fürchte den

Tod in keinerlei Weise, denn ich habe lebend immer den gefürchtet, so den Tod überwunden und in seliges Leben ihn verkehret hat. Und ebenso, mein Sohn, freue dich deiner reinen Liebe zu Elisabeth, aber heiliger Ernst geselle sich zu deiner Freude, daß sie nicht ausarte in sinnliche Lust, so vor den Augen Gottes nicht bestehen kann. Freue dich deiner zukünftigen Freuden, so dein späterer Ehebund dir wird bescheren! Aber auch schon jetzt trauere ob all' der Trübsal, die auch eurem Leben nicht mag ausbleiben. Denn Menschenleben hat Freud' und Leid, und wer weiß, in was ihr reicher werdet oder ärmer. So ihr aber euch immer freuet, als ob ihr trauern, und immer trauert, als ob ihr euch freuen möget, wird zuletzt doch Alles nur ewige Freude sein. So lerne diese Worte deines Vaters begreifen! Sie haben meiner eigenen Trauer und Freude allezeit weises Maß verliehen. Und auch an euch mögen sie sich bewähren. – Und nun lebe wohl! Meine Hand versagt den Dienst. Mein Auge wird matt. Aber mein Herz wird dich gleich mächtiglich lieben bis zu seinem letzten Schlage. Ich segne dich und Elisabeth im Namen unseres dreieinigen Gottes, der mir im Sterben möge seine Barmherzigkeit erweisen, und euch im Leben seine Gnade. Das ist vielleicht das letzte Wort deines nach irdischer Vollendung und himmlischem Erbtheil verlangenden, in den Willen des Herrn demüthig ergebenen, und dir übers Grab hinaus ewig getreuen Vaters

Gottlieb *Faber.*

So, liebster Hermann, sprach mein sterbender Vater zu mir. O waren das nicht goldene Worte? Und solch' ein

Vater mußte mir sterben! Aber auch meine gute Mutter schrieb mir unendlich lieb, wie ihr ganzes Wesen. Könnte ich dir nur jedes Wort davon mittheilen! Aber wann käme ich dann zu Ende? Nur *einen* Satz ihres Briefes höre noch schnell:

»Dein treues Wort, mein guter Sohn, darin du dem Vater und mir dein Herzensgeheimniß so gewissenhaft gestanden hast, danken wir dir Alle, deine Eltern wie deine Geschwister. Denn du hast deinen armen Vater noch vor dem Sterben um ein paar glückliche Stunden reicher gemacht, und deine kindliche Unterthänigkeit und Liebe strahlt wie ein tröstender Stern in das Dunkel seiner Leiden. Diese Wohlthat eines Sohnes an seinem sterbenden Vater geht dir sicher nie und nimmer verloren.«

Gott, wie war mir doch an jenem einsamen Weihnachtsabend mit diesem Christgeschenke! Bald hätte ich über den Platz hinüber jubeln mögen: O ihr reichen Leute da drüben, ich habe doch ein noch viel kostbareres Christgeschenk erhalten, als ihr euren Kindern zu schenken vermochtet – den letzten heiligen Vatersegen für mich und meine Liebe. Und wieder hätte ich verzagend hinsinken mögen. – Ach laß mich schließen! Was soll ich auch dir das Herz schwer machen? Es wird mit Gottes Hilfe schon Alles recht werden. – Gehorsam dem Willen meines Vaters habe ich nun auch der Frau Professorin Moser unser Geheimniß vollständig anvertraut, und ihr den Segensbrief des Seligen mitgeschickt. Ich harre täglich sehnsüchtig auf Antwort. O daß nur auch diese mir die Gewißheit meines heißesten Verlangens bringe!

Aber ich hoffe darauf mit aller Zuversicht des Herzens, das sich nur der reinsten Gesinnung und lautersten Redlichkeit bewußt ist. Nun komm, mein Liebster, gieb mir einen Kuß, und wie mir's auch noch ergehe, bleibe fort und fort der treueste Freund deines dich zärtlich liebenden, dir unwandelbar anhänglichen

Theodor.

Und auch diese Antwortsbriefe sollst du noch lesen, lieber Begleiter! Ich hoffe, auch sie sollen dir willkommen sein. Bilden sie doch den Wendepunkt von Theodors ganzem Leben!

Utrecht, am 25. Januar 1839. Morgen 7 Uhr.

Mein herzlich Geliebter!

An mein Fenster hat der kalte Nachthauch wunderschöne Eisblumen hingezaubert. Wie bald werden sie wohl von dem Kaminfeuer meines Dachstübchens wieder zerronnen sein! Aber auf meinem Tische liegen zwei andere Blumen, die sind vorgestern Abends, als ich schon längst vor meiner Studirlampe saß, in meine Einsamkeit hereingeschneit, und die leuchten so schön und duften so süß, daß man meinen sollte, draußen prange die ganze Welt im Frühling. Kannst du wohl errathen, auf welch' liebem Boden diese Blumen aufgegangen sind? – O gewiß! und auch du sollst dich an ihnen erfreuen. Aber nur noch ein klein wenig Geduld, mein liebster Sturmwind! Erst mußt dir noch ganz ruhig auf eine ziemlich lange

Geschichte horchen! Zum Lohn für aufmerksame Geduld bekommst dir dann zuletzt auch diese schönen Blumen zu sehen.

Und nun höre, wie merkwürdig wohl für mein ganzes Leben!

Gestern Abend kommt zu meiner größten Ueberraschung ein reich gallonirter Bedienter auf mein Stübchen, und ersucht mich, sogleich mit ihm zu seiner Herrschaft zu kommen, dem Kaufherrn van der Straaten, der etwas sehr Wichtiges mit mir zu besprechen habe. Ich konnte mir natürlich gar nicht denken, was das nur sein könne, ging aber doch sogleich mit, nachdem ich nur noch schnell meinen Sonntagsrock angezogen hatte. Und denk' dir meine Ueberraschung! Der Bediente führte mich gerade über den Platz hinüber in jenes palastähnliche Haus, darin ich am Weihnachtsabend so verlassen und traurig den reichen Christbaum funkeln gesehen. Welch' seltsame Empfindung durchwogte da mein Herz, als ich die breite, mit kostbaren Teppichen belegte Marmortreppe hinaufstieg! Dann ward ich in ein so prachtvolles, mit allem Luxus der Welt ausgeschmücktes Zimmer geführt, wie ich in meinem Leben noch nichts Aehnliches gesehen. Und kaum hatte ich mich voll Staunen ein wenig näher umgeschaut, trat auch schon der Kaufherr mit seiner Frau, er eben so hager und ausgetrocknet, wie sie stattlich, aus einer Seitenthüre herein. Die Frau grüßte mich erst ziemlich freundlich, der Mann hingegen gar nicht. Gleich danach musterten mich aber Beide so kalten Blickes von oben bis unten, daß ich gar

nicht mehr recht wußte, wie ich nur dastehen sollte. Sei es nun, daß ich ihnen doch nicht so ganz mißfallen, oder sie mir meine Verlegenheit angesehen. Kurz, die Frau lud mich mit einemmale freundlicher, aber doch nur mit vornehmer Handbewegung ein, mich niederzusetzen. Der Kaufherr indessen sah kalt und trocken wie zuvor auf mich hin, und blieb mit verschränkten Armen am Kamine stehen, auch nachdem seine reich geputzte Frau auf ein kleines Sammtkanapee sich geräuschvoll niedergelassen, und ich in der unheimlichsten Stimmung den nächstbesten Stuhl in Besitz genommen hatte. Was wollen diese reichen Leute nur mit mir? dachte ich, und saß wie auf glühenden Kohlen, so eiskalt mich auch dieser ganze Reichthum sammt seinen unsympathischen Besitzern anfröstelte, hierauf setzte mir die Frau des Hauses in höchst gewandter, aber eben nicht gemüthlich klingender Geschäftsrede den Grund meines Hierseins folgendermaßen auseinander, und zwar in deutscher Sprache, mit kaum merklich fremdländischem Accente:

Sie heißen Theodor Faber, und sind ein deutscher Pfarrerssohn! So sind wir gewissermaßen Landsleute, denn auch meine Großeltern waren Deutsche und bei Cleve zu Hause. Der Herr Professor van Heeren hat Sie uns nun empfohlen als einen braven, fleißigen jungen Mann. Und da wir eines solchen bedürfen zum Privatunterricht unseres ältesten, vierzehnjährigen Sohnes, der hier das Gymnasium besucht, so bieten wir Ihnen bei uns die Hauslehrerstelle an. Die eigentliche Erziehung bleibt dabei völlig in meiner Hand. Also, wie gesagt: nur Hauslehrer sollen

Sie sein, und sich um weiter gar nichts bekümmern. Sie werden dabei zu Ihrem Collegienbesuche, wie sonstigen Studien, hinlänglich Zeit haben. Aber eine Bedingung, von der wir durchaus nicht abstehen, ist die, daß Sie während voller vier Jahre Ihren Zögling nicht verlassen, und sonach auch in den Ferien sein Begleiter bleiben, sei es nun auf einer unserer magnifiquen Villen, oder auf Reisen, was Alles noch nicht so bestimmt vorausgesagt werden kann. Dafür genießen Sie in unserem Hause, wie auf Reisen, natürlich völlig freie Verpflegung, und dann ein Jahrgeld von fünfhundert holländischen Gulden. Sie sehen daraus, wir machen wenig Ansprüche, und zahlen dennoch sehr splendid. Und so dächte ich, da mir der Professor van Heeren auch gesagt, daß Ihr Vater vor Kurzem gestorben sei, und Sie bloß auf ein kümmerliches Stipendium von ein paar Hundert Gulden angewiesen sind, daß Ihnen mein Anerbieten auch in jeder Hinsicht convenabel sein dürfte. Abgesehen davon, daß Sie bei uns natürlich materiell eminent gut leben, könnten Sie sich in diesen vier Jahren auch außerdem ein ganz nettes Sümmchen zusammensparen, das Ihnen bei Ihrer einstigen Rückkehr nach Deutschland wohl mehr als gut zu Statten käme. Ueberdies genießen Sie bei uns noch den weiteren Vortheil, auf Ihren Reisen gar manches Stück von der Welt zu sehen, wovon ein deutscher Landpfarrer wohl nur sehr selten einen Begriff bekommt. Haben Sie endlich Talent und Lust, sich in neueren Sprachen auszubilden, so ist Ihnen in unserem Hause jede Gelegenheit

hiezu geboten, da außer dem Holländischen, Französischen und Deutschen in unserer Familie auch noch englisch und italienisch auf dem Comptoir gesprochen wird, und Sie immerhin so viel Zeit finden werden, aus dieser Gelegenheit Ihren Nutzen zu ziehen. Damit habe ich Ihnen Alles gesagt, was mir vor der Hand nöthig schien, und es ist nun an Ihnen, auf mein Anerbieten zu erwiedern, ob Sie es annehmen wollen oder nicht.«

O kannst du dir denken, liebster Hermann, welch' eine Fluth widerstreitender Empfindungen in meinem Herzen da auf- und niederwogte, während diese reihe holländische Kaufherrnfrau mit so nüchternen Worten zu mir geredet hatte? Wie sie zu Ende war, sah ich noch immer schweigend vor mich hin. Erst als Frau van der Straaten mit dem etwas scharf betonten Worte mich aus meinem Hinbrüten aufschreckte: »Nun Herr Faber, so reden Sie doch einmal!« – da faßte ich mir den Muth zu erwiedern: »Verehrteste Frau, Sie verzeihen, ich kam so völlig unvorbereitet hieher, und Ihr hochwichtiger Antrag hat mich jetzt dermaßen überwältigt, daß ich schon um die gütige Erlaubniß bitten muß, mir ihn erst zu Hause überdenken zu dürfen. Glauben Sie mir, daß, wenn ich die mir angebotene Verpflichtung übernehme, ich sie dann auch mit der strengsten Gewissenhaftigkeit ausführen werde. Aber gerade deßhalb ist es mir jetzt unmöglich, so ohne weitere Prüfung meiner selbst auf Ihr geneigtes Anerbieten schon im ersten Augenblicke ja zu sagen. Weit entfernt, an irgend einer der mir mit solcher Bestimmtheit mitgetheilten Bedingungen mäkeln zu wollen, und schon im

voraus dankbar für Ihr so großes Zutrauen bitte ich dennoch um die gütige Vergünstigung, daß ich erst morgen frühe zu jeder gewünschten Stunde so frei sein darf, mich mit aller Offenheit auf Ihren für mich so ehrenvollen Antrag auszusprechen.«

Frau van der Straaten hatte mich während dieser Erwiederung mit ziemlich kalten Blicken angehört, und sagte dann, kurz abgemessen: »Nun ich will Ihre Bitte gerade nicht rundweg abschlagen, Herr Faber! Um elf Uhr morgen früh wird also einer unserer Bedienten auf Ihr Zimmer kommen. Sind Sie dann entschlossen, so folgen Sie ihm, um sofort in Ihre Stellung einzutreten. Im entgegengesetzten Falle wollen wir's bei unsrer heutigen Bekanntschaft bewenden lassen. Also, guten Abend!«

Damit erhob sie sich, und auch ich stand auf. Ich wußte wirklich gar nicht recht, wie ich durch den großen Saal vom Kamin bis zur Thüre mit schicklichem Anstand nur hinauskommen wollte. Ich verbeugte mich, ich weiß gar nicht wie oft, und hatte mich dabei wahrscheinlich in hohem Maße linkisch benommen. Wenigstens sah ich noch an der Thüre, wie der Kaufherr, der unterdessen wie eine Wachsfigur am Kamin gelehnt war, sein trockenes Gesicht zu einem Schmunzeln verzog und dann zu seiner Frau auf holländisch sagte, was ich aber doch verstand: »Hat mir nicht übel gefallen,« worauf sie ihm erwiederte: »Hoffentlich bekommen wir ihn auch. Dem armen Teufel wird's wohl thun.«

»Dem armen Teufel!« – O Hermann, wie dieses Wort mir in der Seele weh that! Ich hörte auf der Treppe

und auf dem Platze hinüber gar nichts Anderes mehr um mich, als immer nur dieses eine Wort: »Dem armen Teufel wird's wohl thun.« – Als ich dann wieder auf meiner fünf Stiegen hohen Dachstube saß, welch' schweren Kampf hatte da mein Herz gekämpft! – Dort, in dem reichen Kaufherrnhause, bot sich mir ein äußerlich sorgenfreies Leben und, was mir noch tausendmal verlockender dünkte, die Hoffnung, ja sogar die Gewißheit, mir ein kleines Vermögen ersparen zu können, für einen zukünftigen, bescheidenen Landpfarrer sogar krösusartig. Ach, Elisabeth und ich sind ja so arm wie die Kirchenmäuse, und könnten unsern ersten Haushalt außerdem wohl nur einmal mit Schulden begründen, wie leider oft nur so viele meines Standes damit beginnen müssen, um mit Noth und Sorgen fortzufahren. Aber hier, in meiner dürftigen Mansarde winkte mir wieder die volle Freiheit meiner Person, die auch in der höchsten Beschränkung aller Bedürfnisse und Lebensgenüsse ihren süßen Zauber nicht verliert. – Die Wanderlust in fremde Länder reizte mich ja zu sagen. Aber die Sehnsucht nach der fernen Heimath, die ich so lange entbehren sollte, schnürte mir wieder die Kehle zu. – Dort verlockten mich fremde Sprachen, und wie gut wäre es für mich, dachte ich mir, sie reden zu lernen. Aber mein so durch und durch deutsches Gemüth, sagte ich mir wieder verzagend, wie muß es vielleicht in diesem goldenen Käfig darben und verarmen, während mein Geist sich bereichert mit dem Verständniß ausländischer Zungen! – O Hermann, war das ein qualvolles Zaudern und Zagen!

Und so saß ich noch lange mit meinen Gedanken in meinem kleinen Stübchen. Es dunkelte schon völlig, aber ich konnte nicht dazu kommen, die Lampe mir anzuzünden. Ich rückte den Stuhl ans Kamin, hielt die Hand vor die Augen und gedachte meines todten Vaters, was *sein* weises, treues Herz mir wohl gerathen hätte. Das Reisig knisterte zu meinen Füßen, und an mein Fenster schlug tobend ein mächtiger Schneesturm. – Und wie ich diesen Knistern und Stürmen mit geschlossenen Augen so lauschte, wie seltsam! – da geschah mir, als ob der Selige leibhaftig vor mir stände, im schwarzen Predigerrock, und die Bibel in der Hand, ganz so, wie ich ihn im Leben so oft auf der Kanzel gesehen. Aber sein ehrwürdiges Gesicht war wie verklärt, und hatte nichts Irdisches mehr. Es war das eine rührende Erscheinung, die mir im Weh meiner Gedanken so wohl that, daß ich mich gar nicht getraute, die Augen aufzuschlagen, um dieses Bild vor meinem inneren Schauen nicht wieder zu verscheuchen. – Und mein Herz bat ihn voll Ehrfurcht um seinen getreuen, väterlichen Rath, und mein Geist hörte ihn zu mir sagen: »Was fragst du mich, mein Sohn? Habe ich dich jemals was Anderes gelehrt, hast du in deinem Hause jemals was Anderes gesehen, als Demuth und Entsagung? – So übe sie jetzt! Werd' ein Meister in der Schule des Opfers! Es wird dein späteres Heil werden, leiblich und geistig. Ergreife die Hand der Vorsehung, stoße sie nicht von dir weg!« – So hörte ich meinen christlich weisen Vater aus seinem Jenseits zu mir reden.

Dann sah ich wieder meine Mutter in der irdischen Armuth einer vermögenslosen Pfarrerswittwe. Und hatte in der Wage meines schwankenden Entschlusses schon des Vaters Rath die Schale des Dafür gar schwer gemacht, so sank nun auch der Mutter dürftiges Alter darauf, sammt meinen fünfhundert Gulden verheißenen Jahrgeldes. Und die Schale des Dawider, darin als das Schwerste meine Eigenliebe gelegen, schnellte so leicht empor, als sei sie nur von einer Feder beschwert. Mein Entschluß war gefaßt, und so blieb ich noch eine Weile am Kaminfeuer sitzen, und lauschte noch länger dem Wintersturm. – O, was der Alles in mein Stübchen herein mir erzählte! – Von meiner Mutter und meinen zwei Schwestern bei ihr. – Die saßen spät Abends in ihrer kleinen Miethwohnung, und arbeiteten für fremde Leute ums Geld, nach gottergebener Wittwen- und Waisenart. Es ist gerade das Georgiziel, da der Hauszins zu zahlen ist. Fünfzig baare Gulden. Und da liegen sie auch schon seit gestern bereit, mit Mühe und Noth zusammengespart … Da tritt der Postbote ganz unversehens zu ihnen herein; und sie jubeln alle drei: »ein Brief von Theodor!« – Und die Mutter öffnet ihn. In ihrer hastigen Freude fällt ein Papier auf den Boden. Eine der Schwestern hebt es auf. Und sie sehen die Banknote miteinander staunend an. Es sieht darauf gedruckt: »Fünfzig Gulden.« – Und in meinem Briefe steht einfach geschrieben: »zum erstmaligen Miethzins im fremden vaterlosen Hause.« – Alle drei seh' ich weinen – aber nur die süßesten, mildesten Thränen … O

Hermann, war das nicht eine herzliebe Geschichte, die da der Sturmwind mir erzählte?

Aber er wußte noch mehr. Und von Elisabeth hörte ich jetzt ihn zu mir reden. Die führte ich als gerade mir angetrautes Weib in den Pfarrhof, darin ich erst selber eingezogen war, und ich zeigte ihr das ganze Haus, und jede Stube darin war gar wohl bestellt, einfach aber gediegen, wie ihr eigenes Wesen. Und sie hatte daran gar großes Gefallen, und ihre treuen Augen glänzten vor Freude. Zuletzt erschloß ich ihr auch noch einen kleinen Schrein, und sagte zu ihr: »Sieh', liebes Weib, da drinnen liegt auch unser Nothpfennig geborgen für schlimme Zeiten, und für dein Wittwengeld, wenn ich vor dir sterben sollte, daß du nicht mit verarmten Händen dastehst. Und das Alles habe ich mir selber verdient, und du mit mir. Denn deine gottvertrauende Liebe hat mich ja gestärkt, daß ich so freudig ausharren gesonnt in der Botmäßigkeit unter fremden Leuten.« – War das nicht auch eine gar herzensheitere Geschichte, die mir unter dem Brausen des Schneesturmes durch die Seele zog?

Wie ich dann noch eine Weile in solch' glücklicher Träumerei in das verglimmende Reisig geschaut, da klopfte es wieder einmal an meiner Thüre. Aber diesmal erschrak ich nicht, und rief muthig »herein.« Ahnte ich doch, daß, wie immer zu dieser Abendstunde, ein Brief bei mir einkehre. Doch mein Herz schlug trotz alledem heftig. Denn, dachte ich mir sogleich, es kann ja die Antwort sein von Mutter Moser und zuletzt auch gar noch ein Wort von Elisabeth. Und der Postbote legte gleich

schweigsam wie vor zehn Tagen den traurigsten aller Briefe, nun auch diesen auf meinen Tisch und ging, echt holländisch, grußlos von dannen. Ich sah noch schnell am Kamine nach der Adresse, und sie war es, die gleich heiß wie ängstlich ersehnte Antwort von Mutter Moser. Ich weiß heute Morgen noch gar nicht, wie ich nur in meiner Ungeduld die Lampe anzünden konnte. Aber daß ich bei ihrem Lichte die beglückendsten Briefe durchflog, das weiß ich und werde es mein Lebtag nicht vergessen. O, da waren die lenzigen Blumen, die mir im Schneesturme gestern Abend hereingeschneit kamen. Und jetzt, liebster Hermann, nachdem du so geduldig Alles angehört, jetzt soll auch dieser Blumenduft dir entgegenwehen. Doch welchen Brief lasse ich dich zuerst lesen? Den Elisabeths? Nein, die Mutter gehe auch bei dir der Tochter voran. Denn was wäre deren Liebe für mich ohne den Segen jener? – Also unsere gute Mutter Moser schrieb mir wörtlich:

Mein lieber, guter Theodor!

Die Augen sind mir noch nicht völlig trocken geworden von den Thränen, die ich über Ihres seligen Vaters echt christlichen Abschiedsbrief weinen mußte, sowie über Ihren eigenen, in dem Sie mich für Ihre Liebe zu Bettchen um meinen Muttersegen bitten, und schon greife ich zur Feder, um ihn für Sie niederzuschreiben. O welch' schweren Kummer haben Sie meinem Herzen abgenommen! Nicht deßhalb, lieber Theodor, weil Sie mir nun mit so heiligem Schwure betheuert haben, wie redlich Sie's mit der Zukunft meines Kindes meinen. Daran hätte ich auch

ohnedem niemals gezweifelt. Aber dadurch haben Sie mein gepreßtes Herz wahrhaft erlöst, daß Sie Ihrem seligen Vater noch Ihr Herzensgeheinmiß gestanden haben, und er erst nach seinem Segen für Sie und Bettchen von dieser Welt geschieden ist. Mir selber, lieber Theodor, haben Sie mit Ihrer heimlichen Verlobung nichts Ueberraschendes gesagt. Auch Bettchens reiner, frommer Natur hatte es schon bald nach Ihrem Abschiede von uns keine Ruhe gelassen, bis sie mir als treues Kind ihr ganzes Geheimniß anvertraut hatte. Sie können denken, wie mir damals so wehe geschah, welch' eine peinliche Demüthigung ich für mich empfand, daß ich von dieser Liebe wußte, während sie Ihren guten Eltern noch verborgen war. Wie danke ich nun dem lieben Gott, daß er auch Ihr Herz noch zur rechten Zeit gemahnt hatte, den begangenen Fehler wieder gut zu machen, wie Ihr seliger Vater das vom Heimlichthun zwischen Eltern und Kind so wahr und schön in seinem Briefe gesagt hat. O daß er's hätte auch noch von Bettchhen erfahren können, wie auch bei ihr die gute Tochter über die heimlich Verlobte schon zuvor aus eigenem Antriebe den schönen Sieg der Kindesliebe davongetragen hatte! Doch vielleicht weiß er nun auch das, und segnet mein Kind noch einmal im Himmel mit doppelter Freude.

Und wie soll ich nun als Bettchens Mutter zu Ihnen reden? Wie kann ich als verständige Frau, die Herz und Liebe kennt, daran denken, den Seelenbund, den Sie in

solcher Reinheit der Gesinnung, in solchem Gottvertrauen, miteinander geschlossen haben, nun wieder gewaltsam zu trennen? – Hab' ich doch Ihren ersten Brief an Bettchen wortwörtlich gelesen! Der sagt Alles und bringt bei mir jede Sorge, als sei Ihre Liebe nur ein schnell verlöschendes Jugendfeuer, völlig zum Schweigen. Ja, Ihrem Worte glaube ich, daß Sie mein Kind wirklich und für alle Zeit lieben werden, so oft auch die überschwenglichsten Liebesbriefe durch die spätere That zu eben so vielen Lügen werden. Denn ich habe vier Jahre lang Wort und Werk an Ihnen immer nur Hand in Hand gehen sehen. Zwar andere Bedenken, die nicht sowohl euren beiden Herzen und Charakteren gelten, als Ihrem Alter, und der so ganz und gar unbestimmten Dauer dieses Brautverhältnisses, hätte ich genug auf dem Herzen gehabt. Aber lieber Gott, damit komme ich ja doch nun viel zu spät. Das Herz der Kinder eilt eben mit seiner Liebe oft so ungeduldig voraus, daß der Verstand der Eltern sie selten mehr einholt. So geschieht es nun auch mir. Mein Trost ist nur der, daß ich aus Ihrem ersten Briefe, so gut wie aus Ihrem jetzigen ersehe, wie Sie vorher es sich schon klar gemacht hatten, daß mein Kind Ihnen kaum etwas mehr zum Brautschatze mitbringen wird, als sich selber, sammt tüchtigem Fleiß und bescheidener Genügsamkeit; und daß Sie trotz ihrer Armuth sie dennoch allezeit lieben und in Ehren halten wollen, was ich Ihrem edlen, unverdorbenen Herzen auch vollkommen zutraue.

Und so will ich denn, die ich einst als Mädchen ähnlich gedacht und geliebt habe, nun auch all Mutter nicht

zu jenen Kleingläubigen gehören, die allzu ängstlich für das Irdische sorgen, und vom Herrn im Evangelium darum zurecht gewiesen werden. Die Wege der Vorsehung sind oft wunderbar. Und mit Ihrem redlichen, gottvertrauenden Streben wird der Allgütige zur rechten Zeit auch Ihnen eine Bahn bereiten, auf der, wenn auch steil und steinigt, Sie mit meinem Kinde zu einem bescheidenen Haushalt eingehen sollen. Also, diese irdische Sorge will ich meinem Herzen abnehmen, und sie dem Himmel übergeben.

Sie sagten nun in Ihrem ersten Briefe, daß Sie und Bettchen niemals einander schreiben wollten. Das war damals wohl recht poetisch gedacht, und paßte auch ganz gut zu dem Geheimniß Ihrer Verlobung. Jetzt aber, wo ich und Ihre eigene Mutter damit vertraut und einverstanden sind, hat dieser Vorsatz gegenseitigen Schweigens weder Sinn noch Berechtigung. Das Natürlichste, lieber Theodor, ist immer auch das Beste, wenn es anders gegen Religion und Moral nicht verstößt. Und so halte ich das für, daß ihr euch beide von nun an regelmäßig schreiben sollt. Natürlich nicht krankhaft sentimentale oder leidenschaftlich aufgeregte Liebesbriefe der gewöhnlichen Romangattung. Davor bewahrt euch schon die frische Gesundheit eurer Herzen, eure gediegene Erziehung und der Ernst eures zu erstrebenden Zieles. Aber in Zucht und Ehren, und vor Allem auch in strengster Wahrhaftigkeit, sollt ihr euer äußeres und inneres Leben gegen einander austauschen, damit eure Gedanken und

Empfindungen sich in euren Briefen immer besser verstehen und zusammengewöhnen lernen; damit Eines das Andere der Verwirklichung jenes sittlichen Ideals immer näher bringe, das ihr euch beide von einander ohne Zweifel schon jetzt geschaffen habt, das aber doch noch erst gar vielfache Feuerprobe im wirklichen Leben bestehen muß, um sich als echt zu bewähren. Solche Liebesbriefe, mein guter Theodor, werden bei Ihnen wie bei uns stets nur als gute Geister einkehren, die zwischen unserer Heimath und Ihrer Fremde heiligen Frieden der Liebe und herzliche Theilnahme an Freud' und Leid hin- und hertragen, die allzu stürmische Sehnsucht eurer getrennten Herzen dadurch besänftigen, und sie unablässig stärken zu neuem gottvertrauenden Ausharren.

Ist das nicht auch poetisch? Ich weiß zwar, daß Sie ein Bischen gerne schwärmen und wie sollte ich Ihnen das nicht von Herzen gönnen? Die Jugend ist ja die Schwester der Schwärmerei und beide steigen gewöhnlich in ein und dasselbe Grab, so treu hängt ihr Leben aneinander. Ach, meinen eigenen jungen Jahren ist es ja gerade so ergangen. Aber, meinen Sie nicht auch, daß das Absenden, Erwarten und Empfangen solcher Liebesboten Ihrem schwärmerischen Herzen am Ende doch noch viel wohler thut, als das völlige Schweigen, wie Sie sich's in der ersten edlen Begeisterung vorgenommen haben? – In einem Roman möchte sich das wohl ganz überaus poetisch ausnehmen, wenn Einer nach jahrelangem Schweigen plötzlich wie ein vom Himmel gefallener Brautwerber in das Haus der heimlich Geliebten tritt. Aber im

wirklichen Leben, darin Sie nun einmal stehen, wäre es doch eine übertriebene und zwecklose Romantik, wenn das liebende Herz sich mit trostlosem Schweigen unnöthig abquälen sollte, wo die Wohlthat verständnißinnigen Austausches vor Gott und den Menschen erlaubt ist.

O Gott, mein Herz wird ja selber wieder ganz verjüngt in dem Gedanken an die glücklichen Tage meiner eigenen, zehnjährigen Brautzeit, die Sie nun mit meinem Kinde mir nachleben wollen. Und mein umschleiertes Auge mahnt mich nun, die Feder niederzulegen, aber meine Hand zu erheben, um Sie mit der ganzen Liebe meines mütterlichen Herzens zu segnen. In Gott Sie umarmend Ihre allezeit treue Mutter

Emilie *Moser.*

P.S. Ich werde heute noch an Ihre gute Frau Mutter schreiben. Von dem lieben Hermann haben wir dieser Tage einen außerordentlich interessanten Brief erhalten, in dem er uns sein Studentenleben mit allem Feuer seiner Begeisterung geschildert hat. Wie schön von ihm, daß er uns in all' seinen Freuden nicht vergißt!

Siehst du, mein liebster Hermann, das Wort meiner guten Mutter: »diese Wohlthat eines Sohnes an seinem sterbenden Vater geht dir sicherlich nimmer verloren,« wie wird es schon jetzt zur Wahrheit! Denn hab' ich nicht durch mein ehrliches Geständniß vor meinem seligen Vater erst seinen heiligen Segen und dann auch noch das

Herz dieser zweiten, eben so klugen, wie treuliebenden Mutter mir erworben? – Und welche Wohlthat werden mir in meiner neuen unterthänigen Stellung bei diesen fremden reichen Leuten Elisabeths Briefe sein? Wie immer frische Blumen werden Sie aus dem winterlichen Boden meiner Umgebung jeden Monat aufsprießen, und mir von dem zukünftigen Frühling unserer Liebe duftige Märchen erzählen. O da läßt sich alle andere Kälte ganz gut ertragen. – Da ich dir aber einmal mein ganzes Herz ausschütten muß, so schicke ich dir auch Elisabeths Worte. Du merkst ihnen zwar an, wie sie auch dem übervollen Bronnen ihres freuderregten Gemüthes nur so hervorgesprudelt sind. Aber die Liebe will ja keine eleganten Stylproben, nur Wahrheit und inniges Empfinden. Und diese wehen gewiß auch dir so echt daraus entgegen, wie Blüthenduft zur Frühlingszeit. Sie schrieb mir dicht unter den letzten Worten der Mutter:

Mein Theodor!

Unsere gute Mutter hat mir erlaubt, daß auch ich mit ihrem Briefe dir einige Worte mitschicken darf. Ach, aber wie kann ich dir's nur völlig sagen, wie so unaussprechlich glücklich dir mich und die liebe Mutter gemacht hast? Ich muß wirklich erst ein wenig zu mir kommen, um Alles fassen zu können. Es stürmt ja nur so auf mich herein, daß ich vor lauter Freude noch wie zerschlagen bin. So ist es denn wirklich wahr, daß wir einander schreiben dürfen, und daß unsere Liebe kein Geheimniß mehr ist, auch vor deinen lieben Eltern nimmer? Ich hätte es doch im Leben nicht gedacht, wie das drücken und

ängstigen kann. Kaum drei Tage habe ich es ausgehalten. Und nun ging's dir gerade so. O wie danke ich Gott dafür! Und jetzt ist wirklich Alles vorbei? Wir sind von Vater- und Mutterhand gesegnet im Himmel und auf Erden? Und das ist wahr? – Ach, ist das eine Fülle von Glück in diesem kleinen Menschenherzen! Ist das ein Frühling in mir, und draußen liegt doch fußtiefer Schnee und die armen Vögel verhungern fast. O ich könnte Bogen voll schreiben, und würde doch nicht fertig werden. So schicke ich dir heute lieber mein ganzes, ganzes Herz. Darin hast du Alles, was für dich fühlt und denkt, und wie dich in gleicher Treue ewig lieben will deine

Elisabeth.

P.S. Das nächstemal, wenn ich ruhiger geworden bin, sollst du einen recht langen, vernünftigen Brief von mir bekommen. Drum sei doch ja nicht böse, daß ich heute solch' wirres Durcheinander geschrieben. Aber es geht, weiß Gott, nicht anders, und ich will es schon wieder gut machen. Wart' nur! Denn alle vier Wochen darf ich dir nun schreiben, und du mir. Und das richten wir dann so ein: am Anfange des Monats schreibe ich dir, in der Mitte du mir. Vierzehn Tage auf das Schreiben und vierzehn Tage auf deine Antwort mich freuen, so werden da die Monate dahin gehen, und wir wissen gar nicht wie. Aber in den Herbstferien kommst du doch? Zehn Monate wären gerade lang genug; meinst du nicht auch? Doch ich sehe mit Schrecken, daß ich in ein recht kindisches Plaudern komme. Es ist höchste Zeit, daß ich aufhöre. Also noch einmal tausendfach herzliches Lebewohl und zu unserm

ersten Brautkusse jetzt noch diesen zweiten. Ach, ja nur im Geiste, das wird wohl in Ehren erlaubt sein. Du hast ja auch der lieben Mutter einen für mich geschickt. Da muß ich doch mit einem andern dir darum danken,

Gott mit dir! Deine E.

Sind das nicht Worte, aus denen die liebe Unschuld mit hellen Kinderaugen herausguckt? – Und damit dir auch von dem muthwilligen Linchen, das dich immer in ihre besonders zärtliche Affection genommen hat, erfährst, wie ihr frischer Humor noch immer gleich neckisch ist, so theile ich dir auch ihr Postscriptum mit, das dich gewiß gleich scherzhaft anmuthen wird, wie mir's ergangen ist mitten in all' der Weichheit meiner andern Empfindungen.

Höre nur dieses lustige Geschäker!

Ja, ja! – So kommen die Duchmäuser zu Tage, die einen so mir nichts, dir nichts, zwischen Licht und Dunkel, das Herz der Schwester wegschnappen. Aber meinen Sie vielleicht, ich hätte nichts gemerkt? O, da wären Sie aber gewaltig auf dem Holzwege. Denn auch mit siebzehn Jahren hat man den Bachfisch schon hinter sich, wenn ich mir auch nicht im Traum einfallen lasse, mich schon so blutjung zu verlieben, und darüber so sentimental zu werden, wie meine Schwester Bettchen – vielmehr – ich bitte tausendmal um Entschuldigung – Elisabeth, wie Sie, mein zukünftiger Herr Schwager, sie so hochpoetisch umgetauft haben. Himmel, klingt das aber auch hundertmal höher und respectsvoller! Aber das genirt mich gar nicht. Und seien Sie jetzt nur froh, daß Sie

nicht hier bei mir sind. Denn es ginge Ihnen nicht um ein Haar besser, wie Bettchen, die von meinen Redereien gerade genug auszustehen hat, und jeden Tag das rührende Brautlied: »Schöner, grüner Jungfernkranz« gewiß ein dutzendmal von meiner Nachtigallenstimme geduldig oder ungeduldig anhören muß. Geschieht ihr auch ganz recht. Was erlaubt sie sich auch, sich zu verlieben, ohne mich erst um Rath und Zustimmung befragt zu haben, was ich im gleichen Falle bei ihr ganz gewiß gethan haben würde. Trauen Sie mir das nicht zu? Was? – Wirklich nicht? Nun, Sie können am Ende Recht haben! Aber das Papier geht zu Ende. Und so schicke denn auch ich Ihnen meine herzlichen, gegenwärtigen Schwester- und zukünftigen Schwägeringrüße. Oder wollen Sie von mir auch einen schwägerlichen Kuß? Meinetwegen. Ich will bei allem Groll gegen Sie doch gerade nicht grausam sein. Also da haben Sie einen! Und Sie, wenn Sie ein galanter Schwager *in spe* (Sie sehen, ich kann auch lateinisch) sein wollen, so können Sie mir einmal dafür einen ganz frischen, aus dem Ocean gefangenen, aber doch schon eingesalzenen, echten holländischen Häring schicken. Sie sehen, so sentimental wie Ihre Elisabeth, so lustig ist noch immer Ihre – Caroline. Ja, warum nicht gar? Nein, nur rundweg Ihr Sie, wie sich's schickt, liebendes, aber ewig abgekürzt bleibendes

Linchen.

Und jetzt, mein liebster Hermann, weißt du Alles; mein ganzes Leid der letzten Vergangenheit, mein ganzes Glück der Gegenwart. Und nun sage ich dir Lebewohl,

und zugleich mit dir meinem niedern Dachstübchen, darin mein Herz in seiner Zufriedenheit so hoch geschlagen, darin ich so manch' goldenen Traum geträumt habe.

Lebt wohl, ihr armen schmucklosen Wände, die ihr mir so heimisch geworden! Mögt ihr einen andern armen Erdensohn, gleich zufrieden mit seinem Geschicke, freundlich beherbergen! Lebe wohl, du meine Freiheit! Ich muß dich mit demüthiger Unterwerfung in fremden Menschenwillen vertauschen. So will es mein Leben und Gott. Aber du wirst wieder zu mir kommen, wann die Tage der Botmäßigkeit ergeben bestanden sind, und dein Antlitz wird süßeren Zauber für mich haben, denn je zuvor. Es schlägt elf Uhr. Das ist die Stunde, in der ich meinen Willen einem höheren hingebe, zu meinem, zu meiner Mutter, zu Elisabeths Heil. Das Herz wird mir doch recht schwer. Wären nur die ersten Tage schon vorüber! Leb' wohl, leb' wohl! Und tausend Küsse ziehen zu dir heim in das deutsche Vaterland, das ich sammt dir und Elisabeth so ewig lang entbehren soll. Gott sei mit dir und deinem

Theodor!

Und wie es unserm lieben Freund in diesem reichen Kaufherrnhause wohl ergangen ist? – Ich könnte dir diese Frage mit mindestens einem halben Hundert von Briefen Theodors beantworten. Aber unser Wanderziel ist doch noch zu weit, als daß wir uns mit allzu gemächlichem

Behagen dabei aufhalten dürften. Meinem eigenen Herzen steht wahrhaftig ein Freund so nahe, wie der andere, und von beiden erzähle ich dir gleich gerne. Wenn ich jedoch den Adler im unbegrenzten Reiche seines Fluges weitere Kreise ziehen lasse als etwa die Turteltaube, so lasse ich jedem das seiner Natur in meiner Erzählung zukommende Recht unverkümmert.

Deßhalb, lieber Begleiter, nimm jetzt mit einem einzigen Briefe fürlieb, den Theodor fast vier Jahre nach den zuletzt dir mitgetheilten an Hermann geschrieben hatte. Er bildet gleichsam die Brücke zwischen seinem nun bald zu Ende gehenden Berufsleben im Hause van der Straaten, und seinem neuen Lebensweg in der deutschen Heimath. – Diese Worte, die dir wohl genug von seines Schreibers Stimmung erzählen werden, datiren vom 4ten August 1842 und sind geschrieben auf der prachtvollen van der Straaten'schen Villa an der Haarlemer Nordseeküste:

Mein geliebtester, bester Hermann!

Ich sehe von meinem Arbeitstisch auf das weite Meer hinaus. In hehrer Abendruhe liegt es vor mir. Aber auch mein Herz gleicht heute nach gar manch' innerem Sturme der letzten Wochen, nun der Meeresstille im Sonnenschein. Denn höre nur, welch' eben so wichtige wie frohe Botschaft ich dir heut in die Heimath sende. Es ist mir eine wahre Herzenslust, dir diesen für mich unvergeßlichen psychologischen Vorgang mit beschaulicher Umständlichkeit zu erzählen.

Nach einem kurzen Ausflug im Haag und in Amsterdam, waren wir vor zwei Wochen hier angekommen, um, wie schon einmal, die Herbstferien in diesem reizendsten aller van der Straaten'schen Landhäuser zu verleben. Wie immer hatte ich den reichen Schatz meiner Briefe aus der Heimath auch hieher mitgenommen. Und schon am zweiten Abend unseres Hierseins holte ich die mir theuersten Briefe von dir und Elisabeth hervor, um den Drang meines Heimwehs nach dem Vaterland und euch, meine Liebsten, wieder zu besänftigen. O wer niemals in der Fremde gewesen, der weiß gar nicht, wie süß die Heimath ist. Und so las ich gerade noch einmal deine herrliche Beschreibung eures fünfzigjährigen Jubiläums, lächelte über den siebzigjährigen, neugebackenen Corpsburschen, deinen Vater, und wieder ward das Herz mir schwer um meinen eigenen im fernen Grabe. – In solcher Stimmung brachte mir der alte Diener Jacob, ein ehrlicher Kölner, von dem ich dir schon einmal erzählt, die deutschen Zeitungen wie täglich zu dieser Abendstunde. Das Meer ging damals sehr hoch, und das Brausen der Brandung stimmte mit dem Frieden meiner Gedanken erst recht harmonisch zusammen. Ich war so gar nicht dazu aufgelegt, meine gemüthsreiche Träumerei mit nüchterner, unfruchtbarer Politik wieder zu verscheuchen, und legte die Blätter vor mich hin auf den Schreibtisch. Aber mitten drin, ich wußte selber nicht

wie, ergriff ich doch rein mechanisch eine dieser Zeitungen, und überflog die letzte Seite, während meine Gedanken noch immer bei dir verweilten. Und wie eigenthümlich! – Trotzdem mein Auge nur mit halbem Blick darauf verweilte, fesselte doch sogleich danach eine Ankündigung meine Aufmerksamkeit. Sie lautete: »In einem deutschen adeligen Hause auf dem Lande wird für den vierzehnjährigen Sohn auf zwei Jahre ein Hofmeister protestantischer Confession gesucht. Gründliche Kenntnisse der deutschen und französischen, wo möglich auch der italienischen Sprache, sowie der Mathematik ist unbedingt erforderlich. Ansehnliches Jahrgeld und freundlichste Behandlung werden zugesichert. Anfrage mit Vorlage der nöthigen Zeugnisse bei dem protestantischen Pfarrer Weber in Görzhausen[1] u. s. w.«

»Weber – Görzhausen!« rief ich da überrascht für mich aus. Denn augenblicklich fiel mir ein, daß dieser Pfarrer in meinen Bubenjahren Vikar meines seligen Vaters gewesen, mit dem er noch in den letzten Jahren in Correspondenz gestanden. Besinne dich nur, du mußt ihn wohl auch noch kennen. Er nannte dich immer den General von Flachskopf, da wir noch Steckenreiter waren. – Und auch bei dem Namen Görzhausen erinnerte ich mich sogleich, daß noch zu Hause die Rede davon gewesen, wie der Patronatsherr dieses Pfarrers auf einem Ritt im Walde durch sein scheu gewordenes Pferd geschleift worden und dann nach langem Schmerzenslager

[1] Könnte in Marburg sein.

elend zu Grunde gegangen war. Und nun sahen mich diese Zeilen noch viel vertrauter an, als wollten sie mir eindringlich sagen: »So überleg dir's doch nur!« Es war zu eigenthümlich. – Da stürzte mitten in diesen Gedanken mein Zögling Wilhelm herein, trotz seiner siebzehn Jahre und seiner hoch aufgeschossenen Gestalt noch immer ein knabenhafter Wildfang, bei dem der unselige Hang nach Vergnügen nie einen rechten Ernst und Fleiß aufkommen ließ, und rief athemlos: »Herr Faber, geschwind! Meine neuen Ponys sind schon eingespannt. Ich kutschire Sie am Strande herum. Jetzt ist es gerade Ebbe. Da geht's prächtig.« – Ich zögerte anfangs zu folgen, da ich so gar nicht in der rechten Stimmung war. Als aber auch die Mutter hereinkam und mit beleidigter Miene mir sagte: »Nun, Herr Faber, Sie werden doch nicht auch gegen dieses Vergnügen Wilhelms wieder was einzuwenden haben?« machte ich mich ohne weitere Gegenrede bereit. Fünf Minuten darauf fuhren wir an der stürmenden Brandung mit den flüchtigen Schaumbergen um die Wette. Es war ein wunderbar erhabener Anblick. Geschlängelte Blitze durchzuckten die schwarze Wolkenmauer, und das dumpfe Rollen des Donners übertönte noch das Getöse der Wogen. Aber trotzalledem tönten doch die Namen »Weber« und »Görzhausen« in meinem Herzen noch viel lauter. Und mein Auge sah mitten in dieser furchtbaren Majestät des Meeres immer wieder das unbedeutende Zeitungsblatt mit jener Anzeige. – Kaum war ich wieder auf meinem Zimmer allein, so nahm ich's abermals zur Hand, und eine innere Stimme, vorher nur halb

verständlich, mahnte mich jetzt mit entschiedenster Bestimmtheit, mich um diese ausgeschriebene Stelle sofort zu bewerben. Denn, sagte mir dann auch mein Verstand, in vier Wochen gebt mein nun bald vierjähriger Beruf im van der Straaten'schen Hause zu Ende. Aber was dann? Ich bin dann wohl ein absolvirter Candidat der Theologie, aber wie viel Jahre werde ich dann noch daheim auf eine bescheidene Versorgung hinwarten müssen? Soll ich dann das mir hier so sauer erworbene, kleine Vermögen wieder nach und nach aufzehren, daß ich zuletzt doch nur wieder mit leeren Händen dastehe? Und soll ich nicht lieber meine hier gesammelten Sprachkenntnisse in der Heimath verwerthen, und wenn auch wieder unter gleicher Botmäßigkeit?

O lieber Hermann, glaube doch ja nicht von mir, daß das Ziel meiner irdischen Wünsche keine Grenze habe, oder gar, daß ich der Begierde nach Geld und Gut auch nur mit einem Blutstropfen dienstbar geworden sei. Nein, wahrhaftig nicht. Ach, was ich auf Erden erstrebe, ist ja so blutwenig, aber doch unendlich viel, um meinen Drang nach Menschenglück vollkommen zu befriedigen.

Ein bescheidenes Pfarrhaus auf dem Lande, darin ich mit Elisabeth mich ohne Noth eines wohlgeordneten Haushalts erfreuen darf, darin ich für meine Gemeinde

unverdrossen im Dienste Gottes und der Wissenschaft arbeite und wirke, sieh', liebster Hermann, das ist der ganze Inbegriff und Umfang meines idealen Glückes der Zukunft. Aber nein, Eines habe ich dabei doch noch vergessen. Auch der Hauszins meiner guten Mutter muß in meinem Ausgabebudget als fester Posten stehen bleiben, bis sie einst, was Gott noch lange verhüte, für ihre allerletzte irdische Wohnung keinen Hauszins mehr nöthig hat. Dieser Ueberschuß an Geld gehört auch noch zu meinem vollen Glücke.

Doch weiter! Ich schrieb also schon am andern Tage nach Görzhausen, und zwar im Einverständnisse mit Herrn und Frau van der Straaten, welch' Ersterer mir über meine hiesige Berufsthätigkeit und erworbenen Sprachkenntnisse ein so glänzendes Zeugniß ausstellte, wie ich's von seiner äußerlichen Kälte und Trockenheit gegen mich gar nicht erwartete. Und keine acht Tage darauf war Pfarrer Webers Antwort in meinen Händen.

Ich weiß nun wirklich nicht recht, lieber Hermann, wie viel oder wie wenig ich dir heute daraus mittheilen soll. Lernst du doch durch diesen Brief alle Verhältnisse meines zukünftigen Aufenthalts und Berufs schon jetzt umständlich kennen! Und das unmittelbare Wort gibt ja doch immer das beste Verständniß. Nun, ich fange eben getrost an, dir Pfarrer Webers Brief abzuschreiben. Du wirst namentlich über die zweite Hälfte dich höchlich verwundern. Wozu soll ich dir gegenüber kritisch wählerisch sein? Zu schnellem Ueberfliegen wird es für dich keinesfalls zu langweilig sein.

Also Pfarrer Weber schrieb mir:

Mein lieber, junger Sohn
meines theuren, väterlichen seligen Freundes!

Wie war ich gestern Nachmittags einerseits schon überrascht, als mir die Botenfrau einen Brief mit dem Poststempel Haarlem übergab und andererseits noch mehr, als ich sogleich nach der Unterschrift sah, und den Namen Theodor Faber las. Merkwürdiges Geschick, dachte ich, das meine Anzeige bis am fernen Meeresstrande von Ihnen lesen ließ, mit dessen verewigtem Vater ich als einstiger Vikar in so steter, dankbarer Verehrung verbunden blieb. Dabei, kann ich wohl sagen, wehte mich der ganze Geist Ihres Briefes gar wohlthuend an, und das ihm beigelegte Zeugniß trug nur dazu bei, diese gute Meinung von Ihnen in mir zu befestigen. Doch sogleich zur Sache! – Nach meiner im Schlosse noch am selben Abend deßhalb gepflogenen Unterredung ist nun die gnädige Frau Baronin Görz vollkommen entschlossen, auf Ihr Anerbieten einzugehen, auch ohne Sie selber vorher gesehen und gesprochen zu haben. Ihr Brief und Zeugniß ersetzt das Alles und ich hoffe, die Bedingungen, die ich Ihnen auf diesem Extrablatte beilege, werden auch Sie in Ihrem Entschlusse nicht mehr wankend machen.

Nun lassen Sie mich Ihnen aber die Verhältnisse, die Sie hier erwarten, in Kürze schildern, damit Sie desto eher zu uns kommen. Denn Sie sind uns mehr als dringend nöthig! Also hören Sie!

Die sehr alte, und vormals reichsfreiherrliche Familie von Görz ist bereits seit dem vierzehnten Jahrhundert

im Besitze des hiesigen Mannlehens Görzhausen und des dicht daran grenzenden Teisenberg. Beide Güter liegen in ungemein traulicher, ja man darf wohl sagen, romantischer Gegend, darin prächtiger Hochwald mit fruchtbaren Gefilden und Wiesengründen wechselt. Das Vermögen der Familie Görz ist ein sehr geordnetes. Das alte Schloß zum Malen poetisch. Aber – aber – in seinen von außen so friedlichen Mauern wohnt recht, recht viel Herzeleid. – Ich will nun gar nicht mehr von dem schrecklichen Tode des gnädigen Herrn reden, dieses echten Edelmanns vom Scheitel bis zur Sohle, der vor vier Jahren so jämmerlich zu Grunde gehen mußte. Zwar ist seit jener Stumde, da das Pferd eines Abends ohne seinen Herrn in den Schloßhof gesprengt kam, und er selber dann mit zerschmetterten Gliedern im Walde aufgefunden ward, die alte Freude nie mehr so recht hier eingekehrt. Und obwohl zuletzt die Frau Baronin die Erlösung ihres Mannes von seinem langen Schmerzenslager inständig erflehte, so ist sie eben doch eine jener edlen Wittwen geworden, die mit der Zeit wohl die Trauer nach außen ablegen, aber im Herzen niemals. Indessen ein gottergeben getragener Wittwenschmerz ist doch eben kein bitterer, denn die Wehmuth wird durch demüthige Unterwerfung in einen höheren Willen verklärt und geheiligt. Aber um den einzigen Sohn und Erben des alten Geschlechtes in fortwährender Angst zu schweben, daß der nicht an Leib und Seele langsam zu Grunde gehe, das ist wohl für ein Mutterherz das allerherbste Leid. Und leider Gottes verdüstert diese Sorge das ganze Leben der Frau Baronin,

die an Adel der Gesinnung und menschenfreundlicher Güte wohl das leibhaftige geistige Ebenbild des Hochseligen genannt werden muß. Ihre einzige Tochter, Baronesse Adele, die gegenwärtig sechzehn Jahre zählt, und bei der ein schöner Geist die Körperschönheit noch weit übertrifft, theilt redlich mit der Mutter diese stumme Betrübniß um den Bruder. O wie oft dachte ich mir schon: solche Eltern und solcher Sohn! Wie konnte das nur geschehen? War der hochselige gnädige Herr ein wahres Musterbild weiser Sparsamkeit und opferreichsten Willens in Erreichung seines Lebenszieles, gerade für diesen seinen Erben das Gut seiner Ahnen von jenen drückenden Schulden frei zu machen, mit denen die vorige, luxuriöse Generation dasselbe belastet hatte, so zeigt sich bei dem nun vierzehnjährigen Sohn leider schon jetzt eine solche Nichtachtung des Geldes und eine solche Flatterhaftigkeit des Willens in allen ernsten Dingen, daß ich, voll Angst in die Zukunft, immer wieder an den eben so pracht- wie verschwendungssüchtigen Großonkel Kasimir, und dessen ruhmloses Ende denken muß, von dem Clemens leider diese traurigen Anlagen geerbt zu haben scheint.

Freilich darf ich dabei ein vielleicht noch viel wichtigeres Moment nicht unerwähnt lassen, daß eben sein bisheriger Hofmeister auch in gar keiner Weise der Mann dazu war, um durch sittlichen Ernst und Zartheit des Gewissens den unglücklichen Gemüthsanlagen seines Zöglings eine bessere Richtung zu geben.

Ich war schon vor vierthalb Jahren, einige Monate nach dem Tode des gnädigen Herrn, mit der Wahl dieses Menschen so ganz und gar nicht einverstanden. Denn schon sein ganzes äußeres, mir nichts weniger als sympathisches Auftreten, und ein gewisser Instinct sagte mir, daß die Erziehung des Herzens und Geistes der innere Beruf dieses Mannes ganz gewiß nicht sei. Auch sein Absolutorium und seine bei mir bestandene Prüfung, so gut sie auch ausgefallen war, vermochte nicht, meine Ansicht umzustimmen. Darum widerrieth ich der Baronin auf das dringendste dessen Annahme. Indessen, wie es leider im Leben oft so geht, daß selbst bei den edelsten Menschen ein schlimmer, selbstsüchtiger Rath über einen guten, uneigennützigen die Oberhand gewinnt – auch in dieser so hochwichtigen Frage war die zudringliche Protection des Gutsverwalters, der mir stets eben so wenig behagte, stärker als mein Freundeswort. Und da bei der guten Baronin neben der Rücksicht auf den Gutsverwalter auch noch ein sehr übel angebrachtes Mitleid für dessen Neffen mit im Spiele war, so mußte meine Warnung endlich verstummen. Aber wie grausam war sie dabei, ohne es zu wollen, gegen den eigenen Sohn! – Dieser Mensch, Joseph Volkmann mit Namen, wollte nämlich nur deßhalb seine juristischen Studien auf der Universität unvollendet gelassen haben, weil er's mit seinem Gewissen nicht mehr habe vereinbaren können, von seinem

alten Vater und noch fünf unversorgten Geschwistern ferner Geld anzunehmen. Da sei er lieber zu dem opferwilligen Entschlusse gekommen, seine ihm so theuren Studien aufzugeben, als seiner armen Familie noch auf so unbestimmte Dauer hinaus zur Last zu fallen. Und das Alles wußte er mit so glaubwürdiger Heuchelei der weichherzigen Baronin zu erzählen, und der in der Verstellung gleich gewandte Onkel bestätigte mit solcher Rührung diese Erdichtung, daß man es im Schlosse als eine wahrhaftige Fügung des Himmels pries, gerade ich einen solchen Mann gefunden zu haben, der selber den bitteren Kelch der Armuth habe ausleeren müssen, und der sonach gewiß auch am befähigtsten sei, diesen Sohn vor den Gefahren des Reichthums um so sicherer zu bewahren. – Selbst die blutigrothe Narbe, die Vollmanns ganzes Gesicht durchzog, war leider im Schlosse nur ein Beweis mehr dafür, wie glücklich man es mit diesem hochherzigen Menschen getroffen habe. – Ich war nun selber Mitglied einer studentischen Landsmannschaft. Und ein noch sichtbarer Hieb auf meiner linken Schläfe mahnt mich stets daran, meine heutige, aus sittlichen wie religiösen Gründen nothgedrungene, Verwerfung des Duells nicht mit allzu herber Strenge auch von allen Anderen zu fordern. Aber als ich erfuhr, daß dieser Mensch, statt ehrlich auf die milde Frage der Baronin das Kind beim wahren Namen zu nennen, das neue Märchen erdichtete, daß er auf einer Kirchweihe seinen von trunkenen Bauern angegriffenen, besten Freund vom sichern Tod errettet und dafür selber diesen Lohn davon getragen habe – ich muß

sagen, seitdem ich das wußte, kam mir bei dieser Narbe immer der Gedanke, daß sie der höllische Fürst aller Lüge zum Kennzeichen von dessen irdischer Anhängerschaft ihm ins Gesicht geschrieben habe.

Doch wohin komme ich, mein lieber, junger Freund? Mein Brief hat ja längst die rechte Grenze überschritten. Und dennoch mußte ich Ihnen das Alles sagen, damit Sie so recht im Herzen inne werden, welch' hochwichtiger, und ich hoffe zu Gott, auch jetzt noch segensreicher Beruf Ihnen hier entgegenharrt. Denken Sie sich: über drei volle Jahre hatte dieser Mensch es verstanden, die Maske der Heuchelei vor das Antlitz seiner innern Gemeinheit zu halten, und diese arglosen Menschen in himmelschreiender Weise zu täuschen. Ich ward allmälig durch das immer dreistere Auftreten dieses verschmitzten Lügners zu meinem größten Leidwesen dem Schlosse ganz entfremdet. Merkte ich doch zu gut, wie mein früher so geschätzter Rath völlig bei Seite gesetzt ward, und dieser Hofmeister, daß Gott erbarm', die unglaublich verblendete, sonst so verständige Baronin immer stärker wie ein unseliger Dämon beherrschte. Ach, statt seines Zöglings Hang zur Verschwendung und gemeinen Lustbarkeiten zu mildern, war dieses Zerrbild eines Erziehers dessen heimlicher Mithelfer geworden. Besonders aber *ein* Laster, die Mutter aller andern, das ich wenigstens früher an Clemens nie gewahr wurde, richtete zu meinem Schrecken in dem jungen Herzen den allerärgsten Schaden an. Da war die Lüge, und Volkmann ihr Lehrmeister. Doch wie

vermöchte ich Ihnen heute alle psychologischen Vorgänge dieser drei Jahre auch nur annähernd zu erzählen!

Hören Sie lieber gleich das Ende!

Die beiden Volkmann, Onkel und Neffe, wurden vor vier Wochen mit Schimpf und Schande entlassen, oder besser gesagt, davongejagt. Der Verwalter, den die ängstliche Baronin zur tüchtigen Bewirthschaftung ihrer Güter in ihrem Wittwenstande für rein unentbehrlich gehalten, und um dessenwillen sie immer wieder mit dem Neffen Nachsicht hatte, ward von dem grundehrlichen Revierförster der fortgesetzten Unterschlagung von Forstgefällen angeschuldigt und auch überführt worden, und hat es nur dem Mitleid der Baronin zu danken, daß man sich aus Rücksicht für seine Familie mit einfacher Entlassung begnügte. Und der Hofmeister folgte ihm auf der Ferse, weil die Gemeinheit seines Herzens endlich unverschleiert zu Tage gekommen war, leider auf Kosten eines früher völlig sittenreinen Kammermädchens, das nun mit dem Verlust der Ehre auch den dieser guten Herrschaft zu beklagen hat, und vor acht Tagen in voller Verzweiflung in die Hauptstadt abgereist ist, wo ihr Vater ein einträgliches Geschäftsbureau betreiben soll.

Ein ganz merkwürdiger Zufall führte noch überdies gerade acht Tage zuvor in der Person des jetzigen Assessors bei dem hiesigen Herrschaftsgerichte einen früheren Studiengenossen Volkmanns nach Görzhausen, einen, wie mir scheint, äußerst soliden jungen Mann, der auch Ihnen nicht unbekannt ist, Namens Friedrich Kreutzer, und der bei seinem ersten Besuche in meinem Hause vor

Staunen die Hände über dem Kopf zusammenschlug, daß er diesen Volkmann in der Rolle eines Hofmeisters hier antraf. Alle seine früheren Lügen vom Aufgeben seiner Studien aus Rücksicht für seine arme Familie, sowie das Märchen von seiner Narbe, wurden durch Kreutzers offene Aussagen enthüllt. So fiel es der armen Baronin endlich wie Schuppen von den Augen. Dabei muß ich in Klammern bemerken, daß ich zu meiner großen Freude auch Kreutzers Erzählung von jenem Duell entnommen habe, wie Ihr vormaliger Spielgenosse, Hermann Stark, ein so treuer Sohn, seines trefflichen Vaters werth, und zudem ein so tapferer Held geworden ist. Merkwürdiges Zusammentreffen der Umstände, dachte ich mir, daß gerade Ihr Spielgenosse diesen Volkmann damals so fürchterlich zeichnen mußte, und Sie nun dessen Nachfolger im Görz'schen Hause werden sollen. – Sind Sie und Hermann Stark denn immer noch so gute Freunde? – Nach alledem, was ich von ihm hörte, könnte ich es nur herzlich wünschen.

Doch ich komme zum Schluß. Daß jetzt, nachdem die so lang verpestet gewesene Luft des Schlosses gottlob wieder rein geworden, auch mein vorher mißachteter Rath wieder zu Ehren gekommen, können Sie leicht begreifen. Es ist ein trauriger Triumph, den ich feiere. Ermessen Sie nun aber, mein lieber, junger Freund, welche Mission Sie hier zu erfüllen haben! Zwar eine schwere, aber auch eine sehr schöne. Und bei allen bedenklichen Anlagen Ihres zukünftigen Zöglings, und deren weiterem Verderbniß durch Volkmann hat er, nebenbei gesagt, ein

wunderschöner Knabe, doch auch wieder so gute Eigenschaften und namentlich ein so weiches Herz, daß es Ihnen gewiß noch gelingen wird, zu seinem dauernden Heil auf ihn einzuwirken. Die Mutter wird, durch bittern Schaden nun klüger geworden, gewiß Alles thun, um Ihnen helfend zur Seite zu stehen. – Clemens soll nun in zwei Jahren in die österreichische Armee eintreten, in der auch sein seliger Vater zehn Jahre lang diente. Es ist dieser Beruf eine alte Familientradition. Auch damit bin ich nun zwar gar nicht einverstanden. Indessen darüber läßt sich ja noch reden, wenn Sie nur einmal da sind.

Und so kommen Sie denn als die sichere Hoffnung einer armen, schwer getäuschten Mutter! Kommen Sie als die lautere Wahrheit rettend zu einem jungen, irregeführten Menschenherzen! Kommen Sie als echtes Gold tüchtiger Einfachheit, damit das falsche verschwenderischen Reichthums an dessen Glanz seinen trügerischen Schimmer erkennen und verachten lerne. Damit habe ich Alles gesagt, was mir Drückendes auf dem Herzen lag. Ich warte nun in Gemeinschaft mit der Frau Baronin voll Sehnsucht auf Ihre definitiv bejahende Antwort, und grüße den Sohn mit einer Liebe, die meiner Verehrung gegen den seligen Vater völlig gleichkommt.

Ihr im Herrn getreuer, wohlmeinender Freund

Adolf *Weber*, Pfarrer.

Mit dem völligen Abschreiben dieses Briefes sage ich dir für heute gute Nacht, denn es ist elf Uhr geworden, und meine müden Augen mahnen mich an die Schlafenszeit. Morgen in aller Frühe das Weitere!

Am 5. August Morgens 6 Uhr.

Ich war ganz froh, mein Liebster, wie ich vor einer halben Stunde die Augen aufschlug und das Brausen des Meeres wieder hörte. So schrecklich habe ich diese Nacht von diesem Volkmann geträumt, mit dem ich, als einem finstern Geiste der Unterwelt, ein stundenlanges Duell zu bestehen hatte, den ich aber trotz seines flammenden Schwertes zuletzt siegreich zu Boden schlug. Du lieber Himmel, ich und solch' ein Duell! Ein David mit einem Goliath. Wie man nur so ungeheuerlich träumen kann! – Und so knüpfe ich nun heute wieder an. Nicht wahr, dieser Volkmann als Hofmeister im Görz'schen Hause! Und ich, dein bester Freund soll nun die schlimme Saat wieder ausrotten, die er, dein ärgster Feind, im Herzen dieses armen Knaben ausgeworfen hat. Du begreifst nun wohl, mein lieber Hermann, daß, wenn ich in meinem Entschlusse, nach Görzhausen zu gehen, vorher auch noch so sehr gewankt hätte, dieser dringliche Brief des Pfarrers Weber ihn felsenfest machen mußte. Und so ist es also auch eine ausgemachte Sache. Ich werde diese schwere Mission in Görzhausen annehmen. Wie weit sie mir freilich gelingen wird? Doch ich will mir meine Aufgabe durch allzu ängstliche Zweifel nicht selber unnöthig erschweren. Habe ich doch den aufrichtigen Willen, meine ganze Geisteskraft und Herzensliebe dafür einzusetzen. Und den Erfolg will ich getrost dem überlassen, der die Menschenherzen lenkt wie Wasserbäche. Aber nur Eines fürchte ich. Wenn nur nicht auch dort wieder der Reichthum des Hauses meines Wirkens schlimmster Feind ist,

gegen den ich hier immer so wehrlos angekämpft hatte. – O nein, liebster Hermann, ich habe es im van der Straaten'schen Hause nun durch vier Jahre so recht gründlich einsehen lernen; es ist ein unendlich fragliches Glück, als reicher Eltern Kind geboren zu werden, wenn das Geschick neben das große Erbtheil nicht auch zugleich die höchste Weisheit der Eltern mit in die Wiege legt, die jeden Tag das aufwachsende Kind in der schweren Kunst unterweist und zu immer höherer Meisterschaft bringt, den Reichthum nur als fruchtbringendes Mittel zur Ausbildung des Herzens und Geistes zu benützen, aber nicht den maßlosen und verfrühten Genuß als höchste Lebensaufgabe selber zu betrachten, und so über den Mitteln das Ziel zu vergessen.

Leider hatte namentlich die Mutter meines bisherigen Zöglings Wilhelm diese Weisheit so ganz und gar nicht verstanden, und, sie in das gerade Gegentheil umkehrend, bei ihrem Sohne von Kindesbeinen an viel mehr den Fluch als den Segen des Reichthums groß gezogen. Das Bereich meines Wirkens war zwar von Anfang schon auf den bloßen Unterricht beschränkt worden, und sonach trifft auch mich wegen der ganz verfehlten Herzensbildung meines Schülers kein Vorwurf. Aber es that mir denn doch viel hundertmal in der Seele weh, daß diese so viel verheißende Menschenblüthe durch den Herzensfrost der eigenen Mutter, und den Mehlthau ihrer verblendeten Liebe oder vielmehr Verliebtheit, um seine einstigen besten Früchte betrogen worden ist. Und, wenn möglich, noch schlimmer war es mit dem ehelichen

Glücke dieses Elternpaares bestellt, von dem jede Hälfte in grenzenloser Liebesarmuth ihre eigenen Wege ging und jeder Tag den inhaltsreichen Satz: »Ein Leib und eine Seele,« zur schalen Phrase ernüchterte.

Ich danke jetzt Gott kniefällig für die Gnade, daß er mich als armen Pfarrerssohn, und Elisabeth nicht minder dürftig geboren und erzogen werben ließ. Und siehe, liebster Hermann, so nehme ich ein so vollgefülltes Schatzkästchen voll Lebensernstes und goldener Wissenschaft von echtem Menschenglück auch diesem reichen Kaufherrnhause mit nach Hause, wie mit zweiundzwanzig Jahren ihn wohl nur Wenige aufzuweisen haben.

Aber auch außerdem, mein liebster Freund, bin ich in diesen vier Jahren aus jenem armen Teufel, wie Frau van der Straaten mich nach meiner ersten Vorstellung genannt, ein so steinreicher Mann geworden, wie vielleicht unter all' den krösusartigen Mynheers in Holland kein reicherer aufzufinden ist. Denke dir: ganze 2000, sage mit Worten: zweitausend holländische Gulden, die volle vierjährige Summe meines Hauslehrergehaltes, schleppe ich nach Deutschland mit. Wird das bei euch dadurch eine Geldüberschwemmung werden! Dabei konnte ich obendrein von meinem Stipendium zu zweihundert Gulden die Hälfte davon alljährlich meiner Mutter zum Hauszins schicken. Mit den andern hundert Gulden bestritt ich Kleidung und Bücher, und versorgte meine hier

vertrauteste, schlanke Freundin mit ihrem von dir dedicirten cheruskischen Wappenkopf. Aber noch nicht genug mit diesem Schatze! Ich habe ganz Holland durchwandert, Londons erstickenden Nebel gerochen, und in Italiens sonnigem Zauber bis zum Golf von Neapel geschwelgt. Ich bin auf den Boulevards von Paris spazieren gegangen, und spreche französisch, englisch und italienisch, vom Holländischen gar nicht zu reden. Nicht wahr, was bin ich für ein windiger Prahlhans geworden, der früher so schüchterne, bescheidene Pfarrerstheodor? Ja, wer kann auch für sich einstehen, wie man noch später ausartet! Und es ist recht gut, daß ich, um mich vor zu großem Hochmuth zu bewahren, nach Abwerfung dieses holländischen Joches, mich sogleich wieder in ein neues, deutsches einspannen lasse. O da bleibt man schon hübsch zahm. Aber, im Ernst gesprochen, lieber Hermann, möge mich Keiner um das, was ich in diesen vier Jahren mir errungen, zu arg beneiden! Denn, wenn ich ihm nun das Alles auf die eine Seite legen würde, und auf die andere, als hiefür bedungenen Erwerbspreis, all' die Tage dieser Jahre mit ihren stummen Opfern und Anstrengungen jeder Art, ich glaube immer, von hundert deutschen Studenten würden neun und neunzig daran vorübergehen, und es kaum einen einzigen gelüsten, um solchen Preis meinen Schatz sich zu erkaufen. Dazu gehörte die ganze Vorschule in meinem Vaterhause, und die ganze Liebe von Elisabeth. Ich allein wäre sicherlich schon im ersten Jahre unterlegen.

Und so ziehe ich denn in vierzehn Tagen von meiner holländischen Fremde wieder in die deutsche Heimath! Süßes Wort, ersehntes Labsal meines so lange daran darbenden Herzens! O ist es denn wirklich wahr, daß ich dich nun so bald wieder betreten darf, du heiliger Boden meines deutschen Vaterlandes? Daß ich meine Mutter und Geschwister, daß ich Elisabeth und dich wiedersehen und umarmen darf? Wird das ein Glück in mir werden! Auf dich freilich werde ich wohl bis Ende October warten müssen. Das allein thut mir leid. Und so lebe wohl! Dies ist mein letztes Wort vom holländischen Meeresstrande. Mein nächstes schreibe ich dir auf deutschem Boden. Meine Freundschaft zu dir kann aber auch dort nicht von tieferer, deutscher Innigkeit und Treue beseelt sein, als die, in der dich jetzt unter herzlichsten Küssen umarmt dein ewig treuer

Theodor.

Aus der alten Vaterstadt am 25. August 1842.

..... Weiß der liebe Gott, ich hätte niederknien mögen, um den deutschen Boden meiner Vaterstadt zu küssen, so ganz außer mir war ich vor Freude, als ich in tiefer Nacht hier im Schwanen abstieg, und dann früh Morgens meine Mutter und Geschwister aufsuchte. Freilich ward mir bei meinem Gang über den Rittersberg das Herz wieder gar schwer, als ich ein mir ganz fremdes Mädchengesicht aus dem Fenster unseres einstigen Hauses auf mich

herausschauen sah. Eine ganze Weile mußte ich voll tiefster Wehmuth hinüberblicken. Ach, ich meinte immer, ich müßte meinen seligen Vater am Fenster seiner Studirstube sehen. Doch gehe stille daran vorüber und klage nicht! rief ich mir zu. O er hat ja eine viel schönere Wohnung im Himmel! – Aber zu deinem Erkerhause schickte ich gar frohen Gruß hinauf. Denn du wardst mir ja darin geboren, und all' die Deinen lebten noch.

Wie ich nun zur Vorstadt an die kleine Miethwohnung meiner Mutter kam – es schlug eben acht Uhr – da ging eine ganze Schaar kleiner Mädchen mit mir durch den Hausgang. Ich fragte sie, wohin sie gingen: »Ei, zur Frau Dekanin in die Strickschule.« – In die Strickschule! dieses Wort gab mir doch einen argen Stich ins Herz, obwohl ich längst davon wußte. Und wie das Knie mir dann zitterte, als ich mit diesen Kindern die enge Treppe hinaufstieg! Dann ließ ich sie erst die Thür öffnen und vorangehen. Noch vom Gang warf ich einen Blick ins Zimmer hinein. Da saßen schon einige der Kleinen auf ihren Bänken. Meine Mutter mit meinen zwei Schwestern waren mit ihnen beschäftigt. Und jetzt stürzte auch ich hinein. Gott, war das ein dreifacher Aufschrei drinnen, daß alle die kleinen Geschöpfe zusammen schraken! Und ich lag an meiner Mutter, an meiner Geschwister Herzen. – O Hermann, Hermann, war das ein Wiederfinden nach vier ewig langen Jahren! Wie soll ich's dir nur beschreiben? Es war ja ein unbeschreiblich seliger Augenblick.

Da war der eine, und zwei Tage darauf der andere. Doch auch diesen kann ich dir unmöglich schildern. Mir

zittert ja schon die Hand, wenn ich nur daran denke. So wisse denn nur so viel: ich war auch *dort*. Ich habe Elisabeth wiedergesehen und als Braut umarmt. Einen ganzen Tag habe ich bei Mutter Moser verlebt. Sie hat nun ebenfalls eine Arbeitsschule – keine Studenten mehr. Und sie wohnen auch nicht mehr in der Schustergasse. Weißt du, dicht an der Lindenallee das schöne, reinliche Häuschen an dem Röhrbrunnen – das hat sie ganz für sich gemiethet. Und es geht ihnen gottlob gut, recht gut. Ach und Elisabeth – wie ist sie nun zur herzliebsten Jungfrau erblüht! Aber Mutter Moser ist eisgrau geworden, noch ärger als die meine. Die alten Sorgen kommen nun eben mit einemmale heraus. Linchen noch immer die alte Lustigkeit. Sie fragte sehr viel nach dir. Sie saßen gerade beim Nachtessen, als ich mit meiner Mutter eintrat. Kannst du dir's vorstellen, wie sie da vom Tische auffuhren, und Eines ums Andere uns in die Arme fiel? – Ach Alles, Alles ist ja nun verschmerzt und vergessen. Meine vier Jahre sind jetzt nur ein einziger bitterer Tropfen, und vor mir liegt ein ganzes Meer von Glück und Freude. O! Gott ist überschwänglich gnädig mit mir! Und dann noch das herzliche Wiedersehen in deiner guten Eltern Haus! Sie sind gesund und sehnen sich unendlich nach deiner Heimkehr. – Nun, nimm für heute fürlieb mit diesen von hastiger Freude beflügelten Worten! Ich habe noch gar vieles zu verrichten. Morgen früh nach Görzhausen! Wie wird mir's dort wohl ergehen? Mir ist doch ein wenig Angst. So bald ich kann, von dort aus mehr, und ruhiger

wie heute! Gott mit dir und deinem, seinem deutschen Vaterland und all seinen Lieben darin wiedergegebenen

Theodor.

Schloß Görzhausen am 1. September 1842.

Mein herzlich Geliebter!

Sieh', da sitze ich schon ganz gemüthlich in meinem wohnlichen Thurmzimmer des freiherrlichen Schlosses Görzhausen. Altersdunkle Ahnenbilder im Harnisch sehen auf mich, friedfertigsten Theologiekandidaten, kriegslustig hernieder. Aber vor meinem offenen Fenster huschten die Schwalben im Sonnenschein vorüber, und verstecken sich dann und wann im Laube des wilden Weines, der an den zwei runden Thürmen bis zum spitzigen Schieferhelme hinanklettert. Ich glaube fast, diese niedlichen Kinder der Luft spielen miteinander Versteckens, gerade so, wie die andern flügellosen auf Erden, und ich höre aus ihrem jubelnden Gezwitscher, wenn sie von den suchenden Gespielen ertappt werden, ganz deutlich ein lustiges Lachen heraus.

Du merkst nun schon, lieber Hermann, in welcher Stimmung ich dir schreibe. Ich kann dir auch gar nicht sagen, wie mir schon jetzt hier so heimathlich zu Muthe ist. War das aber auch schon ein wohlthuender Empfang! Stelle dir vor: drei Stunden von Görzhausen erwartete mich an der Eisenbahnstation die herrschaftliche Kutsche, und ich war nicht wenig erstaunt, als sogleich bei

meinem Aussteigen ein Pfarrer, mit einem jungen, bildschönen Knaben an der Hand, auf mich zukam, und mir mit den Worten die Hand drückte: »Herzlich willkommen! Sie werdens ja wohl sein! Ich bin Pfarrer Weber und hier, Ihr zukünftiger Zögling Clemens. Er konnte es gar nicht erwarten, Sie schon hier begrüßen zu dürfen. Nun kommen Sie! Wir fahren sogleich weiter.« Clemens reichte mir noch etwas schüchtern die Hand, worauf ich mich nicht enthalten konnte, ihm auf sein frisches Gesicht einen Willkommkuß zu drücken, was ihn sichtlich freute. Dann stiegen wir in den offenen Wagen. Es war gerade vier Uhr Nachmittags, und die Sonne der letzten Augusttage meinte es mit uns sehr gut. So fuhren wir in lustigem Trabe noch zwei Stunden miteinander. Ich konnte mich dabei an dem blühenden Menschenkinde gar nicht satt sehen, und sein angenehmes Plaudern sammt diesem offenen Gesichte machte mir wirklich Kopfzerbrechen, wie ich diese ansprechende Außenseite mit den mir von Pfarrer Weber geschilderten Charakter- und Gemüthsanlagen zusammenreimen solle. Aber freilich, dachte ich mir, wie liegt oft Gutes und Schlimmes im Menschen unharmonisch nebeneinander! – Zuletzt fuhren wir einen langgestreckten Hügel hinan. Eine mächtige Pappelallee trat immer höher hervor. An deren Ende gegen die Straße zu standen in einem Rondell riesige Platanen. Als wir auf der Höhe angekommen waren, rief Clemens dem Kutscher ein freudiges Halt zu und sagte zu mir: »So, Herr Kandidat (eine Titulatur, die mich schon unterwegs im

Stillen lächeln machte), jetzt steigen wir aus, den Hohlweg hinunter geht es so nicht gut. Und in der Allee erwartet uns Mama und Adele.« – So traten wir also zur Allee, und sogleich sah ich von einer Bank unter den Platanen die Baronin und Fräulein Adele sich erheben. Ich konnte kaum dazu kommen, nur recht meine Verbeugung zu machen, so war die Baronin uns auch schon rasch entgegengekommen und reichte mir freundlichst die Hand mit dem mir so wohlthuenden Gruße: »Seien Sie uns herzlich willkommen, mein lieber Herr Faber!« – Und doch, welch' edle Würde lag in dieser Herablassung! Welcher Gegensatz zu meiner vorigen Herrin, die, vom ersten Empfange gar nicht zu reden, nach vier langen, opfervollen Jahren mir kaum halb so herzlich Lebewohl gesagt, als diese edle Frau mich Unbekannten schon zum erstenmale begrüßte. Dabei war ich erstaunt, welch' hohe Schönheit noch auf ihrem Antlitze lag, wenn auch der Kummer dieses zarte Bild sichtlich übermalt hatte. Sie zählt auch, wie mir Pfarrer Weber sagte, erst fünfunddreißig Jahre, und zog schon mit siebzehn aus dem Grafenschlosse Hohberg als neuvermählte Burgfrau hier ein. Fräulein Adele, die nun eben so alt, kann sich wohl an Schönheit mit der Mutter nicht vergleichen, scheint mir aber deren Herzensmilde vollauf geerbt zu haben. Wenigstens war auch sie sehr lieb mit mir, wenn auch mehr mit stillen Blicken als lautem Worte. Und mir war, als wolle mir ihr sanftes Auge beständig sagen: wie froh bin ich, daß Sie nun bei uns sind!

Nach dem ersten Austausch unserer zunächst liegenden Gespräche, hieß mich dann die Baronin sogleich von hier oben Schloß, Dorf und Umgegend besehen.

»Es ist eine alte Praxis in Görzhausen,« sagte sie zu mir lächelnd, »daß wir alle Gäste, die uns zum erstenmale besuchen, in der Allee aussteigen, und dann von hier über all' unsere Herrlichkeit Rundschau halten lassen. Denn die gewöhnliche Einfahrt zum Schloß durch diesen schrecklichen Hohlweg und die enge Dorfgasse giebt einen so schlechten Vorgenuß davon, wie wunderschön wir hier wohnen, daß nur solche Gäste diesen Weg hereinfahren dürfen, die schon längst von Görzhausen völlig bezaubert sind. Also sehen Sie sich nur recht hier oben um, sogar kritisch, wenn Sie wollen; denn von hier aus kann unsere Gegend auch die schärfste Musterung vertragen.«

Ich kann dir nun wirklich nicht sagen, wie dieser erste Blick hinunter und ringsherum nicht nur meine Augen ergötzte, sondern auch mein Herz anheimelte. Von dem Ende des Herrengartens, der sich bis zur Allee in freien Wiesenplätzen, Obstbäumen und Bosquets heraufzog, schaute das altersgraue Schloß mit so ehrwürdiger Traulichkeit zu mir herauf, und die beiden runden Thürme mit ihren grünen Weingeflechten und spitzen Schieferhelmen winkten mir so freundlich hinunter, daß ich viel mehr ein Gefühl der Heimath, als der Fremde in mir verspürte. Und gerade so gemüthlich kann mir das ganze

Dorf selber vor, da in der anmuthigen Thalmulde zu beiden Seiten des Schlosses in langer Häuserreihe mit Obstgärten sich hinzog und in einzelnen kleinen Gehöften bis zur höchsten Waldspitze der breiten Hügelwand verlor, die das liebliche Bild umrahmte. – Doch da fällt mir ein, was quäle ich dich mit meiner unbeholfenen Schilderung? Ich lege dir viel besser das ganze in Stahl gestochene Bild bei, gerade von diesem günstigen Platze aufgenommen, das mir Clemens noch gestern Abend auf mein Zimmer gebracht hat. Da sieh' dir lieber Alles selber an! Das Grün der Wiesen und den Abendsonnenglanz, der gestern auf der idyllischen Landschaft schimmerte, möge deine eigene, schwungvolle Phantasie ersetzen! – Es kam mir ganz rührend vor, wie herzlich die Baronin und Adele sich freuten, als sie hörten, daß auch ich von dieser Rundschau so entzückt sei. Sind das gute, edle Menschen, deren Herz der Reichthum nicht verdorben hat! Aber ich mußte immer wieder mit einer eigenen Wehmuth auf Clemens blicken, als den Erben dieses weltverborgenen, kleinen Paradieses. O wie gönnte ich es ihm aus ganzer Seele! Aber wird er es auch einst mit dankbarem, zufriedenem Herzen zu genießen wissen? Diese bange Frage war der einzige elegische Ton in meiner freudigen Stimmung.

Dann gingen wir durch den Herrengarten langsam miteinander hinunter, und das alte, höchst massive Schloß mit seinen großen, von Wirthschaftsgebäuden rückwärts umgrenzten Hofe lag in seiner ganzen Ausdehnung vor uns. Eine steinerne Brücke mit zwei riesigen

Linden davor erhöhte nur noch den poetischen Eindruck, der schon oben so mächtig auf mich eingewirkt hatte. Und zwei in Stein ausgehauene, geharnischte Ritter in voller Mannesgröße, die, zu beiden Seiten des Schloßportals eingemauert, gleichsam Wache standen, mit den Jahreszahlen 1487 und 1512, mahnten mich so recht eindringlich, in welch' althistorisches Besitzthum ich jetzt eintrete.

Aber auch das Innere dieses Schlosses trug nur dazu bei, diesen ersten guten Eindruck in mir nur noch zu erhöhen. Von der mit mächtigen Hirschgeweihen verzierten, gewölbten Eingangshalle durch alle Wohn- und Schlafzimmer bis hinauf zu dem sogenannten Ahnensaale, darin von 1349 an alle Glieder der Familie prangen, deren Reihe der letztverstorbene Stammherr Hans Günther Freiherr von Görz in der Uniform eines österreichischen Kürassierrittmeisters schließt – in all' diesen Räumen, die mir Clemens sogleich am andern Morgen voll naiver Ungeduld zeigte, gewahrte ich keine Spur von jenem pomphaften, modernen Luxus des van der Straaten'schen Haushaltes; und die Vergleichung desselben mit dieser prunklosen, aber mitunter nicht minder kostbaren Einrichtung des alten, deutschen Edelsitzes rief in mir die angenehmste Stimmung hervor.

Doch was war dies Alles gegen die menschenfreundliche Güte der Baronin, mit der sie sogleich am ersten Abend ihr Haus mir heimisch zu machen suchte! – O mein liebster Hermann, ich habe dir in meinen früheren

Briefen aus Holland so manches Harte aus meiner dortigen Schule der Demüthigung und Entsagung verschwiegen, weil ich in das heitere Sonnenlicht deines frohen Studentenlebens keinen allzu düstern Schatten werfen wollte. Heute, wo Alles glücklich überstanden hinter mir liegt, darf ich schon eher davon reden. – Wie lange Zeit brauchte ich dort, um nur einigermaßen das innere Weh darüber zu verschmerzen, daß ich in jenem Kaufherrnhause viel eher wie ein Glied der Dienerschaft, als der Familie betrachtet und behandelt wurde! Und alle frostige Höflichkeit konnte mich dafür nicht entschädigen. Mit nur höchst seltenen Ausnahmen an hohen Feiertagen mußte ich mich auf meinem Zimmer abgesondert zum Mittagstische setzen. Und wie oft dachte ich mir bei den vielerlei leckeren Gerichten, die mir der Bediente dort vorsetzte: o wäre es doch lieber das einfachste Essen der Welt, aber am gemeinsamen Familientische, wie viel besser sollte es mir schmecken, als in solch' peinlicher Absonderung diese überreiche Mahlzeit, die ich oft nicht zur Hälfte an die Lippen brachte!

Aber hier, wie that mir das schon am ersten Abende so wohl, als ich mit der Baronin, Adele und Clemens in dem gemüthlichen Wohnzimmer beim Theekessel sitzen durfte, da die Baronin selber mir die Tasse voll schenkte, und Fräulein Adele mit eigener Hand die Butterschnitten zurecht machte. O, ich hätte die zarte Hand von Mutter und Tochter vor dankbarer Freude küssen mögen, daß sie nur dem Menschen in mir so lieben Abendimbiß bereiteten, und den Hofmeister mich so gar nicht fühlen ließen. Und

so war es auch beim gestrigen Mittagstische. Ein einziger, sehr einfach uniformirter Diener servirte, und stets ward ich vor Clemens bedient. Wie auch diese Aufmerksamkeit mich freute! Noch mehr aber diese freundliche Unterhaltung, deren mich die Baronin unter dem Essen würdigte. Mein Gott, bei den van der Straaten'schen lucullischen Festtagsdiners kam ich ja immer erst nach dem jüngsten Commis an die Reihe – als der arme, unbeachtete deutsche Hauslehrer, der für das große Handlungsgeschäft ein so unnützes Geschöpf gewesen. Und die Herrschaft hatte für Jeden ein aufmerksames Wort, nur nicht für mich. Aber wie thöricht war es dort von mir, über diese Zurücksetzung mich oft im Stillen zu grämen! Nun sehe ich's ja erst recht ein, was ich in dieser vierjährigen Schule für mein ganzes Leben gelernt habe: für jede Freundlichkeit aufrichtig dankbar zu sein, und mich stets für den Geringsten, aber Glücklichsten zu halten, ohne Neid oder Bitterkeit in meinem, vom Leben so unverwöhnten Herzen.

Gestern Abend war ich nun auch bei Pfarrer Weber. Clemens, der von der ersten Stunde an eine merkwürdige Anhänglichkeit zu mir zeigte, ließ es sich nicht nehmen, mich selber zum Pfarrhof zu begleiten. Er liegt reizend schön auf einer vom Dorf ein wenig seitwärts vorspringenden Höhe, sehr stattlich aus Quadern gebaut, mit flachem Schieferdache wie ein kleines Schlößchen, und mitten in Feldern und Obstgärten. Als ich das Haus

zum erstenmale sah, da kam es mir so gar nicht unbekannt vor. Vielleicht, daß ich's einmal im Traume gesehen, oder sonst als Gebilde meiner Phantasie. Ich weiß es selber nicht. Aber das wußte ich, daß dieser poetische Pfarrhof mit dem anstoßenden Blumen- und Gemüsegarten genau so aussah, wie ich ihn mir wohl manchmal in meinem holländischen Exil als Ideal ausgemalt hatte, um mein einsames Herz auf die ferne Zukunft in der Heimath zu vertrösten. Nun, in zehn Jahren – wer weiß, vielleicht bin ich dann auch der glückliche Besitzer eines Pfarrhofes. Es muß aber auch gerade kein so stattlicher sein. Gott behüte mich vor so maßlosen Ansprüchen! Ein viel bescheideneres Häuschen mit kleinem Blumengärtchen thut's auch, wenn ich nur eimmal eine wirkliche Pfarrei mir errungen habe … Clemens kommt gerade hereingestürzt und meldet mir, saß die Botenfrau angekommen sei. Ich muß leider schließen, da sie ohnedem nur dreimal in der Woche Kommt. Also behüte dich der liebe Gott! Er wird schon Alles recht machen. Und auch für Clemens habe ich die besten Hoffnungen; denn er scheint mich lieb zu haben, und da ist schon viel gewonnen. Zudem läßt die verehrteste Frau Baronin mich unbeschränkt mit ihm schalten und walten, das gerade Gegentheil der Frau van der Straaten. So denke denn nur mit freudigem Herzen an mich! Tausend, tausend Küsse! im Geist umarmt dich dein treuer, glücklicher

Theodor.

P. S. Jetzt hätte ich vor lauter Eile fast vergessen, von Fritz Kreutzer, deinem Leibburschen, dich aufs herzlichste zu grüßen. Eine gute, ehrliche Seele! Auch ihm gefällt's hier sehr gut. Ich hoffe, seine Freundschaft zu dir soll auch uns Beide bald näher bringen.

Ich übergehe nun die weitere Correspondenz unserer jungen Freunde und knüpfe sie erst über ein Jahr danach wieder an mit einem Brief Hermanns, den er am Begräbnißtage seiner Dorothee nach Görzhausen geschrieben hatte. Er lautet:

Am 15. November 1844.

Mein liebster, bester Theodor!

In trübster Stimmung flüchtet sich heute mein stürmisches Herz wieder zu dem deinigen, daran es in diesem Jahre schon so oft ausgeruht und jedesmal still geworden. Aber heute ist meine Sehnsucht nach dir tiefer, denn je. Denn höre nur: ich stand noch vor ein paar Stunden vor dem frisch aufgeworfenen Grabe meiner alten unvergeßlichen Dorothee. Nicht wahr, auch du bist schmerzlich überrascht? Sagte doch mein letzter Brief noch kein Wort von so naher Auflösung. Aber sie starb einen wirklich hochpoetischen Tod. Denke dir nur, und halt' es für buchstäbliche Wahrheit: überm Märchenerzählen ist sie, von meinem Arm umschlungen, entschlafen, in einsamer Nachtstunde, da ich ganz allein an ihrem Bette gesessen. Das ist mir doch noch ein großer Trost. Denn ich habe

ihr noch in den letzten Stunden die Kissen zurechtlegen, mit dem letzten Trunk frischen Wassers ihre verdorrten Lippen erquicken dürfen. Ich habe sie sterbend im Arme gehalten, und ihr im Tode die Augen zugedrückt. Aber sie ist mir eben dennoch gestorben, und ich kann dir gar nicht sagen, wie mir darüber so weh geschieht. – Als ich die dreifache Schaufel Erde auf diesen Sarg hinunterwarf, war mir's doch, als begrübe ich damit selber jede Erinnerung an meine mit ihr verlebte Kindheit; als sänke in dieses Grab mein letztes Stück Poesie in dieser öden Prosa meines jetzigen Lebens! – O liebster Theodor, dein treues, so tief mit mir empfindendes Herz weiß ja am besten, was mir jene einsamen Stunden gewesen, die ich in stiller Nachtzeit an diesem Magdbette verleben durfte. Kamen sie mir doch oft vor, wie selber ein sinn- und gemüthvolles Märchen, unverstanden in diesem verstandesnüchterten neuen Leben unserer alten Vaterstadt. Ich weiß, du zeihst mich um dieser Betrübniß willen nicht unmännlicher Sentimentalität, an der ich Gottlob niemals noch gekränkelt; nein, du fühlst mit mir die Gesunfheit meines Schmerzes heraus, in dem heute das einstige Kind in dem jetzigen Mann am Grabe dieser alten, treuen Wärterin und vertrautesten Freundin Thränen vergossen, die wohl die Wenigsten verstanden, vor denen ich mich aber nicht im mindesten geschämt habe. Möchten sie doch die einzige Schande sein, die jemals mein Leben entehren wird!

Doch du guter, treuer Freund, mein Herz hat sein Bedürfniß nach Klage nun bei dir gestillt, und es verstumme nach außen für alle Zeit! Und jetzt, wie geht es *dir*? – Du sagtest mir in deinem letzten lieben Worte vor vier Wochen noch ziemlich geheimnißvoll: nur noch eine einzige Wolke stehe vor der Sonne deines Glückes, und wenn auch diese noch glücklich zerronnen, dann würdest du ihren vollen Glanz mich schauen lassen. Sag', liebster Theodor, verfinstert diese Wolke deinen Himmel noch, oder leuchtet er schon in vollem Lichte? Ich kann es mir zwar gar nicht vorstellen, wie schon jetzt, nach kaum fünfvierteljährigem Aufenthalt in Görzhausen, ein so wichtiges Ereigniß für dich und Elisabeth eingetreten sein könnte. Um so größer ist aber meine Ungeduld, es zu erfahren. O du kannst es kaum erfassen, welch' ein Verlangen mich durchglüht, nun in meinem freudenlosen Herzen mich an deinem Glück zu erfreuen, wie dir es einst so edelherzig gethan, da alle Freuden der Welt vor mir ausgeschüttet lagen, und du in einsamer Fremde daran darben mußtest. O glaub' es mir, wie nach einer Wohlthat begehre ich nach deiner freudenreichen Botschaft, wie nach einem Sonnenblick mitten in den Sturmwolken meines lichtlosen Himmels.

O Theodor, danke deinem gnädigen Gotte für die friedfertige Sanftmuth des Herzens, mit der er als segensreichstem Geschenk dein Leben begnadigt! Dank' ihm für

deine angeborene Weisheit bescheidener Selbstbeschränkung, mit der dich um dein Verlangen nach Menschenglück von Kindheit an immer nur die engsten Kreise gezogen! Denn nur um so weiter werden sich diese Schranken irdischen Glückes dir öffnen.

O sag', ist es nicht ein unerklärliches Räthsel, mein guter Theodor? O siehst aus meinen klaren Worten, wie auch ich diese Weisheit in ihrem ganzen Werth und Segen zu schätzen weiß. Meine theuerste Mutter ist mir ja darin die weiseste, liebreichste Lehrmeisterin. Aber, liebster Freund: »Grau ist alle Theorie, doch grün des Lebens goldner Baum.« Dieses mephistophelische Wort, das ich all Praktikant des Bezirkzamts in bitterster Ironie verlachen gelernt, in der Praxis des Herzens möchte es mich manchmal zu bitterem Weinen treiben. – Wenn ich einen Tag denke, dieser Dämon meines Innern sei von meinem guten Engel völlig geschlagen und vernichtet, schon am nächsten Morgen kommt er mit verstärkter Heerschaar in neuem Sturmlauf herangezogen. Und wenn ich sanftmüthig wie ein Kind geworden, dem ein Märchen jedes Verlangen stilt, mit einemmal ist mir die ganze Welt zu klein, um die unendliche Kluft meines Begehrens nach Menschenglück auszufüllen. Was ist das, du liebster Freund meines Lebens, du beneidenswerther Mann des inneren Friedens? Nenne mir die feindliche Macht, die sich also gewaltsam zwischen mein Herz und seine Befriedigung drängt! Nenne mir den finstern Geist, der so starken Armes mich umklammert hält, der jedem Beispiel des genügsamsten Vaters, jeder weisen Mahnung

der frömmsten Mutter spottet, und in unseres Hauses wahrhaft heiligem Frieden sich dennoch heimisch fühlen kann! – Von wannen ist er in mein Blut gekommen, und hat er schon an meiner Wiege gestanden? War es schon seine Macht gewesen, die mich auf dem Rittersberg und im Reichswald angetrieben, stets unter uns Buben der Erste zu sein? Hab' ich aus seinem Dunstkreise den Muth gesogen, mit dem ich einst jenem Korporal meinen Sophokles vor die Füße geworfen, und war es sein nimmer verglühendes Feuer, das auf der Hochschule mit solchem Ehrgeize mein Herz entflammt, bis ich auch dort den höchsten Gipfel unumschränkter Herrschaft erstiegen? – Was ist das nur? – Bei all' dem sittlichen Starkmuth meiner Seele wird sie doch gar oft von traurigster Bangigkeit beschlichen, und meine ganze Zukunft fürchtet sich vor dieser unheimlichen Feindesmacht. O komm mir zu Hilfe, treuester Freund! Wie ich dich einst aus des Blechhammers düstrer Fluth herausgezogen, so thue jetzt das gleiche Freundeswerk an mir! Zieh mich heraus aus dieser finsteren Stimmung, daß ich nicht darin untergehe! Sag' mir, daß deines Herzens tiefstes Sehnen nun befriedigt ist, und auch meine Sehnsucht wird stiller werden! Bring' mir die Botschaft, daß dein Liebesfrühling in voller Blüthe steht, und sein Duft soll meine Seele mit neuem Hoffen durchwürzen, daß auch ihr nach dieser jetzigen Oede noch ein blühender Garten beschieden sei. Sag' mir, daß dein Lebensboot im Hafen glücklich eingelaufen ist, und auch die wilden Wogen, darin das meinige noch auf- und niederschwankt, sie werden sich besänftigen. Juble

mir entgegen: »Ich bin glücklich!« und in meinem Herzen wird der Glaube wiederhallen, daß auch ich es noch sein werde. Und jetzt lebe wohl! Der Wächter ruft Mitternacht. Es ist Schlafenszeit. Ich bin müde. Herzlich gute Nacht!

Dein *Hermann.*

P. S. In vierzehn Tagen geht, dreimal Gottlob, meine Administrativpraxis zu Ende. O wenn nur einmal diese staubige Bureaukratenwelt hinter mir liegt! In der Justiz hoffe ich doch auf frischere Luft. Denn dort ist das eigentliche Feld meines Geistes, namentlich, wenn ich einmal zum öffentlichen Vertheidigen komme. Da soll es mit mir und meiner Stimmung schon besser gehen. Denn mein Ich darf doch dann seine Existenz ein wenig geltend machen. O nur nicht dieses geistige Vegetiren wie bis jetzt! Lieber Tod als solches Scheinleben! Adieu!

Die Antwort Theodors, der von jeher ein unermüdlich fleißiger Briefschreiber gewesen, datirt vom 18. November:

Morgens 5 Uhr.

Mein geliebtester Hermann!

Alles liegt im Schlosse noch im tiefen Schlafe. Aber mein Herz wacht schon längst. Denn die ganze Nacht konnte es deinetwegen nicht zur Ruhe kommen. Armer Freund! Du bist erst vor drei Tagen am frischen Grab einer von dir so herzlich geliebten Todten gestanden;

dein Auge ist von edelm Weinen um sie noch trüb, und, was mich noch viel trauriger macht, dein Herz ist wieder einmal voll schweren Streites. Und ich soll dir nun erzählen, welch' reicher Schatz an Gottesgnade und Menschenglück in mein Herz ausgeschüttet worden ist, zu derselben Zeit, als deines, so verarmt an Frieden, seinen Jammer zu mir hinausschreit? In deinem Trübsinn soll ich mit meiner Freude hineinlachen? Darf ich das auch, mein theuerster Freund?

Doch du bist ja so edlen Herzens, nach der Botschaft meines Glückes so sehnsüchtig zu verlangen, wie nach einer Wohlthat und Sonnenschein. Wie darf ich da ängstlich zögern, von dem ganzen Himmel meiner Freude dich umleuchten zu lassen? Und wer könnte dir eine Wohlthat lieber erweisen? Selbst dein Vater und deine Mutter nicht, die dir das Leben gegeben, können dir lieber wohlthun als ich, dem du dereinst das Leben gerettet. Denn nie und nimmer schwebe mit finsterem Fittig der Geist dankloser Vergessenheit über jener düstern Fluth!

Und so vernimm denn, in wie gnädiger Fügung Alles gekommen ist! Noch kann ich's ja selber nicht recht glauben, weil es so maßlos viel des Glückes ist, daß Einem angst und bange werden möchte. Mit kurzen Worten also: Pfarrer Weber hatte sich auch Rücksicht für die Erziehung seiner Knaben, wovon zwei in die Lateinschule eintreten sollen, auf die erledigte Stadtpfarrei in H. gemeldet, und sie auch vor vierzehn Tagen erhalten. So herzlich ich auch diese Beförderung dem wirklich musterhaften Manne gönnte, so lag doch schon seit vier Wochen,

wo ich zum erstenmale davon hörte, ein stiller Kummer auf meinem Herzen. Denn Pfarrer Weber war mir ein treuer, väterlicher Freund, von dem ich während meines Hierseins unendlich viel gelernt habe. Namentlich war er mir auf der Kanzel ein wahres Vorbild. Und wenn ich in meinen eigenen, jetzt ungefähr zwölf Nachmittagspredigten, die er mir bereitwilligst überlassen, nicht nur der Gemeinde, sondern auch der Frau Baronin Genügendes geleistet, und sogar bei der Kirchenvisitation von dem Consistorialrathe belobt worden bin, so verdanke ich das zumeist diesem tüchtig geschulten, an Verstand und Gemüth gleich reichen Manne. Du kannst dir also denken, wie leid mir geschah, da vor acht Tagen das Versetzungsdekret hier eintraf. – Aber nun höre, liebster Hermann, wie dieser hochherzige, väterliche Freund noch vor seinem Weggehen für mich sorgte! Denke dir, er hatte mich der Baronin als seinen Nachfolger in Görzhausen auf das allerdringlichste empfohlen. Zufällig war auch der Vormund von Clemens auf Besuch hier, ein Baron Harthausen, der als pensionirter, unverheiratheter Oberst in der Hauptstadt lebt. Er, der für Clemens während seiner Minderjährigkeit das Patronatsrecht auszuüben hat, ging auf Webers und der Baronin vereintes Fürwort ein. Ich aber hatte davon noch nicht die leiseste Ahnung. – Da kam vor vierzehn Tagen die Baronin des Abends auf mein Zimmer und vertraute mir Alles an. Ich war anfangs ganz sprachlos. Die plötzliche Nachricht von einem großen Unglücke

hätte mich auch nicht gewaltiger niederschmettern können. Endlich aber stürzten mir die Thränen nur so hervor, und ich wußte nichts zu sagen, als das Eine: »Ach, das ist ja viel zu viel, das kam ja gar nicht möglich sein.« – Da nahm diese wahre Edelfrau meine Hand und sagte zu mir mit ihrer herzerfreuenden Stimme: »Nein, lieber Herr Faber, das ist nicht zu viel. Sie haben mir einen schon halb verlornen Sohn wieder geschenkt, und wenn wir Ihnen nun dafür eine Pfarrei geben wollen, so ist das noch lange kein voller Ersatz. Sie haben in diesen fünfviertel Jahren das große Werk zuwege gebracht . . .« Doch nein, lieber Hermann, es sträubt sich meine Feder, alle diese unverdienten Lobsprüche dir niederzuschreiben. – Kurz, das war eben der Zeitpunkt, in dem ich dir noch etwas geheimnißvoll von meinem bevorstehenden Glücke gesprochen hatte. Denn, da ich das letzte Pfarrexamen noch nicht bestanden, und von Seite der Patronatsherrschaft beim Consistorium erst darauf angetragen werden mußte, bis dahin die Pfarrei durch einen Verweser verwalten zu lassen, hing doch Alles noch sehr in der Schwebe. Aber durch Pfarrer Webers Freundschaft mit dem Oberconsistorialreferenten ist auch dieses Hinderniß nun beseitigt, und mein unendliches Glück ist volle Wahrheit. – Denke dir, vorgestern noch spät Abends, da wir gerade um den runden Tisch bei der Lampe saßen, und ich Rückerts »angereihte Perlen« vorlas, tritt plötzlich Pfarrer Weber herein, und bringt uns ganz athemlos die Nachricht, daß so eben durch einen Extraboten von seinem Freunde die vorläufige Versicherung eingetroffen

sei, es stehe der beantragten Pfarrverwesung und meiner späteren Präsentation zum Pfarrer nicht das Mindeste im Wege. Kannst du dir nun vorstellen, mein Liebster, was ich da empfand? Ich glaube, ich hätte keinen Blutstropfen gegeben. O wie die Baronin und Adele gleichmäßig bei dieser Freudenbotschaft aufgejubelt hatten! Clemens hing sich noch obendrein wie ein muthwilliger Knabe an meinen Hals, und küßte mich unter dem beständigen Ausrufe: »Herr Pfarrer, Herr Pfarrer!« – Sogleich bestellte die Baronin noch einen Punsch zur Feier dieses freudenreichen Abends. Wir saßen mit Pfarrer Weber noch bis Mitternacht bei einander, und die Gläser gaben beim Zusammenstoßen gar hellen, fröhlichen Klang. – Ach, sind das gute Menschen, gleich adelig durch Geburt wie Gesinnung!

Ich konnte die ganze Nacht vor Aufregung nicht eine Stunde schlafen. Als ich darauf am andern Morgen zum Pfarrhof ging, um Pfarrer Weber nochmals für all seine unendliche Güte zu danken, als ich dann Haus und Garten schon von weitem liegen sah, und ich mir das unaussprechliche Glück bedachte, schon in einem Jahre mit Elisabeth hier einziehen zu dürfen, o da mußte ich mitten auf meinem Wege stille stehen und die Hände vor die nassen Augen halten. – Ich habe dem lieben Gott schon oft, recht oft gedankt. Aber so heiß, wie damals, doch noch nie – nie in meinem ganzen Leben.

Nun, mein liebster Hermann, weißt du Alles. – Du sagtest mir: »Juble mir entgegen: ich bin glücklich! und in meinem Herzen wird der Glaube wiederhallen, daß auch

ich es noch sein werde.« Nun wohl, mein theuerster Herzensfreund, ich habe dir jetzt diese Botschaft gebracht. Wirst du nun endlich daran glauben, daß auch du noch glücklich werden wirst? O du, der schon jetzt so glücklich sein sollte, wie kein Anderer auf Erden! Du, dem von der Wiege bis heute das Leben nur sein Lächeln gezeigt, du, der dir an Leib und Seele von Gottes Gnade wahrhaft übergossen bist! Du willst an mir, dem so früh verwaisten, von jeher arm gewesenen Pfarrersohn deinen Glauben aufrichten, daß auch du noch glücklich sein werdest? Eine Oede nennst du dein Leben? – O sag', wie hätte dann ich das meinige nennen sollen, da mir der beste Vater in allzufrühe Grab gesunken, und ich um Geldeslohn meine Freiheit an jene reichen, kaltherzigen Menschen verkaufen mußte, vier lange, opferreiche Jahre? – O glaube doch ja nicht, mein Liebster, daß diese Weisheit bescheidener Selbstbeschränkung, die du mir nachrühmst, mir so ohne weiteres in der Wiege gelegen, und mit mir groß geworden sei! – Nein, so war es nicht. Gern gebe ich zu, daß ich deren schon bei der Geburt ein größeres Pfund empfangen, als du; daß mein Blut von jeher stiller floß, als das deine. Aber trotz alledem habe auch ich diese Weisheit mir Tag für Tag in jahrelangem Kampf erringen müssen. Wie ein Bettler habe ich an Wünschen, an Freiheit und den bescheidensten Lebensgenüssen gedarbt, um an innerem Frieden ein Krösus zu werden. Und ich bin es geworden. Aber nur nach heißestem Streit und oft bitterster Mühsal. – Und du, dessen Geist so hoch über dem meinen steht,

zu dem ich von Kindesbeinen an immer hinaufgeschaut, wie die Schwäche zur Stärke, du könntest jetzt unterliegen, nachdem ich gesiegt, oder nur verzagen, nachdem ich muthig gewesen? – Nein, nie und nimmer! Du hast nur auf einen Augenblick vergessen, welche Heldenkraft in deinem Geiste wohnt! Die Waffen hast du nur jetzt übersehen, mit denen dein starker Wille von jeher umgürtet ist, und, deine eigene Macht mißachtend, liegst du da wie ein klagender Löwe, dem ein winziger Dorn den Fuß verwundet.

O liebster Hermann, glaube mir trotz alledem, deine Klagen reden zu mir so verständlich, als ob sie mein eigenes Herz ausgestoßen hätte! Aber darf ich mit falschem Mitleide sie jetzt nähren, wie mit Oel das Feuer? Und selbst, wenn ich jetzt mit meinem Worte dich verwunde – sei's darum! Viel besser doch und viel getreuer. Wohl kenne ich deinen mächtigen Feind, von dem du mir geschrieben. Aber ich kenne auch dich, dieses Feindes noch viel stärkeren Ueberwältiger. Einen ritterlichen Helden Hermann Stark kenne ich, dem schon in der Wiege geweissagt worden, daß, wie einst Hermann der Cheruskerfürst den Varus überwunden, so auch dieser andere Hermann jeglichen Feind zu Boden schlagen werde. Nun wohl, auch jetzt mach' diese Prophezeiung zur Wahrheit! – Bist du ein Meister geworden, als Student den Schläger zu führen, so sei auch jetzt kein Stümper auf der Hochschule des Lebens! Ziehe dein Schwert und strecke auch diesen Feind danieder, wie du einst jenen überwunden, der deinen Vater verhöhnt! – Denn dieser andere

Feind verhöhnt noch viel mehr. Deinen Vater und deine Mutter verhöhnt er, und ihren ganzen Willen, dich glücklich zu machen. Er verhöhnt ihr Beispiel und ihre Liebe sammt deines ganzen Hauses heiligem Frieden. Dich selber verhöhnt er sammt all' deinen Geistesgaben und Deiner Wissenschaft. Und endlich verhöhnt er den ewigen Gott, der mit allem Erdenklichen dich ausgestattet hat, was nur zum Menschenglücke dienlich ist. – Siehst du, welch' wahrhaft höllischer Hohn in diesem Feinde liegt, der Erd' und Himmel dir vergällen will? –

O mein Hermann, du mein einstiger Lebensretter, du hast nach mir um Hilfe gerufen, daß ich aus deiner finstern Stimmung dich herausziehen soll, wie du mich selber einst aus des Blechhammers düsterer Fluth. Siehe, ich bin gekommen und habe den Arm nach dir ausgestreckt. Daß du doch dein Leben, das gewiß noch zu großen Aufgaben bestimmt ist, wieder so heiter vor dir liegen sähest, wie ich einst das meine, als ich nach meiner Rettung Hand in Hand mit dir durch den Reichswald heimgegangen bin! – Bedenke doch ja, mein Liebster: ohne Schule keine Meisterschaft, ohne Prüfung kein Bestehen, ohne Lernen kein Wissen, ohne Kampf kein Sieg. O daß mein Rettungswerk mir nur auch an dir jetzt gelungen sei, wie einst an mir das deinige!

Auf diese freudenreiche Botschaft harre nun auch ich, wie du auf die meine geharrt. Und erst, wenn auch du mir entgegenjubelst: »Ich bin glücklich!« erst dann wird auch das Glück völlig ungetrübt sein deines um dich tief

besorgten, aber in freudigster Hoffnung dich umarmenden

Theodor.

Schon am fünften Tage war Hermanns Antwort in seines Freundes Händen. Sie ist so kurz, daß ich auch diese dir noch mittheilen darf, um so eher, all ich damit meine Ansprüche an deine geduldige Theilnahme für diese lange Briefreihe beendige.

Am 24. November 1843.

Mein Innigstgeliebter!

Heut Abend nur wenige Worte, aber genug für unser Beider Herzen! Glaube mir, der Sternenhimmel in klarer Sommernacht kann nicht heller erglühen, als jetzt mein Herz von innigem Danke gegen dich, dich mein Freund, wie kein wahrhaftigerer noch auf Erden gelebt. Deine über alles Denken treuen Worte werden ewig in meiner Seele eingeschrieben bleiben, so gut wie droben in jenem goldenen Himmelshuche, darin jede gute That auf Erden verzeichnet wird. Denn deine Freundesworte waren wahrhaftig eine gute That an mir. Nun mag dein Frühling in voller Blüthe prangen, dein Himmel mag in reinstem Glanze dich und Elisabeth umleuchten, denn glaube mir: ich bin seit gestern Morgen ein neuer Mensch

geworden. Als sei ein Engel Gottes zu mir niedergestiegen, so hat sich meine Seele besänftigt. Auch meine liebsten Eltern habe ich deine Worte lesen lassen. Sie danken dir darum tausend und tausendmal. In mir und meinem Hause ist doppelter Feiertag auf einmal – Ostern und Pfingsten, in meinem zugleich auferstandenen und neuerleuchteten Herzen. Das Leben lacht mir wieder in neuem Reize. Mein Geist verspürt wieder seine alte Macht. Als geschlagener Varus liegt der alte Feind zu meinen Füßen. Und dir, meinem Mitstreiter, sinkt dafür dankend ans Herz dein dem Leben und seiner Freude wiedergegebener, dich mehr als jemals liebender, siegreicher

Arminius.

V. Frischere Luft.

»O wenn nur einmal diese staubige Bureaukratenwelt hinter mir liegt, in der Justiz hoffe ich doch auf frischere Luft; denn dort darf ich doch meine Existenz ein wenig geltend machen!«

Diese Sätze, die Hermann seinem vorletzten Brief am Theodor nur als hastige Nachschrift angehängt hatte, waren eigentlich die allerwichtigsten Gedanken darin, ohne daß ihr Schreiber sich dessen recht bewußt gewesen. Denn, so edel und aufrichtig auch sein Glaube gemeint war, in der ersehnten Botschaft von seines Freundes Glück für das eigene Herz Ruhe zu finden, in so idealen Ausdrücken er auch diesem Hoffen Worte gegeben,

und so wahr auch seine geistige Erhebung darauf gewesen, – ich glaube trotz alledem, daß die Fittige seines Geistes, die er zu so plötzlichem Aufschwung ausgespannt, doch gar bald wieder schlaff zusammengefallen wären, hätte nicht neben dieser idealen Befriedigung auch kurz darauf das wirkliche Leben ihm die erquickende Schale an die heißen Lippen gehalten.

»Denn mein Ich darf doch seine Existenz dann ein wenig geltend machen.« Das war es – Räthsel und Lösung seiner früheren und jetzigen Stimmung.

Spann' ein edles, arabisches Pferd ein Jahr lang an den Lastwagen! Begreifst du, wenn es endlich vergißt, den Kopf in gewohntem Stolz zu tragen, und mit elastischem Sohwung den Boden kaum zu berühren? – Dann schirr' es aus von dem seines Nackens unwürdigen Kummet, gieb ihm den Sattel und früheren Reiter wieder, nebst der unermeßlichen Rennbahn der heimathlichen Wüste! Staunest du zu sehr darüber, wenn das edle Thier wieder windschnell dahinfliegt, und mit weiten Nüstern sein Behagen hinauswiehert? –

War darum unser junger Freund jetzt schon hoch beglückt, da er auf seines Vaters Kanzleistube nun in selbstständiger Logik denken durfte, und seinen Geist nicht mehr erniedrigen lassen mußte zum maschinenartigen Handlanger eines bornirten bureaukratischen Altgesellen, von seinem ersten Zerschneiden der Conscriptionslisten an bis zum letzten geistreichen Concept über die Ausbesserung eines unfahrbar gewordenen Vicinalwegs!

– Als er aber dann noch gar als selbstständiger Vertheidiger vor den zuchtpolizeilichen Gerichtsschranken stand, überkam ihn das volle Ahnen davon, welch' fruchtreiches Feld des öffentlichen Lebens vor seinen Geiste liege, welch' schrankenlose Rennbahn des Ehrgeizes.

Nur wenige Monate verflossen und der Rechtspraktikant und *Doctor juris*, Hermann Stark, war im ganzen Gerichtsbezirke der gesuchteste Vertheidiger. Und Vater Stark hatte in seinem Briefe nach dem Festcommers ganz Recht, da er an Mutter Rosalie von seinem Sohne heimgeschrieben: »Ich glaube, er würde uns Advokaten daheim miteinander trocken legen.«

Schon sein erstes Auftreten war ein Stadtgespräch geworden. Der Gerichtspräsident hatte nach erfolgter Freisprechung der wegen Kindesaussetzung minderen Grades Angeklagten unsern jungen Helden öffentlich belobt, und selbst das sonst so nüchterne Wochenblatt über diese glänzende Vertheidigung einen begeisterten Artikel gebracht. Die Beschuldigte war eine unwissende, blutarme Waise, die als verführtes Opfer des reichen, aber wegen sittenlosen Lebens und schmutzigen Geizes allgemein verachteten Stadtmüllers ihr Kind ihm vor die Thüre gelegt, weil sie nach Verweigerung jeder Unterstügung in ihrer hilflosen Armuth den armen Wurm nirgends unterzubringen gewußt. Und Hermann hatte seiner sittlichen Entrüstung über diesen hartherzigen Wüstling solch' energischen Ausdruck gegeben und wieder von der juristisch trockenen Begründung der Anklage mit

so gewandter Hand der Menschlichkeit jeden Schein moralischer Schuld abzustreifen gewußt, daß das zahlreiche Auditorium von tiefem Mitleid ergriffen ward. Der als Zeuge erschienene Müller hätte nun gerne das Hundertfache, um was die Angeklagte ihn einst fußfällig gebeten, ausbezahlt, nur um den strafenden Blicken der Zuhörer entrinnen zu können. Sein armes Opfer aber, das schluchzend ihr in Lumpen gehülltes Kind an die Brust drückte, erweckte selbst in dem Antlitze der Richter sichtbares Mitgefühl. War das ein Tag des Triumphes für Hermann! Gegen Lüge und Gemeinheit siegreich das Schwert edler Beredsamkeit zu schwingen, das war die Luft, die seinem Lebensodem von Nöthen gewesen. »Lieber Tod als solches Scheinleben!« hatte er noch vor vier Wochen hinausgeseufzt. Jetzt lebte er wieder, denn seine Existenz machte sich geltend. Der Winter war zerronnen und ein neuer Lenzsturm brauste durch seine Seele.

Wie manchen derartigen Fall könnte ich dir noch erzählen, in dem Hermann seinen Ruf des gewandtesten Vertheidigers über alle wirklichen Advokaten der Stadt begründete. Es waren seine Clienten freilich anfangs lauter arme Teufel, die seinen ritterlichen Schutz ihm nur mit Dankesworten bezahlen konnten – für seinen Ehrgeiz das allergrößte Honorar. Als er aber einmal einen, wegen Amtsehrenbeleidigung seines herrschsüchtigen Bürgermeisters angeklagten, behäbigen Oekonomen durch eine ungemein ironische Vertheidigung von Schuld und Strafe lossprechen half, und dieser ihm dann zwei blanke Louisd'ors auf den väterlichen Schreibtisch legte, da

sträubte sich Hermann wohl, dieses um das Vierfache die Rechtspraktikantentaxe übersteigende Honorar anzunehmen. Nachdem jedoch sein reicher Client auf dieser Bagatelle, wie er die zwei Goldstücke nannte, bestand, verspürte Hermann dennoch zuletzt bei diesem ersten, durch eigene geistige Thätigkeit verdienten Gelde hinterher eine bisher so unbekannte Freude, wie sie ihm alle pekuniäre Errungenschaft seines späteren Lebens nimmer gewähren konnte. Sofort kaufte er sich für dieses erste Honorar einen Siegelring, darin er die Anfangsbuchstaben seines Namens graviren ließ, um, so oft er die Hand in seinem Beruf als Vertheidiger ausstrecken würde, sich diese reine Freude über das erste selbstverdiente Geld ins Gedächtniß zurückzurufen.

Durch diese schönen Erfolge in Hermanns neuer Praxis, die seinen unruhigen Geist so hoch befriedigten, hatte auch sein Herz allmälig die Bitterkeit gegen das alltägliche Leben seiner alten Vaterstadt verloren. Hatte er im ersten Jahre nur aus gezwungener Rücksicht für seinen Vater das Casino besucht, und dann zumeist als wortkarger Gast sich in die Zeitungen vertieft, weßhalb man ihn allerseits eines unbegrenzten Hochmuths geziehen – jetzt nahm er mit jeder neuen erfolgreichen Vertheidigung auch freudiger an der allgemeinen Unterhaltung Theil, und stand lange nicht mehr in so schroffem Gegensatz zu den kleinstädtischen gesellschaftlichen Zuständen. Trug er doch jetzt das Bewußtsein in sich, nicht mehr als unbeachteter Bezirksamtspraktikant in Bürger- wie Beamtenkreisen zu figuriren, sondern als ein, selbst

dem Präsidenten geistig Ebenbürtiger, dessen Begabung als Jurist und Redner bereits Jedem einen gründlichen Respect abgerungen, und dem allerseits noch eine bedeutende Zukunft verheißen ward. Auch Hermanns Doctortitel kam nun allmälig immer mehr zu Gnaden und Ehren, der vorher den bereits in Amt und Würde stehenden Herren Beamten so gar nicht über die Lippen kommen wollte. Ja, sogar der Herr Bezirksamtmann ließ sich wohl oder übel zuletzt herab, den früheren »Hermann Stark« mit »Herrn Doctor« zu vertauschen, und selbst darüber ging ihm ein immer helleres Licht auf, daß jenes Schreiben der Conscriptionslisten eben doch ein wenig gar zu tief unter Hermanns geistiger Würde gestanden habe.

Und erst auf den Bällen im Casino, die unser Freund in diesem Winter nun ebenfalls besuchte – welch' ausschließliche Hauptrolle war ihm unter all' seinen Mittänzern auch da zugefallen, ganz so wie einst unter seinen Buben beim Steckenreiten, beim Räuberspiel und bei den Kaiserjagden. Er war der einzige Held der allgemeinen weiblichen Schwärmerei, von der selbst im Interesse der Tochter gar manches Mutterherz ahnungsselig erglühte. Eine Tänzerin, die nicht von Hermann Stark geworben worden, kehrte unbefriedigt vom Ballsaale heim, auch wenn sie sonst nicht ein einzigesmal hätte »sitzen bleiben« müssen. Und nicht eine einzige Jungfrauenrose war in der Stadt erblüht, die sich nicht ums Leben gern an diesen stolzen Eichbaum hinaufranken möchte. O wie wußten namentlich die reichen Fabrikantentöchterlein ihre

venusartigen Reize diesem germanischen Adonis gegenüber in allerfeinster Toilette zur Schau zu tragen! Wie wußte gar manche im Ballgespräch mit versteckter Gewandtheit ihm beizubringen, wie sie auch in geistiger Bildung gewiß seiner nicht unwürdig wäre, da sie gar manches französische Wort in ihre geistreiche Conversation einfließen ließ, und das Thema oft ganz unversehens auf das französische Institut brachte und wieder auf Clavierspiel und schöne Literatur. Und wie glaubwürdig mußte ihm ihr feiner französischer Accent wohl dünken, da oft die eigene liebe Muttersprache so sehr unter ihm gelitten zu haben schien!

Aber, o unausstehliche Sprödigkeit! Trotz alledem überschritt der so sehr ummworbene Held niemals die Grenze ritterlicher Höflichkeit, dieser wunderschöne Mann mit diesem eiskalten Herzen. Doch freilich war es ja auch Winterszeit. Und der Frühling, wann Alles knospet und blüht, wann die lieben Vöglein sich paaren und ihr Nest bauen, wird gewiß auch dieses Eis dann hinwegschmelzen. – Der Frühling? – O ja, vielleicht! – Aber wer wird dann wohl die glückliche Erkorene sein? – Nun, geduldet euch nur noch ein paar Monate, ihr sehnsüchtigen jungen Schönen dieser alten Stadt! – Ihr werdet sie ja noch bei Zeiten kennen lernen!

VI. Die Prinzessin und ihr Schmuckkästchen.

Und es kam diese schöne Frühlingszeit, wo im prächtigen Reichswald die Eichen und Buchen vom Liebäugeln der Sonnens strahlen jeden Tag sich tieferen Zauber entlocken ließen, und durch die ganze Vogelwelt im süßesten Wechsel der Lockruf der Liebe ging. Da ward selbst dem nüchternsten Pfahlbürger, der Sonntags mit Kind und Kegel in diesem grünen Vermächtniß des Kaisers Rothbart spazieren ging, wie nicht minder dem neu angesiedelten Fabrikherrn, der mit dem Duft seiner Cigarre den des Waldes unentgeltlich verfeinerte; ja, selbst dem letzten Comptoirlehrling ward da das Herz ein wenig weiter, als gewöhnlich, und ihre prosaischen Geister flatterten mit ungewohntem Fittig zu jener Region hinauf, in der die Poesie des Glaubens beginnt, daß es in und über diesem Leben doch noch höhere Genüsse gebe, als nur der Erdscholle oder Maschine Kopf und Herz zu verkaufen.

Was Wunder darum, daß auch unser junger Held, sicherlich seine der unpoetischen Naturen, an jedem schönen Abend, sobald er nur des Vaters Kanzleistube entrinnen konnte, sich ebenfalls in diesen »Heiligen Hallen« erging, darin die Natur ihr Auferstehungsfest so vielfältig feierte. – Und so hatte er sich eines Tages ungewöhnlich tief in sinnendem Lustwandeln verloren. Sein Herz und der Wald waren einander so ähnlich. Ein Schwellen und Grünen, und dann und wann ein heimlicher Sehnsuchtsruf aus verschwiegenem Dunkel!

Da kam er auf dem Heimweg an eine hohle Gasse, wie zu Tells Zeiten der weltbekannte Weg nach Küßnacht sie gewiß nicht holperiger aufweisen konnte. Neben dem Fußpfade, den er längs dieses Hohlweges träumend dahinschritt, erschloß sich eine Waldblöße, auf der nurmehr ganz vorn eine prächtig schwellende Eiche hinausragte, während andere, schon im Winter gefällte Stämme am Boden lagen, und der noch stehenden jüngeren Mitschwester ein gleiches Loos der Hinfälligkeit prophezeiten. – Und eine Holzhauerfamilie machte sich eben zum Heimwege bereit. Der stämmige Bube trug die beiden großen Sägen auf dem Rücken. Der Mann mit der Axt und das Weib mit einem Bündel Reißig gingen hinterdrein. Eine Amsel sang noch von Liebessehnen im jenseitigen Dickicht. Durch die Eichenwipfel strich der Abendwind mit stärkerem Brausen. Sonst war es ringsum still in dem ungeheuren Kaiserforst. Nur die Schritte der Holzhauerleute hörte man mehr und mehr verhallen. – Und wie jetzt Hermann ihnen so nachgesehen, mußte er unwillkürlich an jenes Märchen denken, da ihm einst die Dorothee vor einem halben Jahre noch kurz vorm Sterben erzählt hatte. Und ihm kamen in dieses Waldes und seines Herzens Einsamkeit die Gedanken: »Ja, ja, meine gute selige Dorothee, dein Märchen war wohl wunderschön, aber es war eben doch nur ein Märchen. Nun ist ja mein Jahr bei den Holzhauerleuten schon lange zu Ende. Ich hab's mit Geduld und Gehorsam bestanden. Und ein Brausen geht durch die Wipfel. Aber wo bleibt nun die

Prinzessin und meine alte poetische Burg? – Doch freilich,« fuhr er lächelnd für sich weiter, »in solcher Demuth und mit solchem Fleiße, wie jener Königssohn, habe ich mein Probejahr auf dem Bezirksamte doch lange nicht bestanden. Und wer weiß, was ich noch Alles dulden muß, bis mich jener Zauberer wieder in die Burg meiner Kindheit zurückführt, und noch obendrein mit jener wunderschönen Prinzessin … o es war doch ein herzerfreuendes Märchen.«

Wie er diese Weise so durch die Waldeinsamkeit in sich erschlingen ließ, und die Amsel mit ihren Lockrufen sie noch immer begleitete, da kam ganz drunten im Hohlweg eine Kutsche mühsam heraufgeschwankt. Hermanns scharfes Auge sah eine ältere Frau, augenscheinlich vom besseren Stande, darin sitzen, während ein noch sehr junges Mädchen auf dem Fußpfad überm Graben dem Wagen nachfolgte. Jetzt hielt der Kutscher still, der neben den keuchenden Pferden herging. Und Hermann hörte deutlich durch die Stille des Abends, wie er sagte: »So, Fräulein Helene, jetzt steigen Sie nur wieder ein! Wir haben die schlechteste Stelle hinter uns.«

Auch die Frau rief hinüber: »Ja komm, liebes Kind!« Darauf sagte Helene, wie wir das Mädchen jetzt wohl nennen dürfen, da der Kutscher uns so schnell ihren Namen verrathen: »O bitte, liebe Mama, fahre du nur noch bis zur Höhe! Ich hab' noch immer Angst vor diesem schlechten Weg. Und es geht sich hier ganz wunderschön. Ich komme ja doch mit dir zugleich hinauf.«

»Aber Kind, so allein in diesem fremden Walde! Bedenk', es könnte dir was geschehen. So bleibe wenigstens beim Wagen!«

»Ach, liebste Mutter, wer soll mir denn hier etwas zu Leide thun? Es ist ja weit und breit kein Mensch zu sehen. O laß mich noch ein wenig hier spazieren! Es sind so schöne Blumen hier.«

An Helenens schlanker Gestalt, die sich manchmal niederbückte, konnte man deutlich sehen, daß sie dann und wann am Waldsaum eine Blume brach. Und sie war über diesem lieblichen Geschäfte sehr bald hinter dem Wagen zurückgeblieben. – Hermann wußte nun selber nicht, warum er schon beim Herannahen dieser Kutsche plötzlich hinter die Eiche getreten war. Was hatte er sich doch zu scheuen vor diesen ihm völlig fremden Menschen? Und stand es ihm nicht frei, sie freundlich zu grüßen, oder sie unbeachtet weiter gehen zu lassen? – Ja warum? – Wer weiß sich immer Rechenschaft zu geben, warum er plötzlich wie aus räthselhaften Drange dieses oder jenes gethan, bevor er sich des Grundes bewußt geworden? – Und so weiß auch ich jetzt mit all' meiner Wahrheitsliebe nicht zu erklären, warum sich Hermann hinter jener Eiche versteckte. Ich kann dir nur versichern, daß er's wirklich that. Mehr weiß ich dir nicht zu sagen.

So ließ unser junger Freund hinter seinem Versteck die Kutsche vorüberfahren, und betrachtete die darin sitzende stattliche Dame, in deren Haltung und Miene eine gewisse Vornehmheit sich aussprach, wenn auch Roß und

Wagen sammt dem Kutscher ein ziemlich ländliches Gepräge trugen. – Mit lange nicht so unbefangenem Auge, als er nun von der Mutter sich abwendete, blickte Hermann jetzt wieder den Fußpfad entlang nach dem Töchterlein, das, bald nach einer schwesterlichen Blume sich bückend, bald wieder ein paar Schritte vorwärts springend, immer näher gegen ihn herankam. Sie hatte jetzt den runden Florentinerhut abgenommen, und ließ ihn an den Bandschleifen über dem Arme hängen. Um so anmuthiger trug sie ihr braunes Titusköpfchen; und wie duftig stand ihr das lichte Sommerkleid! – Und horch, trillert sie jetzt nicht ein Liedchen? – Ja, wirklich. Und sind auch die Worte nicht ganz vernehmbar, so sagt doch die allbekannte Singweise, wie sie heißen mögen:

»Wenn ich ein Vöglein wär', und auch zwei Flügel hätt',
Flög' ich zu dir . . . «

Und die Amsel drüben ist wirklich ein Vöglein, und hat wirklich zwei Flügel. Und horch, singt sie jetzt nicht dasselbe ewige Lied der Sehnsucht?

Jetzt ist sie kaum mehr zehn Schritte weit. Und Der hinter der Eiche denkt: »Ist das ein liebliches Kind! Wie eine Waldfee. Wer mag sie nur sein und wohin mag sie gehen? Aber hätte ich mich doch nicht versteckt, so hätte ich sie doch wenigstens grüßen können. Und jetzt muß ich hier verborgen stehen bleiben.«

Dabei leuchtete sein Auge wie das Sonnenlicht, das von den Bäumen und Sträuchern abendlichen Abschied

nahm. Die Rosen seiner Wangen glühten tiefer, und höher schlug sein Herz. Wenn sie nur an seinem Versteck schon vorüber wäre! – Er hätte sich gewiß kein zweitesmal dahinter verborgen. Jetzt steht sie ganz nahe davor. Aber sie hält plötzlich an der Eiche still.

»Ach, Maienglocken!« ruft sie jubelnd aus, »wie schöne, und wie viele!«

Und sie bückt sich zur Eiche nieder, und pflückt und pflückt, und bekommt gar nicht genug von dieser verlockenden Ernte. Der ganze Boden ist davon überwuchert. Aber erst rückwärts – da glänzen sie noch viel dichter aus dem dunkeln Laub …

Und jetzt ein Angstschrei … Hermann grüßt erschrocken, und will sich entschuldigen. Das Wort versagt ihm. Doch ihre Blicke haben sich berührt. Und – kaum war er wieder zu sich gekommen, ist sie in scheuer Flucht ihm entronnen.

Der ganze Waldblumenstrauß sammt den Maienglocken liegt zerstreut zu Hermanns Füßen. Blume für Blume hob er sorgfältig auf, und schritt damit in der Dämmerung durch den schweigenden Forst. Die Amsel sang noch immer. Und erzählte ihm jetzt nicht ihr Lied und das Flüstern aller Bäume das Märchen der alten Dorothee, das er zuerst an der Stadtmauer unterm Lispeln des Epheus gehört? – Die guten Geister seiner Kindheit umschwebten ihn wieder. Seine Seele wiegte sich in holden Träumen: »O wenn das die Prinzessin wäre!« …

Und die an der Mutter Seite noch eine Stunde lang schweigsam sinnend durch den Reichswald fuhr und, um

nicht gezankt zu werden, von dem poetischen Abenteuer zwisden den Maienglocken kein Wörtchen verlauten ließ, die dachte fort und fort nur das Eine:

»Wer war doch wohl der wunderschöne Mann, vor dem ich so in den Tod erschrocken bin?«

Vier Tage darauf klopfte es Morgens gegen zehn Uhr an der Thüre von Vater Starks Berathungszimmer. Unser guter alter Freund, der arbeitend an seinem Schreibtische saß, rief sein gewöhnliches »Herein!« ohne gerade gespannt den Eintretenden zu erwarten. Denn es war Samstag, an dem die Sitzung ausfiel, und seine Clienten übermäßig viel aus- und eingingen. Um so überraschter sah er deßhalb drein, als zwei ihm völlig fremde, und allem Anschein nach nicht gewöhnliche Damen von sehr verschiedenem Alter eintraten. Er hatte kaum Zeit, sich respectvollst von seinem ledernen Drehstuhl zu erheben und die gewöhnliche Eingangsfrage hervorzustottern, als die ältere Dame mit feinstem Anstand auch sogleich das Wort ergriff:

»Herr Anwalt, ich habe die Ehre, mich Ihnen vorzustellen als die Besitzerin des Haidehofes, Wittwe Sophie Forster, und hier – meine Tochter Helene.«

»Ganz außerordentlich angenehm, wie, was? – Aber ich bitte doch, vor Allem Platz zu nehmen.«

Frau Forster mit Helene setzten sich auf das bewußte Seegraskanapee, darüber noch immer jener rasende

Seesturm hing, der einst Hermann in dem Absolutorialexamen so treffliche Dienste geleistet. Vater Stark saß ihnen gegenüber auf seinem Drehstuhl, und leitete im höchsten Grade gespannt die Berathung ein:

»Und was verschafft mir die Ehre, wenn ich bitten darf?« – Plötzlich unterbrach er sich aber wieder: »Doch Sie entschuldigen nur noch einen Augenblick! Ich habe da wirklich vergessen, erst diese Thüre zu schließen. Sie geht zwar nur in meine Kanzleistube, indessen – trotz aller Amtsverschwiegenheit –«

»O, bitte Herr Anwalt,« warf Frau Forster ihn zurückhaltend leicht hin. »Lassen Sie das! Ich mache aus meiner Sache nicht das mindeste Geheimniß. Zudem wird sie ja nächstens öffentlich vor Gericht verhandelt werden.« –

»Nun freilich, freilich,« sagte Vater Stark. »Doch lassen Sie mich wenigstens meine eigene Thür absperren, damit uns kein anderer Client mehr störe.«

Nachdem er rasch den Thürschlüssel draußen abgezogen und den Nachtriegel inwendig vorgeschoben, nahm er auf seinem Drehstuhl wieder Platz.

»Also darf ich ergebenst fragen, inwiefern ich Ihnen dienen kann?«

»Es ist ein höchst eigenthümlicher, und dabei sehr trauriger Fall, Herr Anwalt,« begann nun die welt- und redekundige Frau, »der mir und meiner Tochter gleich schmerzlich am Herzen liegt. Da ich Sie nun als einen eben so tüchtigen, streng rechtlichen Advokaten rühmen hörte, wie auch als Mann von menschenfreundlichstem Herzen –«

»O bitte, bitte, wirklich viel zu schmeichelhaft, wie, was?«

»Und da ich nothwendig beider Eigenschaften bedarf,« fuhr Frau Forster ungestört weiter, »so konnte ich wohl in meiner Wahl nicht unschlüssig sein. Nun hören Sie! – Doch freilich muß ich über den eigentlichen Fall hinaus etwas weiter ausholen. Sie entschuldigen wohl! Und Ihre Zeit –«

»Bitte, verehrteste Frau, bitte. Und wenn es ein paar Stunden dauern sollte. Ich habe Zeit und bin ganz Ohr.«

»Nun, so stark möchte ich doch auf Ihre Geduld nicht sündigen. Ein Viertelstündchen wird wohl genügen. Ich weiß nun nicht, Herr Anwalt, ob Sie bereits wissen, daß der vorige Besitzer des Gutes Haidehof, Herr von Buch, mein verstorbener Bruder war.

»Ganz recht! Ich erinnere mich, ohne mich indessen seiner persönlichen Bekanntschaft rühmen zu können. So scheint mir also – liegt wohl ein Erbschaftsverhältniß dazwischen. Wie, was?«

»Das wohl, Herr Doctor! Aber darum handelt es sich nicht. Wir sind im ungestörten Besitze des Gutes. Indessen ist meine Tochter die eigentliche Erbin. – Und so zog ich also vom Niederrhein, wo ich auf dem eigenen Gute meines seligen Mannes meinen älteren Sohn nach seiner Verheirathung als Besitzer zurückließ, im vorigen Herbste hieher in Ihre Gegend, um das Erbtheil meines Bruders für Helene in Besitz zu nehmen. Was hatte ich mehr viel in meiner Heimath zu wirken? – Meinen jüngeren Sohn trieb eine unbezwingliche Sehnsucht, kurz nach

der Priesterweihe, sich der Mission in Afrika zu weihen; und bei meinem älteren rieth mir einmal die Klugheit, als nunmehrige Schwiegermutter die neue Wirthschaft des jungen Ehepaares nicht zu beeinflussen; dann war ich selber doch noch viel zu rüstig und zu sehr an größere Thätigkeit gewöhnt, um schon jetzt einen völligen Ruhestand ertragen zu können. – Ich gebe nun gerne zu: der Fremde hier, der meine Beweggründe nicht näher kennt, mag es freilich etwas absonderlich finden, daß ich, als alleinstehende Wittwe, mich entschließen konnte, nicht nur diese fremde Gegend mit meiner Heimath zu vertauschen, sondern auch noch die Bewirthschaftung des vorher verpachtet gewesenen Haidehofes in die eigene Hand zu nehmen. Aber in meiner Heimath, in der Jedermann wußte, wie ich in der ausgedehnten Landwirthschaft meiner Eltern groß geworden, und dann seit dreißig Jahren meinem seligen Mann auf seinem, ich darf wohl sagen, Mustergute helfend zur Seite gestanden – dort, Herr Anwalt, am Niederrhein, fand man meinen Entschluß nur ganz natürlich. Hier jedoch stehe ich wie eine Art unverstandener Curiosität da. Und wenn es da allein wäre, so könnte man sich an der komischen Seite solch' unvernünftigen Bauernspottes zur Noth noch belustigen.«

»Was, verehrteste Frau? Spott, und auch noch was Schlimmeres?« fiel der gute Vater Stark ein. »Ja, da schäme ich mich ja für unsere ganze Gegend. Ihr Entschluß scheint mir im Gegentheile nur höchst respectabel. Wie, was?«

»Sind Sie ein guter Mann! – Aber nun komme ich zur innersten Entstehungsgeschichte dieses uns Alle so tiefbetrübenden Falles.«

»Sie machen mich wirklich im höchsten Grade neugierig.« Damit setzte sich Doctor Stark auf seinem Drehstuhle noch steifer zurecht. Helene lächelte still vor sich hin. Frau Forster fuhr im gleichen Ernste weiter:

»Nun also: da ich auf dem Haidehof die viel weiter fortgeschrittene Wirthschaftmethode in Anwendung brachte, wie wir sie schon längst auf unsern Reisen in England und Schottland kennen gelernt, und da ich namentlich auch den neuen Maschinen Eingang verschafft, und auch einige Gutsnachbarn zur Nachahmung gereizt habe – sehen Sie, Herr Doctor, wegen dieses so höchst unschuldigen Vergehens gegen den hiesigen veralteten Schlendrian hat sich nun zu dem unverständigen Spott auch noch die niedrigste Bosheit gesellt, und mit einemmal uns Beiden und meinem ganzen Hause Frieden und Freude vernichtet.«

»Was? Ihnen Beiden Frieden und Freude vernichtet?« drängte es den Anwalt wieder theilnehmend einzufallen. »Ei, das ist ja ganz schändlich. Ich werde ja ungeheuer gespannt.«

»O, bester Herr Anwalt, nicht um uns Beide seien Sie zuerst besorgt!« beschwichtigte wieder Frau Forster, deren Vertrauen in Vater Starks seelengutes Herz in selbem Maße zunahm, als das in seinen juristischen Scharfsinn

schwächer ward. »Das Unglück, von dem Sie sogleich hören werden, hat uns Beide nicht gerade unmittelbar betroffen, sondern in erster Reihe unsern Schäfer.«

»So, so, Ihren Schäfer – hm, hm! Nun, und wenn ich gehorsamst bitten darf – inwieferne? Wie, was?«

»Sie erlauben mir, daß ich wieder ein wenig zurückgreife, damit Sie erkennen, wie trotzdem unser eigenes Herz dabei gar sehr betheiligt ist. – Um nämlich auf diesem fremden Gute sogleich vertraute Menschen im uns zu haben, nahm ich die ganze Schäferfamilie mit hierher, die schon seit alter Zeit unserm Haus in treuester Anhänglichkeit ergeben gewesen. Es kostete die guten Menschen ein großes Opfer, ihre Scholle zu verlassen. Aber sie brachten es uns dennoch. Und auch den alten Vater des Schäfers trieb das Heimweh nach Sohn und Enkelkindern, wie nicht minder nach uns Beiden, einige Wochen darauf nach. So bot ich denn auch Alles auf, um diese treuen Menschen für die Entbehrung der Heimath zu entschädigen. Ich kann sagen, es herrschte zwischen uns ein wahrhaft patriarchalisches Verhältniß. Und so war diese neue Heimath gar bald uns lieb geworden, da wir von jeher gewohnt gewesen, ländliches Stillleben allem Lärm der großen Städte vorzuziehen. Aber Eines haben wir zum Glücke solcher Abgeschiedenheit unumgänglich nöthig. Und das, verehrter Herr Doctor, das ist der Friede in Hof und Haus.«

»O gewiß, Friede, Friede,« platzte Vater Stark wieder dazwischen; »das ist auch in meinem Hause das stete Losungswort.«

»Und nun denken Sie sich unsern Schrecken, als wir vor vier Tagen nach unserer Heimkehr aus der Stadt plötzlich entdeckten, daß das kostbare Schmuckkästchen meiner Tochter entwendet worden sei. Und stellen Sie sich unsere noch viel schmerzlichere Bestürzung vor, da gestern Nachmittags auf unsere Anzeige der Untersuchungsrichter, selbst gegen unsern energischen Widerspruch, sogleich beim Schäfer Haussuchung vornahm, und uns zwei Ringe aus jenem Kästchen vorzeigte, die er in des Schäfers Truhe versteckt gefunden. Malen Sie sich das Jammergeschrei seiner Familie und unsern Kummer aus, als dann zwei Gendarmen den armen Mann mit gebundenen Händen mitten von seiner Heerde hieher in das Gefängniß wegführten! Und gewiß, Herr Anwalt, Sie fühlen es mit uns, daß es keine Uebertreibung war, wenn ich Ihnen vorher sagte: Freude und Friede meines ganzen Hauses sei vernichtet worden. Denn, so wahr ein Gott im Himmel lebt, – mein Schäfer ist trotz alledem unschuldig angeklagt.«

Frau Forster hielt in ihrer Erregtheit einen Augenblick inne. Helene fuhr mit dem Taschentuch über die Augen. Vater Stark nahm nach dieser Pause mit etwas confuser Miene das Wort:

»Hm, hm! Ist das ein fataler Kriminalfall! – Diese zwei vorgefundenen Ringe – und unschuldig sein – wie reim' ich mir das zusammen?«

»O ich begreife Ihre Zweifel; sie sind ja nur zu natürlich,« fiel Frau Forster wieder ein. »Aber doch bitte ich Sie dringend, verehrter Herr Doctor, halten auch Sie an

der völligen Unschuld des Angeklagten fest! Denn ein so niedriges Verbrechen ist bei ihm ein Ding absoluter Unmöglichkeit.«

»Aber, verehrteste Frau, verzeihen Sie mir meine traurigen Scrupel! Es wäre denn doch nicht der erste Fall – daß – wie, was? – mein Gott, des Menschen Herz ist oft ein unlösbares Räthsel.«

»Gewiß, Herr Doctor! aber dieses psychologische Räthsel existirt ganz gewiß nicht. Dafür wollte ich meine Hand ins Feuer legen.«

»O ich glaube Ihnen ja herzlich gerne, und möchte um Alles gerne selber von des Schäfers Unschuld mich überzeugen – schon Ihnen zu Liebe. Aber haben Sie denn irgend anderweitigen Verdacht, der sich erweisen ließe, und sind Sie wohl im Stande, dieses schwere Präjudiz der zwei Ringe glaubwürdig zu entkräften? Ueberhaupt – o ich bitte recht sehr: wissen Sie denn von dem ganzen muthmaßlichen Vorgange dieses Diebstahles mir nichts Näheres anzuzeigen? Denn vor Allem, brauche ich doch einen sicheren Boden, auf dem ich festen Fuß fassen kann.«

»Sie haben Recht, Herr Doctor,« erwiederte nun Frau Forster mit gesteigertem Vertrauen in seine juristische Logik: »Ja wohl, was nützt uns alles vage Betheuern seiner Unschuld? Wir müsen nach einem Faden suchen in diesem Labyrinth. – Helene, komm! Du hast zuerst den Diebstahl entdeckt, und kurz zuvor, aber schon nach geschehener That, mit dem Schäfer gesprochen. Sag' Alles

dem Herrn Anwalt, wovon das Herz dir voll ist! Erzähle, mein Kind!«

»Ja, liebe Mutter!« begann jetzt Helene mit ihrer glockenhellen Stimme. »So hören Sie, Herr Doctor!«

»Ich ging am vorigen Sonnabend nach unserer Heimkunft aus der Stadt noch ein wenig hinaus auf die Haide. O, es war an diesem Abend so wunderschön. Ich dachte an dies und das, summte ein Liedchen vor mich hin, und war so froh, ich kann's gar nicht sagen, wie glücklich. Da trieb unser Schäfer gerade aus dem Walde gegen mich her, und er sagte zu mir: ›Guten Abend, Fräulein, Sie sind doch immer lustig, das thut Einem ganz wohl.‹ ›Nun, lieber Schäfer, seid ihr denn traurig,‹ fragte ich. ›Ach, lieber Gott,‹ erwiederte er, ›nicht traurig, aber auch nicht lustig, ich weiß selber nicht. Ich glaub', es ist wieder ein wenig Heimweh, das mir noch manchmal kommt. Aber wenn ich Sie so vergnügt sehe, wird es mir immer wieder leichter. Ah, Sie sind ja so gut mit uns und auch die Frau Mutter. Gott vergelt's Ihnen! Und jetzt, guten Abend Fräulein! Ich muß in den Pferch treiben.‹

»Nun sagen Sie, bester Herr Anwalt, ist das möglich, daß ein Mensch noch so mit mir reden konnte, wenn er mich kurz zuvor bestohlen hätte?«

»Hm, hm – nun freilich – freilich! Aber die zwei Ringe . . . « murmelte Doctor Stark kopfschüttelnd vor sich hin.

»Erzähle weiter, Helene!« mahnte die Mutter.

»Und nun kam ich heim, ging aber nicht sogleich in mein Zimmer, das auf den Wald hinausgeht, sondern spielte in der Eckstube, die halb gegen den Hof und halb

gegen die Haide liegt, auf meinem neuen Wiener Flügel eine Beethoven'sche Sonate!«

»Du schweifst zu weit ab, liebes Kind!« unterbrach sie Frau Forster, »das langweilt den Herrn Doctor.«

»O bitte, bitte, verehrte Frau! Lassen Sie Fräulein Helene doch Alles erzählen! Diese Sonate gehört ganz gewiß auch dazu. Mein Gott, langweilen! – In meiner mehr als vierzigjährigen Praxis ist mir ja noch kein einziger Fall so interessant vorgekommen. Also eine Sonate spielten Sie? Das war ja recht schön von Ihnen. Nun – und? – Weiter, wenn ich bitten darf! Wie, was?«

Dabei sah er das liebliche Mädchen mit so entzückten Blicken an, daß er ganz auf den eigentlichen Kriminalfall vergaß, und fast nur deßhalb nach der weiteren Rede verlangte, weil sie sein Ohr wie süße Musik umklang.

»Sie haben ganz recht gerathen, Herr Anwalt!« fuhr Helene mit mildem Lächeln weiter. »Auch diese Sonate gehört dazu. Mama, sei mir nicht böse! Ich will mich nun ganz kurz fassen. – Während ich nun so spielte, kam mir mitten in dem großartigen Adagio der kleinliche Gedanke, warum jetzt unser neuer Hofhund nicht eben so unmelodisch dazwischen heule, wie er es doch am vorigen Abende gethan hatte, da ich mehr zur Fingerübung ein seichtes Salonstück gespielt. Und ich machte die scherzhafte Bemerkung: es scheine, daß doch wohl auch das Ohr der Hunde echte, klassische Musik von modernem Geklimper zu unterscheiden wisse. Aber, ich weiß selber

nicht, wie mir war, daß ich mich über das völlige Schweigen unseres Hofhundes doch nicht ganz beruhigen konnte. Und kaum hatte ich das Adagio zu Ende gespielt, so trieb mich eine unerklärliche Besorgniß zum Hofe hinaus. Und denken Sie sich! – Der Hund lag vor seiner Hütte, mäuschenstill – aber todt. – Er war vergiftet!«

»Ei, ei! – hm, hm! – Das ist ja freilich ein sehr wichtiges Moment,« fiel Vater Stark mit großen Augen ein, während Frau Forster sinnend vor sich hinsah.

Und Helene fuhr weiter: »Sie können sich denken, lieber Herr Anwalt, daß der Tod des Hofhundes uns natürlich in Schrecken setzte. Wir sannen vergeblich hin und her, was das zu bedeuten habe. Denn wie sollten wir sogleich an ein Verbrechen dabei denken? Wir fanden ja bei unserer Heimkunft alle Thüren fest verschlossen. Nirgends auch nur eine Spur von Einbruch. Wie ich aber zum Schlafen auf mein Zimmer ging, fiel mein erster Blick auf meine Etagère, und siehe da, es fehlte darin mein Schmuckkästchen, ein altes Familienkleinod, das sehr kostbare Geschenk meiner Großmutter, die mich über die Taufe gehoben. Nur freilich war der Tod unseres Hofhundes uns klar. Der treue Hauswächter mußte für den einschleichenden Dieb erst stumm gemacht werden. O mein Schmuckkästchen that mir wohl unendlich weh, denn es kann mir mit Geld gar nicht ersetzt werden. Aber was ist das Alles gegen diesen unseligen Verdacht, der sich gegen unsern armen Schäfer gewendet hat? Und der ist gewiß so unschuldig, wie ich selber. Und wenn man

mein ganzes Schmuckkästchen bei ihm aufgefunden hätte, und wenn man ihm auch nachweisen kann, daß er wirklich in voriger Woche in der Stadt für uns Rattengift gekauft hat, – o es möchte Einem den Verstand verwirren, – aber er hat es dennoch nicht gethan, nein, so wahr ich hier vor Ihnen sitze, er kann es ganz unmöglich gethan haben, der gute, ehrliche, unschuldige Mensch.«

»Was sagen Sie?« fiel jetzt Anwalt Stark in höchster Betroffenheit ein, während zwei große Perlen über Helenens Wangen träufelten. »Der Schäfer war wirklich auch im Besitze von Gift? Und das kann ihm bewiesen werden? Und die zwei Ringe noch obendrein? – Ja, meine verehrtesten Damen, verzeihen Sie mir: ich weiß gewiß Ihren edlen Glauben an des Schäfers Unschuld hoch zu ehren. Aber leider kann ich als Rechtsgelehrter, den Sie einmal um Rath und Hilfe ansprachen, diesen Glauben ganz unmöglich mit solcher Gewißheit theilen; – denn die Verbindung dieser zwei höchst greifbaren Verdachtsgründe – Ringe und Gift – sie fallen doch zu schwer in die Wagschale seiner Schuld, so leid es mir auch für Sie thut. – Mein Gott, vor Gericht verlangt man eben reale Beweise dafür und dawider, und das bloße Gefühl, auch wenn es noch so edel – und hochherzig ist, hat dabei wenig oder keine Stimme,«

»Sie haben Recht, Herr Anwalt, von Ihrem objectiven Standpunkte ganz Recht,« nahm Frau Forster unbeirrt nun wieder das Wort: »Und, um den Schatten, der auf dem armen Menschen lagert, noch dunkler zu machen,

muß ich Ihnen leider auch noch sagen, daß unser Schäfer wegen seiner merkwürdigen Geschicklichkeit in allen mechanischen Arbeiten auf dem ganzen Hofe bekannt ist, und daß demnach auch der weitere Verdacht, er habe durch irgend einen Kunstgriff die Schlösser eröffnet und wieder gesperrt, ebenfalls auf ihm lasten wird.«

»Was, auch noch das?« rief der Doctor überwältigt. »Also drei so schwerwiegende Verdachtsgründe?«

»Ja, leider Gottes!« bestätigte Frau Forster. »Aber nun lassen Sie mich Ihnen auch die Lichtseiten zeigen, damit Sie doch wenigstens einigen Glauben gewinnen, daß trotz all' dieser dringenden Indizien doch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, es könne ein Dritter der wahrhaft Schuldige sein.«

»O bitte, bitte, es kann ja Niemanden lieber sein, als mir, wenn Sie mich nur einigermaßen davon überzeugen.«

Und Frau Forster fuhr wieder muthiger weiter: »Ich habe Ihnen, glaube ich, schon anfangs gesagt, daß der Haidehof früher unter meinem Bruder verpachtet gewesen.«

»Ganz richtig. Ja, ich erinnere mich.«

»Nun gut! Dieser frühere Pächter hatte einen Oberknecht, der mich bei meiner Ankunft um Alles bat, als solcher in meiner eigenen Bewirthschaftung von mir übernommen zu werden. Und ich that's, so wenig mir auch das ganze Wesen dieses verschlagenen Menschen behagte. Aber ich wollte doch nicht gleich anfangs meiner neuen Umgebung gegenüber zu schroff auftreten, und zudem glaubte ich bei meiner völligen Unbekanntschaft mit

Land und Leuten seines ortskundigen Beistandes nicht gut entbehren zu können. Vor vierzehn Tagen endlich mußte ich ihn entlassen. Mein anfängliches Mißtrauen in ihn ward mir zu sehr gerechtfertigt. Ins Gesicht ekelhaft augendienerisch hatte er hinterm Rücken alle Taglöhner gegen mich aufgehetzt, da ich sie wegen der Dreschmaschine in so großer Anzahl nicht mehr nöthig hatte. Und so verweigerten sie mir auch alle andere Arbeit, es sei denn um unmäßig große Lohnerhöhung. Kurz, meine fernere Wirthschaft war mir unmöglich geworden, bis – merken Sie wohl! – eben dieser Schäfer das ganze Complott entdeckt hatte, sammt dessen heimlichem Anstifter, dem Oberknecht. In diesem Umstande haben Sie das sehr einfache Motiv, das Alles erklärt. Rachsucht gegen mich und meinen Schäfer, von dem dieser Mensch nur zu gut wußte, wie er und seine Familie uns ans Herz gewachsen, und in dieser fremden Gegend wahrhaft unentbehrlich sei. Eine unmittelbare Rache an mir war wohl nicht leicht möglich. So wählte man also den indirecten Weg, auf dem man den Schäfer und zugleich mich selber aufs schwerste heimsuchen konnte. Das ist nach meiner innigsten Ueberzeugung die einfache Lösung dieses Räthsels.«

»Begreife, begreife, – aber trotz alledem – hm, hm, hm,« sprach Vater Stark eben so ungläubig vor sich hin, als Frau Forster, ohne darauf zu merken, eifrig weiter fuhr:

»Und nun sagen Sie selber, Herr Anwalt, liegt es nicht im Bereiche denkbarer Möglichkeit, daß während unserer und meiner Leute Abwesenheit dieser frühere Oberknecht zuerst den Hofhund vergiftet, dann das Schmuckkästchen gestohlen und die zwei Ringe daraus in des Schäfers Truhe gelegt habe, um allen Verdacht auf diesen hinüber zu lenken? – Sie werden mir zwar einwenden, wie dieser verschmitzte Dieb all' die einzelnen Schlösser habe öffnen und woher er das Gift sich habe verschaffen können? – Auf die erste Frage kann ich nun freilich keine weitere Auskunft geben, als die einzige Muthmaßung, daß er, mehr als wahrscheinlich, noch einen geschickten Helfershelfer bei sich hatte. Aber die letzte vermag ich damit ganz bestimmt zu beantworten, daß dieser Oberknecht von der Aufbewahrung des Giftes in des Schäfers Truhe genaue Kenntniß hatte, und es somit durchaus kein Ding der Unmöglichkeit war, daß der Dieb zuerst das Gift daraus entwendet und dann die Ringe hineingelegt hatte. – Aber erwägen Sie auch noch den weiteren Umstand: die Vergiftung unseres Hofhundes war einzig und allein für den Oberknecht oder sonst einen Fremden geboten. Nur ein fremder Dieb mußte befürchten, durch dieses äußerst wachsame Thier meine Leute auf dem nahen Felde zu alarmiren. Unser Schäfer brauchte dies nicht im mindesten zu besorgen, denn er selber hatte vor acht Tagen diesen Hund auf einem nahen Bauernhofe gekauft und hieher gebracht, und war von uns Allen am vertrautesten mit ihm. Darum – ich betone das noch

einmal – war nur für einen Fremden, aber nie und nimmer für meinen Schäfer die Vergiftung des Hundes ein nothwendiges Vorbedingniß für die ungestörte Ausführung des Diebstahls. Die von der Dorfschule eben Heimkehrenden beiden Knaben des Schäfers sagen nun auch ganz bestimmt aus, daß sie den Oberknecht nebst einem andern, ihnen Unbekannten, vor dem Haidehofe begegnet seien, und daß ersterer ein mit seinem Sacktuche umwickeltes Päckchen scheuen Blickes unter dem Arme getragen habe. Dieser Aussage kam aber jener Oberknecht dadurch zuvor, daß er wenige Stunden nach meiner Anzeige beim Untersuchungsrichter erschien, und dort unaufgefordert zu Protokoll gab, es habe nach seiner festen Ueberzeugung Niemand anders als der Schäfer diesen Diebstahl begangen. Denn auf seinem Wege zum Walde habe er gegen vier Uhr plötzlich den Schäfer die Heerde mitten auf der Haide verlassen sehen, und nachdem er, darüber stutzig geworden, ihm eine halbe Stunde aufgelauert, sei dieser wieder mit einem Päckchen zurückgekehrt, das er dann in einem Brombeerstrauch am Waldsaume, ängstlich um sich schauend, versteckt habe. Zugleich gab dieser falsche Ankläger die Apotheke an, in der der Schäfer vor drei Wochen das Gift gekauft. Ueberdieß denuncirte er seine mechanische Geschicklichkeit – kurz, der Untersuchungsrichter kam – hielt beim Schäfer Haussuchung, die zwei Ringe sammt der Schachtel, darin das Gift gelegen, wurden in der Truhe aufgefunden; all' mein Betheuern der Unschuld des Schäfers und all' mein freilich nicht beweisbarer Verdacht gegen den

Oberknecht ward überhört, die Aussage der beiden Schäferknaben als angelernt bezeichnet, und der nach meiner innigsten Ueberzeugung dennoch Unschuldige zum Untersuchungsgefängnisse hieher abgeführt. Nun habe ich Ihnen Alles, Alles gesagt, und Gott allein mag es wissen, wie es weiter gehen soll.«

»Hm, hm, hm. Ist das ein sonderbarer Fall!« – Das war Alles, was jetzt Anwalt Stark mit zusammengezogener Stirne zu sagen wußte, während Frau Forster und Helene mit gespanntestem Blick eine ganz andere Antwort von ihm zu erwarten schienen.

Es trat eine Pause peinlichen Schweigens ein. Endlich ermannte sich die Mutter nochmals zu der Frage:

»Nun, Herr Anwalt, ist es mir so ganz und gar nicht gelungen, Ihre Zweifel an des Schäfers Unschuld zu erschüttern?«

»O glauben Sie uns doch, lieber, guter Herr Doctor!« fiel Helene mit rührender Bitte in der Mutter Frage. »Denn, wenn *Sie* uns nicht beistehen wollen mit Ihrem guten, edlen Herzen, zu welch' anderem Manne sollen denn wir noch Vertrauen haben?«

Wahrhaftig, so viele Jahre schon unser guter Vater Stark in seinem Berathungszimmer gesessen, so heiß ums Herz und so verwirrt in seinem rechtsgelehrten Kopfe war ihm doch noch niemals gewesen. Endlich aber raffte er sich zu einem bestimmten klaren Gedanken auf, erhob sich jedoch mit höflichster Entschuldigung zu gleicher Zeit vom Drehstuhle und schloß die Thüre der Kanzleistube zu, weil jetzt die Stunde des Geheimnisses für ihn

selber gekommen war. Wieder auf seinen Sitz zurückgekehrt sprach er nun mit sichtlich befangener Stimme:

»O meine verehrtesten, besten Damen! was mich selber anbelangt, so wollte ich ja von Herzen gern Ihren Glauben von der Unschuld dieses armen Mannes theilen. Aber, du mein Gott, damit ist ja sehr wenig geholfen. Dieser Kriminalfall kommt nun zweisellos vor die Geschwornen. Werden aber auch diese von des Schäfers Unschuld sich überzeugen? Das ist die einzige Frage, auf die es ankommt. Es ist nun allerdings richtig, daß bei den Geschworenen das Wort des Vertheidigers eine bei weitem größere Macht ausüben kann, als bei rechtsgelehrten Richtern. Ich gebe das gerne zu. Aber, meine hochverehrten Damen, dann lassen Sie mich Ihnen auch zu gleicher Zeit das Bekenntniß ablegen, daß Sie sich für diesen concreten Fall in meiner Person an die unrichtige Adresse gewendet haben. – Sehen Sie, ich bin jetzt ein nahezu zweiundsiebzigjähriger Mann. Und wenn ich mir auch schmeichle, meinen Beruf in Civilstreitigkeiten nicht ungründlich zu verstehen, so steht ein solch' außerordentlicher Kriminalfall vor den Geschwornen doch himmelhoch über meiner geistigen wie körperlichen Kraft. Dazu bedarf es einer so hinreißenden Beredsamkeit, wie ich mich deren leider in meinem ganzen Leben nicht rühmen konnte. Und so hätte Ihre Sache an mir nur einen höchst mittelmäßigen Vertreter.«

»Aber, meine verehrtesten Damen,« fuhr er jetzt mit bewegter Stimme weiter: »Sie sollen doch nicht völlig ohne Rath und Hilfe dieses Zimmer verlassen. Und insoferne war es immerhin gut, daß Sie mich mit Ihrem großen Vertrauen beehrt haben. Denn, was der liebe Gott dem Vater versagt, das hat er im Uebermaße dem Sohne gegeben. Und wozu mein Alter zu schwach sich fühlt, dazu besitzt seine Jugend die vollste Stärke. Und so kann ich Ihnen denn nur das Eine rathen, und, weiß es der Himmel, ich würde das thun, auch wenn er nicht mein Sohn wäre, sondern ein mir völlig Fremder: tragen Sie Ihr ganzes Vertrauen zum Doctor Christoph Stark auf den Doctor Hermann Stark über! – Und ich betheure Ihnen hoch und heilig: so jung er auch noch ist, so werden Sie doch im ganzen Lande nicht leicht einen Andern finden, dessen hochbegabter Genius mehr dazu befähigt wäre, den Sieg der Unschuld über Bosheit und Lüge vor den Geschworenen davon zu tragen, wenn das anders einer menschlichen Kraft noch möglich ist. Sehen Sie, daß ich gewiß nicht übertreibe – da lesen Sie nur selber einmal diese verschiedenen Berichte über seine bisherigen Vertheidigungen in unserem Wochenblatte! Sie können sich's ja dann daheim noch immer überlegen . . . «

Unter diesen Worten hatte er die Schublade seines Schreibtisches herausgezogen, und griff nach einem kleinen Paket.

Aber Frau Forster kam ihm mit den Worten zuvor: »O bitte, Herr Anwalt, das ist durchaus nicht nöthig. Ihr eigenes Wort gilt uns mehr als alle Wochenblätter. Und da

Sie selber uns diesen Vorschlag machen, so gehe ich um so lieber darauf ein, als mir Ihres Herrn Sohnes glänzende Erfolge vor dem hiesigen Gerichte durchaus nicht unbekannt sind. Darf ich nun fragen, wann ich Ihren Herrn Sohn sprechen kann? Oder ist er vielleicht zu Hause, und könnte das sogleich geschehen? Das wäre mir freilich am liebsten.«

»O ich denke, verehrteste Frau Forster, Hermann wird sogleich nebendran in der Kanzlei sein. Wenigstens stand er vorhin noch an seinem Pulte. Und da Sie so gütig waren, bei unserer Unterredung die Thür offen gelassen zu haben, so wird er wohl auch ohne jeden Vorwurf heimlichen Lauschens von dem ganzen Stande der Sache bereits so gut unterrichtet sein, wie ich selber. Sehen Sie, so hat Ihr Mangel an Mißtrauen gegen meine Kanzlei schon seine gute Wirkung geübt. Sie entschuldigen nur einen Augenblick! Ich werde Hermann sogleich herbeirufen.«

»Bitte, thun Sie das!« sagte Frau Forster, während Vater Stark die Thüre des Kanzleizimmers öffnete und wieder hinter sich schloß. –

Soll ich dir nun noch ausführlich sagen, lieber Begleiter, von welchen Gefühlen Hermann durchstürmt wurde, da er wirklich während dieser ganzen Unterredung drin am Pulte gestanden? Nein, dein eigenes Herz erzählt dir am besten, was unser junger Held empfand, als er gleich anfangs den ihm noch so oberflächlich bekannten, aber doch schon so lieben Namen, Helene, gehört, und dann aus der klugen Mutter und der anmuthigen Tochter eigenem Mund Alles umständlich vernommen, wovon schon

der kleinste Theil ihn auf seinem abendlichen Heimweg, mit ihren Maienglocken in der Hand, so hoch befriedigt haben würde. – Aber das muß ich dir ausdrücklich sagen, daß, je mehr Hermann von diesem merkwürdigen Kriminalfalle hörte, eine desto tiefere Sehnsucht ihn überkam: o wenn nur er selber diesen Schäfer vertheidigen dürfte, so schwerer Verdacht ihn auch belastete! Wäre das eine herrliche Gelegenheit, seine Beredsamkeit einmal in ihrer ganzen Macht zu erproben! – Und gar diesem lieblichen Kinde gegenüber, dessen flüchtiger Zauber im Wald ihm nun durch ihr liebes Gespräch noch tiefer und glaubwürdiger verrathen worden war! Und sei es nur um einen einzigen dankenden Blick aus diesen lichten Augen, nur um einen herzlichen Druck dieser lieben Hand, so wäre schon dieses ein Preis, der die Schwingen seines Genies zum allerkühnsten Flug entfalten sollte!

Und nun stelle dir vor, wie ihm drinnen geschah, als Vater Stark ihm die Botschaft brachte, daß seine stürmische Sehnsucht wirklich befriedigt werden sollte. Kaum daß sein »Ja« den bebenden Lippen sich entringen konnte! Und bei dem Gedanken, daß sie nun als starken Helfer ihn vertrauensvoll erwarte, vor dem sie beim ersten Begegnen wie eine scheue Gazelle geflohen, wie schoß ihm das Blut in die Wangen, daß er erst ein paarmal über das Gesicht streifen mußte, um mit ruhigem Anstande hineinzutreten. Während dessen sagte draußen Frau Forster zu Helene:

»Wie hat sich doch Alles gut gefügt, liebes Kind! Nun haben wir den Vater nicht kränken müssen, und bekommen doch den Sohn, der uns ja eigentlich vor allen andern Vertheidigern empfohlen worden war. Und ich muß schon sagen, es ist mir damit ein Stein vom Herzen gefallen. Denn so gründlich gelehrt und gewissenhaft auch der gute alte Mann sein mag, diesem schweren Falle, das merkte ich sehr bald, wäre er doch nimmer gewachsen gewesen.«

»Aber gut ist er, liebe Mutter, so seelengut, wie ich nicht leicht einen andern Menschen noch kennen gelernt. Ich weiß gar nicht, ich hab' ihn doch heute zum allererstenmale gesehen, aber ihn doch schon so lieb gewonnen, als ob es ein uralter Freund von uns wäre. Wie das nur kommt?«

»Da hast du ganz Recht, liebes Kind! Er ist auch wirklich ein rührend guter Mann. Aber damit wäre uns eben doch nur wenig geholfen gewesen. Ich bin nun wirklich sehr gespannt auf den Sohn.«

»Ich auch, liebe Mutter,« sagte Helene in naivster Unschuld.

Und die Thüre ging auf, Vater und Sohn traten ein.

Ob Helene wieder so in den Tod vor ihm erschrak? O ja! nur noch viel tiefer. – Aber nur in geheimster Seele, davon ihr Auge droben verrathende Kunde gab.

»Der?« – diese einzige stumme Frage verschlang all' ihr Denken. Und Niemand von den Dreien merkte das, als nur der Eine, der schon von ihrem ersten Erschrecken unter jener Eiche gewußt hatte.

Vater Stark stellte nun, Hermann an der Hand fassend, gegenseitig vor, während die beiden Frauen sich von dem Kanapee erhoben.

»Also, meine verehrtesten Damen, hier bring' ich Ihnen meinen Sohn, Doctor Hermann Stark! – Lieber Hermann, ich habe die Ehre, dir in diesen zwei höchst verehrungswürdigen Damen vorzustellen: Frau Sophie Forster, Besitzerin des Haidehofes, und deren Fräulein Tochter, Helene.«

Nach gegenseitiger stummer Verbeugung nahm Frau Forster gegen Hermann das Wort:

»Ich habe bereits so viel Rühmliches von Ihnen gehört, Herr Doctor, daß es mich nur im höchsten Grade freuen kann, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Und dies natürlich noch um so mehr, als ich hoffen darf, daß Sie uns mit dem ganzen Aufgebot Ihres Genie's in einem so traurigen Falle beistehen wollen. Nicht wahr, das wollen Sie ja doch?«

»O gewiß, verehrteste Frau, das will ich,« entgegnete nun Hermann mit dem vollen Wohllaut seiner markigen Stimme. »Ich muß zwar meinem lieben Vater darin völlig beipflichten, daß der betreffende Fall sehr, sehr schwierig ist. Denn da Sie so gütig waren, an Ihrer Unterredung auch mich unbemerkt Theil nehmen zu lassen, so bin ich bereits vollständig von dem Stande der Sache unterrichtet. Indessen verzagen will ich trotz alledem doch nicht. Und namentlich nicht vor den Geschwornen, diesen unstudirten Richtern aus dem Volk, in deren Kopf und Herzen das natürliche Gefühl für Schuld und Unschuld sich

oft viel gesünder und schärfer bewahrt hat, als bei Richtern von Fach, wie das schon mein lieber Vater Ihnen sehr richtig bemerkte. Also, meine verehrtesten Damen, wir wollen vorher weder verzweifeln, noch triumphiren. Ich selber aber – und das ist für meine Kraft gar nicht gering anzuschlagen – ich glaube an des Angeklagten Unschuld, weil so edle, hocherzige Menschen, wie Sie Beide, mich diesen schönen Glauben gelehrt haben. Und darum frage ich mich: wenn Ihr so unerschütterlicher Glaube mich nun selber bekehrt hat, warum sollte es ein Ding der Unmöglichkeit sein, durch die Macht meines Wortes, die mir aus meiner Ueberzeugung erwächst, nicht auch die Geschwornen zu unsern Mitgläubigen zu machen? – O meine Damen, das Wort der inneren Wahrheit, wenn es richtig ausgesprochen wird, thut oft Wunder. Und ich habe wohl nicht nöthig, Ihnen zu versichern, daß, wie ich Ihnen jetzt schon für Ihr mich so hochehrendes Vertrauen herzlich danke, ich später jenen Tag als den glücklichsten meines Lebens preisen würde, an dem es mir gelungen wäre, diesen armen Gefangenen seiner Freiheit, und seiner Familie und Ihren edlen Herzen wiederzugeben. – Das ist bei Gott keine leere Redensart, die ich in Allem und Jedem gründlich hasse. Mit dieser Betheuerung mögen Sie sich für heute begnügen! Die Zeit wird ja lehren, ob ich jetzt als ehrlicher Mann zu Ihnen gesprochen habe oder nicht.«

Wer möchte sich darüber wundern, daß diese männlichen Worte Hermanns Frau Forster auf das höchste befriedigten? Ihr Auge hatte mit sichtlichem Wohlgefallen

an den edlen, geistreichen Zügen unseres jungen Freundes gehangen. Wie er das letzte Wort gesprochen, drückte sie ihm in freudigster Bewegung die Hand.

»Haben Sie tausendmal Dank, mein lieber Herr Doctor! Ich weiß gar nicht, wie mir jetzt Ihre Worte schon das Herz ganz erleichtert haben, es hat sich doch an der ganzen Sache noch gar nichts verändert, und doch ist mir gerade, als habe schon jetzt ein Lichtstrahl dieses Dunkel gestreift. So verlasse ich denn Ihr Haus mit dem festen Glauben, daß Sie uns in diesem höllischen Streite der Bosheit und Lüge ein siegreicher Engel werden mögen.«

»O daß Ihr Glaube sich nur auch erfüllen möchte, verehrteste Frau,« entgegnete Hermann.

Vater Stark schaute mit seinen Kinderaugen ganz glückselig drein, als Frau Forster nun auch ihm mit ungezwungener Herzlichkeit Dank und Lebewohl sagte, und die ehrliche Hand schüttelte. Auch die Tochter that das Gleiche. Vor Hermann verneigte sie sich bloß.

Aber Helene, warum gab sie nicht auch dem Sohne die dankende Hand? Wie herzlich gern hätte sie's gethan, wenn sie nicht erst vor ein paar Tagen mit derselben Hand jene Maienglocken gebrochen hätte!

Und nicht einmal ein freundliches Wort sagte sie ihm zum Abschied? Nein, auch dieses nicht. Denn das Große, was sie ihm gerne hätte sagen mögen, das durfte sie nicht; und das Kleine, was sie ihm hätte sagen dürfen, da mochte sie nicht. – Aber ihr und sein Auge, darauf in mehr als *einem* stummen Blick ihre Seelen getreten

und sich nun auch beim Abschied einander heimlich begrüßten, diese stummen Augen sagten sich Alles. Niemand vernahm es außer den Zweien, und dieses heimliche Schweigen galt ihnen mehr, als das lauteste, trauteste Wort. –

Eine Stunde darauf fuhren die Zwei wieder zu ihrem waldumrauschten Haidehof. Das Mittagsgeläute der seitwärts liegenden Dörfer wehte durch das Rauschen des Barbarossaforstes, als die Kutsche wieder jenen Hohlweg sich aufwärts mühte. Helene war diesmal drin sitzen geblieben. Und als sie jetzt jener Eiche näher gekommen, da that sie schon von fern aus der Tiefe der Schlucht einen so sehnsüchtigen Blick zu ihr hinauf, wie eine Stunde zuvor aus ihres Herzens Tiefe zu jener andern jungen Eiche stolz ragender Krone.

Die Vögel feierten mit ihrem Sang in dichten Blätterdächern bis zum kühlen Abend. Aber in diesem jungfräulichen Menschenherzen klang das Lied der ersten Liebe fort und fort in den süßesten Weisen. Und da der Wagen jetzt dicht unter jenen Maienglocken dahin schaukelte, sang dieses Herz zu ihnen hinauf:

»Seid mir gegrüßt, ihr Maienglocken, denn von euch uns blüht stand er da, vor dem ich erst in den Tod erschrocken, da ich zum erstenmal ihn sah. Und ach, jetzt möcht' ich mein ganzes Leben ohn' alle Furcht mit seinem verweben, so schlug er mein Herz in minnigen Bann, der liebe, schöne, herrliche Mann. Ihr Maienglocken ich bitt' euch, läutet, o läutet uns ein die Frühlingszeit, die unseren Herzen Liebe bedeutet, jetzt und in alle Ewigkeit!«

VII. Vor den Geschwornen.

Mitten im Reichswalde hatte ich dich verlassen, lieber Begleiter! Jetzt, einen Monat später, folg' mir zum Gerichtssaal in Hermanns früherer Gymnasialstadt, dem Sitze des Schwurgerichtes!

Es ist Nachmittags vier Uhr. Das Verhör des Angeklagten und die Vernehmung der Zeugen ist geschlossen. Eine halbstündige Pause wird bald verronnen sein. Danach werden Anklage und Vertheidigung aufeinander platzen. Sieh', die zwölf Stühle der Geschwornen zur linken Seite, und die fünf des Präsidenten und seiner Beisitzer im erhöhten Hintergrunde mit dem Bilde des Landesherrn stehen noch leer. Aber die meisten Zeugen sind bereits auf ihre Bänke, den Geschwornen gegenüber, zurückgekehrt. Nur die zwei besonderen Stühle für Frau Forster und Helene sind noch unbesetzt. Der Angeklagte selber, »Matthias Mertens, verheiratheter Schäfer auf dem Haidehof, fünfunddreißig Jahre alt, katholischer Religion,« wie der Anschlag an der Gerichtstafel besagt – ein stämmiger, sauber gekleideter Mann im überlangen Tuchrocke, sitzt auf der vordersten, schmalen Bank vor den Zeugen. Er hat den Saal nur auf einen Augenblick verlassen gehabt, um mit einem Trunk Wasser den vertrockneten Mund zu erquicken. Und wieder sitzt er da, wie während der ganzen Verhandlung, den Kopf leicht gesenkt, die Hände auf den Knien zusammengelegt. Mit keinem Blicke schaut er um sich.

Um so kecker thut dieses der Hauptzeuge, jener Oberknecht, Michael Fischer, der dicht hinter dem von ihm Angeschuldigten den Eckplatz eingenommen hat.

Der übrige, durch eine Schranke abgesperrte Raum des Saales ist von Zuhörern aller Standesklassen dicht gedrängt. Kaum ein Einziger getraute sich in dieser Pause ein wenig Luft zu schöpfen, auch Angst, den alten Platz nicht wieder erobern zu können. Sie ertragen an diesem schwülen Junitag um dieser *cause célèbre* willen lieber den unausstehlichsten Wärmegrad. Und sie thaten wohl daran. Denn noch immer mehren neue Eindringlinge den Menschenknäuel, und zwei Gendarmen mühen sich vergebens, ferneres Anstürmen abzuhalten. Endlich wird die Thüre des Saales fest geschlossen. Nicht ein einziger Mann hätte mehr Platz darin.

Es war auch nicht zu verwundern, daß sich die hiesige Einwohnerschaft des starken und schwachen Geschlechtes mit solcher Neugier zu dieser Verhandlung herbeidrängte. Hörte man doch zuvor in Wirthshäusern, auf dem Herrenkasino und in Damenkränzchen, diesen Fall als den weitaus interessantesten der ganzen Schwurgerichtssession bezeichnen, und lief das Gerücht von der nicht minder interessanten, und, wie man überdies poetisch hinzusetzte, auch ebenso steinreichen Zeugin Helene Forster schon während des Morgens immer verlockender von Mund zu Munde! Da ward freilich jede eifersüchtige Mitschwester der hiesigen *haute volée*, jeder hoffnungsreiche Staatsdienstaspirant, wie nicht minder jeder heirathslustige aber auch kautionsbedürftige,

hier garnisonirende Reiterlieutenant gleichmäßig aufgefordert, diese schöne, reiche Zeugin seiner persönlichen Musterung zu unterziehen. – Aber eine mindestens eben so starke Zugkraft übte noch obendrein der junge Vertheidiger, der vor noch nicht ganz sechs Jahren als der schönste aller Gymnasiasten in den Straßen dieser Stadt umherstolzirte, und den damals schon Jedermann gern angesehen, auch ohne ihn näher gekannt zu haben. Wie begreiflich war daher auch in dieser männlichen Richtung die Neugier der hiesigen Fräulein, die sich seiner noch auch ihrer Backfischzeit erinnerten, wie nicht minder die Theilnahme der ehrsamen Bürgerschaft, diesen nunmehrigen Rechtpraktikanten Doctor Hermann Stark in so bedeutsamer Gastrolle vor dem hiesigen Schwurgerichte auftreten zu sehen. War doch überdies der Ruf seines Rednergenies ihm aus der Vaterstadt schon hieher voraus geeilt!

Und horch, jetzt geht ein Gesumm durchs ganze Auditorium, vorn auf den gedrängt vollen Bänken, darauf die gebildeteren Stände Platz genommen, oben auf der Estrade in dem vergitterten Raume neben den Richtern, darin die Rechtspraktikanten ihre rhetorischen Studien anstellen, und rückwärts in dem bunten Menschengedränge von Männern und Frauen aus dem Volke, die heute Nachmittag lieber einmal ihre Arbeit, als Vertheidigung und Urtheilsspruch im Stiche lassen.

»Sag' mir Einer, was er will,« philosophirte jetzt ein ehrlicher Schustermeister gegen seinen Nachbarn, einen strammen Schweinemetzger. »Aber da guckt euch die

zwei Gesichter nur einmal recht an, das von dem Schäfer und das von dem Oberknecht. Na, wer da nicht den rechten Spitzbuben herauskennt, der ist wirklich mit Blindheit geschlagen. O, wenn nur ich Geschworner wär', ich wüßte schon, was ich thäte.«

»Na, was thätet ihr denn?« replicirte der grobnervige Metzger. »Eine rechte Dummheit thätet ihr machen, weiter nichts. So, das wär' mir eine saubere Gerechtigkeit. Einen solchen Gauner mir nichts dir nichts auf sein scheinheiliges Gesicht hin freizusprechen. Ei zum Guckguck! wenn solche Beweise nichts mehr gelten sollen, wie die da, soll man gleich lieber alle Zuchthäuser abschaffen! Ja, Gesicht! – Was Gesicht? – Das kauf' ich theuer. Da hat schon gar Mancher vorher ein heiliges gemacht und unsern Herrgott auch dem Himmel heruntergerufen; und wie er von den Geschwornen nur einmal richtig verdonnert war, nachher hat gleich der leibhaftige Teufel herausgeschaut. Geh' mir Einer weg mit dem Gesichtermachen! Darauf geb' ich keinen Pfifferling. Die zwei Ringe und das Rattengift, das ist die Hauptsache. Und das bricht ihm auch den Hals, wie's ihm ganz recht geschieht.«

»So?« fiel der Schuster wieder ein, »und das ungeheuer gute Zeugniß von seiner Madam und ihrer Tochter, das soll gar nichts gelten? Und die müssen's doch am End' am allerbesten wissen, ob es der Schäfer gethan haben kann oder nicht.«

»Ach was, das Geschwätz von denen Weibsleuten,« trumpfte der Metzger ihn wieder ab. »Da gehört auch

viel dazu, die hinter's Licht zu führen. Und überhaupt: anfangen muß ein jeder Spitzbub' einmal. Das wäre curios. Als Dieb kommt kein Mensch auf die Welt. Kurz und gut, der Schäfer hat's gethan, und kriegt allermindestens seine fünf Jahre Zuchthaus, so gewiß als ich fünf Finger an der Hand habe.«

»Na, ich kann's ja abwarten,« sagte der Schuster, noch immer gleich ungläubig. »Und was liegt am Ende mir daran? Aber sein Vertheidiger wird's schon auch wissen, wie er's richtig anstellt, um ihn herauszubeißen. Denn, daß der ein Maul wie ein Schwert hat, das hab' ich schon gemerkt, wie er den Oberknecht im Zeugenverhör so jämmerlich scharf dazwischen genommen hat. Herrgott, hat der aber auch eine Höllenangst dabei gekriegt, wie er so die Kreuz und die Quer vom Präsidenten ausgefragt worden ist, und hat er zu gacksen angefangen. Und da habt ihr doch selber gesagt, daß euch sein Gesicht nun auch gar nicht mehr recht gefallen thäte.«

»Na ja, und wenn auch,« fiel der Metzger patzig ein. »Aber das ist auch eine rechte Kunst, Einen so ausfragen zu lassen. Ei, stellt ihr euch einmal da hinaus, wo ihr doch gewiß an der Geschichte unschuldig seid, und laßt ihr euch einmal so herumhetzen, wie ein Kalb vom Hund, ob ihr nicht auch am End' ein Armesündergesicht macht, ihr mögt wollen oder nicht.«

»Schon recht, Nachbar,« überführte ihn wieder der Schuster. »Aber warum ist denn dem Schäfer sein Gesicht immer so gleich geblieben? Und warum hat denn er immer so ruhig Antwort gegeben? Und den hat doch der

Präsident justament gerade so viel ausgefragt, und der sitzt doch obendrein noch auf dem Bänkel dort. Das ist doch noch ein Bischen was anderes zum Angstkriegen.«

»O plaudert dem Teufel ein Ohr ab!« platzte der Metzger unwillig heraus. »Was ist denn aber mit dem Gefrag' und Geschwätz herausgekommen? Nichts wie die alte Leier. Und daß dem Schäfer seine zwei Buben den Oberkecht gesehen haben wollen, wie er mit einem Päckchen aus dem Hof herausgegangen ist – ja natürlich – auf ein so angelerntes Larifari wird Jemand was geben. Und die Geschwornen haben auch ein verflucht dummes Gesicht dazu gemacht. Aber, daß der Oberknecht den Schäfer gesehen hat, wie der das Päckchen in die Brombeerhecke versteckte, das hat ganz anders eingeschlagen. Müßten die Geschwornen aber auch Schafsköpfe sein, wenn die denen zwei Buben ihre Komödie glauben sollten. Glaub's gern, daß, wenn der Vater ein Dieb ist, die Kinder sagen müssen, daß es ein Anderer gethan hat. Das ist ja so blitzdumm, daß ein gescheidter Kerl, wie ich, gar nicht darüber plaudern soll.«

»Ja, Recht habt ihr eigentlich schon, Meister Metzger,« ergriff jetzt auch ein schlanker Barbier und Haarschneider das Wort. »Aber mag's jetzt sein, wie's will, ihr Männer! Auf das Plädiren von dem jungen Menschen bin ich euch doch verflucht neugierig. Wißt ihr, ich hab' ihm vier volle Jahre die Haare geschnitten, wie er noch hier auf dem Gymnasium bei der Professorin Moser in der Schustergasse wohnte. Und ich sag' euch, Männer, ich kenn'

ihn euch ganz genau. Denn wir haben gar viel mit einander discurirt, wie das ja so beim Haarschneiden zum Geschäft gehört. Aber einen Kopf hat er euch schon dazumal gehabt; nach, ich sag' euch, einen vermaledeit gescheidten Kopf. Plaudern kann er euch wie ein gelernter Staar. Und unterdessen wird er auch gerade nicht dümmer geworden sein. Na, wir werden's nun bald zu hören kriegen, was für ein Genie drinnen steckt.«

»O mach' mir den Gaul nicht scheu mit dem seinem Genie!« fertigte der Metzger gleich höflich nun auch den Bader ab. »Ja, natürlich, so ein junger Lecker wird's herausreißen, wo der Karren schon so tief drinnen steckt. O, da ist der Staatsanwalt schon auch noch da. Und gerade der sitzt heute, der die meisten Haar' auf den Zähnen hat, und vor dem unsere gewichstesten Advokaten immer Mores kriegen. Und da wird so ein Gelbschnabel von Praktikant dem was anhaben können? – Geh', wie man nur so unsinnig schwätzen kann.«

Und wieder mengte sich jetzt ein Vierter in der Gestalt eines wohlbeleibten Bierwirths in dieses populär kriminalistische Gespräch, da er sich die dicken Tropfen von der Stirne wischte. »Nein, ich sag' nur, wie ihr euch in der Hitze so ereifern könnt! Ich wollt', ich wär' draußen, das wär' mir vas Allerliebste. Aber gelt?« fuhr er leise weiter, »laßt euer Disputiren jetzt gut sein! Denn seht, da gerad' neben mir steht dem Schäfer sein alter Vater. Er hat's mir selber gesagt. Und meiner Seel', 's Herz thut Einem weh, wenn man den nur ansieht. Die ganze Zeit hat er die Hände zusammen und betet in einem Stück fort. Und die

junge Frau daneben, das ist die Schäferin. Herrgott, was hat die schon Alles zusammengeweint, noch hundertmal mehr, als ich; schon geschwitzt hab'. Das könnt' ja einen Stein erbarmen.«

Trotzdem ließ sich's der Metzger in seiner Anklägerrolle nicht nehmen, auch jetzt noch einmal seinen Trumpf auszuspielen,

»Ah was, Stein erbarmen! deswegen hat er's doch gethan. Und was scheeren sich die Geschwornen lang um Verwandtschaft, und wenn sie noch so viel beten und greinen thut. – Da hätten sie viel zu thun. Aha, jetzt kommen sie Einer nach dem Andern angerückt, und auch der Vertheidiger geht jetzt herein. Na, wir wollen halt einmal hören, was er kann mit seinem Mordsgenie. Wenn er so schön plädirt, wie er ein schöner Kerl ist, dann ist's mir auch recht.«

Damit endete diese Unterhaltung. – Auch das allgemeine Gesumme ward beim Eintritt der Geschwornen nun stiller. Und auf der hintersten Zuhörerbank sagte ein Mädchen von ungefähr zweiundzwanzig Jahren, der einfachen Toilette nach von nicht gar vornehmem Stand, aber doch sehr edlem Gesicht, zu einer älteren Frau an ihrer Seite: »Ach Mutter, wie wird es dem Hermann wohl gehen? Ich habe doch fürchterlich Angst.«

»Warum nicht gar, Angst!« fiel ein etwas jüngeres Mädchen auf der andern Seite lustig ein. »Ich freue mich darauf. Und du hast doch gestern Abend von ihm selber gehört, daß auch er sich freut. O das wird prächtig werden.

Und stecken bleibt er einmal ganz gewiß nicht. Darauf möcht' ich wetten. Nicht wahr, Mutter, du auch?«

»O ja, Linchen, darauf schon,« entgegnete nicht ohne Besorgniß die Mutter. »Aber, wie es sonst gehen mag, darum hab' ich doch Angst. Denn so arg mich auch der arme Mann dauert, so weiß ich eben doch nicht, wie die Geschwornen sprechen werden. Die Beweise sind doch zu sehr gegen ihn.«

»Ei was, Beweise! laß nur den Hermann erst dran kommen,« sagte Linchen mit der vorigen Gewißheit, »der wird's den Geschwornen schon auch beweisen, daß der Schäfer unschuldig sein muß, und da können doch auch sie nicht anders, all ihn freisprechen. Nicht wahr, Mutter, das müssen sie?«

»Ich weiß nicht, Linchen, müssen! das ist doch ein wenig zu viel gesagt. Wenn ihr Gewissen sie nicht zwingt, kann es auch der Hermann nicht.«

»Nun aber, wenn's auch nicht gut ausginge, was mir ja schon für diese armen Schäferleute sehr leid wäre,« erwiederte Linchen, »sch ist es für Hermann doch immerhin ein rechtes Glück, daß er überhaupt nur einen so interessanten Fall zum Vertheidigen bekommen hat. Und er macht seine Sache gewiß ganz prächtig. Das schafft ihm doch jedenfalls großes Renommee, und hilft ihm eher zur Anstellung. Meinst du nicht auch, Mutter?«

»O ja, liebes Kind, das schon,« erwiederte die Professorin etwas zerstreut. Denn nun traten auch die Richter

auch ihrem Berathungszimmer, und gleichzeitig mit ihnen aus einer Seitenthüre Frau Forster und Helene, und ließen sich auf ihren Stühlen nieder.

Erst war es nur ein allgemeines Geflüster. Dann aber richteten sich mit einemmal alle Blicke der *haute volée* des Civils und Militärstandes auf Helene, und sie hatte eine so scharfe Besichtigung durch Lorgnetten und sogar Operngucker auszuhalten, daß sie ihre Verlegenheit in einem stillen Gespräch mit der Mutter verbarg. Hermann hatte sie beim Hereintreten mit ernstem Anstande gegrüßt, und saß nun, in ein Blatt Papier vertieft, an seinem Vertheidigertische.

»Ist das doch ein wunderschönes Gesicht, liebe Mutter!« sagte Elisabeth leise.

»Und sie scheint mir eben so fein gebildet zu sein,« erwiederte die Professorin.

Linchen blieb stumm, war aber in Helenens wie Hermanns Anschauen sinnend verloren.

Im ganzen Saale ward es nun todtenstille. Der Präsident gab dem Staatsanwalt das erste Wort zur Begründung der Anklage. Dieser, ein Fünfziger mit kalten, scharfen Zügen, erhob sich, und seine lichtvolle Darlegung aller Belastungsmomente nebst der scharfen Logik, mit der er in dreiviertelstündiger Rede alle Scheingründe allenfallsiger Unschuld angriff und vernichtete, das Alles war augenscheinlich von tiefster Wirkung – nicht nur auf die Geschwornen, sondern auf die ganze Zuhörerschaft. Der Metzger im Hintergrunde triumphirte, der Schuster sah verdutzt darein. Der arme Schäfer zählte jetzt nur sehr

wenig mitleidige Herzen mehr, die noch Partei für ihn nahmen.

Die zwei Ringe und das Gift, des Angeklagten Geschicklichkeit in mechanischen Arbeiten, die Zeugenaussage des Oberknechts, dem sein Ortsvorstand den besten Leumund gab, stand an Macht der Glaubwürdigkeit gegen jene der beiden Schäferbuben wie ein Riese neben zwei Zwergen vor Aller Augen. Und wie beredt begründete der Staatsanwalt neben diesen unläugbaren, realen Beweisen auch noch den andern moralischen, daß ein noch so ims lösbar scheinendes psychologisches Räthsel die wirkliche Existenz eines begangenen Verbrechens nie und nimmer ausschließen könne und dürfe! Wie wußte er diesen Satz vom allgemeinen Gesichtspunkte der menschlichen Natur zu verfechten, und seine schon oft dagewesene Wahrheit aus den Annalen der Kriminaljustiz unbestreitbar nachzuweisen! Ja wirklich, selbst Frau Forster und Helene überkam dabei zum erstenmal der Schatten eines Verdachtes, wenn er auch sogleich wieder vor dem noch stärkeren Licht ihres besseren Glaubens verschwand.

Der Oberknecht blickte jetzt mit immer frecherer Miene triumphirend umher. Der Schäfer sah in stiller, schmerzlicher Ergebung vor sich hin. Aber als er sich so vor aller Welt und seiner eigenen lieben Herrschaft als offenkundigen Dieb hingestellt sah, da meinte er wohl, das Herz müsse ihm zerspringen. Sein armes Weib hörte er bis zu sich herüber schluchzen. Und der Großvater betete noch viel heißer.

Aber auch der Vertheidiger – ich darf es für ihn ja wohl bekennen – saß mit gepreßtem Herzen da. Auch auf ihm lastete diese Anklagerede wie ein Zentnerstein. Hatte sie ihm doch alle Momente seiner Vertheidigung schon vorweggenommen, und wie ein unglaubwürdiges Märchen mit scharfem Hohne bespöttelt! Das Schwert war ihm schon aus der Hand geschlagen, bevor er's nur gezückt hatte. Nichts blieb ihm übrig, als nackte Wiederholung. Doch aufgerafft – nicht verzagt – einen neuen Weg der Vertheidigung eingeschlagen, vorwärts mit der ganzen Macht deiner Rede! rief ihm, sein Inneres ermuthigend zu, und schon schlug er die neuen Gedanken zu Faden.

Jetzt kam der Staatsanwalt zu Ende, und er schloß mit den unbarmherzig logischen Worten:

»So, meine Herren Geschwornen, glaube ich Ihnen die Schuld des Angeklagten unwiderleglich nachgewiesen zu haben. Auf der einen Wagschale liegen die vollgiltigsten Beweise, auf der andern nichts, als der nichtige Trugschluß einer sogenannten psychologischen Unmöglichkeit, und nebenbei das Märchen von den durch einen andern Dieb in die Truhe des Angeklagten hineingezauberten Ringen, das in seiner Glaubwürdigkeit nur zu belächeln ist. Sie haben jetzt diese Wage in derselben Hand zu halten, die Sie heute Morgen schwörend zum Himmel ausgestreckt. Und so hoch das Mitleid in der Menschenbrust zu ehren ist, in Ihrem Herzen, meine Herren, darf es nie und nimmer einkehren. Nur Ihr Eid, und nichts all Ihr Eid, darf bei Ihrem Wahrspruche Sie bestimmen. Die Barmherzigkeit steht hier einzig und allein dem höheren

Richter zu. Sinkt aber in dieser Wage, wie's nicht anders möglich ist, die Schale mit der Wucht dieser Beweise nieder, und schnellt die andere mit ihrem Nichts in die Höhe, dann, einzig und allein Ihres Sitzes eingedenk, können Sie unmöglich im Zweifel sein, wie Ihr Wahrspruch lauten soll und lauten muß: ja, vor Gott und den Menschen, auf meine Ehre und mein' Gewissen, ja, der Angeklagte ist schuldig.« –

Jetzt erhob sich Hermann mit dem ganzen Aufwand seines Muthes, und seine klare Mannesstimme klang in die Grabesstille des lauschenden Saales:

»Meine Herren Geschwornen! Wenn ein riesenstarker Mann mit wuchtigem Schwert auf einen schwachen Knaben losstürmt, dessen Arm nichts bewehrt, als ein winziger Schild, dann ist das wohl ein gar ungleicher Kampf. Als ein solcher Mann mit einem solchen Schwert ist jetzt der öffentliche Ankläger auf mich losgestürmt. Riesenstark hat ihn gemacht ein unseliges Verhängniß, das wie ein Dämon über dem Haupte des Angeklagten den finstern Fittig ausbreitet. Das Gold jener zwei Ringe hat sein Schwert so wuchtig gemacht, jenes Gift hat seine Klinge vergiftet, und die Vertheidigung, meine Herren Geschworenen, das ist der schwache Knabe, den nichts als ein winziger Schild bewehrt.« –

»Jawohl, ich gestehe es gern, die Macht trügerischer Beweise hat meinen Gegner so stark und mich so schwach gemacht, daß ich schon jetzt nach diesem ersten Anprall mich überwunden vor ihm hinstreckte, hätte

ich nicht diesen Schild zu meiner Gegenwehr; zwar unscheinbar, aber dennoch undurchdringlich auch für den wuchtigsten Hieb meines Angreifers. Und dieser Schild, meine Herren Geschwornen, das ist mein eigener felsenfester Glaube an die Unschuld dieses fälschlich angeklagten Mannes. – Ich stände jetzt wahrhaftig nicht hier, wenn ich anders glaubte. Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt noch an die Sonnen – dieses alte Volkswort, es wird auch an diesem dunklen Gewebe wahrhaft höllischer Lüge in strafende Erfüllung gehen. Und jedem, der dieses gesponnen, er mag nun als freier Mann weilen wo immer, und ich nenne seinen Namen – aber dem sag' ich jetzt: möge er nicht allzufrüh darüber frohlocken, daß an diesem seinem feinen Gespinnst der Strahl der Sonne machtlos geworden sei, und ewiges Dunkel seine Schuld bedecke. Ich sag' ihm, und er glaube mir, daß ich furchtbare Wahrheit rede – ich sag' ihm: diese Sonne, sie durchbricht doch noch einst die Wolken, darin der Blitz jetzt lauert auf dieses unschuldige Haupt. Ich sag' ihm, was er so fein gesponnen, es kommt noch an die Sonnen, und wär' es auch erst vor jenem ewigen Sonnenlichte, das auch dem strafenden Blicke seines allwissenden Richters die finstere Bosheit seines Herzens einst erhellen wird.«

»Herr Präsident!« fuhr jetzt der Staatzanwalt gereizt in die Höhe: »Ich bitte, den Herrn Vertheidiger zur Sache zu verweisen.«

Und augenblicklich gefaßt fiel Hermann energisch ein:

»Und ich, Herr Präsident, ich bitte dringend, mich in meiner Redefreiheit nicht beschränken zu wollen; denn

ich bin bei der Sache. Und stand es der öffentlichen Anklage frei, mit allen erdenklichen Mitteln die Schuld meines Clienten nachzuweisen, so wird gewiß der hohe Gerichtshof nun auch mir gestatten, daß ich ich mich eben so unbeschränkt jener einzig möglichen Abwehr bediene, die nach meiner Ueberzeugung mir umumgänglich geboten scheint, Herr Präsident, ich bitte, zu bedenken: es handelt sich hier um ein Menschenleben. Denn, hat das Gesetz das angebliche Verbrechen meines Clienten auch nur mit Zuchthausstrafe belegt, für diesen Mann ist dennoch eine Schuldigerklärung gleich einem Todesurtheil. Meine Herren, man kann auch moralisch sterben müssen, nach meinem Gefühle nach weitaus schlimmer, als leiblicher Tod. Darum noch einmal, Herr Präsident, im Namen meiner Ueberzeugung von der Unschuld dieses Mannes, bitte ich dringend: es möge mir der hohe Gerichtshof dieselbe Redefreiheit gönnen, wie sie der Begründung der Anklage ungeschmälert zugestanden worden ist. Darum bitte ich als um das gute Recht der Vertheidigung, als um ein uraltes Recht, das die Gewissen der Herren Geschwornen nicht beeinträchtigt, aber mit meiner Pfichterfüllung unzertrennbar verbunden ist; als um ein Recht, das kein gegebenes Gesetz verletzt und das ewige Gebot der Menschlichkeit befriedigt.«

Der Doctor Stark hatte diese Worte mit würdevollster Ruhe gesprochen. Aber innerlich bebte jeder Nerv an ihm. Und hätte er erst sehen können, wie schon bei seiner Eingangsrede jener Andere hinter ihm auf der Zeugenbank immer unheimlicher vor sich hinsah, und ihm

der Angstschweiß von der Stirne rann! Die ganze Zuhörermenge hatte da gar wohl beobachtet, darum war auch vorhin eine so tiefe Bewegung durch den Saal gegangen, die Hermann auf seinem Platze sich nur undeutlich zu erklären wußte. Aber auch der Präsident hatte indessen diesen Hauptzeugen mit immer schärferem Blick und stärkerem Verdacht beobachtet. Darum wendete er sich jetzt auch mit solch' ernster Gemessenheit gegen den öffentlichen Ankläger.

»Ich finde keinen gesetzlichen Grund, Herr Staatsanwalt, die Vertheidigung irgendwie beschränken zu sollen.« Dann rief er zur andern Seite hinüber: »Herr Vertheidiger, fahren Sie ungestört weiter!«

Und wieder ging's durch den Saal, all ob die Zuhörer alle vorher auch Spannung auf des Präsidenten Entscheidung den Athem angehalten, und jetzt in freudigster Befriedigung darüber vollauf Luft schöpften.

Der Staatsanwalt biß voll Unmuth auf die Lippen.

Hermann that jetzt nur noch mit einem einzigen Ruck des Kopfes einen blitzschnellen Blick nach dem Hauptzeugen. Er hatte genug gesehen. Sein ganzes Selbstbewußtsein war wieder gewonnen, da er weiter sprach:

»Meine Herren Geschwornen! Als der in unserer Kriminaljustiz allmälig erwachende Geist der Menschlichkeit zuerst jene furchtbare, geheimnißvolle Menschenmörderin, die sogenannte Heilige Vehme feuer als Todte zu Grabe getragen; als er dann in fortschreitendem Rechtssinn auch alle Folterwerkzeuge, diese barbarischen Gehilfen herzloser Grausamkeit, zerschlagen; und als er

endlich sogar jedwedes heimliche Dunkel aus dem Gerichtssaale verscheucht, und die menschenwürdige Forderung durchgesetzt hatte, daß von nun an jede Anklage auf Verbrechen öffentlich vor allem Volk, und noch dazu vor Richtern aus seiner Mitte, nämlich vor Ihnen, den Geschwornen, verhandelt werde – meine Herren, ich frage Sie: was hat dieser Geist der Menschlichkeit in dieser seiner letzten Forderung gewollt?« –

»Die Antwort darauf lautet einfach also: die unheilige heilige Vehme hat die Menschen verurtheilt und gemordet ohne jegliches Verhör und Geständniß – ohne jedes Mittel der Vertheidigung. Die Folter hat unter zehn Fällen in neun ihrem Opfer ein falsches Geständniß abgequält, und die Vertheidigung in den Seufzern des gemarterten Leibes verstummen machen. Nun wohl, meine Herren Geschwornen, auch die Folter fiel. Das Geständniß ward frei und der Delinquent durfte sich vertheidigen. Sorgfältige Akten wurden über die ganze Untersuchung aufgezeichnet, und gewissenhafte rechtskundige Männer sprachen nach Prüfung dieser Akten das Urtheil. Aber die Verhandlung blieb noch immer eine heimliche, und was noch weitaus schwerer gewogen, die Richter schöpften ihre Ueberzeugung nur aus geschriebenen Akten. – Nun möchte man freilich fragen: ob der Richter den Angeklagten und die Zeugen persönlich vor sich sieht, ob er ihre Aussagen Aug in Auge aus ihrem eigenen Munde hört, oder ob er sie bloß in den Akten niedergeschrieben lesen und erwägen kann – was mag viel daran liegen, wenn diese Akten nur anders die volle Wahrheit des in

der Untersuchung Gesprochenen wiedergeben? Und ob die Richter in geschlossenem, oder dem Volke geöffnetem Saal ihr Urtheil fällen; ob als rechtskundige oder als ungelehrte, wenn nur ihr Gewissen und die Gesetze dabei zugegen sind! Und muß dem Beschuldigten im Gegentheil nicht die Heimlichkeit viel lieber sein, als wie hier allen Augen bloßgestellt zu werden?«

»Meine Herren Geschworenen! Es gibt im Leben der Menschheit geschriebene und ungeschriebene Gesetze. Die ersteren sind in unsern Gesetzbüchern enthalten, die letzteren stehen einzig in unserm Herzen, unserm Gewissen aufgezeichnet. Die ersteren können wieder geändert werden, weil sie menschlich sind; die letzteren haben ewige Dauer, denn sie stammen von Gott. – Aber ebenso, meine Herren, gibt es auch in der Kriminaljustiz geschriebene Akten und ungeschriebene. Die ersteren stehen in klaren Worten auf dem Papier, von der Hand irdischer Richter geschrieben. Doch die ungeschriebenen Kriminalakten – wo sind diese wohl zu lesen und wer hat diese wohl aufgezeichnet? – Meine Herren Geschwornen! An des Angeklagten und der Zeugen eigenem Leibe sind sie zu lesen. Und *diese* Akten vor Allen sollen die Richter für ihren Urtheilsspruch studiren, noch viel mehr als die geschriebenen. Prüfen sollen sie mit eigenem Auge, wie viel oder wie wenig Schuld in des Angeklagten Haltung, Wort und Miene sich offenbart! Erwägen sollen sie, ob der Zeuge vor ihnen dasteht, wie die leibhaftige Bestätigung seines beschworenen Wortes; oder ob sein scheuer Blick und zitterndes Knie, ob seine unsichere Stimme,

oder gar der Angstschweiß seiner Stirn ihn wider Willen falschen Zeugnisses beschuldigt.«

»Das, meine Herren Geschwornen, sind diese ungeschriebenen Akten, von denen ich geredet und die der ewige Richter selber aufgezeichnet, der auch die ungeschriebenen Gesetze in der Menschenbrust erlassen hat. – Der Buchstabe tödtet, aber der Geist macht lebendig! Dieser Ausspruch der heiligen Schrift, der ist es vor Allem, der auch hier seine Bestätigung findet. Darum, meine Herren Geschwornen, darum mußte die Heimlichkeit der Kriminaljustiz der öffentlichen Verhandlung weichen, darum wurden die rechtsgelehrten Richter von Männern aus dem Volke verdrängt. Darum sollte das Volk selber als Zeuge mitschauen und mithören dürfen, weil in der Heimlichkeit der bloß geschriebenen Akten diese anderen, ungeschriebenen, gar nicht zu lesen gewesen; weil Ihren Augen, meine Herren Geschworenen, die Unbefangenheit und Schärfe des Blickes zum Verständnisse dieser Akten in weitaus höherem Grade zugetraut wurde, als denen der rechtsgelehrten Richter; und endlich weil der Inhalt dieser geheimnißvollen Akten um so offener und umfangreicher zu Tage tritt, je mehr das Volk als stummer Zeuge dabei zugegen ist, ein Beistand der Wahrheit und ein Entlarver der Lüge.«

»Das, meine Herren Geschwornen, das ist der innerste Entstehungsgrund, das ist das kräftigste, gesundeste Lebenselement des Geschwornengerichtes. Und nach alle dem getraue ich mir jetzt die kühne Behauptung: so lange noch Geschworne auf diesen Stühlen gesessen, ich

glaube kaum, daß jemals noch vor ihnen ein Kriminalfall verhandelt worden ist, der ihrer würdiger war, als der heutige; – ja, ich darf es wohl aussprechen, der ein solcher Musterfall gewesen, wie ihn der Geist der Zeit nicht schärfer gedacht haben kann, als er ihr Institut ins Leben gerufen.«

»Meine Herren Geschwornen! Ich bekenne es ohne Hehl und Rückhalt: in jedem früheren, geheimen, schriftlichen Verfahren wäre der heutige Angeklagte zweifellos verurtheilt worden. Vor Ihrem öffentlichen Richterstuhle hege ich diese Besorgniß nie und nimmer. Denn, was die geschriebenen Akten gegen den Beschuldigten ausgesprochen, jene anderen, ungeschriebenen, sie haben Alles wieder verneint. Hinweggenommen haben sie die Schuld vom Haupte meines Clienten und auf jenes zurückgeschleudert, der mit falschem Zeugniß ihn angeklagt. Mit eigenen Augen haben Sie's gelesen und lesen es in diesem Augenblicke noch, und das ganze hier versammelte Volk liest es mit, was diese ungeschriebenen Akten jetzt aussagen auf dem Antlitze meines unschuldigen Clienten und auf dem seines zweifach schuldigen Zeugen.«

»Meine Herren Geschwornen! das geschriebene irdische Gesetz der Folter ist längst zerrissen, aber das ungeschriebene göttliche Gesetz des Gewissens wirkt ewig fort. – Die unheilige Vehme ist schon vor vielen Jahrhunderten zu Grabe getragen worden, aber die andere heilige Vehme des inneren Gottesgerichtes, sie wird noch nach Jahrtausenden Tag und Nacht bei dem Schuldigen

anklopfen, der die Unschuld mit falschem Zeugniß angeklagt. O, meine Herren, diese ewigen Gesetze treten nie und nimmer außer Kraft.« –

Dann wendete sich Hermann rasch nach dem Oberknecht um, der von Angstschweiß triefend und mit verstörten Gesichte vor sich hinstarrte, wie das leibhaftige böse Gewissen. Und mit ausgestrecktem Arm auf ihn deutend, schlug er jetzt seinen feierlichsten Ton an:

»Hier, meine Herren Geschwornen, lesen Sie jetzt diese ungeschriebenen Akten! – Hier auf dem Antlitz des Angeklagten und hier auf dem anderen dieses Zeugen. Ich frage Sie jetzt und Sie mögen darüber entscheiden: in welchem von beiden steht die Schuld, in welchem steht die Unschuld von der Hand des ewigen Gesetzgebers aufgezeichnet? Ich frage Sie jetzt, meine Herren Geschwornen – «

»Jesus, Maria und Joseph! Ich halt's nimmer aus!« – schreit's jetzt gellend dazwischen. Mit aufgehobenen Armen von seiner Bank vor die Richter auf die Kniee stürzend, stöhnt der falsche Zeuge: »Ach, da bin ich ja schon und will Alles eingestehen. Nur der soll jetzt still sein. Ja, ja, ich hab's gethan, ich und noch ein Kamerad von mir, ein Schlossergesell. Und falsch geschworen hab' ich auch. O hundertmal lieber will ich jetzt ins Zuchthaus, nur der soll still sein. O ihr Herren Richter, ich bitte um eine gnädige Strafe.«

Wie soll ich dir jetzt die Gewalt des Eindruckes schildern, der von diesem erschütternden Auftritt sich auf den Stühlen der Geschwornen und Richter und im ganzen

Auditorium zu gleicher Zeit kundgegeben? Ein fast allgemeiner Ausruf entrang sich nach dem Hervorstürzen des falschen Anklägers. Des Schäfers Weib schrie laut hinaus; den alten Großvater warf die Gewalt dieser Scene noch völlig auf die Kniee. Kein Herz, das nicht im tiefsten Grunde bewegt worden wäre, kein Auge, das noch gleichgiltig drein geblickt hätte. – Und erst Frau Forster und Helene und Hermann selber, wie sein erlöst aufseufzender Client auf der Anklagebank! – Verargst du mir's, lieber Begleiter, wenn ich im Bewußtsein der Schwäche meines Wortes dich bitte, dir diese von den verschiedensten Gefühlen durchströmte Gruppe nun selber auszumalen? Wer vermöchte es, mit Worten bei hochgehendem Meere jede einzelne Woge zu schildern?

Der meineidige Oberknecht hatte sich auf des Präsidenten Aufforderung nun wieder aufgerichtet und brütete stumpfen Gesichtes vor sich hin. Sogleich danach erhob sich der Staatsanwalt und sprach:

»Meine Herren Geschwornen! Bei dieser so höchst unerwarteten Enthüllung des wahren Schuldigen fordert mich natürlich meine Pflicht dazu auf, die Anklage gegen den fälschlich Beschuldigten fallen zu lassen, und Ihre Aufgabe wird nur mehr darin bestehen, in Erfüllung der gesetzlichen Form noch dessen Schuldlosigkeit auszusprechen. Ebenso beantrage ich beim hohen Gerichtshofe, diesen falschen Zeugen hier sofort verhaften zu lassen und die doppelte Untersuchung des Diebstahls und Meineides gegen ihn einzuleiten, sowie die ungesäumte Verfolgung seines Mitschuldigen zu verordnen.«

Nach einer kurzen Ansprache des Präsidenten verließen die Geschwornen den Saal, kehrten aber schon nach einigen Minuten wieder aus ihrem Berathungszimmer zurück.

Als dann der Obmann vor den Gerichtshof hintrat und mit auf das Herz gelegter Hand den Wahrspruch der Geschwornen verkündete: »Auf meine Ehre und mein Gewissen, vor Gott und den Menschen, der Ausspruch der Geschwornen lautet: Nein, der Angeklagte ist nicht schuldig« – da ward so stürmischer Beifall im Saale laut, daß der Präsident Ruhe gebieten mußte, so sehr auch sein eigenes Herz darin einstimmte.

Sonach verordnete er des Schäfers Freisprechung und des Oberknechts sofortige Verhaftung. Jener erhob sich von der Anklagebank und wußte noch gar nicht, wie ihm geschehen. So war sein ganzes Innere noch zerschlagen. Dieser übergab sich in stummer Verzweiflung den Gendarmen, die jetzt mit derselben Kette seine Hände zusammenschlossen, von der gefesselt sein fälschlich von ihm angeklagtes Opfer heute Morgen auf die Verbrecherbank hieher geführt worden war. – Nach ein paar Minuten herrschte feierliche Ruhe im Saale, um des Präsidenten letzte Worte zu vernehmen, in denen er dieser in den Annalen des Justizhofes bis jetzt unerhörten Scene tief bewegten Ausdruck gab:

»Matthias Mertens, ihr seid frei, und dürft sofort zu eurer Familie zurückkehren! So verschmerzt jetzt, was ihr unschuldig erduldet, denn euer Ruf ward ja glänzend gerechtfertigt. – Ich aber begrüße diesen denkwürdigen

Ausgang als freudigsten Triumph des öffentlichen Gerichtsverfahrens. Und,« schloß er jetzt, sich zu Hermann wendend, »wenn ich auch Ihnen nun den Glückwunsch des Gerichtshofes ausspreche, daß es der Macht Ihres Wortes gelungen ist, einen so seltenen Sieg der Wahrheit zu erringen, so erfülle ich damit nur eine mir persönlich sehr angenehme Pflicht. Fahren Sie fort, mit solchem Eifer Ihr Talent der Vertretung der Wahrheit zu weihen, und wenn Sie auch einen solchen Sieg, wie den heutigen, wohl nicht zum zweitenmale erleben dürften, so sei er Ihnen doch für Ihr ganzes Leben ein Sporn, auf der so ehrenvoll betretenen Laufbahn muthig weiter fortzuschreiten. Damit erkläre ich die heutige Sitzung für geschlossen.«

Hatte diese Anrede des Präsidenten noch wie ein Damm den ganzen Strom des Dankes und der Begeisterung für den siegreichen Helden des Tages aufgestaut, so brach er jetzt mit um so größerer Macht hervor. Von seiner Anklagebank sank jetzt der Schäfer vor seinem Retter und Befreier nieder, und umklammerte sein Knie. Hermanns rechte Hand ergriff Frau Forster, seine linke, die am Herzen, drückte Helene; und Mutter und Tochter überboten sich im Erguß ihres innigsten Dankes.

Und dann drunten im Hofe, wie Hermann mit den beiden Frauen und dem Schäfer aus der Eingangshalle trat, wo das ganze Auditorium ihn erwartete und nochmals begrüßen wollte, wie stürzte da des Schäfers Weib und Vater auf Hermann los, seine Hände küssend, und dann erst auf Mann und Sohn, an dessen Hals Eines nach

dem Andern weinend lag! – Auch Mutter Moser, Bettchen und Lindchen streckten ihm jetzt in glücklichster Bewegung die Hand entgegen. – Aber damit war jener ehrbare Schustermeister noch lange nicht zufrieden. Und mitten aus dem Haufen heraus rief er mit seiner Stentorstimme: »Der Herr Stark vivat hoch!« – »Und abermals hoch!« – schrie sein vormaliger . Haarschneider, da der erste allgemeine Zuruf verhallt war, darein jetzt selbst der Metzgermeister einstimmte. Dann gaben sie ihm noch obendrein das Ehrengeleite bis hinüber zum goldenen Löwen, in dem er einst vor nun bald zehn Jahren als angehender Gymnasiast abgestiegen war.

Da dachte unser Held auf dem Wege dahin selber an diese einstige Zeit, und in Helenens Anschauen verloren frohlockte er mit stolzem Selbstbewußtsein: »Was war ich damals, und was bin ich jetzt!«

Sechster Abschnitt. Bräutliche Tage.

I. Vorfrühling.

Seltsames Menschenherz! – Frau Forster hatte auf ihrem Gastzimmer unsern siegreichen Helden so herzlich eingeladen, den Abend bei einer Tasse Thee mit ihnen zu verleben, gleichsam zum gemeinsamen, milden Ausklingen des im Gerichtssaal so sturmgewaltig über Alle hereingebrochenen innern Jubels. Zugleich hatte sie in unbefangenster Freundlichkeit ihn gebeten, daß er doch erst morgen frühe mit ihnen gemeinschaftlich den eigenen Wagen theilen möge, statt die Nacht mit der Eilpost durchzufahren. – Und wie so natürlich war diese doppelte Einladung! Galt sie doch der glücklichen Frau nur als ein sehr kleiner Theil der unbezahlbar großen Dankesschuld, die sie dem Retter ihres so schwer gefährdet gewesenen Hausfriedens abzutragen hatte! So kam ihr Verstand gar nicht dazu, den klaren Herzensquell, dem diese harmlosen zwei Bitten entflossen, durch irgendwelche Bedenklichkeit zu trüben. Und auch der fast mütterlich zutrauliche Ton ihrer Rede zeugte dafür, wie sicher sie auf freundliche Gewährung rechnete, einfach gemeint, wie ihre Bitte selber.

Helene stand dabei neben der Mutter. Und wenn auch ein klares Gefühl kindlicher Ehrerbietung und jungfräulicher Scheu ihren Lippen verwehrte, diese Einladung der Mutter durch eigene Bitten noch zu verstärken, so sagte doch ihr Auge unendlich beredt, wie sie in innerster Seele stillen Wunsch und frohes Hoffen hege, Hermann

werde nur mit freudigem Ja der Mutter Wort erwiedern. – Ihr Auge sagte das? – Aber das hatte sie ja in schüchternstem Harren zu Boden geschlagen. Nun, jawohl! Aber auch ein niedergeschlagenes Auge übt oft gar gewaltigen Redezauber, besonders wenn dabei solch' glückliches Lächeln geheim um die Lippen spielt und das innere Herzensglück nur ahnen läßt, dessen vollen Glanz die gesenkte Wimper noch verschleiert.

Hermann verstand diese stumme Sprache gar wohl. Und doch – wie seltsam – er schlug beides aus. Und derselbe Mund, aus dem heute solch' kühner Redestrom in den vollen Gerichtssaal hinausgebraust, der konnte jetzt nur mit gepreßtem Odem vor diesen zwei einzelnen Frauen die befangenen Worte herausbringen:

»Sie sind wirklich allzugütig, verehrteste Frau Forster! Aber nicht wahr, Sie verzeihen mir gewiß! mein alter Vater daheim! – Gott, wie wird der ängstlich auf mich harren! Denn Sie glauben nicht, mit welcher Sorge er am glücklichen Ausgange gezweifelt. Und nicht wahr, Sie begreifen mein Gefühl? Ich darf ihn doch unmöglich noch den ganzen Tag in solcher Unruhe warten lassen, wo ich ihm schon den frühen Morgen mit froher Botschaft erheitern kann. Da darf ich mich doch vor einer Nachtfahrt nicht fürchten! Und auch Ihre andere so freundliche Einladung – ich bin wirklich ganz verlegen, auch hier nicht ein herzliches Ja sagen zu können. Aber ich weiß, auch für dieses Nein sind Sie mir nicht böse! Hab' ich doch der Frau Professorin Moser diesen Abend schon gestern versprochen. Und gewiß auch Ihr edles Herz stimmt mir

bei, daß ich meine einstige Kost- und Pflegemutter jetzt unter keiner Bedingung durch mein Wegbleiben lieblos kränken darf.«

»Aber nicht wahr,« fuhr er jetzt in seinem gewohnten Redefeuer erleichtert weiter: »Auf Ihrem Haidehofe darf ich Sie so bald als nur möglich heimsuchen! Denn glauben Sie mir doch ja! Hab' ich nur erst meinen lieben Vater gesehen, so weiß ich keine größere Sehnsucht, als mit Ihnen beiden ein paar recht glückliche Stunden zu verleben. Und am allerliebsten mitten im Frieden Ihrer idyllischen Einsamkeit, in der ich so gerne den Genuß verdoppelt nachholen möchte, den ich mir für jetzt noch versagen muß. Nicht wahr, das erlauben Sie mir doch? Und ich darf recht, recht bald zu Ihnen kommen?«

»O, nicht nur dürfen, bester Herr Doctor!« fiel ihm Frau Forster mit der vorigen Wärme ins Wort, »nein, ich bitte Sie darum, daß Sie uns heimsuchen, so herzlich ich nur vermag. Geht's mir doch gerade wie Ihnen! Ja, nur in unserem eigenen Hause kann ich Ihnen völlig sagen, welch' unauslöschlichen Dank Sie sich in unseren Herzen erworben haben. Und da ich von jeher eine abgesagte Feindin alles ziellosen Verschiebens bin, so bitte ich Sie, sogleich nächsten Samstag zu kommen und über den Sonntag bei uns zu bleiben. So lange werden Sie's ja wohl in unserer Abgeschiedenheit aushalten können. Nicht wahr? Und so würde ich Ihnen dann Nachmittags unsern Wagen schicken –«

»O, das wäre viel zu viel,« unterbrach sie Hermann mit freudigem Ungestüm. »Nein, lassen Sie mich getrost zu

Fuße gehen! Einen solchen abendlichen Waldgang an eine Fahrt im Wagen hinzugeben, wäre ja Sünd' und Schade; und den Weg werd' ich ja wohl finden.«

Dabei begegneten sich vier stumme Blicke. Aber gedankenschnell schlug Helene die ihren wieder nieder. Und Hermann fuhr weiter – fast in feierlichem Tone:

»Wenigstens kenne ich einen Wegweiser im Reichswald, einen Eichenstamm, den ich all' mein Lebtag nicht vergessen werde; – eine so wunderschöne Rose hab' ich jüngst unter seinem Schatten blühen gesehen, mitten unter Maienglocken. Und von dort, das weiß ich gewiß, führt die Straße ganz sicher zum Haidehof. Also Samstag Abend, verehrteste Frau, auf sonntäglich Wiedersehen!«

»Seltsame Rede!« dachte bei diesem mysteriösen Schlusse Frau Forster für sich, und ihr Auge streifte unwillkürlich der Tochter Antlitz. Das erglühte jetzt in so minniger Scham, daß aus dessen Glanz der Mutter die Auflösung dämmerte vom Räthsel jener wegweisenden Rose und des sonntäglichen Wiedersehens.

Gedenkst du noch daran, lieber Begleiter, wie einst die Mutter Moser nach Theodors Abschied fast eben so auf Elisabeth schaute? Wie ihr Auge da bekümmert in ihres Kindes Zukunft sah, wie in ein nebeldüsteres Thal, wie in die leidvoll glückselige Geschichte ihrer eigenen, sorgenreichen Liebe? – Aber das Auge dieser andern Mutter, das blickte jetzt in Helenens Leben wie in eine weithin schimmernde, prächtige Landschaft. Denn, wahrhaftig,

hätte Gott selber ihrer Mutterhand nun die Freiheit gegeben, unter allen Männern der Welt ihrem Kinde den neidenswerthesten zuzuführen, sie hätte jetzt augenblicklich zum Himmel gerufen: »Herr, diesen Einen laß mich wählen!«

Der Doctor Hermann Stark war schon auf dem Wege zur Mutter Moser, und Helenens Geist hing noch immer in stiller Seligkeit an dem unaussprechlichen Blick, mit dem dieser unter der Thür stummen Abschied von ihr genommen, tausendmal beredter als sein lautes Lebewohl, mit dem er, der Mutter und Tochter die Hand drückend, sich rasch empfohlen hatte.

Bald darauf saßen die Beiden in ihrem einsamen Wirthszimmer. In ihren Herzen klangen Hermanns Worte noch immer nach, und machten sie gegenseitig stumm. – Ein peinliches Schweigen! Wie war Helene froh, daß sie sich mit dem brodelnden Theekessel ein wenig zu schaffen machen konnte. – »Was er nur mit jener Rose im Reichswalde gemeint?« dachte fort und fort Frau Forster. »Er hatte Helenen doch dort noch niemals begegnet!« – Und doch ging es ihr jetzt gegen das feinere Gefühl, die Tochter darum zu fragen. »Es wird sich schon noch von selber aufklären.« In diesem Gedanken verstummte der Mutter Wißbegierde.

Da ward dieses gegenseitige Sinnen mit einemmale glücklich unterbrochen. Der freigesprochene Schäfer sammt seinem Weib und Vater trat unangemeldet herein und machte seinem übervollen Herzen Luft:

»Ach, guten Abend, Frau Forster und Fräulein Helene! Nehmen Sie's doch nicht für ungut, daß wir so mir nichts dir nichts da hereinkommen. Aber ich bring's nicht zuwege. Ich muß Ihnen vorm Schlafengehen doch noch einmal die Hand drücken. Sie haben ja zu viel Gutes an mir gethan. Und wo ist denn der Herr Doctor Stark? Ach, dem möcht' ich doch auch noch gut' Nacht sagen, dem prächtigen Mann, dem ich ja gar niemals genug danken kann.«

Und die drei glückligen Menschen drückten Eins nach dem Andern ihrer Herrin und Helene gar herzlich die Hand. Darüber kam der Frau Forster ein schöner Gedanke, den sie auch sogleich ohne weitere Bedenklichkeit ausführte.

»Wißt ihr was, ihr guten Leute? Bleibt heut Abend bei uns! Es ist uns Beiden so einsam hier in diesem fremden Wirthszimmer. Ich lasse euch euer Nachtessen hier bei uns auftragen. Und nach so viel Angst und Leid, die wir mit einander verlebt, wollen wir nun auch sogleich jetzt unsere Freude mit einander theilen, wie wir das ja schon so oft zusammen gethan haben, ihr guten, treuen Leute!«

»Ach, das wär' aber gar zu viel Ehre,« wollte der Schäfer einwenden; und der alte Großvater sagte gerührt: »Aber, gute Madam, was haben Sie denn vor?«

»Was mich freut, lieber Großvater!« sagte Frau Forster mit vertraulichem Kopfnicken, und griff sogleich zum Schellenzuge.

Und so verbrachte denn die hocherzige Gutsherrin mit ihren braven Schäferleuten in patriarchalischer Gemeinschaft der Freude und des Dankes diesen Abend. Zwar nicht in so geistreichem Gespräche, wie sie es wohl mit Hermann so gern unterhalten hätte. Dafür entschädigte sie aber der unendlich treuherzige Ton dieser schlichten Naturmenschen, die jetzt das Auferstehungsfest ihres Lebensglückes feierten, das so klaftertief in Noth und Angst begraben gewesen. Dieser Gedanke, der ihre vergrämten Gesichter heut Abend wieder ganz verjüngte, gab auch ihrer einfachen Unterhaltung einen eigenen Reiz. Und mancher Rückblick in längst vergangene sonnige Tage aus der fernen Heimath und Jugendzeit der Frau Forster verklärte diesen Abend mit einer Poesie, zu deren Verständniß freilich ein Herz gehörte, groß und edel, wie das ihre.

So schaute der Mutter Geist jetzt rückwärts in einen längst vergangenen Frühling, und ihrem angebrochenen Herbste that dieses lenzige Erinnern so wohl. Aber um der Tochter sinnendes Herz, diese duftige Knospe, spielte jetzt noch immer der volle Strahl aus Hermanns letztem Scheideblicke. Der ersten Liebe Vorfrühling wehte linden Hauches durch ihre Seele. Und wieder zog's wie rauhe Märzluft über ihr Denken:

»Aber, wenn er doch nichts von Liebe zu mir wüßte? – Wenn es ihn heut Abend so mächtig zu jener Professorswittwe hingezogen, nur weil er dort sein Liebstes fände, schon längst ihm heimlich angetraut, wie die Schwester seinem Freunde, davon er uns erzählt? – Und wenn er

deßhalb nur die Nacht zur einsamen Heimfahrt gewählt, um den Tag in meiner Nähe zu meiden?«

Und ihr Auge ward trüb und ihr Köpfchen senkte sich verstohlen.

»Nun denn, so sei's! In Gottes Namen! – Dann will ich jener Hochbeglückten nicht niedrig neidisch sein, und mich ergeben in Gottes Willen, der ihn mir nicht bescheert. Aber wann, wann werd' ich dann wieder froh werden können?«

Doch mitten aus diesen quälenden Gedarken brach wieder wie jäher Sonnenglanz durch Wolkenschleier der eine letzte Blick hindurch: »Sei still, mein Herz! – Er liebt mich doch! Und Falschheit kann nie und nimmer in dessen Seele wohnen, deß Auge so unsäglich lieb von Liebe spricht!« –

Während Helene so sann, ein anderes Klärchen, »freudvoll und leidvoll, himmelhoch jauchzend in schwebender Pein,« da saß ihr schöner Egmont in gemüthlichem Geplauder bei Mutter Moser, bei Elisabeth und Linchen. – Das zu Ehren solch' lieben Gastes heute ungewöhnlich reiche Nachtmahl war längst abgetragen. Schon eine Stunde lang quoll es von Hermanns Erzählerlippen, wie draußen der traulich plätschernde Brunnen unter seinem mondumglänzten Lindenbaume. War das ein festtäglicher Abend in diesem zufriedenen Wittwenhäuschen, als dieser drei Frauen Augen an Hermanns Munde hingen, heiter verklärt von der Erzählung fremden Glückes – in dieser Zeit der Selbstsucht ein so seltenes, schönes Bild!

Und sogar das muthwillige Linchen war dabei so merkwürdig ruhig geblieben. Noch nicht eine einzige lose Neckerei hatte sie heut Abend hingeworfen. Ei, warum nur nicht? Hast du den alten Schelm denn mit einemmal abgelegt? Geh! dieser ehrwürdige Ernst steht dir ja gar nicht. So mach' doch einen muntern Witz! Du hast doch sonst deren so viele in deinem lustigen Köpfchen gehabt! –

Jetzt war Hermann gerade zu Ende gekommen. Der alten Dorothee poetisches Sterben und seine glücklichen Erfolge als Vertheidiger waren die letzten Kapitel seiner Erzählung. Da flog ein Lächeln über der Professorin sanftes Gesicht und sie sagte:

»Ach, Gott sei tausendmal darum gedankt, liebster Hermann, so sind Sie also recht, recht glücklich! O wie das uns Alle selber so glücklich macht! Nun fehlt Ihrem Leben ja nur noch Eines zum ganzen vollen Glück. Und – ei mein lieber Hermann, sagen Sie uns doch – haben Sie uns jetzt wirklich Alles zu Ende erzählt? Mein Gott, Sie wissen ja, wie unendlich lieb wir Sie haben. Und wenn wir Ihnen schon heut Abend zum letzten Kapitel Ihres Glückes, das Sie uns noch verschwiegen haben, gratuliren dürften, – o das wär' uns noch die allerherzlichste Freude.«

Da ward er aber gluthroth und es benahm ihm den Odem. »Was meinen Sie, Frau Professorin? – Ich verstehe Sie nicht.«

»O dann verzeihen Sie mir meine unzarte Frage, lieber Hermann,« fiel Mutter Moser verlegen ein. »Aber ich habe es ganz gewiß nur gut gemeint.«

»Das weiß ich,« sagte Hermann, noch immer tief erröthet.

Dann ward es im Zimmer todtenstille. Aber die stillste von Allen war plötzlich Linchen geworden. Die verrathenden Rosen auf Hermanns Wangen hatten die ihrigen entfärbt. Wie versteinert blickte sie vor sich hin. Mutter und Schwester sahen's zu tiefst erschrocken und auch er. Und zitterte jetzt nicht eine große Thräne unter ihrer Wimper? – Vor freudiger Theilnahme an Hermanns noch verschwiegenem Liebesglück! – War es nicht so? – Und kein einziges Wort unterbrach diese Stille in der Allen auf einmal so schwül gewordenen Stube.

Da sah Hermann hastig nach der Uhr und stand rasch entschlossen auf.

»Es ist die höchste Zeit, meine Lieben! Schon halb zehn und in einer Viertelstunde geht die Post.« – Und mit wiedergewonnener Innigkeit reichte er Allen die Hand, zuerst der Mutter Moser: »Gott beschütze Sie, meine liebe, gute Frau Professorin, und tausendmal Dank für all' Ihre Liebe von ehedem und auch heute wieder.«

Dann legte er seine Hand auf Elisabeths Haupt: »Gute Nacht, holdes, glückliches Bräutchen! Grüßen Sie mir Ihren und meinen Theodor! Auch ich werde ihm bald Alles schreiben. Und kommt nur erst die Winterszeit, dann werden Sie Frühlingsanfang feiern, und ich und kein anderer darf Ihr Brautführer sein.«

Der jüngeren Schwester gab er zuletzt die Hand und sagte bewegt: »Leben Sie wohl und bleiben Sie mir doch ja das alte, herzenslustige Mädchen!« –

Kommen und Gehen, Willkommgruß und Abschied, diese ewigen Wechsellieder des Menschenherzens, – waren das doch jetzt so ganz verschiedene Weisen am gestrigen und heutigen Abend! – Als Hermann gestern in da friedliche Häuschen hineingestürmt kam, war da ein dreifacher, freudiger Aufschrei der Mutter und Schwestern! – Und als er heute wieder von ihnen sich losgerissen, gleich stürmisch und doch so ganz anders – wie gab da jedes dieser drei Herzen einen verschiedenen Klang! Und keines einen von stiller Wehmuth unvermischten.

Sag', lieber Begleiter, soll ich jetzt jede dieser drei Weisen vor deinem Geiste noch besonders ertönen lassen? Ist nicht dein eigenes Herz die beste Harfe dazu? –

Mutter Moser und Elisabeth behielten jedes ihr stilles Leid um Linchen bei sich. Sie redeten wohl noch eine Weile von Hermann. Aber doch nicht so viel und unbefangen, als sie es sonst wohl gethan hätten. Von der Schwester stillen Liebe, bisher von Beiden völlig ungeahnt, verlautete sein Wort mehr, nicht im Ernst und nicht im Scherze. Schweigen darüber dünkte ihnen das Klügste zu sein und auch das Liebevollste. Das arme Kind! – Ahnte doch ihr eigenes Herz erst am heutigen Tag im Gerichtssaale, da ihr Auge fort und fort an Helenens lieblichem Bilde gehangen, da sie aus deren Zeugenaussage den hochgebildeten Geist, das tiefpoetische Gemüth

erkannte, – und gar wie sie nach des Schäfers Lossprechung es mitansah, mit welcher Innigkeit des Blickes sie Hermanns Hand drückte, – o da erst spürte sie's an dem wehgewordenen Herzen, daß ihre Liebe, die sie seit Jahren in stummer Brust für Hermann bewahrte, doch etwas mehr gewesen sei, als jene treue Schwesterliebe, wie sie einst dem Ritter Toggenburg gewidmet werden sollte.

Als es dreiviertel auf zehn Uhr schlug, gingen die Drei lautlos in ihr Schlafzimmer. Die Professorin that vom Fenster aus noch einen stummen Blick zum Sternenhimmel. Das machte ihr Mutterherz wieder leichter. Noch ein stilles, gegenseitiges »gute Nacht!« Und als die Stunde ausschlug, war es in dem Stübchen so stille geworden, wie draußen die linde Sommernacht. Aber in den Herzen – besonders in dem einen – war es da drinnen auch so plötzlich stille geworden? –

Auch im Gasthause zum goldenen Löwen waren die Fenster des Zimmers, das Frau Forster bewohnte, schon seit einer Viertelstunde dunkel. Aber draußen in den stummen Gassen der Stadt war es hell wie am Tage. Denn so steinkohlenrußig sie auch in den Sternenhimmel ragte, so verschwendete jetzt dieser doch seinen ganzen Aufwand von Vollmondglanz, um in besonders gnädiger Laune auch den schwärzesten Schornstein und die düsterste Häuserwand möglichst zu verklären. Daß es aber dem guten Monde heute vor Allem daran gelegen war, sich durch ein Fenster des goldenen Löwen einzuschleichen, und jenes jungfräulichen Gastes träumendes Haupt zu umglänzen, da brauche ich ja den stillen Gassen und

flüsternden Lindenbäumen in der Allee, die sich heute nur so nebenher des Silberschimmers mitfreuen durften, nicht zu verrathen.

Und horch – welch' schmelzendes Posthornsolo durchklingt jetzt die nächtlich stumme Stadt, durch deren gewundene Hauptstraße der schwerfällige Postwagen rollt!

Kennst du den alten Volksliedertext zu dieser Weise des virtuosen Postillons?

»So viel Stern' am Himmel stehen,
An dem blauen Himmelszelt,
So viel Schäflein als da gehen.
In dem grünen, grünen Feld;
So viel Vöglein als da fliegen,
Als da hin und wieder fliegen,
So vielmal sei du gegrüßt!«

Ob der flotte musikalische Wagenlenker wohl auch eigenem Herzensdrange diesen sinnigen Minnegruß jetzt in die verschwiegene Mondnacht hinausbläst, und vielleicht das eigene Liebchen am offenen Fenster horcht? – Oder ob wohl gerade diese Weise aus seinem liederreichen Repertoire von irgend einem der Mitfahrenden gegen glänzendes Trinkgeld bei ihm bestellt worden war? – Etwa von jenem jungen, bildschönen Passagier vorn im luftigen Kabriolet, der, gerade jetzt am goldenen Löwen vorüberfahrend, mit so geheimnißverrathendem Blicke hinaufschaut? – Doch es hat ja nur der Mond, der uralte, verschwiegene Beschützer der Liebenden, dieses Auge gesehen. Darum blas' jetzt nur weiter, Schwager! –

Doch blas' deinen mildesten Ton, daß sie da droben nicht jählings aufschrecke, sondern leise das Haupt auch dem Traum erhebe, und zum Sternenhimmel aufblickend ihres Liebsten Lied begleite: »So vielmal sei auch du gegrüßt!« –

Und während so die Eine dem Posthornliede noch lange lauschte, das selige Herz voll seiner Liebesgrüße, zahllos wie die Sterne über ihr, da träufelte über der Andern Wangen ein bitterer Tropfen nach dem andern, und sie neigte traurig sinnend ihr sonst so munteres Köpfchen.

»Ach, von all' den Grüßen gilt jetzt wohl für mich kein einziger! Und es leuchten doch da droben so viel tausend und abertausend Sterne!«

Gieb dich zufrieden, armes Mädchen, und trockne deine Thränen, du »muntere Forelle,« wie ich einst dich genannt! – Nur ein frischer Gebirgsbach ist die Heimath deines Herzensglückes. Und auch dir wird er noch entspringen. Aber das Leben Jenes treibt schon jetzt einher auf breitem, reißendem Strom, und einst wird es auf und nieder schwanken auf sturmerregtem, salzigem Meere. – Sei ruhig! Um keinen einzigen Stern sei jener Andern jetzt neidisch, und gönn' ihr all' die tausend und abertausend! Denn ihre Liebe wird einst den ganzen, ungetheilten Sternenhimmel nöthig haben. –

O milde, sternenfunkelnde, vollmonddurchglänzte Sommernacht! Wer jemals im einsamen Wagen schweigend durch dein Geheimniß gefahren, welch' vorher ungehörte Weisen ließest da ihm belauschen! Aber mit so vertraulich süßen Klängen hattest du wohl noch selten ein

Menschenherz umtönt! – Und wer nur auf so viele Stunden weit dem ganzen Wege dieses Reisenden geheimstes Empfinden verrathen? – Etwa das Posthornlied, das an den letzten Häusern verklungen? – Und hatte es dann wohl die Nachtluft weiter und immer weiter vor ihm her geweht? – Denn Alles um ihn und über ihm, Alles wußte sein Geheimniß.

Die Aehrenfelder am Wege lispelten ihm zu: »Sie wird dein!« – Und die Bäume des Waldes, der dann und wann seine Fahrt umwölbte, sie rauschten im Traume: »Helene!« – Von den Bronnen in den schlafenden Dörfern hörte er's niederrieseln: »Du seliger Mann!« – Am Sternenhimmel flogen Engel hin und wieder und unsichtbar umsangen sie ihn: »Sieh' auf, wie unendlich dein Glück!« – Und als beim Frühroth die erste Lerche die thaunassen Flügel schwang, da wußte auch sie es schon und jubelte himmelwärts: »O, wie sie dich lieb hast, du Glücklicher!«

Glaubst du, von der seine Seele in dieser Sternennacht so minnetrunken geschwärmt, glaubst dir wohl auch jetzt noch, daß eine Fahrt im hellen Tageslicht ihm lieber gewesen? – Und selbst dir gegenübersitzend, und Aug' in Auge mit dir und der Mutter traulich plaudernd? – Weißt du nicht, daß es in der Minne Vorfrühling auch fern von der Geliebten eine Nähe gibt, und noch viel süßer, als so ganz nahe bei ihr? – Und daß ein einsames, stummes Denken an sie viel seliger Reden ist, als lautes Geplauder mit ihr von Dem und Jenem, nur nicht von dem Einen, wovon das Herz so übervoll? – Begreifst du nun, warum er diese einsame Nacht durchfahren, und nicht an deiner

Seite den hellen Tag? – So harre nur! In deiner Waldeinsamkeit auf sonntäglich Wiedersehen!

Und siehe, schon lugt die alte Vaterstadt aus ihrem waldesgrünen Kessel. Aber war das nur der Morgenschimmer, der ihre Thürme und Giebel jetzt so golden umleuchtete, wie er es noch nie gesehen? Oder war es auch der Strahl tief unten aus seinem eigenen, glücklichen Herzen, daß um dieses Heimathbild auf einmal wieder seiner Kindheit alte Poesie ihren magischen Duft gewoben?

Und im alten Elternhause drinnen saßen Vater Stark und Mutter Rosalie gerade beim gewohnten Morgenkaffee in der Erkerstube. So gemüthlich dieses liebe Tagesgeschäft sonst immer von Statten ging, heute wollte es dem guten Hausherrn doch gar nicht behaglich dabei werden. Und so überaus genau er auch schon in dieser frühen Stunde seine Toilette vollendet hatte, so sah man es seinem Gesichte doch deutlich an, daß der Schlaf heute Nacht nur ein sehr unruhiger Gast bei ihm gewesen. So oft er jetzt die Tasse von den Lippen absetzte, folgte immer wieder ein Stoßseufzer nach. – Auf Mutter Rosaliens Gesicht spiegelte sich indessen die mildeste Gemüthsruhe, die auch jetzt aus ihrer Rede klang:

»Alter, geh doch! Was hast du nur und quälst dich wieder so unnöthig ab? Es wird ihm ja nur gut gegangen sein.«

»Ja, gut, das ist schnell gesagt, liebe Mutter!« erwiederte Vater Stark, der ganz froh war, durch diese Anrede sein gepreßtes Herz erleichtern zu können. »Aber, wie ich dir schon gestern bis in die späte Nacht weitläufig auseinandergesetzt – du wirst sehen, diesmal geht deine Prophezeiung gewiß nicht in Erfüllung. Denn, bist du auch kein Jurist, betrachte doch nur einmal diese ganze, so hoch gravirende Complication von Indizien!« – Dabei setzte er sich im Stuhle steif aufrecht, wie ein pedantischer Professor auf dem Katheder, ihr vordemonstrirend: »Also erstens das Gift, zweitens die zwei Ringe, drittens des Schäfers Geschicklichkeit in mechanischen Arbeiten, viertens und fünftens – der weitere höchst verdachterregende Umstand –«

»Aber, lieber Mann, das hast du mir ja Alles schon gestern mindestens zu drei verschiedenenmalen erklärt,« fuhr Mutter Rosalie rasch dazwischen. »Und trotz alledem sag' ich mit meinem unjuristischen Frauenverstande, daß doch Alles ganz anders gegangen sein kann, als ihr rechtsgelehrte Männer es euch aussonnen habt. Bedenk' doch nur, lieber Christoph, es sind ja Geschworne, und keine Richter!«

»Ja, was Geschworne!« fuhr Vater Stark in unvermindertem Unglauben weiter: »Diese können auch nicht so mir nichts, dir nichts den Schäfer von aller Schuld weiß waschen, wo die Haussuchung und die Zeugenaussagen ihn so rabenschwarz hinstellen. Es hat doch Alles seine juristischen Grenzen. O, ich versichere dich: stundenlang

bin ich heute Nacht in meinem Bett gesessen, und habe die ganze Verhandlung vor mir vorüberziehen lassen, ich weiß gar nicht, wie oft. Aber immer wieder hab' ich zum Schluß den Obmann sein Schuldig aussprechen hören. Und wie ich endlich vor lauter Nachgrübeln eingeschlafen war, da träumte ich auch richtig von einem kohlschwarzen Hund, der vergiftet vor seiner Hütte lag und die zwei Ringe in der Schnauze stecken hatte. Und wie ich dann die Ringe herausnehmen wollte, da ward er auf einmal wieder lebendig und biß mich in die Hand. Nun, und was solch' ein Hundsbiß zu bedeuten hat, das wirst dir wohl noch von der seligen Dorothee her wissen. Die träumte damals von einem gebissenen Daumen, und der Hermann hatte seinen zerhauenen Backen. So ganz ohne sind eben solche Träume denn doch nicht. – Und was mich hauptsächlich darin bestärkt: Siehst du, das ganze hiesige Gerichtspersonal sammt allen vier Advokaten waren gestern auf dem Casino derselben Ansicht. O ich sehe schon ordentlich die schadenlosen Gesichter, besonders meiner eigenen neidischen Collegen, und dann dieser eifersüchtigen Rechtspraktikanten. Und ganz gewiß wird Hermanns Mißerfolg gerade in diesem so wichtigen Kriminalfall ihn dann auch wieder gewaltig niederdrücken. Hm, hm, hm. Es thut mir wirklich gar zu leid für ihn. Hätt' ich doch lieber von dieser ganzen Geschichte gar nichts erfahren. Und wie steh' ich dann fester vor dieser Frau Forster da? Ach, und noch etwas ganz Anderes, davon ich jetzt gar nicht reden will! – Mein Gott, es muß doch immer Licht und Schatten sein. Sonst könnt' ich am

Ende auf mein Vaterglück zu eitel werden. Also gut, es wird schon so sein müssen. Wie, was?«

»Ich habe dich ruhig ausreden lassen, guter Vater!« hub jetzt Rosalie wieder an mit der alten Ruhe, während er in seine zweite Tasse Kaffee niedersann, und gar nicht daran dachte, nur einmal daran zu nippen. »Ich bilde mir auch gar nicht ein, eine Prophetin zu sein, sondern nur eine einfache Frau mit ihrem Bischen Verstand für ihr Haus und ihre Pflichten. Aber so viel kann ich dir doch sagen, lieber Alter: ich hatte zwar heute Nacht seinen besondern glückverheißenden Traum, doch war ich heute Morgens, wie du weißt, in der Kirche. Und so sehr ich mir auch Mühe gab, um Hermann und den Ausgang dieser Verhandlung unruhig zu werden, so kam doch eine so wunderbare Ruhe über mein Herz, daß ich diesem bewußten Wachen doch noch ein wenig mehr Glauben schenke, als deinem unbewußten Träumen. Und wir wollen doch sehen, lieber Christoph, wer diesmal Recht behält, du mit deinem rechtsgelehrten Kopf, oder ich mit meinem unjuristischen Herzen.«

»O geb' es Gott, daß du Recht behaltest! Diesmal wollte ich ja tausendmal gern Unrecht bekommen. Aber siehst dir, jetzt hat es gerade schon acht Uhr geschlagen, und um halb acht ist der Postwagen immer schon da. O, hätte er es wirklich gewonnen, gewiß, auch er wäre mitgekommen.«

»Aber der Postwagen kam sich ja heut auch verspätet haben, oder die Verhandlung ist gestern gar nicht zu Ende gegangen, oder Hermann will sich bei der Professorin

noch einen Tag ausruhen. Mein Gott, wie viel ist da nicht möglich? – Und überhaupt, sei's nun gut oder schlecht gegangen, seine Sache gut gemacht hat er ganz gewiß, und das ist mir die Hauptsache. Die Entscheidung lag ja nicht in seiner Hand.«

»Ja, freilich kann er nichts dafür, aber trotz alledem fürcht' ich mich ordentlich davor, wenn er jetzt wirklich heimkommt, und hat es doch nicht gewonnen.«

»Aber geh' doch, Alter, sich fürchten – vor seinem eigenen Sohn!« –

Und horch, stürmt es jetzt nicht überhastig die Treppe herauf? – Und die Thüre der Erkerstube wird blitzschnell aufgerissen. – »Vater – Mutter! – Victoria! – Freigesprochen! – Da bin ich wieder. – Ach, meine lieben, guten Eltern!«

Wer möchte da noch lang mit trägen Worten schildern, wie er ihnen um den Hals gefallen, und mit welcher Inbrunst die Beiden seine Umarmung erwiederten? – So laß ihn denn bei den glücklichen Eltern sitzen und ihnen Alles bis aufs kleinste berichten! – O, wer sähe es dem guten Vater Stark jetzt wohl noch an, daß er heute Nacht so bekümmert gewacht und die wenigen Stunden mit so quälenden Träumen geschlafen? War es doch, als habe sich auf seinem faltenreichen Gesichte plötzlich ein längst verronnenes Stück Jugend verjüngend niedergelassen! Und aus Mutter Rosaliens lieben Augen leuchtete ihr frommer Glaube während der Frühmesse nun als dankesfreudige Erfüllung.

»Nun, lieber Christoph,« fragte sie lächelnd, »wer hat jetzt Recht bekommen, dein gelehrter Kopf oder mein einfältiges Herz? Dein im Traume gebissener Daumen oder meine im Wachen gefaltete Hand? – Ein klein wenig muß ich dich doch necken.«

»Ja, neck' nur, gutes Rosalchen,« sagte Vater Stark in heiterster Laune. »Heute lass' ich mir Alles gefallen. – Aber auch dieser in den Gerichtsannalen so ganz unerhörte Fall! Auf eine solche Wendung konnte ja der allergelehrteste Jurist der ganzen Welt nicht gefaßt sein. Und insoferne habe ich mich mit meinen Scrupeln auch nicht im mindesten blamirt. Aber du, mein guter Sohn, hast um so viel hundertmal excellirt. Herr je, werden die Herren auf dem Casino heute Nachmittag Augen machen! Aber geschieht so Manchem von ihnen gerade recht. Was sind sie dir auch so neidisch!«

Mitten darin fiel es jetzt aber der besorgten Hausfrau schwer aufs Herz und sie rief aus: »Himmel, da lassen wir den guten Hermann nun fort und fort erzählen und denken gar nicht daran, daß er die ganze Nacht gefahren ist und gar noch nicht gefrühstückt haben wird. O nimm mir's nicht übel, lieber Sohn! Es war ja nur die jähe Freude, die mich so ganz darauf vergessen ließ. Aber der Kaffee soll im Augenblick fertig sein.«

Wie sie sich dann rasch erhob, hielt sie Vater Christoph an der Hand zurück.

»Ja freilich, liebes Frauchen, freilich! wie wird ein Täßchen Kaffee ihm wohlthun in den nüchternen, verschüttelten Magen! Aber, nicht wahr, du lässest auch für mich

noch ein wenig dabei antragen! Denn meine zweite Tasse da ist nun schon ganz kalt geworden. Und wenn auch kalter Kaffee, wie man gewöhnlich sagt, schöner machen soll, mein Gott, was liegt mir denn an all' meinen Runzeln, wo mein Herz wieder so jung geworden? Ein warmer Kaffee, jetzt mit solchem Glück bei Hermann getrunken, der wird mich doch noch viel schöner machen, als dieser da, der über meiner Bekümmerniß vorhin kalt geworden ist.« –

Das war Donnerstag Morgens. – Als dann der gute Doctor endlich in seine Kanzlei hinunterging, und die Hausfrau, wie alltäglich um diese Stunde, in der Küche ihre Anordnungen,gab, da tönte in Beider Herzen Hermanns überglückliches Erzählen noch gar lange wohlthuend nach, wie ein altväterliches Lied von Elternglück und Sohnesliebe. Aber noch am traulichsten klang doch jene Strophe von Hermanns nahem Besuch auf dem Haidehof. Und ließ dieser auch noch kein einziges Wort von seiner verschwiegenen Liebe dabei verlauten, so bebte sie doch schon durch den ganzen Ton seiner Stimme, und durchs alte Erkerhaus wehte schon jetzt ein heimlicher Klang von dieser Liebe nahendem Segen.

So stehen zur Zeit des Vorfrühlings in Wald und Garten die Bäume noch laublos mit schwellender Knospe. Aber durch die linde Luft weht doch schon süßes Ahnen ins Menschenherz von all' den Liedern, die in den duftigen Waldhallen nun bald erklingen, von all' den Blüthenflocken, die nun die Erde bald überschneien werden. –

Und auch jener heißersehnte Sonnabend war für unsern Freund jetzt gekommen, so ewig lang auch der Freitag ihm dünken wollte, und dann noch die ganze, lange Nacht, und der träge Vormittag, der ihn von seiner seligen Wanderstunde noch geschieden. Aber endlich hatte doch auch sie für ihn geschlagen. Und Hermann trat zu seiner kurzen Waldfahrt bereit in die Erkerstube. Vater Stark war gerade vom Casino und seinem Nachmittagsspaziergange, den er schon Jahre lang auch ohne Dekan und Stadtmauer noch immer fortfetzte, wie alltäglich Punkt vier Uhr heimgekommen. Aber heute war er nicht sogleich in sein Studirzimmer gegangen, sondern erst herauf, um von Hermann sich zu verabschieden. – Mutter Rosalie stand neben ihm. Beiden war das Herz so seltsam befangen, als Hermann jetzt eingetreten war. Befangen? – Daß er an diesem milden Sommertag nun durch den Reichswald wandern will, um bei diesen guten Menschen mit offenem Herzen aufgenommen zu werden, und einen frohen Tag in ihrem Hause zu verleben, das macht euer Elternherz jetzt befangen? – Sag', lieber Begleiter, kannst du dir's wohl erklären, warum? – Aber auch er selber war es und noch viel, viel mehr als sie, als er jetzt von ihnen Abschied nahm, für eine so gefährliche Reise durch den gefahrlosen, klingenden, duftenden Wald, und auf eine so lange, lange Zeit – eine ganze Nacht und einen ganzen Tag. – Und er sprach zu ihnen mit bebender Stimme:

»Liebe Eltern, ihr wißt, ich geh' jetzt auf den Haidehof, wohin Frau Forster so freundlich mich eingeladen. Aber,

lieber Vater, so sicher auch der Weg dahin ist, ich traue mir doch nicht recht, so ganz allein zu gehen. Du mußt mich begleiten! – Du, und auch die Mutter!«

Und ergriffen sah er vor sich hin. – Vater und Mutter Stark wußten diese räthselhafte Bitte gar nicht recht zu deuten, und sie sahen verwundert sich an. Da sagte endlich Vater Stark:

»Dich begleiten, lieber Hermann? Aber nimm mir's nicht übel, das würde sich doch wohl nicht recht schicken. Frau Forster hat mich eigentlich ja gar nicht förmlich eingeladen – und überhaupt – zwei volle Stunden zu Fuß gehen – wie, was?«

»Ja freilich,« ergänzte Mutter Rosalie, »der Vater hat wohl Recht. Und ich kann eigentlich noch viel weniger mitgehen, wo ich doch Frau Forster nur ein einzigesmal gesehen, da sie mir mit ihrer Tochter einen flüchtigen Besuch machte. Geh lieber erst allein, guter Sohn! Ein anderesmal fahren dann auch wir zum Gegenbesuche hinaus; und empfiehl uns einstweilen recht freundlich! Nicht wahr, so wird es besser und auch schicklicher sein? – Behüt' dich Gott, und sei eben recht vergnügt!«

Aber Hermanns wiederholte Bitte klang jetzt noch viel inniger.

»Nein, ihr müßt doch mit mir gehen! Aber nicht leiblich, nur mit eurem Herzen sollt ihr mich begleiten! Denn wißt, ich gehe jetzt zum Haidehof, zu werben um den mir von Gott gesendeten Engel meines ganzen Lebens. Vater, Mutter! ich bitt' um euern elterlichen Segen.«

Und er sank vor ihnen aufs Knie, und sie legten die Vater- und Mutterhand auf das Haupt des treuen Sohnes. Dann schlossen sie ihn lang und innig in die Arme. Und Hermann riß sich von ihnen los, Thränen waren ihrer Aller einzige Worte.

Seid ruhig, ihr guten Eltern, weinet nicht! Euer Segen geht nicht verloren. Denn euer Sohn wird wahrhaftig mit ihr gesegnet sein!

II. Die Brautfahrt.

Und wieder einmal lieber Begleiter, sind wir mit einander im alten Reichswald. Der mächtige Eichbaum, daran einst jene Rose die Maiglocken gebrochen, liegt uns schon im Rücken. Die Waldpfade sind schattig und kühl, ein solch duftender Riesenschild wehrt den Sonnenblitzen des sich neigenden Junitages. – Wie an jenem Morgen, da ich dich zum erstenmal in diesen Kaiserforst geführt, sind wir auch an diesem Abend ganz allein. Sieh' hin, nur zwei Rehe weiden dort im saftigen Graben. Lauschend reckt erst die Geiß den geschmeidigen Kopf empor; und jetzt der Bock. Aus dem Hohlweg der Tannenbucht tönt rascher Schritt herauf. Ihr kluges Auge späht umher, aber sie erschrecken nicht. Das ist keines Jägers lauernder Gang. Und behaglich weiter äsend ziehen sie langsam über die Lichtung, und ihre schlanken Gestalten verlieren sich allmälig im sonnigen Saume des jungen Eichenschlages.

Aber horch, immer näher hallt der rasche Schritt herauf. Schon taucht es dunkel hervor auch der grünen

Dämmerung. Und siehe, jetzt tritt er aus den letzten Stämmen in das blendende Licht der offenen Waldstraße. Den leichten Krämpenhut in der Hand streift er weit aus der Stirne das triefende Haar. Aufathmend dehnt er die kräftige Brust im malerisch leicht anschließenden RocK, darum die zierliche Reisetasche hängt. Und freudig offenen Auges schaut er umher in der grünen, rauschenden Welt – er selber eine junge, schwellende Eiche; das Urbild fünfundzwanzigjähriger, deutscher Mannesjugend.

Erkennst du ihn, lieber Begleiter?

Stilleren Schrittes geht er seine Straße weiter – nach Westen, wo *sein* Osten liegt.

Und siehst du, wie er so glückselig in sich verloren den Barbarossaforst durchschreitet, da neigen am Waldsaum schneeweiße Birken die grünlockigen Häupter vor ihm, und grüßen ihn flüsternd: »Grüß' Gott, jungfrischer Gesell! Wohin so lustige Reise?« – Und die dunkeln Wipfel der Tannen rauschen verwundert den lichten Eichenfronen zu: »Ein glücklicher Mensch!«

Da hören dies seltene Wort die Meisen und Finken, die Drosseln und Amseln, und kommen neugierig zur Waldstraße herausgeflattert, und rufen in Haselnußstauden und Brombeerhecken, und wollen den glücklichen Menschen betrachten. – Der Grünspecht hält mitten im eifrigsten Picken ein, und lugt von seinem Fichtenstamme nieder. Sogar einen verwitterten Häher treibt es auf einen Weidenstumpf herbei. Ungläubig schielt er nach dem Wanderer hinüber, und gibt krächzend seine grämlichen Skrupel kund. Aber die Elster, die geschwätzige

Waldfraubase, die muß ihn am allergenauesten sehen, setzt sich mit großem Geschrei mitten auf die Straße, und hüpft bald rechts bald links neben ihm her, vom Scheitel bis zum Fuß mit frecher Neugier ihn musternd.

Und wie die Vögel alle sich an dem frohen Menschenbilde satt gesehen, da gibt der pfiffige Fink vorlaut seine Weisheit zum Besten. »Ich hab's heraus, ei, ei, der ist verliebt.« – »Freilich, liebe Kinder, auf der Brautfahrt ist er, ich seh's ihm in den Augen an,« ergänzt gar weise zwitschernd eine erfahrene Drosselmutter, des Waldes kluger Rath. – Die Waldfraubase stimmt schnatternd ein und flattert weit voraus, bis ans Ende des Waldes zum Jägerhaus. Sie muß ganz genau wissen, wohin sein Weg geht, um bei der Heimkehr sich in Walde wie immer wichtig zu machen.

Aber wie er jetzt in der Biegung verschwindet, da fliegen die andern Vögel alle wieder in ihr Walddunkel heim, und reden noch lange miteinander von dem glücklichen Menschen. Dem Häher selber, dem in diesem Jahr Unvermählten, kommen auf einmal wieder zu späte Freiergedanken. Die Ringeltauben girren zärtlicher in ihren grünen Häusern, und die Goldamsel singt mit der Drossel in die Wette, wie sie zur Zeit ihrer eigenen Brautwerbung nicht zärtlicher gesungen hatten.

Die Elster fiel schon lange voll Ungeduld am Ende des Waldes auf dem Tannenwipfel, gerade gegenüber dem Jägergause, damit ihrer Neugier ja nichts entgehen könne.

Der alte Förster mit eisgrauem Schnurrbart sieht in Hemdärmeln nach den Bienenkörben im kleinen Garten. Daneben in dem milchweißen Hause mit dem mächtigen Hirschgeweih schaut sein sechzehnjähriges Töchterlein von der Arbeit feiernd zum Fenster heraus, und plaudert zu ihrem kleinen Bruder über die Straße hinüber, der stillvergnügt unter einer Föhre kauert, und sein Stubenlamm sammt dem Mutterschafe hütet.

»Das ist sie gewiß, gewiß, es ist kein Zweifel,« schnattert gar vorschnell die Waldfraubase, und hält einen langen Monolog über ihre kluge Berechnung, immer erregter, je näher sie ihn jetzt mit eiligem Schritt auf das Jägerhaus herkommen sieht. Aber sie hat sich doch verrechnet. Er sagt wohl dem Förster freundlichen Gruß, und nickt seinem Töchterlein zu mit heiterem Blick, daß dessen frische Wangen noch röther werden. Aber eilig geht er vorüber. – Die war es nicht,

Die Elster schüttelt bedenklich den Kopf, und sieht ihm ärgerlich nach, voll Zweifel, ob sie ihm noch weiter folgen solle.

Aber siehe, wie er jetzt mit einemmal auf der steil anhebenden Steige seine Schritte beflügelt! – Schon steht er oben an des Reichswaldes letzten Stämmen; schon schaut er nieder auf die Hügel und Thäler, die weithin des Abends blauer Duft überhaucht. Hastig späht er umher, wo er sie wohl entdecken möge, die ihm noch unbekannte, einsame Stätte seiner ersten Liebe. All' die rauchenden Dörfer zur Rechten läßt rasch sein Auge liegen. Die sind es nicht. Aber links, dort wo der Reichswald in

mächtigem Bogen in die Ebene sich niederzieht, wo in seinem dunklen Arm die braune Haide liegt, – o dort, ganz dicht am Tannenbaum, der mauermächtige, duftumwobene Bau, gewiß, das muß es sein, seiner Sehnsucht, seiner Liebe glückselig Wanderziel – der alte Haidehof.

Und lange sieht er nach ihm hinunter. Die Abendglocken läuten nah und fern in den Dörfern den morgigen Sonntag ein. Frohe Andacht beschleicht sein Herz. Und mit umschleierten Augen steigt er sinnend nieder.

Der Elster auf ihrem Tannenwipfel ließ die unbefriedigte Neugier doch keine Ruhe, und sie flog ihm weiter nach, sogar über den Reichswald hinaus, in eine ihr völlig unbekannte Welt. Und wie er jetzt in stillem Liebestraume drunten über den Haidegrund wandelt, flattert sie ihm als unberufener Kourier seiner Sehnsucht voran, und wartet immer wieder auf ihn, von einem hohen Markstein zum andern, die in spärlicher Reihe bis zu dem alten Gehöft aus dem Ginster ragen – zur Winterszeit die sicheren Führer über die schneebegrabene Fläche.

Sieh', jetzt liegt der alte Haidehof schon auf hundert Schritte deutlich vor ihm. Jeden Quaderstein kann er an den grauen, massigen Mauern erkennen. Vom spitzbogigen Eingangsthor blickt das adelige Steinwappen verwittert und halb zerschlagen – ein historisches Denkzeichen jener Zeit, da einst aufständische Frohnbauern den damaligen Edelhof ihres Grundherrn zu stürmen versucht. Als hab' es diese Schreckensnacht bis zur Stunde nicht vergessen, so voll stummen Trutzes ragt auch jetzt noch

das kastellartige Viereck in den dämmernden Abend. – Welch' ernstes Bild einer einsamen Menschenwohnung, nur Wald und Haide zum schweigenden Nachbar! – Wer sollte wohl ahnen, daß sie drinnen so heitere Menschen beherberge, und gar, daß sie ein Garten sei, den solch' verborgene Rose schmückt? – Viel eher möchte man wohl denken, daß dort aus dem räthselhaften, vielhundertjährigen Hügel mitten auf der Haide, den die Volkssage zum Hünengrab gestempelt, um Mitternacht gewaffnete Heldengeister in diese Mauern einzögen, um über des deutschen Reiches Nothstand zu berathen, mit klirrendem Schwert in gespenstigem Umtrunk.

Aber was ahnt unser Brautfahrer jetzt von Hünengeistern und ihrem Grabe, so nahe nun auch sein Fuß es berührt? – Nur die Haideblumen sieht er, die es umwuchern; nur nach deren Schwester späht sein Auge, ob sie sich von keinem Fenster ihm entgegenneige. – Aber alle sind leer. Da bückt er sich rasch. Vom Hünenhügel geborgen bricht er einen Strauß. Dann zieht er einen Streifen Papier aus der Reisetasche. Geschickt versteckt er ihn unter den Blumen. Zum wolkenlosen Himmel thut er einen großen Blick, und wieder hat er den inhaltsreichen Strauß verborgen. Was wohl auf dem Blatte geschrieben steht? –

Jetzt schaut er nochmals umher in der weiten Runde. Welch' hehre Stimmung in dieser Einsamkeit! Die einförmige Haide umschließt in dunkler Umarmung der

stundenweite Reichswald. Eine Hügelkette, die vom tannenschwarzen Halbkreis in blauem Schimmer sich abhebt, mischt den einzigen milden Ton in dieses ernste Wald- und Haidebild. Und eine Meile weit, von schroffem Felskegel vorspringend, schaut eine gebrochene Ritterburg herüber zum Hünengrabe. – Ein sicherer Markstein taggewordener Geschichte zum zweifelhaften Denkmal nebelumwobener Sage. – Dazu dieses große Schweigen über dieser Abendlandschaft, daß deren Beschauer fast den eigenen Herzschlag hört! Sogar die Haide hat aufs Flüstern, der Wald auf sein Rauschen vergessen, und die Vögel sitzen stumm in ihren Nestern. Nur dort am Tannensaume weiden die Schafe. Auf den Hirtenstab gestützt sieht ein weißbärtiger Greis vor sich hin. Das ist der alte Großvater. – Daß doch jetzt der Maler fehlt, um diese mächtige Stimmung festzubannen! ... Fast will es unserm Brautfahrer ungastlich werden. Ist das der Wilkommgruß? Späht noch immer kein sehnsüchtig Auge nach ihm aus? Und wie herzlich ward er doch eingeladen! – Doch horch, jetzt fängt es drinnen an zu klingen. Eine seltsame Weise, bald weich anschwellend, bald in stürmischen Wogen brausend, und wieder zerrinnend in ruhig fließenden Strom. O das ist ihre Hand! Ist aber auch ihr Herz dabei, und denkt es wohl jetzt auch an ihn, und ist das nur ihrer eigenen Sehnsucht vieltöniges Lied?

In solches Lauschen verloren wäre er wohl noch länger an dem Hünengrabe stehen geblieben, als in dem Eckzimmer zu ebener Erde, das halb auf die Haide, halb in den Wirthschaftshof herausging, eine Gestalt ans Fenster

trat, die offenbar nach ihm hinübersah. Es war Frau Forster; denn drinnen klang die vorige Weise noch immer fort. Hermann grüßte und schritt rüstig vorwärts, Eine freundlich winkende Hand erwiederte. Dann ward das Fenster wieder leer. Zugleich war auch das Spiel drinnen still geworden.

»Jetzt weiß sie, daß ich komme,« dachte Hermann, und sein Puls ging rascher. »Er kommt!« klopfte mächtig Helenens Herz. Und von ihrem Flügel, dem sie in sehnsüchtigstem Gedenken an ihn diese Weisen entlockt, die ihr besonders lieb geworden, trat nun auch sie ans Fenster, nachdem die Mutter eben aus dem Zimmer durch die sogenannte »Feldthüre« trat, die unmittelbar vom Wohnhaus in Freie führte. Durch eine kleine Anlage von jungen Waldbäumen und Ziersträuchern, die das einförmige Haideland wohlthuend unterbrach, ging jetzt Frau Forster dem rascher Nahenden bis an den Fußpfad entgegen.

»Seien Sie uns herzlich willkommen, lieber Herr Doctor!« Mit diesem Gruße reichte sie ihm die Hand. »Nicht wahr, der Weg zu uns ist doch ein wenig weiter, als Sie gedacht? Und wir wohnen hier wie außer der Welt. Aber ich hoffe, es soll Ihnen doch bei uns gefallen.«

»O recht guten Abend, Frau Forster!« erwiederte Hermann mit kräftigem Händedruck. »Aber gefallen? Das ist ja viel zu wenig gesagt für einen Ort, zu dem es mir so mächtig das Herz hingezogen. Und schon jetzt, so ernst auch dieses Wald- und Haidebild, heimelt's mich doch

schon wunderbar an. Mein Gott, wir sehen ja die ganze Außenwelt nur von innen heraus. Es ist Alles ja nur Stimmung. Und die meinige ist hier die glücklichste der Welt.«

»Nun freilich,« erwiederte die weitgereiste, herzenserfahrene Frau, um ein wenig abzulenken. »So werd' ich ewig daran denken, wie ich ein Vierteljahr nach dem Tode meines seligen Mannes mit Helene von Camaldoli auf das Paradies von Neapel herabgesehen; und ich hätte mich dort zu Tode weinen können, so traurig machte mich all' diese Herrlichkeit. Und jetzt füllt diese arme Haide das ganze Herz mir aus. – Aber vor Allem, wie geht's Ihren guten Eltern, und haben sie sich denn recht gefreut über Ihr rasches Heimkommen und Ihre gute Nachricht?«

»O gewiß! Ich wollte, Sie wären dabei gewesen. Es war ergreifend. Ja, meine Nacht im Postwagen hatte sich daheim überreich gelohnt. Und auch außerdem war sie so schön, o so wunderbar schön – dieser Sternenhimmel über mir und in mir – wahrhaftig, es war eine Nacht, wie aus einem Zaubermärchen. Mein Lebtag' vergess' ich sie nicht!«

Wie diese Worte jetzt durch die jasmindurchwürzte Luft ins Fenster hineinwehten, und mitten in Helenens ängstlich lauschendes Herz! Wie hätte sie mit ausgestreckten Armen ihm entgegenfliegen mögen! Aber das durfte sie ja nicht. Sie mußte ruhig harren, bis er an der Hand der Mutter hereintrat. Und auch dann – was

durfte sie ihm auch dann viel Liebes zum Willkomm sagen? Einen »guten Abend« und eine Hand. Das war Alles. Denn so gebot es ihr jungfräuliche Sitte. Und wie hatte er doch sie vorhin so begeistert gegrüßt, da er von jener Zaubernacht sprach! Auch der Mutter Willkomm war so freudig. Und nur sie allein sollte dann so scheinbar freudlos ihn hier empfangen? Da blitzte rasch ein Gedanke durch ihr geistreiches Köpfchen. Und ihr sittsames Herz verbot ihr ihn nicht. Ohne langes Bedenken setzte sie sich ans Klavier. Und wie die Beiden noch plaudernd draußen standen, klang es drinnen mit mindestens so beredtem Ausdruck, wie jene Posthornweise:

So viel Stern' am Himmel stehen,
An dem blauen Himmelszelt,
So viel Schäflein, als da gehen,
In dem grünen, grünen Feld,
So viel Vöglein, als da fliegen,
Als dahin und wieder fliegen,
So vielmal sei du gegrüßt!«

Helene wiederholte gerade den Refrain in so volltönendem Accord, als ihre kleine Hand umspannen konnte, da trat die Mutter mit Hermann herein. Sie stand auf, grüßte mit freundlichem Kopfnicken, und sagte nichts, als: »Guten Abend, Herr Doctor!«

Hermann erwiederte mit einem einfachen, herzlichen: »Grüß' Sie Gott, Fräulein Helene!« – Dann gaben sie sich die Hand, aber nur ganz flüchtig. Das war Alles? Der ganze Willkomm nach solcher Sehnsucht? – O warum denn

auch noch mehr? – Hat ihr Herz ihn denn nicht schon heimlich begrüßt so vielmal als Stern' am Himmel stehen? Und wer zählte sie alle? – Was sollen da noch Worte, die doch nur kaltes Schweigen sind gegen solch unergründlich klingenden Liebesgruß? Was soll da noch ein langer Druck der Hand, wo die Lippe schon sich sehnt nach dem bräutlichen Kuß? Wo die Stunde schon so nahe, da ihre verlobten Herzen sich bald Alles, Alles sagen dürfen, wo der ganze Himmel ihres Glückes bald offen auch ihren Augen leuchten darf – was sollen sie jetzt nicht die paar flüchtigen Stunden noch harren, und Aug' und Mund noch beschränken?

Helene ging hinaus, wie die Mutter ihr zugeflüstert, und kehrte schnell mit einem Glas Rheinwein zurück, das sie auf einfachem Porzellanteller Hermann kredenzte. Das durfte nur die Tochter des Hauses und keine andere dienende Hand. So wollte es die gute, alte Sitte der Gastfreundschaft, wie Frau Forster sie strenge bewahrte. Dann führte die Hausfrau selber den lieben Gast hinauf in sein Zimmer, damit er sich's bequem mache. In zehn Minuten, so bat sie ihn, möge er zum Nachtessen wieder herunterkommen; und eben wollte sie ihn mit dem lieben Worte verlassen: »Und nun lassen Sie sich's eben in unserm Hause recht, recht heimisch werden! Wir können Ihnen zwar nur wenig bieten, aber das Wenige ist gut gemeint –« da ergriff Hermann ihre Hand und hielt sie lang in der seinen:

»O lassen Sie das gut sein, Frau Forster! Denn glauben Sie mir: würde jetzt die Haide da draußen in ein Paradies

umgezaubert, und Ihr einfaches Haus in den reichsten Palast mit den auserlesensten Schätzen und Genüssen, aber es fehlte drinnen ein einziges, liebes Wesen, so wäre ich in diesem Paradies und seinem reichen Palaste doch nur ein unsäglich armer Mann gegen den unendlichen Reichthum, den diese arme Haide und Ihr einfaches Haus für mein Herz heut Abend umschließt.«

Erst jetzt ließ er ihre Hand wieder los. Frau Forster sagte: »Auf Wiedersehen!« Sonst nichts. Aber im Ton und Blick, mit dem sie das sagte, lag die ganze Antwort, die Hermanns Herz vollauf befriedigte.

Seine Toilette war schnell vollendet. Dann sah er sich in seinem Gastzimmer um. Wie einfach, aber geordnet war Alles darin bestellt! Hierauf trat er wieder ans Fenster, und schaute über die Haide zum Reichswalde. Welcher Friede wehte auch jetzt in sein Herz, welches Ahnen glücklichster Zukunft überkam sein junges Leben! – Zehn Minuten darauf ging er wieder hinunter ins Wohnzimmer, wie Frau Forster ihn gebeten. Aber zuvor hatte er noch aus seiner Reisetasche jenen Strauß von Haideblumen genommen und ihn sorgfältig verborgen.

Drunten ging gerade eine Dienstmagd, die den Tisch zum Nachtessen gedeckt, aus der Stube. Helene nahm jetzt noch aus dem Eichenschranke fein geschliffene Gläser und Krystallschalen mit Früchten, und stellte Alles mit häuslich ordnendem Schönheitssinn zurecht. Schon der bloße Anblick des Tisches sollte dem lieben Gaste behaglich sein. Dann nahm sie vom offenen, weinlaubumrahmten Fenster eine Vase voll Rosen, die sie erst vorhin

in ihrem eigenen Garten gebrochen. Ein mildes Lächeln umspielte ihr liebes Gesicht, als sie mit dieser festlichen Zierde das Ordnen des Tisches vollendete. Denn ihr Herz dachte: »So wird es ihm wohl gefallen.«

Hermann trat herein. Welch' günstiger Augenblick für seinen Strauß! Ohne langes Besinnen zog er ihn hervor, und flüsterte mit hastiger Vertraulichkeit: »O bitte, nehmen Sie schnell diesen Haidestrauß! doch verbergen Sie ihn wohl! denn er redet eine Blumensprache, die ich ihn gelehrt. Und versprechen Sie mir's, erst beim Schlafengehen seine Worte zu lesen! O es steht darin viel, unendlich viel für Sie geschrieben.«

Wie ihr da doch geschehen! – Vor der offen gebliebenen Thüre hallte der Mutter Tritt. Wohin die Blumen nur schnell verbergen? Sie wollte seine stürmische Bitte doch erfüllen. Und es wird ja doch kein Unrecht sein? – Noch ein zögernder Augenblick, und der Strauß war verborgen an seinem liebsten, sichersten Ort – an ihrem hochklopfenden Herzen.

Frau Forster kam herein, Hermann trat eilig ans Nebenfenster und studirte die verschiedenen Formen des Weinlaubes, ohne nur ein einziges Blatt zu sehen. Helene machte sich am Tische mit neuem Ordnen zu schaffen, was aber diesmal vielmehr ein Verwirren gewesen. Frau Forsters Auge sah auf den ersten Blick, daß diese beiderseitige Beschäftigung wohl nicht besonders ernstlich gemeint sei, besonders da Helene gerade ein Kelchglas unter die Früchtenschalen stellte und dafür ein Brodkörbchen auf ein Gedeck. Aber sie berührte die sichtliche

Befangenheit der Beiden mit keinem Worte. Mit der alten ungezwungenen Freundlichkeit lud sie Hermann zum Essen ein. Und da die Drei beieinander saßen – die Mutter zwischen ihnen Beiden – da wußte sie mit heiterem Gespräch auch die letzte Spur von Befangensein aus Hermanns und Helenens Mienen abzustreifen, und unbefangenes Geplauder würzte das trauliche Nachtmahl.

Dazwischen dachte die Mutter für sich:

»Hatten sie sich vielleicht vorhin ihre Liebe gestanden? – Mein Gott, wie sollte mein Mutterherz über diese Möglichkeit erschrecken? – Daß die Beiden sich lieb haben, weiß ich ja längst und freue mich darüber aus ganzer Seele. Was mach' ich einen Hehl daraus? – Wie viele Töchter, und seien sie noch so züchtig und der Mutter ergeben, gestehen wohl ihre erste Liebe erst nach eingeholter Erlaubniß der Mutter, und in deren Gegenwart? Die Heimlichkeit ist ja dieses süßen Geständnisses uraltes und auch unschuldiges Vorrecht. Wie wollte ich's nun diesen Beiden verwehren oder unzarten Wortes bereden, wo ich es einst selber geradeso gethan, da ich jung gewesen und jung geliebt? – Und mein Kind weiß ja, daß ihre Liebe mich freut und mein Segen ihr nicht versagt bleibt. Darum nur keine ungesunde moralische Krittelei! Wären nur alle Töchter so reinen, gehorsamen Herzens, wie die meine, und alle jungen Männer so lauter und ehrenfest wie dieser! – Mein Gott, was gäb' es glückliche Mütter!«

Der Abendtisch, einfach, aber mit feinstem Geschmack bestellt, war zu Ende, und Frau Forster sagte, da sie aufstand:

»Nun aber, mein lieber Herr Doctor, nun müssen Sie doch auch meine Wirthschaft sich noch ein wenig ansehen, meinen Hof, meine Ställe, Felder und Wiesen, auf das Alles ich schon ein wenig eitel bin, wie ich gerne gestehe. Sonst möchte es Ihnen am Ende den Schlaf verderben, wenn Sie darüber nachgrübeln müßten, wo denn eigentlich der Boden meiner ökonomischen Thätigkeit liegt, deren ich mich in Ihrem Hause so gerühmt habe. Es ist schon Manchem so ergangen, der bei seinem Kommen nur Wald und Haide gesehen, und umsonst nach Feld und Wiese geforscht hat. Aber diese liegen alle von hier aus ganz versteckt dem Haidehof im Rücken. Und sehen Sie ihn sich von dort aus an, so erkennen Sie sein Bild gar nicht mehr, freilich lange nicht so poetisch, wie das erste. Darum sagt Helene immer scherzweise: wir wohnen zwischen Poesie und Prosa. Gegen Osten die Poesie von Wald und Haide, gegen Westen die Prosa von Acker- und Wiesenland. – Und so ist es auch gerade recht vertheilt, wie Sonnenauf- und Untergang, beides dem Menschen gleich nöthig. So hat die Poesie des Lebens den festen Untergrund und seine Prosa wird veredelt durch geistigen Inhalt. Nun kommen Sie, wir haben gerade noch ein halbes Stündchen Tag, um Alles wenigstens von weitem Ihnen zeigen zu können.«

Frau Forster in Helenens Geleit führte jetzt ihren lieben Gast durch eine andere Thür in den ungeheuren Wirthschaftshof, dessen Viereck rechts und links von massiven Scheuern, Ställen und Schuppen umschlossen

ward. – Was Frau Forster von Poesie und Prosa ihres Besitzes überhaupt sagte, konnte füglich auch vom Haidehof selber gelten. Herrschte draußen, von der Haide gesehen, das Poetische seines Bildes entschieden vor, in seinem Innern gewann der prosaische Eindruck zuerst die Oberhand. Und sein auch noch so heißblütig für germanische Reckenzeit schwärmender Beschauer hätte in diesem Wirthschaftshofe jenen Traum von gespensterhaft darin zechenden Hünengeistern mehr festgehalten, der draußen vor dem kastenartigen Anblick und dem Haidehügel, namentlich zur Dämmerzeit, so leicht die Phantasie befangen konnte.

Und doch, trotz alledem – wer diesen Wirthschaftshof ein wenig aufmerksamer betrachtete der konnte auch in dieser scheinbaren Prosa gar bald ein Element gesundester Poesie herausfühlen, die zwar nicht in sentimentaler Lyrik, aber doch ganz gut in einer spitzen Idylle zu verwerthen gewesen. – Welcher Ordnungssinn, der weit über die bloße Rücksicht auf Nutzen hinausging, sprach jeden Beschauer hier an! Kein Grashalm wucherte rings aus dem reinlichen Kies. Wie Soldaten in Reih' und Glied standen in den offenen Schuppen die Wagen, Pflüge und Eggen. Das Steinpflaster vor den Ställen, und drinnen der mit Platten belegte vierfache Gang in der aus rothen Backsteinen gewölbten Halle, jeder Stein war mit solch' holländischer Aengstlichkeit blank gescheuert, daß sich auch der feinst beschuhte Damenfuß nicht vor dessen Betreten zu fürchten hatte. – Und nun dieses rührige Leben darin von Thieren und Menschen! Es war wirklich

ein Vergnügen, diesem halben Hundert wohlgepflegter Schwyzerkühe jetzt zuzusehen, mit welch' behaglichem Kopfnicken sie aus der Holzraufe die doldige Kleeranke niederziehend zermalmten; und wie die eine und andere sich dazwischen nach der ihnen gar wohlbekannten Herrin umsah, und mit zufriedenem Gesicht ihr zubrummte. Selbst die zwei Prachtexemplare ostfriesischer Zuchtstiere, von denen je einer vorn als trutziger Flügelmann stand, sie neigten besänftigt den wulstigen Nacken und milderten den wilden Blick, als Frau Forsters Hand zu gewohntem Gruße jedem an der mächtig breiten Stirne kraute. Dazwischen saßen die Mägde beim eichenen Melkkübel auf dem Schemel mitten unter ihren Pflegbefohlenen. Und frische Lagerstatt streuten die Knechte. War das ein friedliches Tongemisch von Rieseln, Summen und Zermalmen! Aber kein rohes Wort ward gehört, kein Fluch noch Schlag. So gebot es der Herrin mildstrenge Zucht. Nur im Kälbergange, dieser Kinderstube mitten im Wohn-, Schlaf- und Speisesaal der Erwachsenen, hub jetzt ein ungeduldiges Blöken an, und in possirlichen Sprüngen zerrten die bereits der Muttermilch Entwöhnten an der Kette. Denn die Kälbermagd mit dem nahrhaften Malztrank trat jetzt zu ihnen heran. Da wollte jedes zuerst daraus schlürfen.

Und nun sagte Helene: »Hören Sie, Herr Doctor, wie das jetzt schreit und springt? – Und nun haben Sie die großen hier lange genug betrachtet, und der Mutter verdientes Lob gezollt. Jetzt müssen Sie auch zu meinem

Kindervolke kommen, denn diese Keinen stehen unter meiner Aufsicht.«

»Wie, Fräulein Helene?« fragte Hermann verwundert. »Sie bekümmern sich auch um die Wirthschaft und haben für Kälberzucht Sinn und Verständniß? Ei sieh', das hätt' ich Ihnen wirklich nicht zugetraut.«

»Ei, warum denn nicht?« erwiederte sie heiter. »Ich bin ja mit der Wirthschaft aufgewachsen. Da werd' ich doch auch was davon verstehen, und mich darum kümmern. O das thun noch ganz Andere. Als wir vor zwei Jahren auf den großen Gütern in Schottland waren, hat sich sogar eine hochgebildete Herzogstochter um die Kälber gekümmert, und mir zum Abschied ein eigenes Gedicht über das Lob der Landwirthschaft ins Album geschrieben. Das sollen Sie morgen lesen! Und ich, die ich noch mein Lebtag keinen Vers gedichtet, darf doch auch meine kindische Freude daran haben, wenn dieses junge Volk unter meiner Aufsicht recht gedeiht und lustig blökt und drollige Sprünge macht. Und geben Sie nur Acht, wie sie Alle mich kennen! Ich hab' auch jedem seinen Namen gegeben, den sie dann auch später behalten. O, den wissen sie ganz genau. So sehen Sie's nur selber!«

Hermann hatte für diese ihm bisher fremde Seite in Helenens reichen Wesen noch gar nicht die rechte Erwiederung gefunden, als er schon mit raschem Schritt ihr gefolgt war. Und nun rief sie mit liebstem Tone, da sie mitten in den Gang getreten: »Mimeli, Puck, Elsy, Betty, Hertha, Fritze … Sehen Sie, Herr Doctor, wie sie alle mich

kennen? Ist das nicht wunderlich von diesen guten Thieren?« – Und ihre Augen glänzten vor Freude, wie sich dieses und jenes nach ihr umsah. Ob aus Zufall, ob mit Bewußtsein, was lag daran? Ihr Glaube machte sie glücklich. Dann trat sie zum allerletzten, das allein mit trübem Aug' auf seinem Strohlager kauerte; mitleidig beugte sie sich zu ihm nieder und legte die Hand auf seinen Kopf. »Aber sehen Sie da, meine Emmi! Das ist mein armer Patient. Da haben sie nicht Acht gegeben, und da hat es von dem herübergefallenen Klee gefressen, wo es eben erst abgewöhnt war. Das ist nun von allen mein liebstes Thierchen, weil es meine Sorge am nöthigsten hat. Wenn ich's nur aufbringe! Denn sehen Sie nur, wie schön es gezeichnet ist.«

»Helene, es ist Zeit, daß wir gehen,« mahnte Frau Forster.

»Ja, liebe Mutter,« sagte sie und kam unverweilt vorwärts.

Im Vorbeigehen unterließ sie aber nicht, die Magd noch besorgt zu fragen: »Hat es heut Abend ein wenig Milch genommen?«

»Nein, Fräulein, keinen Tropfen!« war die Antwort. »Ich hatte mir alle Mühe gegeben, aber es ging nicht. Der Brand ist zu stark.«

»Das arme, gute Thierchen! So muß es elend zu Grunde gehen. Wie dauert's mich!«

Mit diesen Worten ging Helene mit Frau Forster und Hermann wieder in den Hof. Unter der Thüre flüsterte er

ihr noch zu: »Sie haben noch nie einen Vers gedichtet? – Aber tiefpoetisch sind Sie doch!«

Helene sah ihn dankend an mit einem großen, unaussprechlichen Blick. Das war auch ein Vers auch dem Gedicht ihrer schönen Seele.

Doch auch für die Mutter hatte Hermann ein freundliches Wort: »Wie dank' ich Ihnen, liebe Frau Forster, Sie haben mir einen ungeahnten Genuß bereitet! Denn, offen gestanden, mir kam der Besuch bei diesen selten schönen Thieren interessanter und poetischer vor, als geht manche Gesellschaft mit alltäglichen, prosaischen Menschen.«

Und hätten sich in dem mit eisernem Gitter umfriedeten Geflügelhofe die ganze Inwohnerschaft der vielartigen Hühner und stolzen Hähne, der purpurnasigen Truthühner, gespreizten Pfauen, und farbenschillernden Enten, nicht schon in die Gemächer ihres gothischen Holzpalastes zurückgezogen gehabt; hätte Hermann es mit ansehen können, wie dieses buntfarbige Flügelvolk gackernd und krähend, kollernd und schnatternd beim Morgen- und Abendimbiß auf ihre holde Nährerin getrippelt und gewatschelt kam, wenn sie aus ihrem Weidenkörbchen Haferkörner streute, – gewiß, auch dieses idyllische Schauspiel hätte sein gutes Theil zu Helenens und dieses Hofes Poesie beigetragen. Aber noch viel mehr Schade war es jetzt, daß auch des Taubenschlags vielgliedrige Familie schon süßen Schlummers pflegte, als deren liebste Wärterin jetzt unter dem kunstreich geflochtenen,

glockenverzierten Hause stand. Hätte er erst mit angesehen, wie die Tauben droben aus Freude bei ihrem Nahen schon die weißen Schwingen lüfteten, und dann eine nach der andern vertraulich zu ihr niederschwebte, sich auf ihre Schultern und Hände, sogar auf ihre Haare setzten, und ihr die Semmelbrosamen mit den rosigen Schnäbeln behutsam vom Finger pickten – o wäre ihm auch bis jetzt die frische Poesie dieses Wirthschaftshofes noch gar nicht aufgegangen gewesen, bei dem reizenden Bilde dieser Taubenfreundschaft hätte sie wahrhaftig mit aller Macht sein Herz endlich überkommen.

Gehen wir mit unserem Freunde nun auch noch durch das breite Hofthor hinaus, um die Felder und Wiesen zu besehen, die gegen Westen in großer Fläche sich ausdehnen! Aber die Nacht brach schneller herein, als Frau Forster berechnet hatte. Und so begnügte sie sich, ihren lieben Gast für heut Abend nur an den Feldrain zu führen und ihm von dort aus einen flüchtigen Blick zu gewähren.

»Nun wissen Sie doch wenigstens, wo der Boden meiner ökonomischen Thätigkeit liegt, und morgen haben wir zu längeren Spaziergängen Zeit genug. Seien Sie mir nur nicht böse darum, daß ich Sie so bis in die Nacht hinein belästigt habe! Aber, mein ich Gott, was man eben selber so lieb hat, möchte man auch sogleich Jenen zeigen, die unserem Herzen näher stehen. Nicht wahr, diese kleine Schwäche entschuldigen Sie wohl? Nun kommen Sie, Sie werden müde genug sein.«

»O, müde! Wo denken Sie hin?« erwiederte Hermann; »die ganze Nacht könnt' ich in solcher Gesellschaft Felder und Wiesen durchwandern. Weiß ich doch jetzt, daß ich Ihrem Herzen nahe stehe. Uud was wäre mir lieber, als dieses Bewußtsein?«

Bald waren sie wieder ins Wohnzimmer zurückgekehrt. Frau Forster lud zum Schlafengehen ein. Aber Hermann erwiederte:

»O bitte, gönnen Sie mir nur noch ein Viertelstündchen! Fräulein Helene muß mir noch was in den Schlaf mitgeben. Dieselbe Weise, die Sie heut Abend spielten, als ich noch draußen auf der Haide ging, diese lassen Sie mich jetzt noch einmal hören! Denn es klingen mir diese Töne noch immer wie von ferne durch meine Seele, und ich möchte sie so gerne darin heimisch werden lassen. Sie erlauben es ihr ja wohl, Frau Forster?«

»O gewiß, herzlich gern! Aber was meinen Sie für ein Lied, Herr Doctor?« fragte die Mutter.

»Das ich zu allerletzt gespielt, das alte Volkslied: So viel Stern' am Himmel stehen?« fragte Helene mit bedeutsamem, aber ängstlichem Ausdrucke. »Sollte Ihnen das wirklich unbekannt sein?«

»O, nein, dieses nicht!« beruhigte sie Hermann durch Ton und geheimen Blick. »Das hab' ich mir erst vor ein paar Tagen des Nachts auf einem Posthorn blasen lassen, und wie ein süßes Echo hat es später mein Herz umklungen. Nein, dieses alte Volkslied kenn' und lieb' ich schon lange. Aber jene andere Weise meine ich, die Sie zuerst

gespielt. Die ist mir fremd und doch hab' ich Verlangen danach. Sie war so schön. Wie heißt sie nur?«

»Ach, diese!« sagte Helene, innerlich aufathmend, da sie nun wußte, daß ihr damaliges Ahnen von jenem Posthornliede sie nicht getäuscht, und er ihren heutigen Gegengruß verstanden habe. »Nun, das ist auch eine Volksweise, aber eine schottische. – Von dorther bracht' ich sie mit. Wer kann's wissen, wer sie erfunden? Was die Meereswogen sagen – so steht einfach auf dem Titelblatt. Sonst nichts. Aber, Sie haben ganz Recht, Herr Doctor, es ist eine wunderbar ergreifende Weise, und ich spiele sie oft und gerne, weil das Herz sich so viel denken kam unter diesem Liede der Meereswogen. Nicht wahr, liebe Mutter? Denn du sagtest mir einmal, es klinge darin das ganze Menschenleben.«

»Ja, liebes Kind, da meine ich noch heute. Deines jungen Lebens Wogen freilich, sie fließen noch gar ruhig dahin und wissen noch nichts von Sturm, davor Gott dich behüte. Nun spiele, mein Kind!«

Und Helene ließ die Meereswogen reden. Da war ihr, als hätte sie nie zuvor ihre geheime Sprache so verständlich gehört. Auch der Mutter geschah es also. Ihr ganzes Leben zog an ihr vorüber mit Meeresstille und mit Sturm. Regungslos sah sie auf ihre im Schooße gefalteten Hände. Hermann hielt die seine vors Gesicht, damit er innerlicher lausche. Nur vorwärts schaute sein Geists nur auf eine weite, sonnenumglänzte See, darauf seines Lebens Schiff wie ein majestätischer Schwan mit vollen Segeln einherzog, mit Menschenglück ganz voll beladen.

Was kümmerte seine Seele jetzt der Sturm, der durch die zitternden Saiten brauste? – Seinem Leben sagten ja die Meereswogen nichts davon. Ihm galt allein die heitere, sonnige Stille, mit der Helene ihr vielstimmiges Erzählen beschloß.

Und er stand auf wie aus einem Traume, gab Helenen die Hand, dann der Mutter, und sagte nichts, als: »gute Nacht!«

Aber was lag im Tone dieser zwei einzigen Worte? Darauf trennten sie sich und gingen schlafen. –

Wie hatte Helene diesen Augenblick des Alleinseins ungeduldig ersehnt! O, jetzt, in ihrem einsamen Schlafzimmer, jetzt durfte sie ja endlich den Haidestrauß auch ihrem Versteck erlösen und ihn zu sich reden lassen in der Blumensprache, die er ihn gelehrt. So hatte sie's ihm gelobt und auch gehalten, so heiß ihr auch das Herz oft geworden unter dieser Sehnsucht, die in den verborgenen Blumen geglüht. Denn mit Ungehorsam, und hätte ihn auch kein Auge als Gott und das ihre gesehen, wollte sie nicht um Alles ihre junge Liebe beflecken.

Und kaum hatte sie jetzt die Thüre hinter sich geschlossen, da lag der Strauß auch schon zerstreut auf dem Tische. Mit zitternder Hand entrollte sie das Blatt, und ihr Auge durchflog es leuchtend:

»Es kam wohl übers Haideland
Ein fremder Mann geschritten,
Der brach uns ab mit bebender Hand
Und thät gar sehr uns bitten:

Ihr Haideblumen roth und blau,
Ihr sollt mir Botschaft tragen
Zu einer wunderlieben Frau,
Der sollt von mir ihr sagen:
In Maienglocken zum erstenmal
Ihr Bildniß mir erblühte,
Daß seiner Schönheit lichter Strahl
Mein innerst Herz durchglühte.
Da sah ich sie erschreckt von mir
In banger Flucht enteilen. –
Ihr Haideblumen, nun helfet ihr,
Daß sie bei mir will weilen,
Und nie mich lassen, nie, o nie,
Bis zu der letzten Stunde.
Denn ach, im Herzen trag' ich sie
In tiefer Minnenwunde.
Und meines Lebens ganz Geschick
Will ich mit ihr verweben,
Ihr bis zum letzten Augenblick,
Als treuer Mann ergeben.
Und sagt ihr auch: ich komme nicht
Leichtfertig hergezogen;
Gar streng vor Gottes Angesicht
Hab' ich mein Herz erwogen. Sie sei's, die meiner Seele Flug
Zu sich herniederbannte,
Die ich in heil'gem Herzenszug
Als einstig Weib erkannte.
Ja, bei der ew'gen Liebe Hort,

Sie möge mir vertrauen,
Nur heil'ge Wahrheit sei mein Wort,
Und Lüge mir ein Grauen!
Sagt ihr: von ird'schem Haidekraut
Hab' ich euch abgebrochen,
Doch auch zum Himmel aufgeschaut
Und ein Gebet gesprochen.
Denn, nicht allein für Lebenszeit
Möcht ich ihr eigen werden,
Nein, für die ganze Ewigkeit,
Im Himmel und auf Erden.
So geht, und richtet treulich aus,
Was ich euch aufgetragen!
Zur Schwester geht ins Haidehaus,
Und dies auch wollt ihr sagen:
Erschrickt sie auch vor diesem Wort,
Ihr Blick mich stumm bescheide!
Dann zieh' auch ich gar schweigend fort,
Hin über die blühende Haide.
Doch in mir selber liegt im Schnee
Der Frühling dann erfroren;
Sein Glanz verblich, im tiefsten Weh,
Ging's Liebste mir verloren.
Doch höret sie euch liebreich an.
Wie's hofft mein ganzes Leben,
Und sie gedächte zagend dran.
Wie sie soll Antwort geben –
So macht ihr's leicht und sagt ihr nur,
Sie brauch' kein Wort zu sprechen.

Dann soll sie auf der Haideflur
Nur eine Blume brechen!
Die reiche sie mir schweigend hin,
Ohn' ihr was aufzutragen!
Welch' sel'ger Mann ich worden bin –
Die Blume wird's mir sagen.«

Und was sagten wohl ihr die Meereswogen jetzt, und durch die ganze, vor Liebesfreude schlummerlose Nacht? – Sei still, mein Wort, bescheide dich! – Wie willst dich auszusprechen wagen, was deiner Stimme unaussprechlich ist?

Und am andern Sonntagsmorgen gingen die Drei über den Kirchweg der Haide hinunter ins tiefgelegene Pfarrdorf. In der weiten Runde war's feiertäglich still. Als ob die Natur selber den Tag des Herrn begehe, so lag's wie Andacht über der Landschaft und dem alten Gehöfte. Das sah in seiner Einsamkeit sinnend drein wie Gottes- und Menschenfriede. Durch die Haide ging ein Flüstern, und ihre Blumen verneigten das Haupt. Auch diese drei einzigen Menschen auf der weiten Flur schritten schweigend vor sich hin. Helenens Antlitz war bleicher, als gestern. Aber das war kein heimlicher Gram, nur stille Seligkeit war's. Dem ein leises Lächeln erhöhte noch ihres lieben Mundes Anmuth. Und ihr Auge sah eine Blume nach der andern an. Aber ihre Hand getraute sich keine zu brechen. Der Mutter stummes Angesicht hielt sie zurück.

Jetzt sah er verstohlen zu ihr hinüber. Und bricht sie mir noch immer keine Blume? – Und es blühen doch auf ihrem Wege so viele! Und jetzt stehen sie schon am letzten Saume der Haide! – Noch immer nicht?

Da sah sie den schmerzlich fragenden Blick – den hielt sie nicht aus. Vorüber alle Scheu vor der Mutter! Und siehe, jetzt bückte sie sich – jetzt brach sie die Blume – sie legte sie zitternd in seine Hand; und ihre Lippen berührten sich im ersten bräutlichen Kuß. Wer kann es sagen, wer zuerst zum Andern sich neigte?

Dann sank sie der Mutter ans Herz: »O, Mutter! verzeih' mir, ich konnte nicht anders – segne mich!«

Und die Mutter umfing küssend ihr Haupt und rief: »Mein Kind, mein Kind!« – und dann rief sie wieder: »Mein Sohn, mein Sohn!« Und er umarmte sie, als zweite Mutter.

Im selben Augenblick flog eine Lerche aus dem Haidekraut, der Beiden Haupt umsingend. Drunten in der Dorfkirche schlugen die Glocken alle zusammen wie Segen des Himmels.

Und die Beiden waren ein Brautpaar vor Gott und den Menschen.

III. Hermann an Theodor.

Bis hieher, lieber Begleiter, wollte ich dir unseres Freundes Brautfahrt selber erzählen. Jetzt lasse ich dir

den weiteren Verlauf in Hermanns eigenen Worten nachlesen, darin er einige Tage darauf sein ganzes, übervolles Herz in das seines treuen Theodor ausgeschüttet hatte. Ich erschließe dir durch den Einblick in diesen Brief, glaube ich, viel unmittelbarer und tiefer seine innerste Stimmung, als meine eigenen Erzählerworte das vermögen. So greife ich mitten hinein.

»..... Nicht wahr, liebster Theodor, war das eine Verlobung, wie vielleicht noch niemals eine gefeiert worden ist, in Gottes freier Natur, unter Glockengeläut und Lerchensang? – Weiß der Himmel, dieser Sonntagsmorgen wird einst die Nacht des Todes mir noch erhellen und ihr Grauen mildern. Aber wie hab' ich auch drunten in der Kirche gedankt und gebetet! In solcher Nähe Gottes hab' ich mein Herz noch nie gefühlt. O, es klingt auch eine ganz wunderbare, wahrhaft überirdische Stimmung in einem so frisch verlobten Menschenherzen. Und auch ihr muß es wohl so ergangen sein. Denn ich sah während des ganzen Hochamtes kaum ein paarmal ihr liebes Gesicht, in solche Andacht versunken hatte sie's beständig in die Hände geborgen. Und so oft sie es erhob, war es voll Thränen. Aber gewiß nur süße Tropfen auch ihres Liebesglückes vollem Bronnen. Ich glaub', alle Leute in der Kirche müssen es uns angemerkt haben, daß zwischen uns Beiden etwas ganz Besonderes vorgegangen war. Mit solcher Neugier ruhten Aller Augen auf uns ... Erlasse mir nun, liebster Freund, auch den Heimweg von der Kirche zu schildern. Wollte ich Stunde für Stunde des Tages dir eben so genau ausmalen, wie jeden Schritt des

ersten Abends, ich würde nimmer zu Ende kommen. Bist du doch überhaupt der einzige Mensch auf der Welt, dem ich außer meinen guten Eltern meine innersten Erlebnisse mit solcher Offenheit anvertraue. Aber ich habe ja eine gar große Schuld an dich mit gleich echter Münze heimzuzahlen. So höre denn weiter! – Als wir um zehn Uhr zum Haidehof zurückgekehrt waren, mußte ich unwillkürlich vor Frau Forster und Helene ausrufen: »Ach, wären jetzt nur auch meine guten Eltern da!« – Es war dieser Wunsch zum vollen Glücke des Tages so natürlich, ohne daß ich gerade an dessen sofortige Erfüllung gedacht hätte. Mein Herz war nur voll davon. Aber Frau Forster, diese energische Frau, verwandelte augenblicklich mein nur so leichthin gesprochenes Wort zur entschiedenen That. »Jawohl, lieber Hermann« (der langweilige Doctortitel ist nämlich auf mein dringendes Verlangen seit einer Stunde glücklich abgeschafft). Also sagte sie: »Jawohl, lieber Hermann, Ihre guten Eltern müssen auch dabei sein! Dieser Gedanke am vorhin auch mir selber, und darum soll dem Wunsche, der so richtigem Gefühl entspringt, auch sogleich die Ausführung nachfolgen. Es ist eben zehn Uhr. Ich lasse augenblicklich einspannen. Schon um halb zwölf steht der Wagen vor Ihrem Hause. Und wann wird bei Ihnen gewöhnlich zu Mittag gegessen, lieber Hermann?« – »Punkt zwölf Uhr, liebe Mama!« gab ich zur Antwort. (Das steife »Frau Forster« ist auch bereits zum Falle gekommen und zum Unterschied von meiner eigenen Mutter das ebenfalls ganz trauliche »Mama« angenommen worden.) – »Also gut, da können die

guten Eltern um halb zwei Uhr bequem hier sein, um dann mit uns vereint zu Mittag zu essen. Meinen Sie nicht auch, lieber Hermann, so läßt sich's herrlich ausführen? Nun schnell noch ein paar Worte!« – Sogleich setzte sie sich an ihren Schreibtisich und warf nachstehende Worte hin, die ich als denkwürdiges Aktenstück in diesem allerwichtigsten, aber auch friedfertigsten Prozesse meines Lebens mir sorgfältig aufbewahre. Sie lauteten:

»Verehrtester Herr Doctor!

Wüßte ich nicht durch Ihren und nun auch unsern liebsten Hermann, daß er schon gestern Abend Vater- und Muttersegen Ihres Hauses in das meinige mitgebracht, so hätte ich wohl nimmer den Muth, Ihnen diese eiligen Worte zu senden. So aber bitte ich Sie, als die Eltern Hermanns, der vor einer Stunde nun auch mein eigener Sohn geworden, so innig als mein Herz nur vermag: kommen Sie Beide ohne allen Verzug, um das Glück unser beiderseitigen Kinder voll zu machen, die sich, wie nicht minder ich selber, unaussprechlich nach Ihnen sehnen. Wir warten auf Sie mit dem Mittagstische. Nur, wenn auch Sie Beide in unserer Mitte sitzen, sind unsere Herzen völlig befriedigt. Wenn Sie um zwölf Uhr richtig einsteigen, hoffen wir, Sie längstens um halb zwei umarmen zu dürfen: mein Kind, als Ihre nunmehrige Tochter, ich als Ihres Sohnes nunmehrige Mutter. Nochmals bitten wir: versagen Sie uns nicht diese von uns Beiden wie von Hermann gleich innig ersehnte Freude, und eilen Sie ohne Bedenken und Verzug in die, zu glücklichstem Wilkomm offenen Arme Ihrer Sie hochverehrenden

Sophie *Forster*.«

Ein von mir dem Kutscher zugestecktes Trinkgeld beflügelte seine Rosse, und schon um ein Uhr, noch eine halbe Stunde weit entfernt, sahen wir von der Steige des Reichswaldes in solch' gestrecktem Trab den Wagen herunterrollen, daß kein Zweifel war, er kam nicht leer zurück, und brachte sie wirklich, meine guten, heißersehnten Eltern. Als sie dann über die Haide fuhren, konnte man in der aufgeschlagenen Kutsche sie schon ganz deutlich erkennen. Schnell eilten Helene und ich zum ersten Stockwerk hinauf in ihr Zimmer und winkten ihnen fort und fort mit unsern Tüchern entgegen. Anfangs mußten sie es nicht gemerkt haben. Aber bald darauf winkte es auch uns zu. Erst mit einem weißen Tuche – das war meine Mutter; und dann mit einem dunklen – das war mein Vater. Schnell sprangen wir wieder hinunter ins Freie. Ueber den Fußpfad der Haide kreuzten wir den Fahrweg. Und da kamen sie schon – stiegen aus – und Helene sank küssend in den Arm ihrer neuen Eltern, und dann ich ans Herz meiner alten. O Theodor, kannst du dir denken, wie ihnen da geschah? Du kennst sie ja, so gut wie ich selber. War das ein seliger Augenblick, den ich nie vergessen werde! Besonders mein alter, weicherziger Vater, der wollte Helene nun gar nimmer aus den Armen lassen, so lange küßte er sie auf Stirn und Augen; und Mund und immer wieder stammelte er dazu: »O meine Tochter, meine Tochter!« – Dann gingen sie mitten zwischen uns Beiden, der Vater an meiner, die Mutter

an Helenens Hand, noch die fünfzig Schritte zum Haidehof, aus dem nun auch Frau Forster ihnen entgegenkam. Ein neuer, ernstfreudiger Willkomm! … Wo fahr' ich jetzt nur weiter? Schon die Erinnerung an all' die heitern und ernsten Stunden dieses unvergeßlichen Tages regt mich auf. Wie war mir erst, da ich sie wirklich durchlebte? – Nun, ja, mein herzlich Geliebter! Dann setzten wir uns zum Mittagstisch. Auch der Schäfer und der alte Großvater waren dabei zu Gaste geladen. Diese ehrlichen, anhänglichen Menschen! – War das nicht wieder ein recht menschlich schöner Gedanke der edlen Gutsherrin? Ohne diesen Schäfer wären ja auch wir selber nun nicht beim Mahle des Verlobungsfestes so glücklich beisammengesessen. Wie that darum Frau Forster Recht und wie ehrte es ihr Herz, daß sie nicht in undankbarer Vornehmthuerei des niedrigen Knechtes vergaß, der als Wegweiser des Himmels ihr Kind und mich zur Höhe solchen Glückes geführt! Aber laß mich eilen! – Nicht einmal die Trinksprüche kann ich mehr berühren, wie sie meinem Vater und Frau Forster das Herz kunst- und schmucklos beim Champagner eingegeben hatte … Die Hand zittert mir … ein halbstündiger Spaziergang durch die Felder und Wiesen, die ich am ersten Abend nur in der Dämmerung vor mir liegen sah, erfrischte uns Alle, und wohlthätige Ruhe kehrte bei uns ein. Sie that uns wirklich noth. Auch zu viel Freude macht müd an Leib und Geist. So kehrten wir neu belebt zurück. Auf meine Bitte setzte sich Helene an ihren Flügel und spielte Beethovens wunderbare Kreuzersonate. Aber wie? – Mit

welch' tiefem Verständniß, mit welcher Macht und Innigkeit, mit welchem Schwung der Begeisterung! Ich wurde völlig stumm. Und auf ihres Spieles klingenden Schwingen zog in mein Herz das volle Ahnen davon, was Alles in dieser Mädchenseele geborgen liege. – Wie hatte sie erst heute Vormittag so recht wie ein lustiges Kind ihre Tauben gefüttert! Wie hatte sie mit ihnen gelacht, geplaudert und gezankt, als sie auf ihren Schultern sitzend sich um die Brosamen in ihrer Hand stritten! Und diese selbe Hand, dieser selbe kindliche Geist beherrschte jetzt mit solcher Mannesmacht das gewaltige Dichterreich dieses Aeschylus der Töne. Und erst achtzehn Jahre! – Liebster Theodor, welch Weib wird einst aus diesem Mädchen werden? Brauch' ich dir darum noch zu sagen mit welchem Aug' ich jetzt in die Zukunft schaue? In welcher Verklärung nun das Leben vor mir liegt? – O, ich weiß ganz gewiß: Helene darf mir jenes Lied von den Meereswogen, davon ich dir schrieb, in allen Tagen meines Lebens mit ihr vorspielen – und niemals wird ihr Erzählen vom Sturme meinem Herzen und seiner Liebe gelten.

Und nun, laß mich zum Schlusse eilen! – War das ein nimmer endender Abschied, eine wonnige Heimfahrt durch den abendlichen Reichswald! Ich glaube, solche

drei glückliche Menschen hat er noch niemals zuvor umrauscht gehabt. Als wir dann an jener Eiche vorüberfuhren, an der ich das Bild meines Glückes zu allererst geschaut, da that ich's nicht anders: die guten Eltern mußten aussteigen, um diesen Baum, den blühenden Markstein meines ganzen Lebens, sich in der Nähe zu betrachten. Wie gern erfüllten sie meine Bitte, und wie that unsern drei Herzen dieses Eichenrauschen so wohl! Dann brach ich noch von den niederrankenden Aesten zwei Blätter ab, je eines für Vater und Mutter. Die liegen jetzt in ihren Gebetbüchern. Und einen Schößling pflückt' ich für mich; der hängt nun unter Glas und Rahmen über meinem Arbeitstisch. – Um neun Uhr empfing uns zuletzt der Friede unseres Erkerhauses. O, daß doch meine alte Dorothee jetzt darin fehlte, deren Märchen vom Königssohn und der Prinzessin so wunderbar an mir in Erfüllung ging! Wie hätte auch ihre gute, treue Seele sich an meinem jungen Glücke gefreut! Das war das Einzige, was ich an jenem Abend in unserm Hause vermißte,

So, liebster Freund, endete meine mir unvergeßliche Brautfahrt.

Aber ich sehe es dir nun an deinen treuen Augen an: Eines vermissest auch du noch! – Nicht wahr, zum Vollmaß deiner Befriedigung möchtest du doch nun auch ein Bild von ihr haben, die deines Hermanns Leben so tief beglückt? – Ist es nicht so? – Ja, mein Gott, wie gerne würde ich sie dir nun beschreiben vom Scheitel bis zur Sohle! Finde ich doch deinen Wunsch so natürlich, und ginge mir's mit deiner Elisabeth doch gerade so, wenn ich

nicht erst vor vier Tagen ihr liebes, sanftes Gesicht mir wieder so genau betrachtet hätte. Aber, liebster Theodor, wie stell' ich's an, dir Helenens Bild zu malen mit Feder und Tinte? – Soll ich nach der Art eines raffinirten Romanschreibers sie dir schildern? – Soll ich ihren mittelgroßen, schlanken Wuchs mit der Gazelle vergleichen? – Soll ich ihre hohe, geistreiche Stirne mit kastanienbraunem Haar umrahmen und von dem milden Sternenglanz ihres sanften, dunklen Auges dir vorschwärmen? Soll ich den Purpursammt ihrer fein geschnittenen Lippen preisen und die blendend weiße Perlenreihe, die ihr Lächeln noch lieblicher macht? Und soll ich endlich auch im Kinn das reizende Grübchen nicht vergessen, das sogar dann und wann sich schelmisch in den rosigen Wangen zeigt? – Nein, solche verkrauchte Zeichnung eines Taschenbuchbildes ohne Geist und Seele muthest du mir nicht zu! Sag' selber, was hättest dir auch von solcher Schilderung, in der hundert Augen doch nur wieder hundert verschiedene Bilder von ihr erschauen würden?

Ich gestehe zwar gerne, lieber Theodor, daß ich zum vollen Glück meiner Liebe auch die Befriedigung meines Schönheitssinnes nöthig hatte. Geistige Ascese war niemals meine Sache, und eine schöne Seele in unschönem Leibe hätte mich wohl schwerlich von Liebe erglühen machen. So bin ich einmal, und warum soll ich Fleisch und Blut in mir verleugnen? – Aber du trauest mir gewiß auch umgekehrt zu: mich hätten doch alle Reize dieses schönen Leibes nicht gereizt, wäre reizlos gewesen ihre Seele. Und die Schönheit dieser müßte ich jetzt vor Allem

dir beschreiben. Diesen geistigen Glanz und Duft, der über dem ganzen Mädchenbilde verklärend ruht, müßte ich dich schauen, diesen Wohlklang seelischer Harmonie dich vernehmen lassen, von der jedes ihrer Worte nur ein anderer wohlthuender Ton, bald aus überraschend geistiger Höhe, und wieder aus eines Kinderherzens unentweihter Tiefe. Dann erst, mein Inniggeliebter, könntest du es ganz erfassen, welch' glücklicher Mensch dein Freund geworden ist, welchen Schatz er gehoben hat in diesem schönen irdischen Gefäße, das solch uns sterblizhe Schönheit in sich schließt. Aber könntest du mir das Morgenroth im Hochgebirge beschreiben, hätt' ich es nicht schon selber gesehen, oder das Lied der Nachtigall im rosendurchdufteten Thale, hätt' ich es zuvor nicht schon gehört? – Doch, mein liebster Theodor, dir brauch' ich ja Helenens Seele nicht zu schildern. Du ahnest ihr ganzes, schleierloses Bild in jener andern schönen Menschenseele deiner Elisabeth.

Du weißt, mein lieber Freund, mit welcher Neidlosigkeit ich dir dein Glück gegönnt, als mein eigenes Herz an solcher Liebe noch so arm gewesen. Jetzt aber, da ich selber so überreich daran geworden, beneide ich dich – um Eines: um die Armuth deiner Elisabeth. Weiß es der Himmel, wäre mir jetzt noch ein einziger Wunsch für mein Glück gegönnt, ich würde nur den einzigen hinaufrufen: gieb mir sie arm, bettelarm zum Weibe! Dann machte sie mein Glück noch reicher. – Nur mit der Haide gegen Sonnenaufgang, nicht mit den Feldern und Wiesen gegen Sonnenuntergang, möcht' ich sie einst heimführen.

So wie du deine Elisabeth, möcht' auch ich nur sie selber erringen, und sonst nichts neben ihr. So wie du nur mit eigener Manneskraft, nur mit eigenem Gute möchte ich das Haus ihr gründen. Ja fürwahr, um das *eine*, stolze Bewußtsein beneide ich dich. Gottlob, daß ich mir nur mit gutem Gewissen sagen kann: da ich sie unter jenen Maienglocken zum erstenmale gesehen, sah mein Auge nur sie und wußte nichts ven ihren Feldern und Wiesen. Und da ich jetzt auch diese gesehen, weiß mein Herz doch einzig nur von ihr.

Jetzt bin ich zu Ende, und nun lebe wohl! Ich drücke dir die Freundeshand hochbeglückt wie nie.

»Und kommt nur erst die Winterzeit, dann werden Sie Frühlingsanfang feiern,« so sagte ich noch vor ein paar Tagen zu deiner Elisabeth. Aber wie thöricht ich damals nur so reden konnte, als ob *mein* erster bräutlicher Tag noch winterlich gewesen, und als ob aus den Briefen deiner eigenen Brautzeit nur eine einzige Schneeflocke mir aufs Herz gefallen wäre! – Nein, liebster Theodor, schon heute fühl' ich's zu tief: nun wird in meinem Leben ein Frühling anheben, o ein Liebesfrühling, wie er in des großen Rückert ewig schönen Liedern blüht und klingt und leuchtet, so lange der Klangstrom deutscher Sprache wohllautend wird durchs deutsche Leben fluthen. Erst gestern habe ich wieder stundenlange darin geblättert. Sind das doch wunderbare Weisen, wie Lerchen- und Nachtigallensang aus der Höhe und Tiefe des deutschen

Gemüthes. Und morgen Abend werde ich diesen »Liebesfrühling« meiner eigenen Rose bringen. Hörst du's, liebster Freund, schon morgen werde ich sie wiedersehen, umarmen und küssen dürfen. Und so wird es nun jede Woche zweimal fort gehen. Feiertag wird mir ihre Mitte sein und ihr Ende. O welch' eine bräutliche Zeit, welch stets sich erneuernder Wechsel von Arbeit und Liebesruhe! Dann wird die heißersehnte Abendstunde kommen, und aus der schwülen Aktenluft werde ich hinauseilen in den kühlen, duftigen Wald, und über die Haide stürmen, der immer neu erlöste Königssohn im Zaubermärchen. In immer neuem Reize wird die Prinzessin vor mir stehen und in ihre wunderreiche Burg mich führen. Immer süßere Geheimnisse werden unsere Seelen tauschen, immer schleierloser sich erkennen. O Theodor, wird das ein Kommen und Gehen werden von Haus zu Haus, von Friede zu Friede, von Liebe zu Liebe! Welch' geistiges Hin- und Herfliegen auf heiliger Sehnsucht schneeweißen Schwingen! Bald zum Himmel, bald nieder zur Erde, aber immer die gleiche Frühlingszeit, darin die Bäume treiben und wachsen, daraus einst unserer ewigen Treue irdisches Haus gezimmert wird!

Heiliger Gott, wenn jemals in diesen Liebesfrühling ein Sturm, ein Blitz, Dürre oder giftiger Thau – Nein, nein! Gar nicht ausschreiben will ich diesen Satz. Meine ganze Seele erschrickt schon vor dem bloßen Gedanken an die fernste Möglichkeit. Und nicht wahr, der Neid der Götter ist ja längst ein Märchen geworden, wie ihr ganzes olympisches Reich? – Aber *unser* Gott ist ein Gott der ewigen

Liebe, und freut sich darüber, daß auch die Menschen durch Liebe glücklich seien. Ja, so ist es, und so wird es sich allezeit erfüllen. Darum weg mit aller heidnischen Furcht vor unmöglicher Zukunft! Ich werde sie morgen wiedersehen. Nur dieses selige »morgen« sei jetzt mein einziger Zukunftsgedanke! In ihm will ich freudig einschlafen, von ihm will ich glücklich träumen, in ihm will ich morgen früh noch glücklicher erwachen und Abends am allerglücklichsten zu meinem Zauberschlosse wandern, drin meine Rose, meine Prinzessin blüht.

Behüte dich Gott, und er sei gnädig ihr und mir und unsrem Liebesfrühling!

Herzlich gute Nacht! Glückselig wie noch nie, aber dir mit keinem Herzschlag weniger treu

Hermann.

IV. Was die Meereswogen sagen.

Wer kennt nicht des gemüth- und geistreichen Mendelssohns »Lieder ohne Worte«? Wie viel tausend Herzen haben sie nicht schon entzückt und begeistert! – In Wellen des Wohlklangs sein dichterisches Empfinden auszugießen – was ist dagegen das starre Wort? Und doch, wie auch selbst Reim und Rhythmus für mein Erzählen mir fehlen, so möchte ich dennoch, daß es im

Großen dein Ohr und Herz umklinge, wie eine »Symphonie in Worten,« deren Grundgedanken gar manchmal wiederkehren, das Ganze durchdringend und tragend, darin sich bekämpfend und wieder versöhnend unter stets wechselnder Begleitung des menschlichen Lebens. Verarg' mir's darum nicht, lieber Begleiter, wenn ich oft unwillkürlich meine Bilder der schwesterlichen Musik entleihe. Ueberkommt mich doch gar oft eine wahre Sehnsucht danach, mit Harfenklang und Saitenspiel das klanglose Wort beseelend zu beflügeln! Ist doch das Leben selber nur eine wechselnde Reihe heiterer und düsterer, stürmischer und sanfter Liederweisen, und Dissonanz und Harmonie lösen darin sich ab, wie im Reich der Töne!

Und so möchte ich auch jetzt nur unter blühenden Bäumen im Sonnenglanze vor dir stehen, im Arm die goldene Harfe, und möchte von unseres Freundes Brautzeit dir Lieder singen, klar und süßklingend, sehnsuchtstief und liebesmächtig, wie sie jenem weihevollen Mund entquollen, der dem deutschen Volke seinen immer blühenden »Liebesfrühling« sang. Darum bitte ich dich, verzichte jetzt auf mein eigenes Wort, und laß dafür des großen Meisters Sprachmusik das Herz dir umklingen! Und dann, dann komm mit mir in den weltentrückten Frieden dieses einsamen Hauses! Laß Haideflüstern und Waldesrauschen das Klingen dieses Liebesfrühlings begleiten, wenn unser Bräutigam dem Herzen der Braut entgegenstürmte, wenn er sich von ihm losriß auf drei ewig lange Tage, oder wenn sie Hand in Hand auf der

Haide wandelten und am Tannenbaum zu süßem Liebesgeplauder sich niedersetzten! – Laß Bienen und Waldvögel allein sie behorchen, wenn dann ihre verlobten Herzen aus immer tieferem Grund ihre Schätze tauschten! Nur fliehende Wolken laß auf sie niederschauen und es einzig dem Himmel verrathen, wenn ihre Lippen einander dankten für das ihnen entquollene Wort von neuem Treuegelöbniß, von neuem Lichtblick in sonnige Zukunft!

O Brautzeit, du des Menschenherzens duftigste, lichteste Zeit, darin es im voller Blüthe glückverheißender Hoffnungen prangt, von denen nicht eine noch ein Wurm benagt, oder Frost und Sturm und die Frucht betrogen; darin des Lebens Antlitz in heiliger Verklärung leuchtet, darin fromme Sehnsucht zum einstigen Hause den Felsengrund legt und seinen himmelragenden Giebel errichtet; in dessen Kammern der Treue vollgefüllte Opferschreine stehen – o Brautzeit, du wiedergekehrte Poesie der harmlosen Kinderjahre mit ihren Märchen, Spielen und Scherzen – wann hast du mit deinem Frühlingshauche zweier Liebenden Leben noch süßer unweht, als dieser?

Hatten da die Bäume des Reichswaldes nicht ganz recht, als sie beim ersten Anschauen unseres Brautfahrers sich einander verwundert zugerauscht: »Ein glücklicher Mensch!«

Und nicht ein einziger Mißton stahl sich in dieses Frühlings Harmonie? – Gar Keiner? – So höre ich dich fragen. Und was soll ich dir darauf antworten? Ich kann es nicht mit Ja und nicht mit Nein. Wie oft hebt er ja nicht im

Reiche der Musik störend an, nur um des versöhnten Einklangs Frieden noch zu erhöhen? So ergings auch hier. – Aber wie erzähle ich dir's? – Doch komm, lieber Begleiter! Was soll ich lang auf eigene Worte sinnen? Hör' lieber sogleich das Wort Helenens selber, das sie ihrem Hermann nach den vier ersten Wochen geschrieben. Dieser eine Brief erschließt dir den Schatz ihrer Seele reicher, als wenn ich einen ganzen Abend davon dir erzählte.

Er datirt vom 20ten Juli 1845 Abends neun Uhr und lautet:

Mein innigst Geliebter!

Ich sitze in meinem lieben Stücchen, das auch dir so traulich ist, und habe mir den Tisch an offene Fenster gerückt. Gott, wie es schön draußen ist! Wie ein Kind, das eben einschlafen will, liegt die Haide vor mir und unsichtbare Hände umspinnen sie mit weißem Schleier. Mit zitterndem Glanze steht der Abendstern über dem im Traume rauschenden Wald. Immer endloser hebt's im blauen Himmelsgarten von goldenen Blumen zu leuchten an, und durch die Nachtluft höre ich deine Seele die meine grüßen: »So viel Stern' am Himmel stehen, so vielmal sei du gegrüßt!«

Welch' ein Friede da droben und da draußen! Nur von weitem tönt das Brausen des Bahnzugs wie fernes Meeresrauschen durch den Forst. O so, mein Geliebtester, denke ich mir unser einstiges Leben! – Ja, nicht wahr? du vertrautester Freund meiner Seele, o haben wir es uns in diesen wunderbar schönen vier Wochen ja so oft gesagt und betheuert. So soll auch die laute Welt mit all'

ihrer friedlosen Jagd uns nur aus weiter Ferne dumpf umbrausen. Und das Haus unseres Glückes soll einst in fester Einfacheit gegründet stehen, wie jetzt das meine hier im Frieden seiner waldumgrünten, himmelumglänzten Haide. – O du mein Liebster, daß es doch wirklich auch dereinst so käme! Daß du doch all' dein Verlangen nach Menschenglück nur an mein Herz legen wolltest! – Es will dir wahrhaftig werden ein frühlingsgrüner Wald, darin das Blühen nimmer endet, ein Himmel, daran die Sterne kein Auge zählt, und ein Friede, darin jeder Streit zur Ruhe kommt. – Denn unermeßlich ist des Weibes Liebe. Keines Schiffers Senkblei ergründet ihre Tiefe, ihre Höhen umkreist keines Adlers Flug, und keines Forschers Geist kann abwägen ihre Stärke.

Doch, liebster Hermann, ich sehe dich jetzt verwundert lächeln, da du diese Worte liesest, und du denkst wohl: ei, ei, wie pathetisch! – Und wie kommt dieses achtzehnjährige Mädchen dazu?

Ja, nicht wahr? Aber, wenn der Frühling mit seinem Zauber in den laublosen, schweigenden Wald tritt, und dann die höchsten Eichenwipfel zu grünen und rauschen und die tiefsten Blumen zu glänzen und duften beginnen; wenn dann der Lieder entfesselter Strom darin in goldenen Wellen fluthet, und der ganze Wald ein Lobgesang des Frühlings wird – sag', liebster Freund, darf der Frühling über den Wald dann wohl verwundert lächeln? – Ja, nun sieh', du frühlingsgleicher Zauberer, was du aus meinem Leben gemacht hast! – Da ich vor nun acht Wochen zwischen jenen Maienglocken so vor dir erschrocken bin,

da war ich nur ein achtzehnjähriges Mädchen. Aber seitdem du mir deinen Haideblumenstrauß gebracht, bin ich ein Weib geworden. Und wollte ich mein jetziges Alter an der Liebesmacht meines Herzens messen, so wüßte ich keine Zahl, denn nicht hundert und nicht tausend Jahre umfassen mehr meine Liebe. Und doch wird sie alle Zeit gleich jung in mir verbleiben und sie wird auch mein Herz dir erhalten in immer gleich blühender Jugend. Welch ein Geheimniß! – Ja, du Liebster meiner Seele, ich bitte dich jetzt und für alle Tage meines Lebens: nur an mein Herz leg' all' dein Glück! Wahrhaftig, es wird daran wohlgeborgen sein. – O könntest du jetzt fühlen, wie bei dieser Bitte meine ganze Seele zittert! – Zittert? Wirst du fragen. Aber warum doch nur? – Ja, lieber Hermann, wenn ich selber es wüßte! Gewiß, und wäre es mein geheimster Gedanke, ich wollte ihn entschleiert vor dir niederlegen. Aber so frage ich mich vergeblich selber: was ist das nur? – Und doch ist sie in mir, diese unerklärliche, unheimliche Angst, die ich nicht mit Namen nennen kann, die aber mir oft die ganze Brust zusammenschnürt. Nicht wahr, bin ich jetzt auf einmal wieder ein kindisches Mädchen geworden? – Ja, schilt mich nur recht, lieber Hermann, oder noch besser, wenn du's kannst, lach' mich recht herzlich aus! O, ich bitte dich sogar darum. Alles will ich gern von dir hinnehmen, Reden und Schelten, wenn nur auch du diese Angst mir von der Seele nimmst. Und denke dir nur: gerade bei deinem Lieblingsstücke: »Was die Meereswogen sagen,« wird mir das Herz immer am allerbangsten.

Du weißt, lieber Hermann, wie gern und oft ich diese sinnige Weise spiele, weil du sie gleich nach dem ersten Hören so lieb gewonnen hattest. Aber schon vorgestern Abend, kurz nachdem du uns verlassen, da war mir's gerade, als ob die Meereswogen bei ihrem Sturm mit wirklicher Menschenstimme zu mir redeten: »Ja, mach' dich mit uns nur recht vertraut, wie wir toben und schäumen, damit dir nicht zu sehr erschrickst, wenn deines eigenen Lebens Wellen stürmend zum Himmel schlagen!« – Sieh', du Liebster, so sprachen die wilden Wogen zu meiner Seele, oder aus ihr heraus. Ich weiß selber nicht wie. Aber ihre Stimme hörte ich so. Und wie ich dann die Meeresstille spielte, da war des Sturmes Toben noch so mächtig in mir, daß ich mich an ihrem Frieden gar nicht freuen konnte.

Ich sann und sann, und jede Stunde, die wir des Tages beisammen waren, lebte ich nochmals durch. Und ich sah dich zuerst Hand in Hand bei mir sitzen dort am Waldsaume bei unserer alten Lieblingstanne. Und du erzähltest nur deiner seligen Dorothee Märchen vom Königssohn und nanntest mich deine Prinzessin, und unsern Haidehof dein Zauberschloß. Dann sagtest du mir von den zwei Kisten, von der von Eisen und von der von Silber. O, es war so sinnreich! Und die alte Tanne rauschte so vertrauten Tones dazu, daß du meintest, das sei der Geist der alten Dorothee. Und die guten Geister deiner Kindheit, so sagtest du mir, die hörtest dir vor uns im Haidekraute flüstern, wie dazumal im Epheu an der alten

Stadtmauer. – Ach, dein Auge sah mich bei diesem Erzählen so liebreich und friedlich an, und deine Stimme klang mir in Herz wie sanfte Musik … O, liebster Hermann, da hatte ich keine Angst. Nein, da sagte jeder Blutstropfen in mir, daß du dir's an meiner herzlichen Liebe einst werdest genügen lassen, und daß wir Beide würden glücklich werden, Eines das Andere tragend und ergänzend. – Wie ich dann aber in harmlosester Freude von deinem lieben Elternhause sprach, und wie es mein sehnlichster Wunsch sei, auch dieses zu einem steten Zauberschloß durch meine Liebe dir zu verwandeln – o mein Liebster, da überkam deine Augen plötzlich ein so dunkler Glanz und ein mir bisher so fremder Zug von – wie soll ich's nur nennen? – von innerlicher Unbefriedigtheit – oder – ich weiß es ja selber nicht, was es gewesen – kurz, ein mir so unerklärlicher Ausdruck überflog da dein mir sonst so verständliches Gesicht, und deine liebe Stimme verstummte, daß ich zum erstenmal in meinem Herzen verspürte, es liege noch ein Etwas zwischen uns, das ausgesprochen werden müsse. – Gleich damals hätte ich dich bitten sollen, mir zu sagen, was das war. Wir hätten uns gewiß im Augenblicke verständigt. So aber verschloß ich diese Frage in mein Innerstes. Und nun sehe ich Tag und Nacht immer nur diesen deinen einzigen, düstern Blick und diesen einzigen, fremden Zug. Und wie thöricht! – All' der Sonnenglanz unserer Liebe, er kann die Angst vor dieser einen Wolke nicht zerrinnen machen. Siehe du, mein Liebster, so straft sich das Verschweigen, wo die Liebe vertrauensvolles Reden gebietet. Aber ich will's

jetzt wieder gutmachen. Es ist ja lange nicht zu spät. Und so wisse nun Alles, was mich seit jener Stunde quält und ängstigt! Komm, du liebster Mann, setz' dich im Geiste wieder zu mir unter unsern alten Tannenbaum, vor dem wir schon so manches Geheimniß ausgetauscht! lege deine Hand vertraulich in die meine! Mit dem alten, lieben Blicke schau' mich an! Ich will dir jetzt Alles, Alles sagen.

Siehe, ich weiß ja, wie so lieb du mich hast, und kein treuerer Mann lebt auf Erden, als du, du an Leib und Seele gleich schöner, edler, reichbegnadigter Mann! – Aber je höher deines Geistes Gipfel vor meinem inneren Schauen aufwärts ragen, um so niedriger fühle ich mein eigenes Ich, und mich ängstigt die Ferne, die unseres Lebens Höhen von einander scheidet. Je gewaltiger mein Herz die Macht deines Genius verspürt, um so verzagter schlägt es ihn entgegen. Den ruhigen Spiegel meines Lebens hat deiner Seele starker Hauch zu hochgehenden Wogen angeschwellt, die nur von Liebe zu dir rauschen – o Hermann, Hermann, wirst du nie als Sturmwind darüber brausen? – Werde ich dir folgen können auf deines Geistesdranges entlegenste Wege? Und wirst du nie auf ihnen einsam schreiten müssen, zu denen ich nur ängstlich aufzublicken, aber darauf ich nicht Hand in Hand mit dir zu wandeln mich getraue? – Heiliger Gott, wenn du meiner Hand und meines Herzens dich einst entwöhntest – wenn wir getrennte Wege gingen … und unverstanden!

... Du hoch auf sturmumbrausten, schwindligen Felsenspitzen – ich tief unten im verwaisten Hause sitzend, umsonst am heimischen Herd der Liebe Feuer für dich schürend und bittend! – Hermann, wenn du einst den Frühling heimlich verwünschen müßtest, der jene Eiche zum Grünen gebracht, und jene Haideblumen zu Boten deiner Liebe geschaffen! –

O das, mein Geliebter, das ist die heimliche Angst, die gestern Abend und heute wieder die stürmenden Meereswogen mir ins Herz gebraust. Aber nein, nein und tausendmal nein! – Gelogen nur hat mir dieses wildschäumende, immer wieder zerfließende Meer. Das andere da droben, das mit seinen ewig gleich strahlenden Sternen, das redet Wahrheit zu mir, und schilt mich ob meiner kindischen Angst. Nein, nicht die Sturmeswogen reden deiner Liebe Sprache. Die Sterne sind's, mit deren Myriaden Zahl du mich in jener ersten seligen Nacht gegrüßt. –

»Keine wilde, schwärmende
Sinnesübermeisterung,
Eine milde, wärmende,
Haltende Begeisterung!« –

O, so nur läßt unseres Liebefrühlings Sänger dich zu mir singen. Und ich, ich bitte dich jetzt mit seiner eigenen liebsten Worten:

»Liebster, nur dich sehn, dich hören,
Nur dir schweigend angehören!
Nicht umstricken dich mit Armen,

Nicht am Busen dir erwarmen;
Nicht dich küssen, nicht dich fassen!
Dieses Alles kann ich lassen,
Nur nicht das Gefühl vermissen:
Mein dich und mich dein zu wissen.«

O so komm, komm! – »O Freund, mein Schirm, mein Schutz! O Freund, mein Schmuck, mein Putz! Mein Stolz, mein Trost, mein Trutz! Mein Bollwerk, o mein Schild, wo's einen Kampf mir gilt.« – O komm zu mir! – Laß mich dich sehen, dich hören, laß mich dir angehören! – Schilt mich! Tröste mich! Verlache mich! – Alles, Alles, wie du's willst! Nur nicht das Gefühl vermissen, mein dich und mich dein zu wissen. Jetzt und bis in den Tod

deine *Helene.*

Schon am andern Mittag eilte der ersehnte Freund durch den Reichswald, so erregten Herzens und raschen Schrittes, daß alle Bäume und Vögel auf seinem Weg ihn verwundert anschauten, weil sie sich's gar nicht erklären konnten, was ihm nur mochte so Besonderes geschehen sein. Auch war es ja heut erst Dienstag! Und bis jetzt sahen sie ihn doch nur immer am Mittwoch und Sonnabend zum Haidehof wandern. – Aber freilich, wie konnten sie auch dem unscheinbaren Knecht auf seinem frühen Gange zur Stadt es anmerken, welch' poetische Botschaft er in seinem linnenen Kittel verborgen trug?

Jetzt war Hermann auf dem Fußpfad über dem Hohlweg zu jener denkwürdigen Eiche gekommen. Den Hut warf er ab und sich selber an ihrem Stamm ins Moos, daraus die Maienglocken schon lange nicht mehr glänzten. Sein Notizbuch zog er hervor, stützte den Kopf nachsinnend in die Hand und der Eichbaum erwachte aus seinem mittäglichen Traum. Er mußte nun wohl ganz genau wissen, was dem unter seinem Schatten Sinnenden das Herz so tief bewege. Denn er hub jetzt an, ihm vertraulich zuzuflüstern, und Jener schrieb Wort um Wort ihm nach. Und wie er zu Ende gekommen, sprang er wohlgemuth anf: »Hab' tausendmal Dank, du meiner Liebe treuer Vertrauter! Hast nie das Meer noch geschaut und nie sein Rauschen gehört, und mir doch nun erzählt, was seine Wogen uns sagen!« –

So lang er jetzt noch durch den Reichswald wanderte, sprach er immer wieder jene Worte laut vor sich hin, bis er sie vollends auswendig wußte. Und so weit er's nur vernehmen konnte, begleitete der Waldeinsamkeit Rauschen das der Meereswogen. Aber die Amseln und Drosseln und Finken verhielten sich alle still. Sie erkühnten sich wohl nicht, mit ihren kleinen, heiteren Stimmen in diesen Liebeshymnus des unendlichen Meeres miteinzufallen. Selbst die stets neugierige, geschwätzige Elster lugte diesmal nur zwischen zwei Brombeerhecken zurückhaltend ihm nach. Sie hatte heut einen so gewaltigen Respekt vor ihm und wußte selber nicht recht, warum. – O neidenswerther Bräutigam, über den sich nicht einmal die Waldfraubasen zu klatschen getrauten! . . .

»Nicht umstricken dich mit Armen,
Nicht am Busen dir erwarmen,
Nicht dich küssen, nicht dich fassen,
Dieses Alles kann ich lassen.« –

Wie wahr hatte Helene gestern Nachts diese schönen Dichterworte in ihrem jungfräulichen Herzen durchgefühlt! Aber, als sie jetzt Nachmittags vier Uhr zufällig ans Fenster trat, und Hermann schon am Hünenhügel ging, o wie erschrak da ihr Herz in freudigstem Schrecken, wie flog sie zur Haide hinaus ihm entgegen, wie umstrickte ihr sehnsüchtiger Arm seinen Hals! Und ein Kuß nach dem andern sagte seinen Lippen, wie tief sein Kommen ihr Herz beselige. Selbst zwei große Thränen ließen sich nicht abhalten, bei diesem Willkomm in Helenens Augen dabei zu sein. Begreifst du's wohl, warum ihr Empfang gerade heute so stürmisch gewesen?

Auch Frau Forster trat nun auch der Feldthüre den Beiden entgegen, und führte nach einem mütterlichen Kuß den lieben Sohn in ihr Haus. Der ungewohnte Tag seines Kommens hatte sie nicht im mindesten überrascht. Darum redete sie auch kein Wort darüber. Wußte sie doch schon aus der Tochter eigenem Munde, was ihr Herz so gedrückt! Und sogar ihren Brief an Hermann hatte Helene die Mutter zuvor lesen lassen wollen. Aber die verständige Frau hatte für dieses Vollmaß kindlichen Zutrauens gedankt. »Laß das, mein Kind, ich weiß ja doch,

daß kein Wort darin steht, was die Reinheit deines Herzens trüben könnte. So soll deinen Brief auch nur der allein lesen, für den er geschrieben ist.« Das war Frau Forsters mütterlich weise Untwort, und sie selber übergab darauf am frühesten Morgen den Brief an den Boten.

Grenzenloses Vertrauen in Helenens tiefgewurzelte, züchtige Sitte und Hermanns durch und durch ehrenfeste Männlichkeit, das war überhaupt der Grundzug ihres mütterlichen Verhaltens während dieser bräutlichen Tage. Darum beschlich sie auch nie die leiseste Sorge, wenn sie das glückliche Paar in trautem Alleinsein durch Haide, Felder und Wiesen streifen ließ, oder wenn sie am Waldhang sich niedersetzten und in solch' unbewachter und unbehorchter Einsamkeit ihre Herzen einander immer tiefer sich erschlossen. Es wollte ihr gar so prosaisch dünken, die paradiesische Poesie dieses Brautlebens durch unwürdig lauernden Argwohn zu trüben. Wölbte sich doch nach ihrem arglosen Glauben der Himmel als ewiger Wächter noch viel sorgsamer über ihnen, und ihren eigenen Herzen überließ sie getrosten Muthes die allerstrengste, sicherste Hut. – Wohl möglich, daß gar manch' andere Mutter dazu bedenklich den Kopf schüttelt! Es soll auch keiner einzigen verargt werden! Sie mögen ihre guten Gründe haben, und »Eines schickt sich nicht für Alle,« sagt bekanntlich ein kluges Dichterwort.

In dieser ungehüteten Freiheit verließ das Brautpaar auch jetzt, da es kühler geworden, das Haus. – Wie gewöhnlich sich an der Hand führend, schlugen sie den

Fußweg ein, der über die Haide zum Walde führt. Helene hatte den Kopf sichtlich gesenkt. Auch ohne daß ich dir's jetzt sagte, würdest du schon auf den ersten Blick es ihr ansehen: die eigentliche Ursache von Hermanns heutigem Kommen war zwischen ihnen noch unbesprochen. Das konnte man ebenso in seiner eigenen gedankenvollen Miene lesen. War es doch das allererstemal, daß auf ihrer Beider Antlitz etwas lag – wie ein Schleier, der nicht hingehörte.

Auch Frau Forster fühlte das gar wohl, da sie ihnen noch aus dem Fenster einen besorgten Mutterblick nachsendete. Aber verständig, wie immer, überließ sie's einzig und allein ihnen Beiden, in unbehorchter Zwiesprache sich wieder völlig verstehen und vertrauen zu lernen.

»Was soll jetzt der Mutter Einmischung frommen, wo sie doch einst später durch da ganze Leben mit einander gehen müssen? Ihre eigene Liebe wird der verständigste und auch mächtigste Vermittler sein. Sie müssen sich bei Zeiten daran gewöhnen. Und nur keine Schwiegermutter spielen wollen! Aber ihnen Beiden eine Mutter bleiben allezeit!«

Mit diesen Gedanken ging Frau Forster ruhigen Herzens auf das Feld hinaus. Die beiden Liebenden schritten noch immer schweigsam über die Haide.

Keines getraute sich, zuerst zu reden. So oft ein Wort auch dem Herzen heraufstieg, ward es auf der Lippe wieder stumm, höchstens, daß ein tieferer Odemzug seine Gegenwart verrathen hatte. Helene bereute schon bitter, ihren Brief nur geschrieben zu haben. Ihr Herz war

zentnerschwer. Jetzt waren sie ihrem Lieblingsplätzchen unter der alten Tanne schon ganz nahe. Da machte Hermann, rasch entschlossen, diesem peinlichen Schweigen ein Ende. Ihre Hand loslassend legte er die seine auf ihre Schulter, und sah ihr schmerzlich ins Auge. Dann sagte er mit ruhiger, aber tieferregter Stimme:

»Helene, was schriebst du mir?«

Und wie eine plötzlich vom Sturme geknickte Rose sank sie vor ihm nieder und weinte bitterlich. Das war ihre Antwort.

»Helene! Gott, was ist dir?« rief er bestürzt und zog sie mit aller Macht ans Herz herauf, daran sie schluchzend ihr Gesicht verbarg. Dann preßte er einen tiefinnigen Kuß auf ihren Scheitel und hob mit beiden Händen ihr Antlitz gegen sich auf.

»Helene, so hör' mich doch, und sieh' mich an! – Ums Himmelswillen, was that ich dir zu Leide?«

»O du nicht, Hermann, nicht du mir, aber ich, ich habe dir weh gethan,« sagte sie mit noch überquellendem Aug' und zitternder Lippe. »Nur darum wein' ich, nur darum, O, kannst du mir wieder gut werden?«

Und mit dem innigsten Tone, dessen seine Stimme fähig war, sprach er ihr jetzt Trost zu, sie noch fester im Arme haltend.

»O, wieder gut dir werden? – Ich war dir ja noch gar nicht böse. Aber sag' mir nur um Alles, wie konnte dir solche Angst vor mir kommen? Was that ich dir doch nur?«

Da umschlang sie seinen Hals mit beiden Händen.

»Ah, nichts, lieber Hermann, nichts, all nur Liebes und Gutes thatest dir mir. Aber ich habe dir jetzt trübe Stunden gemacht, die ersten, aber auch gewiß die letzten. O, hab' Nachsicht mit mir! – Bedenk', ich bin ja noch so jung und du bist der erste, fremde Mann, den ich im Leben kennen und lieben gelernt. Und daß dein Geist so hoch über dem meinen steht, daß ich zaghaft bin, ob ich ihm folgen und genügen könne, das ist es ja allein, was mich geängstigt, und mich zu diesem thörichten Briefe getrieben. Aber bei Gott! Kein Wort darin habe ich böse gemeint und jedes, das dich betrübt, das bitt' ich unter Thränen dir jetzt ab. O, ich habe dich ja so lieb, so unaussprechlich lieb.«

»O, du Engel meines Lebens, mein Alles, mein höchster Schatz auf Erden! Komm, laß mich die Thränen dir vom Auge küssen! – Und auch ich sage dir jetzt: die ersten seien's und die letzten, die du aus gedrücktem Herzen um mich geweint! O nie, nie mehr verstimme sich eine Saite am Harfenspiel unserer Liebe! Nein, mein liebes Herz, du hast die Meereswogen nicht recht belauscht! Aber zu mir haben sie Wahrheit geredet, denn unter jener Eiche, daran ich dich zuerst gesehen, da ließ ich erst heute der Meereswogen Lied meinen Geist umrauschen. Und unter diesem für uns so gesegneten Baume, dem Ursprung unserer Liebe, haben sie mir gewiß nichts Falsches gesagt. Komm, Helene, setz' dich her zu mir unter unser Lieblingsplätzchen! Hier laß mich dir Alles, Alles sagen!«

»Du herzensguter Mann, wie freu' ich mich darauf!« Und sie setzten sich ins Ginster unter die breitästige Tanne. Die Haide lag still und menschenleer. Das alte Gehöft sah zum Hünenhügel hinüber, wie ein ernster Gedanke über irdische Vergänglichkeit.

Hermann hatte die Hand in die ihre gelegt, und mit feierlich gehobener Stimme hub er an:

»Was uns die Meereswogen sagen? –
Merk' auf, mein Kind, uns sagt ihr Mund:
Gar endlos tief ist unser Grund,
Darüber wir den Schiffer tragen.
Doch eurer Liebe süßes Meer,
Drauf euer Herz hinausgezogen,
Ist endlos, wie der Sterne Heer. –
Das sagen uns die Meereswogen.«

»Endlos wie der Sterne Heer![1] – Ich danke dir. O rede weiter!« – Und sie lehnte das Haupt an seinen Arm.

»Was uns die Meereswogen sagen? –
Die Ströme haben nimmer Ruh';
Die Sehnsucht treibt sie all' uns zu,
Seit ihres Rinnens ersten Tagen.
So wird von eurer Liebe Geist
Jedwedes Denken aufgesogen,
Daß Alles in euch Liebe heißt. –
Das sagen uns die Meereswogen.«

»Ja, Liebe, nur Liebe jeder Gedanke! – O Hermann, wie wird mir wohl und leicht! Nun weiß mein Herz von

[1] Adolf Böttger.

keiner Angst mehr – nur noch von unserer Liebe weiß es. Und was sagten sie uns noch? Sie reden ja so schön.«

Da entzog sie ihre Hand der seinen und legte sie sacht auf seine Schulter.

»Was uns die Meereswogen sagen? –
Wir stürmen oft gar wild einher,
Das Wetter grollt um uns gar schwer,
Und schäumend wir zum Himmel schlagen.
Doch eurer Liebe klare Fluth
Umsonnt nur lichter Himmelsbogen;
Nur Gottes Friede darauf ruht. –
Das sagen uns die Meereswogen.«

»Nur Gottes Friede! – Ja, du mein Liebster, so soll es geschehen bis an unser Sterben. O wie konnte doch ich der Wogen Sprache so falsch verstehen, daß sie von so bösem Sturme mir eezählten? – Aber gewiß, dir haben sie die Wahrheit gesagt. Und redeten sie noch weiter mit dir? Ich möchte ja stundenlang an deinen Lippen hangen.«

Und sie schlang den Arm um seinen Hals, und er neigte sein glückstrahlend Antlitz zu ihr nieder.

»Was uns die Meereswogen sagen? –
Gar manch' ein Schiff treibt steuerlos
Vorm Untergang in unserm Schooß,
Zerbrochen seine Maste ragen.
Doch eures Glückes sichres Boot,
Von heiterm Wimpel stets umflogen,
Führt eure Treue als Pilot. –
Das sagen uns die Meereswogen.«

»Ja, unsere Treue soll das Steuer lenken!« rief sie da plötzlich mit begeistertem Starkmuth und ausgestrecktem Arm. »O Hermann, fürchte nicht, daß, wenn dein Genius dich treibt, dein Lebensschiff im engen Hafen loszubinden und hinauszusegeln in des Geistes unendliches Meer – o, hab' keine Angst, daß ich dann jammernd am Strande stehe, und dir die Ausfahrt verleide. Nein, du bist kein alltäglicher Mann! Aber *ich* will auch kein alltägliches Weib dir werden, – weiblich allezeit, aber weibisch nie und nimmer! – Ich steige zugleich mit dir ein. Steh' du stolz aufrecht im Nachen und laß die Segel schwellen von deines Geistes Hauch! Ich setze mich nieder ans Steuer mit demüthigem Herzen. Und geht das Meer dann auch hoch, o Hermann, dann kämpfe du gegen die Wogen! Mich laß, zum ewigen Leuchtthurm schauend, das Steuer lenken! Und aus jedem Sturm deines Geistes bringt mein Herz dein Glück wieder heim in unseres Hauses bergenden Hafen. Denn nimmer verfehlt meine Treue den richtigen Weg. O nur mich lieben, mir vertrauen, dir's an mir genügen lassen! O daß ich nur nie am Strande machtlos klagend zurückbleiben muß, und du, meines Herzen entbehrend, steuerlos im Sturme treibst – o dann, mein Liebster, dann haben die Wogen dir die Wahrheit gesagt, dann hab' ich keine Angst für unseres Glückes Boot. O dann ist Alles, Alles gut!«

Und wieder umschlang sie ihn mit beiden Armen und barg ihr Haupt an seine Brust.

Und er? – Wie doch der Geist nur so plötzlich Jahre weit rückwärts fliegen kann! – Der hatte bei Helenens Worten inzwischen ein nadtumfangenes Meer gesehen. Im sturmgepeitschten Nachen lag ein ohnmächtiger Fischer, aber sein Weib führte todesmuthig das Ruder und blickte betend zum Leuchtthurm. Und die Berge des Meeres trugen sie sicher und die Thäler verschlangen sie nicht. – Das war jener Fischer, der nie genug bekam. – Erinnerst du dich noch Hermanns letzter Schulaufgabe auf der Bank des Gymnasiums?

Wie diese Erinnerung doch sein Herz mächtig klopfen gemacht! Aber wie er jetzt Helenens Haupt daran spürte, da sah er auch dieses Seesturms anderes Bild.

Des Leuchtthurms tröstender Strahl fällt in des Fischers geängstigtes Herz. Erwachend sinkt er seinem rettenden Weib in den Arm. Dann knieen sie zusammen an dem Leuchtthurm nieder. Die Sterne gehen über ihren Häuptern auf, friedestrahlend, und das Meer ist wieder still geworden wie des Fischers Herz.

Und wieder hob er jetzt ihr Antlitz gegen sich auf und küßte sie lang und innig.

»O dir mein muthig mitstreitender, schützender Engel! Ja, wie dir gesagt, so soll es geschehen. Nein, niemals sollst dir einsam sagend am Strande stehen! Als Schutzgeist sollst dir allezeit mich begleiten auf des Lebens ruhiger wie stürmischer See. Du sollst mir das Steuer lenken zu der Ewigkeit unendlichem Meer! Und hör' nur jetzt das Ende:

»Was uns die Meereswogen sagen? –
O merke wohl den Schluß, mein Kind!
So lange wir mit günst'gem Wind
Ein Schiff zum Strande noch getragen,
Sind in der ew'gen Liebe Port;
Zwei Herzen treuer nicht gezogen,
Durch Liebe selig hier und dort. –
Das sagen uns die Meereswogen.« –

»Durch Liebe selig hier und dort!« sprach sie mit verklärtem Aug' ihm andächtig nach. Dann legte sie ihre Hand wie am Anfang wieder in die seine. Vom Dorf herauf klang die Abendglocke. Die alte Tanne flüsterte dazwischen. Helene neigte das Haupt. Und Beide sannen eine Weile vor sich hin. Dann standen sie auf und gingen, Hand in Hand, wie sie gekommen, heimwärts über die Haide. Mit keinem Worte sprachen sie mehr zu einander, hörten sie doch Beide noch allzumächtig in ihrer Seele das inhaltsreiche Lied erklingen:

»Was uns die Meereswogen sagen!«

Siebenter Abschnitt. In den Hafen und auf das Meer.

I. Elegie der Haide.

Deutschen Lebens minnige Poesie habe ich dich in dieser waldumrauschten Einsamkeit umklingen lassen wollen. Möge es mir in diesen »bräutlichen Tagen« nur auch so geglückt sein, daß du gerne mir zugehört! – Und nun folge mir eben so freundlich weiter! Bald gleitet ein Lebensschiff in den bergenden Hafen, bald treibt ein dunkler Drang das andere hinaus aufs offene Meer. So komm, wir wollen mit diesen Schiffern heimkehren und hinaussegeln!

Es ist Herbst geworden. Eine den zuletzt erklungenen Minneweisen gar unähnliche höre ich jetzt über die Haide rauschen. Und doch wird auch sie in meiner »Symphonie in Worten« noch gar manchmal wiederkehren. – »Elegie der Haide« möchte ich sie heißen. So hör' mir zu!

Wer sah es diesem alten Haidehof wohl an, was er Alles in seinen düsteren Mauern verborgen hielt? – Ein ganzer Liebesfrühling hat dich darin umblüht. Aber auch der schon entblätterte Baum und der noch ganz zarte Schößling stand auf demselben Boden. Das war der Großvater, ein narbenbedeckter Veteran aus Napoleonischer Kriegszeit, den wir bis jetzt nur von weitem betrachtet, im Gerichtssaal und bei seiner Heerde. Und der Schötzling war dessen Enkelsohn, der »Schäferfritzel,« wie er auf dem Hof und im Dorfe von Jedermann genannt wird. Von diesem weißt du noch nicht ein einziges Wort. Und doch

reift nun auch er allmälig heran zu einer nicht unwichtigen Person in unserer Erzählung vom deutschen Leben.

Du erinnerst dich wohl noch, lieber Begleiter, wie unter den Verdachtsgründen gegen den Schäfer auch dessen Fertigkeit in mechanischen Arbeiten eine gefährliche Rolle spielte. Von wem er sie ererbt, wo er sie gelernt? Niemand wußte das. Aber in unvergleichlich reicherer Gabe als dem Vater war dieses Talent dem zum zwölfjährigen Buben, dem Schäferfritzel, angeboren. Wunder bares Walten der Natur, oder wie nenne ich dies Geheimniß? – Sobald er nur als ganz kleiner Knirps mit einem Messer hantiren, Kartoffel, Schachteldeckel und Weidenruthen zerschneiden konnte, fabrizirte sein junges Genie schon ganz nette Leiterwagen, Schubkarren und Schäferschlitten, wie er's gerade brauchte. Und sich Pferde wie Kutscher, oder eine ganze Schäferfamilie sammt Hund und Heerde herbeizuzaubern, dazu war er nicht im mindesten verlegen. Lieferten ihm doch die weißen Rüben auf dem Feld und im Keller das bilsamste Material zu seiner naiven Plastik. Mit jedem Jahr offenbarte sich diese Gabe in bewußterer Kraft. Der Mutter Spinnrad und Garnhaspel waren in ihrem einfachen Mechanismus für den kindlichen Techniker gar bald ein überwundener Standpunkt. »Boßeln« war seine höchste Befriedigung und würzte jedes seiner Kinderspiele. Aber wie traurig für ihn! – Je sichtlicher dieses geheime Genie sich entfaltete, um desto argwöhnischer beobachtete ihn der Großvater. Warum nur? – Wir werden es bald erfahren. So saß der Fritzel gar oft nur mit Herzklopfen im Schuppen an

der Schnitzbank, aus Angst, vom Großvater darüber entdeckt und ausgescholten zu werden. Darum war es ihm auch die liebste Zeit, wenn er später zur Heerde hinausgeschickt ward, und dann ungestört am Waldhange sitzend mit seinem seinen Schnitzmesser seine Kunst ausüben konnte. Wie schweifte dann sein großes Auge seelenvergnügt über die Haide! Und wie oft seufzte er vor sich hin: »O hätt' ich nur erst eine Drehbank, da wär' ich aber glücklich! – Armer Fritzel! Ein junger Adler mit gebundenen Schwingen!

War's darum ein Wunder, daß auch Hermann den gescheidten Buben besonders lieb gewann? – Geschah ihm doch, als spüre er ein gut Theil seiner eigenen Natur in ihm stecken. Und so machte sich's ganz von selber, daß er den Fritzel dann und wann mitnahm, wenn er auf der Herbstjagd Wald und Haide durchstreifte. Dann trug ihm sein kleiner Genosse die erlegte Beute und jedesmal wußte er eine neue Urt von Hafen im Walde zu schneiden, um daran am besten das erlegte Wild über die Schulter zu hängen. So erkannte Hermann immer mehr dieses rastlose Erfindungsgenie, und sein Entschluß ward immer fester, mit aller Kraft sich des merkwürdigen Buben anzunehmen.

Einmal saßen sie an einem Herbstabend miteinander am Hünenhügel. Zwei Hasen und ein halbes Dutzend Hühner lagen vor ihnen im Ginster. Der Abend war so schön, und Hermann behagte es, gerade hier noch ein wenig Rast zu machen. Der Fritzel aber hatte die abgeschossene Flinte in die Hand genommen und studirte

nachdenkend daran herum. Endlich getraute er sich zu fragen:

»Herr Doctor, darf ich nicht einmal gucken, wie Ihre Flinte inwendig aussieht? Ich glaub' schon, daß ich das Schloß da auseinander machen könnt' und auch wieder ganz gut zusammenschrauben. Darf ich's einmal?«

»Ei warum nicht, Fritzel? Wart' nur, bis wir heimkommen,« sagte Hermann, ihm freundlich das Gesicht streichelnd; und es drängte ihn zu der Frage: »Sag', Fritzel, was willst dir denn eigentlich einmal werden?«

»Ich? – Ei, Schäfer muß ich werden,« seufzte der Bube und ließ den Kopf hängen.

»So, und darüber bist du so traurig? Warum denn?«

»Weiß nicht, Schäfer ist so langweilig. Möcht' lieber ein Handwerk lernen, wo ich bosseln könnt'! Drechsler oder so was. Aber der Vater läßt mich nicht. Und der Großvater wird erst recht bös, wenn ich ihm damit komm'. Schafehüten soll ich, sagt er immer. Und ich mag doch nicht.«

»Ja, Fritzel, da hast du auch ganz Recht! Schafe hüten können Hundert Andere. Aber für dich wär' es jammerschade. Weißt du was? Du mußt einmal Mechanikus werden! – Willst du?«

»Weiß nicht, was das ist.«

»Nun sieh', Fritzel, ein Mechanikus, das ist ein Mann, der Maschinen macht. Verstehst du's jetzt?«

»O ja, jetzt schon,« sagte er mit auflebendem Gesichte. »Steht ja die Dreschmaschine drinnen in der Scheuer und die Häckselmaschine in der Futterkammer. Und

in der Garnspinnerei in Buchthal drunten, da sind aber noch hundertmal mehr. Da hab' ich dies Frühjahr von der Madam dem Inspector einen Brief hingetragen, und da hat mich ein Mann durch einen langen Saal ganz voll von lauter Maschinen geführt. Ach, du guter Gott, da bin ich anfangs ganz dumm worden vor lauter Surren und Sausen. Aber wie ich meinen Brief dann besorgt hatte, da wär' ich fürs Leben gern noch ein Bissel bei den Maschinen stehen blieben; und ich sagt' auch zu dem Mann, ob ich nicht die Räder betrachten dürft', wie die einander treiben, die großen immer die kleinen. Das hatt' ich gleich losgekriegt, schon im Vorbeigehen. Aber er sagte: was verstehst du dummer Bub' davon? Und er schob mich zur Thür hinaus, daß ich ganz bös worden bin. O wenn ich nur hätte gleich ganz drin bleiben können und immer mit Oel die Räder einschmieren – ich hätt' es ihnen schon abgeguckt, wie die ineinander laufen, und wie ich sie dann selber machen könnt'.« Dann ward sein Gesicht noch viel erregter, und er schloß mit glänzendem Auge: »O, eine Dreschmaschine, Herr Doctor, die könnt' ich jetzt schon machen, wenn ich nur die zackigen Räder dazu hätt'.«

»Was, Fritzel, eine Dreschmaschine?« fragte Hermann verwundert über dieses naive Selbstbewußtsein. »So geschickt wärest du schon? Ja, wo hättest dich denn das schon gelernt?«

»Ei wissen Sie, Herr Doctor,« klärte jetzt der Fritzel ihn auf, mit einem Gemisch von Schalkheit und Zutrauen,

»die Dreschmaschine, die ist nicht gleich so 'rein kommen, wie sie jetzt in der Scheuer steht. O je, das waren zwei ganze Wagen mit lauter Stücken, die sie von der Eisenbahn abgeholt haben. Da durft' ich auch in die Stadt mitfahren. Und da hab' ich zum erstenmal ein Locomotiv gesehen. Das hat aber gebraust und gepfiffen. Da hab' ich aber nicht viel herausbekommen. Das war mir doch ein Bissel zu schwer. Konnt' die Maschine auch nur zehn Vaterunser lang angucken. Und da war sie schon wieder fortgesaust. Und ein paar Tage darauf ist dann ein Mann auf den Hof kommen, den haben sie den Montirer geheißen, und der hat dann Alles erst in der Scheuer zusammengezetzt, Stück für Stück und mit gar vielen Schrauben. Und da bin ich ihm den ganzen Tag nicht von der Seite gewichen, weil's gerad' Ostern war, wo ich keine Schule hatt'. Und auf die Finger hab' ich dem Montirer geguckt – o jedes Schräubchen hab' ich mir gemerkt, wo's hingehört. Und dann,« fuhr er etwas stockend weiter, »dann – die Nacht darauf – da hab' ich in der Schäferhütte geschlafen, weil der Vater unpaß war. Und da hat mir's drinnen geträumt, daß ich die ganze Maschine auseinandergelegt hätt' und gleich wieder zusammengeschraubt, und es wär' ganz gut gegangen. Und da war ich gar lustig drüber und ganz stolz. Und wie ich dann aufgewacht bin, da hatte gerade der Wächter im Dorf drunten Zwei geblasen; aber 's war ganz hell, denn es schien der Vollmond. Und ich weiß selber nicht, wie mir's da so war – aber da war mir's gerad', als wenn ich gar nicht anders könnt', und müßt und müßt', ob ich wollt'

oder nicht. Und da kroch ich aus der Hütte – und – aber gelt, Herr Doctor, Sie verrathen mich nicht? Und ich will's auch mein Lebtag nimmer thun und gebeichtet hab' ich's auch schon – und ich kann auch wirklich nichts dafür, ich mußt' ja so – 's war mir so angethan –«

»Aber was denn, Fritzel? Du verstehst wirklich, Einen aufs höchste zu spannen.«

Und der Fritzel rückte jetzt so nahe an Hermanns Ohr, als wollte er sein Geheimniß selbst dem Haidekraut am Hünenhügel verborgen halten und er flüsterte behutsam weiter:

»Und da bin ich über die Haide gelaufen und über die Hofmauer geklettert, und dann, dann bin ich durch das Scheuerthor geschlüpft. Da hatte gerade Tags zuvor ein Knecht mit der Deichsel ein Brett entzwei gefahren – das wußt' ich; und wo die Schraubenzieher hingen, das hatt' ich mir auch gemerkt. Und dann stieß ich den Laden auf, daß der Mond hereinscheinen konnt'. Und dann macht' ich's gerade so, wie mir geträumt hatte, – Alles auseinander und wieder zusammen. Und es ging auch Alles ganz gut. Da war ich nun gerad' so stolz darauf, wie im Schlaf. Und dann kroch ich wieder in die Schäferhütte, und kein Mensch merkte was. Gelt, Herr Doctor, da war aber schön? – Und gelt, Sie machen's schon, daß ich kein Schäfer werden muß?«

»Ja, Fritzel, das mach' ich; darauf kannst dir dich verlassen! Noch heute red' ich mit der Madam,« betheuerte Hermann, den diese Erzählung ganz nachdenklich gestimmt hatte, und er dachte bei sich: »Wie wunderbar offenbart sich doch oft die Macht des Genie's!«

»O die Madam,« fiel jetzt der Fritzel erleichterten Herzens ein, »die hätte nichts dagegen. Denn, wie einmal die Dreschmaschine nimmer gehen wollt', und sie Alle drum herumgestanden sind, und nicht wußten, wo's fehlt, da bin ich grad' aus der Schule kommen. Und da hab' ich gesagt, sie sollen nur mir einmal die Schraubenzieher geben. Und da haben sie mich ausgelacht. Und mein Vater hat gesagt: nun laßt einmal den Buben probiren; denn kaput ist die Maschine doch. Und dann war es ihnen recht, Herrje, haben Sie mich aber dann angeguckt, wie ich alles so fix auseinanderlegen konnt'! Und da war zwischen den Zacken ein großer Nagel gesteckt. Und den zeigt' ich ihnen und sagte: so, da seht ihr's nun; aber das Rad ist kaput und da muß ein anderes her – hineinmachen will ich's dann schon wieder. Und da ist der Oberknecht ganz roth drüber worden, wie er den Nagel gesehen hat. Wissen Sie, der nämliche Spitzbube, der jetzt auf fünf Jahr im Zuchthaus sitzt, wo er den Vater hat hinbringen wollen. Aber der Pferdeknecht sagte: ich wär' ein verklärter Bub'. Und die Madam schenkte mir ein Honigbrod und noch dazu dreißig Kreuzer für meine Sparbüchse. Und Sonntags darauf hat der Herr Pfarrer gesagt: ich müss' einmal was anderes werden als Schäfer, weil ich so gut im Rechnen bin. Aber,« schloß der Bube

nun wieder weinerlich, »der Großvater will doch nichts davon wissen.«

»So, Fritzel, auch so gut rechnen kannst du?« lächelte Hermann. »Nun sieh', darin ging mir's in deinem Alter just umgekehrt. Aber wart' nur, jetzt red' ich einmal mit dem Großvater. Wir werden's schon zuwege bringen. Ei was! So auf dieser Haide herumkrabbeln, das ist nichts für deinen Kopf. Die ganze, weite Welt muß ihm einst offen stehen . . . «

»Die ganze, weite Welt!« fiel jetzt der Fritzel aufathmend ihm in die Rede. »Ach, und auch Amerika! – Gelt, Herr Doctor?«

Was lag jetzt nicht Alles in diesem einen großen Blick, mit dem dieser Schäferbube halb offenen Mundes am Horizont umherschaute, als wollte er die Grenzen seiner dereinstigen Wanderfahrt schon jetzt mit seinem Aug' umstreifen.

Und Hermann, der an diesem merkwürdigen Umherschauen seine helle Freude hatte, fragte:

»Also möchtest dir einmal gar gern in die weite Welt? – Und weißt du denn schon was von Amerika?«

»O je, das will ich meinen. Da sind erst im Frühjahr zwei Schulkameraden von mir mit ihren Eltern nach Amerika ausgewandert. Und die haben gar arg geweint, wie sie aus dem Dorf gefahren sind. Da hab' ich aber zu ihnen gesagt: o wenn ich nur ihr wär', ich thät' nicht so weinen. Ihr seid recht dumme Buben! Nun seht ihr die halbe Welt, und das Meer dazu, allerhand fremde Menschen, und wilde Thiere, und jetzt greint ihr wegen dem

langweiligen Nest. O dürft' ich nur mit, ich thäte lachen. – Und der Großvater hat auch schon die ganze Welt gesehen, wie er unterm Napoleon Soldat gewesen ist. Und wenn wir Abends Kartoffel schälen, da erzählt er uns manchmal davon. Und da hab' ich mir schon oft gedacht: ach, wenn nur auch ich einmal hinaus dürft' in die weite, weite Welt! – Das wär' aber schön!«

Wie so nun der zwölfjährige Schäferfritz von der weiten Welt in kindlicher Wandersehnsucht schwärmte, da trieb sein Großvater, ein weißbärtiger Achtundsechziger im braunen, halbzerrissenen Mantel, mit den Schafen über die Haide gegen ihn her – das ernste, in sich gekehrte Alter, das mit dem Leben abgeschlossen, zu der fröhlichen Knabenzeit, vor der es unermeßlich offen lag.

»Guten Abend, Großvater!« rief Hermann ihm schon auf zwanzig Schritte weit entgegen.

»Guten Abend, Herr Doctor,« gab ihm der Gegrüßte zurück und kam näher. »Na, heute waren Sie ja glücklich; zwei Hasen und sechs Hühner. Da kann man zufrieden sein.«

»Das bin ich auch, Großvater. Aber da seht einmal her, was mir der Fritzel wieder für einen guten Haken zum Tragen geschnitzelt hat. Ich sag' euch, in dem Buben steckt was, wovon ihr euch Alle noch nichts träumen laßt. Darum meint auch der Fritzel, das Schafehüten sei ihm zu langweilig. Und ich meine es auch. So immer nur auf den Boden schauen – ist das nicht langweilig, Großvater? Und darum möchte der Fritzel lieber einmal in die weite Welt, wie ihr. Aber nicht als Soldat – nein, der Bube

muß einmal Mechanikus werden, weil er solch' Geschick zum Bosseln hat, und auch so gut rechnen kann. Und für das Lehrgeld wollten ich und Madam schon sorgen. Was meint ihr dazu, Großvater?«

Der Fritzel kauerte indessen mäuschenstill im Farrenkraut, und sah furchtsam zum Großvater auf, was der für ein Gesicht dazu mache.

Aber das ward jetzt noch viel ernster, als es ohnedem schon gewesen, fast mürrisch; und der alte Hirte stützte sich auf die Schäferschaufel und schüttelte sein weißlockiges Haupt.

»Hm, hm! Hat sich der Bube nun auch hinter euch gesteckt! Und drangsalirt er schon uns selber genug! – Fritzel, was quälst du nun auch noch den Herrn Doctor mit deinem dummen Zeug?«

Der Bube traute sich gar nicht aufzuschauen, viel weniger zu antworten.

Aber Hermann nahm ihn rasch in Schutz: »Nein, Großvater: da thut ihr dem Fritzel gewaltig Unrecht! Nur ich allein hab' ihn darauf gebracht, und es ist mir schon lang im Kopf herumgegangen. Denn nehmt mir's nicht übel, wenn ich es euch rund heraussage: da müßt' ich doch blind sein und kein Herz im Leibe haben, wenn das mir nicht wehe thäte, nun anzusehen, wie unser Herrgott diesem Buben ein solch' handgreifliches Genie gegeben hat, um Mechanikus zu werden, und wie ihr um alle Welt einen Schäfer aus ihm machen wollt. Großvater, ihr seid ja sonst ein so kluger Mann! Kommt, überlaßt mir den

Buben! Er soll euch keinen Kreuzer Kosten machen, darum schlagt ein und verderbt dem Buben nicht sein Glück, zu dem er von unserm Herrgott bestimmt ist.«

Der Fritzel hatte sich bei diesen Worten seines Beschützers kaum getraut, recht Athem zu holen, solche Angst war ihm vor dem strengen Großvater gekommen. Er wagte jetzt nur einen einzigen Blick auf Hermann zu thun. Darin lag sein ganzes junges Herz voll Dank und Hoffnung. Aber sogleich schlug er das Auge wieder nieder und zitterte davor, was jetzt der Alte sagen werde.

»Hm, hm, Glück!« murmelte der naturwüchsige Philosoph der Haide erst vor sich hin; dann klang seine Stimme hoch gehobenen Tones und er streckte die Hand aus, daß er in seinem weißen Bart anzuschauen war, wie ein alttestamentarischer Prophet:

»Glück! – O junger Herr, was ist Glück? Und wo ist es zu finden?«

Hermann war von Ton und Sinn dieser Rede gleich betroffen.

»Wie so, Großvater? Wie meint ihr das?«

Und mit derselben tieftönigen Mahnerstimme hub der Alte wieder an:

»In die weite Welt wollt ihr mein Enkelkind schicken, daß es drin sein Glück sich suche? – O junger Herr, auch ich habe sie gesehen. Die Welt ist groß und weit – aber das Menschenherz ist noch viel weiter und bekommt nie genug. Ich hab's erfahren. – Beim großen Kaiser hab' ich gedient an fünfzehn blutige Jahre – von *anno* 97 bis *anno* 12. In Egypten bin ich vom Sonnenstich schier gestorben,

und in Rußland hab' ich mir die Füße erfroren. Dazwischen liegt gar ein mächtig großer Weg. Bei den Pyramiden und bei Marengo, bei Austerlitz und Wagram war ich dabei, wie der Mameluk, der Oesterreicher und der Russ' ihre Hiebe gekriegt. O stand mein Kaiser da groß in der Welt als wenn er drinnen der Herrgott wär' und das Glück ihm gar nimmer falliren könnt'! – O ich hab' sie mit ihm durchmarschirt die ganze weite Welt. Aber hat er denn genug gekriegt? – Nein, lieber Herr! – Sein Herz war noch viel weiter. – Darum mußt' er noch in dem Russen sein Land. Da zog er mit sechsmalhunderttausend von allen Völkerschaften hinauf. Und, o mich schaudert's noch heute, wenn ich daran denke, wie dann Moskau gebrannt, und wie wir heimwärts gehungert und gefroren. Und wie sie uns über der Beresina abgezählt, da waren's von den sechsmalhunderttausend noch vierzig. Und die anderen alle, die lagen im Blut und Wasser und Schnee. – O fünfmalhundertsechzigtausend erschlagene, erfrorene und ertrunkene Menschen! Und der große Kaiser und all' sein Glück? – O lieber Herr, was war's mit denen?«

»Aber, Großrater,« entgegnete Hermann zwar ruhig, und doch von des Alten Rede erschüttert: »Was hat denn der Napoleon mit dem Fritzel zu schaffen? Der will ja doch die Welt nicht erobern. Nur Kenntnisse drinnen erwerben will er mit Fleiß und Sparsamkeit, und doch nicht mit solch' unmenschlichem Uebermuth, der den Napoleon zu Fall gebracht.«

»Ja wohl,« fuhr der Schäfer in unverändertem Tone weiter, »so denkt ihr! – Und ihr seid ein gar gelehrter

Herr! Hab's ja vor Gericht gehört. Aber eure fünfundzwanzig Jahre sind eben doch nicht meine achtundsechzig. Nichts für ungut, Herr Doctor! Da denkt man eben auch ein Bischen älter, und die Welt kommt Einem anders vor. – Ei, macht's unsere Zeit denn jetzt anders, als einst der Napoleon? Kriegt sie denn genug? Und jagt sie nicht nach Glück in justament so gottlosem Uebermuth, wie einst Jener, und immer da, wo's nicht zu finden ist? – Und seht, lieber Herr,« schloß er jetzt mit zornesfinsterem Blick, »just in den Maschinen – da drinnen steckt's! – Und nun sollt' auch mein Enkelsohn mit ihnen was zu schaffen haben? Nein, lieber Herr! So lang ich am Leben bin – nie und nimmer!«

»Nehmt mir's nicht übel, Großvater, ich versteh' euch nicht,« sagte Hermann, der unter dem Eindrucke dieser räthselhaften Rede sich unwillkürlich höher aufrichtete, während der Fritzel noch furchtsamer sich an den Hünenhügel drückte. Und der Alte lächelte bitter vor sich hin.

»Nun freilich, wie solltet ihr mich auch verstehen? Aber ich will es euch jetzt sagen. – Seht, lieber Herr, dem Buben da sein Vater, das war nicht mein einziger Sohn. Ich hatte deren noch zwei und eine Tochter dazu; und die Jungens waren brav und fleißig, und das Mädel war gut, und ihrer Mutter ans Herz gewachsen. Das war am Niederrhein, lieber Herr, wo ich auch schon als Schäfer gedient, da ich just von Rußland heimkommen war. Und wir waren zufriedene, glückliche Menschen. Nun deht,«

fuhr er jetzt weiter und nickte erregt mit dem ausdrucksvollen weißen Kopf, und sein Auge flammte. »Seht, lieber Herr, da kamen die Fabriken und Maschinen auch in jene Gegend, wie jetzt in diese. Und meine zwei Jungens von siebzehn und vierzehn, und mein Mädel von sechzehn Jahren, die setzten gar stark mir zu, daß ich auch sie in die Fabrik schicken sollt', um recht viel Geld zu verdienen. Und die ganze Freundschaft bettelte drum. Und ich ließ die Kinder gehen und that ihren Willen. Was wußt' ich viel davon, daß ich sie an den bösen Feind verhandelte? – O, lieber Herr, laßt mich's kurz machen! Denn langes Erzählen – macht mir Herzweh. – Und kurz und gut – nach drei Jahren, da war der größere Bube von all' dem verfluchten Geld ein gottvergessener Lump, und ging auf und davon, nach Amerika hieß es. Und der kleine, der mußte seines Bruders Sünde büßen und kam in ein Rad, das ihn mitten entzweigerissen. Aber dem Mädel ging's noch viel schlechter. Das kam zum Fall, und starb mit ihrer Schande im Findelhaus. – Aber mein Aeltester, der in seines Vaters Hause blieb, und mit mir die Schafe hütete, der ward dafür gesegnet an Weib und Kind. Er war mit wenigem zufrieden und er ward ein glücklicher Mann, bis diese verdammten Maschinen auch ihn noch verderben wollten. War es nicht so? hatte nicht jener heillose Schurke nur darum ihn angeklagt, weil mein Sohn sein Complott gegen die Madam verrathen? Und war nicht dieses Complott nur wieder wegen den Maschinen? – O nichts als Unheil, Herzeleid und Schande, Tod und Sünde haben sie über mich und mein Haus gebracht!«

Da hielt er einen Augenblick inne. Aber mit einemmale war es, als ob sein ganzer, alter Schmerz sich noch einmal in seiner Brust zusammenkrampfte. Der Schäferstab entsank ihm. Und beide Hände gegen Himmel ballend stand er da, ein tragisches Menschenbild auf einsam ernster Haide.

»Verflucht seien alle Maschinen, verflucht sei diese ganze, neue, gottlose Zeit! – Verflucht sei alle Habgier, die nie genug bekommt, die vom Bösen stammt und zu ihm führt! – Verflucht sei aller sündige Uebermuth, der den Menschen zu was Anderem treibt, als wozu sein Herrgott ihn erschaffen hat! – O lieber, junger Herr! Ihr habt mir meinen Sohn gerettet und ich segn' euch dafür in alle Ewigkeit. Jetzt aber beschwör' ich euch bei des Dreieinigen Namen: verderbt mir nicht mein Enkelkind!«

Der Eindruck dieser Scene war zu gewaltig, als daß Hermann es nochmals versuchen wollte, mit kalten Vernunftgründen den heißen Zorn des Schäfergreises zu dämpfen. Mit solchem Schmerze war nicht mehr zu streiten. Und so begnügte er sich, ihm mit warmer Theilnahme zu antworten:

»Großvater, glaubet mir, das Unglück eurer Kinder thut mir weh. Ich erfahr' es heute zum erstenmal und begreif euch nun. Darum werd' ich auch über alles Andere fortan schweigen. Darauf habt ihr meine Hand!«

Und er legte sie in die des Großvaters, die noch mächtig zitterte. Dann bückte er sich, ihm den entfallenen Schäferstab zu reichen. Ausathmend stützte der sich darauf und sagte wieder in ganz sanftem Tone:

»Fritzel, hör' mich an, was ich dir jetzt sage. Willst du?«

Der arme Bube hatte sich wie zerschlagen indessen immer tiefer in das Haidekraut hineingedrückt gehabt. Am liebsten hätte er sich ganz darin verkrochen, bis zu tiefst hinunter zur tausendjährigen Reckenasche. Eine solche Todesangst war ihm gekommen. Der kalte Schweiß rann ihm noch immer über sein Gesicht. Er vergaß darauf, daß er noch eine Stimme hatte und blieb stumm.

Und wieder redete der Großvater ihn noch zärtlicher an:

»Mit dir red' ich jetzt, Bube! Hörst dich mich, mein Enkelkind?«

»Ja, Großvater,« sagte er kaum hörbar und gewann wieder Muth, sich ein wenig aufzurichten.

»So hör' also, was ich dir jetzt sage. Wer weiß, wie lang es noch mit mir dauert. Und auch ihr, lieber Herr, dürft mit zuhören. Hab' ich doch auch euch gar lieb, und 's ist ein Recept für Jedermann, und vielleicht könnt auch ihr's noch gebrauchen! Ihr seid zwar ein gar studirter, gelehrter Stadtherr, und ich nur ein alter, einfältiger Schäfer. Aber es gibt eben Sachen auf der Welt, die kann kein Mensch in Büchern studiren, die muß er selber erleben – da drinnen im Herzen. Darum sagt mir, lieber Herr, wollt ihr's hören oder soll ich meine Schafe weiter treiben? Ich kann es halten, wie's euch beliebt.«

Schon vorhin, da der Schäfer mit geballten Fäuften seinen Zorn zum Himmel hinaufgeschrieen, und auch jetzt

wieder, da er voll stolzer Hoheit zuwartend auf ihn niederschaute, war in Hermanns Geist das Bild des alten Lear auf jener Haide aufgestiegen. Eine Ehrfurcht beschlich sein Herz, als stände jetzt ein greiser, weiser König aus alten Zeiten als gespenstiger Hirte vor ihm da. Und er antwortete, in sein Anschauen verloren:

»Redet, Großvater, mich verlangt danach.«

Lag schon vorher tiefe Stille rings auf der Haide, so schien es jetzt noch um vieles stiller zu werden. Als ob sie ihres Hirten Rede nicht stören wolten, hatten sich allmälig alle Schafe niedergelegt, und der zottige Schäferhund sah verständig auf zu seinem Herrn, als wollte er ihm sagen: So, nun fang' an!

Drüben im Haidehof wirbelte der Rauch in blauen Säulen in die Dämmerung, und der Alte sprach:

»Siehst du, Fritzel, den Rauch da drüben zum Himmel steigen? Betracht' ihn gut! – Das ist das Menschenleben. So kommt es und so geht es hin. 's ist Alles Rauch! – Und wenn du alt würdest hundert Jahre und noch viel mehr – zuletzt war es doch nur ein Augenblick, der kam und ging wie ein Schatten an der Wand. – 's ist Alles Rauch! – Schau her, mein Bube, auf diesen Hügel! – Die Leute sagen, daß drinnen vor mehr als tausend Jahren alte Helden begraben wurden. Wer waren sie? – Wie hießen sie, was thaten sie? – Dahin, dahin! – Wie die tausend Jahre. – 's ist Alles Rauch. – Und die da drüben in der alten Ritterburg gehaust? – In Asche wie ihr Schloß in Trümmern! – 's ist Alles Rauch. – Und ich sage dir jetzt: fängst du nur erst damit an, nach Menschenglück zu jagen, so bist nicht

du der Jäger und nicht das Glück dein Wid, sondern umgekehrt. Und so oft du meinest, nun habest du das Glück erjagt, so ist dir's unter den Händen vergangen. 's ist Alles Rauch! – Und so geht's fort und immer fort. Das gehegte Wild bist immer nur du selber, bis dich am Ende der große, wilde Jäger erlegt, dem noch Keiner entronnen – der allgewaltige Tod. 's ist Alles Rauch! – Drum mein Enkelkind, beschwör' ich dich jetzt: bleib' daheim und nähre dich redlich und es wird dir wohlergehen, wie deinem Vater. Bleib' arm und einfältig und du wirst reich werden an Frieden und Weisheit! Bleib' in deiner Niedrigkeit und dein höchster Gott wird dich zu sich erhöhen. Verachte den Rauch der Erde, der kommt und vergeht, und dir wird leuchten das Licht Gottes, das ewig brennt auf Erden und im Himmel. Und alles Andere ist Rauch. – Doch gehst du hinaus in die weite Welt, willst du mithelfen an diesen Maschinen, an diesem Handwerkszeug des bösen Feindes, so prophezei' ich dir: es wird dir ergehen wie einst dem großen Kaiser. So wird es auch bei dir dann heißen: die Welt ist weit, aber das Menschenherz ist noch viel weiter, und es bekommt nie genug. – Auch deine Habgier und dein Uebermuth werden dich zuletzt in ein Rußland treiben. Und wie die große Armee drin gefroren und gehungert, so wird es auch dir ergehen. Dein Herz wird hungern an Glück und Frieden, so viel auch die Welt ihm bieten wird von ihrer Speise, die immer ärgeren Hunger schafft; und dein Herz wird frieren, so viel es auch an den Menschen sich wärmen will, weil es nicht beschienen wird vom Auge Gottes. Und wann

dein letzter Tag herangekommen, dann wirst du zu spät gedenken der Worte: O Eitelkeit, und nichts als Eitelkeit, – außer Gott zu lieben und ihm zu dienen. – Alles Andere ist Rauch – und nichts als Rauch! Nun wißt ihr, wie ich's meine. Behüt' euch Gott!«

Bevor die beiden Andern nur ein wenig zu sich kamen, hatte der Alte seinem Hunde schon gepfiffen und trieb mit seiner Heerde von ihnen weg. Dann schlug er Feuer, blies kurz darauf die Wolken aus seiner Ulmerpfeife, und murmelte vor sich hin: »'s ist Alles Rauch!«

Und lange, lange sah Hermann in sich verloren auf Wald und Haide. Die Abendluft strich bewegter durch Ginster und Farrenkraut. Durchs Tannenholz tönte der Bahnzug eine Stunde weit herüber, wie die brausende Stimme der neuen Zeit. Und dort am Waldsaume schritt der seltsame Schäfergreis ein klagender Jeremias der alten. – Was ging doch jetzt im Herzen unseres Freundes nicht Alles vor! Da flüsterten die Haidekräuter ihm nochmals zu: »Die Welt ist weit, aber das Menschenherz ist noch viel weiter, und bekommt nie genug. 's ist Alles Rauch!« – Und aus des Bahnzuges fernem Sturmlaufe hörte er sein Herz es umbrausen: »Vorwärts und immer vorwärts, die Welt und ihr Glück zu erjagen! Und auch dich wird mein Arm noch erfassen! Und auch du wirst im Sturm mir noch folgen, du, mein Sohn, mir, deiner Mutter, der Zeit!«

Des Bahnzugs fernes Brausen war jetzt völlig verweht. – »Komm, Fritzel, es wird Nacht, laß uns nach Hause gehen!« sagte Hermann dumpfen Tones und erhob sich

in ernstem Sinnen. Der Bube lud die Jagdbeute auf die Schultern. Und da sie zum Haidehofe gingen, redete Keiner ein einziges Wort. Aber wie stand's mit ihren Gedanken? – Sonderbar! – Der Enkelsohn, dem des Großvaters Worte zunächst gegolten, der hörte sie nurmehr von ferne, deren tiefen Sinn er nur halb verstanden. Nur die Flüche umhallten, noch immer sein Ohr. Er wollte ja gerne nun Schafe hüten, und nicht mehr nach der weiten Welt verlangen. Und der Andere, der nur mitzugehört, der vernahm jeden einzelnen Ton jetzt noch viel eindringlicher und er ahnte, daß er sein Leben lang nicht einen einzigen davon mehr vergessen werde.

»Nun wohl, du einfältig weiser Philosoph, mein Herz wird aber genug bekommen! Die Liebe dieses Engels da drüben wird es ausfüllen ganz und gar, und unser Glück wird kein Rauch werden, sondern eine heilige Gluth verbleiben, die nimmer erlischt!« – Und da stand sie schon unter der Thür, ihm winkte ihre Hand, und sie flog ihm entgegen zum Willkommkuß. »O nein, 's ist doch nicht Alles Rauch!«

Seit diesem Abend vermied es Hermaun, mit dem Schäferfritzel wegen seines künftigen Berufes noch weiter zu reden. So wenig seinem Scharfblick auch die leicht zu widerlegende Einseitigkeit in des Großvaters Weltanschauung entgangen war, so ehrte er doch zu sehr dessen gerechten Schmerz, den eben trotzalledem die Maschinen der Neuzeit über sein Familienglück gebracht, als daß er sein einmal gegebenes Versprechen nicht gewissenhaft halten wollte. Dabei entsagte er jedoch nicht

der Hoffnung, allmälig und unbemerkt die Nachtseite des Großvaters Anschauung aufzuhellen, und ihn für des Enkels Zukunft günstiger zu stimmen.

So nahm er den Buben wohl noch immer als Begleiter bei seinen seinen Jagden mit. Aber dabei blieb es. Und auch der Fritzel hütete sich wohl, je wieder ein Wort von Maschinen zu reden, die der Großvater in solchem Zorne verflucht hatte. Es war, als hätte sein ganzes Genie vor des alten Schäfers Verwünschungen sich völlig aus ihm hinausgeflüchtet. Der kurze Traum von der weiten Welt war in Furcht zerronnen. Die enge Haide begrenzte nurmehr den Raum seiner Wünsche. Sogar sein kleines Schnitzmesser hatte der Fritzel damals noch vorm Schlafengehen in den Weiher hinter dem Hofe geworfen. Er fürchtete sich davor, als sei es vom bösen Feind ihm in die Hand gespielt worden. Des Großvaters Flüche ängstigten ihn selbst im Traume. – Armer Bube! –

Und es war wieder Samstag Abend, wie dazumal vor vier Wochen. Hermann stand eben mit dem Fritzel am Saume des Reichswaldes auf dem Anstand. Der Großvater trieb mit der Heerde ein paar Minuten weit von ihnen entfernt über die Haide. Man konnte deutlich von hier aus sehen, daß er die Schäferschaufel unter dem Arme trug und den Schafen langsam vorangehend in einem Buche las. – Wundre dich nicht zu sehr darüber! Das war überm Hüten seine stete Gewohnheit. – In seinen jüngeren Mannesjahren waren es die Schlachtfelder, darauf er seine düstren Studien über die Nichtigkeit alles Erdenlebens und die Eitelkeit alles Menschenstolzes

angestellt. Jetzt war es seinen alten Tagen schon lang ein Bedürfniß geworden, seine im Krieg errungene populäre Philosophie in stets neuen Büchern zu nähren und zu bestärken. Wie daheim am Niederrhein stand er darum auch mit dem Ortspfarrer dieser neuen Heimath in stetem, bibliothekarischem Verkehr. Und der bescheidene Bücherschrank, soweit er geistliche Erbauungen, heilige Legenden, Chroniken und gemeinverständliche Geschichtswerke umfaßte, war seit der Ansiedlung der Frau Forster bereits bis auf wenige Bände von dem alten Hirten ausgelesen. Bedenkst du dazu, in welch' innerlichem Abgeschlossensein der welt- und menschenkundige Leser den Inhalt dieser Bücher in sich geistig verarbeitete, nur die Haide unter und den Himmel über sich – so werden dir seine früheren Reden um gar vieles erklärlicher sein. Und soll ich auch noch an so manch anderen alten Schäfer erinnern, der sich durch Heilkunde und Weissagung im Munde des Volkes berühmt gemacht hatte? War doch der Großvater selber der Enkel eines am Niederrhein einst weit und breit genannten Propheten! Und auch sein Vater trug, wie er, den Hirtenstab und war in Kräutern ein gar kundiger Mann. Es ist ein eigenes Geschlecht, das der Schäfer – schon seit alter Zeit und wird es wohl bleiben, so lang es einsame Weiden gibt und einsame Gedanken, die darauf im Geiste des beschaulichen Hirten gleich seinen Schafen ihre Nahrung finden.

So schritt dieser Alte der Haide nun auch an diesem Abend mit einem Buch in der Hand seiner Heerde voran.

Der Enkelsohn sah bald zu ihm hinüber, bald auf Hermann. Der lauerte mit gespanntem Hahn auf das Häslein, da auf dem Rübenacker am Waldsaum sich seinen letzten Abendimbiß holen sollte. Doch heute waren des Buben Gedanken gar nicht recht dabei, wie sonst. Er mußte immer wieder nach dem Großvater hinüberlugen, und im Waldesrauschen hörte er seine zornigen und sanften Worte von jenem andern Abend vor vier Wochen durcheinandergehen ...

Aber was hat denn der Fritzel mit einemmale? ...

»Großvater, Großvater!« schreit er jählings hinaus, und stürzt athemlos davon.

»Fritzel, was ist dir?« schreckt Hermann von dem Angstruf zusammen uud läßt die Flinte tiefer sinken,

Aber der Bube sieht nicht und hört nicht mehr und läuft den Schafen zu querüber die Haide.

Und nun schaut auch Hermann zur Heerde. »Aber wo ist der Großvater? – Ich seh' ihn nicht mehr. Dem muß ein Unglück begegnet sein. Darum hat der Bube so geschrieen.« – Das ist sein erster Gedanke. Und er späht jetzt mit noch schärferem Auge hinüber, da der Fritzel der Heerde schon nahe war. »Gott, wahrhaftig – ich sehe den Großvater dort ausgestreckt liegen – und sein Hund springt heulend um ihn her ... O sicherlich, ihn hat der Schlag getroffen. Aber vielleicht ist noch zu helfen. Doch wie, durch wen? – Gott, was nur thun? – Und ringsum kein einziger Mensch!«

Und wie er so dastand und nicht wußte, ob er zum Großvater selber, zum Haidehof oder ins Dorf hinunter

zum Chirurgen und Pfarrer eilen sollte, da traten zum guten Glück zwei Holzhauer aus dem Walde. Was das nun ein hastiges Befehlen! »Ihr guten Leute, feht da drüben dem alten Schäfer ist ein Unglück begegnet. Lauft ihr da schnell zum Haidehof! – Ruft die Madam und die Tochter! Und ihr springt in das Dorf hinunter! – Holt den Chirurgen! Aber auch der Pfarrer soll eiligst kommen! – Nun fort! – Werft Beile und Sägen nur hieher! Morgen früh hol' Jeder sein Trinkgeld bei mir! – Schnell – fort! So eilig euch die Füße tragen!«

Und auseinander stoben die Zwei schwerfälligen Fußes. Der zum Gehöfte, jener zum Dorfe; er selber dem Fritzel nach, der jetzt gerade vor dem Großvater niedergesunken war.

Welch ein Haidebild!

Da lag der alte Schäfer auf dem Rücken, die Hände weit ausgestreckt, das Antlitz leblos. Seine Lippen zuckten nicht. Weit ab war Hut und Hirtenstab hingeworfen. An einem Dornstrauch hing mit zerfetztem Blatte das Buch. Der Fritzel weinte knieend seinen Jammer hinaus. Auch Hermann hatte sich jetzt zu dem Alten niedergelassen, ihm Mantel und Rock weit aufgerissen, und hielt ihm das Ohr ans Herz. Dazwischen drängte sich eifersüchtig der Schäferhund und leckte winselnd seines Herrn Gesicht. Aber die Schafe ringsumher, die vorhin erschrocken auseinander gestoben, da ihr Hirt jählings umgesunken war, die weideten jetzt in sorglosen Gruppen um ihn her, als ob er nur in friedlichem Schlafe liege.

»Fritzel, jammere nicht so!« sagte jetzt Hermann, sich wieder erhebend. »Der Großvater lebt noch. Er liegt nur in Ohnmacht. Nun auf! – spring' jetzt schnell zum Pferch, und hol' aus der Hütte ein paar Kissen, daß wir ihm den Kopf besser legen. Auf, Bube! Jetzt heißt es sich zusammennehmen!«

Und dieser machte sich auf, um die Kissen zu holen. Hermann bewachte indessen den Scheintodten. Da trieb's ihn uns willkürlich, das Buch auch den Dornen zu ziehen und seinen Titel sich anzuschauen. Und er that's und las: »Vom guten Hirten, Betrachtungen vorm Schlafengehen.« – Welche Gedanken durchzogen da Hermanns Seele! – »Also da war vielleicht seine legte; irdische Unterhaltung vor dem himmlischen Schlafengehen! – Du neidenswerther, glückseliger Mann!« – Und er kniete wieder zu ihm nieder.

Dann nach einer kleinen Weile, siehe, welch' anderes Bild! Jetzt knieen auch Frau Forster und Helene mit trauerndem Antlitz vor ihm. Sein Sohn und dessen Weib stehen um ihn her und erheben lautes Klagen. Zwei Knechte umfassen den Großvater gerade, um ihn heimzutragen. Aber der alte Schäfer, wieder zur Besinnung gekommen, schlägt die Augen auf, und redet sie an in einem Ton, als gehöre der schon der Geisterwelt an:

»Nein, laßt ab von meinem Leib! – In keine Stube und kein Bett! – Hier laßt mich liegen und sterben – hier auf der Haide unter meinen Schafen! Denn meine Stunde ist da, und der gute Hirte da droben hat mir gerufen. – Er

war mein höchster Gedanke alle Zeit und auch mein allerletzter auf Erden; er wird auch mein ewiger sein im Himmel. Hab' ich doch die Schafe gehütet, als sein getreuer Knecht! – Betet für mich! Segen über euch Alle! – O du Lamm Gottes, erbarme dich meiner! –«

Und wieder sank er hin und ward stumm für immer. Alle waren indessen niedergekniet, durchschauert von des Sterbenden letzten Worten. Durch die Abendluft klang die Glocke des Ministranten, der dem Allerheiligsten in des Dorfpfarrers Hand eiligst voranschritt. Er kam zu spät. Und auch dem Walde, wie im Haidekraut hörte Hermann es flüstern: »'s ist Alles Rauch!«

II. Ein Gespräch mit einem Todten.

Es will Winter werden. Erfroren sieht die braune Haide drein; die kahlen Dornensträuche zittern vor heimlichem Frost. Durch das Tannenholz bläst feuchtkalter Wind, daß alle Wipfel davon durchschauert ächzen. Komm, lieber Begleiter, laß uns Abschied nehmen vom Haidehof! – Aber gewiß nicht darum, als ob der ersten Liebe Frühlingsweisen darin nun eben so verstummt seien, wie drüben im Reichswalde die Amseln, oder als ob unseres Brautpaares Himmel nun dem andern da droben gliche, daran krächzende Rabenschwärme mit lichtlosen Schneegewölk sturmgejagt auf- und niederschwanken. Nein, nicht darum will ich jetzt dieses düstere Gehöfte mit seinen heiteren Menschen verlassen.

Glaub' mir, nicht nur die Kindermärchen klingen noch am allertraulichsten am knisternden Herdfeuer, wenn

draußen der Schneesturm in derselben uralten Weise sie begleitet, wie schon vor vielen Jahrhunderten, da der Volksmund sie in geheimnißvollem Halbdunkel ersinnend zum erstenmal erzählte – nein, auch bräutliche Liebe hängt bei Froft und Schnee ihr Saitenspiel nicht trauernd an die Wand, sondern läßt erst recht voll Liedverlangen ihre Finger drüber gleiten. – Da ergeht es ihr in solch' gesegneten Wintertagen, wie dem Dichter, dessen inneres Schöpferschauen sich auch immer mehr vertieft und erweitert, durch je minderen Reiz sein leibliches Auge draußen gefesselt wird. Da; wird junge Liebe dem Sänger gleich an heiliger Dichtersehnsucht. Auf deren weit ausgespanntem Fittig schwingt sie sich mit ihm in der Ideale lachendes Zauberreich, und Holt aus dessen ewigem Frühling frischthauige Blumen heim, um das geliebte Haupt sich wechselseitig zu bekränzen.

Ward das auch unserem lieben Brantpaar jetzt eine frühlingshafte, tiefpoetische Wintezeit! Wie gerne möcht' ich dir davon erzählen! – Wann der Haidehof ringsum in fußhohem Schnee begraben lag, daß kaum die wegweisenden Marksteine mehr daraus hervorragten, wann drüben im Reichswald die mächtigsten Tannenäste von ihrer riesigen Last zusammenknickten, und selbst der Postbote sich durch den Schneewirbel nicht mehr über die Haide herauswagte, – wie manchmal stand dann Helene in zweifelndem Harren am Fenster: »Nein, heut ist's unmöglich, heut kann er nicht kommen! – Und doch, sieh' hin! Erscheint es dort nicht wie ein dunkler Punkt mitten im Sturm der ausgestorbenen Schneefläche? – Ob er

das dennoch wohl sei? – Wie klopft ihr Herz! Und immer deutlicher kämpft sich der kühne Wanderer durch. Wahrhaftig, er ist es, und kein Anderer! Denn nur so flammende Liebe kann das wagen. Schon winkt seine Hand aus dem tobenden Wetter. O wie da der ganze Jubel, mit dem der unsterbliche Weber Agathe ihrem klar entgegenjauchzen läßt: »Er ist's, er ist's, die Flagge der Liebe soll wehen!« – nun auch Helenens Herz durchstürmt! Und sie reißt das Fenster auf. Auch ihr Tuch winkt ihm entgegen, dem allertreuesten, ritterlichen Mann. Und da sie nur erst drinnen ans Herz ihm geflogen, wie macht ihr heißes Küssen sein kaltes Wandern ihm vergessen! Mitten im düsteren Winter erblüht in ihrer Beider Herzen der sonnigste, lenzige Tag.

Doch, wohin verlier' ich mich? Ich wollte ja mit dir Abschied nehmen vom Haidehof und seinem bräutlichen Paare. Denn auch nach anderen lieben Freunden trag' ich Verlangen. Und so geschehe es auch jetzt! – Wir kehren schon wieder zurück zur rechten Zeit.

Und erst vor acht Tagen ist auch Einer von hier in die nahe Stadt fortgewandert, schweren und leichten Herzens zugleich. Ein kleines Bündel auf dem Rücken, hat er der Haide und der Schäferhütte Lebewohl gesagt. – Und jetzt steht er schon mit dem Schutzengel in einer rußigen Schlosserwerkstatt, und sein Meister schüttelt über diesen seltenen Lehrling gar oft verwundert den Kopf. Denn Alles, was er ihm zeigt, begreift dieser wie noch keiner zuvor, und stellt dabei mechanische Fragen an ihn, die himmelweit über seinen meisterlichen Schlosserhorizont

hinausreichen. Brauche ich dir noch zu sagen, wie dieser geniale Schlosserlehrling heiße?

Also doch – trotz des nun todten Großvaters Verwünschungen aller Maschinen – trotz all' seiner schrecklichen Flüche über unsere »neue, gottlose Zeit,« und das habgierige, hoffärtige Menschenherz – trotz alledem hat es dem Schäferfritzel doch keine Ruhe gelassen? Und er mußte von seinem friedlichen Hirtenhause sich losreißen, und hinaus wandern in »die weite Welt,« wenn auch nur erst mit diesem Halt am ersten Meilensteine?

Nein, so war es nicht. Jene unheimliche Stimmung, in der an jenem Samstag Abend der arme Bube sein Schnitzmesser in den Weiher geworfen, war auch nach des Großvaters Tode nicht völlig von ihm gewichen. Nur dann und wann getraute sich seine Wandersehnsucht nach der weiten Welt mit schüchternem Aug' eine Minute herauszulugen, um sogleich wieder in den hintersten Herzenswinkel furchtsam zurückzuschleichen. – Aber Hermann hatte, als kaum der alte Schäfer im Grabe lag, den früheren Gedanken sogleich wieder auferweckt, und auch Frau Forster dafür zu erwärmen gewußt. Ohne des Buben Vorwissen war mit dem Director der großen Maschinenfabrik in der Stadt der ganze Plan verabredet;

worden. Zwei Jahre Lehrzeit in einer Schlosserwerkstätte sollten die nothwendige Vorschule bilden. Ein tüchtiger Meister ward bald gefunden, das Lehrgeld ausbedungen, Frau Forster und Hermann bestanden im gegenseitigen Ehrgeize darauf, zur Ausbildung dieses jungen Genie's in gleichen Hälften ihren Tribut entrichten zu dürfen. Der Vater des Buben war ohne lange Ueberredung damit einverstanden. Auch der Ortspfarrer stimmte freudig ein und erbot sich gern, alle Skrupel wegen des seligen Großvaters durch verständigen Zuspruch in seinem Beichtkinde zu beschwichtigen. So war Alles in umsichtiger, liebreicher Sorge für den Fritzel vorbereitet. Und jetzt erst ward er zwischen Licht und Dunkel zu Frau Forster in die untere Stube gerufen, und ihm in Gegenwart Hermanns und Helenens, dabei auch die Eltern und der Geistliche nicht fehlen durften, der ganze Plan durch die Gutsherrin in herzlich gemeinten, klaren Worten eröffnet.

Erinnerst du dich noch jener abendlichen Scene am Hünenhügel, da Hermann dem Fritzel zum erstenmal jenes verlockende Zauberwort zugerufen: »Ei was, so auf dieser Haide herumkrabbeln, daa ist nichts für deinen Kopf; die ganze, weite Welt muß ihm einst offen stehen!« ... Da hatte der geniale Bube keine andere Antwort, als das Echo aus seinem tiefsten Herzen herauf: »Die ganze, weite Welt!« – Und mit großem Auge sah er am Horizont umher, als wollte er die Grenzen seiner einstigen Wanderfahrt schon jetzt mit seinem Geist umkreisen.

Und jetzt klang derselbe verlockende Ruf »in die weite Welt« zum zweitenmal an sein Herz. Und nicht nur heimlich wie das zumal am Hünengrab ihm zugeflüstert, nein, ganz offen ausgesprochen von der Gutsherrin Munde. Der eigene Vater sagte freudig Ja dazu und der Seelsorger, dessen Wort dem Fritzel allezeit als ein Evangelium gegolten, der versicherte ihm, daß es also Gottes heiliger Wille sei, und er solle nur getrost sich auf den Weg begeben, den die allgütige Vorsehung mit so sichtbarer Hand ihm zeige.

O wie hätte er jetzt erst aufjauchzen sollen, der überglückliche Bube! Denn nur ein einfaches Ja brauchte er noch zu sagen, und seiner Kindheit dunkle Wandersehnsucht ging in lichte Erfüllung. Seines Genie's geheimer, ungestümer Drang, er war befriedigt.

Und dennoch – derselbe Angstschweiß wie dazumal, da er sich vor des Großvaters Flüchen in das Haidekraut gedrückt, der trat ihm auch jetzt wieder auf die Stirne, da Eines nach dem Andern ihn um Antwort drängte. Vor seinem dunklen Auge zerrann die ganze Stube sammt allen Menschen darin. Nur das Hünengrab sah er vor sich liegen. Und der Großvater stand davor mit zitterndem Bart und gegen Himmel geballten Fäusten. Des Buben Ohr war taub für all' die lieben, schmeichelnden Stimmen, und nur eine einzige hörte er sein Herz durchdröhnen: »Verflucht seien alle Maschinen! Verflucht sei diese ganze, neue, gottlose Zeit! Verflucht sei alle Habgier und

aller Uebermuth!« Und wieder stürmte durch sein erregtes Gedächtniß das andere Wort: »Ihr habt mir meinen Sohn gerettet, verderbt mir nicht mein Enkelkind!«

Wie zerschlagen stand er da, der angstgepeinigte, stumme Bube.

Da lösten sich endlich von allseitig erneuerten Zusprüchen seine lang verhaltenen Thränen. Sein Herz ward leichter, und er schluchzte das Allen gleich räthselhafte Wort heraus:

»Erst muß ich mit dem Großvater reden.«

»Was, lieber Fritzel? Mit dem Großvater reden?« sagte der Pfarrer zuerst, eben so verwundert wie gerührt. »Aber der kann dich in seinem Grabe ja nicht mehr hören und auch nicht mit dir reden. Wie meinst du das, mein gutes Kind?«

Alle hingen voll Spannung an des Buben Munde.

Und der Fritzel sagte, noch immer weinend:

»O, lassen Sie mich nur machen, Herr Pfarrer! Der Großvater ist ja bei unserm Herrgott, der ist doch allmächtig und kann Alles, was er will. Da wird er's dem Großvater schon erlauben, daß er mit mir reden darf. O, ich will unsern Herrgott schon recht drum bitten, und da thut er mir's auch!«

»Aber, mein guter, frommer Sohn,« entgegnete wieder der Pfarrer, dem diese bergversetzende kindliche Glaubensmacht die Augen genetzt; »wenn der liebe Gott es nun einmal beschlossen hätte, daß die Todten mit den Lebenden nicht mehr reden dürfen, dann dürftest wohl auch du jetzt nicht darum bitten, so wenig wie, daß es

immer Frühling bliebe, oder daß du selber gar niemals sterben müßtest. Denn solch' Gebet wäre gegen Gottes ewige Gesetze, und stände dem Menschen nicht an. Aber darum, mein gutes Kind, sollst du recht herzlich bitten, daß Gott dich für deinen künftigen Lebensweg mit seiner Gnade erleuchte, und du ihn zu seiner Ehre und dem Heile deiner Seele wandeln mögest. Glaube mir als deinem treuen Seelsorger, dann werden des Großvaters Flüche sich einst alle zu lauter Segen verwandeln an dir und den Maschinen. Nicht wahr, lieber Fritzel! nur darum willst du nun den Himmel anflehen, und den seligen Großvater lässest du nun ganz ruhig in seinem Grabe ruhen?«

Der Fritzel hatte indessen mit grübelndem Nachdenken vor sich hin gesehen, wobei man deutlich gewahren konnte, daß sein Kinderglaube mit des Pfarrers verständiger Rede doch nicht so ganz einverstanden war. Er hätte noch so manche Einwendung auf dem Herzen gehabt, aber er hielt sie darin verschlossen und sagte nur noch:

»Aber Euer Hochwürden, wenn ich nicht darum bitten darf, daß der Großvater mit mir reden soll, so darf ich doch unsern Herrgott darum bitten, daß der dann selber mir sagt, was der Großvater darüber meint. Dann ist mir's einerlei. Wenn ich's nur zu wissen bekomme. Und unser Herrgott hat doch schon oft mit den Menschen geredet. Das haben Sie uns ja schon selber oft in der Schule gesagt, und steht auch in der biblischen Geschichte. Und ich werd' schon wissen, wo ich heut Nacht zu ihm bete, und wie er mir dann Alles sagen soll.«

Wer wollte dieser wundersamen Glaubenseinfalt des Schäferbuben noch irgend einen Einwand kalter Vernunft entgegensetzen? Und so gab Eines nach dem Andern gerührt dem merkwürdigen Knaben die Hand, der dem eigenartigen Wesen des Großvaters so vielfach ähnelte. Dann gingen sie Alle auseinander in höchster Spannung, was der Fritzel wohl Alles morgen früh aus seinem geheimen Gebetsverkehr mit Gott und dem Großvater ihnen offenbaren werde.

Der Fritzel blieb nun bis zum Abend schweigsam und in sich gekehrt in der Schäferstube sitzen, und las wohl an zwei Stunden in dem Gebetbuch: »Vom guten Hirten, Betrachtungen vorm Schlafengehen.« – Durch das Lesen gerade dieses Buches, das dem Großvater damals vor dem Sterben aus der Hand gefallen war, glaubte er sich am mächtigsten zu seinem Geisterverkehr zu reinigen und zu stärken. Mit einemmale gegen acht Uhr stand er von der Ofenbank auf, nahm seinen kleinen Schäfermantel vom Thürhaken, setzte den runden Filzhut auf und sagte zu seinen verwunderten Eltern:

»So, nun geh' ich. Aber seht mir ja nicht nach! Denn jetzt werd' ich mit dem Großvater reden. Es ist die rechte Zeit.«

Die Schäferleute schauten den Fritzel groß an. Der Mutter lief es kalt über den Rücken. Auch auf die Frage des Vaters: »Aber Fritzel, wohin willst dir denn gehen?« antwortete er nur ganz kurz: »Zum Großvater!« – Damit ging er entschlossen hinaus in die Winternacht.

Ueber die Haide lenkte er seine Schritte hinunter ins Dorf. Kein Mensch begegnete ihm. Auch drunten in der Gasse war schon Alles still, denn Niemand hatte draußen mehr zu thun, und es war unwirthlich kalt. Durch die niedern Fenster sah er sie in den Spinnstuben sitzen, Weiber und Männer, und hörte sie plaudern und lachen. Drum gelang's ihm auch gar leicht, sich unbemerkt an der Kirchhofmauer hinzuschleichen. Dann huschte er vorsichtig durch eine Lücke, die er genau kannte, und drinnen war er – der einzige lebende Mensch unter all' den Todten in ihren Gräbern. – Dann sah er sich noch ängstlich um, ob Niemand aus dem Pfarrhaus ihn belauschen könne. Aber alle Fenster waren schon dunkel. Nur im Zimmer des Pfarrers brannte noch Licht. »Der studirt jetzt seine Predigt,« dachte der Fritzel, »denn morgen ist Sonntag. Da hat er keine Zeit, mich zu bemerken.« – Nun sah und hörte ihn keine Seele außer der einzigen des Großvaters im Himmel. Und so war es ganz gut. Jetzt sah der einsame Bube einen Augenblick suchend über all' die Gräber hin. Der Vollmond verbarg sich zwar hinter kaltem Gewölk, aber sein Schimmer machte doch jedes Kreuz sogar kenntlich. Und an keinem einzigen hingen so viele Kränze von Waldmoos und Ginster, wie an dem, davor der Fritzel nun niederkniete und sich andächtig bekreuzte. Da hatte er nicht lange zu suchen brauchen. Denn von ihm selber war ja diese Grabzierde erst vor acht Tagen verfertigt und heruntergetragen worden.

Und nun sprach der Bube mit gefalteten Händen und vor Frost wie innerlichem Schauer zitternder Stimme:

»Lieber Großvater im Himmel, da kniee ich an deinem Grabe. Siehst du mich und hörst du mich?«

Alles blieb stumm in der todtenstillen Winternacht. Nur die verdorrten Kränze raschelten ein wenig in dem leichten Luftzug.

Aber der Fritzel ließ sich durch dieses Schweigen in seinem Kinderglauben nicht entmuthigen und er hub wieder an, zu den Wolken hinaufdeutend:

»Großvater, ich weiß ganz gewiß, daß du nun bei unserm Herrgott bist! Drum bitt' ihn jetzt, daß er die Wolken da droben auseinanderjag' und ich den Vollmond sehe. Und dann weiß ich, daß du mich hier unten siehst und hörst! O, ich habe gar viel mit dir zu reden. Und jetzt wart' ich ein Vaterunser lang. Das ist für unsern Herrgott Zeit genug!« –

Der Bube fing das Vaterunser an und betete bedächtig, langsam Wort für Wort. Dabei schaute er beständig nach den Wolken. Aber noch nicht zum englischen Gruß war er gekommen, und aus dem langsam zertheilten Gewölk schien ihm der Vollmond so hell ins Gesicht, daß er geblendet das Auge niederschlug. Sein Herz ward auf einmal so von Geisterfurcht durchschauert, daß er sich nicht um Alles getraut hätte, noch einmal auf- oder auch nur umzuschauen. Jetzt wußte er ja, daß seines Großvaters Geist vom Himmel herunter ihn sehe und höre. Zitternd vor heimlichem Frost konnte er nur die paar Worte hervorstammeln:

»Ich dank' dir, lieber Gott, und dir auch, Großvater. Und jetzt will ich dir Alles sagen.«

Unterdessen war drüben im anstoßenden Pfarrhaus ein Fenster leise geöffnet worden. Das Licht in der Studirstube war kurz zuvor ausgelöscht. Vorsichtig horchend beugte sich der Pfarrer zum Friedhofe herunter. Der Fritzel fuhr weiter:

»Lieber Großvater, jetzt weißt dir auch schon Alles, was mir heut sbends die Madam gesagt und der Herr Doctor und der Herr Pfarrer. Dem Vater und der Mutter wär' es auch ganz recht. Und ich selber thät' ums Leben gern in die Stadt gehen, und erst ein Schlosser werden und dann später ein Mechanikus. Es kostet uns auch keinen Kreuzer Geld. Das wird Alles für mich bezahlt. Aber, lieber Großvater, ich hab' nicht Ja und nicht Nein gesagt, weil ich mit dir vorerst reden müßt. Und sieh', da knie' ich an deinem Grab und sag' dir jetzt: ich will nicht werden wie der Napoleon, der nie genug bekommen hat, Nein, ich will fleißig werden und sparsam und brav, und auch nicht übermüthig, sondern gottesfürchtig will ich bleiben, wohin und soweit ich auch geh'. Und was du mir dazumal am Hünenhügel gesagt hast, das will ich all mein Lebtag nimmer vergessen, und unser Herrgott und du im Himmel und alle Menschen auf Erden sollen an mir nur Freud' erleben. Großvater! Und so frag' ich dich jetzt: willst du im Himmel mich verfluchen, wenn ich in die Stadt fortgehe zu den Maschinen, die du so schrecklich verwünscht hast? Oder willst du nur dann mich segnen, wenn ich daheim bei den Schafen bleibe? Denn so viel auch die Andern mir zugeredet haben, ich will doch nur nach deinem Willen im Himmel thun. Und was du

willst, das will auch unser Herrgott. Großvater, so bitt' ihn jetzt, er solle mir noch einmal ein Zeichen geben, geradeso wie er vorhin die Wolken vom Monde weggejagt hat. Ich will's auch keinem Menschen ausplaudern. Und wenn dich willst, daß ich fortgehe und du mich segnest, so soll er dem Wind befehlen, daß er jetzt über den Kirchhof fahre, und ich will sein Brausen hören, als deinen heiligen Segen. Aber wenn du mir fluchest, so ich die Schafe verlasse, so soll der Mond sich wieder verfinstern, und die Wolken will ich anschauen als deinen Fluch.«

Und wieder fing der Fritzel an, ein Vaterunser zu beten, aber diesmal stoßweise voll Angst und Verwirrung. Bald lauschte sein Ohr auf den Nachtwind, ob er nicht stärker zu wehen beginne, bald spähte sein Auge hinauf zum Vollmond, ob ihn die Wolken nicht wieder umkreisen wollten. Aber, siehe, diese wichen jetzt immer noch weiter von der goldenen Scheibe zurück. Und horch! Fährt jetzt nicht ein Windstoß durch die kahlen Trauerweiden? Und schwanken die dürren Kränze an den Grabkreuzen nicht hin und wieder?

»Großvater! Du segnest mich! Ich darf fort!« schrie jetzt der Fritzel mit zum Himmel erhobenen Händen, von heiligen Schauern überronnen. Dann neigte er das Haupt bis nieder auf den Erdhügel und betete das dritte Vaterunser mit mächtig bebender Stimme. Ihm geschah dabei, als frände des Großvaters Geist vor ihm in langem Kleid, schneeweiß wie sein Bart; und er hielt seine Hand über ihn, und immer stärker brauste der Nachtwind. Das war des Großvaters Segen.

Als sein Enkelsohn dann die letzten Worte gesprochen: »Sondern erlöse uns von allem Uebel!« da hörte er's vernehmlich vom Himmel herunterrufen: »Amen!«

Zu gleicher Zeit trat der Pfarrer tiefer in die Fensternische zurück.

»Die Todten können doch mit uns reden!«

Das war noch der einzige Gedanke, der bei diesern geisterhaften Amen den bis in den Tod erschrockenen Schäferbuben durchzuckte. Dann blieb er noch auf den Knieen liegen, vor sich hinstarrend, bis endlich der rauhe Schneewind ihn zur Heimkehr aufgerüttelt hatte.

Am andern Sonntagsmorgen nach einer Nacht voll wirrster Träume stand der Fritzel wieder in Frau Forsters Wohnstube. Auch Hermann und Helene waren zugegen sammt den Eltern. – So große Angst und Verwirrung gestern sein klares Gesicht entstellt hatte, so ruhig und sicher blickte jetzt sein Auge drein. Jeder Zug bezeugte, wie er mit seinem Innern nun fertig war. Und als sie nun vor ihm standen, voll Erwartung, was dieser wundersame Schäferbube ihnen von seinem geheimnißvollen Nachtgang Alles erzählen werde, da sagte er nur die wenigen Worte:

»So, Madam und Fräulein, Herr Doctor, Vater und Mutter, so, nun dank' ich tausendmal für Alles, was ihr mir Gutes erweisen wollt! Und nun schickt mich gleich morgen früh in die Stadt! Denn ich hab' gestern Nacht mit dem Großvater geredet. Es ist ihm Alles ganz recht. Und er hat mich aus seinem Himmel herunter gesegnet.«

Ein leises Grauen überkam sie Alle bei dieser räthselhaften Rede, und sie wußten nicht, was sie darauf sagen sollten. Nur Hermann konnte die Frage nicht länger unterdrücken:

»Wie, Fritzel? Der Großvater hätte wirklich mit dir geredet? Aber wie denn nur?«

Und er antwortete nicht minder geheimnißvoll, wie seine ersten Worte:

»Durch die Wolken und den Wind hat erst unser Herrgott mit mir geredet, und dann hat der Großvater mit seiner eigenen Stimme zu meinem Vaterunser Amen gesagt. – O, 's ist doch nicht so, wie der Herr Pfarrer gemeint hat. Die Todten können schon mit den Menschen auf Erden reden! Aber unser Herrgott muß es ihnen erlauben. Beim Großvater hat er's gethan. Und mehr darf ich nicht ausplaudern, denn so hab' ich's unserm Herrgott versprochen.«

Da fühlten Alle, daß sie den Buben nicht mehr um weitere Aufklärung drängen durften, so sehr auch ihr Herz danach verlangte. Bald darauf gingen sie mit ihm hinunter in die DorfKirche, die heute keinen glaubensstärkeren Beter umschloß, als den unscheinbaren Schäferknaben, mit dem Nachts zuvor der Herr Himmels und der Erde durch Wolken und Wind geredet, und den sein todter Großvater auch dem Jenseits herunter gesegnet hatte.

Wer mochte den mystischen Duft seiner Glaubenseinfalt mit nüchternen Worten wieder zerrinnen machen, nachdem Abends der Pfarrer der Frau Forster, Helenen und Hermann den ganzen Vorgang an des Großvaters

Grab umständlich erzählt, und auch jenes geisterhafte »Amen« so natürlich aufgeklärt hatte? – Was hätten sie ihm auch zum Ersatze bieten sollen für diesen genommenen Glauben? Blieb ihm der bewahrte doch ein unbezahlbar reicher Schatz durch sein ganzes Leben!

Und so zog der junge Schlosserlehrling unter den freudigsten Segenswünschen des ganzen Hofes mit dem Vater und Hermann am andern Morgen über die Haide nach der Stadt. Am Hünenhügel lagerte gerade die Heerde, die nun ein jüngerer Bruder statt seiner zum erstenmale hütete. Da wollte dem Fritzel eine Thräne ins Auge schleichen. Aber schnell wischte er sie wieder weg. Zum Himmel that er einen tiefen, freudigen Blick und sein Herz frohlockte:

»Großvater, nein, ich weine nicht. Ich gehe ja fort nach deinem und Gottes heiligem Willen, und dich hast dazu aus deinem Himmel Amen gesagt!«

So zimmere dir nur am sicheren Strande dein seetüchtiges Boot, du braver Junge, nachdem dein Großvater dich gesegnet aus seinem ewigen Hafen! – In verborgener Werkstatt webe du dein Segel! Wann du es einst schwellen lässest zu muthiger Meerfahrt, dann begegnen wir uns schon wieder. Und jetzt: »Glück auf!«

III. Beim Wintersturm.

»Leben Sie wohl, holdes, glückliches Bräutchen! Und kommt nur erst die Winterzeit, so werden Sie Frühlingsanfang feiern, und nur ich und kein Anderer darf Ihr

Brautführer sein.« Mit diesem Abschiedsgruß hatte Hermann im Sommer nach seiner glorreichen Vertheidigung seine Hand auf Elisabeths Haupt gelegt. Und nun komm, lieber Begleiter, und mach' mit mir einen Besuch im Pfarrhof von Görzhausen! Die Tage sind kurz geworden. Aber was diese jetzt an äußerm Reiz in der erstorbenen Natur entbehren, das wird überreich in den langen Winterabenden dem Menschenherzen an innerer Traulichkeit ersetzt, wenn anders des Friedens Sonnenschein darin nicht verdunkelt worden ist, und die Liebe nicht frostig. Doch davor habe ich in diesem Hause keine Angst. So sternenlos auch jetzt die Winternacht hereinbricht, und mit so ungastlichem Pochen auch der Sturm den Schnee ans Fenster wirst, so komm doch mit mir herein! Es soll dir gewiß darin behaglich werden. – Und siehe, da sitzt der neuernannte, junge Pfarrer, Theodor Faber, in seinem einfachen, wohnlichen Studirzimmer am Arbeitstische. Das Knistern im Ofen tönt sänftigend in den ungestümen Nachtsturm. Der Lampe milder Schimmer bescheint sein ihn erst ganz kurz angetrautes, liebes Weib Elisabeth, die neben ihm ihre rechte Hand in seine Linke gelegt hat, und mit ihrem lieben, sanften Gesichte freudeverklärt ihm zuhört. Ist es doch auch eine gar heitere Botschaft, die er jetzt vom Tisch genommen und ihr vorliest. So hör' auch du mit zu, denn wo gäbe es noch edlere Freude, als am ungetrübten Glücke fremder Menschen sich neidlos mitzufreuen? – Und Theodor las:

»Unser Beider liebste, beste, treueste Mutter!

Eisiger Sturmwind tobt heut Abend um unser neues, glückliches Haus, als wolle er seine Mauern erschüttern; und die Winternacht ist draußen so dunkel und schaurig, als könne es auf Erden gar nimmer freundlicher Tag werden. Aber unsre zwei Herzen bangen nicht davor. Denn noch tausendmal mächtiger, denn Sturmesbrausen, hat der Herr, der den Winden gebietet, der Liebe Heiligen Bau in unsern Seelen befestigt. Inmitten durch sternenlose Winternacht läßt er uns leuchten sein Licht, und seiner Gnade Frühlingssäuseln gibt er unserm Hause zu verspüren trotz Eis und Schnee, die es rings umstarren. O unsere treueste Mutter! Jetzt, wo unser Lebensschifflein auf dem oft bitteren Meere der Entbehrung und streitenden Entsagens eingelaufen ist in den Hafen jeglicher Erfüllung, wo nehme ich jetzt die rechten Worte her des Dankes, vorerst gegen den höchsten Herrn des Himmels und der Erde, dessen Gnadenhauch mein Segel geschwellt, dessen Vaterhand mein Steuer gelenket? Und sodann des Dankes gegen Sie, unsere Mutter, die ihrer Tochter mit treuem Wort und frommem Beispiel der Tugend eine solche Fülle gelehret, daß sie nicht an einer einzigen darbt von allen, die den geistigen Schmuek ausmachen eines echt christlichen Weibes?« –

»Aber Theodor, was schreibst du da?« unterbrach ihn mit verzagtem Blick Elisabeth. »Deine Worte drücken mich nieder und beschämen mich nur. – Mein Gott, Tugenden! Ich habe ja noch nicht eine einzige an dir in deinem Hause bewährt. Nichts hab' ich bisher noch gethan, als dich treu geliebt und gläubig auf dich gebaut. Das

ist mein ganzes müheloses Verdienst. Aber du hast für mich lange Jahre deine Freiheit entbehrt und jedem Genuß entsagt! Du hast gestritten und dich verdemüthigt, gerungen und gespart, und Alles nur für mich und unser einstiges Haus! O ich bitte dich, liebster Mann, lies mir weiter vor, aber kein Wort mehr von mir selber!«

»Nun gut, liebes Weib! Ich will dir nachgeben,« erwiederte Theodor lächelnd. »So lese ich dir also nurmehr von unserem Einzuge vor. Ich hoffe, daß ich ihn dir treu geschildert habe.«

»O gewiß!« schaltete Elisabeth noch flüchtig ein, »du bist ja in Allem die Wahrheit selber.«

Da nahm Theodor den umfangreichen Brief wieder vom Tisch und, nachdem er ein wenig gesucht, wo er anknüpfen solle, las er weiter:

»So ungastlich uns heute die Nacht in Schneewirbel hüllt, ein so schöner, klarer Wintertag begrüßte unsern gestrigen Einzug. Und mit welchen Ehren, mit welcher Herzlichkeit wurden wir empfangen, von der gnädigen Patronatsherrschaft wie von der Gemeinde! Denken Sie sich, beste Mutter, unsere Ueberraschung! Ich dachte an der Eisenbahnstation im dortigen Gasthause mit Elisabeth ein einfaches Mittagessen zu nehmen, und dann einen bescheidenen Einspänner zu miethen, um ohne viel Aufenthalt die paar Poststunden nach Görzhausen weiter zu fahren. Aber siehe da, als wir gerade um elf Uhr ankamen, und ich noch vorher zum Waggon hinaussah, da ward ich schon überrascht, auf dem sonst so stillen Perron eine ungewöhnliche Menschenmenge zu sehen,

und zwar im vollen. Sonntagsanzug, während fünf angespannte Kutschen mit flotten Postillonen längs des Gasthauses aufgestellt waren. Ich muß gestehen, daß mir das Herz bei diesem Anblick um so stärker klopfte, als ich auch sogleich den wohlbeleibten Ortsvorsteher von Görzhausen unter diesen geputzten Menschen herauserkannte. Jetzt errieth ich freilich, daß diese ungewohnte Versammlung von Menschen nur meiner eigenen Person gelte. Die Thränen traten mir ins Auge, so rührte mich das so ganz unerwartete Liebesopfer meiner treuen Gemeinde. Auch Elisabeth ward es weich ums Herz, da sie einen schüchternen Blick hinausthat. War doch solche öffentliche Ehre uns Beiden etwas so völlig Ungewohntes! – Als wir ausgestiegen waren, hielt der ehrliche Ortsvorsteher sofort einen feierlichen Begrüßungssermon, gewiß unendlich gut gemeint, aber in hochtrabender Stylisirung und hochdeutsch sein sollender Aussprache so überaus wunderlich, daß ich meinen ganzen Ernst zusammennehmen mußte, um zu entsprechender Erwiederung die gehörige Würde zu bewahren. Dann ließ sich's kein einziges Mitglied der Gemeinde- und Kirchenverwaltung nehmen, mir und Elisabeth ein paarmal mehr als kräftig die Hand zu schütteln. – Bald darauf flogen die fünf Postkutschen über Berg und Thal gegen Görzhausen. O meine gute Mutter, wie gedachte ich da, voll Dankes gegen Gott und unsere gnädige Herrschaft, an meine frühere erste Fahrt mit Clemens und Pfarrer Weber! Mit welch himmelweit verschiedenen Empfindungen fuhr ich denselben Weg vor zwei Jahren, als verzagter Hofmeister zu

einer mir fremden Familie, – und jetzt, als welch' hochbeglückter Mann, mein treues Weib zur Seite, ein wohlbestallter Patronatspfarrer zu meiner mich so herzlich begrüßenden Gemeinde! – Ist denn solch' ein Wechsel von Menschenglück in so kurzer Zeit nur möglich? – Als wir dann gegen ein Uhr oben an der Allee angekommen waren, bot sich uns eine neue Ueberraschung. Da stand die ganze Schuljugend aufgestellt, den Cantor an der Spitze, und empfing uns mit einem Liede. Mein Gott, wie einfach war dessen Melodie, wie ungeübt die Stimme dieser Dorfkinder! Und doch, glaube ich, hätte mich ein gewaltiger Chor aus einem Oratorium von Haydn oder Händel auch nicht tiefer ergreifen können, als dieser Kindergesang, der in den heiteren Wintertag hinaus und in die Stimmung meines eigenen Herzens hineintönte. Und so dachte ich auch gar nicht an den Winter, so kahl uns auch die riesigen Linden überragten. Mir war nur frühlingshaft zu Muth, auch ohne die zwei prächtigen Blumensträuße auch dem herrschaftlichen Treibhause, die zwei weißgekleidete Mädchen mir und Elisabeth in den Wagen hineinreichten. – Als wir dann den tiefen Hohlweg hinabgerollt waren, sah ich zu meinem größten Erstaunen, wie die Wagen nicht, wie ich erwartet, rechts zum Pfarrhofe fuhren, sondern unmittelbar gegen den Schloßhof umbogen. Ich hatte gar keine Zeit, dieses Mißverständniß, wofür ich es hielt, aufzuklären, da sah ich auch schon

das äußere Schloßthor weit offen stehen und mit Tannengewinden reich verziert, darüber ein riesiges »Willkommen« auch Immergrün prangte. Nicht wahr, wie ehrenvoll! Aber auf der Steintreppe stand die Frau Baronin, Clemens und Adele und winkten uns freudig zu. Nun erst begriff ich diese überaus zarte Aufmerksamkeit meiner edlen Patronatsherrschaft. Und denken Sie sich nur, beste Mutter, als Elisabeth in so natürlicher Befangenheit mit mir die Treppe hinanstieg, da kam ihr die Baronin zur letzten Stufe entgegen und empfing sie mit zärtlichster Umarmung. Gott lohne dieser im innersten Herzen adeligen Frau diesen Kuß dereinst mit gleich gnädigem Empfang am Eingang seines himmlischen Reiches! – Adelens Willkomm war nicht minder lieb, wenn auch etwas schüchtern, wie ihr ganzes Wesen. Auch Clemens konnte mich gar nicht oft genug küssen und Elisabeth drückte er mehrmals die Hand. Sein im Grunde gutes Herz zeigte sich wieder einmal im schönsten Lichte. – Dann führten sie uns in den großen Speisesaal, der nur für besondere Festlichkeiten benützt ward. Drin stand denn auch eine mit reichstem Blumenflor und kostbarem Silbergeschirr reichverzierte Tafel schon bereit. Wir mußten zwischen der Baronin und Adele sogleich daran Platz nehmen. Zum guten Glücke hatten wir unsere besten Kleider an. Auch die ganze Deputation war mit eingeladen, und so ward denn unsere Ankunft sogleich in so überaus festlicher Weise mit einem großartigen Mittagsmahle gefeiert, nicht als ob ich als bescheidener Landpfarrer, sondern vielmehr als neuer Gutsherr selber mit Elisabeth in

Görzhausen eingezogen wäre. Es werden mir diese Stunden unvergeßlich bleiben, und ich weiß nicht, wie ich sie jemals diesen hochherzigen Menschen danken kann. Denn ihre Liebe gegen uns war so gar nicht von der gewöhnlichen Art, wie hochgestellte Menschen sie in gnädiger Herablassung dann und wann unsereinem zu erweisen pflegen, sondern das Alles war echte, große Menschenliebe, wie sie nur in wirklich edlen Herzen zu Hause ist. So ward z. B. Elisabeth, trotz unseres Protestes, immer zu allererst bedient. Die Baronin that es durchaus nicht anders. Und als zum Schluß eine kunstreiche Torte aufgetragen ward – stellen Sie sich vor, wie lieb und sinnig, ein Haus aus Marzipan, fast unserem Pfarrhof ähnlich – da konnte Adele mit glücklichem Lächeln gar nicht schnell genug das Dach abnehmen und ein weißes Atlasband daraus hervorziehen mit, wie ich sogleich bemerkte, goldgedrucken Versen. Könnte ich Ihnen nur auch jetzt Fräulein Adelens sanfte Stimme hören lassen, mit der sie diese tiefempfundenen Worte vorlas, Sie würden gewiß mit uns inne werden, welchen Eindruck sie auf uns Beide und alle Zuhörer machten. Ich schreibe sie Ihnen hier wörtlich ab:

Hausgruß.

Grüß' Gott, du junges Ehepaar,
So zieht mit Gott auch in mir ein!
Worauf ihr hofftet manch' ein Jahr,
Nun laßt's in mir Erfüllung sein!
So viel der Lieb' ihr euch gelobt,

So viel auch drin nun euch erweis't;
Jedwede Tugend drin erprobt,
Durchflammet von des Herren Geist!
In guten wie in schlimmer Zeit
Steh euer Haus den andern vor!
Den Frieden geb's jedwedem Streit,
Und was gebeugt, das zieh's empor!
Was Leben heiß' in Christi Zucht,
An euerem Haus werd's offenbar!
An eurer Liebe geist'ger Frucht
Werd' man den Baum des Heils gewahr!
Ja sicherlich, so wird es sein,
Ich kenn' euch ja schon allzugut.
So kommt und ziehet in mir ein,
Ich will euch sein gar treue Hut;
Für euer Herz die Heimath traut,
Die Segenswerkstatt eurem Fleiß,
Die Arche von der Lieb' erbaut,
Die jeder Fluth zu trotzen weiß;
Der Mittelpunkt in eurer Welt,
Darauf für hier und dort ihr schafft,
Ich will euch sein ein heil'ges Zelt,
Drin ihr bewahrt des Glaubens Kraft;
Ein Ruheplatz will ich euch sein,
Wenn heiter euer Himmel blaut;
Ein hoher Thurm in nächt'ger Pein,
Daß ihr die Sterne näher schaut.
So, junges Paar, begrüß' ich dich,
So gehet in mir ein und aus!

In solchem Geist bewohnet mich –
Als echtes, christlich deutsches Haus!

Ich glaubte nun anfangs sicher, die liebe Vorleserin dieses sinnigen Hausgrußes sei auch dessen Dichterin gewesen, obwohl mir dieses Talent bisher ganz verborgen geblieben war; und so wollte ich ihr gerade zu innigstem Danke die Hand küssen. Aber sie wehrte dieses mit einem stumm beredten Blick auf die Mutter ab, die mit feucht gewordenem Auge traurig vor sich hinsann. Mein Gott, so war es also die Baronin selber, die uns den Einzug in unser neues Haus so poetisch verherrlichte. Ach, und der eigene Sohn, der einzige Erbe dieses prachtvollen Edelsitzes, er hatte vielleicht von uns Allen, die wir diesem Hausgruße zugehört, die mindeste Ahnung von dem inneren Segen des deutschen Hauses, den die hochherzige Mutter uns Fremden mit so schönen Worten beschrieben hatte. Als ich der Baronin edle, neidlose Hand dann gerührt an meine Lippen drückte, o da sah ich aus der stummen Thräne, die bei meinen Dankesworten über ihre Wange rann, und dem stummen Blick, mit dem sie voll geheimen Leides nach dem einzigen Sohne schaute, den Stoff zu einer ganzen Tragödie schimmern. – Das war der einzige trübe Augenblick inmitten dieser heiteren Feststunden. Denn mein Herz sagte mir nur zu klar: so viel der Liebe ich auch in Gemeinschaft mit Mutter

und Schwester in diesen zwei Jahren an Clemens verwendet, oder, vielleicht leider besser gesagt, verschwendet, er wird sie im selben Maße wohl nimmer zu vergelten wissen. Sonst hätte sich sein alter, unseliger Drang, trotz all' meinem Abmahnen und der Seinigen Bitten seinem Hause zu entfliehen, gewiß zur Ruhe begeben. So aber wird er schon in wenigen Tagen zu einem ungarischen Husarenregimente nach Debreczin abreisen. Er ist nicht mehr zu halten. Zudem ward er in seinem Vorhaben vom eigenen Vormund, Oberst von Harthausen bestärkt. Da mußte ich mit meinem Rathe zurückstehen. Aber ich kann die bange Frage nicht von meinem Herzen abwehren: was soll dort aus ihm werden? Wie wird er einst in sein Vaterhaus wieder heimkehren? –

Doch, liebste Mutter, lassen Sie mich jetzt davon schweigen! Ich will Ihnen ja heute nur heitere Botschaft bringen. – So zogen wir denn, nachdem wir bei Champagner die gnädige Gutsherrschaft und Pfarrgemeinde hoch leben gelassen, bei schon eingebrochener Nacht in unsern Pfarrhof endlich ein. Rüstige Bursche leuchteten uns mit Kienscheiten voran und das ganze Dorf war dabei auf den Beinen, um uns das Geleit zu geben, das die bescheidene Dorfmusik, die uns voranschritt, mit einem brillanten Marsche noch um gar Vieles festlicher machte. Aber auch am Pfarrhofe war der Eingang geschmückt, und ein Transparent über der Hausthüre zwischen jungen Tannenbäumen rief uns schon von weitem zu:

Willkomm zu Gottes Ehr' und unserm Heil!
Stets werd' euch nur das reinste Glück zu Theil!
Mögt ihr in diesem Haus zufrieden sein,
Das wünscht euch die Gemeinde groß und klein.
Vor Krankheit, Noth und Tod sei Gott davor!
Vivat Elisabeth und Theodor!

Wer der Dichter dieses populären Poems war, blieb mir leider ein Geheimniß. Aber auch seine gute Meinung hatte ihren Zweck in unsern Herzen vollständig erreicht. Erst mußten wir noch zwei Musikstücke, einen Choral: »Nun danket alle Gott!« und zum humoristischen Gegensatz eine schreiende Polka-Mazurka vom Fenster des Wohnzimmers anhören. Dann rief der Ortsvorsteher mit mächtigstem Organ: »Unser neuer Herr Pfarrer und die Frau Pfarrerin sollen leben, vivat hoch!« Die ganze Gemeinde fiel stürmisch ein. Einzelne muthwillige Buben konnten gar kein Ende finden. Dann ward es endlich stille. Alles verlief sich und das unermeßliche Heer des Sternenhimmels glänzte herein in die neue Heimath der zwei glücklichsten, dankbarsten Menschen auf Erden. – So, liebste Mutter, endigte dieser unsäglich ehren- und freudenreiche Einzug in unsere neue Gemeinde.

War das nicht eine herzerquickende Nachfeier unseres einzig schönen Hochzeitstages in Ihrem lieben, trauten Häuschen? O, haben Sie auch noch heute tausendmal innigsten Dank für all' Ihre unerschöpfliche Güte, mit der

Ihr treues Mutterherz uns diesen Tag so sinnig verschönte. Auch dem lieben Linchen für ihren humoristischen Hochzeitsgruß nochmals eine herzliche Patschhand. Unserm genialen Brautführer Hermann, dessen begeisterter Trinkspruch mir noch immer im Herzen nachklingt, werde ich morgen selber schreiben. Ja, wahrhaftig, mögen alle Reichen und Vornehmen dieser Erde auch noch so großartige Hochzeitsfeste gefeiert haben, so reich oder gar noch reicher an echtem Herzensglück hat dieser Tag doch gewiß noch keinen Sterblichen gemacht, als uns zwei, die wir zu den bescheidensten Erdenkindern zählen.

Nun aber lassen Sie mich schließen. Herzlich gute Nacht in unserm winterlichen Frühling! Der Herr behüte Sie und Linchen in seiner Gnade! Ihr treuester Sohn

Theodor.«

Damit legte er den Brief auf den Arbeitstisig und nahm dafür Elisabeths Hand.

»Nun sag', liebes Weib, war es so recht und hab' ich nichts Wesentliches vergessen?«

»Vergessen?« rief da die junge Pfarrerin aus. »O nichts, gar nichts von all' dem, was die andern dir und mir Liebes erwiesen. Aber von all' deiner eigenen Liebe, die mir hier die neue Fremde so wunderbar schnell zur Heimath umgezaubert, o davon, liebster Theodor, hast du aber auch Alles, Alles vergessen.«

»Nun ja freilich, gutes Weib, denn das hatte ich ja von vornherein dir zu schreiben überlassen,« erwiederte Theodor, zufrieden lächelnd. »Ich durfte mich ja doch nicht selber loben.«

»Aber ich hab's gethan, liebster Mann, so viel ich nur Worte dafür fand. Und jetzt hör' nur auch meine Epistel und sag' mir, ob auch ich nichts Wesentliches darin vergessen habe.«

Danach zog die Pfarrerin ein zusammengelegtes Blatt hervor und wollte gerade mit voller Herzenslust zu lesen beginnen:

»Liebstes, bestes Mütterchen! . . .

Aber Theodor legte scherzend die Hand darauf: »Nein, Elisabeth, du hast vorhin mein Lob über dich nicht hören wollen, nun darfst du auch zur Strafe dafür das deinige nicht vorlesen. Ja, gerechte Vergeltung muß sein, auch in der ehelichen Liebe, Gott! Wenn ich dir nur Alles recht gemacht habe.«

Er küßte sie auf die Stirne, die sie gegen ihn niedergeneigt hatte. Dann schüttete sie ihr ganzes, junges Frauenherz ihm aus.

»Ach Theodor, wie soll ich dir doch Alles vergelten können, was du an mir gethan hast? Da führtest dich mich arme Wittwenstochter heim, ließest mich nichts, gar nichts dir zubringen, als mich selber, und übergabst mir mein Haus von oben bis unten so traut und gediegen eingerichtet, wie sich's eine junge Frau nur im Traum ausmalen kann. Und zu all' der schönen Gegenwart hältst

du mir auch noch so reichen Rathschlag für künftige Zeiten geborgen! O wenn ich daran denke, in welch' hartem Dienst unter fremden Menschen du dir dieses Alles für mich verdienen mußtest, und wie ich's mit Liebe dir wieder heimzahlen soll, dann möchte es mir Kopf und Herz verwirren!«

Da wollten ihr gerade die Thränen heraufquellen. Aber schnell fuhr er mit heiterem Scherz ihr über die Augen.

»Geh', Elisabeth, was redest du doch kindisches Zeug! Ich selber wäre ja mein Lebtag nicht auf diesen klugen Einfall gekommen. Das Alles hat mir dazumal der Sturmwind in meiner holländischen Dachstube vorgesagt, als ich, armer Teufel, wie mich Frau van der Straaten genannt, am Kaminfeuer saß, und darüber nachsann, was ich thun solle. Nun also, da hab' ich's eben einfach dem Sturmwind nachgemacht, genau so, wie er mir's vorgebraust hat. Was ist da von mir auch viel Verstand und Verdienst dahei? Den Sturmwind, liebes Weib, den allein mußt du loben! Der einzig hat so wohnlich uns das Haus eingerichtet, und dir einen Nothpfennig erspart. Und darum horch' ich auch heut Abend so gern auf ihn, und denke mir dabei: was war das doch damals ein gesegneter Wintersturm, der uns jetzt zu solchem Frühlingsfrieden verholfen hat!«

»O Theodor, du edler, großherziger Mann!« das war Elisabeths ganze Antwort.

Und sie saßen noch lange Hand in Hand so beisammen, und horchten auf den Schneesturm, der ihnen Beiden in dem schönen, deutschen Pfarrhause von der Erfüllung all' des Sehnens und Hoffens erzählte, mit deren Verheißung er einst den Einen getröstet und zum Ausharren ermuthigt auf seiner armen Dachstube in holländischer Fremde.

IV. Im Ahnensaale.

Acht Tage darauf, an einem nicht minder unwirthlichen Winternachmittag, der sich schon der Dämmerung zuneigte, trat Pfarrer Faber mit Hut und Stock in das untere Wohnzimmer, um Elisabeth vor dem Weggehen noch »guten Abend« zu sagen. Ein tiefer Kummer verdüsterte seine sonst so klaren Züge. Es war ein schwerer, bitterer Gang, den er vorhatte.

»Behüt' dich Gott, liebe Frau!« sagte er jetzt, da er die Hand ihr gab. »O wenn's nur schon vorüber wäre!«

»Aber Theodor,« tröstete Elisabeth, an ihrem Arbeitstisch sich erhebend. »Du kannst ja nichts dafür!«

»Ja, das weiß der allwissende Herr. Ich hab' in den zwei Jahren wahrhaftig an ihm gethan, was Verstand und Herz in mir nur vermochten. Aber leider sagt mir eine trübe Ahnung, daß Alles zuletzt doch nur vergebens gewesen. Auf jede Besserung folgte stets wieder ein Rückfall, und der alte, unglückliche Leichtsinn verscheuchte immer wieder den mühsam errungenen Lebensernst.«

»Aber liebster Mann,« warf Elisabeth beruhigend ein, »Clemens ist ja doch erst sechzehn Jahre. Das kann bei

reiferem Alter noch Alles ganz anders werden. Er hat doch ein so gutes Herz. Und wie oft geschieht's nicht, daß gerade solche noch die tüchtigsten Männer werden.«

»Nun freilich, Elisabeth, ich weiß das wohl. Es ist eine alte Erfahrung. Aber gerade bei Clemens will es mir oft vorkommen, daß seine schlimmen Anlagen mit den Jahren viel eher wachsen als abnehmen werden. Ich habe seine Natur zu gründlich studirt. Selbst sein gutes Herz wird ihm nur zum Verderben gereichen. Denn ihm fehlt jede Spur von Charakter. Und gar, wenn er nun erst von seinem Hause, seiner Mutter und mir selber losgerissen ist, mein Gott, wie bald wird er im Taumel seines Soldatenlebens ohne jeden inneren Halt der Verführung preisgegeben sein. Und siehe, das thut mir eben bitterlich weh, vor Allem für diese arme, edle Mutter, die uns Fremden so neidlos die glücklichste Heimath geschaffen und dem eigenen Sohn die seinige nicht erhalten kann. 's ist wirklich tragisch! – Aber du hast Recht, ich kann ja nichts dafür. Das ist mein einziger Trost. Und so will ich eben in Gottes Namen gehen. Wenn ich nur schon wieder daheim wäre! Also guten Abend, Elisabeth!«

Damit ging er mit schwerem Herzen zum Schlosse hinunter, wohin die Baronin zu dieser Abendzeit ihn gebeten hatte. Als er noch auf der Hügelhöhe des Pfarrhauses die großen Bogenfenster des Ahnensaals beleuchtet sah – ein sonst ungewöhnlicher Anblick, da ging wieder ein leichter Hoffnungsstrahl durch sein betrübtes Herz: »Nun, wer kann's wissen? Der Gott, der die Menschenherzen lenkt, wie Wasserbäche, vielleicht erleuchtet er da drinnen heut

Abend auch dieses umdunkelte Herz für seinen Weg in die Fremde. Und der selige Geist des todten Vaters redet zum Sohn eine mächtigere Sprache, als wir Lebenden. Ich will doch noch nicht ganz verzagen.« –

Als der Pfarrer durch die entlaubten Linden die Schloßtreppe hinaufstieg und der Mond auch Sturmgewölk auf die zwei eingemauerten Ritter am Portale fiel, da kam's ihm vor, als laste unter deren schneebedecktem Steinpanzer heut Abend dasselbe tiefe Leid, wie auf seinem eigenen Herzen. So finster schauten sie ihn an. Doch er trat mit aller ihm möglichen Fassung in die Eingangshalle, um die Abschiedsscene, die ihn drinnen erwartete, nicht noch peinlicher zu machen.

Zehn Minuten darauf ging die Baronin mit Adele in stummem Ernste hinauf zum Ahnensaale. Clemens folgte an der Hand seines einstigen Hofmeisters. Man sah es seinem halb verdrießlichen, halb verlegenen Gesichte nur zu deutlich an, wie schwer dieser seltsame Gang ihn ankam hatte er doch nur eine dunkle Ahnung von dessen eigentlicher Bedeutung. Doch eben so schnell durchfuhr ihn auch der andere Gedanke, daß er ja schon morgen früh als sein eigener Herr der mütterlichen Botmäßigkeit entronnen sei, und sein neues Soldatenleben schrankenlos vor ihm daliege, wie die Pußta vor dem ungezügelten Haideroß.

So ließ er sich dieses letzte peinliche Heut im Elternhause im Hinblick auf das erste fröhliche Morgen in der Freiheit gern gefallen. Denn daß ihn sein Vormund, jener vormals gar lebenslustige pensionirte österreichische

Oberst, von der nahen Hauptstadt bis nach Debreczin begleiten sollte, davor bangte ihm nicht im mindesten. Hatte er's doch dessen Machtwort überhaupt zu danken, daß er seinen Starrsinn, Soldat zu werden, gegen der Mutter Willen und des Pfarrers dringendes Abmahnen durchgesetzt hatte. – Also gute Miene zum bösen Spiel! Es geht ja rasch vorüber. Das war der Grundton in des künftigen Husarenkadeten Empfindungen als er jetzt in den ehrwürdigen Ahnensaal eintrat, in dessen Mitte der schwere, alterthümliche Kronleuchter tageshell niederstrahlte.

»Clemens, setz' dich hier neben den Heren Pfarrer!« sagte die Baronin mit einem Tone, daraus viel mehr Wehmuth als ernste Strenge klang.

Und Clemens ließ sich neben Theodor auf einem der Stühle mit hoher, gothischer Eichenlehne nieder, die an der langen Wand, mit Waffentrophäen aller Jahrhunderte verziert, aufgestellt waren. Ihm gegenüber hingen von 1349 an all' die Ahnenbilder seines vielhundertjährigen Geschlechts, in Helm und Eisenharnisch, im Domherrntalar mit Kreuz und Kette, im goldverbrämten Staatsrock mit Allongeperrücke, im knappen Jagdkleid mit dem Zopf, bis herab zum letztverstorbenen Majoratsherrn Hans Günther, Freiherrn von Görz, der in österreichischer Kürassierrittmeistersuniform der Ahnen lange Reihe beschloß. Ein ganzer Mann in jedem Zug, dem das durch und durch adelige Herz aus den milde ernsten Augen herausschaute.

Clemens sah jedoch keinen einzigen all' seiner Ahnherren, so ernst sie auch selber auf ihn niedersahen. Er

schlug das Auge auf den kunstvoll gewirkten Teppich, und das bunte Gewirr von streitenden Sarazenen und Kreuzrittern verschwamm vor seinem Blicke. Der Pfarrer Faber saß gedankenvoll neben ihm. Adele hatte sich ein paar Stühle weiter niedergelassen, und senkte das zarte Gesicht. Die Mutter blieb mitten im Saale stehen. Sie hatte für diesen Abend ihr Wittwenkleid wieder angelegt, und ein schwarzer Schleier umsäumte ihr trauerbleiches Antlitz. Ein gerolltes Papier ruhte in ihrer Hand. Was wollte sie jetzt nur in dieser stummen, geisterhaften Gesellschaft?

»Clemens, mein theuerster Sohn!« hub sie jetzt an, nachdem sie noch eben mit schmerzlicher Miene sich aufgerafft. »Ich stehe hier als die Testamentsvollstreckerin deines Vaters. Als ihn der Herr über Leben und Tod in die Ewigkeit abgerufen, da warst du ein noch unmündiger Knabe. Wie hättest du ihn damals verstehen sollen, wenn er vor seinem Hintritt noch mit dir geredet hätte? Aber mitten in seinen bittersten Schmerzen, die er nach jenem unglückseligen Sturz noch Monate lang zu erdulden gehabt, war doch seine schmerzlichste Sorge nur die, daß er dich, seinen einzigen Sohn und Erben, verlassen mußte, bevor er dich durch Wort und Beispiel großgezogen zu einem tüchtigen, tugendreichen und ehrenfesten Mann, wie er selber einer gewesen, und darin keiner seines ganzen Geschlechtes ihn jemals übertroffen. – Nun siehe, mein Sohn, ob auch deines Vaters Leib nun schon sechs Jahre in der Gruft seiner Ahnen in ewigem Schweigen liegt, sein Geist wird doch aus seinem Jenseits heute

zu dir reden. Auf seinem Sterbebett hat er mir sein irdisches Abschiedswort an dich übergeben und mir aufgetragen, es zu dir reden zu lassen, wann die rechte Stunde dazu gekommen sei. Vor seinem irdischen Bilde, so gebot mir sein Wille, solltest du seinen abgeschiedenen Geist dann hören, und dein ganzes Geschlecht sollte dabei als Zeuge zugegen sein. – Nun wohl, mein Sohn, die rechte Stunde dünkt mir jetzt gekommen, da du dich morgen frühe losreißest aus deines Vaters Haus und deiner Mutter Arm. Darum habe ich dich jetzt hierher geführt; inmitten deines ganzen Geschlechtes, vor deines todten Vaters Bild. – So schau' ihn an, mein Sohn! Mit all' deiner kindlichen Ehrfurcht häng' jetzt an diesen treuen, väterlichen Zügen! Oeffne weit dein Herz, daß der Samen aus deines Vater Geisterwort befruchtend hinunterfalle his auf seinen tiefsten Grund; daß du von hinnen ziehest, als deines Vaters werth, und in sein Haus einst wiederkehrest als Deiner Mutter Trost. – Und nun höre!«

Ward das jetzt eine Stille! Wer könnte sie beschreiben? Als ob die drei lebenden Menschen auf ihren Stühlen selber nur leblose Bilder wären, so saßen sie da. Und der Sohn schaute hin auf des Vaters Bild, und sein Blick vertiefte sich in dem seinen. Wie der ihn jetzt ansah, so voll Ernst wie Wehmuth, wie ein Aug' aus dem Reiche der Geister! – Da war mit einemmal auch der letzte Hauch

von leichtem Sinn in seinem jungen Herzen verweht. Seine ganze Seele lauschte. Die Mutter wischte sich noch eine große Thräne vom Auge, da sie nach ihm hinübergesehen. Dann entrollte sie das Blatt und las mit bebender Stimme:

»Mein einziger Sohn!

Mit Schmerzen habe ich mich aufgerichtet, um noch mit dir zu reden. Zwar ist meine Leibeskraft gebrochen, aber mein Geist fühlt sich stark und klar wie in den gesundesten Tagen. Und so spricht er zu dir sein letztes irdisches Abschiedswort. Wann du es einst vernehmen wirst, ist mein Mund schon längst verstummt, und meine Hand verdorrt. Aber mein Geist wird ewig leben: Der wird dann um dich sein, als ob ich leibhaftig vor dir stände, und meine Hand wird aus ihrem Jenseits segnend auf dich herunterreichen. So höre, mein Sohn, was ich dir jetzt sage:

Ich hinterlasse dir das wohlgeordnete Gut deiner Väter. Fleißig bebaute Felder und Wiesen, wohlbestellte Wälder, klare Verhältnisse zwischen Gutsherrn und Grundholden, geregelte Bücher und unbestrittene Gerechtsame – das Alles vererbe ich dir.

Mir, deinem Vater, war es lange nicht so leicht geworden. Nach zwanzigjährigem Streit mit christlichen und jüdischen Zinswucherern, in den Verschwendung und Schwachherzigkeit meines kinderlosen Ohms dein Ahnengut verwickelt; nachdem mein eigener Vater vor Herzleid darüber mir allzufrüh gestorben, war es mir

endlich von den Gerichten als schuldenfreies Lehen wieder zugesprochen worden. Doch in welchem Zustand? In langem Sequester die Felder ausgesogen, die Wälder verwüstet, die Bauten zerfallen, ein Schatten nur, kann ich sagen, von dem heutigen Bilde. – Aber, mein Sohn, die Trübsal und Noth meiner verkümmerter Jugend, sie wurden mir die harte, heilsame Schule, in der ich wieder lernte, was das verstorbene Geschlecht vergessen hatte: Fleiß und Sparsamkeit, Umsicht und Aufsicht; vorwärts zu schreiten im Verbessern und Erringen, rückwärts im Genießen und Verschwenden; falschen, geborgten Glanz, der nur nach außen prunkt, zu verachten, und den gediegenen hoch zu halten, der das innere Haus durchschimmert. – Und so, mein Sohn, war dein Erbtheil wieder geworden, was es in alter Zeit gewesen, und unseres Hauses Name hatte wieder seinen alten, ehrlichen Klang. – Doch nie und nimmer, ich beschwöre dich jetzt vor meinem Sterben, niemals vergiß es: so oft du durch deine Felder und Wiesen wandelst, und deinen Wald durchstreifst, o gedenke des Schweißes, der von deines Vaters Stirne darauf niedergeronnen! So oft du eintrittst in Scheunen und Ställe, und an deiner Väter Burg dich erfreuest, gedenke der schweren Sorgen, unter denen dein Vater aus dem Zerfall sie wieder für dich aufgerichtet! Und wenn du den Eisenschrein erschließest, um seinen Inhalt dir vorzuzählen, so mahne dich jedes Geldstückes Klang, mit welch' gewissenhafter Sparsamkeit ich als deiner Mutter Verwalter jeden Pfennig ihres Erbtheils geehrt, um sie und mich des Guldens werth zu machen.«

Da hielt die Mutter einen Augenblick inne, um von der eigenen Erregtheit auszuruhen, und einen forschenden Blick auf den Sohn zu werfen. Der sah schon lange nimmer auf des Vaters Bild und starrte wieder auf des Teppichs Sarazenenschlacht. Jedes Wort des Seligen fiel brennend auf sein schuldbewußtes Herz. Auch Pfarrer Faber hatte das Gesicht mit der Hand bedeckt. Aber in welch' ganz anderer Stimmung! In sich verloren gedachte dieser des eigenen Vaterhauses, und nicht ein einziger Vorwurf störte seine wohlthuende Erinnerung. Von Adelens zarten Wangen rann eine stille Thräne nach der andern; Thränen kindlicher Liebe für den Vater, schwesterlicher Hoffnung und Sorge für den Bruder. Und die Mutter athmete jetzt tiefer auf, da sie des Sohnes Zerknirschung gesehen, und fuhr mit doppelter Zuversicht weiter:

»Aber, mein Sohn, nun will ich aufhören, nur als dein Vater zu dir zu reden. Als Edelmann spreche ich jetzt zu dir, der eine zum andern, der alte zum jungen, der absterbende Zweig zum blühenden. – Und so sage ich dir weiter: als Edelmann geboren zu werden, das ist ein ebenso mühe- wie verdienstloses Vorrecht des Geschickes. Aber als Edelmann zu leben und zu sterben, das ist ernste Mannesarbeit. Und der da wähnt, daß schon die Geburt ihm genüge, als Edelmann durchs Leben zu gehen, der ist nicht werth, daß er als solcher geboren worden, und der verdient nicht, daß er diesen Ehrennamen trage – eines edlen Mannes. Mein Sohn, bedenk' es wohl: der Adeligen durch Geburt gibt es unzählig viele. Doch die auch adelig

durch Gesinnung, Wandel und Werk, die wahrhaft edlen Edelmänner, diese lassen sich zusammenzählen.

Noblesse oblige – zu deutsch: der Adel legt Verpflichtung auf! so heißt ein alter Rittersprüch. Zwar eine französische Devise, aber vollgültig auch für den Edelmann aller Völker und Zeiten. Und was will dieses Wort dir sagen? Ich will dir's vor meinem Tode noch erklären. Höre mich, mein Sohn! – Gerade, weil du als Adeliger geboren wardst, kam mit dir die Verpflichtung zur Welt, auch adelig zu denken und zu handeln. Gerade, weil du einen ritterlichen Wappenschild trägst, verlangt die Welt mit Fug und Recht von dir, daß du ihn auch alle Zeit makellos hochhaltest im Ritterdienst der Sittenreinheit und der Mannesehre. – Fröhne Keiner dem Wahn, und sei er noch so erlaucht geboren, und sei sein Geschlecht noch so mächtig an irdischen Gütern, er brauche vor die Mängel seiner eigenen Person nur seiner hohen Ahnen strahlenden Schild zu halten, und das Auge der Welt lasse sich dadurch blenden. O dieser unseligen Selbsttäuschung! Denn solchen Edelmannes eigene Flecken, sie werden erst recht häßlich auf diesem schimmernden Schilde zu Tage treten. Nicht der alte Name entschuldigt die Sünden seines Trägers. Nein, gerade dieser wird dessen erbittertster Ankläger, und die Welt hält bei ihrem Urtheil solchem Schuldigen des Adels seine eigene Devise vors Gesicht: *Noblesse oblige.*«

Und wieder setzte die Baronin ein wenig aus und that einen Blick auf den Sohn. Dessen Stirne lag in düsteren Falten. Er scheute sich jetzt, selbst nur die Bilder der

Ahnen noch anzublicken. Denn wie er's vorhin flüchtig gethan, starrten sie Alle so voll stummen Vorwurfes ihn an, die im Vollbart, im Henryquatre und glatten Kinn, als riefen sie ihm miteinander das eine Wort in die Seele: »*Noblesse oblige!*«

Ward da der Mutter über dieser zusammengezogenen Stirne des Sohnes das Herz wieder befangen! Aber sie raffte sich muthig auf und las weiter:

»Mein Sohn! Nimm dir's gar wohl zu Herzen: die Tage währen nicht mehr allzulange, ich täusche mich nicht, in denen der Adel eine mächtige Körperschaft gewesen. Der neue Zeitgeist rüttelt bereits mit geheimer Faust an ihrem einst festgefügten Bau. Seine Pfeiler werden immer loser auseinanderweichen, sein schützendes Dach wird nicht mehr allzu lange den Einzelnen halten und decken. – Selbst ist der Mann! – Dies Wort der Neuzeit wird auch im deutschen Adel mehr und mehr zur Geltung kommen. Immer kleiner wird das Maß werden für des ganzen Standes Privilegien und Rechte, immer größer für die Pflichten des Einzelnen. In immer ernsterer Bedeutung wird das alte Wort den einzelnen Edelmann mahnen und warnen: *Noblesse oblige!*

Ja, mein Sohn, glaub' es deinem der Ewigkeit nahenden Vater, dem schon jetzt die Sehkraft des Geistes weiter reicht: die Tage sind nahezu vorüber, in denen so mancher Edelmann glaubte, adelig zu leben und mit dem Urtheil seiner Mitmenschen sich glücklich abzufinden, wenn

er schulgerecht sein Roß zu tummeln und das Viergespann zu lenken wußte; wenn kein Wild seinem Meisterschuß entrann, und seine Meute dressirt war nach allen Regeln reinster Waidmannskunst. Die Tage neigen sich zu Ende, da Bauer und Bürger zum Edelmann voll patriarchalischer Ehrfurcht hinaufsah, bloß, weil dieser schon seit Jahrhunderten einen adeligen Namen trug. Ein neuer Zug geheimer Feindschaft ist jetzt an die Stelle solch alter Tradition getreten, und der Edelmann muß durch Wandel und Werk diese neue, neidische Feindschaft erst zu versöhnen trachten. Die alte Macht des Adels, die ihm die Neuzeit an ererbten Rechten und überlieferter Ehrfurcht allmälig schwächen wird, der Einzelne muß sie wieder sich zurückerobern durch das reichere Maß an selbsterfüllten Pflichten und die größere Tüchtigkeit der einzelnen Person. Hervorzuragen muß er lernen, wo immer ihn das Leben hingestellt, sei's um Fürstensold in des Heeres Reihen, oder im Dienste des Staates, sei es als freier Grundherr. Des Geistes und des Herzens Adelsprobe muß er überall erst bestehen, wenn ihm der geborne Edelmann soll angerechnet werden, und ihn sein Wappenfehild noch tragen soll, das er selber trägt. Und ich sage dir, mein Sohn: wer diese Mahnung der Zeit mißachten wird, für den sind die Tage nahe, wo ihm wahrlich besser wäre, eines Taglöhners unbekannten Namen zu führen, als den seines alten Geschlechtes. Denn sein vielhundertjähriger Name wird mit all' der Wucht des Alters dessen verkommenen jüngsten Träger noch zehnmal tiefer niederdrücken, und mitleidlos wird die Welt auf

solch' erniedrigten Enkel hoher Ahnen mit Fingern deuten. Und auch dich ermahne ich jetzt: wähne nicht, daß du dieser Gefahr überhoben seiest, wähne nicht, daß du deinem Herzen in Sinnengenuß und Verschwendungssucht könntest die Zügel schießen lassen, daß du verachtend dürftest vorübergehen an den Quellen des Wissens, die immer reicher in der Neuzeit strömen; wähne nicht, daß Fleiß und Arbeit, Denken und Schaffen deiner unwürdig seien und ein unnöthig Mühen, weil ich dich nun hinterlasse als eines so wohlgeordneten Gutes einzigen Erben. O mein Sohn, glaub' es mir: noch zehnfach größere Güter als das deine, sie sahen ihre altadeligen Erben bankerott an Geld und Ehre in Schmach und Elend wandern.

Und so höre mein anderes Testament! – Meine Seele umschwebt dich. Meine Geisterhand ruht auf deinem Haupte, Clemens, blick' mir ins Auge!«

Da vermochte dieser nimmer länger den Blick vor sich hin zu schlagen. Des Vaters letzte Worte rüttelten ihn zu mächtig auf aus seinem dumpfen Hinbrüten. Und er faßte den Muth, dem Bilde des Seligen nun fest ins Auge zu schauen. Auch Pfarrer Faber und Adele richteten sich in ihren Stühlen höher auf, und vertieften sich in die edlen Züge des verklärten Majoratsherrn.

Und da die Mutter nach einer Pause nun dieses andere Testament zu lesen begann, schlug der Nachtwind dabei beständig an die vielscheibigen gothischen Bogenfenster. Alle die alten Bilder schienen jetzt noch aufmerksamer den Worten ihres würdigen Nachkommen zu lauschen,

und sie schauten dabei noch viel ernster auf ihren allerjüngsten Enkel.

»Clemens, du einziger Erbe meines Namens und deines Geschlechtes! Du hast das Stammgut deiner Ahnen aus meiner Hand überkommen. Ich übergab es dir, wie's einem getreuen Vater und irdischen Verwalter zukommt. Jetzt aber ist es an dir, mein Sohn, auch deines Vaters geistige Erbschaft anzutreten. Dazu genügt kein papierenes Testament allein. Dein ganzes Leben mußt du daran setzen, Jahr für Jahr, Tag für Tag, um diesen meinen andern letzten Willen an dir zu vollstrecken. –

Zwar fühlt' ich mich nie so sehr als armen, an Leid und Seele gleich gebrechlichen Menschen als jetzt auf solchem Schmerzenslager und so nahe dem Richterstuhle meines ewigen Gottes. Aber auch jetzt hält der eine Trost mich aufrecht, und gibt mir Kraft im Leiden und heilige Zuversicht im Sterben, daß ich wenigstens mit Wissen nie was Unwürdiges weder gewollt noch gethan. Und so, mein Sohn, setz' ich dich feierlich ein zum Erben all' meines guten Willens und all' meiner ehrlichen Meinung, als Edelmann gelebt zu haben und als solcher zu sterben, getreu dem Wahlspruch: Fürchte Gott, thue Recht und scheue Niemand! Ich setze dich ein zum Erben all' meiner ungeheuchelten Gottesfurcht und wahrhaftigen Menschenliebe. Das volle Maß von Eintracht und Frieden, das ich meinen Grundholden, den protestantischen, wie katholischen hinterlasse, vererbe ich nun auch auf dich. Sei im Eifer für deines Hauses evangelischen Glauben ein Vorbild deiner Gemeinde, aber halt' in deinen Pflichten

und deinem Wohlwollen gleiches Maß und Gewicht auch für die Andersgläubigen! Sei ein gleich gerechter, opferfreudiger Guts- und Patronatsherr für beide Kirchen und Schulen! Jedweden confessionellen Streit suche versöhnend zu vermitteln! Denn ich sage dir: fanatische Unduldsamkeit ist das Zerrbild der christlichen Religion, und das Grab der Nächstenliebe. – Gern gestehe ich dir's ein, an meinem eigenen Herzen hab' ich's im Laufe der Zeiten erkannt: je tiefer ich das Gebot aller Gebote verstanden, und je treuer ich's befolgt: Liebe Gott über Alles und den Nächsten wie dich selbst! – je mehr ich von mir abgestreift gehässigen Vorurtheils anerzogenen Panzer, um so weiter und wärmer schlug mir mein Herz für die ganze Menschheit, schwächer nicht im Glauben, aber zehnfach stärker an Liebe. – Und auch dieses halte ich dir vor: unser armes, deutsches Vaterland, wahrhaftig genug verwundet und geschwächt hat es des Glaubens unseliger Haß und Streit. Jetzt laß es uns wieder heilen und stärken durch des Glaubens Liebe und seinen Frieden, jeder Einzelne, wo und wie, und so viel er kann. Denn also will es unser himmlischer Gott und unser irdisches Vaterland.«

Da gedachte die edle Wittwe des großartigen Leichenzuges, mit dem der Verklärte in die Ahnengruft nach Teissenberg hinübergeführt worden war. All' das Weinen und Klagen seiner zwei Gemeinden, der protestantischen so gut wie der katholischen, glaubte sie im stürmenden

Nachtwind draußen wieder zu hören. Eine Fluth bitterer Wittwenthränen entrang sich ihrem leidvollen Herzen. Adele sah es kaum, da verbarg auch sie ihr Gesicht in ihrem Tuche. Pfarrer Faber saß noch immer regungslos, ohne jeden innerlichen Trost. Doch auch auch seines Zöglings Augen rannen jetzt zwei Thränen über die Wangen. Ob sie wohl gar tief heraufgequollen waren? – Wenigstens blieben es die einzigen. Aber schon diese zwei genügten, um die zahllosen der Mutter wieder zu stillen. Wie genügsam an Trost ist ja solch ein bekümmertes Mutterherz! Und sie las nun zu Ende, dreifach so leichten, hoffenden Herzens, als sie begonnen hatte:

»Und höre mich weiter, mein Sohn! – Ich setze dich ein zum Erben all' meines Fleißes, all' meiner haushälterischen Einfachheit und immerwachen Sorge, mit denen ich dein Gut verwaltet, verbessert und vermehrt. Gott verzeihe mir, daß ich dessen selber mich rühme, aber ich thue es nur um deinetwillen, mein Sohn! – Bedenk' es wohl: Grund und Boden, das ist noch des Adels stärkster Damm, der am längsten widerstehen wird der Neuzeit anstürmender oder langsam untergrabender Fluth. Aber wer gedanken- und werkträg auf seiner Scholle sitzt, oder fern von ihr in den großen Städten ihr Erträgniß verschwendet, für den wird die Stunde kommen, wo ein Stück nach dem andern zerbröckelt niederbricht in den großen Abgrund der Auflösung, darin alle Stände mehr und mehr versinken. –

Und endlich, mein Sohn, feße ich dich ein in das kostbarste Gut, das ich dir vererben kann, in die Achtung und

Liebe, die ich, so hoff' ich zu Gott, auf Erden hinterlasse. – Sowie die Burg deiner Väter hoch emporragt unter den andern Häusern deiner althistorischen Heimath, so sollen auch deine Grundholden zu ihr voll Ehrfurcht hinaufschauen, als zur festgegründeten Stätte edelster Sitte und reinster Ehre. Deine Wirthschaft soll den Begüterten ein aneiferndes Vorbild sein, ihr Rath und Führer im Vorwärtsschreiten. Denn ich sage dir: die Zeit verbauerter Landjunker ist dem Versinken nahe, aber die Tage wissenschaftlicher Durchbildung treten immer gebieterischer heran, auch für den freien adeligen Grundherrn. Keiner kann mehr mit Ehren bestehen, der dieser Forderung sich widersetzt, sei es aus eingebildetem Stolz oder aus wirklicher Trägheit. Mit gern gebrachten Opfern sollst du den Schwächern unter die Arme greifen und an den ganz Gebrechlichen deinen Glauben ans Evangelium werkthätig bewähren. Nicht ihr Bekenntniß, nur ihr Menschenwerth sei die Richtschnur für dein Handeln. – Und zuletzt, mein Sohn, ermahne ich dich voll tiefsten Ernstes: blicke mir auf Keinen deßhalb voll unberechtigten Stolzes herab, weil er als Bürgerlicher geboren worden. Jeden Vorzug der Bildung und des Charakters lern' an ihm zu ehren, wie an deinesgleichen. Wo stände die Menschheit ohne ihre großen, unsterblichen Männer, die sich selber den Adelsbrief des Geistes ausgefertigt, und den keine Zeit jemals zerreißen wird? – Darum rathe ich dir: such' die Tüchtigkeit auf, wo dus sie findest, mit oder ohne Wappenschild, und lern' von ihr! Sperre dich nicht ab von dem großen Pulsschlage geistigen und

politischen Lebens! Verfalle nicht in die widerlichste aller modernen Krankheiten – in vornehme Blasirtheit! Sei nicht aus falschem Vorurtheil einseitig in deinem Umgang! Er braucht nicht immer, adelig zu sein, aber edel soll er bleiben alle Zeit!

Und lebst du so, mein Sohn, dann verbürg' ich dir, so wahr ich hoffe auf Gottes Barmherzigkeit, so wahr wirst dir dann werden gleich reich an Achtung und Liebe, an Dank und Segen, Haupt und Zierde deines Geschlechtes, Hort und Vorbild deiner Gemeinde, ein fruchttragender Zweig am deutschen Adelsbaum, ein nützlicher Bürger deines großen Vaterlandes!«

Jetzt ward die Stimme der Mutter auf einmal ganz gebrochen. Und jeder folgende Satz that ihr Gewalt an.

»Und nun lebe wohl, mein theuerster, einziger Sohn! Als den Letzten deines Geschlechtes verlasse ich dich. Sei stolz auf deines Hauses Vergangenheit, aber noch eifersüchtiger bewache den Glanz deiner eigenen Zukunft! Was frommte dir deiner Ahnen lange Reihe, wenn du sie als ihr letzter Enkel unwürdig beschlössest? Ich sterbe – lebe du mir nach! Ich habe bald vollendet – beginne du, fahre fort! Mein Geist sei auch der deine! Mein Sterben wird deiner Mutter bitterste Trauer sein, werde du ihr süßer Trost! Bleib' ein treuer Bruder deiner Schwester! In deinem Hause wird es mit meinen geschlossenen Augen bald dunkel werden. Erhelle du es wieder mit deines Lebens Licht! Und so umarme und segne ich dich, und gehe heim auf ewiges glückliches Wiedersehen.

Dein sterbender Vater.«

Kaum noch verständlich hatte die Mutter die letzten Worte hervorbringen können, da sank sie schluchzend vor dem Sohn auf die Kniee und barg mit ausgestreckten Händen ihr weinendes Haupt in seinen Schooß. Auch Adele weinte bitterlich. Der Pfarrer Faber schaute auf dieses ergreifende Bild mit unsäglicher Wehmuth. Denn der gedachte fort und fort an das evangelische Gleichniß vom Sämann, da seine Körner auf den Weg fielen zur Speise der Vögel, auf Felsengrund mit wenig Erdreich, und unter die Dornen.

Und der Schneesturm draußen hub an, jetzt noch viel gewaltiger an die Scheiben zu pochen, daß sie in der Frauen Weinen unheimlich klirrten und im Flackern der Kerzen die alten Bilder noch viel geisterhafter niederschauten.

Du nächtlich brausender Wintersturm! Einst erzähltest du einem armen Studenten gar wunderliebe Geschichten in seiner dunklen, holländischen Dachstube. Und sie sind alle wahr geworden. – Sag' an, was prophezeist du wohl jetzt diesem jungen Burgherrn in seinem schimmernden Ahnensaale?

V. Einkehr und Heimkehr.

»Liegt der Mensch nur einmal in der Wiege, so wird er in steter, unbefriedigter Hast erst durch der Eltern und dann durch seinen eigenen Wunsch aus dem Leben wieder heraus und in das Grab hineingedrängt, und er wird so wider Willen der eifrigste Vollstrecker der über ihn

verhängten göttlichen Satzung: Aus Staub bist du geboren und Staub sollst du wieder werden!«

Wie lang ist es nun schon her, lieber Begleiter, daß ich diesen Satz zum erstenmale vor dir ausgesprochen hatte! Das war dazumal im Zwingergärtchen an der von Epheu umrankten Stadtmauer. Unser junger Held lag im Wickelkissen auf der Mutter Schooß, und Vater Stark sehnte sich in naivster väterlicher Ungeduld nach seines Sohnes ersten Hosen. – Wie viel andere Stadien des Vorwärtsdrängens hast du seitdem miterlebt, und jeder Erfüllung immer wieder eine neue Sehnsucht folgen sehen, in die sich das ruhelose Herz des Vaters und Sohnes auf das redlichste getheilt hatte!

Auch der Drang unseres genialen Freundes, seine letzte Staatsprüfung mit höchsten Ehren zu bestehen, lag jetzt schon seit zwei Jahren in glorreicher Erfüllung hinter ihm. Und die volle Poesie glücklicher Brautzeit umduftete frischen Hauches die oft gar trockene Praxis seines juristischen Lebens.

Rann jetzt auch diese Zeit ihm immer noch zu langsam hin? – O wohl ist's ein gar wonnigliches Behagen, den Becher feurigen Weins an die Lippen zu halten. Doch davon zu trinken, erst das vermag doch das dürstende Herz zu stillen. Und selig die Brautzeit mit all' ihrem Sehnen und Harren, doch seliger noch der Geliebten voller Besitz mit der Erfüllung aller bräutlichen Träume.

Das war jetzt von allen früheren Vorwärtstreiben der Zeit noch der allermächtigste Drang geworden, im Herzen des Vaters fast noch mehr, als in dem des Sohnes.

Und unser guter Vater Stark hatte nun bei Tag und Nacht keinen andern Gedanken mehr, als nur den einen: o wenn ich's doch nur noch erlebe, daß ich Hermann mit Helene in mein Haus einziehen sehe als glückliches Paar. Dann will ich selber es ja gern verlassen. Aber vierundsiebzig Jahre, das ist ein hohes, seltenes Alter. Werd' ich diesen Tag wohl auch noch erleben? – Und Hermann sollte doch erst als wirklicher Advokat in den Ehestand treten. Aber vor vier Jahren war das nach dem gewöhnlichen Gang auch im günstigsten Falle nicht zu hoffen. Und sein ganzes Vaterherz hing doch daran, diese allerletzte Sehnsucht an seinem Sohne noch erfüllt zu sehen!

Nach wochenlangem Hin- und Hersinnen kam endlich Vater Stark zu dem hochherzigen Gedanken: wenn ich selber meiner Advokatur freiwillig entsage, unter der Bedingung, daß Hermann mein Nachfolger werde, vielleicht kann ich ihm so über diese Jahre hinüberhelfen. Zwar wird es mir schwer, unendlich schwer, mir selber gleichsam das Zeugniß auszustellen, daß mir die Kraft abgestorben sei, als nützliches Glied der Menschheit noch ferner zu wirken. Gar schmerzlich wird es mich ankommen, zum Zeiger meines alt gewohnten Berufes eines Tages zu sagen: »Von nun an stehe still!« – Aber ich will es dennoch thun. Absterben will ich aus freiem Willen, damit mein Sohn desto früher zum Leben seines vollen Glückes komme. Dann leb' ich ja in seinem Leben, und mein wirkliches Sterben wird mir um so süßer werden. –

Dieser opferfreudige Entschluß beseelte ihn nun bei Tag und Nacht. Zwar lehnte sich seine Eigenliebe noch manchmal dagegen auf, aber die Liebe des Vaters hatte zuletzt völlig triumphirt, ohne daß er sich das Mindeste davon merken ließ. So schloß er sich eines Abends in sein Studirzimmer ein, und schrieb mit zitternder Hand seine Eingabe nieder. Als er sie versiegelte, that er einen großen Blick zum Himmel, und zwei helle Perlen fielen auf die Adresse. Dann nahm er tief bewegt stummen Abschied von seinem Berathungszimmer und Schreibtisch, von seinen Büchern und Akten. Und als er Abends in die Erkerstube hinaufkam, verrieth er vor Mutter Rosalie und Hermann kein einziges Wort, und sagte nur ganz kurz, daß er morgen früh in juristischen Angelegenheiten in die Hauptstadt reisen müsse. In dieser Fassung war es nicht einmal eine Unwahrheit, die ihm sein ganzes Leben lang nicht über die Lippen gekommen. Die Reise war durch die neue Eisenbahn nun sehr bequem geworden. Dazu war es noch ganz mildes Herbstwetter, und ohnedem hatte er am obersten Gerichtshofe schon früher gar oft dergleichen juristische Angelegenheiten zu besorgen gehabt. So sah man ihn auch ohne weitere Vermuthung eines verschwiegenen Reisezweckes am anderen Morgen sein Haus verlassen. Hermann hatte sich zwar im geheimen Einverständnisse mit Mutter Rosalie zum Reisebegleiter des alten Vaters herzlich angeboten, aber dessen ganz entschiedene Ablehnung zwang sie sofort, ihre Begleitung nur bis zum Bahnhofe zu beschränken. Wußten

sie doch zu gut, wie vorsichtig sie sein mußten, ihre Sorge um sein Alter irgendwie zu nachdrücklich auszusprechen. Am dritten Abend, versprach er, zurückzukommen. Mit den freudigsten Wünschen zu einer recht glücklichen Fahrt umarmten sie in und winkten ihm noch zu, als er schon am Fensterplatz im Coupé Platz genommen hatte. Er aber seufzte jetzt still vor sich hin: »Ja, du lieber Gott, wenn sie erst wüßten, warum ich diese Reise mache!« –

Noch am Abend seiner Ankunft besuchte nun Vater Stark seinen einstigen Mitstifter der Franconia, jenen pensionirten Oberappellationzgerichtspräsidenten von Schlehdorf, dessen auch du dich wohl noch freudig erinnerst, wenn ich dir seine Rede über das grünweiß-rothe Band beim Jubiläumscommers ins Gedächtniß zurückrufe. Auf die Verwendung dieses eben so edlen, wie noch heute sehr einflußreichen Jugendfreundes war vor Allem seine sichere Hoffnung gegründet, mit seiner Eingabe beim Ministerium durchzudringen. Außerdem standen ihm selber volle fünfundvierzig Dienstjahre, und Hermanns erste Note im Staatsexamen, als beredteste Fürsprecher zur Seite. – Schlehdorf empfing das alte »Männchen« mit unveränderter Herzlichkeit, und war im Augenblick mit dessen väterlichem Plane vollständig einverstanden. Er war nicht nur von Hermanns ausgezeichneter Befähigung bereits unterrichtet, sondern zeigte auch sofort dem überglücklichen Vater eine höchst rühmende Abhandlung über jenen merkwürdigen Schwurgerichtsfall, der in dem letzten »Jahrbuch für criminalistische Praxis« besprochen worden. Kurz, der eben so

hochgestellte, wie liebreiche Freund bestärkte ihn nur noch mehr in seinem edlen Entschlusse, dem Sohne freiwillig Platz zu machen. Dabei rieth er ihm, seine Eingabe auf der Kanzlei abzugeben, und sogleich morgen früh um neun Uhr sich im Vorzimmer des Ministers zur Audienz einzufinden. Er selber werde dann nicht ermangeln, sein Fürwort noch besonders einzulegen.

Am andern Morgen Punkt neun Uhr trat denn auch Vater Stark in seinem zwanzigjährigen, aber noch sehr wohlerhaltenen Staatsvisitenfrack gar schüchtern in das Vorzimmer. Eine Menge von Supplicanten aller Rangklassen füllten jetzt immer dichter den Vorsaal. Und gar Mancher schaute geringschätzend oder schmunzelnd auf das altmodische Männchen, das sich auf einem der Eckplätze verlegen in den Winkel drückte, und den Kopf in seinen neuen Visitenhut heruntersenkte, den er mit beiden Händen linkisch über den Knieen hielt. – Mein Gott, es war ja überhaupt das erstemal seines ganzen Lebens, daß der gute Doctor Stark als freier Advocat, der nie um eine Gunst gebeten, antichambrirte. Er schämte sich jetzt ordentlich in dieser submissen Stellung. Aber er that es ja um des Sohnes willen; das beruhigte ihn wieder. Trotz dieses süßen Bewußtseins getraute er sich doch nur dann und wann einen scheuen Blick auf all' die stehenden und sitzenden Petenten zu werfen, in beständiger Angst, er könne doch zuletzt auf ein bekanntes Gesicht treffen, dessen Inhaber dann allerhand fatale Glossen über ihn anstellen möchte.

Da hörte man im Kabinet des Ministers klingeln. Das war der Augenblick, da Schlehdorf ihn so eben verlassen, und durch eine geheime Wendeltreppe sich entfernte, die nur ganz vertrauten Freunden offen stand. Zu diesen zählte Schlehdorf obenan. Vergaß es doch dieser Minister niemals, daß er in Schlehdorfs feiner juristischer Schule als einstiger Assessor den Grund zu seiner nunmehrigen hohen Stellung gelegt hatte.

Der Bureaudiener im Vorzimmer huschte auf dieses Zeichen seines Herrn im Nu durch die Flügelthüre. Jeder hoffte nun auf den Anfang der Audienz, und die zuerst Gekommenen zupften bereits Kravatte und Vatermörder zurecht. Besonders aber machte sich ein etwas aufgeblasener Präsident, der beständig auf- und abstolzirte, dadurch bemerklich, daß er bewußten Schrittes sofort an der Thüre Posto faßte, um dadurch symbolisch anzudeuten, wie seinem Rang unbedingt auch der erste Eintritt gebühre, wenn er auch ganz zuletzt gekommen war.

Und der Bureaudiener trat wieder heraus mit dem lauten Ruf: »Herr Rechtsanwalt, Doctor Stark!« – Herrje, wie da das »Männchen« aber zusammenschrak, daß ihm der Hut vom Knie herunterrollte, und wie alle die Andern nun verblüfft auf ihn hinsahen, all er sich, bis zum Tod erschrocken durch ihre Reihen hindurchwand! Wie namentlich aber jener Präsident ihn schwer beleidigt von oben bis unten musterte, all er diesen »simplen, alten Advokaten«, wie er ihn innerlich titulirte, sich so unvermuthet den Vortritt wegschnappen sah! Aber der Minister

hatte es so befohlen, und der Herr Präsident mußte es sich wohl oder übel gefallen lassen.

Nachdem nun unser guter Vater Stark drinnen sein angebornes Höflichkeitsgefühl mit überzähligen Verbeugungen genugsam befriedigt glaubte, und gerade seine fein stilisirte Eingangsrede beginnen wollte, fiel ihm der Minister sogleich ins Wort, da er ihn vertraulich bei der Hand nahm:

»Ich bin durch meinen verehrten Freund von Schlehdorf bereits von Allem unterrichtet, mein lieber Herr Anwalt, und freue mich, einem so braven, fleißigen Manne die erste und wohl auch letzte Bitte an dieser Stelle sofort gewähren zu können. Ich glaube damit nicht im mindesten mich einer Ungerechtigkeit schuldig zu machen. Denn ist Ihr Sohn auch noch lange nicht an der Reihe, eine Advokatur zu erhalten, so ist es doch einzig und allein Ihr freiwilliger Verzicht zu seinen Gunsten, der ihm diese Stelle eröffnet. So wird also kein älterer Bewerber dadurch beeinträchtigt. Ueberdies nimmt Ihr Sohn einen so ganz ausgezeichneten Platz der Befähigung ein, in Theorie wie Praxis, ja, ich kann sagen, wir sind auf diesen Rechtspraktikanten und seine merkwürdigen Vertheidigererfolge hier so stolz geworden, daß auch dieses Moment mich vollständig berechtigt, in diesem Ausnahmsfalle nicht allzu pedantisch an der hergebrachten Ordnung festzuhalten. Das Dekret der Ernennung Ihres Sohnes zu Ihrem Nachfolger wird sofort an das Kabinet befördert werden, und ich werde mir's noch persönlich angelegen sein lassen, daß dessen gnädigste

Unterzeichnung keinen Anstand finde. Auch wird Ihnen der Titel eines Anwalts ausdrücklich verbleiben, wogegen Sie wohl keine Einwendung machen werden, nicht wahr? Und so gehen Sie mit Gott, mein lieber Herr Anwalt! Grüßen Sie mir Ihren Sohn und sagen Sie ihm von mir, er möge als Ihr nunmehriger Nachfolger zu den hohen Vorzügen seines Geistes auch jene des Herzens und Charakters gesellen, welche Ihre langjährige juristische Laufbahn so rühmlich ausgezeichnet haben. – Glückliche Heimreise!«

Mit nochmaligem Händedruck verabschiedete sich der Minister und Vater Stark vermochte unter wiederholtem Uebermaße von Bücklingen kein anderes Wort herauszustottern, als: »O Excellenz, Gott vergelt's Ihnen! – Wie, was?«

Der Minister konnte nicht umhin, über dieses wunderliche Anhängsel ein wenig zu schmunzeln. Und der tiefergriffene Mann wußte wirklich gar nicht, wie er nur durch das gedrängt volle Vorzimmer wieder herausgekommen, so waren ihm alle Sinne verwirrt worden. Erst auf dem breiten Gange kam er wieder zu sich, griff an seinen Kopf, und dann auch an sein Herz. »So, nun ist's geschehen, nun lieg' ich schon halb im Grab. Aber mein Hermann wird um so glücklicher leben.«

Den ganzen Tag ruhte er sich nun noch bei Schlehdorf aus, dem er voll freudiger Wehmuth bei der Rückkehr dankend in die ich Arme sank, und der ihn dann wieder überm Mittagsmahl erheiterte, so gut er's nur vermochte mit seinem immer gleich jung gebliebenen, feinen Geiste.

Am Abend mußte das »Männchen« noch obendrein mit dem Präsidenten in seiner Loge die Oper besuchen, in der Mehüls[1] »Joseph und seine Brüder« aufgeführt ward. Wie dann der alte, blinde Jakob die ergreifende Arie sang: »O Joseph, mein Sohn!« da hatte das weite Opernhaus gewiß keinen Zuhörer, in dessen Herzen dieser Hymnus von Vaterliebe einen tieferen Nachhall fand, als in dem einen des alten Vater Stark, der noch lange nachher die Augen geschlossen hielt, und bei all' seinem unmusikalischen Gehör diese Weise doch noch lang in sich ausklingen ließ, wenn auch mit etwas verändertem Text: »O Hermann, mein Sohn, mein heißgeliebter Sohn!«

Am dritten Abend rollte der Zug mit Vater Stark wieder in den Bahnhof der waldumgrünten Heimath. Mutter Rosalie und Hermann empfingen ihn dort mit offenen Armen. Er hatte sich unterwegs alle Mühe gegeben bei seiner Heimkehr sich ja nichts davon anmerken zu lassen, welch' wichtigen Lebensakt er hinter sich liegen habe. So war auch der erste Willkomm ein ungetrübt heiterer. Auch zu Hause gab er sich alle Mühe, daß sein Aeußeres nichts von dem Vorgange seines Innern verrathe. Er rühmte Schlehdorfs herzliche Gastfreundschaft, sprach von dem herrlichen Genuß in der Oper und berührte seine »juristische Angelegenheit« mit keinem Worte. Das war auch sonst seine Gewohnheit, über Amtssachen im Hause reinsten Mund zu halten. Wie hätten sie daher aus

[1] Étienne-Nicolas Méhul (22. Juni 1763 bis 18. Oktober 1817).

seinem diesmaligen Schweigen Verdacht schöpfen sollen?

Doch am andern Morgen nach dem Kaffee, bei dem er auffallend nachdenklich geblieben, sprach er auf einmal von einem Boten auf den Haidehof, den er sogleich abschicken müsse.

»Was willst dir aber nur, guter Mann?« fragte verwundert Rosalie.

Hermann sagte: »Aber lieber Vater, ich komme ja selbst heute noch hinaus. Hat es denn keine Zeit bis zum Abend?«

»Nein, diesmal nicht,« erwiederte er, »und ich bitte dich auch, heute daheim zu bleiben. Hingegen mögen Frau Forster und Helene zu uns hereinkommen.«

»So? Aber warum denn nur, guter Alter?« fragte noch verwunderter die Mutter.

»Zu uns hereinkommen, Vater?« fiel Hermann staunend ein.

»Ihr werdet Alles erfahren, und ich hoffe zu Gott, daß ich auch Alles recht gemacht habe. Denn meine Meinung, das weiß der Allwissende, war nur die allerbeste. Jetzt fragt mich nicht weiter und besorgt mir den Boten! Bis heute Nachmittag werdet ihr mit eurer Wißbegier euch wohl noch gedulden können. Ich bitt' euch sogar darum.«

Diese ruhige, aber sehr bestimmte Antwort verwehrte natürlich weitere Fragen. Frau Rosalie besorgte aus der Nachbarschaft einen Boten. Vater Stark übergab ihm seinen Brief, den er schon vorgestern noch bei Schlehdorf geschrieben hatte. Und es war recht gut, daß schon

um neun Uhr sowohl Vater wie Sohn auf dem Gerichte beschäftigt sein mußten. So wurde die Zeit des Harrens zerstreuend verkürzt. Auch Mutter Rosalie bemühte sich unterdessen, in der Aufsicht über die große Wäsche ihre Ungeduld zu dämpfen. Ueber dem Mittagessen kam Hermanns Erzählung seiner heutigen psychologisch interessanten Vertheidigung eines Dorfschullehrers, der wegen mißhandelter Kinder angeklagt worden, sehr erwünscht, wenn das Gericht auch diesmal die Verurtheilung ausgesprochen hatte. Und kaum war der Tisch abgedeckt, so fuhr auch schon der Wagen des Haidehofes am Erkerhause vor. Alle Drei eilten zum Wilkomm hinunter. Frau Forster und Helene glaubten schon beim Aussteigen Vater Starks ziemlich geheimnißvolle Einladung erklärt zu hören. Aber noch auf der Stiege flüsterte Mutter Rosalie der Frau Forster, und Hermann seiner Braut eilig zu, daß des Vaters Brief ihnen selber noch ein Räthsel sei, und baten sie dabei, sich gleich ihnen ohne weitere Frage zu gedulden, bis er ihnen selber Alles auflöse. So tranken sie noch Alle in etwas gezwungener Unbefangenheit mit Vater Stark in der Erkerstube den Nachmittagskaffee. Dann erhob sich der Hausherr und bat sie Alle miteinander, mit ihm in sein Arbeitszimmer herunterzukommen. Wie gedachte da Mutter Rosalie jenes anderen Tages vor nun sieben Jahren, da sie zum gleichen Geheimnisse mit der seligen Dorothee seiner Aufforderung gefolgt war und er ihnen jenen Abschiedsbrief vorgelesen hatte! Schon damals war ihr der Gedanke an sein Testament durch den

Sinn gegangen. Jetzt hielt sie ihn für zweifellose Gewißheit.

Sie setzten sich voll ängstlicher Spannung nieder, wie Vater Stark sie gebeten. Er selber nahm den Platz an seinem Schreibtische, dem er auf seinem Drehstuhle den Rücken kehrte, und hub wieder einmal an, ganz aus sich herauszutreten. In solchen Augenblicken ward der alte, ängstliche, linkische Vater Stark wie umgewandelt. Sein pedantisches Alltagswesen schien dann abgestreift, und feiertäglich entschleierte sich die schlichte Schönheit seiner Seele.

Und er begann mit auf dem Knie zusammengelegten Händen:

»Verehrteste Frau Forster, Liebste Rosalie, meine heißgeliebten Kinder! Wenn ein Vater alt geworden ist, so soll er es auch mit der Weisheit des Alters begreifen, und soll bedenken, daß, je früher er dem herangewachsenen Sohn den eigenen Haushalt bestellt, und ihm schon bei Lebzeiten übergibt, so viel er entbehren kann, daß er dann auch um so reicher an Kindesdank und Vaterluet seine paar Jährchen verleben werde. – Wer aber in thörichtem Neid auf die Jugend seiner Nachkommen schaut, wer als Vater dem großgewordenen Sohn in unnatürlichem Geiz auch nicht den kleinsten Erbtheil übergeben will, und nur voll Angst und Mißmuth an die letzte Stunde denkt, an der er doch all' sein irdisches Gut zurücklassen muß, ein solcher Vater hat es dann nur selber verschuldet, wenn an seinem Sterbebett nicht jene heiligen

Kindesthränen fließen, die ihm sonst bei weiser, neidloser Liebe wohl wären nachgeweint worden.«

Alle sahen einander fragend an, und wieder ihn selber mit stummen Blicken der Ehrfurcht. Aber ihn zu unterbrechen wagte Niemand. Und er fuhr weiter:

»Ich, meine geliebten Kinder, will nun dem ersten Vater gleichen und nicht dem letzten. Für euch will ich entsagen und mich bereichern an eurem Glück, Eure Sehnsucht will ich verkürzen und mein Alter dadurch verlängern. Solche Selbstsucht ist ja wohl erlaubt. Aber, mein guter Sohn, verstehe mich recht! Ich meine nicht den Theil meines bescheidenen Vermögens, den ich dir schon jetzt übergeben werde. Mein Gott, das ist ja kein Opfer. Denn ich entbehre nichts dadurch und sinnloser Geiz liegt in keinem meiner Blutstropfen. So hab' ich auch kein Verdienst dabei. Aber, mein Sohn, ich will dir noch bei meinen Lebzeiten ein anderes Gut abtreten, o ein mir gar tief ans Herz gewachsenes Gut, das ich nun seit fast einem halben Jahrhundert zu einem frohen, glücklichen Mann gemacht, durch das ich meinen Mitmenschen genügt mit ehrlichem Fleiß und gerechtem Sinn, in dem gar viel des Wohlthuns und Segens für mich und dich eingeflossen ist. O laß mich's kurz machen, lieber Hermann! Das volle Maß meiner Vaterliebe laß mich jetzt auf einmal auf dich ausgießen! Ich übergebe dir schon heute meines Lehens theuerstes Gut, von dem ich mich am schmerzlichsten trenne – meine Arbeit, meinen Beruf.«

So klar auch der Wortlaut dieser Rede gewesen, der wahre Sinn war doch noch immer Allen unverständlich. Vater Stark bemerkte das wohl auf ihren Mienen, und kam selber jeder Frage zuvor.

»Ihr seht mich Alle noch fragend an, und wie begreiflich find' ich das! So will ich also mit völliger Klarheit euch es nun sagen und staunet darüber nicht allzusehr! Ich sitze jetzt hier als ausgedienter Veteran im Ruhestand. Aber nicht Alter, nicht Körper- und nicht Geistesschwäche haben mir den Abschied gegeben, sondern einzig und allein die Stärke meiner Vaterliebe zu euch, ihr meine theuersten Kinder! Freiwillig hab' ich auf mein Amt verzichtet, damit es dir übertragen werde, mein Sohn! Das war meine juristische Angelegenheit, die mich vor vier Tagen von euch fortgetrieben. Und schon ist Alles glücklich im kleinen. Ich habe aufgehört zu sein, was ich fünfundvierzig Jahre gewesen, und du, mein Sohn, bist es in dieser Stunde schon geworden, als der Nachfolger deines Vaters. Sieh' um dich, lieber Hermann, die alte Werkstatt meines Fleißes, ich verlasse sie um Deinetwillen. Meine Bücher und Akten, sie sind dein. Dein Eigenthum sei mein ganzes Haus, und du sollst der Herr darin sein! Nur drei Zimmer behalte ich mir und deiner Mutter darin vor bis an unser Sterben. O wir werden euch gewiß nicht belästigen. Dein sei meine Arbeit in deinem Vaterhause, dein sei mein freudiger Beruf! Auf euch Beide vererbe sich dieses Hauses Frieden und Elternglück! Euch Beiden blühe darin ein gleich gesegnetes Alter!« –

Danach senkte er sein Gesicht und hielt die Hand davor. Und Hermann sprang auf, sank vor ihm hin und umfaßte sein Knie: »Mein Vater, o mein bester, edelster Vater!«

Helene schlang die liebe Tochterhand um des Vaters Hals und küßte lang und innig seinen Mund. Die beiden Mütter fielen einander weinend in die Arme.

Welch' einfaches tiefinniges Fest von Eltern- und Kindesliebe!

Vier Wochen darauf fuhren an einem Spätherbstmorgen fünf offene Wagen aus dem Haidehof, drin lauter glückliche Menschen saßen, heiter dreinschauend, wie der wolkenlose Himmel über ihnen. Duftige Blumengewinde aus Vater Starks Treibhaus umschlangen den einen in der Mitte. Aber was war doch all' ihr Glanz gegen die myrthengeschmückte Rose drinnen? – Und die neben ihr sitzt als Brautjungfer mit dem lustigen Schelmengesicht, ist auch diese dir noch bekannt? – Linchen Moser! Nicht wahr, wie du staunst? Gehört dazu doch eine wahrhaft heroische Entsagung dieselbe Braut nun zum Altare zu begleiten, um deren willen sie einst in jener Mondnacht so bittere Thränen geweint, da sie Hermanns Posthorngruß an Helene gelauscht und ihr von all' den Milliarden Sternen nicht ein einziger himmlischer Liebesgruß gegolten! – Aber jede Wunde findet mit der

Zeit auch ihren lindernden Balsam. Und siehe, der Linchens trauerndes Herz wieder lustig gemacht, der sitzt im selben Wagen ihr gegenüber als Helenens Brautführer, und nebenbei auch als – Linchens eigener Bräutigam; der ehrliche Fritz Kreutzer, Hermanns vormaliger Leibbursch, und jetzt wohlbestallter Assessor am freiherrlich von Görz'schen Herrschaftsgericht in Görzhausen. Ihr kurzer Besuch im letzten Sommer bei Schwester Elisabeth war vollständig lang genug, um für Lebenszeit den guten Kreuzer zu überzeugen, daß Linchens immer gleich heiterer Sinn vortrefflich ausgleichend zu seinem gemüthlichen Phlegma tauge. Und schon im nächsten Frühjahr werden sie dem gleich heißersehnten Ziel entgegenfahren. Nicht wahr, jetzt begreifst du schon etwas besser, wie die eine Braut die andere so neidlos fröhlich begleiten konnte?

Soll ich dir auch noch von dem andern blumenbekränzten Wagen viel erzählen? Wozu denn? Ich sage dir einfach, daß darin der bildschöne, verklärte Bräutigam saß mit Vater Stark, Mutter Rosalie und Frau Forster, und du weißt übergenug, um so recht mitzuempfinden welche schwere Fülle von Menschenglück die zwei stattlichen Rosse über die herbstliche Haide zogen. Auch von Hermanns und Helenens Verwandtschaft kann ich füglich schweigen. Aber die vorletzte Kutsche wird dir gewiß einen freundlichen Blick entlocken. Nicht wahr, welch' liebe, alte Bekannte! Wie hätten aber auch diese bei der heutigen Festfeier fehlen dürfen? Theodor und Elisabeth, und die herzensgute Frau Professorin, des Bräutigams

einstige, treue Pflegemutter! Sag': taucht jetzt nicht bei dieser Anblick der beiden Busenfreunde ganze schwärmerische Jugendzeit im Hinterhaus der Schustergasse in dir auf? Wie sind doch an diesem Hochzeitsmorgen der Beiden seligste Träume nun vollauf in Erfüllung gegangen! Und wie selten geschieht das in diesem trügerischen Leben! – Doch wiß, lieber Begleiter, das Pfarrhaus in Görzhausen ist nun auch der Frau Moser und Linchens liebe Heimath geworden. Hat es doch Platz genug auch für diese zwei, bis die Schwester im Frühjahr in ihr eigenes Nest hinausfliegen wird. Und die Mutter thut ja den Pfarrersleuten so wohl. Wie einen guten Hausgeist haben die treuen Kinder sie für immer darin aufgenommen. Wie herzlich gern hätte Theodor auch der eigenen Mutter ein eben so sorgenfreies Alter geschaffen! Aber diese hat schon seit einem Jahr den irdischen Hauszins nicht mehr nöthig, den der dankbare Sohn ihr bis zum Todestage so redlich bezahlt. Nur die Augen konnte er ihr noch zudrücken und einen würdigen Grabstein setzen lassen. Damit war seine Sorge für sie zu Ende gegangen. – Auch den beiden Schwestern, die der reiche Bruder Adolf dringend zu sich nach Newyork gerufen, konnte er nurmehr schmerzliches Lebewohl sagen. Damit war das elterliche Haus für Theodor zerfallen. Um so fester klammerte sich sein Herz nun an diese andere Mutter. Deren Alter zu versüßen, die ihm Elisabeth geboren, ward nun seine einzige, ungetheilte Sohnespflicht. Vorüber sind nun all' ihre schweren Prüfungsjahre, in denen

sie voll Entsagung erst als Kostmutter und dann als Arbeitslehrerin fremden Menschen gedient. Jetzt dient ihre Liebe nurmehr dem Hause der eigenen Kinder, und das dreivierteljährige Enkel- und Pathenkind, die kleine Emilie, warten und pflegen zu helfen, das ist der Großmutter liebstes Geschäft geworden. Wie schwer war es ihr und Elisabeth angekommen die herzige Kleine auf drei Tage daheim zu lassen. Aber die wohnt indessen ganz vornehm im Schloß, und das edle Burgfräulein selber ist seine sorgliche Wärterin. Weht dir auch diesen wenigen Worten nicht der ganze Frieden entgegen, der zwischen Schloß und Pfarrhaus auch noch heute, nach fast zwei Jahren, hin und wieder geht?

Jetzt waren die Wagen dem Saume der hochgelegenen Haide nahe gekommen, zu deren Füßen das Pfarrdorf liegt. Drunten donnerten die Böller und die Glocken schlugen festlich zusammen, wie an jenem sommerlichen Sonntagsmorgen, da Helene ihrem Hermann jene vielsagende, stumme Blumenantwort gepflückt und die Mutter unter Lerchenjubel ihre Kinder gesegnet hatte.

Aber wie ich nun auch alle Lieben unseres Brautpaares als dessen frohes Geleit dich habe schauen lassen, *eine* Familie vermissest du wohl dennoch! – Und hätte diese niemals gelebt, wer weiß, ob jetzt diese Brautwagen mit so glücklichen Menschen über die Haide führen. – Doch diese wartet schon drunten auf dem Platz vor der Kirche inmitten der ganzen dort versammelten Dorfbevölkerung. Mit frohen Augen schaut der Schäfer Mathias

Märtens und sein Weib im besten Sonntagsstaat zum Hügel der Haide herauf, und lugt nach dem Brautzug aus, darin seines Lebens und seiner Ehre genialer, hochherziger Retter sitzt. – Und ein vierzehnjähriger Bube steht unterdessen im nebenan liegenden Gottesacker an einem Grab, dessen Kreuz er erst gestern Abend wieder mit einem neuen Kranze behangen. Und er gedenkt noch zuvor im stummen Gebet eines unvergeßlichen Todten drinnen, bevor er sich so recht dankbar mitfreuen will an der Hochzeit der Lebendigen, die ihn auf seinen neuen Lebensweg gebracht, darauf der Geist dieses Gestorbenen ihn allzeit leiten wird wie ein himmlischer Wegweiser. – Soll ich dir wohl erst sagen, wer dieser Bube sei? – Und wie er jetzt an diesem Erdhügel steht und sinnt, denkt er an jene Geisternacht zurück, da Gott durch Wolken und Wind ihm des todten Großvaters Willen kundgethan und dieser selber sein himmlisches »Amen« auf ihn heruntergesprochen. Und du siehst es seinen großen Augen und der feierlichen Stimmung seines Gesichtes an, daß jener Alte von der Haide sein Enkelkind nicht vergeblich gesegnet hatte. – In verborgenem Fleiß und willigem Gehorsam hat der junge Schlosserlehrling seit zwei Jahren gearbeitet und gegrübelt: In gar mancher stillen Stunde ist es über ihn gekommen, wie über nahezu flügge Adlerbrut, wenn sie noch im Horste sitzt, aber doch schon ahnend die Kraft verspürt, einst die höchsten Bergesspitzen umkreisen zu können.

Der Meister hat vor Staunen gar oft schon den Kopf über ihn geschüttelt, und die Gesellen haben gewitzelt

und gespöttelt, wenn sein mechanisches Genie in den Feierstunden sich in der Erfindung neuer Schlösser versuchte. Aber als er ihnen endlich das fertige Hochzeitsgeschenk für Hermann und Helene vorgezeigt, und sie das gesperrte eiserne Kästchen auch mit all' ihren Dietrichen nicht öffnen konnten, da war es ihm, als ob dieser Lehrling ihr überlegener Meister sei und sie selber als Lehrlinge vor ihm ständen. – Ob wohl auch sein todier Großvater mit ihm zufrieden gewesen? – Gewiß, er war's. Der Fritzel wußte das ganz genau. Jetzt that ihm nimmer Noth, den Herrn Himmels und der Erde durch Wolken und Wind darum zu fragen. Jetzt redete dieser zu ihm in seinem eigenen Herzen, das ihm jeden Tag gerade so deutlich sagte, wie einst in jener Nacht der Vollmond und Novembersturm, daß sein Leben von jenem Todten noch immer gesegnet sei.

Des Hochamts Klänge, unter denen das Brautpaar eingesegnet worden, sind längst verweht. Die Trauringe, die aus jenen in der Schäfertruhe einst so verhängnißvoll aufgefundenen zwei Goldreifen nach Hermanns poetischem Gedanken umgeschmiedet worden, stecken bereits beglückend an den für immer ineinander gelegten Händen. Getrocknet sind all' die Thränen heiliger Freude, die unter der Anrede desselben Dechants alle Augen naß gemacht, der einst den jetzigen Bräutigam getauft und zuletzt für ihn der seligen Dorothee so wohlgemeinte Augustinusmesse gelesen. Verklungen sind die Trinksprüche bei dem frohen Hochzeitzmahle, von denen der treue Freund, Pfarrer Faber, in begeisterter Rede dem jungen

Paar den ersten ausgebracht, mit echtestem Golde jetzt heimzahlend, was einst Hermann zur Verherrlichung von Theodors eigener Hochzeit beigetragen. Auch die Schäferleute mit dem Fritzel saßen als Gäste an der Hochzeitstafel. Nach Frau Forsters und aller Anderen edlen Meinung hatte das wunderbare Geschick, das sie mit diesem Feste verbunden, sie auch heute wieder völlig ebenbürtig gemacht.

Nur wie aus weiter Ferne klingen mir noch die lustigen Weisen ans Ohr, die, von den Dorfmusikanten Abends im großen Saal aufgespielt, sogar an alten Vater Stark verlockt hatten, mit Frau Forster und der reizenden Schwiegertochter ein unbeholfenes Tänzchen aus alten Zeiten wieder zu versuchen. Wie schalkhaft und witzig war er doch an diesem Abende geworden, welch' frohes, glückliches Kind in der Hülle schneeweißen Alters! Ich sehe im Geiste sie Alle durch den nächtlichen Reichswald wieder heimfahren, die neuvermählten Kinder, wie die in alter Treue bewährten Eltern. Und als sie dann durch den Hohlweg gekommen, flüsterte jener Eichbaum mit seinen spärlichen Diätstern durch die stumme Herbstnacht auf Alle nieder: »Glückliche Menschen!« .....

Ward das jetzt und für die nächste Zukunft ein wahres Wort! Denn wo gab es damals weit und breit noch ein Haus, worin das Glück, dieser sonst so unstete Begleiter des Menschen, sich noch wohnlicher niedergelassen hätte, wie in diesem echt deutschen Erkerhaus am alten kaiserlichen Rittersberge? Aber freilich, wo aufrichtige,

herzliche Liebe waltet, wo heiterer Friede mit allen Menschen und dem eigenen Herzen des Hauses Luft durchweht, da ist auch das Glück, jenes echte, innere, das tief in der Seele wohnt, gar gerne daheim.

Neben alledem mußte man es aber doch auch mit so zarter Klugheit darin zu erhalten wissen, wie die lebens- und herzenserfahrene Mutter Rosalie.

Wie manchen Eltern wäre es im ähnlichen Falle vielleicht so einfach und naturgemäß erschienen, das junge Ehepaar bei sich gleichsam beständig zu Gaste zu haben, oder wenigstens gegen Entgelt am Tische der Kinder mitzuessen. Und wie dankbar dürfte dann nicht die junge unerfahrne Frau darum sein, wenn die weise, gewandte Schwiegermutter beständig und überall um sie wäre, der Wirthschaft Beaufsichtigung mit ihr zu theilen, ihr in allen Zweigen des Haushaltes rathend und helfend beizustehen, und sie in seine geheimen Vortheile belehrend einzuweisen! Aber ein getrennter Haushalt, oder gar noch abgesonderte Tische unter einem und demselben Dache, zwischen Eltern und Kindern, wie naturwidrig und ungemüthlich! Und obendrein die nutzlosen Mehrkosten einer doppelten Wirthschaft! Welch' sinnlose Verschwendung! –

Aber seltsam! Alle diese so natürlich klingenden Sätze wurden von der Frau Doctorin Rosalie Stark von Grund aus verworfen, und voll der festesten Ueberzeugung von der Wahrheit des geraden Gegentheils. Und sie war doch gewiß eine in allen Lebenslagen immer gleich verständige Frau, das Muster einer guten Wirthschafterin, und ein

Herz schlug in ihrer Brust so voll sorglicher Liebe, wie wenig Müttern.

Zweifle Niemand daran, daß es auch ihrem liebebedürftigen Herzen hundertmal traulicher gewesen wäre, jede Stunde jetzt mit den jungen Eheleuten zu theilen und in gemeinsamer Zwiesprache des Mahles Behagen zu genießen. Und noch viel mehr wie sich selber hätte sie das dem guten, alten Vater gegönnt, in dessen fünfzigjährige Tagesordnung sein ungewohnter Ruhestand ohnedem eine so empfindliche Lücke gerissen. Aber die Lehre vom Opfer, in der sie einst so beredten Mundes den Sohn unterwiesen und die sie an sich selber hundertfach im Werke bewährt, diese zeichnete ihr jetzt auch in dieser zarten Lebenslage den richtigen Weg vor, und gab ihr Kraft, ihn Tag für Tag heiteren Antlitzes zu wandeln. Und auch der gute Vater Stark wollte jetzt, nachdem er dem Sohne das höchste Opfer gebracht, seine Arbeit und seinen Beruf, auch im mindern des Alleinwohnens mit Mutter Rosalie nicht zum selbstsüchtigen Schwächling werden. Wie leicht wäre es ihnen beiden zwar geworden, von ihren Elternherzen dieses Opfer fern zu halten! Hermann und Helene dachten ja selber nicht im mindesten daran, es von ihnen zu fordern. Nein, das gerade Gegentheil hatten sie von ihnen förmlich erbeten. Und doch, die treuen Eltern gewährten ihrer Kinder Bitte nicht, so wehe sie damit auch dem eigenen Herzen thaten. Aber die Liebe zu ihnen war eben stärker, als zum eigenen Ich.

So hatte noch vierzehn Tage vor der Hochzeit Helene bei einem flüchtigen Besuch überm Mittagessen gar herzlich gesagt:

»Aber nicht wahr, liebe Eltern, so wie wir heute traulich beisammen sitzen, so bleibt es auch später? Es wird nicht das Mindeste geändert.«

Sogleich war auch Hermann eingefallen: »O natürlich; wir werden doch nicht an getrennten Tischen essen wollen; das wäre mir ein schönes ungemüthliches Zusammenwohnen!«

Aber Mutter Rosalie erwiederte mit einem kaum bemerkbaren schmerzlichen Zug in ihrem liebreichen Gesichte:

»Wie freut es mich, daß ich euch so zu uns reden höre, und wie ehrt es euer kindliches Herz! Sagt uns dieses liebe, einfache Wort doch mehr als alles Betheuern, wie ihr auch als Mann und Weib noch immer unsere guten Kinder bleiben wollt. Aber nehmt mir's nicht übel und scheltet uns darum nicht lieblos! Wir müssen es doch künftighin anders zwischen uns halten.«

»Anders? Aber wie und warum denn?« fragte Hermann betroffen.

»Das thäte mir aber leid,« sagte mit weichem Tone Helene.

Vater Stark stellte das Glas, daraus er eben trinken wollte, wieder vor sich hin und ließ in stummem Sinnen das Auge darauf ruhen.

Die Mutter fuhr weiter:

»Meine lieben Kinder, versteht mich recht! Nicht unsertwegen müssen wir das später anders halten, aber um euertwillen. Sieh', liebe Helene, wenn du als Hermanns Frau nun bald hier einziehst, dann wohnst du nicht bei uns, sondern wir wohnen bei euch. So ist es unser Wille. Und dann mußt du in deinem jungen Ehestand die unbeschränkte Herrin deines Haushaltes sein, wie ich es in dem meinigen gewesen und auch bleiben will. Glaube mir, liebe Tochter, es wäre ebenso wenig gut wie rathsam, wenn wir unsere beiden Wirthschaften in eine einzige verschmelzen, als wenn wir die unsere völlig aufgeben und in der eurigen leben würden. Denn der höchste Reiz einer jungen Ehe besteht darin, daß Mann und Frau, sowie sie ein Leib und eine Seele geworden, nun auch völlig auf sich angewiesen in ihrem eigenen, ungestörten Haushalte miteinander leben. Wir Eltern haben seit langen Jahren unsere liebgewordenen Gewohnheiten und Bedürfnisse, ihr müßt als junge Eheleute die eurigen erst allmälig gegenseitig kennen lernen, und unsere und euere müssen streng auseinander gehalten bleiben. Denn, liebe Tochter, dich hast vollauf genug zu thun, deinem Hermann ein recht liebes Daheim zu schaffen und es ihm mit all' den großen und kleinen Zeichen zärtlicher Liebe sinnig auszuschmücken. Das ist ja des jungen Ehestandes schönste Poesie. Wie sollten wir dir nun diese verkümmern wollen, dadurch, daß du auch noch für uns und alle unsere alten Gewohnheiten zu sorgen hättest? Nein, liebes Kind, wir alten Eltern haben diesen Reiz der Ehe ungetrübt genossen, da wir selber jung gewesen,

und Gottlob, wir genießen ihn noch heute. Aber auch Du sollst deines Hermanns Frau werden in deinem eigenen, durch uns ungestörten Haushalt, mit allem Recht und vollem Reiz einer jungen Ehe, wie das dir von Gott und Rechtswegen gebührt. Und dann machst du uns erst recht glücklich als unsere glückliche Schwiegertochter.«

Da ergriff Helene Mutter Rosaliens Hand und küßte sie. Eine stumme Antwort! Aber wie viel sagte sie? Auch Hermann antwortete nichts, als ein inniges: »Gute Mutter!« Und mit dem alten Vater stieß er an unter der ehrerbietigen Rede: »Auf dein Wohl, mein liebster Vater!« Wie der dem Sohne schweigend Bescheid that, perlte eine Thräne in sein Krystallglas.

Mutter Rosalie hatte noch mehr zu sagen:

»Und dann, meine lieben Kinder, noch Eines: ihr meint nun wohl, daß ihr euch in diesen zwei Brautjahren von Grund auch habt kennen, verstehen und vertragen lernen. Wie schön ist solch' ein Glaube! Aber auch in eurem Ehestande wird doch wohl noch manch' neue Lage des Lebens und manche Stimmung kommen, in der ihr immer wieder aufs neue lernen müßt, einander zu verstehen, und Eines dem Andern zur Bewahrung des ehelichen Friedens zu verhelfen. So gar kinderleicht ist diese Kunst nicht immer, meine Kinder! Aber am leichtesten wird sie doch dadurch, wenn Mann und Frau sogleich sich immer aussprechen können, ohne jeden Zuhörer oder Zwischenträger. Das ist eine uralte Erfahrung. Der Eheleute eigenes Herz ist immer der allerglücklichste Friedensstifter. Und seht, gerade der Morgenkaffee, das

Mittag- und Abendessen, das sind so vor Allem die Tageszeiten, da sollen junge Eheleute allein gelassen werden. Das Gegentheil thut nicht gut. Und wenn sie auch gar nichts Wichtiges dabei zu reden hätten, und wenn alle Menschen zuhören dürften – aber schon die Stimmung ist eine andere, ob Eheleute allein am Tische sitzen, oder nicht. Ja, selbst, wenn sie nur von ihrer Liebe zu einander zu reden hätten, selbst dann ist es besser, wenn sie es nur allein sich sagen dürfen. 's ist immer noch was Anderes, ein lieber Blick, ein Kuß, ein zärtliches Wort, nur Aug' in Auge, als im Zugegensein von Dritten, und seien es selbst die eigenen Eltern. In späteren Jahren macht sich das Alles leichter. Aber so lange die Ehe und ihr Verständniß noch im Werden ist, solange sollen die zwei jungen Herzen allein gelassen werden. Und *die* Eltern, die das nicht begreifen, die nenn' ich unvernünftig und voll Selbstsucht. Aber wir Zwei wollen in unsern alten Tagen für unsere Kinder erst recht nach wahrer Weisheit trachten, auch wenn sie uns ein Opfer kostet. Nicht wahr, Alter, du bist ja mit dem größten Opfer vorausgegangen und so hab' ich dir auch jetzt nur aus dem Herzen geredet? Komm! Gieb mir deine Hand!«

Genau nach diesem verständigen Programm der liebreichen Mutter Rosalie war nun auch das Leben des jungen Ehepaares geregelt worden. Hermann und Helene bewohnten jetzt, außer Vater Starks früherem Arbeitszimmer und der Kanzlei, ausschließlich die große Erkerstube und das sogenannte »schöne Zimmer« nebst vier

anderen Gemächern. Die Eltern zogen sich auf drei früher fast unbewohnte und nun recht freundlich hergerichtete Gastzimmer zurück, die halb auf den Rittersberg, halb auf den Blumengarten hinausgingen. Eine frühere Kammer war für sie zur Küche eingerichtet worden. Selbst der Eintritt zu dieser neuen Auszüglerwohnung war mit einer eigenen geschlossenen Gangthüre versehen. – Daß aber Helene auch in ihrer ganzen Einrichtung nur das Gefühl habe, in ihrem eigenen Hause zu halten und walten, so waren, weil Hermann es sich so ausgebeten, nur die alten Ahnenbilder in der Erkerstube, der väterliche Schreibtisch und die Registraturschränke in der Kanzlei in den neuen Haushalt übergegangen. Auch das große Seegemälde durfte nicht fehlen. Es lag zu viel Erinnerung an die Kindheit darin. Aber die ganze andere Einrichtung, von den sammtüberzogenen Mahagonimeubeln des Staatszimmers bis zum letzten fichtenen Küchenschrank, war als segensreiche Aussteuer in das Erkerhaus eingewandert. So hatten es die beiden Mütter wohlweislich für ihre Kinder verabredet. Nicht mit fremdem, veraltetem Hausrath, der ihrer Gewohnheit und Erinnerung ferne stand, sondern mit der eigenen Mitgift sollte die junge Hausfrau heran- und mit dieser zusammenwachsen, daß sie ihr lieb bleibe bis ins späteste Alter. Spürte doch Frau Rosalie nun selber gar gut, wie fest das Herz mit solch' todtem Hausmobiliar zusammenhänge, als sie sich von so manch' entbehrlich gewordenem

Stück, für das der Raum zu eng geworden, trennen sollte. Aber sie machte sich dieses Losreißen dadurch leichter, daß sie das Bessere an ihre Verwandten verschenkte, und mit dem andern minder Werthvollen manch' eine Kammer ihrer Armen ausstattete, die es schon deßhalb hoch in Ehren hielten, weil es aus so wohlthätigen Händen gekommen war. Um Geld wurde kein einziges Stück weggegeben. Sie fürchtete sich ordentlich, durch solche Lieblosigkeit eines davon zu kränken, als ob es bewußte, zartfühlende Wesen wären, die sie so lange Jahre in Freud' und Leid ihres Hauses beherbergt.

So lebten beide Ehepaare, das alte und junge, von einander getrennt, und doch so nahe beisammen im Raume des Hauses und der Herzen – treuer Gattenliebe Morgen und Abend an einem und demselben Himmel heitersten Friedens. Und ein Winter zog jetzt hier ein, so reich an aller Poesie deutschen Familienlebens, wie wohl noch von seinem zuvor dieses ehrwürdige Bürgerhaus umstürmt und beschneit worden war.

Wohl hatten seine festen Mauern schon seit Jahrhunderten gar viele brave, fleißige, tüchtige Menschen beherbergt. Strenge Gottesfurcht und kernige Bürgertugend hatten darin ihren altgewohnten Sitz. Gerade, ehrliche deutsche Denkart, wie herzliches deutsches Gemüth, waren in diesem altväterlichen Daheim von jeher kräftig aufgeblüht. Denn es wehte drinnen allezeit so gesunde frische Luft, wie draußen im würzigen Reichswald. Derbe patriarchalische Einfalt des Lebens ging Hand in Hand

mit einer beschränkten, aber auch befriedigenden Weltanschauung, und die frühere Kastenklasse der »Altdahiesigen« hatte im Erkerhaus am Storchthurm stets ihren reinsten Nachwuchs fortgepflanzt.

Mit Helenens Eintritt war aber jetzt ein neuer, höherer Geist des deutschen Hauses in diese zuvor so schlichte Bürgerwohnung eingekehrt.

»Eine gebildete deutsche Frau!« – Welch' vielbedeutendes Wort! Wie vielfacher Auslegung fähig und wie vielfach mißverstanden! Doch auch wie schwer, seinen ganzen Inhalt zu erklären!

Aber dieses weiß ich: daß die Frau alle Kräfte des Verstandes und Gemüthes an die beseligende Aufgabe verwende, den geliebten Mann auch zu einem glücklichen zu machen, und ihr Herz ihm zum trautesten Daheim zu schaffen; daß ihr Haus der liebste Wohnsitz all' der Freuden und Wünsche, ihres Glückes und Stolzes sei; daß sie darin des Glaubens Himmelsflamme als reine Priesterin unterhalte, mit ihrer stillen Tugenden Glanz es wie eine heilige Lampe durchleuchte, und, an ihrer Pflichten Webstuhl unverdrossen sitzend, nur Frieden und Segen wirke mit frommen Fleißes lautloser Hand – das nenne ich den geweihten Grundbau aller Frauenbildung.

Und auch dessen bin ich mir nicht minder klar bewußt: spräche drum eine deutsche Frau fremder Länder Sprachen mit so meisterhaftem Accent, daß man sie auf den Boulevards von Paris, in den Salons der Londoner Aristokratie und auf dem *Monte pincio* der Siebenhügelstadt

für eine Eingeborne des Landes hielte; wüßte sie Beethoven und Bach mit so tiefem Verständniß zu spielen, wie der gefeiertste Virtuos, und wäre sie in den Werken aller großen Denker und Dichter daheim – aber fremd im eigenen Hause, eine unwissende Stümperin in der segensreichen Frauenzunft, dem Mann ein beglückendes Weib, den Kindern eine erziehende Mutter, und ihres Hauses Pflichten eine opferfreudige Vollstreckerin zu sein – ich würde solchem Weibe hundertmal den Titel zugestehen: einer hoch- und feingebildeten Weltdame, aber den einer gebildeten deutschen Frau – niemals!

Das deutsche Haus, das ist seit uralten Zeiten der heilige Boden, darin unseres Volkes bestes Leben wurzelt, Blüthen treibt und Früchte trägt. Und nur solche Frauen thun dem Volke vor Allem noth und wohl, und sind seiner Gegenwart und Zukunft Segen; nur solche zählen mit zu lebendigen Gliedern der nach Einheit und Freiheit ringenden Nation, die als treue Wächterinnen der Zucht und Sitte, als Herzenslust und Stücke des schaffenden, streitenden Mannes, und als der Kinder erziehendes Vorbild, ihres deutschen Hauses freudig warten. Die hochgebildete Weltdame, die in undeutscher Art ihres Hauses Pflege mißachtet, sie hat keinen Theil an ihrem Volk und seiner Entwicklung, denn sie gibt den besten Theil ihrer weiblichen Mission verloren.

Gesegnet sei darum auch jede deutsche Frau, und der Dank des Vaterlandes gebühre jeder, deren Bildung auf diesem geweihten Untergrunde der Familie ruht! Mag sich nun darauf ein nur schlichter Bau erheben mit

schmucklos reinlichen Wänden und niedrigem First, oder prächtig schimmerndes Säulenwerk bis zum stolzen Giebel ragen, gleichviel! Das bescheidene Haus, wie der reiche Palast, sie seien beide gleich geehrt und gesegnet, sind sie aur harmonisch aufgebaut auf solchem gleichen Fundamente! –

So hatte die eine der beiden Frauen des Erkerhauses nur in ihrer Muttersprache zu lesen und schreiben gelernt; das ganze Gebiet ihrer musikalischen Kunst beschränkte sich auf die Harmonielehre des Herzens, und ihr Literaturstudium gipfelte in dem goldenen Buch von Thomas a Kempis. Die andere sprach und schrieb mit Leichtigkeit französisch und englisch. Die Tonwelt unserer größten Meister war ihrer Hand und Empfindung eine vertraute Heimath, und auch auf den geistigen Höhen unserer Dichterheroen war sie keine Fremde geblieben. – Die eine hatte niemals einen Schritt außerhalb der Marksteine der stillen Provinz gethan, die andere den betäubenden Weltlärm an der Seine und Themse gehört, den Nebel des ernsten Schottland und Neapels sonnenheiteres Paradies geschaut.

Und doch, wer Mutter Rosaliens Leben als Hausfrau, Gattin und Mutter nun durch schier dreißig Jahre mitdurchlebt, wer wollte, die Hand aufs Herz gelegt, jetzt sagen, sie sei keine gebildete deutsche Frau? – Ich wenigstens behaupte sogar: sie war deren ein Musterbild. Das Ideal hat eben seine engen und weiten Kreise. Es wohnt auf des Geistes niederen Hügeln, wie auf seinen höchsten

Bergspitzen. Und nur gediegene Echtheit und der Durchbildung schönes Ebenmaß ist sein überall gleich strenges Gebot.

Aber je weiter des Ideales Begrenzung, um desto schwerer ist sein Inhalt auszufüllen. Und je reicher begabt und höher durchgebildet der Geist der Frau, um desto gefährlicher, den verlockenden Reiz des Wissens und eines bescheidenen Herzens opferfreudiges Lieben, die begeisternde Pflege der Kunst und des Hauses einförmig ernste Pflicht zum schönen Gleichmaß eines deutschen Frauenlebens zu verschmelzen. Die Frau, die auch in dieser allerschwersten Kunst fertige Meisterin geworden, sie hat das höchste und weiteste Ideal deutscher Bildung errungen, und neidenswerth das gesegnete Haus, darin sie als Weib, Mutter und Herrin ihr hohes Frauenamt verwaltet!

Dieses weiteste Frauenideal, das war das bewußte Ziel, zu dem Geist und Herz der jungen Doctorin Helene Stark hinanschaute, und dem sie schon entgegenstrebte, kaum sich nur die jungfräuliche Myrthe aus den entschleierten Locken gestreift, und als des Erkerhauses nunmehrige Herrin dessen traute Schwelle betreten hatte.

Die allerschwerste Frauenkunst habe ich vorhin die Erreichung dieses höchsten Ideales genannt. Und wer, der das Leben kennt, möchte mir widersprechen? Und doch – ich will immer nur die schlichte Wahrheit sagen – wie

kinderleicht fand Helene gleich anfangs sich darin zurecht! Und wie erklärlich war das bei ihrem ganzen, so glücklich angelegten Wesen!

Wenn ein großer Gedanke dem echten Genius sich mühelos offenbart, als sei plötzlich ein Schleier vor seinem inneren Auge hinweggestreift worden, wie muß das Talent mit forschendem Fleiße sich abmühen, dieselbe Geisteswelt zu schauen, und dann oft nur mit getrübtem Blick! Und wie bleibt sie dem Unbegabten stets ein verschleiertes Geheimniß! – Aber auch die Begabung des Herzens ist gar verschieden vertheilt. Das eine nimmt sich Alles leicht und vollbringt es spielend, während das andere schwerfällig sich daran abmüht und doch nur halbe Arbeit schafft. Dem einen zeigt das Leben, so lang als nur möglich, sein heiteres Gesicht; das andere sieht schon gleich anfangs immer nur dessen ernsteste Miene. Das eine weiß auch die entferntesten, sich durchkreuzenden Fäden in der Zufriedenheit Gewebe sicheren Griffes einzuwirken, während das andere verwirrt bald nach diesem bald nach jenem tastet und dann verstimmt von beiden abläßt. Das eine geht gleich standhaft durch Wasser und Feuer, weil die Zauberflöte glückligen Temperamentes es umklingt; und das andere wird schwermüthig bei jeder außergewöhnlichen Probe.

Das Herz der jungen Frau des Erkerhauses zählte zu den glücklichst begabten, die je in einer Menschenbrust geschlagen. Aber was ihr noch viel mehr dazu verhalf, in ihrem neuen Frauenberufe sich so schnell daheim zu fühlen, das war die geistige Aussteuer, die sie neben der

anderen, leiblichen, in ihren Ehestand eingebracht hatte. War es doch nur eine ihr längst vertraut gewordene Thätigkeit im eigenen Daheim, die sie jetzt mit solcher Sicherheit in das ihr vorher fremde verpflanzte, und die Geistes- und Herzensschätze, die sie jetzt so reichlich an den Sohn fremder Eltern verschenkte, von den eigenen Eltern hatte sie alle mitgebracht. Mit einem einzigen einfachen Worte: Helene war in das Haus ihres Mannes als wohlerzogene Tochter ihres eigenen eingetreten.

Das ist ja die unermeßliche nationale Bedeutung des einzelnen Hauses, daß eines dem anderen in seinen Kindern von dem Schatze der Bildung gerade das Werthvollste neidlos überläßt; daß eine Familie der anderen zur geistigen Pflanzschule wird, und deren Gesammtheit so von Geschlecht zu Geschlecht dem Staat und der Kirche die große Aufgabe der Volkserziehung lösen hilft. Und der stärkste Ring, der das einzelne Haus an das große Vaterland kettet, das ist ja der erhabene Gedanke, daß, wie des gesammten Ackerbaues Kulturstand mit dem Volksreichthum Hand in Hand geht, so auch die reichste Ernte an tüchtigen Männern und Frauen, dieser noch viel werthvollere, geistige Nationalschatz, alleinzig bedingt wird durch den Höhestand in der Bildung des ganzen Volkes, zu deren Mithilfe das einzelne Haus so dringend berufen und verpflichtet ist. –

War jetzt der junge Rechtsanwalt Hermann Stark in seinem neuen Hausstande, von solchem Weibe geführt, ein glücklicher Mann geworden! Die Sehnsucht nach Veränderung, auf deren Fittig er sich so oft ins Reich idealer

Wünsche geschwungen, um vor seinem inneren Mißmuthe sich zu flüchten, sie war nun selber himmelweit davongeflogen. Und der einzige sehnsüchtige Wunsch beseelte noch sein Haus, daß jetzt ein Tag dem anderen gleichen, und seiner allzu flüchtig enteilen möge. Sie waren ja so schön!

Wohl hatte Hermann, wie du selber am besten weißt, von Kind auf das unsägliche Glück genossen, in einem friedlichen, wohlgeordneten Hauswesen groß zu werden. Und wie viel Segen liegt darin, in solch' wohlthuender, heimischer Luft blühen und wachsen zu dürfen! Er war dessen in späteren Jahren auch vollauf dankbar inne geworden, und das Elternhaus blieb ihm allezeit der geweihte Boden seiner darin festgewurzelten kindlichen Ehrfurcht. Aber so ist es nun einmal im Menschenherzen geordnet – dieselben altgewohnten Räume seiner Kinderspiele, seiner Bubenjahre und Jünglingszeit, sie erschlossen dem nunmehrigen Manne doch jetzt noch hundertmal tieferen Reiz und behaglichere Wohnlichkeit, als früher dem Sohne seiner Eltern. Denn – wer sollte dieses traute Geheimniß nicht verstehen? – es war ja jetzt sein eigener, häuslicher Herd geworden, und die Liebe seines eigenen Weibes waltete darin.

Und mit welch' lieber, stiller Poesie verstand sie das! Denn sein Geschäft ist prosaisch im Berufe der Frau, wenn sie's nur im rechten Geiste der Weiblichkeit verrichtet. Und hielte sie selbst mit eigener Hand das Zimmer vom Staube rein, oder stände sie am Herd, um der Speisen schmackhafte Bereitung zu überwachen – wenn sie's

nur thut, schweigsam und geräuschlos, wie eine wohlthätige Fee ihr Haus bestellend und ordnend, nur um es dem geliebten Manne zu einem immer gleich freundlichen Daheim zu erhalten, und ihn bei jeder Mahlzeit nach der Arbeit Mühen als aufmerksame Hausfrau zu bewirthen.

Aber das war lange nicht Alles, was Helene ihrem Hermann aus dem reichen Schatz ihres Herzens bot. Setzte sie doch darin nur eine liebe Gewohnheit aus der Heimath fort, deren Unterlassung ihr viel schwerer geworden wäre. Und freute sie's auch herzlich, wenn sie sah und hörte, wie Hermann in seinem treuen deutschen Gemüth es verstand, ihr sorglich heiteres Walten im Hause dankbar zu erkennen, und behaglich an sich selber zu empfinden, so war es ihr doch ein noch viel tieferer Trost, daß sie von Tag zu Tag mehr inne ward, wie sie auch sein Herz völlig ausfüllen und seinem Geiste völlig genügen könne, ihre alten, quälenden Zweifel waren jetzt dahingeschwunden. Ob sie sich jetzt mit ihm in heiteren und ernsten Gesprächen erging, ob sie ihm an stillen Winterabenden mit ihrer sympathischen Stimme vorlas in Poesie und Prosa deutscher und fremder Dichter und Denker, und sie dann in gemeinsamer Begeisterung das Alles noch einmal mit einander besprachen; oder ob er in heiteres Lauschen verloren vor ihrem Flügel saß, wenn unter ihrer Hand der gewaltigen Musikheroen ewiger Geist durch die alte Erkerstube brauste und wieder säuselte – o überall und allezeit, am Morgen wie am Abend, empfand Helene das Eine: ich kann ihn beglücken, ich bin seines Herzens, bin seines Hauses Stütze, bin seiner Arbeit Trost

und Labsal; ich bin seines Geistes Begleiterin, bin mit ihm wahrhaftig ein Leib und eine Seele. Und dann hörte sie stets die Worte ihr Haus und Herz durchklingen:

»Was uns die Meereswogen sagen? –
Die Ströme haben nimmer Ruh';
Die Sehnsucht treibt sie all' uns zu,
Seit ihres Rinnens ersten Tagen.
So wird von eurer Liebe Geist
Jedwedes Denken aufgesogen,
Daß Alles in euch Liebe heißt. –
Da sagen ung die Meereswogen.«

Und Vater Stark und Mutter Rosalie? – Mein Gott, sie waren ja von jeher Harmlose, in sich beglückte, zufriedene Menschen gewesen! Aber seit dieser Engel einer Schwiegertochter, wie sie Helene immer nannten, in das Erkerhaus eingezogen war, wurde den guten alten Leuten oft ordentlich bange, es müsse plötzlich ein recht schweres Unglück über sie alle hereinbrechen, weil ihr Leben nun gar zu schön geworden sei, viel zu glücklich für diese trügerische, vergängliche Welt.

Was treue Eltern nur ersehnen und erhoffen können, das lebte jetzt als schönste, reichste Erfüllung mit ihnen im selben Haus. Ihr einziger Sohn, voll gesunder Schönheit an Leib und Seele, mit allen Geistesgaben überschüttet, hochgeehrt in seiner Vaterstadt, zufrieden und tüchtig in seinem Berufe, ein guter, braver, dankbarer Sohn

und eines engelgleichen Weibes tief verstandener, zärtlich geliebter Mann! – O was noch mehr?

Und zu all' dem Elternglück an solchen Sohne noch die Liebe solcher Tochter!

Wie lohnte sich jetzt Mutter Rosaliens selbstsuchtlose Klugheit, in der sie dem jungen Ehepaar den eigenen Hausstand gegründet hatte! Wie war jetzt Helene von Tag zu Tag immer mehr an sich selber und ihrem Hermann inne geworden, welchen unerschöpflichen Schatz feinster Lebensweisheit die damalige mütterliche Rede in sich geborgen! Und gerade darum drängte sie jetzt ihr fein gebildetes Herz, als Hermanns Frau dessen Eltern wo möglich noch höher in Ehren zu halten und noch zärtlicher zu lieben, besonders aber Frau Rosalien eine so liebe, dankbare, gute Tochter zu sein, wie einer wirklichen Mutter, gerade weil diese die Schwiegermutter mit solch' edler Zartheit so gar nicht an sich zur Geltung brachte. Und so umschlang die Herzen dieser beiden Frauen ein Band so innigen Vertrauens, und so harmonischer Liebe, wie zwischen Schwiegermutter und Schwiegertochter die bloße Hand der Verwandtschaft es wohl niemals weben kann. Denn wie so oft ist gerade diese schwiegermütterliche Hand viel geschickter, in des Sohnes Haus dessen Weibes Webstuhl mit allzu geschäftigem Eifer zu verwirren, statt mit klugem Liebesrath ihr im Wirken ihrer Pflichten belehrend beizustehen!

So geschah es jetzt im Erkerhause gar manchen Tag, daß Helene, so sehr sie auch ihrem eigenen Haushalte sich gewachsen fühlte, doch für Dieses und Jenes sich

Mutter Rosaliens Rath oder Gutheißung erbat, blos um sich und ihr die Freude zu machen, als junge Frau und ehrerbietige Tochter ihr mütterliches Wort befolgen und dafür danken zu dürfen. Aber niemals ließ sie ihr auch nur einen Hauch von Ueberlegenheit an geistiger Bildung verspüren. Und wenn Mutter Rosalie selber dann und wann davon sprach, so wich Helene immer auch und nannte sie einmal ein so inhaltsreiches, weisheitsvolles Buch von Gattenliebe und Muttertreue, daß sie selber wohl ihr ganzes Leben lang darin zu lernen habe. – O Bildung! Was ist alle Frauenbildung ohne solch' gebildetes echt weibliches Herz, wie das dieser beiden Frauen! –

Wie war Mutter Rosalie damals ängstlich darum besorgt, daß die jungen Eheleute in ihrem trauten Alleinsein durch sie nicht gestört würden. Aber wie selten waren diese dennoch allein! Außer Sonn- und Feiertagen, an denen sie immer an gemeinsamer Mahlzeit saßen, bald hüben, bald drüben, wie ward noch an gar manch anderem Tage, wenn die eine oder andere Familie etwas Besonderes zu bieten gehabt, eine überraschende Einladung zum Mittag- oder Abendessen improvisirt! – Dann fuhren Eltern und Kinder wieder mindestens alle vierzehn Tage hinaus auf den Haidehof zur einsamen Heimath ihrer Liebe, um dort bei der andern Mutter von ihrer verlebten Brautzeit zu träumen. Und so verstrich fast kein Tag, an dem Mutter Rosaliens Auge, wohlgemeinte Verordnung nicht ihre Ausnahme gefunden hätte. Und gerade dann, wenn die jungen Eheleute in ihrer unbehorchten Einsamkeit am allerglücklichsten waren, dann

zog sie's noch am mächtigsten nach den geliebten alten Eltern, daß sie davon Zeuge sein sollten. So sprangen sie bald zu ihnen hinüber, bald holten sie in die Erkerstube sie herüber, und saßen plaudernd bis zur Schlafenszeit beisammen. Helene spielte dann zum Schlusse gar oft eine Sonate, ein Mendelssohn'sches Lied, oder ließ in freier Phantasie den gedankentiefen Geist durch das Reich der Töne schwärmen. Dann saß Vater Stark gewöhnlich mit geschlossenen Augen ganz nahe bei der geliebten Tochter. Und so wenig ausgebildet sein Musikorgan auch sonst gewesen, in dieser beglückenden Nähe, von dieser lieben Hand ward der Töne Verständniß auch noch seinem späten Lebensabend erschlossen. Vor Allem, wenn Vater Haydns kindliche Weisen sein Herz umklangen, da geschah es ihm oft, als sängen sie ihm vor vom gnadenreichen Segen seines glücklichen Alters, vom Vorgefühl himmlischer Freuden. Und als sie das allerletztemal ihm so die Seele in heilige Träume gewiegt, da stand er auf, küßte sie gar innig auf die Stirne und sagte voll tiefer Wehmuth zu ihr: »O Helene, Gott erhalte dich meinem Sohne! Du bist ein Engel!«

Darauf erwiederte sie lächelnd, da sie ihm die faltigen Wangen streichelte: »Ein Engel, Väterchen? O jetzt noch lange nicht! Da muß ich noch gar viel für Hermann thun und so lang und treulich ihn lieben, wie dich die gute Mutter. Aber dann, dann hoffe ich durch Gottes Barmherzigkeit einer zu werden.«

Kein Auge blieb bei dieser Rede trocken. Vater Stark drückte tief ergriffen seinen Mund auf den ihren. Und

Hermann und Mutter Rosalie wiederholten auf Helenens Lippen den Kuß, zum Dank für diese lieben Worte ...

Aber wie sagte ich doch vorhin? – »Zum allerletztenmale!« – Warum denn nur? Was war denn geschehen, daß Helene vor dem Vater zum allerletztenmale spielte? ...

Fünfundsiebzig Jahre, da ist wohl ein hohes Menschenalter. Und wenn der Engel des Todes solchem Sterblichen naht, um aus dem Reiche der Lebendigen ihn wegzuführen, so wird der Natur göttliches Gesetz an ihm vollzogen, wie wenn der alte morsche Baum zu grünen aufhört und der Axt verfällt.

Und doch, ein treuer Vater, eine fromme Mutter, und hätten sie hundert Jahre gelebt, und läge ihre ganze Lebensaufgabe vollauf erfüllt hinter ihnen, sie sterben guten Kindern doch noch immer viel zu früh. Und je länger sie ihnen gelebt, je tiefer der Kinder Herz ihr Lieben erkannt und je mehr die Zeit gekommen, um ihnen an der großen Liebesschuld gewissenhaft heimzahlen zu können, um so weher thut es dem Kindesherzen, diesem ehrfurchtsvollen Bedürfniß auf einmal entsagen zu müssen, und der Eltern Liebe mit nichts mehr fortan vergelten zu dürfen, als noch mit Thränen heiligen Schmerzes und dankbarer Erinnerung.

Kannst dir dir's darum denken, lieber Begleiter, welch' tiefe Wehmuth auf einmal das Erkerhaus überkam, als Vater Stark nach diesem letzten, glücklichen Abend, an

dem er Helene einen Engel genannt, sich plötzlich Morgens so schwach fühlte, daß er nur mit Mühe zum Lehnstuhl wanken konnte? – Er hatte schon die ganze Nacht in fieberhafter Unruhe gelegen und mit beklommener Brust oft leise gestöhnt, aber Mutter Rosaliens festen Schlaf nicht stören wollen. Um so bestürzter saß sie jetzt vor ihm beim Morgenkaffee, so sehr sie sich auch äußerlich zusammennahm. Denn seine Züge waren in dieser einzigen Nacht so zerfallen, als sei er darin um zehn Jahre gealtert. Mit unsicherer Hand brachte er die Tasse an die Lippen, nippte daran und setzte sie wieder nieder.

»Aber, guter Alter, was ist dir? Der Kaffee will dir ja heute gar nicht recht schmecken,« sagte Rosalie nur mit einem leisen Hauch von Besorgniß, obgleich ihr die Angst fast die Kehle zusammenschnürte. Doch sie wollte sie nicht um Alles ihm merken lassen; denn sie wußte nur zu gut, wie wenig sie durch ihre eigene Aengstlichkeit die seine vermehren durfte.

»O mir fehlt nichts, liebe Mutter, gar nichts,« erwiederte er mit gebrochener Stimme, »nur ein wenig schlecht geschlafen hab' ich. Ich werde wahrscheinlich einen kleinen Katarrh bekommen. Das hat mich ein Bischen matt gemacht und mir den Appetit verdorben.«

»Nun ja, so wird es wohl sein, guter Christoph! Dann mach' noch ein kleines Morgenschläfchen! Ich will schon recht für Ruhe sorgen. Das wird dir wohlthun.«

»Gewiß, Rosalie, gewiß! Und dann gehe ich in mein Treibhaus und sehe nach meinen neuen Azaleen; die sind

so wunderschön geworden. O dann bin ich sogleich wieder gesund.«

Damit lehnte er sich tiefer in den Armstuhl zurück. Zu gleicher Zeit hörte Rosalie Hermann und Helene vor der Thüre, die, wie alltäglich, zum Morgengruß herüberkamen. Schnell ging Rosalie ihnen entgegen und hatte noch gerade Zeit, ihnen zuzuflüstern: »Kinder, der Vater ist sehr krank. Aber um Gottes willen nichts davon reden!«

»Wie, der Vater krank?« fragte Hermann noch erschrocken. Da rief dieser auch schon drinnen: »Meine Kinder!« – richtete sich höher auf mit seiner letzten Kraft und streckte ihnen die Arme entgegen: »Guten Morgen, meine lieben, guten Kinder!«

Hermann und Helene beugten sich küssend über ihn, und mußten alle Gewalt sich anthun, um ihre verrathenden Thränen zurückzuhalten. So waren sie über sein verändertes Aussehen erschrocken. Aber ihre Besorgniß stand doch in jedem Zuge ihres Gesichtes geschrieben, und so matt auch sein Auge geworden, er las sie selbst in ihrem erzwungenen Lächeln und sagte sogleich mit schwacher, tiefsinniger Stimme:

»Nicht wahr, ihr guten Kinder, ich seh' ein wenig übernächtig aus? Aber habt nur seine Angst! Ich bin nicht krank, o gar nicht; nur ein kleiner Schnupfen! Wenn der nur erst herausgekommen ist, dann geht Alles wieder gut. Ich hab' eine gar zähe Natur, und Herz und Lunge ist kerngesund. Deßhalb geh' du nur jetzt ruhig auf dein Tribunal, mein guter Hermann! Du hast ja heute

wieder einen recht interessanten Fall! Glück auf, mein Sohn, mach' mich wieder recht stolz auf dich! – Und du, Helene, du spielst mir heut Abend wieder von meinem lieben Vater Haydn vor, das nämliche wie gestern Abend. O solche Musik versteh' ich auch; denn diese kommt von Gott und geht zum Herzen, besonders wenn sie solch' ein Engel spielt, wie du. O es klingt mir noch immer im Ohr. Und jetzt will ich ein wenig schlafen. Vater Haydn singt mich ein. Guten Morgen, liebe Kinder! Bis zum Mittag bin ich schon wieder gesund, o ganz gesund!«

Er reichte ihnen noch die Hand. Beide küßten sie. Dann ließ er sie auf die Kniee sinken, lehnte das Haupt zurück und schlief ein. Aber der Dreien verhaltener Schmerz erwachte jetzt. Unter leisem Weinen sank Hermann an Helenens Hals und mischte seine Thränen mit den ihrigen.

»Kinder, laßt ihn allein!« mahnte noch die Mutter voll unaussprechlicher Wehmuth. Von seines Weibes Arm gehalten, wankte Hermann hinüber. Dann schickte Frau Rosalie schnell die Magd nach ihrem Bruder und setzte sich vor dem Schlafenden nieder, als weinende, betende Wächterin. –

Sterben müssen – ernstester aller Gedanken! – Wer gewöhnt sich an ihn gerne, dem das Leben »des Daseins süße Gewohnheit« war? – Und könnte Einer auch mit noch so ruhigem Gewissen das Auge schließen, und wäre sein Glaube noch so stark und gottergeben, die dunklen Pforten des Todes und der Ewigkeit unerschlossenes Reich, sie bleiben auch dem Gläubigsten schaurig; und selten

scheidet Einer wohl gerne von dem ihm vertraut gewordenen Lichte des Lebens und seines Herzens gewohnten Geliebten, wenn er darin froh und glücklich gewesen. Und erst der treuliebende Vater, der Weib und Kinder verlassen soll und habe er auch noch so lange seines Hauses Segen genossen, und hoffte er auch noch so freudig auf ein himmlisches Wiedersehen, er wird dennoch gar traurig, wenn er an den nahen irdischen Abschied denkt. –

Das waren die wehmüthigen Gedanken, die heute Nacht durch Vater Starks Seele zogen, und denen er heute Morgens in so menschlich natürlichem Zagen wieder entfloh, als er sich einredete, gar nicht krank zu sein, so laut ihn auch seine jählings gebrochene Lebenskraft an die letzten Stunden erinnerte. Jetzt lag er in dumpfem Fieberschlafe. Aber keine wirren Phantasten quälten seinen Geist. Vor einer goldenen Orgel saß er lauschend. Die schwebte auf einer lichten Wolke des aufgeschlossenen Himmels und ein Engel spielte darauf in schneeweißem Gewande. Der hatte das Antlitz von Helene. Und Vater Haydns Melodien entquollen ihrem duftigen Geisterfinger, nur noch viel verklärteren Tones, als er sie gestern Abend gehört.

So schlief er fort bis zum Abend, ohne jeden Schmerz, nur dann und wann bewußtlos vor sich hinstöhnend. Daß er auf seines Schwagers ärztliches Gebot sogleich ins Bett gebracht worden war, hatte er kaum gespürt. –

Wie furchtbar schwer war es Hermann heute Morgens angekommen in solcher Angst um den kranken Vater auch noch vor den Gerichtsschranken vertheidigen zu

müssen. Aber ihm war von Onkel Philipp hoch und heilig versichert worden, daß er diesen Morgen noch ganz ruhig ausgehen könne, so bedenklich es auch sonst um den Vater stehe. So hatte er noch rasch entschlossen auch dieses Opfer gebracht. Denn hätte er auf Vertagung dieser Verhandlung angetragen, so wäre der nach seiner innersten Ueberzeugung schuldlos wegen Holzdiebstahls Angeklagte, ein armer Waldhüter mit sechs Kindern, noch eine weitere Woche seiner Familie entzogen worden. Die Verhandlung, seine Vertheidigungsrede, der Dank des freigesprochenen Mannes, das Alles hatte Hermann jetzt auf ein paar Stunden aus seiner schwer gedrückten Stimmung herausgerissen. Aber bei seiner Heimkehr war sie wieder mit zehnfacher Gewalt über ihn hereingebrochen.

Wie er dann mit gebeugtem Haupte bei dem todkranken Vater saß, da meinte er wohl eine zentnerschwere Last auf seinem Herzen zu tragen. Bald sah er in betendem Sinnen ergeben vor sich hin, bald brach wieder der ganze Sturm seines Schmerzes in ihm los, und es gab ihm so heftige Stöße, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Dann vergaß Mutter Rosalie über dem jammernden Sohne völlig auf den kranken Mann, so viel hatte sie an ihm mit frommer Mahnung zu trösten. Helene hielt dann sein Haupt im Arme und suchte mit ihrer lieben Hand ihm vergeblich die Wangen wieder trocken zu wischen. – Erhabener Schmerz, der solch' starken, muthigen Mann zum weinenden Kinde macht!

Nachdem sie schon über eine Stunde in schweigendem Harren im Zwielichte gesessen, war mit dem Onkel Philipp zugleich auch der Dechant bedächtig eingetreten, der immer gleich treue Hausfreund und Gewissensrath, der Hermann schon getauft und getraut und die selige Dorothee begraben hatte. Die Bitte der Familie und sein eigenes Herz hatten ihn heut Abend hergeführt, um als Diener der Kirche mit ihren letzten, heiligen Tröstungen bereit zu stehen, und zugleich als Mensch seinem ehrwürdigen Freunde zum letzten Abschied die Hand zu drücken. Denn Onkel Philipp zweifelte immer stärker daran, ob sein Schwager die Nacht noch überleben werde. Da indessen der Dechant nach kurzem Betrachten Vater Starks diesen noch immer schlafend fand, zog er sich mit wenigen Worten auch sogleich wieder vom Krankenbette zurück und sagte, daß er in der Erkerstube lieber ruhig warten wolle, bis der Kranke erwacht sei. Sein Brevier sorge schon unterdessen, daß ihm die Zeit nicht zu lange werde. Darum sollten sie nur ganz ruhig sitzen bleiben, bis es Zeit sei, ihn zu rufen.

Daß am Sterbelager eines Vaters nur die eigene Familie die natürlichste letzte menschliche Umgebung sei, und der Priester die seinige auf sein heiliges Amt beschränken solle, hatte der demüthige Dechant jetzt zwar nicht ausdrücklich gesagt, aber in seinem Herzen stille bedacht, da er mit Onkel Philipp in die Erkerstube gedankenvoll hinüberging.

Kaum hatte jetzt Mutter Rosalie die Lampe angezündet, schlug Vater Stark auf einmal die Augen wieder auf,

ohne noch seine Lieben anzuschauen und sagte tief aufathmend: »Ach, war das jetzt ein guter Schlaf! Wie viel Uhr ist es denn? Ihr brennt ja schon Licht!«

Mit diesen Worten richtete er sich ein wenig auf, und es war gut, daß der gedämpfte Lampenschimmer der Dreien Antlitz nur ganz matt beleuchtete. So sah er auch nicht die Spuren des bitteren Weinens, davon ihre Augen ganz roth geworden. Eines nach dem Andern trat jetzt zu ihm hin, so heiteren Blickes, als nur ihr Herz vermochte. Mutter Rosalie hob ihm das matte Haupt, und glättete darunter die Kissen. Hermann legte seine ehrfurchtsvolle Sohneshand auf des Vaters Stirne. Wie kalt diese war gegen seines Schmerzes innern Brand! Helene streichelte seine verfallenen Wangen.

»Ach seid ihr gut und lieb mit mir, treue Mutter, brave Kinder! – Gott vergelt's euch!«

Diese Worte sprach er noch mit zärtlichster Stimme. Dann bekam sie auf einmal einen ganz ernsten Klang und er sagte mit lichter gewordenen Augen: »Und jetzt, Rosalie, laß mir den Herrn Dechant holen! Mich verlangt nach unserm Herrgott.«

»Der ist schon da, liebster Mann,« sagte Mutter Rosalie, nach Fassung ringend. »Er wollte dich ohnedem ein wenig besuchen, da er hörte, daß du nicht ganz wohl seiest, und nun hat er drüben gewartet, bis du ausgeschlafen habest.«

»Nun desto besser! Denn ich werde bald noch länger schlafen, und doch dabei erst recht erwachen. So soll er zu mir kommen, aber mit Allem, was einem Christen zum

Sterben nothwendig ist! Und unterdessen laßt mich nur allein mit meinem Herrn und Heiland, denn ich habe mit ihm noch zu reden!«

Und die Drei schlichen leise weinend hinaus. Zehn Minuten danach trat der Dechant in das Sterbezimmer und brachte ihm die letzte heilige Wegzehrung. – Was zwischen den Beiden da noch geredet worden, wie wollte ich es sagen und wer möchte es erfahren?

Aber als der Dechant wieder hinüber in die Erkerstube trat, da sagte dieser wahrhaftige Priester christlicher Liebe: »Ich bin nun vierzig Jahre an gar manchem Sterbebette gestanden, aber in diesem da drinnen liegt der demüthigste Mann, den ich noch je zur himmlischen Reise vorbereitet habe, ein Kind von sechsundsiebzig Jahren. Darum weinen Sie, meine Lieben, daß solch' ein Gatte und Vater Ihnen nun bald nimmer leben wird; denn das ist ein gerechter, menschlicher Schmerz. Daß er Ihnen aber nun also stirbt, das sei Ihr tiefster göttlicher Trost! Und so empfehle ich sein Sterben und Ihr Leben in die gleiche Hand unseres allbarmherzigen Vaters. Gelobt sei Jesus Christus!«

»Amen!« sprachen die Drei fast lautlos. In stummem Mitgefühle drückte der Dechant noch Jedem die Hand, und verließ mit nassen Augen das Erkerhaus.

Jetzt gingen sie wieder hinüber zum Krankenzimmer. Wie zitterten ihnen Herz und Fuß bei diesem vielleicht allerletzten Gange zu dem treuesten aller Väter! Aber sie wollten nicht um Alles durch ihren maßlosen Schmerz

den heiligen Frieden wieder stören, den nun ohne Zweifel der Dechant drinnen zurückgelassen hatte. Wie sie zum Bette traten, saß Vater Stark ein wenig aufgerichtet im Kissen und seine Hände lagen noch immer gefaltet auf der Decke. Auf seinem Antlitze schwebte eine Ruhe der Verklärung, die schon nicht mehr recht der Erde angehörte. Alle fühlten: der Engel des Todes hatte bereits seine Schwingen über ihn ausgebreitet. Ohne daß Eines das Andere dazu ermahnte, sanken sie nun alle Drei vor seinem Bett auf die Kniee, und der Sterbende legte noch mit seiner letzten Kraft seine segnende Hand auf das Haupt der Mutter, des Sohnes und der Tochter. Wie viel hätte er ihnen noch zum letzten Abschiede sagen mögen! Aber er konnte nicht mehr.

»Ach – Mutter – Kinder – Dank – Segen! – Schönes, schönes Leben! – Mein Gott und Heiland!«

Das waren seine letzten, gebrochenen Worte. Dann neigte er sein Haupt aufs Kissen. Von der Stadtkirche klang der englische Gruß in das Schweigen des Sterbezimmers. Der letzte Glockenschlag verhallte jetzt und Vater Starks schöne Kinderseele war heimgekehrt.

Komm mit mir, lieber Begleiter! Wir wollen die Drei jetzt allein lassen. Was willst du auch noch dabei sein, als sie sich jetzt wieder zu dem Todten erhoben und die ganze Macht ihres Schmerzes losgebrochen?

Ja weinet, weinet um den treuesten, besten Vater! Aber noch viel schmerzlicher weinet um eures Hauses und euerer Herzen mit ihm auf lange Zeit dahingegangenen Frieden!

Achter Abschnitt. In der grossen Welt.

I. Hohe Wogen.

Das war an einem Märznachmittage des denkwürdigen Jahres Achtundvierzig, als Vater Stark zur letzten Ruhe heimbegleitet wurde. Der großartigste Trauerzug, der sich vielleicht in diesem Jahrhunderte die Schloßgasse noch hinunterbewegt, folgte diesem Sarge. Und wohl selten war die ganze Bevölkerung in solch' herzlicher Trauer am Grab eines ihrer Mitbürger gestanden, dessen schönes, gesegnetes Menschenleben in der Rede des Dechants noch einmal wie ein klares, perlenreiches Wasser vorm Geist aller Leidtragenden vorüberfloß. Schlicht und ungewählt klangen die Worte des selber tief ergriffenen priesterlichen Hausfreundes, aber sie wirkten mit der ganzen Macht der Wahrheit. Jedem, der zum Rande des Grabes trat, um zum letzten stummen Scheidegruße die drei Schaufeln Erde hinunterzuwerfen, ward das Auge noch einmal feucht, das Herz wehmüthig, und auf dem Heimwege fühlten Alle, daß sie heut einen guten Mann begraben, dessen ehrenreiches Andenken noch gar lange Zeit in der Stadt werde lebendig bleiben.

Und doch, schon ein paar Tage darnach war selbst der Name des Verstorbenen wie vom Winde weggeweht. Hatten doch die dicht gehäuften Kränze auf diesem Grabhügel kaum zu welken begonnen, und über die deutschen Lande brachen jene blutigen Märzstürme los, die auch die politische Windstille dieser Provinzstadt in ihren

aufregenden Wirbel rissen, daß auch das trägste Pfahlbürgerherz etwas hastiger zu schlagen begann und die fieberhafte Gluth großer Weltereignisse die Harmlosigkeit dieser keinen Lebenskreise in betäubende Verwirrung brachte.

Aber in Hermanns Herzen tobte der Sturm des Schmerzes um den verlornen Vater doch noch viel gewaltiger, als alles Brausen der neuesten Zeit, die als prunkende Prophetin neuen Völkerglückes, vom rothen Aufruhrmantel umflogen, ihren throngefährdenden Umzug hielt. – Was war doch all' dieses züchtige Leid der ganzen Stadt, und wäre es in einer einzigen Menschenbrust zusammengedrängt gewesen, gegen den einen riesigen Schmerz, unter dessen Wucht dieser Sohn an des Vaters Grabe zuletzt ins Kniee gebrochen, der eichenstarke, geisteskühne Mann, und dann am Arme seines Onkels aus dem Kirchhofe hinausgewankt, unsicheren Fußes, als ob er nach langem Krankenlager zum erstenmale wieder einen Gang ins Freie versuchte! –

Ach, so lang er den theuersten Todten noch daheim im »schönen Zimmer« liegen hatte, im Kerzenglanz von dessen selbstgezogenen Blumen umduftet, wie von lauter lichten, schönen Gedanken seines edlen Lebens, – als eine Freundeshand nach der andern, Abschied nehmend, noch reiche Kränze um den Schrein gehangen, daß er sie gar nicht mehr alle bergen konnte, und zuletzt auch noch die schwarzausgeschlagenen Wände zu blühenden Geländen wurden – das ganze duftende Todtenzimmer ein Sinnbild seines Lebens; – da der Sohn den todten

Vater noch also bei sich hatte, da konnte er doch noch immer stundenlang vor diesem verklärten, treuen Vaterantlitz knieen, und konnte mit ihm reden, als ob er ihn leibhaftig höre. Sein von wehmüthigstem Dank überfließendes Herz konnte er noch fort und fort vor ihm ausschütten, seiner ganzen Zukunft Leben noch mit ihm berathen, alle seine Entschlüsse und Vorsätze noch ihm sagen, und, die kalte Todtenhand mit heißen Thränen benetzend, ihm noch abbitten jede trübe Stunde, damit er doch ja recht sorglos und versöhnt von ihm heimgehen könne in des Grabes ungestörten Frieden.

Ja gewiß, so lange wir den geliebten Todten noch leibhaftig bei uns haben, wenn auch stumm, taub und mit erloschenem Blick, wir haben ihn doch noch nicht so ganz und gar verloren, als wenn der Grabhügel ihn unwiederbringlich uns verschließt. Und wie auch des Glaubens göttliche Macht unser Auge nach oben drängt, nur nach dem befreiten, ewigen Geiste zu schauen, die Schwäche der menschlichen Natur klammert sich eben immer noch an die verwesliche Hülle fest, und erst, wenn auch diese uns noch verläßt, verkosten wir die Macht des Todes in ihrer ganzen Bitterkeit. –

Der schon in der Wiege der junge Cherusker geheißen, von ich dem jener mystische Prophet schon bei der Taufe gesagt, daß Arminius selber aus seiner Walhalla stolz auf ihn niedergeschaut, und daß der Rothbart geheimen Einfluß geübt auf dessen Gedeihen »voll urgermanischer Vollkraft« – wie hätte das zum Manne gewordene »cheruskische Kind« jetzt wohl mit brennendem Durst – den

Becher dieser neuen Zeit an die Lippen gesetzt, daraus auch die bedächtigsten Männer sich berauschten und als trunkene Schwärmer den Sonnenaufgang alter deutscher Herrlichkeit dem fieberhaft ergriffenen Volke verkündeten! – Der einst als schwärmerischer Knabe zur Dämmerzeit in die alte rabenumkrächzte Kaiserburg hineingelugt, voll heiliger Scheu und Erwartung, ob der Rothbart nicht leibhaftig auf dem Trümmerschutte sitze, um mit Krone und Reichsschwert herauszutreten, und dem Deutschen Volk ein neues Reich zu gründen – wie hätte der wohl jetzt mit begeisterter Manneskraft die Fahne hoch emporhalten helfen, daran der deutschen Reichseinheit gleißendes Diadem gehangen, daß selbst die klarsten Augen, davon geblendet, ein neues, goldenes Zeitalter dämmern sahen von nie genossener Freiheit und nie besessener Macht! –

Aber der junge Adler, der sonst wohl mit so kühnem Fittig wie nur Einer in diesen erfrischenden Lenzsturm nationaler Auferstehung sich mit emporgeschwungen hätte, der lag jetzt am Boden mit wunder Brust und lahmer Schwinge, und nur wie aus weiter Ferne vernahm sein Ohr des vermeintlichen Völkerfrühlings Brausen. Der Mann in unserm jungen Helden war völlig aufgegangen in dem Sohn und der Sohn hatte keinen anderen Gedanken als den einzigen: »Mein Vater ist todt!«

Mög' ihn Keiner darum mattherzig und weibisch schelten, was er sein Lebtag nicht gewesen. Die bittere Macht des Todes schlägt eben auch den muthigsten Mann zu Boden, wenn ihm das rechte Herz für den Verstorbenen im

Busen geschlagen; und jene Söhne, die in des Vaters offenes Grab sogleich ihrem Kindesschmerz mit hinunterschaufeln lassen, das sind wahrhaftig die stärksten und edelsten Männer nicht.

Was war ihm aber auch Alles in dieses Grab mit hinabgesunken! – Komm, lieber Begleiter, wie schon früher einigemal, hör' auch jetzt ihn selber, wie er sein übervolles Herz seinem Freunde Theodor ausschüttet!

Das Blumenbeet auf Vater Starks Grabhügel, das im Frühling und Sommer die schönste Zierde des Friedhofes gewesen, hat schon der erste Reif getroffen und die Trauerweide, die über den Leichenstein ihre schlanken Zweige breitet, schwankt vergilbt im Herbstnebel. Nur Hermanns Wehmuth steht noch immer in vollster Blüthe. – Doch ich wollte ja seinen eigenen Brief dir erzählen ich lassen. So greife ich mitten hinein.

»..... Ja, liebster Freund, wenn ich allein um den verlornen *Vater* trauerte, so wäre es wohl jetzt an der Zeit, daß sich aus dem nachweinenden Sohne wieder der starke Mann herausarbeite und getrockneten Auges ins Leben schaue, dem er angehört und dem er dienen soll mit all' seinem sittlichen Muth und all' seiner geistigen Kraft. Du hast ganz Recht, mir das mit solch' ernster Mahnung vorzuhalten. Aber auch ich muß immer wieder das Eine dir wiederholen: das ist es ja eben, daß sie in diesem Sarge nicht nur meinen fünfundsiebzigjährigen alten Vater, sondern auch die ganze, junge Stärke meiner inneren Befriedigung mit hinausgetragen haben. –

Ich verlange von keinem Menschen der Welt, daß er dieses Seelenräthsel verstehe. Nur von dir allein; und auch dir allein sag' ich es. Denn vor den zwei andern Herzen meiner Mutter und meiner Frau, die es außer dir noch zu lösen vermöchten, verschließt mir meine Liebe den Mund. Mein Geständniß müßte sie nur kränken und bekümmern. Das kann und darf ich nicht. So bist denn dich die einzige Seele auf Erden, mit der ich darüber reden kann. Hör' mich jetzt!

. Theodor, du weißt, wenn ich mich *einer* Mannestugend mit gutem Gewissen rühmen kanb, so ist es die Wahrhaftigkeit, das kostbarste Erbtheil meines seligen Vaters, dieses rührenden Musterbildes innerlicher Treue. Von Kind auf habe ich dir jede Falte meines Innern offengelegt, die dunklen so rückhaltslos, wie die lichten. Jeden innerlichen Streit, jedes freudlose Ungenügen, jedes stürmische Ringen, deinem treuen Herzen hab' ich Alles anvertraut und an ihm Verständniß, Mitgefühl und Erhebung gesucht, auch wenn ich vor allen andern Menschen geschwiegen. Und hatte das Leben meine heiße Sehnsucht nach Glück und Frieden vollauf gesättigt, du warst wieder der Erste, dem ich solch' heitere Botschaft entgegengejubelt. Und so durchströme auch heute kein einziger Blutstropfen mein ruheloses Herz, den du nicht sollst kennen lernen. Ach Theodor, laß es mich mit einem einzigen, furchtbar einfachen Worte dir sagen: mein Friede ist dahin! – Ja, nicht wahr, wer dieses dunkle, häßliche, gottlose Räthsel doch verstehen sollte? – Ich habe mir ein Weib errungen, gleich schön an Leib und Seele, gleich

groß im Herzen wie im Geist – ein echt deutsches, tief weibliches Weib vom Scheitel bis zur Sohle; ein Weib, das mich liebt mit allen Kräften ihres Gemüthes, das in ihres Hauses Niederung mit freudigem Fleiß auch die kleinste Pflicht besorgt, und auf meines Geistes höchsten Pfaden mit ihrem Verständnisse mir muthig zur Seite geht. Ich habe noch eine Mutter am Leben, du kennst sie ja selber, ach, eine so gute, fromme, weise, starkmüthige Mutter, die immer nur ganz heimlich ihre Wittwenthränen weint, nur daß sie mit trockenem Auge mein eigenes Leid verklären kann. Ein wohlgeordnetes, gediegenes Hauswesen stillt alle meine leiblichen Wünsche. An den Augen sehen sie mir's ängstlich ab, mit was sie mich erfreuen können. Ich bin vor der Zeit mein eigener Herr geworden. Niemanden bin ich unterthan in meinem freien Beruf, als meinem Gewissen. Reichliches Auskommen lohnt meine Arbeit. Zu alledem bin ich ein geachteter Bürger meiner Vaterstadt; mein Name wird im ganzen Kreise mit Ehren genannt, Alles drängt sich um meinen juristischen Rath und beredten Beistand. Was will der Mensch noch mehr vom Leben verlangen? Wer darf noch mit seinem Schicksale rechten, dem es alle diese Güter beschieden hat? Wer wäre so gottlos undankbar, daß er für das Alles nicht auf den Knieen danken möchte im Himmel und auf Erden? Und trotz alledem – innere Wahrheit über Alles! – Ich bin doch kein glücklicher Mensch! – Ach, Theodor, ist das nicht ein zum Verzweifeln trauriges Räthsel?

Die halbe Nacht liege ich oft schlaflos und grüble nach, wie war es doch nur früher? So lange mein Vater noch

lebte, war ich doch ein so durch und durch befriedigter Mann. Was war das doch ein so reicher Vollklang von Menschenglück in meinem Haus und Herzen, daß ich auch nicht den leisesten Ton darin vermißte! – Und jetzt, welch' zerrissene Stimmung in all' meinen Gefühlen! Welch' quälende Unbefriedigtheit, die jeden Nerv in mir aufreizt! Und dieser ganze vorige Bau von Glück und Frieden, den ich so fest aufgerichtet wähnte, er sollte wo losen Gefüges mit einemmale wieder naturnothwendig auseinandergefallen sein, blos weil diese eine altersmorsche Säule davon sich losgelöst?

Nein, liebster Theodor, so unaussprechlich lieb ich auch meinen Vater gehabt, mit so bitterem Schmerz ich ihm auch nachgeweint und mit so dankbarer Ehrfurcht ich sein Andenken auch segnen werde alle Tage meines Lebens, eine solche Lösung dieses Räthsels, wäre dennoch krankhafte Unnatur. Denn stände das fest als ewiges Gesetz Gottes, daß in des todten Vaters Grab jedesmal auch des Sohnes junges Leben hinsinken müsse mit all' seinem Muth und all' seiner Kraft, wahrhaftig, schon nach des ersten Vaters Absterben wäre das Fortblühen der Menschheit erstarrt in winterlicher Trauer.

Nein, dieses Häthsel meiner unglaublichen Stimmung kann nur in gesunder Natur sein volles Verständniß finden. Und ich hab's gefunden. In schlaflosen Nachtstunden ist mir's aufgegangen wie ein grelles Licht. Aber was hab' ich davon? Ich fürchte mich, es meiner Frau und Mutter vor die Augen zu halten, und mich selber ängstigt

sein blendender Glanz. Denn, daß ich endlich das lastende Geheimniß von meinem Herzen vor dir abschüttle: ich muß fort von hier! – Nicht wahr, wie auch du innerlich zusammenfährst bei diesem Worte! Erschreck' ich doch jetzt selber davor, da ich es zum erstenmale aus dem Verstecke meiner Gedanken so nackt vor deine Augen herausstelle! Aber einmal mußte es ja doch geschehen. Und daß ich dennoch dableiben muß, wer weiß noch in wie langer Gefangenschaft, wie ein Prometheus geistig angekettet an diesen einsamen Felsen der ödesten Alltäglichkeit, während der Geier stummen Unmuthes meine innere Kraft zerfrißt, – siehe, liebster Freund, das ist dieses traurigen Räthsels einzig wahre Lösung. – Gottlob, es ist herausgesagt. Und nun weiß sie doch noch eine andere Seele außer der meinigen. O wie das wohlthut!

Ja, Theodor, da hast du wieder einmal deinen ganzen alten Hermann, wie er leibt und lebt. – So lang ich meinen Vater noch hatte, lag meine wahre Natur wie in seiner Liebe begraben. Jetzt, da dieser im Grabe liegt, ist jene wieder lebendig geworden. So lang ich die fromme Sorge pflegte, des Vaters Alter mit meines jungen Hauses Glück zu verschönen, und auch den flüchtigsten Schatten von seinem zarten Herzen fernzuhalten; so lang ich noch Tag für Tag meinen Kindesdank an ihn abzuzahlen hatte in der Freude meines Berufes, den er selber mir so großmüthig geopfert, so lange lag noch ein poetischer Schimmer versöhnend über Allem, was mich umgab; über der ganzen Stadt und ihren Menschen, über meiner Arbeit

und meiner Befriedigung. Und der Mann in mir, er war ruhig, weil der Vater im Sohne glücklich gewesen.

Jetzt, mein liebster Theodor, ist mein Vater todt. Ueber seinem Grab ist jener poetische Duft zerronnen. Der trügende Schleier ist entzwei gerissen und in seiner ganzen häßlichen Nacktheit, in seiner ganzen geistigen Armuth sehe ich das niedrigste Alltagsleben sich um mich breitmachen.

Der dichte Qualm dieser Fabrikschlöte benimmt mir den freien Odem. Die dumpfige Luft dieser kleinen Gassen mit ihren noch kleineren Menschen, aber großen Düngerstätten, schnürt mir das Herz zusammen. Wohin mein Geist, nach Verständniß suchend, hinausschweifen will, stößt er an grobnervigen Philisterthums chinesische Mauer. Wirbelnde Maschinen verhöhnen meine Weltanschauung als haltlose Phantasterei und dociren mir die einzige Berechtigung des materialistischen Dogmas. Oder endlich fährt mir ein eitel gedrehter Bureaukratenzopf verletzend ins Auge, da es eben ausschauen wollte nach eines gebildeten Mannes geistesverwandtem Umgang. – O nirgends, nirgends nur eine leise gehobene Schwinge zu idealem Aufflug! Nirgends ein Verständniß von einem höheren Leben, das nur einen Fuß hoch hinausreicht über die plumpe Sorge, die liebe Leiblichkeit zu mästen und zu pflegen. Wer hier mit ausgespreizten Beinen in eigener Equipage spazieren fährt, eines Taglöhners Verdienst in einer echten Havannacigarre in der Luft verqualmt, und jeden Mittag zu seinem Braten Champagner trinkt, der glaubt auf dem höchsten Gipfel

menschlicher Entwicklung zu stehen und das idealste Lebensziel errungen zu haben. O wer borgt mir eine Diogeneslaterne, daß ich in diesem dicken materialistischen Dunst nach wirklichen Menschen suche. – Mit *einem* Worte, mein liebster Theodor, nur eine Selbsttäuschung aus kindlicher Pietät war es gewesen, in der ich mir vorgespiegelt, daß mein Lebensbaum auf dieser Sandwüste gedeihen und wachsen könne. Der kleine Haufen guten Erdreichs, das meinen Wurzeln noch karge Nahrung gegeben, mit dem haben sie meines Vaters Sarg verschüttet und nun liegen sie bloßgelegt auf unfruchtbarem Felsgerölle, daraus langsames Absterben naturnothwendig in meinen Wipfel steigt. – O ich bitte dich um Alles: halte mir nicht die wohlgemeinte Freundesmahnung vor, daß nicht der Boden der Außenwelt, daß nur des eigenen Hauses geweihter Grund meinem Lebensbaume die rechte Nahrung geben müsse und auch werde! Ich ahne voraus, daß du das mir sagen willst. Aber wie kein Anderer kennst du auch mein durch und durch eigenartiges Wesen, und weißt, daß es nicht nach allgemeiner Chablone gemessen werden darf, will man sich nicht im Urtheil über mich versündigen. Und darum – mag es auch für tausend Andere als weise Wahrheit gelten, daß der Mann im einzigen Boden seines Hauses und Berufes die stärksten Wurzeln schlagen solle und daß dieser Boden auch für die zu tiefst reichenden noch tiefgründig genug

sei, um bis zum höchsten Wipfel den Strom kräftigen Lebens hinaufzuleiten – wohl! auch ich unterschreibe diesen Satz für jene tausend Andere. Aber für mich Einzigen ist diese Lebensweisheit dennoch unwahr und nicht auszunützen. Und darum beschwöre ich dich: glaube mir doch ja, was ich an allen Nerven zitternd dir jetzt niederschreibe: für mich reicht der Boden meines Hauses und Berufes einmal nicht hin. Der Baum meines Lebens muß auch noch in der mich umgebenden Außenwelt mit seinen stärksten Wurzeln sich versenken können. Weit hinaus über die Einfriedigung meines Hauses muß ich meine Aeste breiten, im weitesten Umkreise müssen meine Blätter nur ganz gesunde Luft einsaugen, wenn ich in voller Kraft weiter treiben und nicht zum kränkelnden Krüppel werden soll.

So bin ich nun einmal. Welche Macht will mich aus mir herausdrängen oder ummodeln wie ein nachgiebiges Thongebild? Ich selber kann mich nicht anders machen, und will es auch nicht, weil ich dann aufhörte, gegen mich und Andere ein wahrhaftiger Mann zu sein.

O liebster Theodor! Ueberkömmt dich jetzt eine Ahnung von dem inneren Widerstreit in mir, daß ich trotz alledem diesen quälenden Stachel vor meinen Allerliebsten daheim verbergen muß? Aber kann und darf ich anders? Darf ich den heiligen Wittwenschmerz meiner Mutter, den sie mit solch' stummer, großer Ergebung vor mir verbirgt, nur daß nicht ein leiser Schatten davon in das Licht meines Lebens falle, darf ich ihn durch die Klage meiner eigenen Unbefriedigtheit noch herber machen?

Wäre das eine unkindliche Vergeltung! – Und meine liebste Frau, die ohnedem die geheime Angst nie völlig los werden kann, ob sie mir auch genügen und mich völlig beglücken möge – darf ich sie erst recht zum Verzagen bringen, wenn ich sie nun hineinschauen lasse in diesen Widerstreit meines Herzens?

Gott! Ich weiß ja: auf der ganzen Welt kann kein Sohn und Gatte noch zärtlicher geliebt werden, als ich. Und doch reicht das Alles nicht hin, um den Abgrund meiner Sehnsucht nach Menschenglück vollauf auszufüllen. O, jedes Opfer, heiße es wie es wolle, ich will es bringen; keines soll mich niederdrücken oder zaghaft machen. Nur fort von hier! Fort aus diesem engen Färbergaulgeleise, darin ein Tag dem anderen gleicht! Fort aus diesem faulenden Sumpfwasser, über dem schon lange wieder erschlaffende Windstille den bleiernen Fittig breitet, nur weil die erste Philisterangst überwunden, und die Fabrikspindeln wieder ihr altes Lied von sicheren Prozenten schnurren. – Mich aber verlangt nach hochgehenden Wogen, nach jeweiligen Sturmes kühnen Reizen, darin es des Mannes ganzer Kraft bedarf, sein Lebensschiff mit starker Faust überm Wasser zu halten.

Herrgott im Himmel! Die Menschen draußen machen Weltgeschichte! Die Sonne der alten deutschen Herrlichkeit steigt höher und immer höher. Und ich, ich sitze hier, ein schwächlicher Hamlet, und halt' im Mondschein thatenloser Schwärmerei Gespräche mit dem Geiste meines todten Vaters!

Und wenn ich mich auch einmal aufgerafft aus diesem Bann, wenn das erlösende Wort mir schon auf der Lippe schwebt: »Meine Mutter, mein Weib, ich muß fort von hier! Zu Menschen muß ich! Versteht mich recht! Folgt mir!« – so sinken diese Worte mir wieder verstummt in das tiefste Herz hinunter, um aufs Neue drinnen all' mein Glück zu erdrücken. Und auch an mir kleinem Menschen werden dann des großen Dichters Worte zur beschämenden Wahrheit:

> »So macht Gewissen Feige aus uns Allen.
> Der angebornen Farbe der Entschließung
> Wird des Gedankens Blässe angekränkelt.
> Und Unternehmungen voll Mark und Nachdruck,
> Durch diese Rücksicht aus der Bahn gelenkt,
> Verlieren so der Handlung Namen.«

Ha, ha! Wie schauen diese gewaltigen Verse des riesigen Britten mich doch jetzt höhnend an! Sie haben aber auch Recht, o tausendmal Recht! Ich unbeachteter, namenloser Erdenwurm, ich, ein achtundzwanzigjähriger Advokat einer elenden Provinzstadt! Wohin will ich denn nur? In welcher Richtung will ich denn handeln? – Nichts als Phantasterei ohne Halt und Boden! Und – Unternehmungen voll Mark und Nachdruck! – 's ist ja wirklich zum Todtlachen! – Ja, wie ich noch ein Gassenbube, ein Gymnasiast, ein Student gewesen, da hab' ich Thaten verübt voll Mark und Nachdruck! Und jetzt, was unternehm' ich jetzt? O daß Gott erbarm'! – Der Arminius und Rothbart sind in dem Mann alberne Kindermärchen geworden! –

Doch komm, laß mich schlafen gehen, Theodor! Ich sehne mich danach, aus dieser freudlosen Wirklichkeit ins bunte Reich der Träume mich zu versenken. Wer weiß? Vielleicht überschleicht mich in einer heute Nacht, der klüger als mein wachender Verstand mir einen Ausweg zeigt »aus dieses Thales Gründen, die der kalte Nebel drückt.« – O wie wollt' ich dann morgen frühe diese Hamletrolle mit markiger Faust in den hintersten Winkel meines Herzens werfen, um mir und der Welt zu beweisen, daß ich doch noch zu etwas mehr nütze bin, als Bauern, Krämern und Juden ihre Prozesse zu führen und mich alltäglich satt zu essen.

Gute Nacht für heute, mein theuerster Freund! Morgen früh vielleicht noch ein froheres Wort zum Geleit an dich für diese düsteren! Aber für heute noch

dein Hermann Hamlet.«

II. Das Haus Goldhelm.

Es war aber doch nicht eines Traumes Zauber, der unsern Freund aus dem Banne dieser Hamletstimmung erlöste, sondern ganz natürliche Wirklichkeit. Ein eben so verwickelter wie wichtiger Grenzstreit, den die hiesige Aktiengesellschaft der Kammgarnspinnerei mit dem Besitzer der anliegenden Maschinenfabrik bereits durch zwei Instanzen unter Hermanns Anwaltschaft siegreich durchgefochten, und der nun auch vor dem höchsten Gerichtshofe zur Entscheidung kommen sollte, führte den jungen Anwalt einige Wochen nach dem vorigen Briefe, Anfangs November, in die herzogliche Landeshauptstadt.

– Er hatte sie wohl schon einmal in seiner Universitätszeit auf flüchtigem Besuche durchwandert gehabt, aber an seinem beflügelten Studentengeiste waren, zumal in der damaligen lustigen Gesellschaft mehrerer Corpsbrüder, keine besonders tiefen Eindrücke haften geblieben. Und auch heute noch lebten einige glänzende Kaffeehäuser und behagliche Weinstuben in viel bestimmteren Umrissen in seiner Erinnerung fort, als die Menge hastig durchwanderter Säle der Gemäldegalerie und Antikensammlung, deren reiche Schätze bei solch' oberflächlicher Besichtigung ihn damals zu einem nur sehr wenig beschaulichen Kunstgenuß kommen ließen. Das geht nun eben so bei den Studenten. Um so stärker sehnte sich Hermann gerade jetzt danach, dieses leichtfertige Versäumniß aufs gründlichste nachzuholen; und überhaupt gab er sich der so natürlichen Hoffnung hin, daß ein paar Tage, planmäßig und mit klarem Bewußtsein dem Studium der Kunst und des öffentlichen Lebens gewidmet, noch das allerkräftigste Mittel sein möchten, seinen gedrückten Geist wieder etwas aufzurichten, und ihn von dem Reichthum dort gewonnener höherer Eindrücke auch daheim noch längere Zeit zehren zu lassen. Diese Hoffnung bewog ihn denn auch, sein Verbleiben in der Herzogsstadt über die Zeit der Gerichtsverhandlung auszudehnen. Und Mutter Rosalie konnte im Vereine mit Helene ihn nicht herzlich genug bitten, lieber gleich eine ganze Woche zu bleiben, und sich diese heitere Erholung von der Last seiner Geschäfte doch ja nicht ohne Noth abzukürzen. Mein Gott, so ängstlich er auch seine gedrückte Stimmung vor ihnen

Beiden verbarg, das Auge der Mutter und des Weibes bemerkte sie doch. Aber sie fürchteten sich, mit ihm davon zu reden. Selbst unter sich schwiegen sie, weil keine der beiden Frauen zu helfen wußte und ihrer Beider Herz sprach sich nicht anders darüber aus, als jedes für sich in einsam geweinten, stummen Thränen. Solche Selbstgespräche thun doppelt weh. –

Die Abreise war nun bereits auf den nächsten Montag festgesetzt, da einen Tag darauf der Prozeß verhandelt werden sollte. Und am Sonnabend saßen die Drei zur Nachtzeit in der Erkerstube beisammen bei einem gar seltenen, vornehmen Gaste, zu dessen Ehren Helene in ihrem kostbaren Silbergeschirr und mit selbstgebackenem feinem Zuckerwerk als ganz besonders sorgsame Wirthin den Thee kredenzte.

Das war der Hofbankier Baron Isidor von Goldhelm. – Als Präsident des Verwaltungsrathes jener großartigen Spinnerei, deren Aktienkapital nahezu zwei Millionen betrug, hatte dieser schon seit einem halben Jahre mit Hermann mehrere juristische Besprechungen gepflogen. Und so sehr er auch sonst die seinem Stand anhaftende Lebensanschauung theilte, den Werth jedes Menschen zunächst nur nach dem Maßstabe seines Vermögens abzuschätzen, so hatte ihm doch das andere Kapital von Wissen und Scharfsinn in Hermanns Geiste sehr bald einen gewaltigen Respect abgerungen. Die schöne Mischung von liebenswürdiger Dienstwilligkeit und selbstbewußtem Stolze, mit der dieser bürgerliche Provinzsohn dem großstädtischen Geldaristokraten stets begegnete,

ließen den Hofbankier immer mehr den Advokaten aufrichtig lieb gewinnen. Und endlich der tiefe Schmerz um den verstorbenen Vater, in den der Baron schon zuvor und auch heute noch diesen Sohn versunken fand, und der so innig mit der vieltausendjährigen Familienpietät jenes Volkes harmonirte, dessen Blut den erst zwölf Jahre getauften und zugleich baronisirten Hofbankier durchströmte, dieser schöne, kindliche Zug in Hermanns Leben hatte ihm erst recht bewußt das Herz dieses reichen Mannes sympathisch gemacht. Denn, wie schon in dessen äußerer Erscheinung die orientalische Abstammung vielmehr den interessanten Typus einer südlichen Ausländerphysiognomie aufprägte, als daß sie unser gewohntes Schönheitsgefühl irgendwie abgestoßen hätte, so fühlte man auch aus seinem ganzen Benehmen das Gepräge einer höheren Gesinnung heraus, als sonst wohl bei Menschen dieses Schlages vermuthet wird. Und im Anschauen von Hermanns Trauer war in dem jetzigen Baron Goldhelm denn einmal der Schmerz um den eigenen Vater erwacht, den einst armen Juden Moses Mendel, der dann aus einem palastartigen Gebäude der Hauptstadt als Millionär, aber als noch strenggläubiger Hebräer gestorben, auf den Judenkirchhof hinausgetragen worden.

So lag auch nichts Befremdendes in der Einladung, die der Hofbankier an diesem Abend an den Doctor Stark mit unverkennbarer Herzlichkeit ergehen ließ, bei der demnächstigen Verhandlung, und so lange es ihm beliebe, als verehrter Gast in seinem eigenen Hause zu wohnen. Hermann versuchte zwar, mit höflichen Einwänden

sich dieser für ihn lästigen Einladung dankend zu entziehen. Zuletzt ward er aber durch die Bitten seines reichen Clienten an jene feine Linie hinangedrängt, die höfliches Ablehnen von kränkender Beleidigung scheidet. Und so mußte er wohl oder übel die Gastfreundschaft dieses modernen Crösus sich gefallen lassen.

Bevor wir ihn in jenem ganz anderen Hause wiederfinden, laß mich, lieber Begleiter, dich zuvor selber dort einführen! . . .

Das Haus Goldhelm stellte den reinsten Typus moderner Geldaristokratie dar. Und der Volksforscher, der feinere psychologische Studien darüber anstellen wollte, durfte sich nur einige Tage dort zu Gaste laden, und er war sicher, mit voller Mappe echtesten Materials von dieser frischen Emporkömmlingshöhe wieder in die uralten Schichten des Volks herabzusteigen. Aber mindestens eben so interessant wäre ihm auf diesem Boden die kulturgeschichtliche Erscheinung entgegengetreten, wie uralter Adel sich mit neugeschaffenem naturgemäß verschmolz, und so das ewige Gesetz des Absterbens und Verjüngens auch in diesem Walde der Stammbäume vollzogen ward.

Es ist nun zwar nicht zu läugnen, daß der Vollblutadel dieser deutschen Fürstenstadt, wie mancher anderen, mit ängstlicher Kritik darüber wachte, daß unebenbürtiges Element sich in »die Gesellschaft« einschleiche, wie

man sich in diesen ausschließlich adeligen Kreisen gegenseitig benannte. Mit dieser anspruchsvollen Bezeichnung »Gesellschaft« war aber auch nicht das mindeste Bewußtsein irgendwelcher Beleidigung verbunden, als wollte man allen nichtadeligen Menschenkindern die Fähigkeit oder Berechtigung abstreiten, auch in ihren Kreisen eine gleich anständige »Gesellschaft« zu bilden. Solche sinnlose Consequenzen lagen gewiß auch dem stolzesten Stockaristokraten himmelweit fern. Und der Begriff »Gesellschaft« hatte am Ende keine andere Bedeutung, als eine traditionelle, harm- und geistlose Lebensart, mit der die Gesammtheit des Adels wie der Einzelne groß geworden und die auch der freisinnigste Edelmann lange Jahre im Munde führt, ohne auch nur ein einzigesmal über deren berechtigten oder verletzenden Inhalt sich klare Rechenschaft zu geben.

Trotz alledem war jedem Nichtadeligen wenigstens in dieser »Gesellschaft« der Eintritt gewöhnlich verwehrt, oder mindestens wären genug Auserwählte dagewesen, um solchen hilflosen, berufenen Gast in ihrem Innern erstaunt zu fragen, gleich jenem Könige beim Gastmahle den Menschen ohne hochzeitliches Kleid: »Freund, wie bist du da hereingekommen?«

Andererseits aber war der althistorische Adel dieser Stadt in seiner Weltanschauung doch auch wieder hochherzig genug, um die Geschlechtsregister seiner Standesgenossen nicht mit allzugroßer heraldischer Pedanterie zu prüfen, bevor er deren Inhaber in die »Gesellschaft« als ebenbürtige Mitglieder aufnahm. Und so kurz auch

erst der Stammbaum des Goldhelmschen Adels mehr wie eine zweiglose grüne Ruthe im Deutschen Ahnenhaine stand, so ward er doch selbst von manch' mächtig verästetem aber oft schon überständigen Eichenriesen als so standesmäßig respectirt, um in seiner Gesellschaft mit vollem Ahnenbewußtsein vom Ruhme der Vergangenheit rauschen zu können. Wenigstens – diese kleine, unschuldige Beschränkung muß ich freilich wahrheitsliebend einschalten – wenigstens, wenn es sich darum handelte, im Goldhelm'schen Hause eine glänzende Soiree zu besuchen oder bei einem lukullischen Festmahl ihm die Ehre seiner Feinschmeckerei angedeihen zu lassen. – Daß es dann hier wie überall geschäftige Lästerzungen gab, die den boshaften Witz machten: das Alter der deinen Kabinetsweine und die Echtheit des Champagners wie der Straßburger Gänseleberpasteten, der Werth der Seefische und Algierer Gemüse und sonstiger ausländischer Leckereien wiege in solch' feierlichen Stunden vollständig die Jugend und den fraglichen Werth des Goldhelm'schen Adels auf, während man nach gestilltem Appetit doch hinterher die Nase darüber rümpfe und sich lustig mache – daß Neid und Bosheit solche Verdächtigungen ausstreuten, hat für den gewiegten Welt- und Menschenkenner nichts Befremdendes.

Dabei ist aber noch der weitere Umstand wohl zu erwägen: auch der Vater der Baronin Melanie hatte sich von einem unternehmungskühnen Güterhändler zu einem heraldisch ganz korrekt bestallten Freiherrn aufgeschwungen und Namen und Wappen sogar von einem bis

in die Kreuzzüge hinanreichenden, ausgestorbenen Geschlecht um freilich ziemlich hohen antiquarischen Kaufpreis erobert. Dazu kommt noch die interessante Thatsache, daß der jetzige Baron Reiffenberg die zerfallene Stammburg seiner dahingegangenen Quasiahnen wieder im reinsten, mittelalterlichen Styl um ebenfalls sehr schweres Geld restaurirt, und daß seinen unermüdlichen Nachforschungen endlich das Kunststück gelungen, in einer banalen Trödlerbude ein Dutzend zweifellos echter Porträts derer von Reiffenberg aufzustöbern, als deren historische Fortsetzung er dann sein eigenes freiherrliches Bildniß im Rittersaal aufhängen ließ. – Und so frage ich jetzt: wirft man alle diese heraldischen Momente jüngsten Datums mit dem Umgange zusammen, dessen der althistorische Adel dieses Haus modernster Aristokratie gewürdigt, was that ersterer anders als selbstsucht- und vorurtheilslos das ewige Gesetz vollstrecken helfen, das der Völker und Stände Antlitz fort und fort verwandelt und das Abgestorbene stets mit neuem Leben verjüngt? – Nicht wahr, wie ich schon vorhin sagte, welch' interessante Erscheinung für jeden Culturhistoriker, aber auch wie hocherfreulich für jeden Freund freier, menschenwürdiger Entwicklung!

Nun sagte freilich die böse Welt noch weiter: die etwas sehr stolze Baronin Melanie sei erst dann zu bewegen gewesen, dem getauften Baron Isidor Hand und Herz

zu schenken, nachdem ihr freiherrlicher Vater nahe daran gewesen, aus der schwindelnden Höhe seiner Speculationen in einen niedrigen Schuldthurm herunterzufallen, um seine Ahnenträume darin ausschlafen zu müssen; und daß nur die Goldhelm'schen Millionen seine altehrwürdige Stammburg vor abermaligem Auseinanderfallen schützen konnten. Aber, mag nun Einer so boshaft sein, das zu glauben, oder so gutmüthig, an Melanies uneigennütziger Liebe nicht zu zweifeln, so viel war einmal gewiß: als nunmehrige Baronin Goldhelm verstand sie die Honneurs ihres Hauses mit solch' adeligem Hochgefühle zu machen, und sie hatte überhaupt in der aristokratischen Pension, der sie ihre Erziehung verdankte, so durch und durch adeligen Dehors erlernt, daß sie von der ahnenreichsten Grafentochter auch mit dem schärfsten gesellschaftlichen Mikroscop nicht mehr zu unterscheiden gewesen wäre.

So war also das freiherrliche Haus Goldhelm zu dieser Zeit einer der besuchtesten Sammelplätze der Gesellschaft. Und das war auch gar nicht zum Verwundern. Denn ganz abgesehen von den niedrigen, leiblichen *agréments*, deren Anziehungskraft ohne Zweifel bei allen Gästen völlig im Hintergrunde stand, so wenig schon aus Höflichkeit sie derselben sich entziehen konnten, so wußte Baronin Melanie ihre Salons mit solcher Abwechselung der auserlesensten *hautgoûts spirituels* zu würzen, daß diese schon allein mehr als genügten, um solche Gastfreundschaft in ihrem vollen Werth und Nutzen schätzen zu lernen.

Wenn ich nun schon unsere gute, bürgerlich einfache Mutter Rosalie Stark eine gebildete deutsche Frau nannte und von deren Schwiegertochter Helene sagte, daß sie mit Geist und Herzen zum höchsten Ideal gebildeter Weiblichkeit glücklich hinanstrebte, so bin ich jetzt wirklich in Verlegenheit, in welch' noch höheren Kreis ich die Bildung der Baronin von Goldhelm versetzen soll. Und das wird doch wohl nothwendig sein. Denn soviel war einmal zweifellos: der Gesammtinhalt geistiger Fähigkeiten und Kenntnisse war bei der Dame dieser glänzenden Salons ein noch beträchtlich größerer, als bei der jungen Frau des schlichten Erkerhauses.

Spielte sie doch – um mich mit Baronin Melanie von nun an ebenfalls nurmehr salonmäßig auszudrücken – mindestens eben so süperb Klavier wie Helene! Aber neben Französisch und Englisch sprach sie auch noch außerdem mit magnifiquem Accent Italienisch. Ihre Literaturkenntniß, die bei Helene kaum über Deutsche und Engländer hinausreichte, verlor sich bei ihr bis zu den antiken Griechen und Römern, wenn auch gerade nicht mit demselben grandiosen Verständniß, mit der sie die neuere französische Comödie cultivirte und sich in der Luft eines Eugen Sue, Alexander Dumas und der Georges Sand wie in einem *chez soi* fühlte. Daneben malte sie ganz deliciös, und außerdem war sie eine höchst passionirte Kennerin der bildenden Künste, besonders pikanter Genremalerei. Zu alledem hatte sie eine ganz graziöse Tournüre, und ihre Allüren waren voll der exquisitesten *charmes*. In der Eleganz ihrer Toilette war allezeit ein

gewisses ästhetisches Raffinement zu verspüren; ja sogar ihr ganzes *faible* für die schönen Künste verrieth sich darin. Und eine Conversation wußte sie zu führen in der ganzen Tonleiter vom Amüsanten bis zum Süblimen, je nachdem sie diesen oder jenen *penchant* verspürte, wenn sie anders nicht ein ennuyantes Visavis fatiguirte, wenn sie nicht von ihren Domestiken ägrirt, oder von ihrer Migräne decontenancirt, nicht *de bonne humeur* war. Vergesse ich zuguterletzt nicht einmal den stets amüsanten, manchmal sogar moquanten Witz nicht, der aus diesem immensen Fonds von *esprit* und *savoir vivre* oft wie eine brillante Rakete dies charmante *ensemble* illustrirte, so weiß ich, wenn ich unser ganzes deutsches Sprachgebiet nach dem rechten Ausdrucke für die Bildung der Baronin Melanie durchschweife, kein anderes Wort, das Alles sagt, was es sagen soll, als das *eine*, unergründlich tiefe, allumfassende »*comme il faut*.«

Das Allereinzige, was vielleicht ein germanischer Pedant an diesem Nonplusultra deutscher Bildung hätte aussetzen mögen, das war – mein Gott – eine wahre Bagatelle, gar nicht der Rede werth, – nun ja, das war der Baronin Behandlung ihrer eigenen Muttersprache. Besonders einer jener unausstehlichen Puristen, oder vielmehr Sprachreiniger, machte gar so viel Aufhebens davon, daß sie jedes zehnte ehrliche deutsche Wort eben so unbarmherzig wie unverzeihlich verwelschte, und außerdem unter deutsche Sätze ohne alle Noth einen französischen ganz oder halb hineinwarf. Ebenso erkühnte

sich dieser überdeutsche Muttersprachnarr zu behaupten, daß die schönen Lippen der Baronin sich bei deutscher Unterhaltung in lange nicht so feinen, reizenden Linien bewegten, wie wenn sie z. B. französische Conversation machte. Nun ja freilich! Das war doch ganz natürlich. Welcher Mund der Welt kann sich denn auch bei diesem rohen, ungeschlachten, unmelodischen Deutsch so zierlich bewegen, wie wenn des Französischen reizendes Getändel oder italienische Sprachmusik ihm entquillt? Das fühlte auch Niemand schmerzlicher als die Baronin selber. Und eben auch nur deshalb suchte ihr feines ästhetisches Gefühl durch möglichst reiches Einstreuen französischer Grazie dieses harte, plumpe Deutsch spiritueller und elastischer zu machen, so daß unsere liebe Muttersprache in der Baronin Mund sich eigentlich nicht im mindesten zu beklagen, aber sehr höflich zu bedanken hatte. Doch freilich, was verstehen von solchen graziösen Verfeinerungen unsere knorrigen Eichklötze von deutschen Schulmeistern?

So freudig und laut ich aber auch schon bisher das Lob der Baronin Melanie verkündet, den besten Theil davon habe ich ihr doch noch vorenthalten. – Und so muß ich wahrheitsliebend ihr noch ganz besonders nachrühmen: ihre hohen Geistesgaben, ihr reicher Schatz von Wissen, ihre feinen Umgangsformen, ihre hohe Geburt, ihr unermeßlicher Reichthum, das Alles wurde noch aufs hochherzigste durch die Begeisterung geadelt und verklärt,

mit der sie, die engen Schranken aristokratischer Coterie kühn durchbrechend, die gesammte Kunst und Wissenschaft, und deren geniale Vertreter in ihrem großen Herzen umfaßte.

Nicht der Adelsbrief war es einzig und allein, der ihre Salons erschloß. Nein, so mittelalterlich engherzig war ihre Gastfreundschaft nicht. Jenes andere Diplom, das die ganze Menschheit dem gottgeweihten Genius ausfertigt, das machte ihr den bürgerlichen Gast gerade mindestens so willkommen; und ihren höchsten Adelsstolz suchte sie darin, mit möglichst hohem und zahlreichem Geistesadel ihre Salons zu illustriren. Ob ein solcher Gast auch sogar den urplebejischen Namen »Meyer« oder »Müller« trüge, er umklang ihr Ohr und Herz dennoch mit sympathischerer Poesie als die uralte Ritterromantik der Drachenfels und Löwenthal, der Greifenklau und Katzenellenbogen.

Nur eine einzige Bedingung war für die mäcenatische Gunst der Baronin Goldhelm unerläßlich und das war die: der betreffende Künstler oder Gelehrte mußte, wenn auch gerade keine welt-, aber doch mindestens eine zweifellos stadtkundige Berühmtheit sein. Das war auch ganz gewiß in der Ordnung. Denn so gut eine Kerze, die beleuchten soll, auch wirklich brennen muß, eben so nothwendig mußte doch der Mann, mit dem die Baronin ihre Salons illustriren wollte, auch in Wahrheit eine illustre Celebrität sein. Darin lag doch wohl nur eine sehr einfache Logik. Aber lange nicht so einfach war die

consequente Ausführung dieses Satzes. Ja, wie oft hatte schon die bloße Fixirung des Begriffs »Celebrität« ihre eigenthümlichen feinen Schwierigkeiten! Aengstliche Vorsicht vor Uebereilung war die nothwendigste Vorbedingung.

Denn wie erging ihr's einmal mit einem jungen Tragiker! Dessen Erstlingsstück hatte bei der ersten Darstellung unerhörtes Furore gemacht. Sogleich am andern Morgen ließ die Baronin pflichtgemäß nach dieser allerneuesten Celebrität fahnden. Schon am selben Abend führte sie ihn dann nicht nur hochbegeistert in ihre Salons ein, sondern setzte ihm sogar eigenhändig unter einer großartigen Anrede einen Lorbeerkranz auf, daß diesem vor tödtlicher Verlegenheit der Angstschweiß über die bekränzte Stirne troff. Aber wie höchst fatal! die beißendsten Kritiken hinkten des andern Tags in allen Journalen hintendrein. Der ganze, blutjunge Nimbus des von ihr so hochgefeierten Tragikers zerrann in der Stadt, wie der Herbstnebel vor der siegenden Sonne. Sie selber ward in ihrem Kunsturtheil von ängstlicher Unsicherheit beschlichen, und begann sich im Stillen mehr und mehr der edlen Thränen zu schämen, die sie mit so auffallend vorgehaltenem Taschentuch in ihrer Loge doch erst dann zu weinen vorgegeben hatte, nachdem das Eis der Zurückhaltung bereits allgemein durchbrochen war, und alle Hände mit Beifallskatschen nur nachließen, um dann und wann über die Augen zu fahren.

Als dann der arme Tragiker in der eigenen tragischen Stimmung über seinen so meuchlings wieder hingemordeten Dichterruhm am andern Abend zu seiner hochherzigen Beschützerin eilte, um sich von ihr nun auch den andern Kranz erfrischenden Trostes um die fieberhafte Stirne winden zu lassen, da war sie – ausgefahren. So sagte wenigstens der Portier am großen Säulenportal. Als er schüchtern des andern Morgens seine Aufwartung wieder versuchte, da hatte sie Migräne. So sagte wenigstens der Kammerdiener. Und als er am dritten Tage zur Mittagszeit mit bereits völlig verzagtem Herzen die Marmortreppe hinanstieg, und er noch gerade ihr schwarzseidenes Schleppkleid durch den Corridor schleifen sah, da hatte sie noch nicht Toilette gemacht. So sagte wenigstens die Jungfer. Und sie maß ihn dabei mit so schnippischem Gesichte von oben bis unten; der Kammerdiener, der eben heraustrat, drehte ihm augenblicklich so hohnlächelnd den Rücken; und der pelzvermummte Portier am Portale mit seinem Tambourmajorstock und dem betreßten Dreispitz über dem feisten Mopskopfe glotzte ihm mit solch' gravitätischer Geringschätzung ins verlegene Gesicht, daß es dem Tragiker auf einmal wie Schuppen von den Augen fiel und er nicht wußte, sollte er jetzt heimgehen, voll heiliger Entrüstung eine neue Tragödie zu schreiben mit dem Titel: »Die Kunst und ihr Mäcen, Wahrheit und Lüge« – oder lieber ein mit allem Salz und Pfeffer beißender Satyre gewürztes Lustspiel: »Der Lorbeerkranz im Salon und die Kritik in der Zeitung.«

Der Hofbankier Baron Isidor von Goldhelm fuhr eben in elegantem Glaswagen über den großen Schloßplatz, an dessen Ende sein Palais mit jonischer Säulenfront in fürstlicher Pracht sich breit machte. Er kehrte von seiner Geschäftsreise nach Hermanns Vaterstadt um einen Tag früher heim, als er anfangs vorhatte. Sein erster Prokuraführer war zuerst telegraphisch davon unterrichtet. Das verlangte allezeit das Geschäft. Aber auch der Baronin hatte er dießmal auf dem elektrischen Drathe »tausend herzliche Küsse« mit der Nachricht seiner früheren Ankunft vorausgeschickt. Das war schon seit den Flitterwochen nimmer geschehen. Aber diesmal verlangte das sein Herz.

Ein Haus voll glänzenden Reichthums und üppigen Lebens, aber voll Armuth an Liebesglück zu betrachten, das erweckt auch im Herzen des Aermsten, der unter seinem niedrigen Dach ein zufriedenes Familienleben beherbergt, nicht den mindesten Neid. Er bedauert vielmehr solchen armen Reichen, und preist sich selber glücklich, daß er solch' ein reicher Armer ist. Aber der mit äußeren Glücksgütern überhäufte Mann wird auch dem Aermsten neidisch, wenn er in dessen Herzen jenes innere Glück gewahrt, an dem sein eigenes darbt; und es wird traurig, wenn es in fremdem Haus einmal flüchtig gestreift wird vom Sonnenscheine beglückender Liebe, der vom Himmel seines eigenen Daheim niemals auf ihn niederstrahlt.

Daß doch der Millionär Goldhelm auf seiner ganzen diesmaligen Heimfahrt mit solchen Gedanken sich abquälte! Denn mit welch' tiefer Wehmuth mußte er immer wieder an das einfache Erkerhaus zurückdenken, dessen Liebessonnenschein selbst mitten aus den Trauerwolken sein erfrorenes Herz auf ein paar Stunden aufthauen gemacht! Wie fürchtete er sich diesmal vor der Heimkehr in die Kalte Oede seines prunkenden Palastes! Die vollen zwölf Jahre seiner Ehe ließ er an seiner Seele vorübergleiten. Und so kaufmännisch er auch zu rechnen verstand, er brachte für diese lange Zeit nicht die Summe von Liebesglück heraus, die er in den paar Stunden an Hermann und Helene mit heimlichem Neide zusammengezählt, da er mit ihnen seinen letzten Abend in der traulichen Erkerstube verplaudert hatte. – Ob wohl in dem ganzen Eisenbahnzug ein mit Bewußtsein ärmerer Mann gesessen, als dieser allerreichste Passagier?

Aber es sollte von nun an anders werden. Nicht nur heimlich beneiden wollte er das Erkerhaus um seinen Liebessonnenschein, nein, auch einen Strahl davon wollte er jetzt heimbringen in seinem eigenen Herzen, und ihn hineinleuchten lassen in seines eigenen Weibes frostige Seele. Das ganze Heimweh von Familienglück war auf dieser einsamen Fahrt plötzlich über sein verarmtes Herz gekommen, mit der Macht all' der Jahrhunderte, in denen einträchtige Liebe der Familie das einst auserwählte Volk Gottes seit den Tagen seiner Zerstreuung begleitet, als treueste Gefährtin durch alle Länder und Meere.

In einem solchen überwältigenden Augenblicke hatte es ihn mitten auf seiner Fahrt herausgetrieben, mit Blitzeseile jene »tausend herzlichen Küsse« an Weib und Kinder vorauszuschicken.

Wie er jetzt über den weiten Schloßplatz fuhr und an dessen Ende seinen Palast sah, hätte er innerlich frieren mögen. Aber die Kälte, mit der dieser ihn anstarrte. Aber dort am großen Balkonfenster, dort stand sie ja schon. O gewiß nur, weil auch sie ihn dießmal freudig erwartete! Seine tausend herzlichen Küsse waren nicht vergebens als Boten seines Herzens ihm vorangeflogen. Aber auch er will nun ganz anders sein Haus betreten. Nicht, wie sonst bei der Heimkehr, erst ins Comptoir, um nach den gemachten Geschäften sich zu erkundigen! Nein, nicht dem Buchhalter, nur Weib und Kindern gelte heute sein erster Gang, sein erster Gruß. Sie zu umarmen sei heute sein erstes, allerwichtigstes Geschäft. Das verloren gewesene und wiedergefundene Kapital seiner Liebe im Herzen seiner Frau jetzt zu den höchsten Zinsen anzulegen, das sei heute seine glücklichste Spekulation.

Und der Portier hatte pflichtgemäß die kunstvoll geschnitzten Thorflügel aufgerissen und salutirte mit ausgestrecktem, silberbeschlagenem Stock. Der Jäger mit dem grünbefederten Hut sprang pflichtgemäß vom Bock an den Wagenschlag. Der Kammerdiener stand pflichtgemäß an der Treppe und nahm den Reisemantel in Empfang. Der Prokuraführer und die Buchhalter traten in pflichtgemäßer Begrüßung ihres Prinzipals aus dem ebenerdigen Comptoir. – Aber wie kalt ließ ihn heut all'

dieses herzlose Ceremoniel! Wäre er jetzt zu Fuße heimgekehrt, und Frau und Kinder hätten ihn an der Schwelle eines niedrigen Hauses herzlich begrüßt, wie hätte solcher Empfang ihm hundertmal wohler gethan, als solch' bezahlter Dienergruß in seinem hohen Palaste!

Aber droben, da wird ja auch seine Familie ihm freudig entgegeneilen, wie ihr seine Botschaft mit den tausend herzlichen Küssen! – und er stieg hinauf, der Kammerdiener folgte. Aber auch im Corridor blieb's still und leer. Keine einzige liebe Hand streckte sich nach ihm aus. Die Jungfer allein trat aus dem Zimmer seiner Frau und machte pflichtgemäß ihren Knix. Wie ihm das Herz zusammenschnürte! Kaum daß er die Frage an sie herausbrachte: »Ist meine Frau zu Hause?« – »Ja wohl, gnädiger Herr!« – »Und hat sie nicht heute Mittag ein Telegramm von mir erhalten?« – »Ganz recht, gnädiger Herr!« – »So hat sie am Ende Migräne?« – »Nein, gnädiger Herr, Frau Baronin befinden sich ganz wohl!« – »Und wo sind meine Kinder?« – »Die sind mit der Gouvernante in den Schloßgarten spazieren gefahren!«

»So, so! Hm, hm!« Das war Alles, was er noch zu denken und zu seufzen vermochte. Dann fuhr er über die zusammengezogene Stirn und lachte bitter vor sich hin: »Aber was wollte ich doch nur hier oben? – Ja so, ich muß ja doch erst hinunter ins Comptoir!«

Und der Kammerdiener lachte heimlich der Jungfer zu, aber ihr Herr hätte bitterlich weinen mögen. Er stieg wieder die Treppe hinab. Es war nur gut, daß das mit rothem Sammt überzogene Geländer seinen wankenden

Schritt unterstützte. – Sein erster Prokuraführer erstattete ihm pflichtgemäßen Bericht über die unterdessen gemachten Geschäfte. – Alles, Alles pflichtgemäß in Ordnung, wofür er bezahlte! Nur die unbezahlbare, heilige Pflicht von Weib und Kindern blieb pflichtvergessen an ihm unerfüllt. Armer reicher Mann! . . .

Unterdessen lag Baronin Melanie auf der Chaiselongue in ihrem Boudoir ausgestreckt, während ein junger Genremaler sein neuestes im Kunstverein allgemein bewundertes Meisterwerk – ein Affenpinscher, der auf eine Fliege lauert – ihr gegenüber aushing und unter einer Fluth von Lobsprüchen nebst einer Geldrolle von hundert Dukaten sich als hoch beglückter Mann empfahl. Sie hatte voll Ungeduld auf sein Kommen geharrt, und darum am Balkonfenster nach ihm ausgespäht, als des Barons Wagen über den Schloßplatz rollte, bei dessen Anblick ihr Auge völlig gleichgiltig geblieben, ihr Frauenherz um keinen Schlag reicher geworden war. Daß ihr Herr Gemahl ihr diesmal seine Ankunft telegraphirte, und gar mit jenen tausend herzlichen Küssen, das hatte sie einfach für eine Grille gehalten. Und ihm deßhalb nun mit offenen Armen auf der Treppe entgegenzufliegen, welch' sentimentale Comödie wäre das gewesen, wie so ganz gegen allen guten Ton der Gesellschaft! Zudem hätte sie ihn ja doch erst im Comptoir aufsuchen müssen. Also wozu sich unnöthig echauffiren? Sie wird ihn noch immer früh genug zu sehen bekommen. Darum blieb sie auch in höchster Gemüthsruhe liegen und schwelgte mit solch' enthusiastischer Kennermiene in dem geistreichen Motiv ihres

neuen Bildes, daß sie hätte stundenlang vor dem Affenpinscher so daliegen, und ihre Phantasie mit dem pikanten Gedanken kitzeln mögen, ob er die Fliege wirklich noch erschnappen oder sie ihm glücklich an der schnurrbärtigen Schnauze vorüberschwirren werde.

Das ist ja gerade der tiefste Reiz wahrer Kunst, zu idealem Denken und Empfinden den Geist anzuregen und ihn wieder in süßes Träumen einzuwiegen. Was wußte sie von den andern elegischen Bettlerträumen im Herzen ihres glückarmen Mannes? Und wenn auch, wie hätte sie so schnell daran glauben und sie verstehen sollen? Will doch der Ehe Glück und Liebesverständniß gar lang und treulich gepflegt sein bei Tag und Nacht! Und kein Baum, der im frostigen Winterschatten gestanden, vermag schon bei des Frühlings ersten Sonnenblicken wieder in voller Blüthe zu prangen.

Es dämmerte bereits. Der Affenpinscher sammt der Fliege verschwamm allmälig vor seiner kunstsinnigen Beschauerin. Da trat die Gestalt des Gemahls in das Zwielicht ihres Boudoirs und träumenden Herzens. Welch' unsympathische Störung gerade in diesen schönen Momente! Sie blieb auch regungslos auf ihrer Chaiselongue ausgestreckt und that, als ob sie ihn gar nicht bemerkte. Aber ihm selber entging das nicht. Unmuthig biß er auf die Lippen und sein ganzer Willkommgruß war jetzt ein apathisches – »*bon soir*, Melanie!« – »*Bon soir*, Isidor! gab sie gelangweilt zurück. Keine Locke, keine Fingerspitze rührte sich dabei. Von den tausend herzlichen Küssen in

dem Telegramm verlor sich nicht ein einziger auf Mund oder Stirne.

»Du bist ja früher zurückgekommen, als du, glaub' ich, vorhattest! Nicht?« – leitete die Baronin gähnend das Gespräch ein.

»Lassen wir das jetzt!« gab ihr der Bankier mit kalter Gemessenheit zurück. »Ich wollte dir jetzt nur sagen: du wirst morgen einen lieben Gast bekommen! Ich wünsche und hoffe, daß du ihn freundlich bewirthen wirst.«

»Einen lieben Gast? So? Wer denn?« fragte sie erregt, und die Neugierde hatte sie im Nu aus ihrer nachlässigen Stellung etwas aufgerichtet.

»Nun, er ist dir zwar unbekannt,« warf er gleichgiltig hin, »aber ich verehre ihn sehr hoch. Es ist der Anwalt unserer Spinnerei, und Doctor Hermann Stark ist sein Name.«

»Was sagst du da? Anwalt? Doctor? Und Gast in meinem Hause? *Quelle idée! Un avocat chez moi?*« Mit dieser staunenden Frage hatte sie sich vollends aufgerichtet. »Ist mein Palais denn mit einemmal ein gemeines Hotel geworden? Den werde ich nicht freundlich bewirthen. *Non, jamais!*«

Jetzt war auch ihre weiße Alabasterhand wie aus einem Traum erwacht und sie strich heftig die Locken aus der Stirne.

Der Bankier blieb eiskalt, so heißer Brand ihn auch durchtobte, und seine Stimme ward von beißendem Spotte geschärft:

»So? Meinst du? Aber mein liebes Kind, du hast doch in die Celebriätensammlung deiner Salons schon ein paar Doctoren aufgenommen. Warum jetzt auf einmal so wählerisch werden? Darin liegt doch keine rechte Consequenz. Meinst du nicht auch, mein liebes Herz?«

»Mit dieser faden Witzelei!« trumpfte sie ihn hocherhobenen Hauptes ab. »Ich sehe in meinen Salons, wer mir beliebt. Aber alle sind *beaux esprits* oder *hommes de science*. Doch einen Advokaten einer elenden Provinzstadt wird mein Haus niemals beherbergen. *Jamais!*«

»Nun, Melanie,« erwiederte er mit frostiger Strenge, »ereifre dich nicht so! Sonst bekommst du deine Migräne. Einstweilen sage ich dir: der Anwalt Stark ist morgen unser Gast und bleibt es so lang als mir gefällt. Daran magst dir glauben!«

Eine solche Sprache hatte sie noch nie gehört – *jamais!* Sie war dabei unwillkürlich von der Chaiselongue aufgesprungen und starrte jetzt wie eine Statue in die Dämmerung.

Zugleich ging die Thür auf. Eine aristokratische Institutsfreundin huschte vertraulich herein: »*Bon soir*, Melanie! Ich incommodire doch nicht?« klang ihr feines Stimmchen. »Nicht im mindesten, Gräfin!« sagte Isidor, »wir sind eben mit einander fertig geworden.«

»*Bon soir, madame!*« klang sein Abschiedsgruß.

Aber welch' tiefe Verstimmung war darin zu hören! Diese mußte vor der gräflichen Freundin augenblicklich verwischt werden. Das gründliche Studium der französischen Comödie kam der Baronin jetzt trefflich zu Statten.

Rasch entschlossen that sie in der Dämmerung, als ob sie einen Kuß auf ihres Mannes Stirne drückte, den sie mit dem zärtlichsten Schmelz ihrer Stimme beglaubigte: »*Bon soir, mon cher ange!*«

»Schlange!« murmelte er noch zwischen den Zähnen, und verließ innerlich zitternd das Boudoir, um sein verbittertes Herz zu der einzigen Menschenseele zu flüchten, die ihn wirklich lieb hatte in seinem ganzen, weiten Hause.

Wer als Fremder an dem Goldhelm'schen Palais vorüberging und nach dem Namen seines Besitzers fragte, wie hätte der wohl ahnen können, daß mitten in diesen glänzenden Räumen noch ein Wahrzeichen vom strengsten alten Judenthume fortlebte, wie es darin bei dem seligen Moses Mendel zu Hause gewesen. Wenn der freiherrliche Wagen prunkend des Sonntags zur Stillmesse fuhr und alle Geschäfte im Comptoir des getauften Bankiers ruhten, wer hätte gedacht, daß dann bei einem einzigen Menschen dieses Hauses nur Werktag war und dieser in seiner Stube des Rückgebäudes über den Geschäftsbüchern grübelnd die Arbeit nachholte, die er Tags zuvor mit keiner Hand berührt, um die Sabbathruhe nicht zu schänden. Und wann zur Weihnachtszeit der kostbarste Christbaum der ganzen Stadt in diesem Hause funkelte und sich die Tische bogen von der Fülle von Geschenken für das freiherrliche Ehepaar bis herunter zum

letzten Comptoirlehrling und Livreebedienten, da schloß dieser Eine von all' den Bescheerungsfreuden – sich auf seiner einsamen Stube trotzig ab, weil er an die Geburt des Messias nicht glaubte, in dessen göttlichem Kindernamen so überreich beschenkt wurde. Aber hingegen wieder zu anderen Zeiten, wann im Goldhelm'schen Palaste werktäglich Treiben herrschte. Da feierte dieser eine Bewohner seine verborgene Festzeit des Paschah und Purim und schmückte seine Laubhütte mit so glänzendem Zierrath, wie der reichste Jude in der Judengasse. Und während die ganze Gesellschaft der Fürstenstadt am Goldhelm'schen Tische sich's wohl sein ließ und auch die Brosamen noch lecker genug gewesen, um der Domestiken Gaumen zu kitzeln, aß dieser Eine nicht einen Bissen davon, und führte seine eigene Judenküche. Denn nur koschere Speisen durften über seine Lippen kommen, wie sie Moses Gesetze und des Talmuds Regeln für das auserwählte Volk Gottes heiligten, und seine eigene Magd, die alte Sara, sie ihm bereitete, mit der er in den Osternächten gemeinsam bittere Kräuter aß zum Gedenken der egyptischen Knechtschaft, und das ungesäuerte Brod – mit der er am Versöhnungstage fastete, und im Sterbekleid seine Gebete sprach – der graubärtige Jude Salomon Baruch, des seligen Moses Mendel einstiges Faktotum, und noch heute des Baron Isidor von Goldhelm vertrautester Rathgeber und aufrichtigster Freund. –

Als bettelarmer Laufbube hatte er einst in einer dunklen Hintergasse bei dem bescheidenen Geldwechsler Moses Mendel begonnen und hatte mit ihm erst gehungert und zusammengeschachert. Dann war er vierzig Jahre später als erster Procuraführer und Seele des größten Bankhauses aus diesem Palaste dem Sarge seines Principals nachgegangen, trauernd wie kein Anderer, und dessen hinterlassene Millionen waren nicht zum kleinsten Theile durch den ehemaligen Bettelbuben aufgespeichert worden. Denn bei jedem Geschäfte hatte es immer erst geheißen: »was sagt dazu der Salomon?« Und der hatte es gar bedächtig grübelnd hin- und hergedreht und nach allen Seiten betrachtet mit seinem scharfen Adlerblick. Und wenn der Salomon gesagt: »das Geschäft ist schlecht,« dann ward es bei Seite geschoben; und wenn er gesagt: »es ist gut,« dann ward es gemacht. Und er hatte allezeit Recht behalten, und sein Herr war durch ihn ein immer reicherer Mann geworden. – Aber er selber war ein armer Diener geblieben. Nur für seinen Herrn immer größere Summen zusammenzuraffen, damit war seine Geldgier befriedigt. Was hätte er auch für sich mit vielem Gelde gethan? Wer waren seine Eltern? Er wußte es selber nimmer recht. Wie hießen seine Geschwister? Er hatte ihre Namen vergessen. Wo lag seine Heimath? Wie aus einem dumpfen Traum erinnerte er sich ihrer. Nur soviel wußte er noch, daß er einmal in schwerer Kriegszeit

aus einem brennenden Dorf wie im Irrsinn davongelaufen, von plündernden Soldaten gehetzt, dann mutterseelenallein, weiter und immer weiter; daß er auf der Landstraße gebettelt, gehungert und gefroren und endlich in diese große Stadt gekommen, wo er zum erstenmal wieder in einem warmen Bett geschlafen, bei jenem Juden Moses Mendel, an dessen Thür er gebettelt, der ihn aber barmherzig dann in sein Haus geführt und nimmer daraus fortgelassen hatte.

Und als vor dreizehn Jahren sein Herr gestorben war, da stand in dessen Testament zu lesen, daß dieser Salomon Baruch bis an sein Sterben in diesem Hause müsse beherbergt werden, in soviel Stuben, als er begehre; im eigenen Haushalt oder am Tische des Sohnes, wie es dem Salomon lieber sei, und daß ihm müssen alljährlich ausbezahlt werden zweitausend baare Gulden, wobei er im Geschäft arbeiten könne, oder der Ruhe pflegen, soviel ihm Beides beliebe; aber daß sein Sohn ihn dankbar solle ehren, wie ihn der Vater geehrt, und daß er in Allem hören solle des Salomons weisen Rath, weil ihn der Vater erprobt als einen allezeit guten, durch den er ein reicher Mann geworden sei, und der Sohn einer bleiben werde.

Und der Salomon Baruch hatte ein Jahr lang mitgegessen an Isidor Mendels Tisch. Dann aber hatte dieser sich lassen taufen, und war der Baron Goldhelm geworden, und hatte geheirathet ein stolzes, adeliges Fräulein. Und der alte Salomon hatte gewarnt und geweint und gebeten, aber der junge Herr hatte ihn nicht gehört. Da war

der alte Diener mit trotzigem Schweigen in das Hinterhaus gezogen und hatte sich zwei Zimmer genommen, eine Kammer und eine Küche, und eine alte Judenmagd, die Sara. – Aber in das eigentliche Haus des neuen Barons war er mit keinem Fuße mehr gekommen, als ob die Pest darin herrsche. Selbst das Comptoir hatte ihn seit dieser Zeit nicht mehr gesehen. Er haßte darin die neue, christliche Luft. Nur auf seiner verborgenen Hinterstube saß er bei den Handelsbüchern. Und diese mußte der Baron mit eigener Hand ihm hinauftragen. Anders that er's nicht. Und auch nur mit ihm allein besprach er sich von Allen im Hause, mit ihm und der Sara. Nur in die Synagoge und auf die Börse war sein einziger Gang, und jede Nacht in ein Haus in der Judengasse, dahin er in der Dämmerung schlich. Darin wohnte eine Judenfamilie; die zählte nicht weniger, denn neun Söhne und drei Töchter. Die Einen, die noch daheim geblieben, zogen hausirend des Tages durch alle Gassen und Winkel bei Hoch und Nieder. Die Andern trieben in allen Stadtvierteln lohnend Handel. Und jeden Abend kamen die zwölf Kinder bei Vater und Mutter zusammen, denn jener war alt und diese gebrechlich. Und was den ganzen Tag in der Stadt geschehen, in solcher Abendstunde ward es hier ausgekramt von den neun Söhnen und drei Töchtern. Denn diese wußten Alles. Und so erfuhr auch der alte Salomon Alles miteinander von draußen und drinnen in seinem eigenen Hausje, so verborgen er auch sonst den ganzen Tag auf seiner einsamen Stube saß.

Zu diesem alten Juden flüchtete jetzt in solcher Abendstunde der Baron von Goldhelm sein verbittertes Herz.

Salomon hatte in seiner Einsiedlerstube jetzt gerade die Lampe angezündet und beugte sich, in seinem grauen Bart behaglich krauend, das schwarze Sammtkäppchen auf dem Kopf, über einen großen Folianten. Das war der Talmud. Nebenan lag ein aufgeschlagenes Handelsbuch, darin er bis zur Dämmerung noch gelesen. Ein grüner Schirm bedeckte seine mattgewordenen Augen.

In diesem Augenblick trat Isidor ein. Salomon bemerkte ihn nicht sogleich. Er war zu tief ins Lesen versunken. Erst als dieser sagte: »Guten Abend, Salomon!« – richtete der Alte den Kopf ein wenig auf. »Du bist's Isidor? Dachte ich doch, du kämst erst morgen heim? Was hast du für Geschäfte gemacht? Wie steht's mit der Spinnerei?«

»O gut, ganz gut für diese schlechten Zeiten!« erwiederte der Baron in fieberhafter Hast; dann sank er auf den zunächst stehenden Stuhl, und schrie aus seinem wunden Herzen hinaus: »Und dennoch, Salomon! Ich bin bankrott, bin ein geschlagener, ruinirter Mann!«

»Du, ein geschlagener Mann! Wie heißt?« – schrie da der Salomon noch viel schmerzlicher auf, fuhr mit der einen Hand in seinen Bart, und riß mit der andern den Schirm von den Augen ihn groß anstarrend. »Gott der Gerechte, wie siehst du aus, Isidor? – Hat das Londoner Haus fallirt? – Sag', sag' mein Sohn, hat's fallirt? Oder ist das Amsterdamer in die Brüche gegangen? – So sag's doch! Thu' doch auf Deinen Mund! Du schweigst mich ja zu Tode! O wer hat fallirt, daß du geworden bist ein

bankrotter, ruinirter Mann? – Ach unser schönes, ehrliches Geld!«

Wie da bei diesen hastigen Fragen der alte Jude, von Erwartung gefoltert, seine mageren Finger in Isidors Schultern immer tiefer eingegraben, und unsägliche Seelenqual sein Gesicht bis zur Entstellung verzerrte!

Und ebenso ungestüm, wie der Alte gefragt, war Isidor ihm wieder ins Wort gefallen:

»O Niemand hat fallirt, Salomon! Nicht das Londoner Haus und nicht das Amsterdamer. Alles steht fest. Aber siehst du: da drinnen hab' ich fallirt, da drinnen in meinem Herzen bin ich geworden ein geschlagener Mann. O du gütiger Gott! Was thu' ich mit all' meinem schönen Geld? Was kann ich mir dafür kaufen? Und wenn feil wäre die ganze Welt, und ich könnte sie bezahlen mit blanken Dukaten, aber ich könnte nicht dafür haben ein braves Weib und gute Kinder und den Frieden in Haus, ach Salomon, mit der ganzen Welt wär' ich doch nur ein armer, geschlagener Mann!«

»Es hat Niemand fallirt und Alles steht fest!« Mit diesen paar Worten war des Alten heißester Schmerz gedämpft. Das schöne, ehrliche Geld, das er seit nun fünfzig Jahren zusammenraffen geholfen, stand nicht in Gefahr. Der Bankrott war nur in Isidors Herzen! – Und wie der Salomon vorher mit stieren Augen aufgesprungen und den Bart zerrauft, mit eben solch' orientalischem Phlegma setzte er sich wieder nieder, und mit ruhigstem Ton und Blick warf er die Frage hin: »Na sag', was ist passirt, daß du so jammerst?«

Als Isidor ihm nun flüchtig erzählte, mit welch' heißer Sehnsucht er heimgekommen, und mit welch' herzloser Kälte man ihn mißachtet, als er dann sein Haupt auf des Alten Schulter legte, da sagte dieser, den Kopf in die Hand gestützt:

»Gott, wie mich dauert unser schönes Geld, daß es dich nicht machen kann froh und zufrieden! Aber schlag' ans Herz: Wer ist schuld daran? – Sag', wie hat unser Gott gesprochen unter Donner und Blitz auf dem Berg Sinai? Isidor, wie heißt das vierte Gebot? Lassen's doch auch die Christen noch gelten, so wirst dich auch noch wissen, wie's heißt! – Aber jetzt greif' hinein in dein trauriges Herz! sag': hast du Vater und Mutter geehrt, lebendig und todt, auf der Erde und unter der Erde? – Wie hat dein Vater zu dir gesprochen in selbiger Nacht, da er in meinem Arm ist kommen zu gehen in der Väter Schooß? – Hat er zu dir gesagt: sobald er auf dem Judenkirchhof liegt, dann sollst du abschwören den alten Gott unseres heiligen Volkes und sollst dich lassen taufen auf dem Messias der Christen, auch wenn du nicht glaubst an ihn, bloß weil du dich schämst vor der Welt, ein Jude zu bleiben, wo du doch geworden bist ein so reicher Mann durch einen einst armen Hebräer? – Oder hat er zu dir auf dem Sterbebett gesprochen: du sollst dich nicht nur schämen vor der Welt seines heiligen Glaubens, nein, dir sollst dich auch schämen seines alten ehrlichen Namens, und sollst dir kaufen gehen einen andern, Gott der Gerechte, um schweres Geld einen neuen Baronsnamen? Isidor, hat dein Vater so zu dir gesprochen im Sterben? – Schlag' ans

Herz: wer ist schuld, daß du geworden bist ein so traurig er Mann? Heißt das Vater und Mutter ehren? Und wie kann dir's wohl ergehen? – Ach, mein Sohn, dein Vater ist gewesen ein gottesfürchtiger Mann, und deine Mutter hat gelebt nach Moses Gebot. Drum hat der Segen Gottes geruht auf ihrem Hause. Aber du, du bist geworden ein völlig gottloser Mann! Du gehst nicht in der Judenschule, und wenn dich gehst in der Christenkirche, dann bleibt dein Herz und Glaube daheim. Und siehe: darum ist Gottes Zorn über dein Haus gekommen, und hat dich geschlagen an deinem Herzen. Denn wenn er dich auch geschlagen hätt' an deinem Geld, dann träf' er ja auch mich zugleich mit dir. Und das thut der gerechte Gott mir nicht an, weil ich geblieben bin sein getreuer Knecht. – Doch wenn ich einmal gestorben bin, ach Isidor, wie wird mir dann auch Angst um dein schönes Geld! Aber was kommst du jetzt zu mir? Hat deine stolze Baronsfrau dich so tief geworfen, so soll sie dich auch wieder aufheben! Und all' die noblen Leute, die sich so gerne lassen von dir regaliren, sie sollen dich jetzt auch trösten, wo du geworden bist so traurig! Was willst du bei mir? Ich bin ja nichts, als ein alter Jude, verachtet im ganzen Hause, wo ich doch hab' geholfen, daß es geworden ist ein so reiches Haus! – Aber freilich: du weißt schon, wie ich dich lieb haben muß, wenn ich dir auch möchte noch so böse sein, und wie ich muß mit dir traurig werden, wenn ich dich auch noch so hart möchte schelten. Denn du weißt nur zu gut, wenn du auch geworden bist ein getaufter Baron, bleibst du doch ewig der Sohn von dem alten Juden, der

mich einst als armen Buben gespeist und getränkt, wo ich hatte gehungert und gedürstet, und mich in ein warmes Bett gelegt, wo ich hatte gefroren. Und den Sohn von dem Vater, den muß ich lieb haben, bis an mein Sterben. O Isidor! Gott der Gerechte! Was machst du mir jetzt das Herz so weh!«

Und der alte Salomon Baruch umfaßte mit zitternden Händen Isidors Haupt, drückte einen langen Kuß auf seine Stirn und die Augen quollen ihm über.

»O wie du mich dauerst! Sag', wie kann ich dir nur helfen? Du mein armer, trauriger Sohn!« . . .

Und da der alte Jude in dieser weich gewordenen Stimmung nun allen Balsam der Rede auss seinem Herzen herausholte, um in dem andern des Hofbankiers wieder die Wunde zu heilen, die ihm sein hartherziges Schelten noch bitterer gemacht, da fuhr ich draußen über den taghell beleuchteten Schloßplatz ein Herrschaftswagen nach dem andern zum *thé dansant* im Goldhelm'schen Palais. In der ganzen Front der mächtigen Spiegelscheiben sah man die Kronleuchter strahlen und prunkende Toiletten hin- und wiedergehen. Jetzt klang eine gravitätische Polonaise hinaus in die stumme Nacht. Ein immer sich mehrender Haufen neugieriger Menschen sah neidisch hinauf zu dem reichen, von Tanzlust durchklungenen Hause. Aber seinen armen, traurigen Herrn, der noch immer hinten im Hofe bei jenem alten Juden saß und sich jetzt die letzte Thräne vom Gesicht wischte, um

sich dann unbemerkt ins Bett zu schleichen, den sah Niemand von all' den neidischen Menschen auf dem weiten Platze.

Auch droben im Tanzsaal fragte kein Gast nach ihm. Keiner ging ihn irre. Wozu denn auch? Die von Juwelen strahlende Baronin Melanie war ja eine so deliciöse Wirthin und machte so graziös die Honneurs. Die Musik war süperb, das Souper exquisit. Alles amüsirte sich ganz excellent. Und als es endlich doch einer mitleidigen Seele beigefallen, auch nach dem Baron zu fragen, warf sie verlegen blinzelnd die unschuldige Lüge hin: »Er hat sich auf der Reise erkältet und ist ein wenig enrhümirt.« –

Ja wohl, Baronin Melanie, er hat sich erkältet! Aber daheim an deinem eigenen Herzen. Und auch dich wird vielleicht noch nachträglich darüber frösteln! Denn der alte Jude Salomon Baruch hat über dich heut Abend sein weises Urtheil gesprochen.

III. Der Urtheilsspruch des Salomon.

Der so geistreich erfundene Affenpinscher lauerte auch am andern Morgen auf sein leicht beschwingtes Opfer, und dieses sinnige Motiv wirkte noch so frisch, als habe sich die Fliege erst vorhin an die Wand gesetzt, und ihr schnauzbärtiger Häscher in derselben Sekunde seine gespreizte Stellung gegen sie eingenommen. Das ist ja die Feuerprobe wahrer künstlerischer Erfindung, daß ihr anregender Reiz niemals veraltet oder an Kraft verliert. Aber seltsam! – Baronin Melanie lag ebenfalls genau wie zur gestrigen Dämmerstunde auch an diesem Morgen auf

ihrer Chaiselongue ausgebreitet, da sie diese nachlässige Lage von jeher für malerischer und auch vornehmer hielt als steifes Sitzen. Das Morgenlicht brachte die virtuose Farbenfrische des reizenden Bildes erst recht zur Geltung; und dennoch würdigte jetzt dessen so enthusiasmirt gewesene Besitzerin den armen, netten Affenpinscher keines einzigen lieben Blickes. Und gestern hatte sie über ihm doch sogar jene tausend Küsse ihres Mannes auch nur mit einem einzigen zu erwiedern vergessen. –

Was das doch heute war? Nur üble Laune? Nun, sie hatte zwar an dieser chronischen Frauenkrankheit ziemlich viel zu leiden, aber doch meist nur in Gegenwart ihres lieben Mannes. Auch die Domestiken hatten ziemlich oft Gelegenheit, das psychische Wesen solcher Gemüthsverstimmungen an ihrer Herrin gründlich zu studiren. Aber für sich allein war sie gewöhnlich von bestem Humor. – Oder that es ihr am Ende hinterher doch recht wehe, Isidor gestern mit solcher Kälte empfangen zu haben? Das wohl doch nicht! Der Ton ehelicher Sentimentalität vibrirte niemals in ihrem sonst so unendlich gracil organisirten Nervensystem. – Und doch, was hatte sie nur so Erschreckendes erlebt, daß ihr erst vorhin mitten im behaglichen Kaffeeschlürfen die Tasse fast, und die türkische Cigarette wirklich auf den Boden gefallen? – Du siehst sie noch jetzt verglommen auf dem kostbaren Teppiche liegen. Ein wahres Glück, daß die schöne Schmaucherin durch den üblen Geruch des brennenden Wollstoffes gemahnt noch zur Zeit mit genialem Fußtritt

den beginnenden Teppichbrand gelöscht hatte. Hätte das sonst ein Unglück geben können!

Also rauchte sie auch? – Nun warum denn nicht? Als ob des Tabaks narkotischer Duftgenuß nur ein Privilegium für Mund und Nase der Männer wäre! Tröpfelt nicht auch der goldne Wein durch Frauenlippen begeisternd ins Menschenherz, und wer möchte das unanständig nennen? – Warum soll nicht gerade so schicklich die süße Rauchwolke, nur noch viel graciöser, aus dem zartgeformten Munde des Weibes schweben, und ihr viel feineres Geruchsorgan erquicken dürfen? Spießbürgerlich befangene Weltanschauung. Die von einigen emancipirten Schönen der hiesigen *haute volée* schon längst überwunden war! Und wenn selbst eine weibliche Durchlaucht das Rauchen als aristokratische Frauengewohnheit feierlich sanktionirte, und sich durch diplomatische Vermittlung direkt aus Konstantinopel dasselbe aromatische Kraut verschaffte, wie es die dortigen Paschas mit drei Roßschweifen aus perlenverzierten Tschibuks durch die Nase blasen; und wenn ich dir sage, daß auch Baronin Melanie aus ganz demselben Stoffe mit kunstgewandter Hand ihre Cigarette drehte, so hoffe ich wenigstens, daß damit der feine aristokratische Anstand ihres Rauchens jeder bürgerlich bornirten Bemäntelung überhoben sei. Und nach dem Gesagten dürfte sich wohl Niemand mehr

zu dem plumpen Vergleich erkühnen, der Baronin Goldhelm feine türkische Cigaretten etwa mit dem, gemeinsten Knaster ausqualmenden, Thonstummel der Zigeunermutter in der Pretiosa auf eine und dieselbe Linie zu stellen.

Zu alledem war aber auch der Baron selber vollkommen damit einverstanden, daß seine geliebte Melanie diesem süßen Genusse mit aller Passion sich hingebe. Wer hat demnach ein Recht, die fremde Nase darüber zu rümpfen, wenn die des eigenen Herrn und Gemahls dadurch nicht beleidigt ward? – Wie machte sie ihn sogar glücklich, wenn sie bei rosiger Laune mit eigenen zarten Fingern ihm eine Cigarette drehte; wenn er dann der hingegossenen Gattin zu Häupten an der Causeuse saß, und der Rauch aus seinem Munde mit jenem aus ihren zierlich zugespitzten Lippen sich zu einer einzigen Duftwolke zusammenkräuselte – als leider immer nur zu schnell wieder zerrinnendes Sinnbild ihrer Herzensharmonie!

Ach ja, die Baronin hatte bisher ein ganz unsäglich gutes Leben. Denn sie durfte nur einen Wunsch an den Augen zeigen, und er war erfüllt. Der herzensliebe Mann konnte ja bezahlen, was der Landesmutter selber oft zu theuer gewesen; und die ungeheuerlichsten Summen, schweigend reichte er sie hin, um damit sich selber oft nur für einen einzigen Tag kargen Vorrath an häuslichem Frieden einzukaufen. Doch was sage ich? – Der Baron Goldhelm war in den letzten Jahren ja noch viel weiter in seiner Großmuth gegangen, und hatte seiner lieben Herrin seine volle Kasse mit grenzenlosem Budget

zur freiesten Verfügung gestellt. Ihre einzige Mühe bestand noch darin, den Buchhalter des Morgens zu sich heraufzuklingeln, und ihm auf ein Blatt die nöthige Summe mit ihrem theuren Namen zu schreiben, nebst der gefälligen Anweisung, was und an wen bezahlt werden soll. Eine Stunde danach waren die reich uniformirten Bedienten unterwegs, in all' den glänzenden Verkaufsläden von Modewaaren- und Putzhandlungen, von Luxusgegenständen, Juwelieren und Tapezierern die betreffenden Rechnungen zu bezahlen, für deren Betrag der Baronin Kunst- und Schönheitssinn, durch die verlockenden Fensterauslagen gereizt, auf einem genialen Spaziergange durch die Stadt sich befriedigt, ohne dadurch im mindesten den fernern Reiz danach gesättigt zu haben. – Freilich ward dadurch ihre Toilette mehr als überreich versorgt. Aber wie manchen kostbaren Anzug konnte sie doch Anstands halber auch nur ein einzigesmal zur Schau tragen, und wie viel Abwechslung verlangte schon die Laune der jeweiligen neuesten Mode! Und überhaupt war es doch eine sehr verdienstliche Sorge, so viel Geld als möglich unter die Leute kommen zu lassen, ganz abgesehen von ihren beiden Jungfern, denen doch auch von ihrer Toilette dann und wann etwas abfallen mußte, um von deren Verkaufserlös sich einen kleinen Nothpfennig zurückzulegen.

Die gemeine Sorge für die Bedürfnisse des Hauses überließ sie natürlich einer eigenen Person, so einer Art von Haushofmeister, einem sehr geschickten Manne von seltenem Geschmack, mit dem sie höchstens die Menüs

für größere Diners besprach, oder dem sie die nothwendigen Andeutungen für den Tapezierer gab, wenn sie alljährlich die Möbelgarnituren ihrer Appartements sammt Teppichen, Vorhängen und Portieren wechselte, um ihrem eigenen wie ihrer lieben Gäste ästhetischen Bedürfnisse stets neu anregende Nahrung zu geben. In der jeweiligen Ausführung dieser Intentionen seiner Herrin bewies dieser Quasihaushofmeister eine bewundernswerthe Fertigkeit. Und wenn sich dieser schon seit einigen Jahren von seinen Ersparnissen eine sehr anständige Villa erübrigt hatte, die mit solchen abgelegten Garnituren des Goldhelm'schen Hauses noch immer höchst elegant möblirt war und ihm über tausend Gulden jährlichen Miethzins trug, so wird sich gewiß jeder Neidlose nur darüber freuen, daß auch noch heutzutage wahrhaftige Dienertreue solch' irdischen Lohn findet. Und die demüthige Resignation dieses Mannes ist bewundernswerth, daß er trotz alledem es vorzog, als unterwürfiger Diener das Joch seiner launischen Herrin geduldig fortzutragen, statt sich süßer Freiheit hinzugeben, die ihm nach so sauer errungenem Ersparniß so sehr zu gönnen gewesen wäre.

Daß endlich Baronin Melanie als kühne Amazone, wie nicht minder gewandte Wagenlenkerin, manchmal das harmlose Bedürfniß fühlte, im freiherrlichen Stall einen kleinen Wechsel eintreten zu lassen, das wird wohl jeder nur höchst natürlich finden, der die edle Pferdeliebhaberei aus eigener Erfahrung kennt. Sie ist zwar, zumal bei solchem Drange nach Abwechslung, ein etwas theures

Vergnügen. Zugestanden! – Aber die Pferdehändler wollen doch auch leben, und wenn man einmal das Geld dazu hat, warum soll man's nicht auch dafür ohne Scrupel ausgeben? Das Pferd ist ja unbestritten das edelste Thier der Schöpfung, und das schöne Leben ist so kurz. Warum es nicht auch hoch zu Roß mit vollen Zügen genießen? Wird man doch von dem widrigen Geschick oft noch früh genug vom hohen Rosse heruntergestürzt! Dann ist es noch immer Zeit genug, hübsch bescheiden zu Fuß zu gehen. –

Ei, ei, du stolze Amazone! Bist du vielleicht heute Morgen auch herabgeworfen worden, da du noch immer jetzt so regungslos daliegst und in schwarzgalliger Laune vor dich hinstarrest? – Der Mokkatrank ist schon völlig kalt geworden. Was trinkt du ihn nicht? Und dein Affenpinscher steht noch immer auf der Fliegenlauer. Was siehst du ihn nicht an? Du hast ja das Bild selber bestellt. Nur recht pikant! – Hat es so schnell schon seinen prickelnden Stachel verloren? Wäre das eine stümperhafte Kunst! – Ja, wenn der andere spitze Stachel nicht wäre, der ihr jetzt verwundend im Herzen sitzt! Wenn jener inhaltsschwere Brief ihres Vaters nicht auf der Mosaikplatte des Marmortischens läge, und dort auf ihrem Schreibtisch unter all' den Nippsachen jener andere Zettel, von ihrer eigenen Hand geschrieben! –

So höre zuerst, was in dem Briefe steht mit kaum leserlichen Zügen.

Schloß Reiffenberg, am 10. November 1848.

Liebe Melanie!

So eben verfallener Wechsel präsentirt von 10,000 fl aber ich kann nicht zahlen. Der elende Jude, der mir das Geld versprochen, hat mich schändlich im Stiche gelassen. Ich stehe an der Schwelle des Schuldthurms. Erlöse mich von dieser Schmach! Schicke mir umgehend diese Summe! Ich weiß, du bist Herrin über die Kasse. Rückzahlung sobald als möglich. Mein Diener wartet. Laß ihn nicht leer heimkommen! Es wäre mein Tod.

Mit angstgepeinigtem Herzen

Dein unglücklicher Vater.

Aur dem andern Zettel stand von ihr selber geschrieben:

1) 500 fl für den neuen, halb gedeckten Kinderwagen – Zahlung bei Hofafattler Lebrecht.

2) 350 fl. Daraufgabe für mein neues Reitpferd gegen die Olga – bei Pferdehändler Abraham Herz.

3) 300 fl für eine gemalte Sèvre-Vase. – Zahlung bei Quincaileriehandlung Fischer.

4) 275 fl. Modesachen. – Zahlung bei Hofmodewaarenhandlung Weisse.

5) 350 fl. Vorhänge und Portièren bei Hoftapezierer Metzger.

Summe 1775 fl. am 11. November 1849 richtig aus der Kasse erhalten

Baronin Melanie *Goldhelm*.

Der Kaffee war eben von dem einen Kammerdiener in getriebenem Silber servirt, die Cigarette in der Baronin Mund hatte den ersten Duft im Boudoir verbreitet, ihre Alabasterhand die erste Tasse vollgeschenkt, da war ein

anderer reichbetreßter Diener eingetreten und hatte ihr diesen väterlichen Bettelbrief gebracht, wie immer, auf einem silbernen Teller – welch' ungesuchter Hohn! – Wie hatte sie mit starrem Blick ihn da durchflogen und war einer Ohnmacht nahe in die Kissen zurückgesunken! Das war der Moment, wo ihre Cigarette auf den Teppich gefallen. Dann blieb sie regungslos liegen und starrte vor sich hin, bis sie der Brandgeruch zur Besinnung brachte. Begreifst du nun, warum, der Affenpinscher seinen Reiz verlor?

Jetzt aber raffte sie sich auf einmal mit der ganzen Energie ihres Unmuthes wieder auf und riß an der seidenen Klingelschnur, daß Alles im Hause erschrocken aufhorchte. Eilig war der alte Buchhalter heraufgeflogen aus Angst vor seiner Herrin Unmuth, der Launen er nur allzu oft schon verkostet. Aber mit so gepreßtem Herzen wie heute trat er doch noch niemals ein. Er wußte zu gut, warum. Die Baronin that sich alle Gewalt an um kalt zu erscheinen, und warf die gleichgiltig klingenden, aber ungewöhnlich höflichen Worte hin, wobei sie sich sogar ganz anständig aufrecht setzte:

»Apropos, mein lieber Herr Buchhalter! Eine mir sehr intim befreundete Familie ist etwas in Verlegenheit gekommen. Sie hat voriges Jahr ein großes Gut gekauft und es auch bereits abgezahlt bis auf die winzige Bagatelle von zehntausend Gulden. Diese letztere Rate ist nun fällig geworden, und da leider ein wunderlicher Geizhals unterdessen in die Hypothekenrechte eingetreten ist, so dringt er, unverschämt genug, auf diese Kleinigkeit mit

Klage, da meine Freunde im Moment nicht bei Kasse sind. Es handelt sich eigentlich nur um zwei Wochen. Die Rücksicht auf meine Freundschaft legt mir nun die Verpflichtung auf, diesen Filz von Gläubiger sofort zu befriedigen. Darum seien Sie so freundlich, mir diese Summe heraufzubringen. Der Baron braucht gerade nicht davon zu wissen. Mich genirt das. Er hat sich einmal mit dieser Familie brouillirt. Ich lege Ihnen darum einen Von mit meiner Unterschrift in die Kasse, und löse ihn in vierzehn Tagen wieder ein. Und dann ist's abgemacht. – Aber Papiergeld, nicht Silber! denn der Bote wartet bereits und kann natürlich nicht so schwer tragen. Also bitte, schnell! Ich will sofort den Schein ausfertigen.«

Damit stand sie auf und ging zum Secretär. Bevor sie sich aber zum Schreiben niedersetzte, nahm sie auch den Zettel mit dem bekannten Inhalt und reichte ihn mit nachlässiger Handbewegung dem Buchhalter hin.

»Und hier diese meine eigenen Posten sofort auszahlen lassen! Aber wo bleibt nur der Valentin? Er weiß doch, daß ich ihn nöthig habe. Bestellen Sie ihn augenblicklich herauf!«

Mit diesem Namen hatte sie den Quasihaushofmeister gemeint und setzte sich zum Schreibtisch. Der Buchhalter hielt den Zettel in der zitternden Hand. Der Angstschweiß troff ihm von der Stirne. Aber einmal mußte er ihr ja doch Alles sagen. So ermannte er sich denn auch, und die Frage wegen des Valentin kam ihm eben recht, um mit deren Beantwortung seine peinlichen Eröffnungen einzuleiten.

»Verzeihen, gnädige Frau Baronin,« sagte jetzt der weißhaarige Buchhalter mit gepreßtem Herzen und zusammengefalteten Händen, während diese gerade mit kühnem Zug ihre Unterschrift unter dem Scheine für jene zehntausend Gulden zu Ende gebracht hatte. »Aber der Herr Valentin ist seit heute Morgen aus dem Dienst entlassen und bereits aus dem Hause.«

»*Comment?* Entlassen? Sind Sie ein Narr geworden?« fuhr die Baronin in die Höhe, wie von einer Natter gestochen. »O nein, gnädige Frau Baronin!« seufzte der alte Diener. »Leider bin ich nur zu sehr bei Sinnen.«

Jetzt trat sie mit zornsprühendem Blick an ihn heran. »Aber wer hat ihn entlassen?«

»O ich ganz gewiß nicht, gnädige Frau Baronin!« betheuerte der Buchhalter furchtsam zurückweichend. »Aber der Herr Baron haben ihn entlassen. Und er ist auch sehr gerne gegangen. Der Herr Valentin, und hat kein Wörtchen dagegen gesprochen. Denn der Herr Baron haben ihm Dinge ins Gesicht gesagt, von denen recht gut ist, wenn der Herr Valentin davon schweigt, weil sie ihn sonst ins Zuchthaus bringen würden. Und er wird auch davon schweigen, der Herr Valentin.«

»*Mais, c'est abominable!* Der Baron entläßt Domestiken und ich weiß gar nichts davon! Wo ist mein Mann? Ist er auf dem Comptoir? Wo, wo?« – rief sie im Ausbruch höchster Entrüstung.

»Auf die Jagd gefahren, gnädige Frau, und werden erst Abends zurückkehren.«

»So, so! Auf die Jagd! Bei diesem Regen! Das muß ja sehr amüsant werden,« lachte sie bitter. Dann schlug sie plötzlich einen scheinbar kalten Ton an und nahm ihren ausgefertigten Schein mit bebender Hand vom Schreibtische. »Doch das gehört jetzt nicht hieher. Hier der Schein über diese zehntausend Gulden! Bringen Sie mir augenblicklich das Geld herauf! Nun? – Werden Sie bald gehen? – Was soll der Katzenbuckel und dieses Armesündergesicht? – Sie wollen sich doch nicht etwa noch besinnen? – Ich bin die Herrin der Kasse. Fort! Das Geld her oder auch Sie sind entlassen! Aber von mir! *Comprenez-vous?*«

»O sehr, sehr wohl, gnädige Frau Baronin!« erwiederte jetzt der Buchhalter, seine Entrüstung über diese hartherzige Drohung, die er indeß nicht zu fürchten hatte, in die Hände hineinreibend. Und mit bitterer Betonung entledigte er sich nun seines peinlichen Auftrages: »Aber ich bitte tausendmal um Berzeihung. Ich werde diese zehntausend Gulden unter keiner Bedingung auszahlen. Ich darf überhaupt für die gnädige Frau Baronin nicht die mindeste Rechnung mehr annehmen, auch diese heutigen Posten nicht, und stehe heute zum letztenmale vor Eurer freiherrlichen Gnaden in geschäftlicher Stellung. Denn der Herr Baron haben mir heute Morgen den allerstrengsten Befehl ertheilt, von nun an einzig und allein Anweisungen mit seinem eigenen Namen zu respektiren, auf die Gefahr eigener Rückvergütung. Somit muß ich schon unterthänig bitten, diese Posten, sowie diesen Schein für weitere Zehntausend nur dem Herrn Gemahl

höchst eigenhändig übergeben zu wollen, und mir bleibt nurmehr übrig, der gnädigen Frau Baronin einen recht höflichen guten Morgen zu wünschen.«

Damit legte er die beiden Zettel auf den Schreibtisch, verneigte sich ehrfurchtsvoll, aber stolzen Blickes, und ging steif aufrecht zur Thüre. Ihr aber versagte jedes weitere Wort und er sah nur noch, wie sie auf ihrer Chaiselongue zusammenbrechend die Hände vors Gesicht geschlagen hatte. Und furchtsam schlich er sich davon.

Alter, einsamer Jude, Salomon Baruch! *Der* Blitzstrahl kam aus deiner Hand!

Jahrelang hatte er's mitangesehen, wie in diesem Hause von dessen Herrin verschwendet und ihren Dienern gestohlen worden, und dabei stillgeschwiegen. Denn Alles war ihm in seiner Hinterstube bis ins kleinste bekannt, wenn er auch in der Stadt wie gestorben gewesen und mit seinem Fuße das Vorderhaus mehr betreten hatte, seitdem seiner Väter abgeschworner Glaube darin wurde zu Grabe getragen. Jene neun Söhne und drei Töchter hatten Tag für Tag ihm Alles hinterbracht zur Nachtzeit in der schmutzigen Judengasse. Aber was war ihm daran gelegen gewesen? – So schweres Geld auch in den Wind geflogen, für jeden vergeudeten und gestohlenen Pfennig war ja doch immer wieder das Hundertfache hereingekommen. Das Kapital war immer größer geworden und die Zinsen nicht kleiner. So hatte es ihm auch niemals bis ins innerste Herz gegriffen, soviel auch vergeudet und veruntreut, und sein Herr ein immer ärmerer

Bettler an Glück geworden. Aber ein Fluch war nach Salomons Glauben diese Wirthschaft doch allezeit gewesen ein vergeltender Fluch, der aus des Judenthumes Grab in diesem Hause herausgewachsen, hineingesäet von der Hand Jehovas selber, der straft und rächt, so Jemand seinen allheiligen Namen eitel nennt. Darum war auch der alte Jude in all' den Jahren stumm geblieben, und hatte sich heimlich an diesem Fluche gefreut.

Aber gestern Abend, wo Isidor zum erstenmal so bis zum letzten Tropfen vor ihm ausgeschüttet sein trauriges Herz. Da war solch' Mitleid mit ihm, und solcher Zorn über die Baronin ihm angekommen, daß er Isidor Alles gesagt, was er seit all' der Zeit in sich verschlossen, haarklein; und daß er ihn beschwor, zu thun, wie er heute Morgens gethan am Valentin und an ihr selber; – daß er jetzt auftreten solle als Herr im Hause, und wenn sie ihn nicht könne lieb haben und ehren, so solle sie aber auch nicht mehr herrschen, genießen und verschwenden dürfen nach Belieben, und solle büßen, was sie jeden Tag an ihm sündiget.

So hatte Salomons weiser Urtheilsspruch gestern Abend gelautet, und also war er heute Morgen zum erstenmale an der Baronin vollstreckt worden.

Mitten in diesem öden Trümmerschutt ehelichen Lebens blühte die Kinderzeit zweier Mädchen und eines

Knaben. Aber so voll schwellender Frühlingsluft, wie wilde Rosen an gebrochenen Burgpfeilern hinanklettern und sich nur ihres duftigen Daseins freuen, ohne jegliches Ahnen von Freud und Leid. Das einst in diesen Mauern ausgeklungen, in solch' glücklicher Harmlosigkeit umrankte der Frühling dieser Kinder die Glückruine ihrer Eltern nicht.

Und doch, mit was Allem hatte der Reichthum ihres Hauses sie nicht überschüttet, um sie all ihren Altersgenossen als die glücklichsten Kinder der Welt erscheinen zu lassen! – Wie waren doch vor Zeiten selbst ganz ernste Lustwandler im Schloßgarten lächelnd stehen geblieben, wenn die damals erst sechsjährige Melanie ihre jüngere Schwester Gabriele in wundernetter, mit stattlichen Ziegenböcken bespannter Miniatur-Equipage spazieren gefahren! Und erst die Kinder, die an der Hand der Eltern zu Fuß gehen mußten, mit welch' neidischen Augen hatten sie's mitangesehen, wenn die muthige, kleine Kutscherin mit schon ganz gelungenem Peitschenknall ihr weißhaariges Gespann in so scharfen Trab versetzte, daß der kleine Groom, der als Beschützer neben hergelaufen, ganz außer Odem gekommen! – Ja, wie hatte die geniale Hexe schon gelernt, bei ihr begegnenden bekannten Gesichtern fast mit derselben koketten Grazie den Peitschenstiel zu senken, wie heute noch die Frau Mama vom hohen Kutscherpolster herab eines jungen Reiterlieutenants Verbeugung gnädigst erwiedert.

Wie nun ein ewiges Weltgesetz die ganze Menschheit nach fortschreitender Entwicklung drängt, so war natürlich auch die Zeit gekommen, da die knebelbärtigen Ziegenböcke ihren Reiz verloren. Die beiden lieben Schwestern waren ja unterdessen auch viel zu groß geworden, um sich mit Anstand solch' kindlichen Gespannes noch länger bedienen zu können, und auch der jetzt vierjährige Edgar sollte diese Freude nicht länger missen. So wurden denn die Ziegen in Ruhestand versetzt, um im freiherrlichen Stall das Gnadenbrod zu fressen; und allerliebste, orangegelbe, javanesische Ponys traten jetzt an einem neuen viersitzigen Bernerwagen in Aktivität. Ihr Ankauf verschlang freilich ein kleines Kapital, das manch' armen Mann steinreich gemacht hätte. Denn sie wurden einem holländischen Affentheaterdirector, der sich mit einem Dutzend dieser seltenen Thiere in seinem *Cirque quadrumane* produzirte, von der Baronin eigentlich rein abgepreßt. Diese Art des Kaufens kostet immer das Doppelte. Aber die Geisböcke, die aus Paris gekommen, waren auch gerade nicht billig, und diese Ponys waren so wunderschön, und fein dressirt, daß sie zuvor schon die gewiegtesten Pferdekenner in Erstaunen gesetzt und darum auch die ganze Stadt von diesem Kaufe der Baronin redete. Das war auch was werth. Dazu die Seligkeit der zärtlichen Schwestern, daß nun auch Bruder Edgar mitfahren konnte! So etwas bezahlt man nie zu theuer. Schwester Melanie, um deren stolzes Köpfchen nun der zehnte Sommer gestrahlt, bewahrte sich das Vorrecht des Kutschirens. Und jetzt ging's noch dreimal so schnell

wie vorher mit den trippelnden Ziegenböcken. Glückliche Kinder, die solch' reiche und auch solch' freigebige Eltern haben!

Von den überaus kostbaren Christkindchen, Namens- und Geburtstagsgeschenken der Goldhelm'schen Geschwister will ich gar nicht reden; denn diese Freuden haben auch andere Kinder. Erfahrene Menschenkenner sagen sogar, daß, je ärmer die Kinder und ihre Geschenke, und je seltener diese gereicht werden, um desto reicher sei das Glück und der Dank der Beschenkten. Welch' gütige Ausgleichung ungleichen Geschicks! Aber wie viel andere kindliche Freuden kehrten doch in diesem Bankierhause ein, aus deren Kelche tausend und abertausend Kleine niemals einen Tropfen zu kosten bekommen! Und wie ward auch hier wieder dem Menschendrange nach Fortschritt in diesen zarten Gemüthern Rechnung getragen! Es waren ja auch so verständige, liebreiche Eltern. Da mußten sie in der schweren Kunst, ihre Kinder zu glücklichen Menschen heranzubilden, natürlich um so sicherer zur höchsten Meisterschaft gelangen, da niemals erst die Geldkasse um ihre Einwilligung ängstlich befragt werden mußte.

So geschah es denn, daß diese lieben, niedlichen Goldhelm'schen Töchterchen im allerfrühesten Lebensmorgen mit ihren Gepielinnen bei Kaffee und süßem Zuckerwerk sich ergötzten, und mit ihren in Sammt und Seide strotzenden Pariserpuppen um die Wette die Eleganz ihrer eigenen Toilette zur Schau trugen und die andern minder aufgeputzten Mädchen zu stillem Neide reizen durften.

Nicht wahr, welch' naives Kindervergnügen! – Ein paar Jahre danach, genau zur selben Zeit, als die Ziegenböcke von den Ponys verdrängt wurden, traten in derselben naturgemäßen Steigerung an die Stelle dieser kindlichen Kaffeevisiten in gewöhnlichen Putz unschuldige Kinderbälle in der Balltoilette, ein paarmal auch im Maskenkostüm. – Das war nun jedesmal ein ganz wunderliebliches Schauspiel. Natürlich fehlten auch kleine Tänzer nicht; zwar noch nicht im Frack. Nein, das doch nicht; denn die weise Baronin-Mutter hatte die Altersgrenze für die Herren auf vierzehn Jahre festgesetzt. Da wäre doch der Frack, dieser schwarze Hohn aller jugendlichen Poesie, ein zu greller Anachronismus gewesen. Aber dennoch waren diese kleinen Dandys so modisch geschniegelt und frisirt; sie zeigten bereits eine so selbstbewußte Tournüre und wußten ihren jungen Tänzerinnen mit solcher Galanterie naive Artigkeiten zu sagen, daß man nur mit freudigem Stolze sich fragen mußte: was werden auch diesen Treibhausschößlingen erst für Kerneichen von deutschen Männern herauswachsen, wenn sie später einmal des Lebens frischer Sturm umbraust! – Doch wäre es höchst ungerecht, nicht auch den kleinen Tänzerinnen mindestens den gleichen Grad frühreifer Entwicklung zuzugestehen. Wirklich, das Herz mußte Einem im Leibe mitlachen, wenn man zusah, mit welch' reizender Schelmerei namentlich die immer gleich geniale kleine Baronesse Melanie ihre begeisterten Verehrer anzuziehen und wieder fernzuhalten wußte. Ein so köstliches Gemisch von prüdem Stolz und Liebenswürdigkeit in diesem erst

zehnjährigen Wunderdämchen, daß man nur so staunen mußte, wie Töchterchen und Mama sich hierin zum Verwechseln ähnelten, sowie Melanie *junior* auch leiblich der Melanie *senior* wie aus dem Gesichte geschnitten war. Für Mutter und Kind ein gleich liebenswürdiges Compliment! – Und welch' graziöse Haltung, welche Virtuosität feinster Tanzkunst trug die kleine Elfin in Menschengestalt schon zur Schau! Sie war unbestritten an jedem solchen Abend die Ballkönigin. Wer sollte es darum auch der glücklichen Mutter verargen, wenn sie im schwelgerischen Beschauen dieses ihres verjüngten Ebenbildes ihrer eigenen Triumphe im Ballsaale freudvoll und leidvoll gedachte, da sie noch als jungfräuliche Rose von jedem bunten Schmetterling sich umgaukeln ließ, bis mit Hilfe tückischen Schicksals, gerade jene Hand sie gebrochen, die sie selber hundertmal lieber mit ihren schärfsten Dornen gestochen hätte. Und konnte wohl Jemand ihrem Mutterherzen verübeln, daß sie das jüngere Töchterchen Gabriele, die, im Gegensatze zu ihr, des Vaters Physiognomie und linkische Haltung ererbt, nicht so tief in sich einschloß, wie ihr eigenes Ebenbild? Die Gouvernante wie die Domestiken gaben zwar in Fleiß und Gutmüthigkeit der minder schönen und gewandten Gabriele vor Melanie bedeutend den Vorzug. Aber ich denke: das Auge der Mutter mußte doch wohl schärfer sehen, in welcher der beiden Schwestern größere Schätze für die Zukunft geborgen lagen. Wenn aber die Gouvernante sich oft bitter darüber beschwerte, daß nach jedem Ballabend für

Melanie ein paar Lerntage verloren seien und ihre Launen immer umso stärker hervortreten, so stak in solchem Gejammer eben eine sehr kurzsichtige, pädagogische Pedanterie, die nicht begriff, daß möglichst frühzeitiges Erlernen und neben leiblicher Grazie und fein nüancirter Umgangsformen so gut in ein verständiges Erziehungssystem gehören, und später sich vielleicht noch viel kostbarer verwerthen lassen, als alle noch so reich aufgehäuften Güter geistiger und gemüthlicher Ausbildung.

Ja wirklich, diese Goldhelm'schen Schwestern waren neidenswerth glückliche Kinder. Aber auch der vierjährige Bruder Edgar wußte vor lauter Reichthum an theuren Spielsachen oft gar nicht recht, womit er sich nur zuerst seine Langeweile vertreiben sollte, so daß er wirklich manche Tage buchstäblich gar nicht zur Unterhaltung gelangen konnte. Und als er einmal auf einem solchen Kindermaskenball in der sehr kostspieligen Tracht eines jungen ungarischen Magnaten paradirte und der gleichaltrige Bube des Prokuraführers einen Türken vorstellte, dessen Turban nebst Pumphose nicht den zwanzigsten Theil gekostet, dem kleinen Magnaten aber doch viel pompöser vorkam, da fing dieser pseudo-ungarische Knirps gewaltig zu räsonniren an in untermischt deutschen und französischen Zornausdrücken. Und er stampfte so lange mit den knappen Sporenstiefeln, bis die gute Mutter mit Kaffee und Confekt bei dem jungen Muselmann es dahinbrachte, daß dieser mit dem Magnaten im Nebenzimmer ein *changement de décoration* vornahm. Dann gab es

den ganzen Abend keine vergnügtere Maske all den kleinen, freiherrlichen Renegaten. – Sag' selbst, lieber Begleiter, wo nehme ich jetzt wieder das rechte Wort für solch' wahrhaft ergreifende Mutterliebe her?- Am besten wird es sein, wenn ich völlig schweige. Denn zu erschöpfendem Ausdrucke für die Liebestiefe solchen Mutterherzens kann mir jetzt nicht einmal mehr das Alles sagende »*comme il faut*« aus der Verlegenheit helfen.

Indessen, wie im Menschenleben eben doch Niemand alle Glücksgüter zusammenbesitzt, und sie vielmehr in gar weiser Vielfältigkeit vertheilt sind, wenn auch oft diese trostreiche Wahrheit unter einem zarten Schleier sich flüchtigem Beschauen verbirgt, so besaßen auch die Goldhelm'schen Geschwister doch nicht unbedingt Alles, was Kinder glücklich und neidenswerth macht. Denn mit so verschwenderischer Freigebigkeit auch der elterliche Reichthum seine Genüsse über sie ausgoß, Eines konnte er diesen Crösuskindern doch nicht geben, ein Gut der Kindheit, kostbarer als alle andern mit Geld erkauften, *ein* Kinderglück, das über Putz und Geschenke, Spazierenfahren und Maskenbälle himmelweit hinausragt, *eine* dankselige Erinnerung an die Kindheit, die nie erlischt und auch im spätesten Alter noch ihrer Schönheit vollen Reiz bewahrt, *einen* Segen, den oft die niedrigste Tagwerkerhütte beherbergt, und der in diesem weiten, prunkenden Palaste doch keinen Platz finden konnte – das Elternhaus mit seiner Liebe und seinem Frieden. Diesen *einen* Reichthum auch der ärmsten Kinder besaßen diese allerärmsten nicht.

Laß mich abbrechen, lieber Begleiter! Du weißt, wie ich es meine.

Und es war Abend geworden. Der Hofbankier fuhr, im offenen Jagdwagen von naßkaltem Winde wie innerem Frost durchschauert, über den Schloßplatz. Er hatte wohl auf manches Wild geschossen, aber jedes gefehlt. Zu sicherem Zielen bedarf es kalter Ruhe und scharfen Auges, und er hatte stets nur aufs Gerathewohl abgedrückt, manchmal bloß in die Luft oder auf Raben, so unzählig oft, daß sein Büchsenspanner kaum mehr mit dem Laden nachgekommen war. Was war ihm aber auch um erlegtes Wild zu thun gewesen? Er wollte diesen Tag nur außer Hause sein. Das war der eigentliche Zweck seiner einsamen Jagdpartie. Aber sein eigenes Herz war den ganzen Tag über um so sicherer von den Pfeilen seines Grames getroffen und verwundet worden, und der gehetzte Jäger sehnte sich nach der versöhnenden Nachtruhe. –

Edle, weichherzige Menschen sind in ihrem Grolle selten ausdauernd energisch. Es bedarf schon eines gewaltigen Anstoßes, bis sie sich entschlossen aufraffen, um sich ihres mißachteten Rechtes zu erwehren, und sie müssen sehr schwer beleidigt werden, bis sie es über sich bringen, ihrem zürnenden Unmuth in ernsten Strafmitteln Ausdruck zu geben. Aber auch dann thut es ihnen viel wohler, bei dem leisesten Anzeichen von Reue wieder vergeben und vergessen zu dürfen, als in fortgesetztem

Grolle die nur halb ausgestreckte Hand von sich abzuweisen; selbst wenn sie aus Erfahrung wissen können, daß dieselbe Hand in kürzester Zeit sich abermals gegen sie erheben werde. Sogar ein trügerischer Friede ist solchen weichen Herzen erwünschter, als die unerquickliche Fortdauer offenen Streites. Der bewußte Edelmuth wird unversehens zur unbewußten Schwäche. Und so kommt es endlich, daß der unedle Beleidiger gegen den großmüthig Verzeihenden, so oft es ihm vortheilhaft erscheint, die Rolle heuchlerischer Reue spielt, um während dieser Comödie die Wahrheit seiner niedrigen Gesinnung dem friedensbedürftigen Beleidigten wieder vergessen zu machen.

Es bedarf wohl keiner weiteren psychologischen Auseinandersetzung, um den Baron Goldhelm unter diese edlen, weichen Naturen miteinzurechnen. Und so war er jetzt kaum aus dem Wagen gesprungen und mit hastigem Fuß auf sein Zimmer geeilt, und wie er den Mantel nur abgeworfen, fragte er sogleich ängstlich den Kammerdiener: »Ist die Baronin auf ihrem Zimmer, und befindet sie sich wohl?«

»Nein, gnädiger Herr! Frau Baronin liegen schon den ganzen Tag zu Bette. Sie haben im höchsten Grad die Migräne, und der Herr geheime Rath war schon zweimal hier und, verschrieb auch Arzenei.«

»Krank?« seufzte Isidor vor sich hin, »o ich ahnte das schon den ganzen Tag!« Doch schnell ermannte er sich wieder: »Der Buchhalter Körner soll augenblicklich zu mir kommen!«

Der Kammerdiener eilte hinunter. Sein Herr ging in der gedrücktesten Stimmung auf und nieder.

»Krank! Und ich bin schuld daran! O Salomon! dein Urtheil war zu streng. Ich dachte es mir gleich. Den ganzen Tag hat mich draußen der Gedanke gehetzt und gequält: mein Groll ist zu jählings und zu hart über sie hereingebrochen. Der Schimpf war zu groß vor meinem eigenen Buchhalter. Gott! Könnt' ich's doch wieder zurücknehmen, wär' ich jetzt ein glücklicher Mann! Am Ende wird sie mir schwer krank und ich muß mich darum anklagen. Wird das ein Elend in mir werden! O Salomon! daß ich dir doch gefolgt habe, wo du nie gewesen bist ein verheiratheter Mann, wo dein Herz verhärtet worden ist in lauter Spekuliren und Geldmachen! Was hast du mir für ein Unheil angerathen? Ja du, du bleibst hinten auf deiner Stube sitzen. Was ist dir daran gelegen? Gott der Gerechte sei mir gnädig und mach' sie mir wieder gesund!«

Er war auf einen Stuhl gesunken, und hielt die Hand an seine brennende Stirne. Der Buchhalter stand vor ihm.

»Gnädiger Herr haben mich rufen lassen.«

Und der Hofbankier fuhr auf:

»Ja so, der Herr Körner. Ganz recht. Nun, so sagen Sie mir, wie war's heute Morgen mit der Baronin? Sie merken ja wohl schon, was ich wissen will; denn es hat die Baronin krank gemacht. Wahrhaftig, zehntausend Gulden gäb' ich darum, und noch viel mehr, wenn's unterblieben wäre. Also, Herr Körner, wie war's?«

Der Baron blieb mit gesenktem Kopf auf dem Stuhle sitzen. Der alte Buchhalter berichtete wahrheitsgetreu Wort für Wort den ganzen Vorgang von der Baronin erstem Aufschrei über die Entlassung des Herrn Valentin bis zu dem Augenblick, als er sie verlassen, da sie wie vom Blitze niedergeschmettert auf das Sopha gestürzt und die Hände vors Gesicht geschlagen.

»Ich dank' Ihnen, lieber Herr Körner, Sie sind ein braver Mann!« erwiederte der Bankier mit dumpfer Stimme und ohne aufzublicken. »Und wenn von morgen an der jüngere Buchhalter der Baronin Alles auszahlen wird, so darf Ihnen das nicht weh thun. Ich will Sie bei Gott nicht zurücksetzen. Aber nach dem heutigen Auftritte läßt sich das nicht anders machen. Und daß Sie sehen, wie ich Sie gewiß nicht kränken will, so ist Ihr Jahresgehalt von morgen an um fünfhundert Gulden erhöht. Gute Nacht!«

Der alte Buchhalter traute seinen Ohren kaum, als er die Worte seines Principals vernahm. So räthselhaft umklangen sie ihn.

»Vergelt's Ihnen Gott, gnädiger Herr!« das war Alles, was er, zum Baron sich niederbeugend und seine Hand küssend, zu sagen vermochte. Dann empfahl er sich, und so sehr ihn auch seine Gehaltserhöhung freute, schüttelte er doch auf der ganzen Treppe mißbilligend sein ehrliches, weißes Haupt: »Wunderlicher Mann, großmüthiger, schwacher Mann!« –

Wie gerne wäre Isidor schon jetzt zur Baronin hinübergeeilt, um durch liebreiche Worte wieder Alles gut, und

ihr und sich die lange Winternacht erträglicher zu machen. Aber wie's nur kam! Er redete sich ein, daß eine solch' aufregende Scene der Versöhnung ihr am Ende mehr schaden als nützen könne. In Wahrheit aber hatte er nicht den rechten Muth dazu, wenn er sich's auch nur halb eingestand. Daß er in seinem Zimmer abgesondert seinen Abendimbiß nahm, und sich ohne Nachtgruß zu Bette legte, darin lag ja ohnedem nicht Auffallendes. Getrennte Wohn- und Schlafzimmer waren im Hause längst gewohnte Sitte. Ein breiter Corridor war deren vornehme Schranke. Und wieder in einem eigenen Flügel des großen Palais wohnten die Kinder mit Bonne und Gouvernante. Nur um fünf Uhr vereinigte der Speisesaal die beiden Gatten, und da nur ohne Kinder, aber fast immer mit geladenen Gästen. Der Abend gehörte bis nach Mitternacht dem Salon, darin die Baronin das Haus repräsentirte, der Herr selber aber nur selten erschien. Auch beim Frühstück saßen wieder alle getrennt, Vater, Mutter, Kinder. – Ein herzenswarmes, deutsches Familienleben mit seinen täglichen, stillen Festen, wie sie gesegnete Liebe bereitet, war ein fremder Brauch in diesem kalten, undeutschen Hause.

Umsomehr waren darum auch die zwei Goldhelm'schen Töchterchen erstaunt, als des andern Morgens Gouvernante und Bonne ihnen ihre Sonntagskleider anzogen und schon so früh die Lockenköpfe zurecht machten. So neugierig sie auch fragten, sie erhielten keine andere Antwort als die: »Mama hat es gestern Abend so befohlen.«

Auch der kleine Edgar in seinem neuesten, himmelfarbenen Röckchen mußte sich mit dieser Erklärung vorderhand befriedigen lassen. So wurden denn die Kinder in das Boudoir der Mutter hinübergeführt, mindestens so gespannt, wie am Christabend vor der Bescheerung.

Als die drei Geschwister jetzt zur Thüre des Boudoirs gekommen, saß die Baronin bereits in ungewohnt frühzeitiger Morgentoilette an ihrem Schreibtisch und übergab einen Brief dem Kammerdiener, der ihr soeben versicherte, daß der gnädige Herr in seinem Zimmer beim Frühstück sitze.

»Gut, also bringen Sie dieses dem Baron!« sagte sie noch, und die drei Kinder traten mit großen, fragenden Augen mit der Gouvernante herein, die sich sogleich wieder entfernte.

Die vorlaute, kleine Melanie wollte nun eben fragen, was denn das Alles eigentlich bedeute; da fiel ihr Mama schon ins Wort und deutete auf drei wundervolle Blumenbouquets, die in kostbaren Vasen auf dem Marmortischchen standen.

»Ihr sollt heute Morgen dem lieben Papa gratuliren, meine guten Kinder, und ihm diese schönen Sträuße bringen.«

»Aber wozu denn, Mama?« fragte wieder die naseweise älteste Tochter.

»Ah, das ist aber schön, da wird sich Papa wohl recht freuen. Das haben wir ja noch gar nicht gethan,« sagte die gutherzige Gabriele in kindlichem Tone, während

auch dem kleinen Edgar die schwarzen Augen freudig strahlten.

»Und küßt ihn nur recht, liebe gute Kinder! Hört ihr's?« fuhr die Baronin weiter, ohne sich auf der Erstgebornen verfängliche Frage näher einzulassen. »Nun wartet nur noch ein wenig, ob auch Papa schon aufgestanden ist. Kommt, setzt euch einstweilen hieher!«

Unterdessen las der Vater dieser Kinder in seinem Zimmer folgenden Brief ihrer Mutter:

Liebster Isidor!

Ich bitte dich lies das inliegende Wort meines armen Vaters, und denke dir meine wahrhaft verzweiflungsvolle Stimmung, als du vorgestern Abends heimgekehrt, und dieser Brief eine halbe Stunde dir zuvorgekommen war. Sage selbst: konnte ich da im Stande sein, deine mir vorausgeschickten Küsse so zu erwiedern, wie ich es so gerne gemocht? Ich war ja von Schmerz und Scham noch ganz zerschlagen. Aber mit welch' kaltem Gruße warst du auch zu mir hereingekommen! Mußte nicht dagegen der Inhalt deines Telegramms mir fast wie Hohn erscheinen? Doch mich verlangt nach Frieden und Eintracht. Alles sei großmüthig von mir vergessen, so tief du mich auch am andern Morgen vor einem niedrigen Buchhalter völlig schuldlos gedemüthigt hast. Isidor! Meinen treuesten Diener ohne mein Wissen zu entlassen, blos um mich zu kränken, war das recht? Kann ein liebender Mann seine Frau und seine Kinder vor einem Buchhalter so compromittiren? Kann obendrein ein kluger Geschäftsmann seines ganzen Hauses Credit vor einem seiner Diener so

gefährden? Doch, wie ich schon sagte, ich verzeihe dir Alles. Nur rette meinen Vater! Beschämend genug für mich, daß ich solch' demüthigende Bitte an dich stellen muß. Erleichtere sie mir durch deine Liebe! Gedenke edelmüthig deines eigenen Vaters, der dir Gottlob solchen Reichthum hinterlassen hat! Ein neues Leben beginne von heute an im unserem Hause! Und auch dein lieber Gast soll mir dann freudig willkommen sein. Gieb mir ein Zeichen, daß du meine Bitte erfüllest, oder noch lieber: komme selbst zu deiner dich liebenden

Melanie.

Und kam hatte Isidor diese Zeilen mit umschleierten Augen überflogen, da eilte er auch voll stürmischer Sehnsucht nach Versöhnung hinüber zum Boudoir. Die Baronin hörte noch auf dem Teppich des Corridors seine hastigen Tritte. Diese sagten ihr Alles. Ihr Auge glänzte triumphirend. Ihre kluge, dramatische Berechnung täuschte sie nicht.

»Kinder, der Vater kommt, vergeßt das Gratuliren nicht!« – rief sie noch schnell. Und er stürzte herein. Die Kinder reichten ihm die Sträuße entgegen und riefen wie aus einem Munde: »Papa, wir gratuliren.«

»Auch ich, lieber Isidor!« fiel gerührt thuend die Mutter ein, daß der diesen räthselhaften Glückwunsch gar nicht zu deuten wußte und ganz verloren dreinsah.

»Aber wozu gratulirt ihr mir denn, liebe Kinder? Ist denn heute Isidor? Das ist doch, glaub' ich, erst im April. Und erst im Juni ist mein Geburtstag. Und das Alles ward

doch sonst immer vergessen. Was ist denn nur heute für ein Tag? Mein Gott! Wozu gratulirt ihr mir denn?«

»Wir wissen's nicht, Papa!« sagte die kleine Melanie leichtfertig. »Aber es freut uns doch,« fiel Gabriele ihr innig ins Wort.

Die Baronin trat nun ganz nahe zu ihm hin, legte den Arm um seine Schulter und flüsterte ihm in Ohr:

»Wozu wir dir jetzt gratuliren, guter Mann? Zum Geburtstag unseres heute neugebornen häuslichen Glückes – ich und die lieben Kinder.«

»Ach Melanie, machst du mich jetzt zu einem reichen, glücklichen Mann! Wie kann ich dir's danken und vergelten?«

Heiße Thränen brachen ihm hervor. Er küßte sein Weib und noch dreimal inniger seine Kinder, eines nach dem andern, und konnte gar nicht mehr von ihren süßen Lippen lassen. Die Kinder wußten nicht, wie ihnen geschah. Solche Vaterküsse hatten sie ja noch niemals verkostet. Und die weichherzige Gabriele fing sogar vor Freude darüber zu weinen an, weil sie ihren Vater noch niemals so glücklich gesehen, wie heute.

Eine Stunde darauf ritt ein Eilbote im schärfsten Trab über den Schloßplatz hinaus auf die Landstraße und brachte zehntausend Gulden in Banknoten nach Schloß Reiffenberg.

Zur selben Zeit fuhr Doctor Hermann Stark aus seiner Heimath nach der herzoglichen Hauptstadt.

So ward das Grab häuslichen Glückes im Goldhelm'schen Hause von trügenden Blumen überwuchert. – Nun mag der liebe Gast erscheinen!

IV. Ade nun ihr Berge, du väterlich Haus.

Waren da doch an den letzten drei Abenden, da der Hofbankier über den Schloßplatz in sein Palais gefahren, himmelweit verschiedene Stimmungen! Als er vorgestern aus Hermanns Vaterstadt in sein Haus heimgekehrt, da schwelgte sein Herz zwischen Winter und Frühling, wann über noch schneebedeckten Feldern die ersten Lerchen singen. Gestern bei der Heimfahrt von freud- und beuteloser Jagd war das nämliche Herz wieder von trübseligstem Novembernebel eingesponnen; und nach weitern vierundzwanzig flüchtigen Stunden war der Baron am dritten Abend über den Schloßplatz gefahren, seinen lieben Gast, den er eben abgeholt, zur Seite, und wie ein Sommermorgen im Hochwalde, darin tausendfältige Lieder erklingen und stolze Wipfel zum blauen Himmel rauschen, so war heute die Stimmung dieses abermals nämlichen Herzens. Daß dieses zarte Instrument doch solchen Wechsel nur aushalten kann!

Der Hofbankier stieg jetzt mit dem jungen Anwalt Stark die mit kostbaren Teppichen belegte Marmortreppe hinauf. Tageshelle Gasflammen sprühten aus den

Fackeln, die zwei bronzene, halbnackte Genien hinaushielten. Griechische Statuen blickten mit hehrem Götterernst aus ihren dunklen, von immergrünen Gewächsen umwucherten Nischen, und von der verschnörkelten Stukaturdecke begrüßten schmetterlingbeschwingte Amoretten und nymphenkosende Satyrn mit dem ganzen lebenslustigen Leichtsinn jenes Jahrhunderts nieder, darin dieses vormalige Grafenhaus dem Boden entstiegen war.

Der kleinstädtische Gast war unterm Hinauftreten von diesem ungewohnten ersten Eindruck kaum ein wenig zu sich gekommen, so trat auch schon die Baronin in reizendster Toilette aus dem Corridor in das zauberhafte Treppenhaus; und zwischen Orangenbäumen mit goldener Frucht winkte sie grüßend hinunter. Dazu hoch über ihr in purpurner Umrahmung die Mediceische Venus, den blendenden Marmorleib von unbestimmtem Lichte umzittert; und dieses schillernde, lebenswarme Frauenbild – O Doctor Hermann Stark, dachtest du jetzt nicht, das sei der Eingang zum Paradies alles Menschenglückes?

»*Ma foi!* Welch' bildschöner, interessanter Kopf, wie ich noch selten einen gesehen!« Dieser Gedanke machte jetzt der Baronin großes Auge noch heller strahlen, je näher dieser Provinzsohn heranstieg.

Jetzt waren die Beiden ihr nahe gekommen. Der Hofbankier stellte seinen Gast ihr vor, überglücklich, daß sie zur Begrüßung ihnen so liebreich entgegengekommen. Holdselig lächelnd sagte sie: »Mein lieber Mann hat mir schon so viel Schönes von Ihnen erzählt, Herr Doctor, daß

ich Sie in unserem Hause herzlich willkommen heiße. Möge es Ihnen bei uns nur auch recht heimisch werden!«

Dieser erwiederte in verbindlichem Tone, darin aber doch etwas Stolzes klang:

»Das wünsche auch ich von ganzem Herzen, Frau Baronin! Aber schon dieser feenhafte Eintritt macht mich so befangen, daß ich mich fast ein wenig vor dem Innern fürchte, ob solch' ein bescheidener Kleinstädter, wie ich, darin zu vollem Behagen kommen könne.«

»Wie gewählt er sich ausdrückt! Ist das ein ungewöhnlicher Mensch!« dachte die Baronin für sich; dann sagte sie laut: »O lieber Herr Doctor, ich bitte, fürchten Sie das gar nicht! Denn mögen des Hauses Räume reich oder ärmlich sein, wenn nur die Menschen drinnen dem lieben Gaste das Haus behaglich machen! Und ich hoffe, wir werden diese schöne, gastfreundliche Aufgabe an Ihnen zu lösen verstehen. Aber kommen Sie, Herr Doctor, Sie werden von der langen Fahrt wohl ermüdet sein. Ruhen Sie sich auf Ihrem Zimmer erst ein wenig aus! Dann bitten wir freundlich, zum Thee zu kommen, ganz im traulichen Familienkreise, damit Sie sich sogleich wie zu Hause bei uns fühlen.«

»Sie sind allzu gütig, Frau Baronin,« warf Hermann unter freundlicher Verbeugung leicht hin. »Also auf baldiges Wiedersehen!«

Einer der beiden Kammerdiener in himmelblauer Livree mit Goldschnüren, einen silbernen Armleuchter in der Hand, trat an Hermann hochnasig respektsvoll heran, um ihn auf sein Zimmer zu führen.

Der Hofbankier war unterdessen sprachlos wie zwischen Wachen und Träumen gestanden. Endlich fuhr er sich über die Stirne wie sich besinnend, ob das auch wirklich seine leibhaftige Frau noch sei. Und wie sie schön dabei war! Welch' sanfte Anmuth ihr ganzes Wesen verklärte! Wie Uhlands frühlingsgläubiges Wort: »Nun, armes Herz, vergiß der Qual, nun muß sich Alles, Alles wenden,« klang es durch seine weichgestimmte Seele.

Eine halbe Stunde darauf trat Hermann am Arme seines Gastfreundes der ihn selber abgeholt, in den Theesalon. Vom süßesten Arom des Morgenlandes durchduftet empfing ihn dieser. Noch wob das gedämpfte Licht der kunstvollen Bronzelampe einen dämmerigen Schleier um dieses luxusreiche Prunkgemach. Nur die goldenen Sterne auf den blauen Vorhängen und Portièren von schwerster Seide funkelten aus dem traulichen Halbdunkel dem überraschten Gast entgegen. Alle andern Kostbarkeiten wirkten noch mit unsicherer Macht, aber doch schon blendend genug auf seine wie in einer Märchenwelt befangenen Sinne.

Aber siehe, das Allerkostbarste in diesem zauberhaften Daheim! Die zwei holdseligen Mädchen mit den Lockenköpfen, die jetzt von ihren sammtenen Pfühlen sich lieblich vor ihm verneigen und ihm die Hand geben! Und gar der im zurückgelehnten Fauteuil so malerisch hingestreckte, schlafende Knabe! Also, in all' diesem todten Reichthum auch noch solchen lebendigen! Sind das neidenswerthe, glückliche Menschen! – Das war jetzt der

überwältigende Gedanke in Hermanns Herzen, als Baronin Melanie ihn neben sich auf das Sopha zum Sitzen einlud mit dem so zärtlich klingenden Mutterwort:

»Sie sind uns wohl nicht böse, Herr Doctor, daß ich Ihnen schon heut Abend meine Kinder zugeführt! Aber einmal dachte ich mir, daß gerade die Gegenwart dieser Kleinen am schnellsten dazu beitragen würde, jedes Gefühl von Fremdsein in unserem Hause bei Ihnen abzuschwächen; und dann rechnen Sie's gewiß auch der Mutter zu gute, wenn sie nicht erst eine lange Nacht verstreichen lassen wollte, bevor sie Ihnen ihres Hauses kostbarste Schätze gezeigt, ohne deren Besitz wir ja doch, selbst in solcher Umgebung, mehr oder minder arme Menschen genannt werden müßten.«

Der Baron blieb auch bei dieser Rede stumm. Aber die Augen rannen ihm über. Hermann bemerkte das wohl, als eine, wie er glaubte, tief empfundene Beglaubigung des eben Gehörten. Ueberdies schmiegte sich ja die kleine Melanie nach dieser Rede so traulich an ihr mütterliches Ebenbild, und Gabriele streichelte voll geheimen Mitleids die Hand des Vaters, weil sie seine nassen Augen gesehen. Wie hätte das ihrer Eltern Gast auch nur einen Hauch von Lüge argwöhnen sollen? Heißt es doch schon seit uralten Zeiten: »Kinder reden nur Wahrheit!«

Ob die Mutter dieser Kinder vor diesem Sprüchworte sich jetzt vielleicht heimlich fürchtete? War es doch seit undenklich langer Zeit das erstemal, daß sie Vater und Mutter so einträchtig zusammen sitzen sahen, und selber

um sie bleiben durften. Wenn jetzt eines davon in argloser Kinderunschuld seine freudige Verwunderung darüber ausplauderte? Welch' penible Naivetät vor diesem interessanten Gaste! Welch' fatales Schleierlüften!

Darum war auch die Baronin dieser Befürchtung zuvorgekommen, und bestärkte damit nur hoch obendrein des Gastes schönen Glauben von dem gesegneten Frieden ihres Familienglückes.

»Liebe Kinder,« sagte sie, »nun habt ihr unsern verehrten Gast gesehen und begrüßt, und nun geht auch schön brav zu Bette, ich daß ihr morgen früh wieder rechtzeitig aufstehen und lernen könnt! Ihr wißt ja: Morgenstund' hat Gold im Mund; und wer in der Jugend nichts lernt, muß im Alter darben. So sagt dem Herrn Doctor und dem lieben Papa freundlich: gute Nacht!«

Die beiden Mädchen thaten nach der Mutter Geheiß, beide gleich traurig, daß sie nicht länger bleiben durften. Der Doctor Stark gefiel ihnen so gut, und auch dieser konnte sich jetzt nicht enthalten, auf ihre Stirn einen warmen Kuß zu drücken. Auch der Vater bloß sein Töchterchen Gabriele gar innig in den Arm, denn die kleine Melanie hatte sich schnell wieder zur Mutter gewendet.

Diese deutete jetzt lächelnd auf den schlafenden Edgar:

»Und hier, Herr Doctor, unser träumender Stammhalter, dem der Sandmann heute besonders früh in die Augen gekommen, wird eben morgen seinen versäumten Willkommgruß nachholen und läßt sich heute bei Ihnen durch mich höflichst entschuldigen.«

Damit endlich dieses schöne Bild von Eltern- und Kinderliebe vor dem lieben Gaste seine volle Poesie erschließe, daß Baronin Melanie den schlafenden Knaben mit all ihrer Kraft aus dem Fauteuil auf den Arm. Der lehnte fortschlummernd den schwarzen Lockenkopf an ihr zartes Gesicht. Welch' neues Motiv für einen Maler! Fast noch ein wenig reizender als jener fliegengierige Affenpinscher.

Mit dieser poetischen Last auf dem Arm und den zwei Töchtern zum Geleite empfahl sie sich:

»Sie entschuldigen, Herr Doctor, mich rufen Mutterpflichten. Auf Wiedersehen in einer Viertelstunde!«

Die im Hintergrunde des Salons bisher wie zwei Bildsäulen harrenden Lakaien sprangen jetzt rasch heran. Der eine öffnete die Flügelthüren, der andere trat mit zwei Leuchtern voraus; Mutter und Kinder folgten. Wie dieses rührende Bild von Mutterliebe Hermanns Augen entschwunden war, neigte er sich zu seinem Gastfreunde hinüber und drückte ihm bewegt die Hand:

»Herr Baron, was sind Sie ein glücklicher Mann! In solchem Hause, mit solcher Frau und solchen Kindern! – Ich habe so oft im Leben schon gehört, und mein treuester Freund hat es mir immer aus Holland geschrieben, wie Reichthum an Herzensglück so selten mit dem an äußeren Gütern sich vertrage. Und nun ich zum erstenmal ins Haus eines reichen Mannes eingetreten, werde ich das gerade Gegentheil gewahr von diesem so oft gehörten Ausspruche. Wahrhaftig, Ihnen bleibt ja kein einziger irdischer Wunsch mehr übrig.«

Da geschah's über dieser Rede dem Baron, als ob eine Zentnerlast sein Herz beschwere und durch den Salon ein leises Hohngelächter ginge; und er erwiederte, mit aller Gewalt seine Wehmuth bekämpfend:

»Ja wohl, lieber Herr Doctor, Sie haben ganz Recht. Mir bleibt kein einziger irdischer Wunsch mehr übrig als nur der eine, daß durch mein ganzes Leben lang Alles wahrhaftig so bleiben möge. wie Sie's heut Abend in meinem Hause gesehen. – Aber, mein Gott, das menschliche Glück ist ja so vergänglich!«

Was war das? Diese Saite gab keinen reinen Klang, aber Hermann darüber zum Nachsinnen kam, lenkte der befangene Hofbankier das Gespräch auf die morgen frühe stattfindende Gerichtsverhandlung, und der, wenn auch noch so geniale, doch welt- und lebensunkundige, junge Advokat vergaß über dem Ernst dieser Prozeßsache wieder auf den andern in des Barons so seltsamer, wehmüthiger Antwort . . .

So laß, lieber Begleiter, die beiden Männer juristisch zusammenplaudern, indessen ich dir selber ein paar Worte zu sagen habe. Ahnte ich doch schon vorhin die in deinem Innern so erklärliche Frage: aber was wollte die Baronin nur mit dieser neuen, unwürdigen Komödie, zu deren Mitspielenden sie abermals ihre Kinder mißbrauchte? – Und dennoch thut ihr diese Frage, so nackt hingestellt, diesmal Unrecht. – Es war nicht Alles Komödie.

Nirgends in der weiten Welt liegen solch' große, sich widerstreitende Räthsel so nahe nebeneinander, als oft

im winzigen Raume des Menschenherzens. – Ist die volle Harmonie aller Kräfte des Geistes und Gemüthes zu einer ganzen, wahrhaftigen, inneren Menschenschönheit eine gar seltene Erscheinung, so ist doch auch jene tiefste Entartung nicht minder selten, in der einzig und allein Bosheit und Lüge sich in die Herrschaft über den inneren Menschen theilt, und jeder besseren Regung sogleich despotisch nach dem Leben trachtet. Aber jener Menschenherzen gibt es unzählig viele, in denen Licht und Dunkel, Gutes und Böses in falschem Frieden räthselhaft nebeneinander liegt, in denen heut alle Kräfte des Willens versöhnt zu einem schönen Einklang zusammentönen, und schon des anderen Tages wieder als Mißklänge feindlich auseinander gehen; in denen am Morgen ein göttlicher Lichtstrahl über erdentstiegenes Gewölk die Uebermacht gewinnt, und schon des Abends wieder erlischt im siegreichen Dunkel. – Und welcher menschliche Geist wollte sich vermessen, in solch' unharmonischen Herzen auszuscheiden auf die eine Wagschale all' die mitschuldige Macht von Geburt und Erziehung, von dem Einflusse der tausendgestaltigen Lebensverhältnisse, von Vorbild und Verführung, von angebornem trägen und heißen Blut, sowie von jedem Wort aus fremdem Munde, gute oder schlimme Neigung befruchtend – und auf die andere Schale nichts als den, von jedem mitschuldigen Ungefähr losgeschälten, selbstbewußten freien Willen?

Wer wäre kundig solch' göttlicher Scheidekunst, um, alles Menschenirrthums ledig, in untrügbar richtigen Maßen Gutes und Böses in solchen Herzen abzuschätzen? –

Auch die Baronin von Goldhelm verdient, daß diese allgemein menschlichen Sätze vor jedem allzu harten Urtheile sie beschützen. Hätte der stets in der Luft schwebende Bankerott ihres abenteuerlichen Vaters sie nicht förmlich gezwungen, trotz Bitten und Weigern, ohne jede Herzensneigung, sich dem reichen Hofbankier zu vermählen, wer kann ermessen, was in dem Hause eines von ihr geliebten und sie mit verständiger Liebe leitenden Mannes aus ihr geworden wäre? – Denn trotz aller Verbildung war ihr Geist dennoch reichbegabt, trotz Verstellungskunst und Launenherrschaft lag ihr Gemüthsleben nur halb erstorben wie ein Baum, der in ausgedorrtem Erdreich wurzelt. So hatte das innere Darben an Liebesbefriedigung sie maßlosem äußeren Luxus in die Arme getrieben, darin nie das Herz erwarmt. Des Weibes verborgenes Liebeswalten im Hause ging unter im prahlenden Zurschautragen falscher Begeisterung für Kunst und Wissenschaft. Die gelehrt thuende Salondame vergaß die einfache Mutterweisheit der Kinderzucht, und des Hauses blendende Pracht bedeckte die Verkommenheit ihres Inneren.

Aber auch über *ihr* armes Herz war dann und wann die ganze Bitterkeit des Bewußtseins hereingebrochen, daß

ihr Leben doch nur eine ruhelose Hetzjagd sei, von einem Tage zum andern neu beginnend, und nur Schattenbilder von Menschenglück ihr als Beute liefernd. In solch' innerer Verlassenheit suchte sie dann wohl tröstende Zuflucht bei ihren Kindern und überhäufte sie verschwenderisch mit Freuden aller Art, nur um für sich selber einen Abfall davon zu erübrigen. Und wie schnell war dieser immer wieder in ihr aufgezehrt! – Aber zum Herzen ihres Mannes flüchtete sie niemals, nicht einmal in einem Anflug von Liebe, – nicht vom ersten Tage, da man sie als willenloses Weib gezwungen, dem ungeliebten Manne zu bieten, was nur dem geliebten gebührt, bis heute – durch all' die langen Jahre.

Als sie aber heute Morgens den Vater ihrer Kinder diese so unendlich zärtlich küssen und an ihrem Halse vor Freude weinen sah, da hatte ihr Herz zum erstenmale zwar nicht Liebe zu ihm überschlichen, aber doch ein besseres Gefühl, mit Liebe wenn auch noch so entfernt verwandt, und oft deren spätere, leibhaftige Mutter – ein mit Achtung gepaartes Mitleid.

Die vor dieser Scene mit solch' raffinirter Verstellungskunst durchgeführte Komödie war gegen den Willen ihrer mitspielenden Verfasserin in eine ernstere Stimmung umgeschlagen. Und ihr in Wahrheit darüber feucht gewordenes Auge war so wenig in ihrer unwürdigen Rolle gestanden, als ihr Herz zuvor daran gedacht hatte, auch nur im unbedeutendsten Part dabei dramatisch mitzuwirken.

Die Zartheit, mit der sodann der gerührte Gemahl unter wenigen Worten ihre Bitte für die augenblickliche Rettung des Vaters erfüllte; und als er, bei ihr eine glückliche Stunde niedersitzend, ihr nachträglich die ganze innere Entstehungsgeschichte jenes Telegrammes mit den tausend herzlichen Küssen erzählte, und gegen diese lichtvolle Dämmerung seines Herzens den kalten Schatten ihres Empfanges voll nochmaliger Wehmuth verglich, das Alles half ihr Mitleid mit ihm verstärken. Mit all' ihrer Willenskraft gelobte sie sich, zwar nicht von nun an durch aufrichtige Liebe ihn zu einem glücklichen Gatten zu machen, – nein, nicht zu viel auf einmal! – aber doch vor diesem seinem erwarteten, lieben Gaste nun auch ihr eigenes Haus so glücklich erscheinen zu lassen, daß ihr reicher, hochgestellter Mann vor diesem kleinstädtischen Advokaten sich wenigstens nicht zu schämen habe. Ja, wie das Menschenherz doch unberechenbar ist – nachdem die Baronin nun Hermann selber gesehen, von dessen Liebesglück sie so viel gehört, da hätte sie um Alles gern voll Eifersucht ihm mit voller Wahrheit in diesem Momente beweisen wollen, daß sie wenigstens an ihren Kindern einen Schatz von Glück besitze, daran sein Herz zur Stunde noch darbe. Und wenn sie mit viel harmloserer Einfachheit diesen Zweck hätte erreichen können, so muß man eben bedenken, daß, wer Jahre lang in der Verstellung eingespielt ist, auch wenn er einmal wahr sein wollte, diese Wahrheit gar nimmer in ungekünstelter Schlichtheit auszudrücken versteht.

Nach einer Viertelstunde war die Baronin wieder in den Saal gekommen und auf ihren alten Platz neben Hermann zurückgekehrt. Ihre Frage, ob er zum erstenmale hier in der Hauptstadt weile, lenkte die Unterhaltung ganz von selber weiter auf den Vergleich zwischen dem Leben in der großen Welt und der Abgeschiedenheit kleiner Provinzstädte. Und wie jetzt die Baronin, in Hermanns Anschauen vertieft, mit schwunghafter Rede ihr Lob der großen Stadt vor ihm erklingen ließ; wie sie all' die unerschöpflichen Genüsse in Kunst und Wissenschaft ihm verlockend vor die Seele hielt, und endlich das ihm so glaubwürdige Evangelium predigte, daß, je höher begabt des Mannes Geist, er um so weniger in seines Hauses Enge verkümmern dürfe, so wohl auch dessen behagliche Luft seinem Herzen thue; – sondern daß er immer hoch oben stehen müsse auf der Warte seiner Zeit, im geistigen Verkehr die Schätze des Wissens unablässig mehrend und schärfend des Auges Sehkraft – wahrhaftig, da geschah unserm, für stummes Lauschen versunkenen Freund, als sei ein unsichtbarer, gewaltiger Geist zu ihm herangetreten, der ihm erst jetzt den ganzen verlockenden Luxus dieses Saales aus dem Halbdunkel entschleiere, und dabei verführend ins Herz ihm flüstere: »Nun erkenne, was Leben heiße! Denn was du bis jetzt gelebt, war nur der Schatten des Lebens! Und kommst dich hieher, nur wenige Jahre, und auch du wirst genießen dürfen, wie diese. Ein Geist, wie du, wie mag er so schmachten und darben in unserer Zeit!«

Und wieder zog eine andere Geistermacht sein Herz zur Heimath ins einfache Erkerhaus. Der ganze Frühlingsduft seines jungen Glückes wehte besänftigend ihn an. Mit aller Liebe im frommen Auge winkte Helene heim; und die ehrwürdige Mutter hob warnend den Finger. – Aber das Erkerhaus zerrann wieder im Nebel und er stand im Geist auf der herbstlichen Haide am Hünenhügel. Der Bahnzug brauste durch den Reichswald wie dazumal ihm in die Seele: »Vorwärts und immer vorwärts. Die Welt und ihr Glück zu erjagen! Und auch du wirst im Sturme mir noch folgen, mir, Deiner Mutter, der Zeit.«

Und kaum war dieses Brausen vermeht, sah er den weißbärtigen Schäfergreis vor sich stehen und hörte seiner Stimme dumpfes Mahnen: »Die Welt ist weit, aber das Menschenherz ist noch viel weiter und bekommt nie genug. 's ist alles Rauch!« . . .

Welch' ein mächtiges Ringen von verlockenden und warnenden Stimmen in ihm! Aber die Monate lang in verschlossener Brust genährte Qual gab jetzt den Ausschlag. Und mit all' seinem Ungestüm fiel Hermann in der Baronin Rede:

»Ja, Sie haben Recht, gnädige Frau, tausendmal Recht, und reden mir nur aus dem,eigenen Herzen! Fort muß ich aus dieser drückenden Provinzluft, fort aus diesem geisttödtenden Vegetiren! Aber wie, wie soll ich dieses Ziel erreichen? Geschah mir doch schon dadurch eine ganz außerordentliche Gunst, daß ich lange vor der Zeit daheim Advokat geworden. Und was mußte nicht Alles

dabei zusammenwirken? Der Verzicht meines seligen Vaters, die Fürsprache des Präsidenten von Schlehdorf und dessen innige Freundschaft mit dem Minister. Aber was und wer sollte jetzt für mich sprechen? Schlehdorf liegt im Grabe gleich meinem Vater. Jener Minister ist abgetreten. Ich weiß nicht einmal, ob eine Stelle hier erledigt ist, und wenn auch, ich der allerjüngste, nur verspottet kann ich werden von der Legion der älteren Bewerber. Und dann, o Gott, meine Mutter, unser Haus! Ueberall nur Hindernisse! Nein, gnädige Frau, ich bin, wer weiß – für wie lange Zeit noch verurtheilt, in meinem geistigen Exil zu harren und zu schmachten.«

»Nun, wer weiß, Herr Doctor, oft wird das Schwerste kinderleicht,« warf die Baronin in Hermanns tiefste Erregtheit leichten Tones. »Und überhaupt stellen Sie sich die ganze Sache zehnmal zu schwer vor. Was will das viel heißen, hieher versetzt zu werden? Es kommt nur darauf an, daß Sie selber ernstlich wollen. Nicht wahr, lieber Isidor? Das Andere soll unsere Sorge sein.«

Der Hofbankier hatte während dessen schweigend vor sich hingesehen. Seine Art war es überhaupt, nur das Wenigste davon auszusprechen, was er dachte. Aber wohl noch selten war sein Schweigen ein solch' gedankenreiches gewesen, wie diesmal, da er innerlich zu sich sagte:

»Mein Gott, Menschenleben, wunderliches Menschenleben! Da hat dieser Mann jetzt Alles, Alles, was das Herz nur glücklich machen kann, und er gibt sich doch nicht zufrieden. Er besitzt die Wahrheit alles Menschenglückes und beneidet mich um den Schein. Gott! Wie traurig!

Und wenn ich's ihm nur sagen dürfte! Hab' ich ihn doch so lieb! Denn wenn es in meinem Hause nun wirklich besser geht, ist ja nur das seinige Schuld daran. Aber ein klein wenig warnen muß ich ihn doch, wie so gefährlich er spielt mit seinem Glück, der junge, unvorsichtige Mann!«

Und ohnedem durch Melanie's »nicht wahr, lieber Isidor?« aus seiner Schweigsamkeit herausgedrängt, ließ der Baron nun der Wehmuth seines Herzens freien Lauf.

»Nun ja freilich, hieher zu kommen, was wäre das viel Schweres? Aber, mein lieber Freund, nehmen Sie mir's nicht übel! Sie wissen ja, wie lieb ich Sie habe! Wenn Sie nun wirklich würden, was Sie so gar gerne sein möchten – Advokat hier bei uns – glauben Sie wohl, daß Sie dann hätten in der großen Stadt noch Alles, was Sie jetzt haben dort in der kleinen? Daß Sie in dem hiesigen Treiben und Drängen noch könnten bewahren ein solch' ruhiges, Gott! ein solch' schönes Familienleben im Hause, wie ich's hab' bei Ihnen gesehen mit so großem Glück in der kleinen Stadt? – Ich weiß nicht, und wenn ich hätt' in der einen Hand die Macht, Sie hieher zu bringen, und in der andern die Macht, Sie daheim zu behalten; und wenn ich Sie hätte noch tausendmal lieber, als ich Sie jetzt schon habe, so weiß ich doch wahrhaftig selber nicht, welche Hand ich sollt' aufmachen für Ihr Glück und welche geschlossen lassen. Denn wenn ich mir dächte, Ihr Haus müßte hier Schaden leiden und Ihre prächtige, junge Frau hätte an Ihnen in der großen Stadt nicht mehr so viel, wie jetzt daheim in dem lieben, gemüthlichen Hause

– wenn ich das fürchten müßte, es könnte mir weh' thun um Sie und um Ihre Frau und auch einst um Ihre Kinder, weiß der gerechte Gott, weh' thun in meinem innersten Herzen.«

Die Baronin kann trüb vor sich hin. Sie fühlte den verborgenen Stachel in ihres Mannes Rede gar wohl. Und die Purpurröthe, die ihr plötzlich in die Wange geschossen, sowie ihr finsteres Auge, zeigten nur zu deutlich, wie sie sich gerade jetzt vor Hermann in innerster Seele schämte, dieses Mannes Frau zu sein. Denn mitten durch ihr besseres Gefühl überschlich sie wieder der ganze heimliche Widerwille gegen Isidors jüdische Abstammung, die in Satzbau und Accent immer wieder, wie gerade jetzt, unverkennbar hervorbrach, so bald er über erregter oder weicher Stimmung vergaß, die anerzogene Gewohnheit zu beherrschen.

Hermanns Auge entging dieser ganze Vorgang, und in raschem Feuer war er mit seiner Entgegnung bei der Hand:

»Aber warum, Herr Baron, warum fürchten Sie das? Weßhalb soll mein häusliches Glück hier in der großen Stadt nicht so fest begründet bleiben, wie jetzt in der kleinen? Ist das denn eine Nothwendigkeit, daß, wenn das Leben meines Geistes hier bereichert wird, das meines Herzens um so ärmer werden muß? Verzeihen Sie mir, ich weiß ja nur zu sehr, wie unendlich gut Sie's mit mir meinen, aber es sind das psychologische Sätze, die ich nicht begreife, und mir steht das gerade Gegentheil, im Herzen geschrieben. Denn ganz offen gestanden, so

grenzenlos auch die Liebe zu meiner herrlichen Frau, die bis zum tiefsten Grunde die Sehnsucht meines Herzens ausfüllt, ein Pfeiler steht doch nicht ganz fest im Bau unsers beiderseitigen Glückes, und das ist mein jetziges geistiges Leben. O nicht, wahrhaftig nicht, daß meine Frau mich nicht verstände, mich nicht geistig befriedigtet, nein! Denn sie ist überreich an echten Schätzen weiblicher Bildung. Aber außer meines Hauses innerem Paradiese liegt nichts als unabsehbare, öde Wüste. Und zum Einsiedler ist mein Geist nun einmal nicht geartet. Zusammenleben und wirken muß er mit Gleichgesinnten, oder im offenen Kampfe sein mit ehrlichen Gegnern. An der Völkerarbeit von Kunst und Wissenschaft will er bewußten Antheil haben und mitwirken an Freud' und Leid der Nation im Centrum ihres Schaffens und Ringens, aber nicht von weitem nur des Volkes Pulsschlag hören, wie jetzt. Und nicht allein für mich ersehne ich diese Zukunft. Nein, nicht minder auch für meine Frau, für mein ganzes Haus. Nicht in Kaffeekränzchen geschwätziger Basen soll sie ihr Licht unter den Scheffel stellen müssen, sondern es leuchten lassen dürfen, wo man seinen Glanz zu würdigen weiß, und es immer wieder aufs Neue nähren können vom Oel geistigen Umgangs. O Herr Baron, wäre das in uns Beiden doch ein armseliges Liebesglück, wenn es das nicht vertragen könnte, was die Gesundheit der ganzen Nation begründet und erhält, wenn es sich ängstlich hüten müßte vor jedem frischen Geisteshauche, der das Gedeihen ganzer Völker befruchtet; und wenn es nur

in abgesperrter Zimmerluft seine schönsten Blüthen entfaltete! Nein, Gottlob, zu solch' kleinen Herzen zählen wir Beide nicht. Doch was brauche ich lange mit bloßen Worten zu demonstriren? Ihr eigenes Haus, Herr Baron, Sie Beide selber widerlegen Ihre Theorie ja mit unwidersprechlicher Logik. Ihrer Beider Geist besitzt ja von jeher schon Alles, wonach ich erst verlange. Und sind Ihre Herzen vielleicht deßhalb weniger glücklich? Hat die große Welt und all' ihr geistiger Reichthum Sie an dem zartesten, häuslichen Glücke auch nur um ein Sonnenstäubchen ärmer gemacht? O ich habe es ja heut Abend mit eigenen Augen gesehen. Und bin ich auch hundertfach bescheidener an Wünschen, als sie Ihnen Beiden das Schicksal schon erfüllt, ich würde schon als des Himmels größte Wohlthat dankend hinnehmen, wenn er meinen Geist nur einmal aus seiner Gefangenschaft in solche Freiheit führte. O das Leben ist mir schon lange nimmer ein verschlossenes Buch mit sieben Siegeln. Glauben Sie mir: ich kenne die große Welt und ihre Gefahren, aber mein Herzensglück hat keine Angst davor.«

Es war gut oder schlimm, wie soll ich nur sagen, daß Hermann im Feuer dieser Rede die beiden Ehegatten, deren »zartestes, häusliches Glück« er als Beweismittel für seine Ansicht begeistert aufgerufen, nicht näher ins Auge gefaßt hatte. Denn wie waren diese vor ihm dagesessen, bleich und mit niedergeschlagenen Augen, als hätte plötzlich eine höhnische Hand von ihrem innersten Leben den verhüllenden Schleier hinweggezogen! Keines hatte das Andre nur anzuschauen gewagt. Solch' eine

Wucht voll innerer Beschämung hatte die Baronin in Gegenwart eines Dritten noch niemals verspürt.

Der Hofbankier faßte rasch einen geheimen Entschluß, bat einen Augenblick um Entschuldigung und entfernte sich. Die Baronin konnte es nicht wehren, aber gerade jetzt war ihr das Alleinsein mit diesem seltsamen Gaste mehr, als unwillkommen. Denn so interessant er ihr auch vom ersten Anblick erschien, daß sie gar nicht mit Unlust die Tage seines Besuches vor sich liegen sah, jetzt war er ihr unheimlich geworden. So reizend ihr's auch in der ersten Stunde gedünkt, ihrer meisterhaften Koketterie zart gewobenes Netz um diesen schönen Gast allmälig auszubreiten, jetzt wäre ihr die Stunde seines Scheidens die erwünschteste. Spürte sie doch mit feinstem Instinkt aus jedem seiner Worte, aus jedem Blicke seines großen Auges heraus, es sei dieser aus einem Menschenstoffe gebildet, so ganz anders eigenartig, als all' die andern schablonenhaften Figuren ihres Salons; so ganz und gar nicht angeweht von dem seinen Lügenhauche der großen Welt! Eine so morgenfrische, spiegelklare Menschenseele, daß ihr beständig Angst davor war, die Krankheit ihrer eigenen durch jene andere, urgesunde, verrathen zu sehen.

Und seltsam! Die im Salon so meisterlich gewandte Weltdame, die sich selbst am Fürstenhofe mit elegantester Leichtigkeit der Form bewegte und auch im gelehrtesten Männerkreise voll Selbstbewußtsein das große Wort führte, sie saß diesem Kleinstädter jetzt in peinlichster Befangenheit zur Seite. Ihre Rede, die sich erst

so sprudelnd vor ihm ergossen, rann nurmehr in spärlichen Tropfen. Hätte Hermann nur ein klein wenig aufgehorcht, er hätte ihren Herzschlag hören müssen. Endlich sagte sie ganz leise: O bitte Herr Doctor, erzählen Sie mir ein wenig von Ihrer lieben Frau! Wie haben Sie sich doch kennen gelernt?« – Daß sie gerade diese Frage an ihn that! – konnte sie denn nicht ahnen, daß deren Beantwortung ihr nur wehe thun mußte, wenn sie die Prosa ihrer eigenen Vermählung mit solcher Poesie verglich? – O ja, sie ahnte das wohl, und fragte ihn Dennoch. Aber warum? – Weil sie vor ihrem eigenen Herzen sich jetzt beweisen wollte, welch' schuldloses Opfer sie sei lieblosen Schicksals, und um welch' edles Liebesleben sie von ihm betrogen worden. Und als Hermann endlich das ganze duftige Märchen seiner Brautzeit ihr erzählt, da ergriff sie tief bewegt seine Hand und sagte zu ihm mit feuchtem Auge: »Ich dank' Ihnen, Sie haben mir wohl und weh' gethan. Aber jetzt rathe auch ich Schnell zum Guten: bleiben Sie dort, wo jene Eiche steht, darunter Sie Ihre Rose gefunden, und kommen Sie nicht hieher!«

Welch' räthselhafte Rede! dachte da Hermann. Im selben Augenblick trat der Baron wieder ein. Und er kam Beiden sehr gelegen.

Indeß nun zu Dreien die Unterhaltung wieder leichter dahingleitet, höre lieber Begleiter, was Isidor auf seinem Zimmer gethan. –

Was die Baronin vorhin im Stillen gedacht, da sie die Worte hingeworfen: »Nun, wer weiß, oft ist das Schwerste kinderleicht,« das war ohne weitere Verabredung in

Isidor jetzt zu raschem Entschlusse herangereift. Als er sich drüben an den Schreibtisch gesetzt, hatte er dabei für sich gedacht:

»Die größte Wohlthat des Himmels hat er's geheißen, wenn er hieher käme! – Nun gut. Muß doch er zuletzt selber am besten wissen, was ihm wohl thut oder weh. Also recht so!

Möcht' ich ihm doch Alles auf der Welt thun, um ihn ganz und gar glücklich zu machen, wo ich durch ihn geworden bin ein, wenn, auch nur halbwegs glücklicher Mann. So soll er hieher kommen! Ist es doch nur eine Kleinigkeit für mich, wo er Wunder meint, was das so ungeheuer Großes wäre!«

Und rasch hatte er folgendes Billet geschrieben:

Mein lieber Freund!

Eben fällt mir ein, daß ich Ihnen für meine verlorne Wette von der letzten Jagd noch ein feines Gabelfrühstück schuldig bin. Sie wissen, ein so prompter Geschäftsmann wie ich, ist gewohnt, Alles so schnell als möglich ins Reine zu bringen. So bitte ich freundlichst, morgen früh um elf Uhr mir die Ehre zu geben. Wir Zwei werden ganz allein sein. Nur ein recht guter Humor sei der Dritte im Bunde. Hoffentlich werden Sie Ihre hochwichtigen Geschäfte nicht abhalten. Pardon, daß ich noch so spät zu Ihnen schicke. Aber ich hätte gerade morgen so recht gemüthlich Zeit dazu. Und was kann ich dafür, daß ich den Tag über so vergeßlich gewesen und mir die Geschichte erst spät Abends wieder einfällt? – Also bitte, kommen

Sie mit eben so freundlicher Laune und unverdorbenem Magen, wie Sie herzlich erwartet Ihr treuer Jagdgenosse

Goldhelm.

Hierauf hatte der Hofbankier seinem Kammerdiener geklingelt und ihm den Brief übergeben. Also noch heut Abend zu besorgen! Am einfachsten, du gehst sogleich in den Herrenklubb!«

»Sehr wohl, gnädiger Herr!« hatte der gewandte Diener nach einem flüchtigen Blick auf die Adresse erwiedert. – »Seine Excellenz bleiben ja gewöhnlich bis elf Uhr dort!«

»Und nur in seine eigene Hand! Verstehst du? Laß den Herrn Minister ungenirt herausrufen!«

Dann war Baron Goldhelm wieder zu Gemahlin und Gast hinübergegangen. Erstere erhob sich nun gerade, mit graciösem Kopfnicken gegen Hermann. »Bitte, Herr Doctor, zum Souper!« Es kam allen Dreien gleich erwünscht. Sie klingelte. Zwei Lakaien traten schnell herein und gingen durch eine lange Zimmerreihe mit vielarmigen Leuchtern voraus. Hermann folgte an der Baronin Arm, den sie ihm freundlich dargeboten. Er glaubte durch einen Palast aus einem orientalischen Märchens wandern, so ward er durch den ihm flüchtig streifenden Zauber all' dieser Prunkgemächer berauscht.

In einem ungemein traulichen Eßzimmer im seinsten gothischen Styl, und kunstreich mit geschnitztem Holztäfelwerk ausgeschmückt, nahmen sie Platz. Was der raffinirteste Feinschmecer als *menu* eines auserlesenen Souper nur ersinnen mochte, ward in Trank und Speise vorgesetzt. Die Unterhaltung floß wieder in aller Unbefangenheit über Theater und Kunstschätze weiter. Aber in seinem innersten Herzen dachte Hermann doch nur an Eines. Und was war das? An das Zauberschloß in dem Märchen der seligen Dorothee. – Und als er endlich nach stundenlangem Wachen in seinem prachtvollen, mit seidenen Gehängen umwölbten Himmelbett gegen Morgen eingeschlummert war. Da wob sich dieses Märchen auch noch in seine Träume. Und er wohnte als Königssohn mit seiner Prinzessin in einer Burg von ganz gleicher Pracht wie die, von der er berauscht worden war an diesem märchenhaften Abend.

Am andern Morgen, während Hermann vor den Schranken des Kassationshofes jenen Grenzstreit auch hier siegreich zu Ende führte, laß der Hofbankier mit seinem andern, viel vornehmern Gast in demselben gothischen Speisezimmer bei jenem seinen Gabelfrühstück. Lassen wir die Beiden einstweilen ihre Austern hinunter schlürfen und mit feurigem Cyperwein den Seegeschmack vermengen, indessen ich dich mit dem wohlgenährten und

äußerst jovial aussehenden, hohen Herrn ein wenig näher bekannt machte.

Jener Justizminister, den wir bei Vater Starks Audienz kennen gelernt, hatte sich nach den Märzstürmen, politisch tief verstimmt, auf sein Landgut zurückgezogen und sein Portefeuille einem Lebemann übertragen, der über seine Ernennung zum Minister wohl noch um hundert Klafter höher aus dem Himmel der Verwunderung heruntergefallen war, als die Richterwelt des ganzen Landes und letzteres selber. War er doch im weitesten Umkreise dafür berühmt gewesen, all Appellationsgerichtspräsident sich dem Priesterdienste der ernsten Göttin Justitia nur mit höchst bedenklicher Lauigkeit hinzugeben, aber mit wahrem Fanatismus dem lebenslustigen Cult Dianens obzuliegen. Er hatte sich auch mit lobenswerthester Selbsterkenntniß am allerentschiedensten gegen diese völlig verfehlte Wahl seiner Person ausgesprochen und mit beiden Händen das Ministerportefeuille sich vom Leibe halten wollen. Aber in dem damaligen politischen Wirrwarr hatte es vielmehr gegolten, eine zweifellos liberale Persönlichkeit zum Minister zu ernennen, als dessen sonstige amtliche Befähigung hiefür in bureaukratischer Scrupulosität abzuwägen. Und da der damalige Präsident von Kornthal auch den leisesten Zweifel über seine liberale Lebensanschauung ausschloß, so mußte er, wohl oder übel, sich der Forderung des Zeitgeistes als Opfer hingeben, ohne aber auch seine mit ihm verwachsene Jagdleidenschaft nur in kleinster Opfergabe auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen.

Denn, daß er als renommirter Schütze viel länger wirkliche Böcke, wie als schnell verbrauchter Minister figürliche schießen werde, darüber hatte wenigstens er nicht dem geringsten Zweifel. Also wozu das Bleibende durch nur Vorübergehendes irgendwie beeinträchtigen zu lassen? So lautete sein staats- wie waidmännisch gleich lebensweises Programm. Daß er ferner als solch' passionirter Nimrod die würzige Blume seiner Weine mit ausgebildetstem Geruchs- und Geschmacksorgane zu würdigen wußte, und ihm Fasanenbraten, Rehziemer und Lachsforellen schmackhafter dünkten, als Rindfleisch und Weißfisch, davon hatte sich das Goldhelm'sche Haus schon seit einem Dutzend von Jahren gründlichst überzeugen können. Namentlich bei den großartigen Jagdessen des Hofbankiers gab es seinen Schützen, der es sich dabei aus vollem Herzen wohler sein ließ, als der damalige Präsident von Kornthal, der gewöhnlich so viel Wild erlegt hatte, als zehn andere seiner waidmännischen Collegen, sich dafür aber auch mindestens für drei von ihnen von der französischen Küche und dem deutschen Rheinweinfeuer für seine Meisterschüsse belohnen ließ. Es war darum nur sehr begreiflich, daß Baron Goldhelm auch mit dem nunmehrigen Justizminister auf allervertrautestem Fuße stand, der sich die feierliche Ansprache Excellenz schon beim erstenmale mit lachendem Munde verbeten, dafür aber auch in dieser hohen Staatsstellung die ganz

gleiche Huld den Goldhelm'schen leiblichen Hochgenüssen bewahrt hatte, die ihm schon früher als bloßem Präsidenten an so manchem Mittag und Abend das schöne Dasein noch bedeutend verschönerten. –

»Nein, ich sag' Ihnen, lieber Goldhelm,« fuhr jetzt der Justizminister in heiterster Laune weiter, da er eben den Mund nach dem letzten Bissen einer Gansleberpastete behaglich abwischte, »was der Geck von Oberjägermeister darauf für ein verdutztes Gesicht geschnitten, als ich von meinem verborgenen Stand ihm wie ein unsichtbarer Geist den prächtigen Vierzehnender vor der Nase wegschoß – 's war rein zum Todtlachen. Und dann dieses Gehänsel während der ganzen Hofjagd und noch beim Souper im Waldschlößchen! Ha, ha, ha! Jammerschade, daß Sie nicht dabei waren!«

»Nun freilich, mein guter Kornthal!« erwiederte der Hofbankier, da er als gewandter Geschäftsmann sogleich wieder sein eigentliches Thema, da der Minister mit seinen Jagdgeschichten stets durchkreuzte, in die Hand nahm. »Aber das war ja eben derselbe Tag, an dem ich diesen Advokaten Stark erst so recht genau kennen lernte. Ich sag' Ihnen: ein ganz seltenes juristisches Genie und ein Redner erster Qualität. Natürlich fühlt er sich aber in dieser kleinen Provinzstadt isolirt. Es ist auch Sünd' und Schade. Solche Männer müssen wir hier haben. Und sagen Sie mir einmal, lieber Kornthal, wäre es Ihnen nicht wohl möglich, ihn hieher zu versetzen? Sie thäten mir persönlich einen ganz außerordentlichen Gefallen.«

»Na, warum denn nicht? Wenn's weiter nichts ist als das! Wozu bin ich denn Minister? Ha, ha, ha!« Danach nippte er an seinem Kelchglase voll edelsten Johannisbergers und wiegte dessen aromatisches Naß mit begeisterter Kennermiene auf den schlürfenden Lippen. »Donnerwetter! Verehrtester! Ist das wieder ein feines Tröpfchen! Eine Blume – *magnifique*! Ja das muß man sagen; einen Keller hat dieser Mann – ganz famos!«

Dabei schlug er in seinem Enthusiasmus mit seiner breiten Hand den hageren Baron so stark auf die Schulter, daß dieser ganz zusammenschrak. Aber sogleich knüpfte er den zerrissenen Faden wieder an.

»Also, lieber Kornthal, wollten Sie mir diesen Freundschaftsdienst wohl leisten? Denn es ist mir sehr viel daran gelegen. Aber ist denn auch gerade eine Advokatur hier erledigt?«

»Ah was, erledigt! Dummes Zeug! Was braucht denn da lang erledigt zu sein? Wer fragt denn heutzutag in dem heillosen Durcheinander noch danach, ob ein Advokat mehr oder weniger hier ist? Der Staat zahlt ja keinen Kreuzer dazu. Also fertig damit! Ich bin Minister und Sie sind mein guter Freund Goldhelm. Punktum!« Mit einem einzigen Zug leerte er wieder das Glas, das Goldhelm ihm schnell wieder vollgoß, und dieser eben so geschäftig an die Lippen setzte. »Aber jetzt lassen Sie mir einmal meine Ruhe und reden wir von was Gescheidterem! Apropos! Hab' ich Ihnen denn die ganz famose Geschichte schon erzählt, wie ich vorige Woche beim Grafen Hohenheim mit einem Lauf eine Kapitalsau und mit dem andern

einen Rehbock geschossen habe? Na, das hat weiter keinen Respect gemacht. Aber trotz alledem schlecht soupirt, lieber Goldhelm! Und miserable Weine! Soll überhaupt nicht mehr recht gut dort stehen. Hat sich in dumme Papierspeculationen eingelassen. Was weiß ich!«

Inzwischen wurden die Teller gewechselt und ein neues Gericht erschien auf der silbernen Platte, daß des Ministers Antlitz darüber nur so funkelte vor gastronomischem Behagen.

»Aha! gesulzter wilder Schweinskopf! Mein Leibessen! Das nenn' ich eben einen aufmerksamen Wirth. Ja, das muß wahr sein: es gibt nur ein Haus Goldhelm, die hohe Schule für Küche und Keller. Muß selber der Hof sich schämen. Unsere Freundschaft soll leben, alter Goldhelm!«

»Recht so, lieber Kornthal,« fiel der Hofbankier ihm erfreut ins Wort. »Aber nur in Champagner! Und natürlich im besten!« Und bald darauf knallte der Pfropfen. In den schlanken Kelchgläsern warf es funkelnde Perlen. Goldhelm stieß mit dem Minister an und sie tranken Beide bis auf die Neige.

»Also freundlichsten Dank, mein lieber Kornthal, für mich und meinen Advokaten,« sagte Goldhelm.

Der Minister lallte noch mit schon etwas schwerer Zunge: »Ist auch der Mühe werth! Aber wie heißt er jetzt geschwind? Stark oder Kraft?«

»Doctor Hermann Stark. Aber er wird schon morgen frühe selber seine Aufwartung bei Ihnen machen.«

»Ah, warum nicht gar? Hab' gar keine Zeit dazu. Muß morgen auf die Jagd. Ueberhaupt ist ein Mahnzettel von Ihnen selber viel gescheidter, daß ich auf die Geschichte nicht vergesse.«

»Nun gut, lieber Kornthal, dann werde ich ein Billet der Eingabe beilegen. Nicht wahr?

»Meinetwegen auch. Und damit basta!«

Und wieder stießen sie zusammen, und leerten die überschäumenden Gläser. Dann ward der gesulzte Schweinskopf vom Minister mit wässerigem Munde kunstgerecht zerlegt – und Hermanns Schicksal war entschieden.

Am selben Tage, da es schon dämmerte, saßen in der behaglichen Ruhe der heimathlichen Erkerstube die beiden Frauen Rosalie und Helene zusammen und hielten gar ernstes Zwiegespräch. Sie vergaßen darüber völlig, das Licht anzuzünden. Aber dieses Halbdunkel schickte sich auch ganz gut zu ihren Reden. So sah wenigstens Helene nicht den stillen Kummer, der auf Rosaliens Antlitz ruhte, während sie mit so heiter klingendem, weisem Mutterwort, der besorgten Tochter zusprach:

»Nein, gewiß nicht, mein gutes Kind! Nicht eine einzige Stunde hegt dein Hermann diesen Gedanken, über dem du dir so unnöthig dein junges Herz zerquälst. Nicht nur, daß er dich unaussprechlich lieb hat, du bist ihm auch so ebenbürtig an Geist und Bildung, daß du ihn zu einem ganz und gar glücklichen Manne machst.«

»Aber ich weiß nicht, liebe Mutter, es ist doch nicht mehr so, wie's im Anfang gewesen,« entgegnete Helene mit rührender Wehmuth. »Ihm fehlt doch etwas zu seiner vollen Befriedigung, was ihm all' meine Liebe nicht bieten kann. Wenn er doch nur mehr anregenden Umgang hier hätte, auch mit gleichgebildeten Männern! Denn das fühle ich zu tief, wenn er's auch nie mir eingestehen will, mein Haus und Herz allein befriedigt ihn auf die Dauer nicht. Sein Wesen ist nun einmal so groß geartet. Wie kann ich ihm darum böse sein? Hab' ich ihn doch schon von Anfang an so ganz und gar begriffen! Er ist eben ein ungewöhnlicher Mann, gar sehr verschieden von den andern. Aber gute Mutter, wie soll es hier besser werden? Wir werden am Ende doch daran denken müssen, in eine größere Stadt zu kommen. Aber wohin, wie und wann? Und ach, so sehr mir auch mein Herz sagt, daß das einst wird geschehen müssen, so unsäglich traurig macht mich der Gedanke, von diesem lieben, trauten mich einst loszureißen und zuletzt auch noch von dir, du gute, treue Mutter!«

Sie lehnte den Kopf an Frau Rosaliens Schulter und wischte mit der zarten Hand über die Augen. Die Mutter küßte sie auf die Stirne und ward nicht müde mit neuem Troste:

»Aber, gutes Kind, bedenke doch nur das Eine: Wie war Hermann doch zuvor in deinem Hause so unendlich befriedigt, ehe der selige Vater uns starb! Seine ganze Verstimmung kommt nur noch von seiner gewaltigen Trauer. Dazu diese so hoch aufgeregte Zeit, in der er immer

meint, mithandeln zu müssen. Es ist eben zu viel auf einmal zusammengekommen. Aber hab' nur noch Geduld! Hermanns Schmerz wird sich zuletzt doch verklären. Die Zeiten werden wieder ruhiger werden. Und kommt nur erst der Frühling und mit ihm das Storchenpaar, und fliegt es dann in den Reichswald an den Kindleinsbronnen und holt dir daraus dein junges Mutterglück und deinem Hermann seinen ersten Vaterstolz, so gieb Acht, gute Tochter, was wird das für ein neues, seliges Leben werden in deinem Hause! Wie wird das liebe, kleine Geschöpf deines Hermanns weitestes Herz dann ausfüllen, und seines Geistes mächtigstes Stürmen besänftigen! Ich habe ja das Alles an dem so unendlich guten, seligen Vater erlebt. Von dem alten Storchenthurme da droben ist ein ganz neues Leben zu uns heruntergeflogen. Und auch bei dir wird es also kommen. An der kleinen, friedlichen Wiege wird dein Hermann die ganze stürmische Welt vergessen und wird selber zum glücklichen Kinde werden. O solch' ein unschuldiges kleines Wesen thut oft Wunder im Hause!«

»Geb' es Gott, daß Alles so komme,« sagte Helene, trotz all' diesem Liebestroste noch nicht beruhigt. Da klopfte es an der Thüre. »Herein!« riefen die beiden Frauen zugleich und fast ein wenig erschrocken, da sie in dieser Stimmung so gar nicht an Besuch dachten. Und der lakonische Ausruf des Eintretenden: »Eine telegraphische Depesche an Frau Doctorin Stark,« war gerade nicht geeignet, den ersten Schrecken zu mindern.

Wer an Telegramme nicht gewohnt ist, für den hat deren seltener Empfang immer etwas Beängstigendes. Und diese elektrische Botschaft war gar noch die allererste, die in des Erkerhauses oberen Stock geflogen kam.

»An mich?« rief darum auch Helene, klopfenden Herzens.

»Wenn Sie Helene heißen, ja, Frau Doctorin, und bitte um Bescheinigung,« sagte der Bote.

»O liebe Mutter, mache schnell Licht, denn ich zittere ganz. Gott, was mag es nur sein?«

Während Rosalie nach der Lampe ging, tröstete diese wieder:

»Aber sei doch nicht ängstlich, Kind! Er wird uns eben seine glückliche Ankunft melden, weiter nichts.«

»Aber das wollte er doch nur schreiben,« wendete Helene mit steigender Besorgniß ein. Dann bescheinigte sie bei brennender Lampe mit unsicherer Hand den richtigen Empfang. Der Bote entfernte sich. Und eine Minute darauf starrten beide Frauen mit gleich betroffener Miene in den räthselhaften Inhalt dieser Depesche.

»Komme schon morgen Nachmittag. Prozeß gewonnen. Habe keine Ruhe mehr. Bringe sehr wichtige Nachrichten. Aber nur seine Besorgniß! Tausend Küsse dir und Mutter. Dein sehr glücklicher Hermann.«

Aber so oft und andächtig auch ihrer Beider Augen diese Worte beschauten, und selbst, als Helene noch obendrein Wort für Wort wie ein buchstabirendes Schulmädchen ganz langsam hersagte, ein zweifellos klarer Sinn war eben trotz alledem diesen lakonischen Sätzen nicht

zu entlocken. Es war nur gut, daß der Schluß: »Dein sehr glücklicher Hermann,« doch wie ein tröstendes Licht das übrige räthselhafte Dunkel durchstrahlte.

Warum aber jetzt Hermann nicht ganz einfach telegraphirte: »Werde hieher versetzt.« Solche Bestimmtheit hätte doch seiner angebornen Energie viel ähnlicher gesehen, als dieses diplomatische Rathenlassen. Ja, wären diese drei Worte nur blitzschnelle Boten völlig ungetrübten Glückes gewesen! Aber wie viel stumme Wehmuth wäre mit dieser lauten Freudenbotschaft ohne allen Auftrag ihres Absenders mitgezogen und mit ihr eingekehrt vor Allem in das Herz der Mutter! Und er hätte sie dann nicht sogleich über Alles aufklären, sie nicht mit seinem Entschlusse versöhnen können! Denn was wußte sie doch von seinem monatelangen, inneren Kampf, von der Tiefe seiner heimlich genährten Sehnsucht, die mit diesen drei einzigen Worten nun ausgefüllt worden? – Und auch Helene! War es nicht besser, daß auch sie nur aus seinem eigenen Munde diese inhaltsschweren Worte vernahm? Oder hätte er plötzlich unangemeldet mit dieser Botschaft hereinstürmen sollen, wo er doch für eine ganze Woche Abschied genommen hatte? Und war eine gewisse Vorbereitung, wenn auch zu noch etwas Unbestimmtem, nicht doch gerathener für ihr Erwarten wie seine Heimkunft? – So war es eben auch mit dieser Depesche gegangen, wie's im Leben oft so geht. Und des großen Dichters Lied: »Freudvoll und leidvoll, gedankenvoll sein; hangen und bangen in schwebender Pein« – das, seit er sein Klärchen es singen gelassen, schon viel

tausend Jahre zuvor Millionen Herzen durchzittert und auch in ferneren Jahrtausenden nicht verstummen wird, dieses so tief menschliche Lied, es durchklang nun auch an diesem Abend der zwei Frauen Herz in der einfachen Erkerstube, wie nicht minder das seinige im prachtschimmernden Goldhelm'schen Salon.

»Aber was das doch nur für eine so wichtige Nachricht sein mag, gute Mutter?« sagte Helene, die sich von ihrem ersten Schrecken noch immer nicht erholen konnte. »Ich kann mir's doch gar nicht denken. Hermann ist ja kaum von uns fort. Und warum er uns nicht einfach telegraphirte, was es denn sei, statt geheimnißvoll zu thun? Wüßte ich doch lieber gar nicht davon – und er hätte seine Nachricht uns plötzlich selber gebracht! O wenn die lange Macht nur schon vorüber wäre!«

»Gieb dich zufrieden, Helene,« tröstete wieder die Mutter. »Was sollen wir uns mit fruchtlosem Hin- und Herrathen abquälen? Ende gut, Alles gut, sagt ein altes Wort, und der Schluß seiner Depesche heißt: Dein sehr glücklicher Hermann. Was wollen wir mehr? Du, als sein Weib und ich, als seine Mutter? – Darum wird auch das Andere, was wir noch nicht verstehen, nur gute Botschaft sein.«

»Ich danke dir, beste Mutter! Ja, du hast Recht. Wir wollen ruhig warten und Gott danken, daß er sich selber glücklich nennt. So dürfen auch wir zwei es sein. Und daß auch die leiseste Angst in mir verschwinde, will ich jetzt an dem lieben, kleinen Hemdchen weiter nähen, mit

dem ich unserer nächsten Zukunft Segen bekleiden werde. Was kann Einem doch für Leid geschehen, wo solch' fromme Lust mir unterm Herzen liegt? Und was soll ich mich vor der langen Winternacht doch fürchten, wo ich von solch' nahem Mutterfrühling träumen kann?« ...

Zur selben Stunde standen wieder einmal zahlreiche Zuhörergruppen auf dem Schloßplatze der Hauptstadt. Vom Palais Goldhelm klangen so verlockende Weisen herunter, daß selbst die Novemberkälte nicht unwirthlich genug war, um die Horchenden in ihre warmen Stuben heimzutreiben. Zudem war es eine taghelle Mondnacht, und die berauschenden Walzer von Strauß und Lanner erweckten auch drunten eine so verführerische Tanzlust, daß wenig fehlte und es hätte sich auf dem gefrornen Macadam ein plebejischer Ball im Freien in Scene gesetzt, während droben die hohe Aristokratie in der langen Reihe der Salons, die Herren in schwarzbefrackten Gruppen stehend, die von Seide rauschenden Damen in den zahllosen Sophas und Fauteuils hingelagert, viel weniger der Musik als gegenseitiger Conversation zu lauschen schienen. Zum Ueberflusse glitten auch noch geschäftige Lakaien fort und fort über das glatte Parketgetäfel, Limonade und Punsch nebst feinem Backwerk auf silbernen Tellern kredenzend. Ein Dutzend anderer Cavaliere spielte noch unmusikalischer in kleinen Seitenkabineten Whist und L'Hombre. Der Hofbankier hatte vollauf

zu thun, als Hausherr die Pflichten der Begrüßung an jedem Gaste auszuüben. Auch die Baronin wanderte unstet von einem Salon zum andern, um vor Allem jeder ihrer Mitschwestern ein verbindliches Wort zu sagen und sie als freundliche Wirthin glücklich anzulächeln, was ihr heute mehr, denn jemals, innere Ueberwindung kostete. Es war ein im Grunde recht unerquicklicher Abend. Und die durchreisende böhmische Musikbande, die zu dessen Verherrlichung ihre ganze Meisterschaft aufbot, spielte vor einem mehr als zerstreuten Publikum, das in diesen prunkschimmernden, durchdufteten Salons lange nicht so dankbar zuhörte, wie drunten die untadeligen und ungeladenen Gäste unter Gottes freiem Himmel in der frostigen Mondnacht.

Aber der Baronin Melanie war das ungemüthliche Arrangement dieses Abends gerade recht. Sie selber hatte es so gewollt. Sie hätte ja ebenso gut ihre geistreiche Celebritätensammlung vor Hermann strahlen lassen können. Aber nein! Das ertrug sie jetzt nicht mehr. Rauschende Musik und schwatzende Zuhörerschaft, Betäubung ihres inneren Lebens um jeden Preis, solange dieser Gast noch des Hauses Luft mit ihr athmet! Nur nicht noch einmal solche stumme Qual wie am gestrigen Abend! Ist das doch ein Mann, wie aus einer andern Welt! Jeder Blick, jedes Wort von ihm thut wehe. Aber Gottlob, morgen in aller Frühe reist er wieder ab. Und, wer möchte seine Sehnsucht aufhalten? Wäre er lieber jetzt schon fort, daß

sie trotz all' dem zerstreuenden Lärm nicht immer wieder aus dem Abgrund ihres inneren Elendes zu ihm aufschauen müßte, wie nach dem leibhaftigen Sinnbild ihrer einstigen Jugendträume von Liebesglück, die in diesem Palaste zu solch' schillernder Lüge zerronnen!

Aber wo weilt er nur jetzt? Ihr Auge sucht und sucht, und kann ihn nicht finden … Der sitzt ganz allein im allerletzten, menschenleeren Kabinet, hält die Hand vors Gesicht und horcht auf die Musik. »Deutscher Liederkranz« – war in dem Programm zu lesen, und schon die erste Weise hatte ihn angetrieben, aus dem ihm äußerlich und innerlich fremden, französisch redenden Menschenschwarm mit seinem urdeutschen Herzen sich wegzuschleichen. Lautete doch die erste Strophe zu diesem Liede:

> Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
> Daß ich so traurig bin?
> Ein Märchen aus alten Zeiten,
> Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Und war das jetzt für sein Herz nur das Loreley-Märchen, und nicht noch ein anderes, das er dereinst an der Stadtmauer gehört, da die guten Geister seiner Kindheit dazu gelispelt hatten?

Und die ganze Poesie seiner Burschenjahre zieht jetzt in diesen deutschen Liedern vor seinem Geiste vorüber.

Hörst du Theodor Körners Lied, unter dessen Klängen Schlehdorf einst das grünweißrothe Band verherrlicht?

»Auf, schwärmt und trinkt, geliebte Brüder,
Wir sind uns alle herzlich Freund,
Sind eine großen Bundes Glieder,
Im Leben wie im Tod vereint.«

Jetzt erklingt der Freiheitshymnus des edlen Max von Schenkendorf:

»Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt,
Komm' mit deinem Scheine,
Süßes Engelsbild!«

Ist das nicht Uhlands Geist, der in dem andern klingt?

»Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein,
Bei einer Frau Wirthin, da kehrten sie ein.«

Und horch! der alte Vater Arndt tritt herein und singt mit markiger Stimme:

»Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte.«

Und gewaltig braust der Heros Schiller nach:

»Wohlauf, Kameraden! Aufs Pferd, aufs Pferd!
Ins Feld, in die Freiheit gezogen!«

Mittendurch reitet Göthes »Erlkönig« durch Nacht und Wind. Dann geht es über in liebliches Klingen:

»Sah ein Knab' ein Röslein stehn,
Röslein auf der Haiden –«

Und der Knabe hatte es eben gebrochen, da hebt der ehrliche Gustav Schwab zu singen an:

»Bemooster Bursche zieh' ich aus,
Behüt' dich Gott, Philisterhaus!
Zur alten Heimath geh' ich ein,
Muß selber nun Philister sein.«

Aber horch! Was klingt ihm jetzt erst Alles durch die träumende Seele? – Vergangenheit und Zukunft! – Denn soll ich dir Justinus Kerners Text dazu sagen?

»Wohlauf, noch getrunken
Den funkelnden Wein,
Ade nun, ihr Lieben,
Geschieden muß sein.
Ade nun, ihr Berge,
Du väterlich Haus!
Es treibt in die Ferne
Mich mächtig hinaus.«

Und da stehen die heimischen Berge, und da liegt sein väterlich Haus. Sein Herz pocht mächtiger, da er an den nahen Abschied denkt. Eine Thräne perlt ihm über die Wange. Aber heißt's nicht auch im Liede:

»Und Liebe, sie folgt ihm,
Sie geht ihm zur Hand,
So wird ihm zur Heimath
Das ferneste Land –?«

Ja gewiß, gewiß! des Weibes Liebe wird ihm folgen. Und höre nur, wie Helenens Geist ihn nun selber begrüßt:

»So viel Stern' am Himmel stehen,
So vielmal sei du gegrüßt!«

Aber wird auch die Liebe der Mutter ihm folgen? O gewiß! Auch diese viel hundert- und hundertmal.

Heißt es doch in der letzten Strophe:

»Ja, ich will dich nicht vergessen,
Enden nie die Liebe mein,
Wenn ich sollte unterdessen
Auf dem Todbett, schlafen ein.«

Doch wird auch die Mutter ihm leiblich folgen, und mit ihm die alte Heimath verlassen? – »O Mutter! Meine Mutter!« …

Die böhmischen Musikanten haben lange schon ausgespielt, verklungen sind die Abschiedsworte voll abermaligen, herzlichen Dankes, unter denen Hermann am andern Morgen seinem edlen Gastfreund und Protektor Lebewohl gesagt. Die Baronin sucht schon wieder den Stachel, den dieser Gast ihrem Herzen hinterlassen, in neuen ästhetischen Soiréen abzustumpfen. Weit hinter unserem Freunde liegt das Goldhelm'sche Haus, wie ein verworrenes Traumgespinnst auch lichten und dunklen Fäden. Das enge Waldthal der Heimath schließt ihn wieder ein. Er sitzt im alten, traulichen Vaterhause. Alles, Alles, sein ganzes Herz bis auf den tiefsten Grund hat er bereits vor Weib und Mutter aufgeschlossen. Schon eine ganze Stunde sind sie in der Erkerstube horchend vor ihm dagesessen mit stummem Mund und schwerem Herzen, so viel hat er ihnen zu erzählen gehabt von seinem

früheren Ringen und Drängen, und dem einzigen Tag im Goldhelm'schen Hause, der all' sein Sehnen so wunderbar schnell in Erfüllung gewandelt. Aber jetzt schlägt ihm das Herz mit einemmale gar bange. Denn wovor er sich gar lange schon gefürchtet, als dem einzigen Schatten im Lichte seines neuen Lebens, das spricht er jetzt männlich entschlossen aus:

»Aber Mutter, habe nur keine Angst davor, daß ich als liebloser Sohn mich von dir trenne und dich einsam hier zurücklassen wollte. Gott behüte mich vor solcher Undankbarkeit! Nein, beste Mutter, es ist Alles schon ausgemacht. Wir verkaufen das Haus. Der Hofbankier hat mir den doppelten Werth dafür geboten. Er wird auch die Kaiserburg erwerben. Da kömmt ihm unser Haus höchst gelegen. Nein, nicht um Alles darfst du hier zurückbleiben. Du mußt mit uns ziehen, Mutter!«

Doch sie schüttelte voll wehmüthigen Ernstes das Haupt und sprach:

»Nein, lieber Sohn, ich bleibe hier. Aber du ziehe nur hin! Unnützes Gerede dünkt mir jedes Wort, mit dem ich dich aufhalten möchte, so wenig als ich daran denken kann, den Lauf des Flusses zu hemmen, den es zum Meere treibt. Ziehe du nur hin! Zwar ums Leben gerne hätt' ich gewünscht, du wärest in deinem Vaterhause daheim geblieben. Nicht um meinet-, sondern um deinetwillen. Denn du hast noch um gar vieles länger zu leben als ich. Aber den Sohn, den solch' mächtiger Drang erfaßt, seine alte Heimath zu verlassen, den soll auch der Mutter Arm nicht halten, sofern ihr Herz die Lehre vom Opfer kennt.

Und ich habe diese dich einst gelehrt, da du sie gar nöthig hattest. Jetzt thut sie mir selber Noth unwohl, ich will mir und dir beweisen, daß ich sie nicht nur Andere lehren, sondern auch an mir selber bethätigen kann. Ziehe fort, mein Sohn! Und möge dein stürmisches Herz in der Fremde zu einer längeren und tieferen Ruhe kommen, als hier in deiner Heimath! Aber ich verlasse sie nicht. Einen so alten Baum noch in fremdes Erdreich zu verpflanzen, thut nicht gut. Die neue Luft der großen Welt, nach der es dich verlangt, ist nicht die meine. Und würd' ich dir folgen, da nähmest seine glückliche Mutter mit dir fort. Nur im Wege müßt' ich dir stehen und eine Last dir werden, trotz all' Deiner Kindesliebe. – Hier in dieser kleinen Stadt bin ich geboren und erzogen, hier bin ich Weib und Mutter geworden. Hier steht mein altgewohntes Haus, hier ist die Heimath meiner Gewohnheiten, meiner Thätigkeit und meines liebgewordenen Umgangs, und hier, mein Sohn, liegt die geweihte Erde, darin dein Vater im Grabe liegt. Nein, ich verlasse sie nicht. Aber noch einmal, mein Sohn, ziehe du deßhalb nur ruhig fort! Du bist von anderer Art als ich. Mit beiden Füßen stehe ich noch in der alten Zeit. Du hast von den deinen ihren Staub abgeschüttelt. Wie wollt' ich deinen Geist mit dem meinen vergleichen? Wie wollt' ich, als verständige Mutter, verlangen, daß er sich mit derselben einfachen Kost begnüge, wie der meinige? Nein, zieh' du nur hin! Ich begreife dich und grolle dir nicht, und segnen will ich deinen Auszug. Aber ich bleibe hier. Und zwar, mein lieber

Hermann, daß ich es dir gleich offen und bestimmt sage, hier in diesem Hause. Denn hat es auch dein seliger Vater als Eigenthum dir zugesprochen – mein Recht, auf Lebenszeit darin zu wohnen, ist nicht minder heilig, und ich halte daran fest. Gewissenhaft werde ich die anderen Räume für dich verwalten und verwerthen, wie dir's zukömmt. Die meinen aber bleiben mein, bis ich sie nicht mehr nöthig habe. Und verkaufen kannst und darfst du nicht, so lang ich in diesem Hause am Leben bin. Ja, mein Sohn, verlasse dir dein altes Vaterhaus! Aber deine Mutter bleibt darin wohnen als dessen treue Wächterin. Und sehnst du dich je nach ihm zurück, aus meinen Händen sollst du es wieder haben, wenn sie anders nach dir sich zum Empfang noch können ausstrecken, wie jetzt, da sie dich zu deinem Ausgang segnen. Nun rede mit deiner lieben Frau! Deine Mutter ist zu Ende.«

Und beide Hände legte sie auf sein Haupt und drückte einen langen, schmerzlichen Kuß darauf. Dann ging sie hinaus und hinüber, um ungesehen sich völlig auszuweinen. –

Wie Hermann und Helene jetzt dasaßen, stumm und trüb vor sich hinstarrend! Aber die Mutter hatte kaum das Erkerzimmer verlassen, und Helene, die bisher mit sinnendem Antlitze zugehört, reichte ihm jetzt mit leuchtendem Blick entschlossen die Hand:

»Hermann! die Mutter ist zu Ende. Nun redet zu dir dein Weib. Und o sage ich dir:

Weißt du's noch, als wir einst an der Haide unter jenem Tannenbaum gesessen, und dir die Meereswogen zu

mir reden ließest? O ich, ich weiß es noch wie heute, Wort für Wort, und all' mein Leben werd' ich es nicht vergessen. Und diese Strophe meine ich jetzt:

> Was uns die Meereswogen sagen? –
> Gar manch' ein Schiff treibt steuerlos
> Vorm Untergang in unserm Schooß,
> Zerbrochen seine Maste ragen;
> Doch unsres Glückes sichres Boot,
> Von heiterm Wimpel stets umflogen,
> Führt unsre Treue als Pilot –
> Das sagen uns die Meereswogen.

Heißt es nicht so, liebster Mann?«

»Ja, Helene, so war's,« antwortete Hermann dumpfen Tones und mit immer noch gesenktem Haupte.

»Doch ich weiß auch noch ebenso gut, was ich dann dir sagte: Nein, dich bist sein alltäglicher Mann, aber ich will auch kein alltägliches Weib dir werden. Weiblich allezeit, aber weibisch nie und nimmer! Und ich sagte dir damals weiter: wenn es dich einst dränge, hinauszutreiben auf des Lebens Meer, so würde ich nie klagend am Strande stehen und dir die Ausfahrt verleiden. Nein, mit dir zugleich würde ich in den Nachen steigen, und dieweil dir deines Genius Segel schwellen ließest und gegen die Wogen kämpftest, würde ich, zum Leuchtthurm schauend, das Steuer führen, und aus jedem Sturm bringe mein Herz dein Glück wieder heim in unseres Hauses bergenden Hafen! War es nicht so, Hermann, daß ich zu dir sagte?«

»Ja, Helene, Wort für Wort! Aber wie du heute noch Alles weißt, und es sind ja doch schon über drei Jahre.«

»Ja, nicht wahr, da staunst du? Doch es ist die Erklärung so einfach hatte ich mir doch noch am selben Abend Wort für Wort in mein Tagebuch aufgeschrieben! Denn zu tief empfand ich's schon damals, daß ich noch gar oft in meinem Leben mit dir jener hoch gehobenen Stimmung bedürfen würde, und jedes meiner Worte wollte ich daher auch für mein ganzes Leben lang festbannen, um mich immer wieder daran erinnern zu können, was die Braut dir einst in ihrer Begeisterung gelobt, damit das Weib dir es allezeit erfüllen werde, Tag für Tag, in ausdauernder Liebe. O wie oft habe ich diese Blätter wieder und wieder gelesen und ihren Inhalt mir immer tiefer eingeprägt! Siehe, darum bin ich auch längst auf Alles vorbereitet. Deinen ganzen inneren Kampf, den du mir verschwiegen, ich hab' ihn dennoch klar geahnt. Und was ich dir damals als Braut gelobt, das wiederhol' ich dir jetzt feierlich als dein Weib.«

»Aber Hermann, an jenem Abend hatte ich auch noch dieses gesagt: O nur mich lieben, mir vertrauen, dir's an mir genügen lassen! O daß ich nie am Strande machtlos klagend stehen müsse, und dir meines Herzens entbehrend ohne Steuer im Sturme treibest! Und wie dich damals die Braut gebeten, so bittet Dich jetzt dein Weib. Nun wohl, Hermann, gewähre mir diese Bitte, ich erfülle dir mein anderes Versprechen. Und jetzt ziehe aus dieses stillen Hauses friedlichem Hafen hinaus! Ich steige mit dir zugleich in den Nachen, als dein liebesmuthiges,

gottvertrauendes Weib. An das Steuer meiner Treue setz' ich mich nieder. Und kein Sturm soll mich erschrecken.

Denn unsrer Liebe sichres Boot,
Von heiterm Wimpel stets umflogen,
Führt meine Treue als Pilot –
Das sagen dir die Meereswogen.«

»O du mein herrliches Weib!« rief Hermann tief ergriffen aus. Dann sank sie ihm mit der ganzen frommen Gluth ihrer Frauenliebe ans Herz und bedeckte seinen Mund mit ihren reinen Küssen. –

Nur noch wenige Wochen und die Stunde des Scheidens war gekommen. Soll ich dich unseren Freund nun noch begleiten lassen, als er vorher mit Helene von der waldumgrünten Heimath ihrer seligen Brautzeit und der guten Mutter Forster traurigen Abschied genommen? Als der ernste Hünenhügel ihn noch einmal warnend angesehen, und er im Reichswald an jener entlaubten Eiche sinnend still gehalten, daran er unter den Maienglocken seine Rose gefunden? Oder willst du noch in der Dämmerung mit ihm an das Grab des Vaters gehen und an das andere der Dorothee, wenn er zum Scheidegruße mit thränendem Auge an beiden das letzte Vaterunser betet? Glaubst du, er habe dort auch erst den Himmel befragt durch Wolken und Wind, wie einst der Fritzel den Großvater, ob des Vaters seliger Geist ihn segnen wolle, wenn er von hinnen ziehe? Trug er doch Wolken und Sturm genug im eigenen Herzen! Was verlangte ihn auch noch nach wunderbaren Himmelszeichen? – Willst du noch

mit ihm auf dem Rittersberg stehen, wie er der Kaisersburg und dem Storchenthurm, den alten, ehrwürdigen Zeugen seiner Knabenspiele, am letzten Abend Lebewohl gesagt? Oder verlangt dich danach, im Frühroth des letzten Morgens mit ihm noch durch jede Stube des Erkerhauses zu gehen, wenn er von jeder einzeln in stummer Wehmuth sich losgerissen und der ganze alte Friede dieser trauten Mauern sein scheidendes Herz noch einmal überkömmt? Und wie er endlich der zurückgebliebenen, nun erst recht verwittweten, armen Mutter ans Herz gesunken, unter Küssen und Thränen an ihrem Halse zusammenbrechend? – Wolltest du das Alles auch noch leibhaftig miterleben und mitempfinden? –

Nein, lieber Begleiter, verlange das nicht! Schon ist Alles vorüber. Dort zur Waldeshöhe blick' hinan! Sieh', wie das stürmt – und schneit mit dem dahinbrausenden Bahnzug! Dort fahren die Beiden hin zur neuen Heimath, zum neuen Glück.

Ade nun, ihr Berge, dir väterlich Haus!
Es treibt in die Ferne ihn mächtig hinaus.

Sollte diese stürmische Fahrt in die Fremde eine schlimme Vorbedeutung sein?

Doch nein, mit unserem Hermann zieht ja seine Helene.

Und Liebe, die folgt ihm, die geht ihn zur Hand,
So wird ihm zur Heimath das ferneste Land.

Glück auf, Glück auf! – Wie werden wir euch wiederfinden? . . .

Neunter Abschnitt. Der Sohn seiner Zeit.

I. Ein Nachtstück.

In einer engen, dumpfigen Sackgasse des ältesten Theils in der Hauptstadt liegt noch vier Stufen tief unterm Pflaster ein kellerartiges Lokal. Sonnen- und Mondenschein sind darin ungesehene Gäste. Die Nordseite und lichträuberische Giebel verwehren ihnen auch den flüchtigsten Besuch. Selbst das gewöhnliche Tageslicht lugt nur mit halbem Auge und wenige Stunden herein. Statt dessen borgt dann eine qualmende Oellampe ihren dunstigen Schimmer. Und die Ratten, die des Nachts aus den vermoderten Bodendielen heraufhuschen in diesen salpeterversilberten Reunionssalon, finden sich auch ohne jegliche Mondbeleuchtung bei ihren Gesellschaftsspielen ganz gemüthlich zurecht. Ein wurmstichiges Schreibpult an der Fensternische des schmalen Gewölbes, mitten drin ein tannener Tisch, auf beiden Meubeln ein plumpes, hölzernes Tintenzeug, beschriebene Blätter und Zeitungsstöße, ungeordnet umherstehende Strohstühle und ein grauer Registraturschrank an der Rückwand, bilden die traulich harmonische Einrichtung. Wer mag in diesen licht- und trostlosen Räumen seine Schreibstube wohl aufgeschlagen haben?

Und siehe, jetzt tritt ihr Herr und Inhaber durch eine niedere Hinterthüre von innen herein. Vier Stockwerke ist er gerade von seiner dürftigen Mansardenwohnung im »Büreau« herunter gestiegen. Er hat sich beim Eintritte

tief bücken müssen; denn es ist eine gar hohe, breitschulterige Gestalt. Mehr läßt sich noch nicht von ihm erkennen. Denn selbst in den breitesten Hauptstraßen sinkt der Herbstabend allmälig nieder. Da ist es hier schon lange dicke Nacht geworden. Jetzt richtet er eben auf seinem Pulte die Lampe zurecht. Welch' unsympathisches Gesicht beleuchtet ihr trüber Strahl! Dazu der ganze Mann in dem schäbigen Rock und unsauberen Hemd, aber doch mit seidener Cravatte und Vatermördern herausgeputzt, das Urbild eines proletarischen Literaten. Und welcher ungebrochene Trotz in der robusten Gestalt! Und noch diese mächtige Narbe über das ganze Gesicht! Was mag der wohl früher gewesen sein? Weißt du's wohl, lieber Begleiter?

Im selben Augenblicke klopfte von der Gasse eine schmächtige, verwachsene Gestalt, mit schwarzer Binde über dem einen Auge, an der geschlossenen äußern Thüre; Rasch wurde sie drinnen geöffnet. Der Bucklige huschte in geschäftiger Hast herein.

»Servus, Servus, Herr Redacteur!«

Und ungestüm wirst der Andere ihm die Frage, entgegen:

»Na, was hat der Minister gesagt, Schnober? Ist ihm der Artikel so recht? Hab' ich Aussicht?«

»O im höchsten Grade hat er ihm gefallen, im höchsten Grade! Hi, hi, hi! Mit dem ganzen Gesicht hat er geschmunzelt. Ueberhaupt ein prächtiger Mann, der Herr Minister. War ganz außerordentlich gnädig mit mir, ganz

außerordentlich. Na natürlich, wir sind ja von der Polizei her noch gar alte, gute Bekannte, wo der Herr Baron noch Präsident gewesen. Und nur in dieser Dicke so fortmachen, hat er gesagt, und immer so fort, es wird schon recht werden. Nur immer recht populär! Für den feineren Styl thäte schon der Staatsanzeiger sorgen. Aber mit groben Buchstaben fürs gemeine Volk sollten wir's thun. Ganz famos wird's werden, hat der Minister gesagt, nur immer recht dreingeschlagen und viel Skandal!«

»Ei, schwätz' dir die Seele auch dem Leibe, buckliger Kater!« fuhr ihm der Redacteur wie mit einem Prügel drein. »Wie's mit der Subvention steht, sollst du mir sagen.«

»Mit der Subvention? ja so, mit der Subvention! Ganz richtig! Hi, hi, hi! Na freilich!« Dabei rieb diese Miniaturausgabe von Quasimodo die Hände, und sein einziges Auge zwinkerte seinen plumpen Herrn und Meister mit überlegener Pfiffigkeit an. »Aber sehen Sie, Herr Redacteur oder auch Herr Doctor, wenn Sie's lieber hören, sehen Sie, da hat eben dieser bucklige Kater, wie Sie vorhin mich zu tituliren beliebten – hi, hi, hi, – hat indessen gar nichts zu sagen – der hat eben wieder eine verflucht seine Spürnase gehabt. O ich sag' Ihnen, Herr Doctor, wer, wie ich, seine zehn Jahre außerordentliches Mitglied der geheimen Polizei gewesen, der riecht Alles von weitem, wie der Hund den Hasen, und so hat denn auch der Herr Minister gemeint, wo der Herr Doctor anno 48 und 49 in solch' starkem demokratischen Geruch gestanden – hi, hi, hi – na freilich, lieber Himmel, wer

ist denn auch dazumal reactionär gewesen? Schafsköpfe, Geldsäcke, Pfaffen und Hofschranzengesindel nebst der hohen Polizei und meiner eigenen werthen Person, aber, weiß Gott, nur um täglich einen lumpigen Gulden. – Hab' mich auch genug drum plagen müssen mit Schnuppern und Ausluxen, und viel demokratische Hiebe auf meinen Buckel gekriegt, und durch diese rothen Hallunken mein schönes Auge verloren. Hab' ich Ihnen denn diese Geschichte schon einmal erzählt, Herr Doctor, wie sie mich bei dieser vermaledeiten Volksversammlung . . . ?«

»Ja, ja, zum Teufel ja,« donnerte der Redacteur wieder drein. »Aber noch einmal, wie's mit der Subvention steht, das sollst du mir sagen.«

»Ja so, die Subvention, Herr Redacteur, hi, hi, hi, ganz richtig. Nun freilich, wir werden sie kriegen. Tausend blanke Gulden, hat der Herr Minister gesagt. Ein schönes Wort! Und alle amtlichen Anzeigen sollen wir haben. Und das ist sogar noch ein Bischen mehr werth. Aber erst im nächsten Quartal, nach den neuen Wahlen, hat er gesagt. Müssen uns erst noch besser qualifiziren. Je nun, wer kauft auch die Katz' im Sack? Ha, ha, ha! Nicht einmal ein reactionärer Minister. Also nur so fort, wie dieser ganz famose populäre Leitartikel. Im nächsten Quartal sind Sie ein gemachter Mann. Wir sagen diesem Rattenneste Valet, ein Jahr später haben Sie einen Orden im Knopfloch, und im zweiten soupiren Sie im Ministerpalais. Kann Ihnen ja gar nicht fehlen, Herr Doctor, solange der Unterthänigste Ihr Corrector und Factotum ist. Ein

Mann wie ich! Zehn Jahre bei der geheimen Polizei gewesen! Hi, hi, hi. Da kennt man die Welt wie seinen Hosensack. Aber jetzt will ich schnurstracks die Correcturbogen holen. 's ist höchste Zeit, daß wir das Blatt fertig kriegen. Servus, Herr Doctor!«

Mit einem ironischen Kratzfuß flog der frühere Polizeispion und nunmehrige Corrector, Schreiber, Ausläufer und Spürhund sammt seinem Höcker hinaus. Der Redacteur des vor einem Vierteljahr von ihm neu gegründeten Localblattes »der gute Bürger,« dabei Inhaber des geschäftslosen »Commissionsbureau von Joseph Volkmann,« wie draußen auf dem Waffenschilde zu lesen, trat jetzt an sein Schreibpult und überlas noch einmal, wie zum inneren Labsal, seinen Leitartikel für das morgige Blatt. Ein höhnisches Lächeln umspielte dabei beständig seinen Mund, soweit das durch den wilden Vollbart zu bemerken gewesen.

Am 20. September 1853.

Bürger von Stadt und Land! Ihr Alle wißt: die neuen Abgeordnetenwahlen stehen vor der Thüre! Jetzt heißt's einmal wieder vom feinsten Stäubchen die Augen auswischen, damit ihr klar seht, wie der politische Himmel unseres Landes ausschaut. Nun, »der gute Bürger« hat niemals hinterm Berge gehalten und jetzt will er erst recht von der Leber weg reden. Also heraus mit der Sprache und Farbe bekannt! Schreiben wir vielleicht *anno* 48 und 49, wo ganz Deutschland im wüsten Rausche gelegen? Oder *anno* 50, wo der elendeste Katzenjammer hintennachgekommen ist, wie der Aschermittwoch auf die

Fastnacht? Nein Bürger, wir schreiben Gottlob *anno* 53, wo aller rothen Wühlerei längst schon der freche Schreierhals umgedreht ist, wo Gesetz und Ordnung wieder die erste Geige spielen, wo Fürst und Land verkaufende, ministerielle Volksspeichellecker den schimpflichen Laufpaß expedirt erhalten haben und Männer im Rathe des Fürsten sitzen, die die nöthige Courage verspüren, jedem demokratischen Gelüsten sogleich auf die Finger zu klopfen, und wenn's Noth thut, sogar an ein Bajonett zu spießen. Wir leben endlich wieder in einer Zeit, wo unseres erhabenen Landesherrn geheiligte Person mit wirklichem Regentenscepter auf dem Throne sitzt und nicht als eine mit ein paar comödiantenhaften Purpurfetzen maskirte Strohpuppe, die durch des Pöbels Duldung zwischen Erd' und Himmel hängte im sogenannten constitutionellen Nebeldunst, zu welcher sauberen Rolle die sogenannten Volksmänner den Fürsten von Gottesgnaden so gerne degradirt hätten. Also, ihr Bürger, so steht's heute *anno* 53, seit das demokratische Strolchengesindel zu Paaren getrieben worden ist. Und Gott sei darum gedankt, Ruhe und Sicherheit, Handel und Wandel haben sich im Lande wieder häuslich niedergelassen. Der ehrenwerthe Patriot darf wieder sein verständiges Wort erheben und ehrwie schamlose Schreier müssen ihr vorlautes Maul halten. Der König gilt mehr als der Bube – so ist's die rechte Ordnung im Kartenspiel. Und diesen gesegneten Zustand

des Landes nennen unsere und des Volkes Feinde Reaction! Gut denn, laßt ihnen ihr Pläsir! Sie sollen euch reactionär heißen; aber nicht als ein Schimpfwort, nein, als euren höchsten Ehrentitel nehmt diese Namen hin!

Doch nun will euch »der gute Bürger« ein anderes Wort nennen. Vor dem fürchtet euch wie vor Pest, Hunger und Krieg! Denn darin steckt die wahre Landplage. Und dieses Wort, das heißt: Advokat. Schüttle mir keiner zu voreilig den Kopf darüber. Ei, so schaut euch einmal in allen Ländern um! Wer war denn immer vorn dran, wenn's was zu revolutioniren gegeben? Advokaten und immer Advokaten! Und wer sind auch hier zu Lande die Haupthähne gewesen, die den Morgen der neuen Volksfreiheit, daß Gott erbarm', am frechsten in die Welt hinausgekräht haben? Ihr wißt's selber am besten. Advokaten waren's. Ganz das nämliche Gelichter wie ihre blutrothen Spießgesellen, der Hecker und der Struve, diese politischen Schinderhannes, mit denen sie zugleich nach Amerika schmählichen Reißaus genommen haben, wo ihnen aber miteinander der Hahnenkamm gar furios abgeschwollen ist und die gleißenden Schwanzfedern ausgefallen sind. Aber – Gedenkzettel hin, Gedenkzettel her – und wenn auch ihre sauberen Collegen über dem Meere Steine klopfen müßten und Hunger leiden, daß ihnen die Rippen krachen, die Katze läßt das Mausen nicht und der Advokat läßt nicht vom Wühlen und Spektakelmachen. Das gehört einmal zu seinem Stande, wie der Schwanz zum Fuchs.

Und nun paßt auf, ihr Alle in Stadt und Land, was euch »der gute Bürger« jetzt sagen will. Sollte man nach alledem noch die Keckheit für möglich halten, daß auch jetzt wieder und sogar in unserer Haupt- und Residenzstadt ein solch' rabulistischer Rechtsverdreher mit der Absicht umgeht, sich als Wahlkandidat demnächst öffentlich an den Pranger zu stellen? Wir fragen euch: Ist das nicht *stark*? Und zwar ist das Einer von jener allergefährlichsten Sorte, die im Gesicht und auf der Lippe die Ehrlichkeit im Werthe von hunderttausend Gulden feil halten und innerlich um keinen rothen Batzen davon zu verkaufen haben; die in offenem, geradem deutschen Wesen so stark zu heucheln wissen, als seien sie schnurstracks von unserem Deutschen Urahn Hermann abgestammt. Ist das nicht wieder *stark*? Aber kommt man solchen scheinheiligen Freiheitshelden nur hinter ihre Schliche, so stellt sich heraus, daß sie nichts sind als verkappte, abgefeimte Schleicher. Ist das nicht abermals *stark*? Und wenn euch »der gute Bürger« nun obendrein sagt, daß dieser mit einer Handvoll hartgesottener demagogischer Sünder im geheimen Bunde steht, und mit ihnen auf nichts Geringeres spekulirt, als unser hohes Ministerium zu stürzen und das ganze Land wieder auf den Kopf zu stellen, ist das nicht die purste Narrheit? – Aber trotz alledem rufen wir – euch zu: Seid auf der Hut! Denn auch Narren sind gefährlich, vor Allem die politischen, wenn man sie nicht zur rechten Zeit einsperrt oder so gründlich öffentlich blamirt, daß sie wieder zu ihrem Bischen simplen Verstande kommen. Also wird euch wohl »der gute Bürger«

keinen Extrarath zu geben haben, was ihr jedem wühlhuberischen Helfershelfer ungefähr für eine Antwort geben sollt, der allenfalls eure Stimmen für besagten sauberen Wahlkandidaten ködern möchte. Ihm einfach weisen, wo der Zimmermann das Loch gemacht hat, das dürfte wohl noch die höflichste Erwiederung sein. Somit wollen wir's vor der Hand für heute gut sein lassen. Ihr wißt nun einstweilen für die nächsten paar Tage genug, um euch auszukennen. Auf der rechten Seite liegt also unseres allgeliebten Landesherrn Huld und Gnade, sein hohes, weises, couragirtes Ministerium, Ruhe und Ordnung, Sicherheit und Verdienst; auf der linken Seite liegt heilloses Durcheinander, fremde Strafsoldaten, Steuererhöhung und Stockung aller Geschäfte. Jetzt geht mit eurem Wahlzettel nach links oder nach rechts. »Der gute Bürger« hat wenigstens sein Gewissen auf Numero Sicher gebracht. Und wenn er eben nicht Alles ausplaudern darf, was er für euch noch in Petto hätte, so bedenkt, Bürger: die Anständigkeit und Ehre unserer ganzen Richtung verbietet uns dies. In den Schmutz der weiland demokratischen Skandalblätter nachzutreten, dazu ist unser politischer Standpunkt zu hoch und heilig. Wir legen bloß unsere ritterliche Lanze ein gegen verderbliche Grundsätze, aber nicht gegen Personen. Und hiemit schließen wir mit dem patriotischen Rufe: »Gott schütze gnädig das Vaterland vor falschem, Thron und Volk verderbendem Freiheitsevangelium und ihren heuchlerischen Aposteln, den Advokaten!« –

»Ha, ha, ha!« schrie Volkmann jetzt höhnisch hinaus, da er das Blatt auf das Pult warf. »Ist das nicht gerade zum Todtlachen? Ich, und dieser Leitartikel! Und wie ich mich schon ganz famos in diesen gutgesinnten Knüppelstyl hineingeschrieben habe! Ich fange wirklich an, vor mir selber wieder Respect zu kriegen. Ei, so haben wir doch nicht vergebens Humaniora studirt. Das Kapital des verdorbenen Studenten fängt endlich an, seine Zinsen zu tragen. Tausend schafsköpfige Abonnenten, jeden Tag mehr Annoncen und im nächsten Quartal dann noch tausend Gulden hohen Staatszuschuß! Victoria! Ich bin ein gemachter Mann. Der elende Fetzen Druckpapier stopft alle meine Löcher zu. – Na, wartet nur, ihr meine vier hungrigen Rangen da droben, nun sollt ihr bald einen ganz andern Vater haben und jede Mahlzeit Fleisch in den Topf. Ha, wie ihr dann rothe Backen kriegen sollt und kugelrund werden, ihr bleichen, kartoffelgemästeten Würmer! Und auch du, Käthe, sollst nun nimmer lange mehr die halben Nächte beim Spitzenklöppeln hocken und dir die matten Augen vollends blind gucken! Sollst nimmer so viel über mich weinen müssen, armes Ding! Nein, jetzt werd' ich ein schlichter, reputirlicher Mann, der Geld ins Haus bringt, mehr als wir brauchen. Dann sollst du jeden Sonntag Nachmittag an meinem Arme zum Kaffeetrinken gehen und Harmoniemusik hören. Wird das lustig werden! Ei, so vergiß des Schicksals Schläge und meine dazu! Keine Faust will ich mehr gegen dich aufheben. Und wart' nur, mit welch' prächtigem warmen Shawl ich diesen Winter deinen Rücken wieder

Alles verschmerzen mache. Und hab' ich nur erst die tausend Gulden Subvention, dann kommt zum Fleisch jeden Mittag eine Flasche Wein auf den Tisch für dich und mich. Hei, wie dein fahles, feines Gesichtchen sich dann wieder rosig färben soll wie dazumal im Görzhausener Schloß, da du solch' verlockendes Kammerkätzchen gewesen! Ja Käthe, an die schönen Zeiten von damals wollen wir dann wieder denken und sie werden wieder kommen, wenn wir nur erst jeden Mittag unsere Flasche Wein zusammen trinken. Und in alle Ewigkeit von mir verschworen sei jeder Tropfen Schnaps, dieses Hausgift, dieses Teufelsgesöff, durch das ich in Elend gekommen bin und das mich immer tiefer ins Elend hineingezogen hat. Aber weg jetzt mit all' diesen dummen Gewissensbissen! Wie dürres Reisig werf' ich sie auf einen Hausen zusammen und stecke sie in Brand und lass' ihre Asche vom Winde zerblasen. Es soll ja jetzt anders und besser werden. Das ist eine gesündere Praxis als reumüthiges Heulen. Weg mit meinem vorigen Hundeleben! Einen verächtlichen Fußtritt geb' ich jeder Erinnerung daran und stoße sie zurück in der Vergessenheit hintersten, stockfinsteren Winkel.«

An das Pult gelehnt stützte er jetzt den Kopf auf die zusammengekrampfte Faust und sein Auge starrte mit finsterem Brüten in den Lampendunst. Wenn ich dir jetzt Alles erzählen wollte, was durch die Irrgänge dieses verwüsteten Herzens zog! Aber plötzlich fuhr er wieder auf, trug hoch das Haupt, wilden Glanzes funkelte sein Blick

und blutroth färbte der aufkochende Zorn seine breite, tiefe Narbe.

»Aber nein, nicht Alles soll in mir vergessen sein, nicht Alles. Nein, *eine* Erinnerung, die soll Tag und Nacht in meinem Herzen umgehen als grinsendes Gespenst meines so elend verpfuschten Lebens, und soll mich an grimme Rache mahnen, bis der letzte Blutstropfen befriedigt in mir sagt: nun halte still, es ist genug! – Ja, du von allen Menschen mir Verhaßtester, du Ursprung meines Elends, du Wurm an meines Lebens Baum, du böses Auge meines Glückes, du sollst wahrhaftig nicht von mir vergessen werden!

Ha, sieh' her auf mich! Schan herein in mein modriges Rattennest! Mustere meinen schäbigen Bettelstaat! Steig' hinauf in meine Dachkammer! Laß Weib und Kinder in ihren geflickten Fetzen vor dir in Parade aufstellen! Setze dich mit uns zum mageren Tisch! Und triumphire – lache, so höhnisch, als dich nur kannst! O thu' es, thu' es! Ich will mein höllisches Pläsir daran haben. Denn wiß: in dieser Kattenspelunke hab' ich den Hexenkessel aufgehangen, darin ich im Feuer meiner Rache gegen dich den Gifttrank braue, den ich von nun an tropfenweise werd' in dein Leben träufeln lassen.

Ei, so fahr' nur noch in eigener Equipage vornehm spazieren, stell' deine Frau in Sammt und Seide zur Schau und laß deine Kinder wie aufgeputzte Affen paradiren, dieweil ich froh bin, wenn ich nur ganze Sohlen unter

mir verspüre! Aber wiß: mein Neid steht gespenstig hinter dir auf dem Kutschentritt und grübelt indessen darüber nach, wie er deine Gäule zu Falle bringe. Ei, so sitz' nur noch wie der Vogel im Hanfsamen in Deiner großen, noblen Praxis, reis' im Lande umher als rechtsverdrehender *commis voyageur* und Patron aller Mörder und Diebe! Aber mein Neid sitzt mit dir ungesehen am Arbeitstisch und fährt dir überall nach und studirt aus erdichteten Akten, wie er das Vertrauen deiner Clienten allmälig vergifte. Spiel' den Prahlhans in Deinem neuen, gleißenden Hause, laß darin musiziren und deklamiren, und füttere vornehmes Schmarotzergesindel ab, dieweil ich mit Noth den Miethzins für meine Dachstube zusammenscharre und den bellenden Hungerwolf zum Schweigen bringe! Aber wiß: in deinen Soiréen sitzt mein Neid als ungeladener Gast und summt vor sich hin das Lied von der Verläumdung, wie es der Basilio singt in Rossini's »Barbier.« Ha, kennst du's wohl? Erst vor acht Tagen hab' ich's auf der Galerie um lumpige drei Batzen gehört. Aber dich soll es ungezählte Gulden kosten! – Und endlich, du nimmersatter Glücksjäger, so versuch's nur jetzt, Dich auch noch einzuschleichen auf den Abgeordnetenstuhl, nach dem du so gierig verlangst! Aber wiß: mein Neid, er schleicht auch hier dir nach und tröpfelt ungesehen auf deinen ehrlichen Namen einen Gifttropfen nach dem andern, bis schleichendes Zehrfieber ihn erfaßt und deine besten Freunde über sein bedenkliches Aussehen den Kopf schütteln. Mit schlechten Witzen über dich in Reim und Prosa will ich das Zwerchfell des Publikums kitzeln,

bis endlich auch der griesgrämigste Staatshämorrhoidar das Schmunzeln über dich nicht mehr verhalten kann. Aus verläumderischen Räthseln sollen meine gedungenen Henkersknechte den Armesünderstrick um deinen Namen legen, daß man in der elendesten Schnapskneipe wie im vornehmsten Salon wie von einem moralisch Gehenkten von dir zischeln soll. Ja, du einst so frecher Fuchs! Jetzt stehen wir zwei wieder miteinander auf der Mensur. Dein Glück mit meinem Neide, Ei, laß doch sehen, wer jetzt den andern abführen wird!« . . .

»Recht guten Abend, verehrtester Herr Doctor, ich störe doch nicht?« klang's jetzt mit heiserer Stimme mitten in Volkmanns zornschnaubender Rede. Und ein hagerer, vor den Jahren gealterter Dreißiger mit in der Mitte gescheitelten, besenreisähnlichen Haaren und dürftigster Garderobe verbeugte sich tief, den abgegriffenen Calabreser verlegen in den Händen drehend. »Aber Sie entschuldigen, ich habe dreimal höflich angeklopft. Man scheint mich indessen nicht gehört zu haben. Der Herr Doctor haben so lauten Monolog gehalten, fast möchte ich glauben, einen hochtragischen. Da ich jedoch mein Gedicht für heute Abend so bestimmt versprochen habe, und ich auch meines Honorars höchst bedürftig bin – denn ich hungere wirklich schon den ganzen Tag –«

»Schon recht, schon recht, nicht so viel Vorrede!« polterte Volkmann, die verkümmerte Gestalt kalten Blickes musternd. »Also her damit! Will gleich einmal sehen, ob ich Sie auch ferner brauchen kann.«

»O, Herr Doctor werden ganz gewiß zufrieden sein. Denn nicht nur, daß ich mir schmeichle, den mir gegebenen Stoff echt poetisch behandelt zu haben, glaube ich sogar, Ihnen obendrein eine kleine Ueberraschung zu bereiten.«

Damit zog er aus der Seitentasche seines ihm viel zu engen, geschenkten Rockes, daraus unter der Achselhöhle das graue Hemd herausschaute, ein beschriebenes Blatt und reichte es Volkmann hin. Dieser brachte es sogleich der Lampe näher und durchlas es mit kritisch zusammengezogenen Augenbraunen, während der arme poetische Schlucker ängstlich forschend den Urtheilsspruch aus den Mienen des Lesenden zu errathen suchte.

Auf dem Blatte stand folgendes satyrische Gedicht – aber welch' noch viel tragischere Satyre bitteren Geschickes auf dessen eigenen Dichter, dem über diesen gastronomischen Versen höchstens das Wasser im Munde zusammenfloß, um sein trockenes Stück Brod damit saftiger zu machen:

Der wilde Schweinskopf als liberaler Protektor.

Hasenbraten, Austern und Fasanen,
Echter Rheinwein und Champagnerschaum,
Rehe, Lachsforellen, Indianen
Munden gleich vortrefflich meinem Gaum.
Aber wilden Schweinskopf in der Sulze
Nenn' ich doch den wahren Gnadenschmaus,
Nimmt ihn ein Minister zum Impulse,

Sich zu setzen übers Recht hinaus.
Tracht' drum Jeder, der will aufwärtsringen,
An Minister sich zu kleben an!
Recht ist Larifari. Vorwärtsbringen
Kann nur Schweinskopf, wie er mir's gethan.

»Na,« warf jetzt Volkmann geringschätzend hin, »das Ding ist im Ganzen nicht übel gemacht. Aber vor Allem: was soll denn der Bettel kosten?«

Der arme Poet lächelte jetzt eigenthümlich stolz, da er erwiederte: »Zwei Gulden, Herr Doctor.«

»Ja, warum nicht gar?« trumpfte Volkmann ihn ab. »Sechs und dreißig Kreuzer ist vollauf genug. Der Vers einen Groschen! Was wollen Sie denn mehr verdienen? Solch' Zeug schreibt man doch in längstens einer Stunde hin. Und überhaupt kann ich's nicht einmal in dieser Fassung noch brauchen. Erst müssen Sie mir noch den Namen Stark als Adjektiv ein paarmal geschickt hineinbringen. Sonst weiß ja sein Mensch, wer eigentlich damit gemeint ist.«

»O verzeihen der Herr Doctor! diese Art, den Namen zu nennen, wäre doch die plumpere. Und überhaupt muß ich Sie darauf aufmerksam machen, daß noch genialere Poeten, als ich mir einer zu sein schmeichle, ein solch' künstliches Gedicht nicht in einer Stunde nur so hinwerfen, und daß zwei Gulden dafür nur ein höchst bescheidenes Honorar genannt werden müssen. Denn wollen der Herr Doctor sich nur selber überzeugen: nicht allein

Zu-, sondern auch Vorname des betreffenden Herrn stehen bereits in meinen Versen, und zwar mit ganz großen Buchstaben.«

»Ja, zum Teufel, wo denn? Ich werde ja doch noch lesen können!«

»Sie erlauben gütigst, Herr Doctor! Ich bitte einen Augenblick um das Blatt.«

Damit lächelte dieses verkannte arme Genie wo möglich noch stolzer als das erstemal. »Sehen Sie, Herr Doctor, ein entschleiertes Kunststück!« Und mit magerem Zeigefinger auf den Anfangsbuchstaben jedes Verses deutend, buchstabirte er mit immer steigendem Selbstbewußtsein: H E R M A N N S T A R K – Hermann Stark.«

»Famos!« schrie Volkmann jetzt verwundert hinaus. »Ich gratulire. Der Einfall ist praktisch.«

Der geniale Verfasser dieses Akrostichons stand nun aber in seiner ganzen gekränkten Dichtergröße vor ihm da, und trotz der Gefahr für seine ausgesprengten Rockärmel richtete er sich jetzt erhaben auf und fragte in geisterhaft vibrirendem Tragödenton:

»Nun, Herr Doctor, halten Sie zwei elende Gulden noch immer für ein zu hohes Honorar?«

»Na, Sie sollen sie haben! Denn, meiner Seel', das Ding gefällt mir immer besser und wird seine Wirkung machen,« sagte Volkmann, hoch befriedigt, da er nun selber noch einmal den Namen Hermann Stark herunter buchstabirte. »Wir werden noch mehr Geschäfte miteinander

machen und ich will Ihrem verkannten Genie noch curiose Themata liefern. Aber sagen Sie einmal, ganz abgesehen von diesen zwei lumpigen Gulden – ist Ihnen nicht der einzige Gedanke schon mehr als hundert werth, daß Sie armer Schlucker von einem Poeten nun diesem eitlen Glückspilz von einem Advokaten einen solch' beißenden Possen spielen und die Jungen der ganzen Stadt in Bewegung setzen? He, ist das nicht auch für Sie ein Hochgenuß, an diesem einzigen Exemplar, gleichsam an allen miteinander, für Ihr so schmählich verkanntes Genie sich jetzt rächen zu dürfen?«

»O nein, verehrter Herr Doctor, das doch nicht,« erwiederte voll elegischer Wehmuth der Dichter. »Mein Gott, diese satyrische Art liegt eigentlich so gar nicht in meinem von Geburt auch gutmüthigen Wesen. Nur die Lyrik und Tragödie ist der geweihte Boden meines Genie's. Aber für die erstere fand ich nun einen Verleger, und meine zahlreichen Trauerspiele wollte man nirgends aufführen. Du lieber Himmel, da dichte ich jetzt eben nurmehr auf Bestellung. Denn dürftig sich satt zu essen, verlangt einmal die Prosa des Lebens auch von dem allergrößten Poeten. Doch muß ich offen bekennen, daß ich Hochzeitscarmina, Brautlieder, Gratulationen und Nachrufe auf Verstorbene, überhaupt jeden mehr harmlosen Stoff, der den Bestellern nur Freude macht, weitaus lieber poetisch bearbeite, als irgend einen Vers zu dichten, der irgend Jemand wehe thut. Aber da eben doch mir selber der Hunger am Ende noch am allerwehesten thut, so

muß ich auch solche Verse dichten, wie sie der Herr Doctor bei mir bestellt haben. Doch freuen, nein, das wissen die ewigen Götter, freuen können sie mich nicht.«

»Da ist das Honorar! Aber Sie sind ein Narr!« warf ihm Volkmann höhnisch ins Gesicht und die zwei Gulden auf das Pult.

»Mag sein, Herr Doctor! Aber jedenfalls ein armer Narr!« Dabei fuhr er sich über die Augen, dann nahm er mit schmerzlichem Blicke das Geld.

»Und wenn Sie wieder was brauchen sollten, bitte, lassen Sie mir's durch Herrn Schnober gütig zukommen! Es soll bestens besorgt werden. Franz Fröhlich, finstere Lauben, Nr. 109 über fünf Stiegen rückwärts. Hier ist meine Karte. Ich empfehle mich Ihnen gehorsamst.«

Nach einer tiefen Verbeugung schlich sich der neidlose, aber hungrige Dichter Franz Fröhlich hinaus, und die Nacht des Neides sah aus Volkmanns Auge ihm finster nach. Fast war er jetzt auch diesem »armen Narren« neidisch, weil dieser nicht, wie er selber – neidisch war.

Dann schlug er mit geballter Faust auf das Pult und sein gedunsenes Gesicht verzerrte sich zum Erschrecken.

»Ah, und wenn ich den Stark an den Galgen brächte, es ist doch ein elendes Hundeleben. Schnaps her!« Dann schlug er auf die Brust. »Da drinnen muß wieder ein Bischen chloroformirt werden!«

Den Pultdeckel riß er auf, holte eine Flasche hervor und that einen Zug daraus, der nimmer enden wollte. Wie er eben absetzte, huschte Schnober athemlos herein.

»Servus, Herr Redacteur! Servus, Herr Doctor! Hihihi! Famose Nachricht, sag' ich Ihnen, ganz famose!«

»Na, heraus damit!« warf Volkmann hin, gleichgiltig ihn anglotzend.

»Also gut! Auf der Druckerei waren sie noch nicht ganz fertig. Noch ein halbes Stündchen warten, hat's geheißen. Thut gar nichts, dachte ich mir. Kann einstweilen ein Bischen spioniren gehen. Und gesagt, gethan. Da ging ich also schnurstracks in den faulen Pelz. Sie wissen ja schon, die Weinkneipe, wo ich schon verteufelt viel ausgeluxt habe. Ich lasse mir also meinen gewöhnlichen halben Schoppen einschenken, und richtig, wie gewünscht, treffe ich dort den ausgewichstesten Haupthallunken, der damals von Goldhelm wegen dem Stark zum Teufel gejagt worden und zum Possen dafür mir die saftige Geschichte vom Minister und Schweinskopf erzählt hat. Ganz natürlich! Er hatte ja die ganze Schweinerei beim Serviren mit angehört. Hihihi! Die dummen Herrschaften! Als wenn ihre Bedienten lauter taubstumme Simpel wären!«

»O wärm' die alte Brühe wieder auf! Weiter, weiter! Was Neues will ich hören.«

»Kommt schon, kommt schon, Herr Doctor! Ja wohl! Weiter, was Neues! Also gut! Derselbe verfluchte Kerl ist nun seit acht Tagen bei dem reichen Großhändler Schulz, der's fast noch prahliger treibt als der Goldhelm. Ich mache mich also wieder an ihn hin, weil ich schon gestern aus meinem alten Freunde, dem Polizeioffizianten Schlemmer, herausspionirt hatte, daß der Stark ein paar

Abende hintereinander mit noch einem halben Dutzend verkappter Demokraten bei diesem Schulz aus- und eingegangen war, und hihihi, wie ich's eben so verstehe, den Leuten die Würmer geschickt aus der Nase zu ziehen, daß sie's gar nicht merken, beichtet mir der schon ein Bischen angetrunkene Kerl haarklein, daß also der Stark gestern Abend bei seinem Herrn eine Mordsrede darüber gehalten habe, das ganze jetzige Ministerium müsse zum Teufel fahren, und er wolle den Ministern in der Kammer schon weisen, wo der Barthel den Most holt, hat der Stark gesagt; und sie sollten nur recht Spektakel machen, daß er auch wirklich gewählt würde. Und dann hab' ich auch noch aus ihm herausgeschnuppert, daß ein anderer Advokat, dessen Namen er aber nicht wußte, Alles miteinander aufgeschrieben und sein Herr die ganze Pastete in seinem Schreibtisch eingeschlossen habe. Hihihi, ist das nicht unbezahlbar? Und das Alles haben diese Krautköpfe wieder vor ihrem Bedienten verhandelt, der ab und zu Champagner aufgetragen. Aber es kommt noch viel besser, Herr Doctor, noch viel besser! Denken Sie sich den Hauptspitzbuben! Um einen Louisd'or will er seinem Herrn das ganze Geschreibsel herauseskamotiren. Aber haben müßte er ihn zuvor, mit leibhaftigen, nüchternen Augen in seiner Hand sehen, darauf hat sein dicker Schädel unbarmherzig bestanden, so angetrunken er auch schon gewesen. Und, Herr Doctor, ich hab' Ihnen noch niemals zum Schlimmen gerathen, geben Sie ihn nur her, den Louisdor, und Sie, so wahr ein Gott über uns lebt, Sie sollen das Protokoll über diese demokratische

Sitzung kriegen. Denken Sie an die tausend Gulden, die uns der Minister versprochen, wenn wir uns gut bei den neuen Wahlen qualifiziren! Ich sag' Ihnen: produziren Sie ihm dieses Protokoll, so sind sie Ihnen so gewiß, als ich Matthias Schnober heiße und Ihr ergebenster Corrector bin. Also resolut, Herr Doctor! Verscherzen Sie nicht Ihr Glück um so eine lumpige Bagatelle! Ich garantir' Ihnen dafür: sie soll sich hundertfach verkapitalisiren. Heraus mit dem Louisd'or und tausend Gulden dafür eingestrichen! Hihihi! das nenn' ich Geschäfte machen.«

»Schnober!« lallte Volkmann mit von seinem vorigen Trunke schon etwas schwerer Junge und packte den Buckligen mit derber Faust an beiden Schultern. »Aber wenn jener Spitzbube mich zum Narren hielte oder ihm sein Diebstahl fallirte?«

»Dann jagen Sie mich zu allen Teufeln, sag' ich Ihnen,« kreischte der Einäugige. »Aber ich weiß, ich liefere Ihnen das Protokoll.«

»Nun gut!« schrie Volkmann mit rollendem Blicke, »du sollst den Louisd'or für ihn bekommen, und wenn ich meine Kasse bis zum letzten Pfennig auskratzen müßte.« Und mit fieberisch erregten Fingern schloß er eine Schublade des Pultes auf und zahlte elf blanke Gulden in Schnobers hingehaltene flache Hand.

Zu gleicher Zeit schlich ein fahlwangiger, ärmlich gekleideter Knabe von hinten herein und sagte ängstlich: »Vater, die Mutter läßt fragen, ob du nicht wolltest zum Nachtessen heraufkommen.«

»Eßt eure Kartoffeln allein!« fertigte Volkmann ihn ab. »Ich muß auswärts essen, hab' noch wichtige Geschäfte.«

Der Knabe schlich betrübt davon. Sein Vater setzte den breitkrämpigen Filzhut auf sein gluthrothes Gesicht: »Solche Aussichten muß man bei Braten und Rheinwein leben lassen. Schnober, mach' das Blatt heut allein fertig und bring' mir das Protokoll, oder du bist davongejagt!«

Damit ging Volkmann hinaus und suchte nach einer Weinstube, um darin die Gulden zu verschlemmen, die er heute Mittag seinem danach jammernden Weibe unbarmherzig verweigert hatte.

Der Redacteur war jetzt noch nicht um die Eckgasse gegangen, da schrie sein Corrector hinaus: »Du willst mein Herr und Meister sein? Hihihi! Zehn Jahre hab' ich bei der geheimen Polizei gedient, und du verdorbener Student und abgehauster Lump, du willst mich einen buckligen Kater heißen? Nun wohl, hier halt' ich deinen Louisd'or in der Hand und dir sollst jenes Protokoll dafür kriegen, aber – wohl verstanden – nur von mir diktirt, um dich mit einem Falsum zu petschiren.« Und er schlug ein markerschütterndes Gelächter auf, daß sein Höcker wie lebendig sich schüttelte und die Ratten unter ihm furchtsam zusammenliefen.

II. Im neuen Haus und neuen Glück.

War das jetzt ein wahrer Giftqualm von bösem Neide, der aus diesem wüsten Herzen uns entgegendampfte! Und was haben wir nicht schon Alles über unsern Freund von diesem seinem ärgsten Feind erfahren! Aber

komm, lieber Begleiter, lange genug habe ich dieses düstere Nachtstück dich beschauen lassen. Nun tritt mit mir aus dem lichtlosen Winkel, darin am Tage nur niedrige Leidenschaften und des Nachts häßliche Ratten hausen, wieder heraus in frischere Luft. Leibhaftig wollen wir Hermann und Helene jetzt wieder sehen. Hast du nicht auch Verlangen danach? Sind es doch schon nahezu fünf Jahre, seitdem wir sie verlassen. So komm, wir wollen sie jetzt aufsuchen in ihrem neuen Haus und neuen Glück!

Und siehe, da stehen wir schon miteinander in einer neu angelegten, fashionablen Straße der Hauptstadt. Auch im Gasflammenschimmer wirkt ihr architektonisch heiterer Reiz auf dein Beschauerauge. Wie eine Ausstellung von Miniaturpalästen verschwommener Baustyle schauen all' die frischfarbig glänzenden Häuser dich an mit ihren marzipanartig verzierten Façaden, durch Altanen in Stein und Erz malerisch unterbrochen. Sorglich gepflegte, mit bronzenen Arabesken umgitterte Blumenbeete erhöhen noch gar sehr die vornehmthuende Haltung dieser eleganten Häusergestalten. Aber mitten unter all' den villenartigen Phantasiegebilden, siehst du dort, an Stolz all' seine Nachbarn noch überbietend, das einzige Erkerhaus mit spitzbogigen Fensterrahmen, mit Staffelgiebel und Wetterfahne? Zwar hat auch daran die Hand der Neuzeit den ehrwürdigen, trauten Ausdruck einer echt altdeutschen Häuserphysiognomie durch manch' gezierten Zug verwischt, daß das kokette

Abbild kaum mehr recht an das urwüchsige, anspruchslose Original erinnert. Und doch, taucht jetzt beim Beschauen dieses neuen Erkerhauses nicht sogleich ein anderes gar altes liebes Bild in deiner Erinnerung auf? Und staunest du zu sehr darüber, wenn ich dir jetzt sage, daß wirklich jenes althistorische neben der Kaiserburg dem Erbauer dieses modernen als Urbild vorgeschwebt? – Ja, lieber Begleiter, du stehst vor Hermanns und Helenens neuem Hause!

Sag', heimelt dich diese Pietät für das theure Elternhaus nicht schon von außen an? So wird auch dessen heimathlicher Liebesfriede hier mit eingezogen sein. Denn sind nur die Herzen dieselben geblieben, was kümmern sie andere Räume? Ja, gewiß, auch hier in dieser erst neu gebauten Straße der Hauptstadt kam die Luft des verlassenen Daheim auf dem kaiserlichen Rittersberg wehen. Auch in der stillsten Einsamkeit wie im geräuschvollen Treiben der großen Welt kann das gemüthreiche Dichterwort zur Wahrheit werden:

> »Und Liebe, die folgt ihm, die geht ihm zur Hand,
> So wird ihm zur Heimath das ferneste Land.«

Meinst du nicht auch?

So tritt denn mit mir herein! Aber nicht wahr, wie schon das reiche, geschmackvolle Treppenhaus dich überrascht? Zwei erzene Landsknechte mit gasflammenden Hellebarden bewachen den Eingang. Auf bunt schwellendem Teppich geht dein Fuß. Deutschlands

Sagen- und Kaiserzeit grüßt dich in den stolzesten Helden, deren Standbilder rechts und links aus dunklen Nischen glänzen. Dazwischen leuchtet dir solch' frisch duftiger Blumenflor aus zierlichen Weidenkörben entgegen, daß du gern auf die Herbstzeit draußen vergissest und nur von einem immerblühenden Frühling in diesen Mauern träumest, als dessen lichte Sinnbilder diese zarten Treibhauskinder dir ins Auge schauen.

Gedenkst du jetzt nicht unwillkürlich jenes märchenhaften Eintrittes ins Goldhelm'sche Haus, das vor fünf Jahren Hermanns Aug' und Herz so befangen gemacht? Nun ja, freilich! Und wie kommt dir diese Erinnerung so natürlich! Jener unvergeßliche Zauber war es ja auch gewesen, der unsern Freund zu dieser Nachahmung verlockte. Aber sei deßhalb nur unbesorgt! Was soll Schönheitssinn dem Glücke des Hauses schaden? Kommt es doch auf den Geist alleinzig an, der darin weht und waltet! Und du wirst doch nicht etwa fürchten, daß von dem Geiste des Goldhelm'schen Hauses sich auch nur der leiseste Hauch hieher verloren habe? Weißt du doch zu gut, wie nur zärtlichste Liebe hier auf und nieder steigt, sei der Eingang nun sinnig ausgeschmückt wie jetzt in diesem neuen Erkerhause oder zierlos einfach wie einst daheim in jenem alten.

Und jetzt komm mit mir durch den Corridor, tritt herein in die Zimmer! Sieh' her, welch' lange Reihe ineinandergehender Gemächer mit offenen Flügelthüren, alle durchduftet und beleuchtet! Noch fehlen darin Wirth und Gäste. Aber die kerzenschimmernden Kronleuchter im

großen Empfangssaale, gedeckte Tische im gothischen Speisezimmer, und hin und wieder gehendes Gesinde, das hie und da noch ordnet, verrathen den nahen festlichen Abend. So schauen wir uns einstweilen ein wenig um! – Welch' auserlesener Geschmack glänzt aus jedem Gemache dir entgegen! Sammt und Seide wallt in schweren Gehängen von spiegelscheibigen Fenstern und palisanderhölzernen Thüren. Bunte Teppiche heben sich malerisch ab vom schimmernden Parketgetäfel. Und welch' wechselnder Reiz in kostbaren Gemälden und Vasen, im verlockenden Comfort der luxusreichen Einrichtung! – Aber was hast du doch? Du fragst mich mit staunendem Kopfschütteln, ob wir auch wirklich bei Hermann und Helene sind? Nun, wo denn auch anders? So sieh' doch nur hier im mittleren Salon diese alten, lieben Bekannten! Erkennst du sie nimmer, die altehrwürdigen Vorfahren des Stark'schen Bürgergeschlechtes? O natürlich, auch sie sind mit ihrem jüngsten Enkel aus ihrem alten Vaterhause daheim mit hieher in die Hauptstadt ausgewandert. Ob diese kernigen »Altdahiesigen« sich freilich in diesem modernen Glanze so behaglich fühlen, wie einst daheim in der schlichten, holzgetäfelten Erkerstube? Nicht wahr, sie scheinen auch dir so fremd und freudlos hier dreinzublicken. Aber besinne dich: der Bürgermeister Petrus Johannes mit dem kaiserlichen Gnadenkettlein hatte ja auch daheim die dickbuschigen Augenbraunen immer so finster zusammengezogen und nur ein einzigesmal heimlich geschmunzelt. Weißt du noch, wann und warum? – Und wenn auch der selige Vater

Stark, der sich sammt Mutter Rosalie kurz nach seiner Abdankung zum Hochzeitsgeschenke hatte malen lassen, von der golddurchwirkten rothen Sammttapete jetzt nur mit verstohlenem Herzeleid herunterschaut, so hatte sich dieser wehmüthige Zug eben schon daheim unter der Hand des dortigen Malers eingeschlichen gehabt. Und wie leicht konnte das geschehen bei einem Kopf von vierundsiebzig Jahren, nachdem kurz zuvor das Herz solch' schmerzliches Opfer gebracht hatte! Aber wenn der Selige, plötzlich wieder zum Leben erstanden, in das neue Haus seines Sohnes jetzt, so wie du, leibhaftig hereinträte, glaubst du wohl, daß dieser wehmüthige Zug in seinem todten Bilde dann auch sein lebendiges Antlitz überschleichen würde?

Doch warum auch nur? Hermanns kühnste Träume haben sich in der Erfüllung ja noch überboten. Ja, lieber Begleiter, die giftige Neidschlange, die du in jener Rattenspelunke aus Volkmanns Munde so grimmig hast zischeln hören, sie war wirklich an unseres Freundes überschäumendem Glücksbecher getränkt und großgezogen worden. Fünf kurze Jahre! – Und welche Summe von äußerem Menschenglück hatte diese flüchtige Spanne Zeit in Hermanns Leben zusammengewuchert!

Noch kein halbes Jahr war er dem stillen Reiche seiner Heimath entronnen gewesen, und all' seine Collegen in der Hauptstadt hatte sein wortmächtiger Genius schon überflügelt, wie wenn ein Adler unter einem Schwarme von Krähen hervorstößt und wie ein Pfeil sonnenwärts fliegt, dieweil die andern krächzend im Nebel

ihm nachflattern. Ja, war das jetzt in unserem Helden ein himmelweit anderes Gefühl all dazumal, da er, zum Listenschreiber entwürdigt, den zornerregten Geistesfittig ans Gitter seines Käfigs geschlagen und nach den sonnigen Schneegipfeln sein Heimweh hinausgeschrieen! Gedenkst du noch jener Zeit, lieber Begleiter?

Ob du dich aber auch jenes herbstlichen Abends noch erinnerst, da Hermann mit dem Schäferfritzel am Hünenhügel im Ginster gelagert und jener graubärtige Philosoph der Haide zur Rauchsäule hinangedeutet, die aus dem alten Gehöfte gegen Himmel stieg? – Da hatte dieser zu seinem Enkelkinde gesprochen: »Und ich sage dir jetzt: fängst du nur erst damit an, nach Menschenglück zu jagen, so bist nicht du der Jäger und das Glück dein Wild, sondern umgekehrt. Und so oft du meinest, nun habest du das Glück erjagt, so ist es dir unter den Händen vergangen. 's ist Alles Rauch. Und so geht's fort und immer fort. Das gehetzte Wild bist immer nur du selber!« –

Daß ich doch jetzt jene Stimmung am Hünenhügel nicht mehr los werde, seit ich in dies Erkerhaus dich hereingeführt! Fort und fort steht jener einfältig weise Prophet vor meinem geistigen Auge, und seine Worte klingen mir beständig im Ohr. Was aber hat diese düstere Mahnung jetzt nur mit diesem heitern Leben unseres Freundes zu schaffen? – Und ist auch seines Herzens Drängen und Sehnen bis zur Stunde noch immer nicht völlig gestillt, wie hat er auch in dieser kurzen Frist die

ganze Höhe seines Ideals von Menschenglück schon ersteigen können, das sein gewaltiger Geist vor sich emporragen sah? Und wie menschlich natürlich war es darum bisher gewesen, daß jede Erfüllung, kaum von der Sehnsucht als Tochter geboren, immer wieder selber Mutter einer neuen Sehnsucht geworden!

Als gar bald alle reichen und vornehmen Klienten der Hauptstadt sich zu Hermanns Berathungszimmer drängten, und »Des Lebens goldener Baum« nun in ganz anderer Bedeutung, wie einst in jener bitteren Fronie der Conscriptionslisten, aus dem fruchtbaren Boden dieser anderen Praxis emporblühte, was war natürlicher, als daß der so schnell berühmt gewordene Advokat sich danach sehnte, statt des unsicheren Herdes in fremder Miethwohnung sich in eigenem Hause ein festes, behagliches Daheim zu gründen? Und rieth ihm nicht ebenso natürlich die einfachste, weltmännische Klugheit an, schon durch den bloßen äußeren Anblick seines neuen Hauses seine minder berühmten Collegen gleichsam symbolisch vor aller Welt in Schatten zu stellen?

Aber das war nicht so leicht. Auch andere Advokaten bewohnten gar stattliche, eigene Häuser. Da mußte natürlich ein ganz außergewöhnlicher Bauplan ersonnen werden. Und da mit dieser klugen Berechnung für die äußere Welt die Pietät für das liebe, alte Vaterhaus von selber zusammentraf, wie natürlich war da dieses glänzende moderne Erkerhaus dem Boden entstiegen, als doppeltes Sinnbild seines früheren und jetzigen Lebens, seiner Sehnsucht und ihrer Erfüllung!

Zum schönen Gefäße ziemt sich indeß auch nur ein würdiger Inhalt. Wie natürlich war es darum weiter, auch die inneren Räume mit der reizenden Außenseite zusammenstimmen mußten! Wie hätte da die einfache Einrichtung des bürgerlichen Erkerhauses am Storchenthurme diesem neuen, in dem vornehmsten Theile der Hauptstadt, noch ferner genügen können? Gehört nicht überdies eine gewisse behagliche Aesthetik in der Häuslichkeit mit zu den reinsten idealen Lebensgenüssen? Und besäße hiezu nur der Ahnen- und Geldadel das Privilegium, und nicht mindestens gerade so berechtigt auch die Aristokratie des Geistes, zu deren Mitgliedern sich Hermann doch unbestritten zählen durfte?

O schon damals, als er all' die märchenhafte Pracht im Palais Goldhelm trunken angestaunt, schon an jenem ersten Abend war er in sich gewahr geworden, in welch' fast ärmlicher Bescheidenheit er bisher gewohnt und gelebt. Jener unsichtbare Geist, der ihm damals ins Herz geflüstert: »Nun erkenne hier, was Leben heiße, denn was du bis jetzt gelebt, das war nur der Schatten des Lebens! Ein Geist wie du, wie mag er so schmachten und darben in unserer Zeit!« – diese gewaltige Verführerstimme, sie war seit jenem entscheidenden Abend in Hermanns Herzen nimmer verklungen; doch verstummt, als habe er ihn nie zuvor gehört, jener andere Mahnruf von der Haide: »Die Welt ist weit, aber das Menschenherz ist noch viel weiter, und es bekommt nie genug.«

Da nun aber unser Freund in so ganz natürlichem Drange sich dieses glänzende neue Daheim erbaut und

auch in dessen Innern seinen, mit aller Macht erwachten, Schönheitssinn vollauf befriedigt hatte, was war zuletzt wieder natürlicher, als daß er sich auch nach möglichst vielen Menschen sehnte, um mit menschlich erklärlichen Stolz ihnen seine neue, reizende Häuslichkeit zu erschließen und nach des Tages schwerer Arbeit im wechselseitigen Austausch Herz und Geist erfrischen, erheben und bereichern zu lassen! Erinnerst du dich noch seines letzten Briefes an Theodor? Welch' ergreifenden Sehnsuchtsruf nach herzensverwandtem Umgang hatte er darin ausgestoßen, gleich dem Wüstenwanderer nach einer erquickenden Oase! – Und war Hermann außer dem Besitzer dieses Hauses nicht auch noch der Mann Helenens? – Wer einen seltenen Edelstein sein Eigen nennt, wird dessen Aug und Herz nicht noch hundertmal mehr durch seinen Glanz erfreut, und gewinnt das Juwel nicht hundertfach an Werth, wenn auch Andere es bewundern und dessen Besitzer drum beneiden dürfen? O welch' unaussprechlicher Reiz liegt oft in solch' fremdem Neide!

So waren es denn erst harmlose Musik- und Lesekränzchen gewesen, in denen nur wenige, sorglich ausgewählte, neue Freunde und gediegene Kenner Helenens geistvolles Spiel nicht minder bewunderten, wie sie ihr liebes Frauenbild selber immer tiefer ins Herz schloßen und an

dem immer gleich klaren Spiegel ihrer holdseligen Weiblichkeit das Auge labten. Bald riß sie dann als Alleinherrscherin auf ihrem Flügel alle Hörer zu heiliger Begeisterung hin, bald bewährte sie ihre eben so gründliche Meisterschaft, da sie im Zusammenspiel mit anderen Instrumenten voll zartempfundener Beschränkung nur dem idealen Ausdrucke des schönen Ganzen diente. Oder sie lassen dann und wann die besten dramatischen Werke alter und neuer Dichter in vertheilten Rollen. Wer horchte da nicht immer am liebsten auf der schönen Hausfrau sympathischen Vortrag, darin Herz und Geist in solch' ungekünstelter Innigkeit des Ausdruckes zusammenklangen! War das an solchen Feierabenden noch ein menschenwürdiger Cultus göttlicher Schönheit! Und wie geschah Helenen in innerster Seele wohl dabei, wenn sie dann über dem ausruhenden Mann und seinen Gästen den besänftigenden Himmelsbogen ihrer trauten Häuslicheit ausspannen durfte und sie immer wieder von Neuem Inne ward, wie das Sternbild ihrer Liebe auf Hermann niederstrahlte; mit immer gleich mächtigem, sein Haus und Herz verklärenden Glanze! – Wie einfach war da noch die leibliche Bewirthung und wie auserlesen der geistige Genuß! Jeder Gast schied reicher als er gekommen, und alle dankten aufrichtig den lieben jungen Wirthen, die doppelt glücklich gewesen, weil sie sich und Andern ihr liebes Daheim so heimisch gemacht, mit so wenig äußerem Aufwand und so viel innerer Befriedigung.

Als dann gar der erste Wonnemonat der neuen Heimath einen ganzen Frühling voll knospender Sehnsucht

in einer kleinen Wiege zum Blühen gebracht, hätte da der Mann solcher Frau und dieses Kindes Vater nicht in heiliger Furcht vor der Hinfälligkeit alles Erdenglückes ausrufen sollen: »Nun, Glück, halt' ein, ich bin von dir gesättigt und mir graut vor noch mehr!«

O wohl hatte Hermann einst solche Angst in sich verspürt, da er am Tage nach seiner Verlobung an Theodor geschrieben: »Heiliger Gott, wenn in diesen Liebesfrühling ein Sturm, ein Blick, Dürre oder giftiger Thau – nein, nein, gar nicht ausschreiben will ich diesen Satz: Und nicht wahr, der Neid der Götter ist ja längst ein Märchen geworden?« Ja wohl ein Märchen! – Aber das eigene Herz, all seines Glückes gefährlichster Feind, wird ewig Wahrheit bleiben. Der Götter verderblicher Neid sind gar oft nur wir Menschen selber.

Aber in Hermanns Herzen war diese heilige Furcht schon lange zerronnen. Gar bald dahin war der frühere Reiz, in seinem Hause den schönen Künsten ein harmlos heiteres Asyl zu bieten, einen auserlesenen Freundeskreis bescheiden bewirthend immer tiefer fiel er der Verlockung in den Arm, den Kreis der Gäste weiter und weiter auszuspannen, die schlichte Schönheit herzlicher Gastfreundschaft immer mehr mit prunkendem Aufwand zu entstellen, und mit seines aufblühenden Hauses Glanz auch unter den Vornehmsten der Hauptstadt den eifersüchtigen Wettstreit zu eröffnen.

Und hatte sein scharfer Blick auch gar bald im Hause Goldhelm erkannt gehabt, welche plumpe Lüge von Menschenglück sich großthuend breit machte, und wie

falsch die Perlen seien, mit deren Schillern die Baronin ihre ästhetischen Gäste blendete – gerade diese Erkenntniß hatte Hermann noch am mächtigsten gereizt, nun in seinem eigenen Hause der Welt zu zeigen, welche Fülle wahrhaftigsten Glückes, welcher Reichthum echtester Bildung darin geborgen liege und welch' unverfälschten Diamant er in *seinem* Weibe sein neidenswerthes Eigen nenne.

Und, o dieser tragischen Ironie! – Im Hause Stark hatte der Herr des Goldhelm'schen einst erkannt, wie arm an wahrem Glücke sein eigenes sei. Und da der Herr jenes anderen nun vor aller Welt den Reichthum seines Glückes beweisen wollte, war er unversehens daran immer ärmer geworden. – Denn der Mann, dem es nicht mehr genügt, ungesehen von aller Welt nur in seinem Haus und Herzen den Liebessegen eines guten Weibes zu verkosten, der hat von der Poesie seines ehlichen Glückes den zartesten Duft schon abgestreift. Und je stärkerer Drang ihm zum Bedürfniß geworden, den Reichthum seiner Häuslichkeit, auf der Außenwelt lautem Markte neiderweckend zur Schau zu stellen, um desto gefährlicher setzt er seines Lebens kostbarsten Schatz auf ein gewagtes Spiel. Und bevor er selber es inne geworden, verwandelt sich oft über Nacht die heitere Hymne seines seligsten Stückes in ein leises Klagelied von einem verlorenen Paradies.

Und Helene? – Während Hermann auch heute wieder im Hause jenes Großhändlers mit seinen politischen Freunden über das festzustellende liberale Programm eifrigst debattirte, kniete diese unterdessen im Kinderzimmer am Bett ihres nunmehr fünfthalbjährigen Töchterleins, das die Großmutter Rosalie aus der Taufe gehoben. Sie trug bereits ein Kleid von himmelblauer Seide zur bevorstehenden Soirée in ihrem Hause, und eine einfache, weiße Rose schmückte ihr Haar. War das jetzt ein menschlich schönes Bild, als sie mit über das Kissen gebeugten Haupte die frommen Mutterhände um die der kleinen Rosa schlang und ihr das Nachtgebet vorsprach, das diese andächtig aufrechtsitzend mit ihrer rührenden Kinderstimme Satz für Satz ihr nachsagte: »Ich bin klein, mein Herz ist rein, soll Niemand drin wohnen als Christkindlein.«

»So, mein lieber Engel, nun schlaf recht, recht wohl, und dein Schutzgeist behüte dich!« Mit diesen in leiser Wehmuth geflüsterten Worten erhob sich Helene, richtete dem lieben Köpfchen das Kissen noch zurecht, dann besprengte sie aus dem Weihwasserkessel unter dem Muttergottesbilde sich selber und dem Kinde Stirn und Brust, und drückte einen innigen Nachtkuß auf die zarten, süßen Lippen. Diese Poesie war keine Komödie zwischen Mutter und Kind, wie einst im Goldhelm'schen Hause. Aber ein tief tragischer Ton durchbebte diese Scene jetzt dennoch.

»Aber Mütterchen, ich kann noch nicht schlafen. Bleib' doch noch ein wenig bei mir und erzähle mir wieder ein so schönes Märchen, wie gestern vom Schneewittchen.«

»O liebes Kind, wie gerne thät' ich's, aber sogleich werden gar viele Gäste zu uns kommen. Da hab' ich noch gar Manches zu richten und ordnen, lieb Röschen! Doch warte nur, morgen Abend erzähl' ich dir wieder Märchen, so lange du nur willst, und gieb Acht, wie ganz wunderschöne. Wie gerne möcht' ich ja jetzt noch bei dir bleiben, du Herzenskind und dich in Schlaf erzählen und singen, viel lieber als bei den vielen fremden Männern sein, die heute zu uns kommen und von denen mein Herz nichts weiß. O schlaf ein, mein Kind, deiner Mutter zu Liebe! Dann steht auch dein Schutzengel gar gerne Wacht bei dir und du darfst ihn auch wieder im Traume sehen, wie gestern Nachts mit den silbernen Flügeln und dem goldenen Schwert, Komm'. Leg' fromm dein Köpfchen aufs Kissen! Schlaf ein, lieb Röschen!«

»Aber, lieb Mütterchen, warum kommt der Vater schon wieder nicht zu mir und sagt mir nicht gute Nacht?«

Der gute Vater ist noch nicht daheim, liebes Kind! Er hat noch gar wichtige Geschäfte draußen, und er wird dich schon im Schlaf noch küssen.«

Röschen aber beruhigte sich dennoch nicht und fragte wieder:

»Ist der Vater mit Röschen böse? Und er spielt auch gar nimmer mit mir und erzählt mir keine lustigen Geschichten und macht immer ein so trauriges Gesicht. Oder sag' Mütterchen, ist der Vater krank und thut ihm was weh?

Oder hat am Ende der garstige Zauberer auch dem Vater einen so bösen Trank gegeben wie dem verwunschenen Prinzen? Aber gelt, Mütterchen, dann erlösest du den Vater schon wieder? Bist ja gerade so schön und lieb wie die gute Waldfee, und die hatte eine weiße Rose im Haar, so wie du. Und wenn du den Vater erlöst hast, dann wird er auch mit Röschen wieder lieb und gut. Gelt, Mütterchen?«

»Ach ja, liebes Kind!« rief jetzt Helene voll ausbrechenden Seelenschmerzes. »Ein böser Zaubertrank ward dem armen Vater eingegeben, aber du hast Recht, ich will ihn davon erlösen. O du unschuldige Kinderweisheit!« – Und sie drückte ihr leidvolles Haupt an das Herz ihres Kindes. Welch' ein gesegneter Platz für eine Mutter, um daran zu neuer Ergebung und freudiger Willenskraft für den Vater sich aufzurichten! Wie sie dann ihr von frommem Starkmuth verklärtes Antlitz wieder erhob, hing ihr eine große Thränenperle an der seidenen Wimper und bethaute dann Röschens schneeweißes Bett.

Da streckte das Kind die kleinen Hände nach der Mutter aus, um ihre Wangen zu streicheln: »Mütterchen, warum weinst Du?«

»Weil ich so lieb dich habe, du gutes Kind! Aber nun sei auch du mit mir recht lieb und schlaf' ein! Sieh', da kommt die gute Eva. Die bleibt bei dir am Bette sitzen. Gute Nacht, lieb Röschen! Ich kann ja nicht bei dir bleiben.«

»Gut' Nacht, lieb Mütterchen! Nun weine nur nimmer! Ich schlafe schon ein.«

Helene küßte Röschen noch einmal. Eva, die vierzigjährige Wärterin setzte sich Röschen zu Häupten. Dann trat die Mutter noch an eine Wiege und deckte den Schleier auf, darin der kleine Stammhalter schlief. Sie machte mit dem Zeigefinger das Kreuzzeichen über des Knaben Antlitz, that einen großen, andächtigen Blick auf das Crucifix über der Wiege und schlich sich voll wehmüthiger Ergebung aus dem trauten Halbdunkel hinüber in den grellen Kerzenschimmer, um als Hausfrau noch Alles zu ordnen für eine ihrem Herzen fremde Welt, darin ihres Hauses schönes Ideal im Grabe lag. –

Verzeihe mir, lieber Begleiter, wenn ich in meiner »Symphonie in Worten,« wie ich das schon öfter gethan, auch hier wieder eine schon früher angeschlagene Weise vor deinem Geiste aufleben lasse. Du gönnst ja wohl dem Dichter in Worten dieselbe Gunst, die du so oft und willig dem andern, der in Tönen dichtet, gewährst!

Diese Weise aus Helenens damals frisch verlobtem Herzen klang also:

»Mein innigst Geliebter! Ich sitze in meinem Stübchen, das auch dir so traulich ist, und habe mir den Tisch ans offene Fenster gerückt, Gott, wie es schön draußen ist! Wie ein Kind, das eben einschlafen will, liegt die Haide vor mir und unsichtbare Hände umspinnen sie mit weißem Schleier. Mit zitterndem Glanze steht der Abendstern über dem im Traume rauschenden Wald. Immer endloser hebt's im blauen Himmelsgarten von goldenen Blumen zu leuchten an und durch die Nachtluft höre ich deine Seele die meine grüßen: So viel Stern' am Himmel

stehen, so vielmal sei du gegrüßt! – Welch' ein Friede da droben und da draußen! Nur von weitem tönt das Brausen des Bahnzugs wie fernes Meeresrauschen durch den Forst. O so, mein Geliebtester, denke ich mir unser einstiges Leben. – Ja, nicht wahr? du vertrautester Freund meiner Seele, so haben wir's uns in diesen wunderschönen vier Wochen ja so oft gesagt und betheuert. So soll auch die laute Welt mit all' ihrer friedlosen Jagd nur aus weiter Ferne dumpf umbrausen. Und das Haus unseres Glückes soll einst in fester Einfachheit gegründet stehen, wie jetzt das meine hier im Frieden seiner waldumgrünten, himmelumglänzten Haide. – O du mein Liebster, daß es doch wirklich auch dereinst so käme, daß du doch all' dein Verlangen nach Menschenglück nur an mein Herz legen wolltest! Ich will dir wahrhaftig werden ein frühlingsgrüner Wald, darin das Blühen nimmer endet, ein Himmel, daran die Sterne sein Auge zählt, und ein Friede, darin jeder Streit zur Ruhe kommt.«

Und nun sag', lieber Begleiter, wie durchklangen diese Worte damals dein Herz und wie stimmen sie es heute, da ich dich in der damaligen Verlobten neues Haus und neues Glück hereingeführt? Wie viel ist wahr geworden von jenem Ideale ihres einstigen Hauses?

Und gedenkst du auch noch jener geheimnißvollen Angst, die damals Helenens Seele durchzittert? »Heiliger Gott, wenn du meiner Hand, meines Herzens dich entwöhntest, wenn wir getrennte Wege gingen, unverstanden … Du hoch auf sturmumbrausten, felsigen Spitzen, ich tief unten im verwaisten Hause sitzend, umsonst am

heimischen Herd der Liebe Feuer für dich schürend und hütend!«

Wie viel ist dem Weibe wahr geworden von dieser bräutlichen Angst?

Doch, lieber Begleiter, fürchte noch nicht zu viel! »Denn unermeßlich ist des Weibes Liebe. Keines Schiffers Senkblei ergründet ihre Tiefe. Ihre Höhe umkreist keines Adlers Flug und seines Forschers Geist kann abwägen ihre Stärke.«

Das war ja auch ein himmlischer Accord aus jenem Brautliede, das Helenens schöne Seele ihrem Hermann gesungen, und der klingt bis zur Stunde noch so wahr und unvermindert in ihr fort, als der Mond noch wahrhaftig am Himmel steht, der damals über der schlafenden Haide geleuchtet, als Helene diese Worte niederschrieb . . .

Von des Gatten zärtlicher Gegenliebe getragen, im ungetrübten Einklange der Gedanken und Neigungen mit ihm nach dem gleichen Ideal ehelichen Glückes ringend, als Weib des Mannes Haus zu bestellen und seinem Geist und Herzen eine immer gleich ergebene, liebesstarke, verständnißinnige Gefährtin zu sein in Freud wie Leid, in Sturm wie Meeresstille, das ist wohl die Feuerprobe von Frauenliebe noch nicht. Denn was sie dem Herzen des Mannes gibt, das empfängt sie von ihm im gleichem Maße wieder zurück. Das Bewußtsein gegenseitigen Beglückens macht ihr auch das Schwerste leicht und versüßt ihr das bitterste Opfer, daß sie gerne sogleich wieder

darauf vergißt, was sie's gekostet, und nur des Mannes liebreicher Vergeltung dauernd inne wird.

Aber als Weib das geheime Weh mit sich herumzutragen, daß trotz all' ihrer ängstlich besorgten Liebe das alte, lichte Ideal ihres häuslichen Glückes immer mehr im Bewußtsein des Mannes verdunkelt, und daß ein unseliger Drang sein Herz immer mächtiger verlockt, auf der Sandwüste eitlen Welttreibens nach trügerischen Luftgebilden zu jagen und des Hauses Oase zu mißachten, in der wirkliche Palmen schattigen Frieden bieten und wirkliche Bronnen den Durst nach unerer Beseligung stillen; – und trotz diesem geheimen Weh an dem alten vollgefüllten Maße von Liebe um keinen Tropfen ärmer zu werden, das vermag wohl nur ein wahrhaft großes Frauenherz. Und wenn jede sanftmüthige Bitte, jedes liebesmuthige Mahnen und Warnen vergeblich gewesen, dann, nicht aus knechtischer Furcht vor des Mannes Unwillen, aber aus heiligem Liebesopfer, die eigenen Neigungen unterdrückend den fremden des Mannes sich unterzuordnen und zu dienen, mit immer gleich heller Liebeslampe und immer gleich heiterer Geduld seinem dunklen Ringen nachzumwandeln, nur um ihn niemals ihres Herzens zu entwöhnen und stets als Schutzgeist rettend bereit zu stehen – das kann nur jene unermeßliche Liebe des Weibes, deren Tiefe, wie einst Helene geschrieben, keines Schiffers Senkblei noch ergründet, deren Höhe keines Adlers Flug noch umkreist und deren Stärke keines Forschers Geist noch abgewogen.

In Helenens großem Herzen wohnte diese große Frauenliebe.

»Nein, du bist kein alltäglicher Mann, doch ich will auch kein alltägliches Weib dir werden. Weiblich allezeit, aber weibisch nie und nimmer!«

Dieses Wort, das sie zum erstenmal als begeisterte Braut und dann wieder als liebesmuthige, junge Frau vor Hermann ausgesprochen, wie war es an ihr wahr geworden Tag für Tag in diesen fünf Jahren ihrer neuen Heimath, aber auch schwerer und immer schwerer zu erfüllen! Denn wie ganz anders hatte sich Helene den Sinn dieser Worte gedacht, als er sich jetzt ihr offenbarte! – Ein morgenfrischer Hauch an Heroismus durchwehte damals ihr Herz, wie den todeskühnen Soldaten bei der nahenden Schlacht, wie den meererfahrnen Schiffer bei losbrechendem Sturm, und wie jedes starke Menschenherz, wenn es gewaltigen Schicksalsschlägen sich muthig entgegenstellt. Mit diesem weiblichen Heldenmuthe wollte sie ihrem Hermann allezeit zur Seite stehen und aus jedem Sturme seines Geistes das Herz ihm wieder heimführen in ihres Hauses bergenden Hafen. Aber daß sie ihm zu Liebe ihr Haus selber, den geweihten Mittelpunkt ihres Lebens und Wirkens ihrer Freuden und Neigungen liebste Heimath, von Jahr zu Jahr auf immer engere Grenzen beschränken, daß sie um seinetwillen mit freudigem Antlitz die vornehme, beneidete Weltdame spielen, und sogar der Mutter fromme Lust um eitelsten Tandes willen

ihrem Herzen abbrechen sollte – an diesen schmerzlichsten Heroismus hatte sie nicht gedacht, da sie ihm versprochen, sein alltägliches Weib zu werden. Und doch, nachdem sie nur einmal klar erkannt, daß die Liebe gerade dieses Opfer von ihr fordere, brachte sie auch dieses. –

Das »schwache Geschlecht« werden die Frauen gemeiniglich genannt. Ein leichtes gedankenleeres Wort! Auch die Welt wahrhaftiger Frauen hat ihr Heldenthum. Zwar meist nur ein innerliches, ungekanntes, von dem kein Heldenbuch rühmende Kunde gibt. Aber wollte man es richtig abwägen gegen das der Männer, wer weiß, auf welcher Schale die schwerste Summe von Opfermuth und Seelengröße dann niedersänke. –

Der Mann, der eine große That vollbringt, von der er sicher ist, daß die ganze Mit- und Nachwelt ihn darum bewundern und mit ewigem Ruhmesglanze seinen Namen verklären werde, der hat dennoch das Allerschwerste nicht vollbracht. Denn sein einziger Heldentag wird aufgewogen durch Jahrhunderte, darin er gepriesen fortlebt. Und der unverdient Schmach, Unrecht oder Trübsal duldet, aber weiß, daß Millionen edler Herzen sein Leiden kennen und schmerzlich mitfühlen, dem träufelt dieses erhebende Bewußtsein gar linden Balsam in die schmerzende Wunde.

Aber im einsamen Frauenherzen Tag für Tag neue, stumme Opfer zu bringen, die Niemand kennt, Niemand bewundert und Niemand mitempfindet, und selbst dem

Einen sie zu verschweigen und auf sein Lob zu verzichten, zu dessen Heil entsagende Liebe sie darbringt, – aus Liebe heiter zu lächeln, während die Liebe selber verstohlen weint, – und für das Alles keinen andern Lohn in sich zu tragen, als des eigenen Gewissens verschwiegenes Zeugniß und frommes Hoffen auf eine bessere, doch unverbürgte Zukunft, in der die Opfersaat zur dankenden Frucht werde reifen – das dünkt mir ein so bewundernswerther Heroismus, daß ich wahrhaftig nicht weiß, wo auf Erden der würdige Lorbeer grünt, um solch' unberühmten Weibes Heldenstirne zu bekränzen.

Helene war nach völliger Verrichtung ihres hausfräulichen Amtes jetzt eben in den mittleren Salon getreten, darin die Stark'schen Familienbilder hingen. Seit deren erstem Beschauen in der alten Erkerstube waren diese Altdahiesigen ihr ans Herz gewachsen gewesen als die Verkörperung kernigen Bürgerthums und tüchtigen, sich selbst genügenden Familienlebens. Ein Gefühl von innerlichem Wohlsein war stets über sie gekommen, so oft sie aus der gediegenen Einfalt ihres dortigen Haushaltes zu ihnen aufgeschaut, und ihr war immer gewesen, als hätten auch diese gar zufrieden auf sie selber, als das nicht unwürdige Weib des letzten Stark'schen Enkels herabgesehen. Auch mit todten Bildern kann ein sinniges Herz lebendige Gemeinschaft unterhalten. – Und wie einst die gute Frau Rosalie in ihrer kinderlosen Ehe oft in diesen

ehrwürdigen Gesichtern den Ausdruck stummen Vorwurfes wahrzunehmen geglaubt, daß sie, die doch unschuldige Frau, am Aussterben des Stark'schen Geschlechtes die Schuld trüge, so konnte jetzt auch Helene niemals diese alten Bilder betrachten, ohne daß sie meinte, eine stille Trauer in deren Antlitz zu sehen, daß nun auch das neue Haus des letzten Stark der beglückenden, patriarchalischen Lebenseinfalt untreu geworden und dem bösen Zauber modernen Flitters und ungenügsamer Zerfahrenheit verfallen sei. Und war sie nicht gerade so schuldlos, wie einst Mutter Rosalie an dem fehlenden Kindersegen? – So stand sie auch jetzt wieder in stummer Wehmuth vor Hermanns bürgerlichen Ahnherrn und eben wollte eine Thräne ihr sanftes Auge benetzen, da fiel ihr Blick auf das Bild der Mutter Rosalie, und im Anschauen dieses klugen, liebreichen Mutterantlitzes raffte sie sich wieder auf mit all' ihrem jungfräulichen Muth, und fuhr entschlossen über die feuchte Wimper:

»Nein, du gute, treue Mutter! Nein, ich will nicht verzagt und weichherzig werden. Du bist ja mein lehrendes Vorbild im Starkmuth und Entsagen, und ich will keine schwache Schülerin sein. O wie mußt Du erst in deiner Wittweneinsamkeit tagtäglich das nämliche stumme Opfer bringen, im einsamen Alter fern von dem einzigen Kinde zu leben, und doch wirst du nicht müde, mit all' der Macht deines Herzens ihn zu lieben und für ihn zu beten mit all' deines Gottvertrauens Stärke! Aber auch ich will nicht nachlassen, nicht um einen Blutstropfen soll mein Herz an Liebe schwächer werden. Und was ist

doch mein Opfer gegen das deine? Ich darf ja Tag und Nacht um ihn sein, darf für ihn sorgen und darf ihn pflegen. Und bleibt auch gar mancher stille Wunsch mir unerfüllt, und wird auch gar Manches mir schwer, und will ich zaghaft werden – so wie du mir geschrieben, daß du jeden Morgen ins Geheimniß des allerheiligsten Opfers dein Mutterherz versenkst und daß es jedesmal mit neuer Kraft daraus empor taucht, also will auch ich an demselben göttlichen Quell alltäglich meine Seele laben und neu gestärkt voll gläubiger Hoffnung in mein Haus heimkehren. Nein, weg mit jeder schwächlichen Sentimentalität! Kein feiges, lästiges Klageweib will ich ihm sein. Aufschwingen will ich mich mit ihm zu der ganzen Höhe seines Ringens und Sehnens. Mit verständnißinnigem Vollton meines Herzens will ich den Sturmlaut seines Geistes begleiten. Weiß ich ja doch, wie unaussprechlich er mich liebt, und daß seine Treue makellos ist, wie frische Frühlingsblüthe. Und horch, da fährt sein Wagen drunten an. Was wird er für Hoffnung heimbringen? Doch sei es, wie's wolle! Blick heiter, mein Auge! Schlag' ihm freudig entgegen, mein Herz! Nein, nicht als ein alltägliches Weib will ich ihn begrüßen, sondern wie ich ihm einst versprochen: weiblich allezeit, aber weibisch nie und nimmer!«

Und sie stürzte hinaus und hinunter und an Herz und Mund des geliebten Mannes. Dann stieg sie Arm in Arm mit ihm herauf.

Es war noch immer eine Viertelstunde Zeit, die sie noch allein verplaudern konnten. Und da sie jetzt Hand

in Hand im Wohnzimmer beisammen saßen, was hatte sie da nicht Alles zu sagen und zu fragen!

»O liebster Mann, so bist du also wirklich freudig heimgekehrt?«

»Gewiß, mein Weib, gewiß! O wahrhaft hingerissen hab' ich sie alle heut Abend, als ich ihnen mit bezwingenden Worten bewiesen, wie dieses volks- und verfassungsfeindliche Ministerium um jeden Preis gestürzt werden müsse. Und in der ganzen Versammlung war nur eine einzige begeisterte Stimme: Ich müsse ihr Erwählter sein und kein anderer.«

Wie da sein ganzes Antlitz voll edler Gluth in voller Mannesschönheit leuchtete! Und Helene labte sich großen Auges daran und ihr Herz klopfte mächtig. Vergessen war Alles, Alles in dem einzigen Augenblick. Alles vorige Leiden verschlang jetzt der eine hohe, stolze Gedanke: »Und dieses Mannes Weib bin ich!«

»Gott, wie mich das glücklich macht, du liebster Mann!« rief sie mit der ganzen Innigkeit ihrer tiefen Frauenseele und beglaubigte ihr Wort durch einen herzinnigen Kuß. Dann spielte wieder holdseliger Scherz um ihren lieben Mund und sie hob drohend den Finger: »Aber liebster Mann, dich willst mir doch nicht zum Demokraten werden!«

»Ein Demokrat! Wo denkst du hin, Helene?« erwiederte Hermann erst mit heiterem Lächeln, dann trat wieder der ganze Ernst seiner Stimmung ihm in Auge. »O wollte Gott, der Herzog zählte lauter so loyale Bürger, wie ich ihm einer bin und bleiben will. Aber des Landes heilige,

verbriefte Rechte werden schon seit ein paar Jahren von seinen Ministern verhöhnt und mit Füßen getreten. Und dieser fortgesetzte schleichende Rechtsbruch muß jetzt ein Ende nehmen. Scheinheiliger Verfassungstreue, die nur Trug und Hinterlist im Herzen birgt, muß die Larve vom Gesichte herabgezogen werden und nur der Wahrheit ehrliches Antlitz soll fortan vom Ministerstuhle dem Volk entgegenschauen. O Helene, du weißt: mögen auch noch so große Schwächen an mir haften, aber Unredlichkeit und Lüge sind meinem Herzen unbekannte Laster. Glaube mir, mein liebes Weib, wäre ich nicht so felsenfest überzeugt, daß es ein von Grund aus ehrlicher und nothwendiger Kampf sei, bei Gott, niemals würde ich danach mich sehnen, unter seine Streiter zu zählen. Doch mit der Fahne des von Fürst und Land gleich beschwornen Rechtes als Bannerträger voranzugehen und in offener Geistesfehde gegen dessen heimtückische Verleger anzukämpfen, o Helene, das dünkt mir ein so begehrenswerther, manneswürdiger Beruf, daß ich die Stunde segnen werde, die mich als des Volkes Erwählten auf die Wahlstatt fordert. Denn was ist doch Alles, Alles, das Manneskraft vollbringen kann, gegen dieses Eine? Wie armselig und zwergenhaft dünken mich doch all' meine Erfolge, durch die ich Dem und Jenem zum Rechte verhelfe, gegen den Riesengedanken, seinem ganzen Volke das hinsiechende Recht wieder aufleben zu machen? Was will ich mir noch darauf zu gute thun, so

manchem fälschlich Angeklagten Ehre und Freiheit wieder zurückerkämpft zu haben, wenn ich der hohen Anwaltschaft gedenke, in der ich für die Freiheit eines ganzen Landes mein Vertheidigerwort erheben darf? in der ich den Ministerstuhl zur Anklagebank verwandle und darauf die verfassungsfeindliche Hinterlist mit so siegreichen Gründen beschuldige, daß die Hand der Wahrheit über dem entlarvten Haupte der Lüge vor aller Welt den Stab zerbricht? O Helene, ich habe dich allezeit als ein großes Weib erkannt, das mich in meiner Seele tiefstem Grund erfaßt und verstanden! Seit meiner Sehnsucht, dich als meines Lebens höchsten Schatz zu besitzen, ist aber diese jetzt die mächtigste, als Volkserwählter für Recht und Wahrheit in die Schranken zu treten. Und erhöhen wird sich meine Streiterkraft, wenn ich weiß, daß auch daheim ein hochfühlendes Weib in ihrem Herzen mitkämpft. Doppelt süß wird die Ruhe mich in deinen Armen beglücken, und dreifach stolz werde ich auf meinen Sieg dann sein, wenn die Freude darüber auch aus deinen sanften Augen mir entgegenleuchtet. O Helene, willst du dieses Weib mir sein?«

Und Helene stand auf und sah ihm mit feierlichem Ernst in Auge: »Hermann, leg deine Hand aufs Herz, wann war ich anders, als ich dir sollte sein? Mit Wissen und Willen niemals! Und auch jetzt sei ruhig! Wenn du groß im Streite stehest, werde ich mit seinem kleinen Herzen dich begleiten. Das gelobe ich dir bei unserer Liebe.«

»O du liebes, edles Weib! Ich danke dir.« Und er küßte sie innig. Dann riß er sich ungestüm los. »Aber jetzt ist's die höchste Zeit, mich bereit zu machen. Eben schlägt's schon acht. Die Gäste müssen im Augenblicke kommen.«

»Nur noch eine einzige Minute für mich, lieber Hermann!« sagte Helene und hielt ihn sanft am Arme zurück.

»Wozu?« fragte er schon ein wenig ungeduldig.

»Für meine und deine Kinder, lieber Mann! Sie schlafen zwar schon gar sanft, aber doch bitte ich dich: o küsse sie mir noch zuvor! Besonders Röschen wird gar sehr sich freuen, wenn ich ihr morgen früh das sagen kann. Sie hatte vorm Einschlafen gar so herzlich nach dir gefragt und verlangt, und ich habe ihr versprochen, daß du sie im Schlafe noch küssen werdest.«

»Das gute Kind!« murmelte Hermann vor sich hin, und eine tiefe Röthe stieg in sein Gesicht. Wenn dieser Purpur jetzt erzählen könnte! Und sie gingen Hand in Hand hinüber zum Kinderzimmer.

Eine halbe Stunde darauf bewegte sich eine auserlesene Herrengesellschaft in den Stark'schen Salons. Helene bildete heute als holde, freundliche Wirthin das einzige weibliche Element und fügte sich gern in Hermanns ungewöhnliche Anordnung. Es waren meist dieselben Männer, Gelehrte, Journalisten, Aerzte und Advokaten, Kaufherrn und Magistratspersonen, die kurz zuvor im Hause jenes Großhändlers die politische Parteiversammlung abgehalten hatten. Auch der Baron Isidor von Goldhelm,

den Hermann erst in den letzten Wochen der liberalen Partei gewonnen, fehlte nicht. – Wenn auch die beiden Frauen Melanie und Helene schon nach den ersten gegenseitigen Besuchen ihren gesellschaftlichen Verkehr wieder allmälig einschlafen ließen, da namentlich die Baronin sogleich herausfühlte, daß die junge Frau Doktorin Stark mit aller Liebenswürdigkeit ihrem Herzen doch nur wehe thue, so hatten hingegen die beiden Männer bis zur heutigen Stunde über ihren steten Geschäftsverkehr hinaus sich aufrichtig treue Freundschaft bewährt. Es wird noch später mehr als genug davon erzählt werden müssen.

Es war an diesem Abend ein seltsamer Wechsel von Stimmungen. Mitten unter erregtes politisches Gespräch klang Helenens wunderbar ergreifendes Spiel, und alle noch so erhitzten Parteigänger vergaßen über dem versöhnenden Zauber der Tonkunst auf den zukünftigen Streit gegen die verfassungsfeindlichen Minister. Bei dem glänzenden Souper folgte auf einen kriegerischen Trinkspruch, den Hermann dem endlichen Sieg auf gutes, altes Recht ausgebracht, eine mit pindarischem Schwunge gehaltene Rede eines Universitätsprofessors auf das Lob der echten, deutschen Frau, des streitenden Mannes Stütze und Labsal, als deren Ideal er die liebliche Wirthin feierte, und wobei er den von Hermann zu erkämpfenden Lorbeer mit der weißen Rose in Helenens Haar voll zarter Sinnigkeit verflocht. Helene dankte mit rosigen Wangen und feuchten Augen. Alle Gäste fielen im lautesten

Jubel ein und priesen im stillen Herzen das seltene, junge Ehepaar glücklich, den Mann solchen Weibes und solchen Mannes Weib. Der Champagner floß in Strömen, die Trinksprüche wollten nimmer enden. Eine Begeisterung folgte der andern. Helene strahlte wie ein sanftes Sternbild an stürmischem Himmel.

Nur ein einziger Gast, der sah während des ganzen Soupers sinnend vor sich hin, und selbst als Alle bei dem Trinkspruch auf Hermann und Helene sich champagnererregt erhoben, stieß er mit seltsam abstechenden Ernste mit den Andern an. Konnte er doch trotz alledem in diesem neuen, glänzenden Erkerhause jetzt nicht mehr jene volle Summe von Liebesglück herausbringen, die er einst in jenem einfachen, alten, so leicht zusammengerechnet hatte!

III. Der Schäferfritz und seine Lehrerin.

Wenige Wochen darauf saß Helene in stiller Nachmittagsstunde am runden Tisch in ihrem Zimmer, ihr zur Seite ein neunzehnjähriger, junger Mann. Er las ihr aus einem englischen Buche vor. Sie hörte ihm aufmerksam zu und hatte ihre stille Freude daran. Nur manchmal unterbrach sie ihn, seine Aussprache verbessernd, und ließ ihn den Satz wiederholen, während sie selber mit Wehmuth im Herzen am Spitzenkleid einer Weihnachtspuppe nähte. – Wäre ein Fremder jetzt unversehens herein getreten und hätte sich den seltsamen Leser näher betrachtet, er wäre wohl gar verlegen gewesen, wie er diesen Schüler mit seiner Lehrerin in rechten Einklang bringen

sollte. Wie stach doch dessen derbe Arbeiterhand gegen Helenens zarten Finger ab, und selbst sein Anzug, wenn auch noch so sauber, verrieth deutlich den Handwerker und fiel an der Seite dieser anmuthigen jungen Frau um so ausgeprägter ins Auge. Und dennoch, wer diese edlen, klugen Züge näher betrachtete und das sinnige Auge sah, mit dem der junge Mann zu dem Bilde seiner schönen Lehrerin dann und wann in schüchterner Begeisterung hinüberschaute, der mußte wieder völlig auf die verarbeiteten Hände und den Gesellenrock vergessen und in der unscheinbaren Hülle einen Geist herausahnen, der schon jetzt weit über die engen Grenzen alltäglichen Handwerkerberufes hinausschweifte.

Dir, lieber Begleiter, brauche ich wohl nicht erst zu sagen, wer dieser ungewöhnliche Schüler Helenens war. Da du dieses Bild der Beiden jetzt beschaust, nicht wahr, da steht vor deinem rückblickenden Auge der Hünenhügel mit dem mahnenden, weißbärtigen Schäfergreis und seinem Enkelkinde, das zitternd vor ihm im Ginster kauert. Und wieder siehst du diesen im nächtlichen Kirchhofe knien. Der Vollmond bricht durch die Wolken und durch die Grabkränze raschelt der Nachtwind, als des todten Großvaters himmlischer Wandersegen.

Indeß der Fritzel jetzt vor Helenen weiter liest, laß mich dir von ihm erzählen! Hast du doch schon so lange nichts mehr von ihm gehört, so wird es dir wohl willkommen sein. Und so höre!

Als Hermann sich vor bald fünf Jahren von der Heimath losgerissen, da war wohl über diesem Scheiden außer der Mutter Rosalie keinem einzigen Herzen noch weher geschehen als dem des Schäferfritzel. Hatte er doch damals gemeint, nun ziehe sein ganzes Glück, seine ganze Hoffnung unwiederbringlich mit seinen beiden Wohlthätern von ihm fort. Wie war er dann noch Monate lang mit stummem Heimweh in seiner Werkstätte gestanden, der schönen, unvergeßlichen Stunden gedenkend, die er als armer Lehrbube im Erkerhause hatte verleben dürfen! Denn nicht nur, daß Hermann und Helene ihm das Lehrgeld zahlten, sie thaten ja damals noch unendlich mehr an ihm, da sie ihn an gar manchen Sonntagen am eigenen Tische mitessen ließen und sich belehrend und aufmunternd mit ihm unterhielten, so ganz ohne Stolz, so lieb und gütig, als ob er ihr eigener Sohn gewesen. Denn niemals hatten sie's vergessen, auch in ihrem jungen Glücke nicht, daß der Fritzel der Sohn jenes Vaters sei, durch dessen wunderbare Vermittlung der Himmel ihr Herz einander finden gelassen. Mit welch' unsäglicher Dankbarkeit hatte der brave Bube aber auch an ihnen gehangen! Wahrhaftig, wäre das Erkerhaus in hellen Flammen gestanden und er hätte sicher gewußt, daß er die Beiden nur retten könne, wenn über ihm selber die feurigen Balken zusammenschlügen, er wäre dennoch mit freudiger Todesverachtung für sie durchs Feuer gegangen. Und nun sie fortgezogen waren, wollte den Schlosserlehrling in der ersten Zeit sein ganzes Handwerk gar nimmer recht freuen. Selbst sein früherer Drang

und Stolz, auf neue Erfindungen zu sinnen, war ihm verleidet. Wenn er des Sonntags zu den Eltern heimkam, beneidete er oft im Stillen seinen jüngeren Bruder, der nun statt seiner auf der Haide die Schafe hütete; ja, es wäre nur ein eindringliches Wort seines Vaters von Nöthen gewesen, und der Fritzel hätte wieder Hammer und Feile mit dem Schäferstabe gerne vertauscht. Denn wer verstand jetzt sein geheimstes Sehnen und Empfinden? Wer wußte noch seine knabenhaft idealen Träume der Zukunft zu würdigen und zu pflegen? Wenn auch Frau Forster noch so liebreich sich mit ihm unterhielt und die Eltern mit ihm zufrieden waren, der Zauber in Hermanns und Helenens Wesen und Worten blieb ihm dennoch zerronnen. Und nur an jenem Grabhügel im Dorfkirchhofe, den er oft vom Haidehof aus besuchte, mit neuen Kränzen ihn schmückend; und wenn er mit des Großvaters Geist stumme Zwiesprache hielt, ward ihm das Herz wieder wohl und weit wie einst im Erkerhause. Dann standen auf seinem Heimweg im dämmerichten Reichswald seine alten Wanderträume wieder in hellen Farben auf, bis neues Heimweh nach Hermann und Helene sie aufs Neue erblassen machte.

Wenn er nur wenigstens gar nicht mehr in dieser Stadt hätte leben müssen, in der jeder Stein ihn an das Verlorne erinnerte! Und gar, wenn ein Lehrlingsgang ihn über den Rittersberg am Erkerhause vorüberführte, dann suchte er wohl immer seitwärts zu schauen, aber sein Auge ward naß, wenn es auch nicht einen Blick hinüberthat. Dann und wann brachte er es sogar über sich, in das Erkerhaus

festen Muthes hineinzugehen und sich bei Mutter Rosalie nach den fernen Lieben der Hauptstadt zu erkundigen und seine Grüße für sie aufzutragen. Dann ward ihm beim Hineingehen das Herz wohl immer am allerschwersten. Denn in den lieben, gemüthlichen Stuben, darin er seine Wohlthäter zu begrüßen gewohnt gewesen, hauste jetzt eine ihm völlig fremde Familie, die des Kreisrichters Ritter, eines Vetters der Mutter Rosalie. Aber wenn er diese dann selber sah, mit welch' starkmüthiger Ergebung ihr Mutterherz das Getrenntsein von dem einzigen Sohne trug, und wenn er hörte, wie sie ihm sogar noch Trost zusprach, da athmete er immer muthiger auf und ihr Beispiel wirkte noch Wochen lang in ihm nach Arbeitslust und frisches Hoffen in die Zukunft belebten ihn aufs Neue, bis er fühlte, daß ein neuer Besuch bei Mutter Rosalie wieder an der Zeit und seinem Herzen von Nöthen sei.

Das letztemal als er sie heimsuchte, an einem Feierabend im Frühjahre des Jahres 1849, hatte sie für ihn eine gar seltsame Arbeit. Sie hieß ihn mit herunter in das Gärtlein kommen, reichte ihm einen Spaten und sagte:

»Wie kommst du mir doch heute gelegen, lieber Fritzel, als hab' unser Herrgott dich mir ins Haus geschickt! – Sieh', guter Bube, als hier noch die alte Stadtmauer stand mit ihrem Epheu, da erzählte die alte Dorothee meinem Hermann als kleinem Buben einmal ein gar sinnreiches Märchen, und wie der Epheu dabei gelispelt und er sie gefragt, ob da die Stimmen von Geistern seien, da hatte sie ihm darauf geantwortet: das seien die guten Geister

seiner Kindheit. – Als Hermann dann auf der Universität gewesen, haben sie die Stadtmauer niedergerissen und mit dem Schutte sammt dem Epheu den Wallgraben ausgeschüttet und darauf diese neuen Häuser gebaut, deren Hintermauer nun so fahl und kalt auf mein Gärtchen hereinschaut. Ich mag es nun nehmen wie ich will, aber so viel ist gewiß: seit sie die alte Mauer mit dem Epheu eingerissen haben, sind auch aus meines Sohnes Herzen die guten Geister seiner Kindheit geflohen. Das kann mir nun einmal Niemand wegstreiten, denn es ist so gewesen und Niemand weiß das besser als ich. Von jener Zeit an ist meines Hermanns Friede dahingegangen. Und sieh', guter Fritzel, wie ich dieser Tage einmal des Morgens so recht bekümmert und innerlich verwaist in der Kirche gekniet und dem lieben Gott mein wundes Herz erschlossen, da hab' ich mit einemmale, ich weiß selber nicht wie, wieder an die alte Stadtmauer und ihren Epheu denken müssen, an das Märchen der seligen Dorothee und an die guten Geister von Hermanns glücklicher Kindheit. Und da ist mir's mitten im eifrigsten Beten vorgekommen, als ob der Geist meines seligen Mannes zu mir sagte: wenn auch die alte Stadtmauer jetzt nimmer stehe, so solle ich doch wieder Epheu pflanzen an die Stelle, wo er einst gegrünt und geflüstert hatte. Ich bin gewiß keine abergläubische Heidin, lieber Bube, und denke wahrhaftig nicht an Zauberei und dergleichen unchristlichen Spuk. Ich weiß zu gut: meines Sohnes Herzen zum Frieden seiner Kindheit wieder zu verhelfen, das steht allein in Gottes Hand. Und doch meine ich immer, daß, wenn

ich nur einmal an der kahlen Wand wieder den Epheu grünen sehe und flüstern höre, dann würde mir's ordentlich leichter, für meinen Hermann zu beten und auf seine Einkehr und Heimkehr zu hoffen. So liegt mir's nun einmal im Gemüthe. Wer will darüber lachen oder spotten? Und siehe, da hab' ich mir gestern von der alten Kaiserburg drüben ein Dutzend Schößlinge schenken lassen, und du, guter Bube, sollst mir jetzt die Gräben dazu graben und den Epheu hineinsetzen. Ich hätt' es wohl auch durch den Gärtner thun lassen können. Aber weil du meinen Hermann so lieb hast und so um ihm trauerst wie ich, und weil dein Geschick mit dem seinen schon durch deinen Vater so wunderbar verbunden ist, so halt' ich mehr auf deine Hand als auf eine fremde. Ach, Fritzel, in so tiefem Mutterleid, wie ich eines mit mir herumtrage, kommt man auf gar wunderliche Gedanken, über die hundert frohe Menschen nur lachen möchten, die aber ein einziger Trauriger lieb bekommt, und bei denen dieser Eine nur weinen kann.«

Der Fritzel hatte diese geheimnißvolle Rede zwar nur halb verstanden, und mehr noch mit dem Herzen als mit dem Kopf. Aber er grub die Epheupflanzen ein, so gut er konnte. Mutter Rosalie sah ihm dabei zu mit gefalteter Hand, und die guten Geister von Hermanns Kindheit lispelten auf ihrer betenden Lippe wie einst in den vom Wind durchzitterten Epheuschlingen. –

Ein paar Wochen darauf zuckte draußen auf dem Haidehof ein gar jäher Blitzstrahl aus heiterem Himmel. Die

Schwiegertochter der Frau Forster war plötzlich im Wochenbette gefährlich erkrankt. Der Telegraph hatte die düstere Botschaft früh Morgens in die Stadt gebracht. Der Bote, der sie auf den Haidehof weiter getragen, war noch nicht heimgekehrt, und schon überholte ihn Frau Forster am Saume des Reichswaldes und stürmte noch Nachmittags hinunter an den Niederrhein. Trotzdem konnte sie nurmehr an einer jungen Mutterleiche knien und ihren heißersehnten ersten Enkel nur mit bittersten Thränen ans großmütterliche Herz drücken. Ihr Verbleiben in des Sohnes großer, der Herrin beraubter Wirthschaft war ein Gebot dringlichster Noth geworden. Den Haidehof zu verkaufen blieb der einzige Ausweg. So weh dieser Entschluß auch Helenens Herzen geschah, dieses ihr Erbtheil, die Heimath ihrer duftigsten Jugendpoesie, in fremde Hände hinzugeben, so zwang sie doch die Prosa des Lebens, endlich ja zu sagen. Hermann machte sich mit diesem Gedanken viel leichter vertraut. Dachte er doch schon damals an den Bau des neuen Erkerhauses, und wie gelegen kam ihm da der baare Kaufpreis! Ein reicher Käufer war glücklicher Weise bald gefunden. Und es währte kein Vierteljahr, so gingen landfremde Menschen im Haidehofe aus und ein, engherzige, geldstolze Manschettenbauern, deren Geist auf ihrem neuen Eigenthume fortan keinen Unterschied mehr kannte zwischen der Poesie von Wald und Haide gegen Osten und der Prosa von Acker und Wiesenland gegen Westen, wie einst Helenens sinniges Wort ihr Erbtheil ausgeschieden hatte. Ein

fremder Schäfer trieb seine Heerde auf der mageren Haide längs dem Reichswalde hin. Dafür weidete des Fritzels Vater wieder in den fetten Auen am Niederrhein. Fortgezogen waren sie wieder Alle, die einst hieher ausgewandert, Herrin und Gesinde. Nur ein Einziger blieb in seiner letzten Heimath hier zurück, der todte Großvater in seinem Grabe.

Von dem ganzen bräutlichen Liebesfrühling, der auf dem Haidehofe einst Hermann und Helenen mit so wunderbarem Zauber umblüht und umklungen, war jede menschliche Spur dahin. Nur die Lerchen über den Feldern und die Amseln in den Wipfeln sangen noch fort und fort dieselben süßen Weisen wie dazumal, als das Brautpaar ihnen so glücklich gelauscht. Und am geheimnißvollen Hünenhügel dufteten noch dieselben Blumen wie sie einst Hermann als beredte Boten seiner Brautwerbung für seine Helene gebrochen hatte. –

Jetzt ließ es aber auch den Fritzel keine Stunde mehr ruhen. Tag und Nacht zog ihn das Heimweh nunmehr hundertmal stärker als zuvor fort von seinem bisherigen Meister. Seine Lehrzeit war ohnedem abgelaufen. Aber nicht nach Vater und Mutter sehnte sich sein Herz, so leicht er auch dort in seiner alten Heimath in ihrer Nähe hätte unterkommen können. Nein, nur Hermann und Helenen wieder nahe zu sein, nur nach ihnen Beiden, seinen geistigen Eltern, lockte ihn ein unwiderstehliches Verlangen. Er faßte sich ein Herz und schrieb Alles, Alles, wie's ihm nur aus dem heimwehkranken Gemüth in die

Feder floß, in die Hauptstadt. Schon acht Tage darauf beglückte ihn die liebreichste Antwort und der freudige Ruf zur sofortigen Abreise. Ein Klient Hermann's, der erste Mechanikus der Hauptstadt, war sogleich bereit gewesen, den ihm so dringend empfohlenen Lehrling in seine weitverzweigte Werkstatt aufzunehmen und sich die Ausbildung seines gerühmten Genies sorglich angelegen sein zu lassen. War doch der nun steinreiche Mann selber einst ein blutarmer Schlosserssohn gewesen, und in solcher Erinnerung an diese Vergangenheit war er gerade der rechte Mann mit dem rechten Kopf und Herzen, wie ihn unser Herrgott selber für des Fritzels Zukunft nicht glücklicher hätte auswählen können. Zum letztenmale für lange Jahre eilte dieser jetzt noch einmal an des Großvaters Grab, noch einmal erflehte er dort des Seligen Wandersegen. Die letzte Nacht durfte er sogar als Mutter Rosaliens Gast im Erkerhause schlafen. Und als des andern Abends der Zug in den Bahnhof der Hauptstadt rollte, stand Hermann und Helene auf dem Perron, und gar Mancher aus dem Menschenschwarme wußte sich das Räthsel nicht zu deuten, als er dieses vornehme Ehepaar auf einen mit dem Ränzlein eben ausgestiegenen Handwerksburschen freudig zueilen und nach auffallend herzlicher Begrüßung mit ihm in einem und demselben Wagen zur Stadt fahren sah. –

Du hast nun vorhin vielleicht ungläubig den Kopf geschüttelt, lieber Begleiter, als ich dir erzählte, daß der vormalige Schäferbube, der früher nur auf der Bank seiner Dorfschule gesessen, jetzt vor seiner lieben Lehrerin

so fließend eine englische Geschichte im Urtexte vorlesen konnte. Aber bedenke: wenn die Schätze höherer geistiger Begabung, die im Bauern- und Bürgerstand oft ungekannt geborgen liegen und zum allergrößten Theile hinterm Pflug und in der Handwerksstatt unter den Schlacken des alltäglichen Lebens ungenützt wieder verkommen, – wenn diese durch die Hand gütigen Geschickes alle zur rechten Zeit gehoben, geläutert und, zu kostbaren Goldmünzen geprägt, für das große Ganze verwerthet würden, – es sollte die Welt wohl darüber welch' urgesunde, unverbrauchte Kulturkraft im idealen wie praktischen Leben sich gerade aus den niedern und mittleren Volksschichten erschließen würde! Und wie bei vielen hundert Söhnen hinwiederum, die durch ihre Geburt schon in der Wiege zu höherer Ausbildung vorher bestimmt sind, wird trotz der sorgsamsten Befruchtung und Pflege all' der geistigen Keime oft nur eine so klägliche Ernte erzielt, daß man gar manchmal zu dem Wunsche versucht wäre, dem Niedriggebornen, dessen reichbegabter Geist und Wissensdrang unwürdig über plumper Handarbeit verkümmert, das Schurzfell auszuziehen und, die Rollen tauschend, es jenem Sohne reicher und vornehmer Eltern umzuhängen, dessen Kopf oft zu leer oder zu träge ist, um all' den verschwenderischen Aufwand auf seine Ausbildung auch nur im bescheidensten Maße zu lohnen.

Der Schäferfritz aber war einer jener ganz selten angelegten Menschen, die auch in der dumpfen Luft der Handwerksstätte den angebornen Drang nach Wissen

und Forschen nicht ersticken lassen und auch unterm Schurzfell sich ein Herz bewahren für die Sehnsucht, sich zu einem höheren Leben heraufzuarbeiten. Je gefühlloser die rauhe Wirklichkeit sein geheimes Ringen und Träumen verhöhnte, um desto stärker ward sein Muth und seine Kraft, jedem Hinderniß sich entgegenzustemmen. Niemals hatte sein Meister sich eines fleißigeren Lehrbuben rühmen können. Kein widerwilliges Wort war je aus seinem Munde, kein verdrießlicher Zug in sein kluges Gesicht gekommen. Denn außer dem sichtbaren Hantiren mit Hammer und Feile, wenn er seine zehn bis zwölf Stunden am Schraubstocke stand, webte noch eine unsichtbare, in dunklem Chaos gährende, geistige Welt in seinem Kopf. Und wer ihn oft mit scheinbar gleichgiltigem Hinbrüten den Blasbalg an der Feueresse ziehen sah, der dachte wohl nicht von fern an die phantasiereichen Wanderträume über Land und Meer, die unterdessen dieses schwärmerisches Herz durchzogen.

Wie einst die glaubensstarke Hoffnung auf den ersten Anblick der Mauern Zions die begeisterten Kreuzfahrer alle Mühen, Entbehrungen und Gefahren ihres langen Pilgerzuges vergessen ließ, so machte die immerwache Sehnsucht nach dem gelobten Lande seiner besseren Zukunft den braven, gottvertrauenden Schäferfritz seine harte Lehrlingszeit verschmerzen und vergessen; und bei jedem neuen, in Fleiß und Gehorsam zurückgelegten Tage war ihm zu Muth, als läge wieder ein neuer Meilenstein hinter ihm, der nie mehr zurückkehre und vor dem sein Ziel um so näher vor ihm liege.

Daß jedoch mit planlosem Träumen und Hoffen noch Niemand ein tüchtiger Mann geworden, und daß er mit all' seinem ungeregelten mechanischen Genie sich dennoch einst nicht sehr weit über einen tüchtigen Schlossermeister hinaus aufschwingen werde, dieser Erkenntniß ward er in glücklichem Instinkte Tag für Tag mehr an sich inne. Zudem legte der wohlmeinende, lebenskluge Dorfpfarrer, der in jener Nacht ihn auf dem Kirchhofe belauscht und zu seinem Vaterunser ergriffen »Amen« gesagt, ihm diese Mahnung immer wieder aufs Neue liebreich ans Herz, so oft der Fritzel ihn heimsuchte. Und so versorgte dieser würdige Seelenhirt, wie einst den Großvater, nun auch den Enkelsohn in kluger Auswahl und systematischer Reihenfolge mit immer neuen Büchern, die seiner Lernbegier befruchtende Nahrung gaben und seinen strebsamen, jungen Geist über die Alltäglichkeit seines Lehrlingslebens erhoben, ohne ihn zu verwirren und von dem geraden, demüthigen Wege nach seinem Ziele abzulenken. In stiller Abendstunde saß er dann einsam auf seiner obersten Dachkammer, oder er zündete mitten in der Nacht, wenn er eben aufwachte, seine selbst gekaufte Unschlittkerze an und dünkte sich, in sein Lesen vertieft, als ein stolzer König, hoch erhaben über fröhnenden Kärrnern, die im selben Hause unter ihm wohnten.

Besonders ein Buch, das ihm Hermann zur ersten Christbescheerung in der alten Heimath noch geschenkt, war ihm gar fest ans Herz gewachsen, und der Segen,

den es über sein ganzes späteres Leben ergoß, ein wahrhaft unermeßlicher geworden. Das war das »Buch berühmter Männer aus dem Volke,« und von diesen hatte er hinwiederum Einen am liebsten gewonnen und sich zu seinem Vorbilde auserwählt. Hatte dieser geniale Bube doch auch einst bei seinem Vater Dochte ausschneiden, Lichterformen gießen und nebenbei den Laden hüten müssen. Und später war er dennoch ein so großer, berühmter Mann geworden und seinen Mitmenschen zu so reichem Segen. Auch wenn sie ihm nicht die Erfindung verdankten, wie der Blitzstrahl von ihren Wohnungen abgelenkt werden könne, so hätte er sich schon ins goldene Buch der großen Wohlthäter der Menschheit mit seinen Worten eingeschrieben, die im »guten Rath an junge Handwerker« und der »Kunst, sein Glück zu machen,« Tausende und Abertausende gelehrt, den andern, verderblichen Blitz der Trägheit und Verschwendung, der Sinnenlust und Hoffahrt von dem Heile ihres Lebens an dem andern Blitzableiter sparsamen Fleißes, gläubiger Demuth und enthaltsamer Sittenreinheit abzuleiten. Dieser einst merkwürdige Knabe und dann ebenso merkwürdige Mann hieß – Benjamin Franklin. Sein ganzes Leben war seiner sozialen Predigten aneifernde Bestätigung. Und ob auch über hundert Jahre seitdem verflossen waren, zählte der amerikanische Volkslehrer unter seinen Tausenden von Schülern doch nicht leicht einen, der ihm inniger im Herzen ergeben war und begeisterter danach trachtete, ihm einst ähnlich zu werden, als der deutsche Schlosserlehrling Friedrich Mertens.

Wie unzählig oft las dieser in Franklins theurem Buche sich die Sätze vor: »Fleiß ist des Glückes Mutter und rastlose Arbeit lohnet Gott. – Der Müßiggang verkürzt unser Leben, indem er uns schwächt; er ist ein Rost, der mehr angreift als die Arbeit selber, und je häufiger ein Schlüssel gebraucht wird, desto reiner wird er. – Arbeit aber schafft Anmuth, Bequemlichkeit und Achtung. – Fliehe die Ergötzungen und sie werden dich aufsuchen! Denn Eitelkeit ist eine Bettlerin, so dringend, als die Armuth, aber viel unverschämter. – Der Stolz frühstückt mit dem Ueberflusse, speist mit der Armuth zu Mittag und mit der Schande zu Nacht.«

Diese ewig giltigen Sinnsprüche des großen, praktischen Weltweisen Franklin erfüllten den damals fünfzehnjährigen Knaben mit wunderbarer Seelenruhe und unerschütterlichem Gottvertrauen. Und wenn er manchmal durch ein ungerechtes Wort seines jähzornigen Meisters oder das Hänseln und Quälen der rohen Gesellen niedergeschlagen werden wollte, so suchte er noch am selben Abend in seiner Dachkammer bei seinem väterlichen Freund und geistigen Wohlthäter Trost und Erhebung, da er die Worte las: »Wer ein Handwerk versteht, der hat ein standesmäßiges Vermögen, und wer einen Kopf hat, besitzt ein einträgliches Amt.« Dann zogen wieder lachende Zukunftsträume durch sein Herz, und des andern Morgens stand er wieder mit heiterstem Stolz in der Werkstätte. Er war jedem freudig unterthan, auch im niedrigsten Lehrlingsdienst, und doch über Meister und Gesellen innerlich hoch erhaben. Denn er gedachte des

Salomonischen Spruches, den Benjamins Vater seinem Sohne stets eingeschärft hatte: »Siehst du einen Mann, der fleißig in seinem Berufe, ein solcher soll vor Königen stehen und nicht vor gemeinen Menschen.«

Aber mit dem bloßen Erlernen des Schlosserhandwerkes war der Fleiß und Ehrgeiz des genialen Lehrlings noch lange nicht befriedigt. Das Wort Hermanns, das dieser dem Fritzel an jenem Abende vor dem Hünenhügel zum erstenmale zugerufen: »Ei was, so auf dieser Haide herumkrabbeln, das ist nichts für deinen Kopf, die ganze Welt muß ihm einst offen stehen« – das hatte nicht einen Tag seine verlockende Macht in seinem Herzen verloren. Seine ganze Lehrlingszeit in dieser Schlosserwerkstatt dünkte ihm darum auch nur eine niedrige, demüthige Vorschule zu seiner höheren, stolzeren Lehrzeit als Mechanikus; eine erste Sprosse der Leiter, die er einst erklimmen wollte, die erste Ausrüstung zu seinen einstigen großen Wanderfahrten.

»Bedenke, daß die Zeit Geld ist!« – Dieser andere Franklin'sche Spruch fand bei ihm die gewissenhafteste Befolgung. Eine alte Erfahrung lehrt aber auch, daß der, dem die Zeit des Lernens am sparsamsten zugemessen ist, oft viel reicheren Gewinn aus ihr zieht, als jener, vor dem sie ungemessen sich ausdehnt. Denn der Eine lernt den Werth jeder geschenkten Viertelstunde richtig zu schätzen und mit energischer Spannkraft auszunützen, während der Andere, ungedrängt, und sich an launisches Verschieben gewöhnend, nur zu oft den Arbeitssegen ganzer Tage mißachtet und so unversehens über dem Reichthum

seiner Zeit an Willenskraft und Lernbegier immer ärmer wird.

Und so raffte denn auch dieser Schlosserlehrling noch in jener Kleinstadt nicht nur in der Feiertagsschule für junge Handwerker, sondern auch noch im Privatstudium, das einige, Hermann befreundete, Lehrer freudig leiteten, eine solche Summe von nützlichen Vorkenntnissen in Mathematik, Zeichnen, Geographie und Maschinenkunde zusammen, daß es nahezu räthselhaft war, wo er zu dem Allen die Zeit erübrigt hatte. Aber der Fritzel wußte dieses Räthsel ganz gut sich selber zu lösen. Und wieder lag dessen Erklärung in Franklins Worten, die da lauteten: »Gute Mußе heißt die Zeit, in welcher man etwas Nützliches thun kann. Der Fleißige wird diese Mußе finden, der Faule nie.«

In jenem glücklichen Jahre, da das junge Ehepaar noch daheim im Erkerhause lebte, legte er dann noch überdies in Helenens liebreicher Schule die ersten Anfangsgründe zum Französischen und Englischen, und seine gütige Lehrerin freute sich schon damals immer auf die zwei Abendstunden in der Woche, in denen sie ihr edles, geistiges Almosen an diesen würdigen, dankbaren Schüler austheilen konnte. – Daß er damals erst fünfzehn Jahre zählte und schon fähig war, dieses Alles in sich aufzunehmen und zu verarbeiten, der frühere Schäferbube, der nur einem schlichten Dorflehrer zu Füßen gesessen, wollte jemand daran zweifeln?

Je nun, wenn nur mancher Große, der zur sogenannten gebildeten Menschenklasse sich zählt, auf seiner

deutschen Schulbank einen so tüchtigen Grund zu seiner späteren Bildung gelegt hätte, wie dieser kleine, ungebildete Dorfschüler! – Zudem, was kehrt sich echtes, angebornes Senie an eine pedantisch hergebrachte Zahl von Jahren? So wenig, wie die Geistesblödigkeit sich bemüßigt findet, bei reiferem Alter als unanständig sich wieder hinwegzuschleichen und scharfem Verstande Platz zu machen.

Als dann später der Haidehof verkauft worden war und diesen alle früheren Lieben Helenens verlassen hatten, o wie that es ihr dann wohl, als doch der Schäferfritz ihr hieher in die ihr noch immer herzensfremde Hauptstadt nachgefolgt war! Wie ein leibhaftiges Stück der unvergeßlichen Heimath ihrer poetischen Brautzeit kam er ihr vor, so oft er jetzt das neue Erkerhaus betrat. Auch hier ward dann jede Woche regelmäßig zweimal wie dort im alten der Sprachunterricht aufs eifrigste fortgesetzt.

Wenn sie dann so still beisammen saßen und ihr treuherziger Schüler mit seinen offenen Augen sie unterm Lesen lernbegierig und dankbar ansah, da geschah ihr gar manchmal, als höre sie von ferne den alten Reichswald von den früheren, glücklichen Stunden rauschen. Und gar manche fehlerhafte Betonung vergaß sie an ihrem Schüler zu verbessern, da sie so verloren den elegischen Tönen ihres eigenen Herzens lauschte. –

An manchem Sonntag Mittag durfte dann auch der Schäferfritz, ganz so wie früher, als ebenbürtiger Gast an Hermanns und Helenens eigenem Tische mitessen. Denn so tief auch Hermann den Verlockungen der großen Welt

verfallen war und dem Götzendienste äußerlicher Prunksucht huldigte, dieses einstigen Schäferbuben schämte er sich doch niemals; und mit einer eigenen Freude erzählte er immer wieder gern, auch seinen hochgestellten Freunden von diesem merkwürdigen Buben, von jener geheimnißvollen Nacht auf dem Dorfkirchhof und der herzlichen Liebe, die er seit jenem Abende am Hünenhügel diesem gewiß noch zu Großem auserwählten Mechanikusgehilfen bewahrt habe. Und wunderbar! Wie doch ein edles Herz so gerne der trüben Gegenwart vergißt und der frohen Vergangenheit gedenkt! So oft der Schäferfritz bei ihnen zu Mittag aß, wollte es Helenen dünken, als ob in der ruhigen Milde seines Wesens auch Hermanns Herz dann stiller werde. Die schönen Tage des Haidehofes und all' ihr bräutliches Glück lebten in ihrer Erinnerung wieder frischer auf. Der alte Hermann saß dann wieder bei ihr und machte sie zu einer völlig glücklichen Frau.

Auch das kleine Röschen war dem Schäferfritzel, wie sie ihn auch jetzt noch beständig nannte, mit rührender Liebe zugethan. Sie kannte seinen Tritt schon im Corridor und sprang ihm oft mit ausgestreckten Armen aus ihrem Kinderzimmer entgegen. Denn auch er hatte das herzige kleine Geschöpf ins tiefste Herz geschlossen. Und wer die innerste Natur der Kinder aus Erfahrung kennt, der weiß, wie sie auch ohne noch viel verstandesmäßige Ueberlegung es dennoch in angeborner richtiger Empfindung gar wohl herausfühlen, wer sie besonders lieb hat und an wen sie ihre unschuldige Gegenliebe am reichsten verschenken sollen.

Das gute Töchterlein hatte ihren Vater gewiß unendlich lieb, und auch er hing an seiner Erstgebornen voll freudigen Stolzes mit ganzer Seele. Aber wie oft, namentlich seit den letzten Monaten, wenn sie dem Vater bei seinem Kommen jubelnd entgegensprang und an seinen Hals sich hängend nach seinem Kusse verlangte, ließ er aufgeregt oder zerstreut sie stehen oder lohnte ihren lieben »Zwickkuß« nur mit halber Zärtlichkeit! Die süße Zeit des Märchenerzählens ward immer spärlicher. Spiel und Scherz kamen selten mehr an die Reihe. Die Last und Hast seines oft gar schwierigen Berufes und seines Ehrgeizes stürmischer Drang ließ solche friedliche Vateridylle nimmer recht in ihm aufkommen. Er hatte innerlich keine Zeit mehr, um diese kindlichste aller Freuden mit wohlthuendem Behagen zu pflegen.

Aber der Schäferfritz kam jedesmal als derselbe liebe, treue Hausfreund, der sogleich beim Eintritte vor Allem für Röschen ein liebes Wort bereit hatte und selten kam, ohne ihr ein kleines Schnitzwerk seiner kunstfertigen Hand mitzubringen, das ihr dann größere Freude machte als alle ihre anderen, viel kostbareren Spielsachen. Und wie wußte er mit immer gleich sanfter Stimme dem nach neuen Geschichten begierigen Mädchen auch immer andere zu erzählen! Und niemals ermüdete seine Geduld, die nämlichen, die besonders in Gnaden standen, so oft es Röschen verlangte, mit gleicher Erzählerlust zu wiederholen. Wie ward er niemals überdrüssig, sie auf den Knien zu wiegen und sie mit immer gleichem Ernste zu erschrecken, wenn sie ihn am zarten Flaume

seiner Lippen zupfte und dann in schallendes Gelächter ausbrach! Wer möchte darum dem armen Kinde seine besonders zärtliche Liebe zum Schäferfritzel verübeln? War sie doch so natürlich und gab als treues Echo nur den angeschlagenen Klang zurück!

Ja sogar, es ist tragisch, daß ich es sage, aber dennoch war es wehmüthige Wahrheit – sogar das Gesicht des guten Fritzel gefiel dem Kinde zuletzt besser, als das des eigenen Vaters. So bildschön dieses auch zu nennen gewesen mit dem geistvollen Ausdrucke, dem leuchtenden Blick und dem kräftigen Vollbart, der die männlichen Züge malerisch umrahmte, des Fritzels Antlitz aber war immer so gleichmäßig mild und ruhig, ein stilles, glückliches Lächeln umschwebte stets seinen Mund und seine treuen Augen glänzten wie heiterer Sternenschein. Denn das Menschenantlitz ist ja nur der äußere Spiegel des inneren Lebens. Die Züge des Gesichtes bilden sich nicht von selber, sondern Herz und Geist schaffen sie von innen heraus, das ursprüngliche Bild verwildernd oder veredelnd, verschönend oder entstellend, der Leidenschaften Sturm, des Lasters vielgestaltiges Kainszeichen, des Geistes Schärfe, wie der Seele klare Ruhe auf die äußere Fläche prägend.

Und in des Vaters Antlitz lag oft ein solch' unheimlicher, düsterer Ausdruck. Derselbe, dessen erstes Schauen einst Helenens frisch verlobtes Herz so geängstigt und sie zu jenem Briefe getrieben, darin sie vergeblich nach dem rechten Namen für diesen ihr damals noch so fremden Zug gerungen. Wie oft hatte sie unterdessen als Weib

diesen selben, unnennbaren Ausdruck in Hermanns Antlitz wieder betrachtet und in verhaltener Wehmuth sich abgemüht, mit ihrer lieben, beruhigenden Hand die häßliche Falte wieder zu glätten und mit versöhnendem Friedensworte dem Dunkel seines Blickes einen frohen Glanz zu entlocken! Aber auch des Kindes Auge hatte diesen Zug in des Vaters Antlitz endlich bemerkt, und auch ihr Herz spürte davor immer eine heimliche Angst, auch wenn ihr Kinderverstand nicht sagen konnte, warum?

Vor ein paar Tagen, da sie gerade helllachend ins Zimmer gesprungen kam, als die Mutter sich vor dem Vater eine Thräne vom Auge wischte, während dieser mit dem nämlichen finsteren Blicke sich raschen Schrittes von ihr entfernte, da blieb selbst dem arglosen Töchterlein das Lachen mitten im Halse stecken. Wie der Vater dann draußen war und die Mutter sich zu ihr niederbeugte, um sie zum inneren Troste ans Herz zu drücken, da rief Röschen selber weinend aus: »Ach Mütterchen, was hat jetzt der Vater für ein böses Auge gemacht, gerade so wie der Wolf im Rothkäppchen! Ist denn der arme Vater noch immer verzaubert und hast du ihn noch nicht erlösen können?« –

O solche Thränen der Mutter, über den Vater geweint, sollte des Kindes Auge niemals zu schauen bekommen!

Begreifst du nun, lieber Begleiter, was der Schäferfritz dem Stark'schen Hause geworden, namentlich der Mutter und dem Kinde, und welch' stiller Segen mit ihm darin aus- und eingegangen? War er doch für Hermann ein

steter, lebendiger Protest tüchtiger, in sich beglückter Einfachheit gegen zerfahrenen Prunk und eitle Genußsucht, und für Helenen ein gleich lebendiges Stück Erinnerung an dahingegangene, schönere Tage, wie ein Stück Hoffnung auf deren einstige Wiederkehr!

Doch auch er selber fühlte gar wohl und immer tiefer, daß dieses neue Erkerhaus mit all' seiner gleißenden Pracht doch lange nimmer so viel stilles Herzensglück beherberge, als einst das alte am Storchenthurm in seiner gediegenen Bescheidenheit. Er machte sich gar oft seine stillen Gedanken darüber und das treue Herz that ihm weh! Hätte er doch sein junges Leben dafür lassen können, um seine edlen Wohlthäter wieder zu ganz glücklichen Menschen machen zu dürfen! Ihm erging es im Stark'schen Hause nicht, wie Hermann in jenem des Hofbankiers. Und wie hundertmal mußte er immer wieder an die Mahnworte des Großvaters zurückdenken, die er über das eitle Jagen nach Menschenglück ihm damals auf der Haide ins Herz gerufen hatte! Seltsam! – Der damalige Schäferbube, der den Sinn dieser weisen Reden nur halb verstanden, er machte jetzt jedes Wort davon bis aufs Kleinste in seinem Leben zur segensreichen Wahrheit. Und der Andere, den sie damals so tief ergriffen, daß er kein Wort davon mehr zu vergessen geglaubt, er hatte sie längst wieder im Sturme seines Lebens spurlos verwehen lassen.

Und dieser treue, ehrliche Hausfreund sollte sich nun schon in den nächsten Tagen von Hermann, Helene und Röschen losreißen, um seine erste, große Wanderung

anzutreten. Sein Meister war zwar mit aller Ueberredungskraft in ihn gedrungen, daß er für immer im seiner großen mechanischen Werkstätte verbleiben möge, da er nur zu richtig voraus berechnete, welche Stütze er sich in dem wunderbaren Erfindungsgenie dieses seltenen Gehilfen erringen werde. Er stellte ihm einen baldigen Gewinnantheil in Aussicht und gab ihm sogar nicht undeutlich zu verstehen, wie er selbst den größten Schatz seines Hauses, ein nun fünfzehnjähriges Töchterlein, für nicht zu kostbar erachte, um damit in wenig Jahren sein treues Verbleiben zu belohnen und ihn dann neben dem Schwiegersohne auch noch zum Theilhaber seines ganzen Geschäftes zu machen.

Aber der angeborne Drang, sein Genie immer weiter auszubilden, seine so lang im stillen Herzen genährte Wandersehnsucht, die weite Welt zu besehen, waren hundertmal mächtiger in ihm als alle noch so verlockende Aussicht, schon in so jungen Jahren einen eigenen Herd zu gründen und in dessen sorgloser, philisterhaften Behäbigkeit allmählig zu versanden und zu versumpfen. Nach sturmesfrischer Fluth trug sein junges Lebensschiff Verlangen. Der Gedanke, schon jetzt in sicherer Hafenbucht den Anker festzusenken, lag ihm noch so ferne, wie dem jungen, küstenerfahrenen Seemann, der zum erstenmale zur weiten Meerfahrt nach fernen Landen sein stolzes Segel schwellen läßt. England, die Hochschule der Mechanik, war sein erstes Ziel, Nordamerika

lag als weiterer Weg vor seinem kühnen Hoffen. Hermann begriff nur zu gut den Wanderdrang des Schäferfritz; ja fast hätte er ihm neidisch werden mögen, daß er selber, wenn auch an eine noch so glänzende Scholle, für allezeit hier festgebannt sei. Mit Hilfe Goldhelms und seiner Londoner Geschäftsfreunde war bald in einer der größten Maschinenfabriken zu Birmingham ein guter Platz ausfindig gemacht. In acht Tagen sollte der junge Schiffer seine Anker lichten und das Wimpel seines guten Sternes flattern lassen. Und mit welch' gutem Gewissen und welch' gottvertrauender Hoffnung konnte er von dannen segeln! denn was hatte er nicht auch hier in den drei anderen Lehrjahren gelernt! Der Schlosserlehrling war längst zum gründlich geschulten Mechaniker herangereift. Unermüdliches Selbststudium, wie sein Besuch des Polytechnikums als Hospitant hatten seine theoretischen Kenntnisse um das Zehnfache vermehrt. Französisch sprach er leidlich, und das Englische, von der liebreichsten Lehrerin der Welt ihm gelehrt, stand ihm bereits so fertig zu Gebote, daß es nur noch einer kurzen Uebung im Lande selber bedurfte, um die Geläufigkeit des Ausdruckes und den richtigen Accent zu vervollkommnen. Dabei zierte sein ganzes Wesen ein solch' ungekünstelter, von innen heraus harmonisch erzeugter Anstand, und seine Gesichtszüge trugen ein so edles, einnehmendes Gepräge, daß er in eleganter Toilette und etwas sorglicherer Frisur sich ganz leicht für irgend einen hochwohl- oder gar hochgebornen Erdensohn hätte glaubwürdig ausgeben können, wenn er sich nur stets

in Acht genommen, die verarbeiteten Hände niemals von der Umhüllung seiner Glacéhandschuhe zu entblößen.

Aber auch ohne solch' praktische Anwendung des Sprüchwortes: »Kleider machen Leute,« war der Schäferfritz auch so, wie er ging und stand, in seinem Handwerkerkleid eine innerlich durch und durch vornehme Natur. Und es wäre mit den Großen und Edlen der Menschheit gut bestellt, wenn sie alle so groß und edel zu denken und handeln gelernt hätten, wie dieser in einem armen Schäferhause Niedriggeborne.

Als Hermann seinem Schützlinge zu seiner Reise und ersten Vorstellung bei seinem künftigen englischen Fabrikherrn einen neuen Anzug schenken wollte, da half ihm alles Drängen und alle gute Meinung nichts. Der Fritzel bat noch viel dringender, dieses Geschenk nicht annehmen zu dürfen und sein Gesicht war feuerroth dabei geworden – vor edlem Stolze. Nur von seinem eigenen Verdienste, den er sich abgespart, während seine Mitgenossen den ihrigen in Wirthshäusern und bei Tanzgelagen vergeudeten, nur von der Arbeit seiner eigenen Hände durfte ein neuer Anzug mit Ehren auf seinen Leib kommen. Er hätte sich zu tief vor sich selber geschämt, mit geschenkten Kleidern als fleißiger, geschickter, deutscher Arbeiter vor seinen englischen Fabrikherrn hinzutreten, und wäre es auch Niemand bekannt gewesen, wer die Kleider ihm geschenkt, als nur ihm selber. Ja sogar Helenen, der er doch sonst so viel Liebes that, als er ihr nur an den sanften Augen absehen konnte, auch ihr vermochte er jetzt die Liebe nicht anzuthun, auch ihren

Händen die nöthige Aussteuer an Weißzeug in dankbarer Demuth anzunehmen. Freilich kam ihm dieses Ablehnen zehnmal schwerer an, als bei Hermann und es verging ihm fast der Odem, als er sich endlich ein Herz faßte, ihr zu sagen: »O liebe, gute Frau Doctorin, thun Sie mir das nicht an! Ach, ich bin ja in Ihrem Hause und unter Ihrer Liebe ohnedem ein ganz neuer Mensch geworden an Leib und Seele, und kann es Ihnen mein Lebtag nicht vergelten. Wenn jemals was Gutes und Tüchtiges aus mir wird, so sind ja nur Sie und der Herr Doctor schuld daran! Aber Kleider und Weißzeug mir anschaffen, o nicht wahr, das lassen Sie allein mich selber thun? Denn mir liegt's im Gemüth, das dürfe ich mir nur von meinem eigenen Verdienste kaufen, wenn der rechte Segen auf meiner künftigen Arbeit liegen solle, und ich habe es auch in der Lebensbeschreibung gar vieler großer Männer gelesen, die einst auch so wie ich arme Handwerkergesellen gewesen, die es gerade so gemacht haben und nur darum später so gesegnet worden sind, weil sie in ihren jungen Jahren gelernt, mit ihrer eigenen Hand sich sparsam durchs Leben zu schlagen. Aber wenn Sie vielleicht so gütig sein wollten, mir für mein eigenes Geld die Leinwand zu kaufen, und sie bei der richtigen Nähterin machen zu lassen, so würde ich Ihnen dafür recht dankbar sein. Ich habe das Geld hiezu erst meiner Mutter schicken wollen, daß die mir dann Alles daheim besorgen sollte, aber ich glaube immer, Sie verstehen's doch besser, man bekommt auch Alles billiger hier und spart noch obendrein das Porto. O ich habe Geld genug beisammen für Kleider

und Weißzeug und bin gar stolz darauf, daß ich mir das selber zusammengespart. Drum nicht wahr, Sie sind mir nicht böse, Frau Doctorin! Ach Gott! Ich kann Ihnen ja nicht zum tausendsten Theil lohnen, was Ihr Herz schon Alles an mir gethan hat, und wäre es nur die alleinzige Wohlthat, daß Sie überhaupt mich so lieb gehabt und mir erlaubt, Sie dafür wieder lieb zu haben. Das war ja ein so großer Segen in Ihrem Hause für mich, daß ich ihn gar niemals beschreiben, noch viel weniger vergelten kann.«

Von dem andern Segen, den jenes Buch über sein junges, gläubiges Leben gebracht, das dem vom Schlage getroffenen Großvater damals in die Dornen gefallen, und das sein Enkelkind seit jenem Abend als kostbares Kleinod bei sich bewahrt und in sich verwerthet, sagte der Schäferfritz kein einziges Wort. Es war gegen seine tief innerliche Natur, vor Menschen von seinen himmlischen Tröstungen zu reden, und sich seines gnadenreichen Verkehrs mit dem ewigen Hirten zu brüsten. Aber jener Dornstrauch, daran dieses Buch des Großvaters einst hängen geblieben, der trug nun für den Enkel in allen Jahreszeiten gleich blühende, himmlische Rosen.

Der Gedanke an des lieben Hausfreundes baldiges Scheiden hatte heute Helenens Herz besonders weich und ernst gestimmt. Schon während der ganzen Zeit hörte sie darum seinem Lesen auch nur zerstreut und mit halbem Ohre zu. Denn es war heute die letzte Lehrstunde. Und doch, was war all' dieses stumme Leid über Fritzels baldige Trennung gegen den andern verborgenen

Sturm, der jetzt in Helenens Herzen auf und nieder wogte? Ein einziger Satz sagt dir mehr als alle meine Worte, warum? – Es war heute der Entscheidungstag der Abgeordnetenwahl!

Schon am frühesten Morgen war Hermann in fieberhafter Aufregung auf das Stadthaus gegangen, wo die Wahlmänner sich um die Urne versammelten. Jetzt ist es schon drei Uhr. In jeder Minute kann die verhängnißvolle Botschaft bei ihr eintreffen. Sie saß wie auf glühenden Kohlen. Heiliger Gott! wenn Hermanns – heißestes Hoffen unerfüllt bliebe! – Tödtliche Angst durchzitterte sie, wenn sie jetzt nur an die fernste Möglichkeit dachte. Denn, waren das vierzehn Tage gewesen! die schwerste und bitterste Zeit ihres ganzen Lebens. Wie im hitzigen Fieber war Hermann umhergegangen. Von einer Aufregung hatte er sich in die andere gestürzt; eine Wahlversammlung war der andern gefolgt und in jeder war er auf die Tribüne gefordert worden, sein politisches Programm zu entwickeln und zu vertheidigen. Und dann erst diese Nächte, schlummerlos oder von wirren Träumen durchhetzt! Zu alledem dieses Uebermaß von tödtlich verletzendem Hohn, von teuflischer Verleumdung, das im »guten Bürger« auch Volkmanns neidgeschwollenem Herzen jeden Tag aufs Neue seinen guten Namen verunehrte! Wie hatte Helene dabei unsäglich mitgelitten – um seinetwillen! War da ihrem sonst so großen Frauenherzen fast nicht der letzte Tropfen tröstenden Balsams ausgegangen und war ihr nicht das aufrichtende Wort auf der

Lippe erstorben gewesen? O! wie schwand da all' ihr bisheriges Leid gegen dieses eine hin! Er, der allezeit derselbe unbefleckte Ritter geblieben, der das Gemeine gehaßt und niedergekämpft in und außer sich – wie einst sein Vater ihn gelehrt – zum erstenmale war er jetzt da gestanden, schwertlos, schildlos, vor aller Welt vom Drachen der Gemeinheit angefallen und von seinem Giftgeifer über und über besudelt. Und wenn er jetzt nicht gewählt würde, wenn des Volkes irre geführte Stimme als trügerisches Gotteswort dadurch das Verdammungsurtheil über ihn spräche! Wenn dieses Drachen Lügen dadurch falsche Wahrheit würden und seiner Ehre fleckenlose Wahrheit eine schmutzige Lüge! – Das wäre Hermanns Tod, sein geistiger und leiblicher heimtückischer Meuchelmord! – Das waren die Qualen, unter denen Helene jetzt innerlich seufzte und mit sich rang.

»Fritzel! ich bitte dich: geh' jetzt heim! Ich höre nichts mehr und sehe nichts mehr als nur meine tödtliche Angst. Du weißt: heut ist der Tag der Wahl. Hermann kann jeden Augenblick heimkommen mit froher oder düsterer Botschaft. Ich habe mich unterdessen bei dir zerstreuen und vergessen wollen. Aber jetzt kann ich nicht mehr. Zu furchtbar ist diese Angst jetzt in mir aufgewacht. Laß mich allein! Ich muß beten, beten. Nur im Gebet, nur im Antlitz meines Gottes habe ich den Muth, auf Hermann jetzt zu warten.«

Und der Schäferfritz küßte ihr, mit stummem Mitleid in dem treuen Auge, die liebe Lehrerhand und trat bekümmert seinen Heimweg an. Aber Helene ging jetzt in

das Kinderzimmer. Vor dem Bilde des Gekreuzigten über dem schlafenden Knaben warf sie sich hin. Das kleine Röschen, das harmlos mit ihrer Puppe spielte, hieß sie vor sich knien und umschlang sie vor ihrem Mutterherzen mit inbrünstig gefalteter Hand, und mit zitternder Stimme flehte sie hinauf:

»O mein Herr und Heiland! Du weißt: erst heute Morgen bin ich vor dir gekniet und habe dich angerufen in meiner Noth: O du gegeißelter und mit Dornen gekrönter, du mit Wermuth gekränkter und ans Holz der Schmach geschlagener König Himmels und der Erde! o laß zu Schanden werden all' den Hohn und die Lüge, womit neidische Feinde meines Herzens Geliebten gegeißelt und an den Pfahl der Schmach seine Ehre geheftet! Du glorreich Auferstandener laß gnädig wieder auferstehen seinen ehrlichen Namen aus dem Grabe der Verleumdung, laß wieder freudiges Ostern werden in meinem trauernden Hause! Denn ach! des Mannes Ehre ist ja des Weibes höchster Stolz und seines Namens Schmach ist ihre tiefste Trauer. O! alles, alles Leid, ich will's aufs Neue muthig durchkämpfen, nur diesen einen bittersten Kelch nimm erbarmend von ihm und mir! – Und sollte ich ihn dennoch leeren müssen, wie diese Todesangst mir ahnend prophezeit, o dann, du Allmächtiger, dann flehe ich zu dir, und mit mir dieses Vaters unschuldiges Kind: o dann stärke mich, das schwache Weib, damit der vielleicht schon jetzt zu Boden gestürzte Mann sich wieder an mir aufrichten kann, als an einem unzerbrechlichen Stabe. – Mutter der Schmerzen, mit siebenfachem

Schwerte durchbohrt, siehe, hier liegt eine andere Mutter vor dir! Noch weiß ich nicht, ob auch auf mein Herz das Schwert, das über ihm schwebt, wird niederfallen . . . «

Aber horch! Hallt jetzt nicht sein Tritt im Corridor? Und mit welch' eiliger Hast! So stürmt nur gute Botschaft her. Und die Thür fliegt auf. »Ich habe gesiegt, Helene! glänzend gesiegt!« jubelt Hermann mit ausgestreckten Armen ihr entgegen. Und mitten aus ihrem Beten springt sie empor und fliegt ihm an Hals und Mund. »O! Gott sei darum gelobt!« schreit sie hinaus. Erschrocken blickt Röschen zu ihnen auf. Und freudetrunken hebt der Vater sein Kind auf den Arm.

»O mein Weib, mein Kind! danket Gott, mein Name, meine Ehre ist gerettet! Gottes Stimme hat gerichtet in des Volkes Stimme. Meine Feinde sind geschlagen. Die Gemeinheit liegt am Boden. Ich bin ich jetzt ein ganz und gar glücklicher Mann! Ich bin des Volkes Erwählter, und seines Rechtes rein erklärter Streiter. O Helene! nun hast du deinen ganzen alten Hermann wieder, wie einst in seinen besten Tagen! Und du, mein Kind, den alten, zärtlichen Vater! Nun hab ich keinen Wunsch mehr, auf dieser Erde als mein und dein und meiner Kinder langes, langes Leben.«

Und da Helene jetzt noch einmal, vor Dank und Freude ganz aufgelöst, an seinem Halse gehangen, da troff ein Strom von süßen Zähren an seinem Herzen nieder. Das waren ihre ersten stummen Reden.

Auch Röschen hatte noch kein Wort, so war sie noch von diesem Freudeschreck zerschlagen. Aber in ihrem

unschuldigen Kinderherzen dachte sie: »O Gott, wie freu' ich mich! nun ist der arme Vater von seinem bösen Zauber erlöst.«

IV. Der Herzog.

Unwirthliche Novemberstürme brausten über die Herzogsstadt hin. Kalte Regengüsse und lustiger Schneeflockentanz stritten sich noch um die Herrschaft am meist sonnenlosen Himmel. Nur hie und da noch trotzten in den riesigen Baumgruppen des Schloßgartens die Blätter dem schon längst in Kraft getretenen Gesetz, ihres Niederfalls. Aber in jeder neuen Sekunde nahmen sie, ohnmächtig längeren Widerstandes, immer zahlreicher traurigen Abschied von den in schöneren Tagen so liebgewordenen Zweigen, daran sie das goldene Licht erblickt, in dessen Glanz sie so fröhlich gegrünt und geplaudert unter all' den abertausend gleich lebenslustigen Gesellen. Manchmal aber fuhr ein scharfer Windstoß als Mahnbote der unerbittlichen Natur, so zornig durch die Parkwipfel, daß gleich ganze Schaaren von Widerspänstigen in braunem Laubregen zitternd niederrieselten.

So ist's im Gottesreiche des Geschaffenen gestellt. Das Abgestorbene muß Platz machen neuem Leben, und das Verwesende befruchtet den Keim neuen Werdens. Aus Tod wird Leben und aus Leben Tod. Und doch ist Alles nur Leben und nichts ist Tod.

Horch, wie der Novembersturm auch jetzt wieder im Schloßgarten die letzten Blätter zur Unterwerfung

zwingt! Es ist schon lange tiefe, schwarze Nacht. Aber siehe, dort in den langgestreckten Bogenfenstern der Herzogsburg brennt noch Licht. So komm mit mir herauf! Auch da drinnen schauern jetzt abgestorbene Blätter nieder – von des Herzogs jungem Leben! – Aber sogleich treiben neue schwellende Knospen nach Spätherbst und Frühling in einer und derselben Stunde.

»Hörst du ihn wieder, Lorenz, wie er mit sich selber spricht, und wie laut und heftig,« sagte im fürstlichen Vorzimmer ein schon weißhaariger Lakai zu seinem jüngeren Collegen mit feistem und verschmitztem Gesicht.

»Ja, du hast Recht, Ludwig! Was er heute nur wieder hat?« erwiederte dieser. »Wenn ich's nicht ganz bestimmt wüßte, daß er allein drinnen wäre, dächte man doch, daß er im ärgsten Zorn jemanden herunterkanzle!«

»Und daß er überhaupt heute so lang arbeitet,« fuhr der treue, alte Lorenz sich schüttelnd wieder weiter. »Das war doch sonst seine Art gar nicht! Jetzt ist es schon halb elf und heut ist Ball beim englischen Gesandten. Da wollte er doch hinkommen. Nun wird's wohl nichts mehr damit werden. Er hat ja noch nicht einmal Toilette gemacht.«

»Ich weiß nicht, Lorenz,« sagte wieder der Andere, »unser Allergnädigster ist schon seit ein paar Wochen nimmer recht beisammen. Wie war es doch erst vorgestern wieder bei der Treibjagd im Sauforst? Ist er nicht

der beste Schütz am ganzen Hof? Und dort fehlt' er dir einen Keiler, der so nah' an ihm vorüberlief, daß ihn der letzte Jagdbube hätte treffen müssen. Ich sah's selber mit an. Er hat seine Gedanken immer wo anders. Und ärgerlich war er – na, das war dir eine verflucht lustige Jagd. Sogar beim Souper auf'm Waldschlößchen ging's so trübselig her, als wär' es ein Leichenschmaus. Aber dafür waren wir Andern in der Försterei um so lustiger.«

»Ja wohl, ich hab' mir's auch vom Büchsenspanner sagen lassen,« fuhr der alte Lorenz wieder weiter. »Der Allergnädigste soll ja gar nicht zum Haben gewesen sein, so übellaunig und zerstreut. Und was war das gestern wieder für eine Geschichte? Steht alles fix und fertig auf dem Exercierplatz; die ganze Generalität reitet ins Schloß, und will den Herzog abholen, weil die neuen Uniformen von ihm inspicirt werden sollten; und pumps läßt der Allergnädigste die ganze Revue wieder abbestellen. Ja, ja! Kuriose Geschichten! Was man davon nur denken soll?«

»O ich, Lorenz!« sagte der Ludwig mit blinzelnden Augen, »ich kann mir's schon zusammenreimen. Weißt du, die Demokraten thun dem Herzog so viel Aerger an, daß ihm all' sein altes Plaisir verleidet wird. Denn in der Kammer soll es ja jetzt wieder ganz blutroth hergehen, hab' ich erst heut im guten Bürger gelesen; ganz wie anno Achtundvierzig, und den Hauptschreier, den haben sie gar aus der Residenzstadt selber hineingeschickt. Ha! muß ein sauberer Patron sein, der Advokat Stark, ein Hauptspitzbub und Intrigant. Na, der gute Bürger nimmt ihn aber auch alle Tage höllisch dafür her, und deckt

ihm seine geheimen Schliche auf. Hast du denn vor ein paar Tagen das Gedicht vom Schweinskopf nicht gelesen, wie dieser Erzschleicher durch den abgedankten Minister Kornthal hieher gekommen ist? Ha! ha! das war dir fein gegeben. Ich hatt' es Anfangs gar nicht verstanden, aber auf der Weinstube zum faulen Pelz, da haben sie mir's auseinandergelegt, wie dem Kerl sein ganzer Name in den Anfangsbuchstaben gedruckt stand. Ich sage nur, wie der überhaupt noch die Frechheit haben kann, vor aller Welt sein Lügenmaul jetzt aufzuthun, wo ihn doch der gute Bürger in seiner ganzen Nichtsnutzigkeit an den Pranger gestellt hat. Aber so sind sie alle miteinander, diese rothen, heimtückischen Hunde. Erst den einen Minister anwedeln, bis er ihnen einen Brocken Gnade zuwirft, und dann den andern, den man nimmer braucht, in die Beine beißen. O wenn ich nur einen halben Tag zu commandiren hätte, Bomben und Granaten ließ ich unter diese rothen Köter platzen, daß sie alle miteinander ihrem höllischen Patron in den Rachen fahren sollten. Ja, der gute Bürger hat's auch schon so verblümt angerathen und er hat auch ganz Recht. Denn wenn man diese Banditen wieder so fortlaufen läßt, wie anno Achtundvierzig, so bliebe von diesem Schlosse kein Stein auf dem andern und unser Allergnädigster sammt Ministern und Hofstaat bis zum letzten Stallbuben müßten am Galgen hangen.«

»Na, na, Ludwig! mach's nur nicht gar zu arg!« sagte der Alte mit abwehrenden Händen. »Man dächte, du habest ein paar Flaschen Wein über den Durst getrunken. Und überhaupt mit dem guten Bürger da . . . «

Im Arbeitszimmer des Herzogs, das durch einen Durchgangssaal von beiden getrennt war, hörte man jetzt so heftig klingeln, daß das Wort auf des Alten Zunge erstarb. Und eilig huschte er fort, um seinem gnädigsten Herrn zu Befehl zu stehen.

Dieser, ein Achtundzwanziger, das Bild eines schönen Mannes von hoher, ritterlicher Gestalt und edelstem Antlitze, dem der dunkle, wohlgepflegte Schnurrbart ein unverkennbar soldatisches Aussehen aufprägte, auch wenn der Waffenrock, den er beständig trug, dieses nicht verrathen hätte, ging mit erregten Schritten auf und nieder. Ohne den Lakaien besonders anzusehen, warf er jetzt hin:

»Der Geheimrath soll augenblicklich zu mir kommen!«

»Zu Befehl, Euer Hoheit!«

»Aber wird er noch wach sein?«

»O ich denke wohl, gnädigster Herr! Der Herr Geheimrath pflegen gewöhnlich bis Mitternacht zu arbeiten.«

»Nun gut! Und schläft er schon, so laß ihn wecken! Also schnell!«

Der Diener eilte, so rasch ihn seine Füße trugen, durch einen langen Gang des weiten Schlosses in die Wohnung des Geheimrathes von Schellenberg, der schon seit fünfundzwanzig Jahren die Stelle eines ersten Secretärs und vertrauten Rathgebers am Hofe bekleidete. Beim Regierungsantritt des jungen Herzogs war er vor vierthalb Jahren sehr gerne von diesem übernommen worden, da er die treuerprobten Dienste und unverbrüchliche Anhänglichkeit des alten Herrn zu gut kannte, um nicht auch für

seine Person das Vertrauen des verstorbenen Vaters auf ihn zu übertragen.

Ob der junge Herzog am Beginne seiner Regierung kurz vor dem Jahr Achtundvierzig nicht dennoch besser gethan hätte, sich eine jüngere Geisteskraft an die Seite zu stellen, mag nicht stark bezweifelt werden. Denn der Geheimrath, jetzt nahezu ein Siebziger, war einer jener nicht allzu begabten Männer, die in ruhigen Zeiten und bei gewohntem Geschäftsgang Alles bis aufs Kleinste mit pünktlicher Zierlichkeit besorgen, denen aber in aufgeregten Tagen und außerordentlichen Vorkommnissen der höhere Blick und geniale Muth gebricht, sich über das Neue zu stellen und es zu beherrschen. Jedenfalls war er aber ein wohlwollender Mann, der Jedem gerne half, so gut er konnte, und dessen Höflichkeit von dem Firniß glatten Hoftones niemals überpinselt gewesen. Der gehässige Name »Hofschranze« wäre wohl selten mit mehr Unrecht auf irgend Jemand an einem Fürstenhof angewendet worden. Und schon seine ganze, äußerst gemüthliche Physiognomie mit dem ehrlichen Blick und dem wohlgepflegten Gesicht unter dem spärlichen, weißen Haare bildete einen vollständigen Gegensatz zu dem mit einem Hofschranzen gewöhnlich verknüpften Typus.

Jetzt trat der Herzog wieder an seinen Arbeitstisch, nahm ein loses, gedrucktes Heft, das er vorhin erst in tiefster Erregung hingeworfen, wieder in die Hand, und

überlas zum zweitenmale ein paar Seiten darin, deren Inhalt auch diesmal wieder sein Antlitz zu tiefstem Nachsinnen in Falten legte. Es war der stenographische Bericht der letzten Kammersitzung, und was er las, das waren Sätze aus Doctor Starks zweistündiger Rede, darin er während der Adreßdebatte seine Anklage gegen das verfassungsfeindliche Ministerium begründet hatte. Diese lauteten also:

»Zuletzt noch das, meine Herren! – Man hat mich von der Seite mir gegenüber einen Idealisten geheißen. Nun wohl! ich acceptire diesen Titel. Ja, mit Stolz bekenn' ich von mir: ich will es sein und werd' es auch mein Lebenlang bleiben. Denn, was ist eines Volkes Leben doch noch werth, wenn es aufgehört hat, nach dem Ideal seiner gesetzmäßigen Freiheit hinanzustreben? Wenn es sich zufrieden gibt, auf dem halben Wege seiner Entwicklung ernüchtert stehen zu bleiben, den Schein für die Wahrheit, und für sein gutes beschworenes Recht zügellose Willkür hinzunehmen? – Jedes Recht, jedes Gesetz, meine Herren, trägt die sittliche Bedingung schon von selber in sich, daß es auch in idealer Wahrheit im Leben sich erfülle. Und verleugnen Sie nur erst in diesem Saale das ideale Ziel, nach dem wir Alle streben sollen, dann frage ich Sie: wo liegt die praktische Grenze, an der Ihre Wünsche und Forderungen stille halten wollen? – Aber, meine Herren, wenn ich erwäge, wie die Dinge jetzt noch bei uns liegen, und welche Forderungen ich selber für eine aufrichtige Neugestaltung unseres Verfassungslebens

ausgesprochen habe, dann sind wir, das weiß der Himmel, noch gar sehr weit entfernt von irgendeinem constitutionellen Ideale. So sagen Sie selbst, was habe ich denn im Namen meiner politischen Freunde verlangt? – Daß aus der jetzigen constitutionellen Heuchelei aufrichtige Wahrheit werde; daß von nun an statt der einseitigen Schleichwege willkürlichen Ministerregiments in unserm Staatshaushalt der gerade, ehrliche Weg gesetzmäßiger Vereinbarung zu betreten sei; daß man den guten Willen habe, die schon geschaffenen Gesetze im Geist und in der Wahrheit auch wirklich zu vollstrecken, und denen, die unsere Zeit noch unaufschiebbar verlangt, nicht immer wieder und ohne jede Noth einen Riegel vorzuschieben. Und endlich fordern wir von den hoben Herren am Ministertische, daß sie nicht, dem ganzen Geist der Verfassung zuwider, sich hinter den Thron verstecken und sich von *ihm* decken lassen, sondern daß sie muthig dem ganzen Volk vors Angesicht treten und die geheiligte Person des Monarchen mit dem Schild *ihrer* Verantwortlichkeit schützen sollen. – Wollen Sie diese meine Forderungen idealistische schelten, wohl, meine Herren, thun Sie das! Aber erlauben Sie dann auch mir, jene praktische Staatsweisheit zu beklagen, welcher Schein und Lüge mehr gilt als Wahrheit, und zügellose Willkür mehr, als die geheiligte Ordnung des Gesetzes. – Ja, meine Herren, in diesem Sinne bin ich ein Idealist und werd' es bleiben, so gewiß, als die Wahrheit selber nur als Ideal Sinn und Berechtigung hat . . . «

Und wieder warf der Herzog die Blätter auf den Schreibtisch: »Nun, ihr Herren Minister! Ist das auch ein verkappter Demagoge und, scheinheiliger Rabulist? Nein, beim ewigen Gott! Entweder hat dieser Advokat die Wahrheit geredet, wie kein Menschenherz sie aufrichtiger empfinden kann, oder er ist ein so heillos verdorbener Lügner, wie ich in solch' teuflischer Wahrheitsmaske keinen für möglich gehalten. Weg nun mit all' diesen Zwischenträgereien, und all diesem Beobachten durch fremde Augen! Nun will ich einmal selber sehen, selber hören, mit meinen eigenen fünf Sinnen mein Urtheil fassen. Diesen Doctor Hermann Stark muß ich kennen lernen.«

Der Herzog wollte eben sein erregtes Auf- und Abgehen wieserholt beginnen, als der alte Geheimrath in ängstlicher Geschäftigkeit hereintrat. Sein ganzer Gesichtsausdruck war eine stumme, staunende Frage, was wohl seinen Herren bewogen haben möge, ihn zu dieser ganz ungewöhnlichen Nachtstunde noch zu sich bescheiden zu lassen.

Rasch hatte der Herzog sich jetzt nach ihm umgedreht und zwang sich zu freundlichem Lächeln: »Ah! guten Abend, mein lieber Schellenberg! Ich sehe Ihnen die Verwunderung im Gesicht an, daß ich Sie noch spät habe rufen lassen. Aber ich würde heute Nacht wahrscheinlich sehr schlecht schlafen, wenn ich jetzt nicht noch so manches mit Ihnen bereden würde, was mir gerade Herz und Kopf voll gemacht. Nehmen Sie Platz, lieber Geheimrath! Wir haben etwas länger miteinander zu reden!«

Der Herzog deutete auf einen Stuhl neben dem Schreibtische, daran er sich selber niederließ. Sein Secretär setzte sich mit großen Augen auf den ihm angewiesenen Platz. Des Fürsten Miene war nun wieder ungewöhnlich ernst geworden. Und in seltsam bitterem Ton unterbrach er jetzt die feierliche Stille dieser Nachtstunde.

»Schellenberg! soll ich Ihnen jetzt etwas unter vier Augen anvertrauen, was ich noch Niemanden gesagt und auch Keinem mehr sagen werde, worüber ich aber dennoch mit einer einzigen Menschenseele außer mir reden muß, daß die gedrückte Brust mir etwas leichter werde? Schellenberg, wollen Sie dieses Geheimniß erfahren?«

»Eurer Hoheit huldreiches Vertrauen wird mir allezeit das theuerste Pfand Höchstihrer Gnade sein,« betheuerte mit dem Ausdruck ängstlicher Spannung der ehrwürdige Herr.

»Nun denn, so sollen Sie's hören,« sagte der Herzog noch laut. Dann neigte er seinen Mund an des Geheimraths Ohr und mit dem bebenden Tone verhaltenen Unmuths flüsterte er ihm zu:

»Schellenberg! ich bin erbärmlich schlecht erzogen worden . . . «

»Eure Hoheit!« rief der Geheimrath erschrocken hinaus und faltete betheuerlich die Hände.

»Ja wohl, Sie erschrecken! Nicht wahr, solches Wort haben Sie aus Fürstenmund wohl noch nie gehört? Aber

glauben Sie mir: ich bin noch viel ärger darüber erschrocken, als ich es zum erstenmale zu mir selber gesagt. Doch weiter!« Und die Bitterkeit seiner Stimmung verschärfte sich noch.

»Wenn ein armer Schuhflicker einen Sohn hat, der nach dem väterlichen Absterben das Geschäft übernehmen und fortsetzen soll, ich bin fest überzeugt, dieser Vater wird diesen Sohn so bald und so gründlich als nur möglich das Schuhflicken zu lehren trachten, daß, wenn er selber zum Sterben komme, sein armseliges Handwerk bei dem nachlebenden Sohn in guten Händen sei. Das thut mit nur ein wenig Verstand und Liebe ein niedriger Schuhflicker an seinem Sohne. Aber, mein lieber Schellenberg, als Fürst ein ganzes Land zu regieren, das wird dem Sohne von seinem Vater nicht gelehrt. Und wozu denn auch? Regieren ist ja eine so kinderleichte Kunst, besonders heutzutage! Zudem sagt ja auch ein uraltes, bequemes Sprüchwort: ›Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand.‹ Und da das Fürstenamt im Lande das höchste ist, so wird der liebe Gott doch wohl auch dem Fürsten den größten Verstand dazu ganz von selber verleihen. Nicht wahr, das ist doch nur ganz logisch gedacht? Also, wozu noch erst regieren zu lernen? Wie unnütz und langweilig! Nun, mein lieber Schellenberg, Sie machen ein absonderliches Gesicht zu meinen Worten! Sind Sie vielleicht nicht derselben Meinung?«

»Eure Hoheit sind heut in sehr unfreudiger Laune,« sagte der Geheimrath mit dem Ausdruck der höchsten

Verblüfftheit, in der er fast nicht mehr wußte, ob er noch richtig höre oder nicht.

»Nein, Schellenberg!« erwiederte der Herzog mit ironischem Lachen. »In bestem Humor bin ich, nur etwas mit Salz versetzt; und Salz ist ja bekanntlich das probateste Mittel gegen jedes Verfaulen, wovor auch Fürsten sich in Acht zu nehmen haben. Doch kommen wir wieder auf unser humoristisches Thema zurück! – Ei mein lieber, guter Geheimrath! Sie haben ja selber meine erbprinzliche Erziehung mitdurchlebt. So sagen doch Sie mir, was für besondere Regentenstudien man mich hat machen lassen! Doch es ist ja wahr, da fällt mir alles Mögliche jetzt ein, daß ich kaum Alles aufzählen kann. Wie bin ich ungerecht! Ich habe ja ganz unendlich viel gelernt. Bin ich nicht der famoseste Schütze im ganzen Lande geworden? Welcher Cavalier will mich im Reiten und Tanzen übertreffen? Und verstehe ich nicht, ein Regiment zu drillen und zu kommandiren, wie der geschulteste Oberst von Profession? Und dann, richtig, ha! ha! schier hätt' ich's ganz vergessen – ja wohl, ich war ja auch vier Semester auf der Universität, sogar auf zwei sehr berühmten im Auslande. Ob ich zwar gar viel dort studirt habe? Ich weiß es wirklich selber nimmer recht. Nur so viel will mir hinterher vorkommen, als ob die Cavaliere, die man mir zu Begleitern mitgegeben, zu jener bedenklichen Species von Mentoren gehört hätten, auf die das Sprüchwort paßt, daß man den Bock zum Gärtner macht. Wenigstens erinnere ich mich noch sehr gut, daß wir eine ausnehmend lustige Zeit zusammen verlebt und dreimal

mehr Geld verbraucht, als uns ausgemacht gewesen. Ja, Sie glauben gar nicht, mein lieber Geheimrath, was so ein Erbprinz als Student für Versuchungen und Ausgaben hat und wie blutwenig Zeit und Lust zum Studiren, vorab wenn man schon zuvor unter den verschiedenen Hofmeistern daheim so gründlich eingeschult worden ist, eigentlich gar nichts zu lernen, da man ja es zweifellos ohne Studium und Examina dennoch im Staate bis zum Herzog bringen werde. Ha! ha! Wozu denn auch nach etwas ringen und sich damit abquälen, zu dem man schon ohnehin mühelos geboren ist?«

Der alte Geheimrath saß wie versteinert da, da er den Ausbruch dieses »fürchterlichen Humors,« wie er ihn nannte, nun zu Ende gehört hatte. Und es kostete ihm jetzt allen vorräthigen Muth, um sich wenigstens mit einer schüchternen Einwendung herauszuwagen.

»Aber Eure Hoheit wollen doch gnädigst sich erinnern, daß, wenn Höchstdieselben wirklich Ihre Universitätszeit nicht so gründlich benützt hätten – was ich indeß dennoch zu bezweifeln mir erlaube – das dann aber doch jedenfalls nicht die Intention des höchstseligen Herrn Vaters gewesen ist.«

»Mag sein, lieber Schellenberg, gut von Ihnen gemeint!« warf der Herzog leicht hin. »Aber trotzdem kann ich mich nicht im mindesten erinnern, daß man bei meiner Heimkunft von der Hochschule irgendwie mit mir unzufrieden gewesen. Ganz einfach, weil sich Niemand darum bekümmerte, was ich denn eigentlich studirt oder

vielmehr nicht studirt. Ich war zwei Jahre auf der Universität gewesen, der Anstand nach außen war gewahrt, die väterliche Pflicht erfüllt, und damit war es abgethan. Nun hätte man freilich weiter meinen sollen, mit einundzwanzig Jahren wäre ein Erbprinz wohl verständig genug gewesen, daß der Herzog dann und wann mit ihm ein belehrendes oder warnendes Wort über die Kunst des Regierens gesprochen haben dürfte; daß er ihm nicht schnell und freudig genug den Schatz seiner dreißigjährigen Regentenerfahrung hätte erschließen und ihn mithineinschauen lassen sollen in den Organismus und das Getriebe des staatlichen Webstuhles; man hätte freilich glauben sollen, daß dem Erbprinzen vor dem Herzogwerden ein paar Jahre solcher oberflächlichen Regentenpraxis mindestens gerade so Noth gethan hätten, wie dem absolvirten Studenten seine zehnjährige Praxis zum Assessor werden. Aber – aber – mein lieber Schellenberg, ja freilich, zu solcher Vorschule hätte der hochselige Herzog sich erst mit dem Gedanken gründlich vertraut machen müssen, daß auch er selber ein sterbliche Mensch sei und ich wirklich einst sein Nachfolger werde; dann hätte ja der Herzog jeden Funken unglückseliger Eifersucht auf den Erbprinzen zuvor in sich ersticken müssen. Und, o über diese chronische Geisteskrankheit all' der kleinen gnädigsten Erdengötter, daß ihnen der Erbprinz fast immer im Wege steht, wie ein unliebsamer Mahner an ihre hinfällige Menschlichkeit!«

»O Eure Hoheit! ich kann es nimmer mitanhören. Das Herz möchte mir bluten,« rief jetzt der Geheimrath, über

seinem aufrichtigen Schmerze jede Bedenklichkeit vergessend, »so thun Höchstihre Worte wehe dem Andenken des höchstseligen, vortrefflichen Herrn Vaters.«

»Wer hat von einem Vater gesprochen?« fuhr der Herzog erregt in die Höhe, »nur von dem vorigen Herzog hat der vorige Erbprinz geredet, und wahrhaftig, deß ruf' ich den König Himmels und der Erde zum Zeugen an, an dem Erbprinzen hat der Herzog nicht wohl gethan.«

»Aber um Himmels willen, durchlauchtigster Herr! was ist denn nur mit einemmale Neues geschehen, daß Eure Hoheit so völlig außer sich kommen?« rief der Geheimrath, noch ganz erschüttert von des Herzogs noch nie vernommener Rede.

»Neues, lieber Schellenberg? Neues gar nichts, seit der Herzog im Grabe liegt. Und wie sollte es auch unterdessen zwischen uns Beiden geschehen sein?« sagte der junge Fürst mit vor Wehmuth gehobener Stimme, »nur das Alte, was lange schon an mir geschehen oder leider nicht geschehen, nur dieses Alte ist jetzt auf einmal in mir zum neuen Bewußtsein geworden. O jetzt, da abermals zwei feindliche Parteien an meinem Herzogsmantel hin- und widerzerren, da die eine die andere des Verrathes zeiht, jetzt, wo ich mit meinem fürstlichen Worte zwischen »Ja« und »Nein« mich entscheiden sollte, jetzt werde ich zum erstenmale in mir inne, welch' eine erdrückende Last von Fürstenpflichten auf meinen Schultern liegt und wie wenig ich bisher gelernt, als weiser Regent an meinem Volke sie zu erfüllen. Und jetzt endlich fällt's mir wie Schuppen von den Augen, was man an dem Erbprinzen einst Alles

gesündigt und wie schwer es nun dem Herzog wird, das Alles wieder gutzumachen. O sagen Sie selbst, lieber Geheimrath! war das eine bittere Ironie des Schicksals, daß es gerade dann meines Vaters Hand erstarren gemacht und mich in dem Staatsschiff an das Steuer gesetzt, gerade damals, wo das Meer bald darauf im wildesten Sturme ging, mich, den man bei ganz ruhiger See nicht einmal zusehen gelassen, wie man das Steuer nur in die Hand nimmt?«

»Aber Eure Hoheit haben ja trotz alledem diese schwere Zeit glorreich überstanden,« suchte wieder der Geheimrath zu begütigen.

»Ja, glorreich überstanden!« fuhr der Herzog, darüber nur noch erregter, ihm ins Wort. »Käme diese Rede jetzt nicht aus Ihrem Munde, bei Gott, als bitterster Hohn würde sie mich beleidigen. Wie hab' ich diesen Sturm überstanden? Thatlos hab' ich Alles gehen gelassen, wie's eben ging. Wie ein Kind, das auch noch an seinem Spielzeug sich erfreut, während der First des Hauses schon in Flammen steht, hab' ich gejagt und manövrirt und bei den Balletproben neue Figuren einstudiren helfen; den jungen Erbprinzen hab' ich gehätschelt und für die Herzogin in noch nie geschautem Glanze Bälle und Feste in Scene gesetzt. So hatte die Angewohnheit fürstlicher Vergnügungslust den ungewohnten Ernst dieser schweren Zeit in mir gar nicht aufkommen lassen. So hatte ich den Abgrund von fürstlichem Nichtswissen in mir gar nicht gesehen und auch Niemand anklagen können, daß er ihn mir nicht zur rechten Zeit mit Kenntnissen und

Erfahrungen ausgefüllt. Jetzt aber starrt dieser Abgrund mich an in seiner ganzen Leere. Wie ein mahnender Geist steigt mein Pflichtbewußtsein daraus hervor. Jetzt will und jetzt muß ich werden, was ich als Herr meines Landes sein soll. Noch ist es Zeit, das Alles nachzuholen, noch fühle ich dazu den Willen und die Kraft in mir. Und der dieses Wunder in mir vollbracht, der lebt nicht an meinem Hofe, der ist kein Minister und trägt nur einen bürgerlichen Namen. Und dieser Name heißt: Hermann Stark!«

»Hermann Stark?« rief jetzt der Geheimrath wie von plötzlichem Donnerschlag erschrocken, und fuhr zitternd in die Höhe, »der oppositionelle Advokat?«

»Nun, Sie kommen ja ganz außer sich, wozu dieses gewaltige Staunen? Ja wohl, ganz derselbe, der oppositionelle Advokat, der zum erstenmale und mit solch' bezwingender Wahrheit wie noch keiner von allen Herren meines Hofes und Ministeriums als Advokat meines besseren Selbst mich in siegreiche Opposition versetzt da drinnen in der Kammer meines Herzens. Ja, diesen oppositionellen Advokaten, meinen und des Landes Wohlthäter, muß ich kennen lernen. Schaffen Sie mir ihn her!«

Der Geheimrath war erst jetzt auf die höchste Höhe der Verwunderung hinaufgehoben worden, und mit fast weinerlicher Stimme rief er aus:

»Den Mann kennen lernen? Und ich ihn herschaffen? Aber bedenken denn auch Eure Hoheit, welch' verwirrenden, ja welch' geradezu gefährlichen Eindruck dieses auf alle Conservativen im ganzen Lande –«

»Schon gut! schon gut!« schnitt ihm der Herzog rasch den Satz ab. »Ich war so frei, mir dieses Alles bereits selber vorzuhalten. Vor Allem frage ich Sie jetzt, lieber Schellenberg, haben Sie dieses Advokaten letzte Kammerrede gelesen?«

»Das wohl, gnädigster Herr, das wohl,« stotterte der Geheimrath; »aber immerhin dürfte doch die ängstlichste Vorsicht geboten sein, ob denn auch wirklich der Privatcharakter dieses Mannes und zumalen eines Advokaten – o glauben mir Eure Hoheit, mir sind in meinem langjährigen Amte schon die abschreckendsten Beispiele begegnet –«

»Also, Herr Geheimrath,« unterbrach ihn der Herzog mit ernst fixirendem Blicke, »wissen Sie mir vielleicht über diesen Advokaten Stark mit Bestimmtheit etwas Nachtheiliges zu sagen?«

»Nun, mit Bestimmtheit freilich nicht,« wich dieser aus, »aber immerhin, wenn man in letzterer Zeit so mancher höchst bedenklichen Andeutung in öffentlichen Blättern auch nur einigen Glauben schenken dürfte . . . «

»In welchen Blättern?« fragte der Herzog barsch.

»Nun, z. B. in einem von der besten conservativen Richtung, das mit ebenso viel Geschick wie Muth die Interessen Eurer Hoheit und aller Wohlgesinnten vertheidigt, im – guten Bürger –«

»Ah! dieses erbärmliche Skandalblatt,« fuhr der Herzog unmuthig auf, »wie können Sie dieses mit Anstand vor mir in den Mund nehmen? Mich ekelt vor seinem bloßen Namen.«

»Aber gnädigster Herr, verzeihen! hier muß doch wohl ein kleiner Irrthum obwalten; denn so viel ich mich entsinne, befindet sich dieser ›gute Bürger‹ gar nicht unter den Blättern, die von Höchstihrem Vorleser Eurer Hoheit –«

»Tagtäglich in ausgewählten Artikeln vorgelesen werden – wollen Sie sagen, und das ist auch ganz richtig, obwohl für diesen sogenannten ›guten Bürger‹ höchst verdächtig. Denn ist er wirklich ein so ausgezeichnetes Blatt, warum wird er mir, dem Landesherrn, denn vorenthalten? Aber wissen Sie, mein lieber Geheimrath,« fuhr der Herzog mit ironischem Lächeln weiter, »um Ihnen ganz reinen Wein einzuschenken, so bin ich nämlich seit acht Tagen so frei, außer diesen offiziellen Vorlesungen auch andere Blätter nach eigener Auswahl und mit eigenen Augen selber zu lesen, so gut wie diese stenographischen Kammerberichte, die ich zuvor ebenfalls nur als zurechtgemachte Referate durch die gefärbte Brille meiner Minister zu sehen bekommen. Ich dachte mir nämlich einfach, als Herzog mit achtundzwanzig Jahren doch wohl endlich so mündig geworden zu sein, wie jeder Lehrjunge, der heutzutage ebenfalls ohne jeden Rothstift die Zeitungen liest. Und so sage ich Ihnen denn nochmals, was dieser heuchlerisch sogenannte ›gute Bürger‹ Lobendes über mich und mein Ministerium und Verdächtigendes über diesen Advokaten Stark tagtäglich in jenem schmutzigen Fetzen Druckpapier zur Welt befördert, verletzt meine fürstliche Denkart so sehr, wie meinen Geruchssinn eine stinkende Kloake.«

»Aber wenn Eure Hoheit erst die demokratischen Blätter von anno acht und neun und vierzig gelesen hätten! Welche Skandalsucht gegen alles Bestehende und jeden ehrlichen conservativen Mann sich darin breit gemacht, mit welch' wahrhaft höllischem Hohne sie den Thron und Eurer Hoheit geheiligte Person in den Schmutz gezogen –«

»Nun, mein lieber Geheimrath,« durchkreuzte der Herzog energisch, »dann hätte ich jene Blätter einfach geradeso verachtet. Gemeinheit der Gesinnung trägt in beiden Lagern ein gleich häßliches, verabscheuungswürdiges Gesicht. Schmutz bleibt Schmutz. Mögen nun jene ehrlosen Schreiberseelen, die ihre Federn hineintauchen, aus demokratischer oder conservativer Parteileidenschaft lügen und verleumden, mögen sie meinen Herzogsthron stürzen oder stützen wollen. Nur vor wahrhaftiger und mit ehrlichem Muth ausgesprochener Ueberzeugung habe ich Respekt. Aber aus dieses Advokaten Worten weht mich etwas an wie Rittermuth, wie angeborner Geistesadel ohne Falsch und Furcht, so daß ich wohl nicht im Zweifel sein kann, wo ich den wahren guten Bürger zu suchen und wem ich größeren Glauben zu schenken habe, dem Verleumder oder dem Verleumdeten. Darum ein für allemal, mein lieber Geheimrath, so sehr es auch gegen mein Gefühl geht, Sie ohne Noth kränkend bei Seite zu schieben, so muß ich Sie doch jetz mit aller Entschiedenheit ersuchen: lassen Sie diese, wenn auch noch so wohlgemeinte, ängstliche Bedenklichkeit. Sie paßt einmal nicht mehr in die scharfe Luft dieser neuen Zeit und

noch viel weniger zu meinem Charakter. Gelinde gesagt, sie langweilt mich. Und so sehr ich auch begreife, wie sie Ihnen in der vorigen Regierungsmethode zur andern Natur geworden sein mag, so mögen aber auch Sie begreifen, daß nun eben ich regiere und sogar von heut an mit dem vollen Bewußtsein als Herzog dieses Landes. Und da man es entweder unfreiwillig vergessen, oder absichtlich versäumte hat, den vorigen Erbprinzen in der früheren Regierungsmethode einzuschulen, so muß der jetzige Herzog eben seine Regentenstudien nach eigenen Heften nachholen, und deren Inhalt natur- wie verstandesgemäß jener Zeit entnehmen, in der er selber zu regieren hat. Meinen Sie nicht auch, mein lieber Geheimrath?«

»Ich erlaube mir in solchen Dingen gar keine Meinung,« erwiederte der alte Herr kleinlaut.

Der Herzog fuhr in gehobenem Zone weiter: »Zwar gestehe ich gerne, mein Material ist noch ungeordnet und lückenhaft. Aber das Eine steht in mir fest: ›Fürstliche Ehrlichkeit,‹ so lautet die Ueberschrift des ersten Paragraphs und ›fürstliche Aengstlichkeit‹ dünkt mir ein solch' unritterlicher Begriff, daß gegen dessen Niederschreiben jeder Tropfen meines uralten Fürstenblutes protestirt. Entweder – oder! Auf dieses Entscheidungsziel werde ich von nun an mit furchtloser Entschlossenheit lossteuern. Entweder ist es möglich, mit gewissenhaft treuer Befolgung der Verfassung als ehrlicher Fürst das Volk zu regieren, nun gut, dann soll mein Volk wie die Geschichte das Andenken an meine Regierung gleichmäßig segnen.

Oder es stellt sich im Laufe der Zeit heraus, was meine Minister mir täglich in die Ohren flüstern, aber ich vorerst nicht befürchten will, daß ich mit dieser Verfassung, wenn ich mich ihr gutwillig füge, allmälig zum willenlosen Schatten heruntersinke, gut! dann werde ich andere Hände neidlos nach dem Herzogsmantel greifen lassen und auch als Privatmann noch mit Leib und Seele ein echter Fürst verbleiben. Denn nur mit offener oder verhüllter Gewalt, mit falschen Auslegungen und Trugschlüssen, in stetem Kampf gegen mein Volk, mich als wirklicher Regent auf dem Throne zu behaupten, dazu bin ich zu ehrlich und friedliebend. Nur dadurch den Frieden zwischen Thron und Land bewahren zu können, daß ich im Herzogsmantel als fürstliche Marionette figure, dazu bin ich zu stolz. Und morgen, mein lieber Geheimrath, bestellen Sie mir den Advokaten Stark zur Audienz!«

Damit war der Herzog aufgestanden, der Geheimrath that ein Gleiches und fragte nur noch schüchtern:

»Hieher, gnädigster Herr, in das gewöhnliche Audienzzimmer? und um welche Stunde?«

»Nein, nach Bellevue ins Sommerschloß. Punkt acht Uhr Abends. Ich habe meine Gründe für mich und ihn, dies Zusammenkunft als tiefstes Geheimniß zu bewahren. Auch werde ich von Niemand begleitet sein. Und verstehen Sie wohl, auch Advokat Stark soll vor der Hand reinsten Mund darüber halten. Sein Ehrenwort bürge mir

dafür! Sie selbst werden ihn beim Herausfahren begleiten. Die Anordnung, wie dieses am besten heimlich geschehe, sei Ihnen selber überlassen. Im linken Flügel werde ich ihn empfangen – im kleinen Saale. Ihn aber zu bewegen, daß er wirklich komme, ihm Alles vorzustellen, was er für das ganze Land vielleicht verloren gebe, wenn er meinem Rufe aus irgend welchen Parteirücksichten nicht Folge leisten würde, das Alles ihm ans Herz zu legen, sei Ihre Aufgabe. So bewähren Sie sich als einen ebenso treuen Diener Ihres Herzogs wie geschickten Diplomaten! Und damit gute Nacht! Ihre Hand, lieber Schellenberg! Ich entlasse Sie mit dem vollen Maße meines Vertrauens und meiner alten Huld. Schlafen Sie wohl!«

Der alte Geheimrath küßte gerührt des Herzogs dargebotene Hand, verbeugte sich mehrmals, dann empfahl er sich und schlich an allen Gliedern bebend, das kahle Haupt fortwährend schüttelnd, an den zwei unterdessen eingeschlafenen Lakaien vorüber durch den Vorsaal.

Auf dem Schloßthurme schlug es eben Mitternacht. Aber aus des Herzogs Studirzimmer und seinem Herzen dämmerte bereits lichter, freudiger Morgen in sein weites Land hinaus, das schlafbefangen davon noch keinen Schimmer ahnte.

V. Eine geheime Audienz.

Im Sommerschlosse Bellevue schritt der Herzog bereits eine Viertelstunde in einem kleinen Saale gedankenvoll

auf und nieder. Er hatte heute den sonst immer getragenen Waffenrock zum erstenmale mit bürgerlichem Anzuge vertauscht. Darin lag eine gewisse Symbolik dessen, was seit gestern Nacht in seinem Innern vorgegangen war. Jetzt sah er nachsinnend in dem winterlich stummen Park hinaus, über dessen beschneite Platanenwipfel die Mondscheibe feierlich heraufstieg. Seltsam! Wie leicht war es ihm bei den bisherigen Audienzen immer geworden, Ministern und Hofbeamten, Generälen und Diplomaten sein fürstliches Selbstbewußtsein fühlen zu lassen, so froh er auch immer gewesen, wenn er diesen lästigen Zwang wieder von sich abgeschüttelt hatte. Und vor dieser selbstgewünschten Unterredung mit; einem bürgerlichen Advokaten beschlich ihn jetzt eine innerliche Befangenheit. Er mußte sich gleichsam erst darauf vorbereiten, um den Landesherrn in sich diesem Unterthan gegenüber zur überlegenen Geltung bringen zu können.

Jetzt blieb er stehen und hielt mit ärgerlicher Miene die Hand an die Brust: »Lächerlich! Ich glaube gar, ich verspüre Herzklopfen. Warum nur? Was hab' ich doch vor? Einen Advokaten zu empfangen und seine politischen Ansichten mir vortragen zu lassen! Und ich selber habe das so gewollt, so befohlen, ich, der Herzog, meinem Unterthan. Und darum sollte mein Puls auch nur um eine Secunde jetzt rascher gehen? Er komme nur! Ich werde es ihm nicht so leicht machen, als er sich's vielleicht vorstellt. Auf gar ernste Probe will ich ihn stellen, gar gefährliche Fragen will ich ihm vorlegen. Ja, er soll

schon erfahren, daß es doch noch etwas anderes sei, in der Kammer vor meinen Ministern zu reden, als Aug' in Auge mit mir, dem Herzog. Also wozu diese Befangenheit? Dreimal lächerlich! Ich will nicht befangen sein.«

Er stampfte mit dem Fuße. Zu gleicher Zeit schlug es auf dem Corridor acht Uhr. Des Fürsten Herz pochte jetzt noch viel mächtiger als zuvor. Und wieder schritt er in Nachdenken versunken auf und nieder.

Laß dein Herz kopfen, edler Herzog! Was will es dich verdrießen? Was brauchst du davor dich zu schämen? Es schlägt ja nur deinem Volk entgegen ...

Fünf Minuten darauf hatte der Herzog den Advokaten empfangen. Er war nicht wenig neugierig gewesen, den Mann von Angesicht zu schauen und seine Stimme zu hören, dessen gedruckte Reden einen solch' wunderbaren Auf- und Umschwung in ihm hervorgebracht hatten. Aber schon wie er den Doctor jetzt herein treten, sich verbeugen und wieder aufrecht stehen sah, schon dieses erste, oberflächliche Beschauen genügte dem Scharfblick des Fürsten zur vollen Ueberzeugung, daß er in Wahrheit den ganzen leibhaftigen Mam nun vor sich habe, wie dieser aus seinen Reden ihm geistig entgegengetreten war. Die so häufige Erfahrung, daß die Bilder bedeutender Menschen, die wir uns nach deren geistigen Erzeugnissen schaffen, in ihrer wirklichen Erscheinung, unsere Einbildungskraft oft bedenklich im Stiche lassen, diese Erfahrung verkehrte sich beim Doctor Stark in das gerade Gegentheil. Und das Herz des Fürsten schlug in der Nähe des Advokaten jetzt mindestens nicht weniger erregt

als vorhin, da er ihn erst erwartet hatte. Um dieses lästige Gefühl abzuschwächen, hatte der Herzog den Doctor zum Sitzen eingeladen, was dieser erst nach wiederholter Aufforderung befolgte, indem er sich auf ein kleines Sopha niederließ. Der Herzog saß in einem großen Armstuhle ihm gegenüber, die Beine kreuzend und mit überschlagenen Armen.

Noch entbehrte seine Stimme der gewohnten, militärisch scharfen Betonung.

»Es ist wohl das erstemal, Herr Doctor, daß Sie mit einem Fürsten reden?«

»Ja wohl, Eure Hoheit! das erstemal,« erwiederte Hermann mit männlicher Unbefangenheit.

Der Herzog fuhr weiter: »Aber ohne Zweifel haben wohl auch Sie in Ihren geschichtlichen Studien schon den gar oft wiederkehrenden Gemeinplatz gefunden, daß Fürsten entweder niemals die Wahrheit hören wollen, oder wenn auch, sie doch nur selten und niemals völlig zu hören bekommen. Ist das nicht so?«

»Das wohl, Eure Hoheit!« bestätigte Hermann sehr ernst.

»Nun gut also! So will ich denn für meine Person die erste Hälfte dieses Satzes heute Lügen strafen; dasselbe bei der zweiten Hälfte zu thun, sei Ihre Sache, Herr Doctor! Ich will die Wahrheit hören, und Sie sollen sie mir sagen, die ganze rückhaltlose Wahrheit. Wollen Sie das?«

»So wahr mir Gott helfe!« betheuerte Hermann mit auf das Herz gelegter Hand.

»Doch noch eine Vorbedingung, Herr Abgeordneter, über die wir erst miteinander ins Reine kommen müssen.« Dabei fixirte der Herzog den Advokaten, als wolle er dessen geheimste Gedanken ihm aus dem Antlitze lesen. »Ich begreife, Herr Doctor, daß neben dem Drange, für die Rechte des Volkes seine Ueberzeugung auszusprechen, ein gar starker Reiz auch in dem Gefühle geborgen liegt, dieses öffentlich zu thun, von Hoch und Nieder angehört, gar oft deßhalb bewundert zu werden und dann noch obendrein durch die Presse im ganzen Land und weit über dessen Grenzen hinaus den Lorbeer eines berühmten Volksmanns einzusammeln. Ja, dieses Bewußtsein dünkt mir so übermächtig mitzuwirken, daß ich glaube, gar manche Kammerrede wäre gar nicht, oder mindestens mit viel weniger Emphase und Ostentation, aber mehr fachlicher Einfachheit, gehalten worden, hätten Zuhörer wie Stenographen solchen Rednern gefehlt und die Zeitungen ihre Spalten verschlossen gehalten. Ferne sei es nun von mir, diesen Satz auf Sie selber anzuwenden. Daß Sie jetzt vor mir stehen, ist wohl der triftigste Beweis, wie ich in Ihren bisherigen Kammerreden nur den ehrlichen Manneswillen erkannt habe, zunächst bloß auf Ihre Collegen und meine Minister überzeugend einzuwirken und über dem wohlgemeinten Eifer für das Beste des Landes den Ruhm Ihrer eigenen Person zu vergessen. Wenn ich mich demnach entschlossen habe, Herr Doctor, Aug' in Auge mit Ihnen über Dinge zu reden, wie sie zwischen dem Landesherrn und einem Unterthan wohl nur sehr selten besprochen werden, so bin ich zu

diesem Entschlusse gekommen, weil ich in Ihnen einen Mann von dieses Wortes edelster Bedeutung vor mir zu sehen glaube; einen Mann, der über aller Begeisterung für die Rechte des Volkes dennoch keinen Augenblick die seinem Fürsten schuldige Ehrfurcht vergißt; einen Mann, der in dem erhabenen Bewußtsein, ungehört von aller Welt, unbelobt und unbewundert einzig und allein zum Wohle des Volkes seinem Fürsten die Wahrheit gesagt zu haben, gern auf jeden andern Ruhm verzichtet, außer auf den einzigen, den er in verschwiegener Mannesbrust mit nach Hause trägt. Von einem solchen Manne mich über die Wünsche und geheimsten Gedanken meines Volkes belehren zu lassen, eine solch' demüthige Herablassung dünkt mir meine Fürstenwürde viel eher zu erhöhen als zu erniedrigen. Aber meine Reden der Kritik von Parteigängern und Zeitungsschreibern zu unterstellen, oder sie auf der Gasse und in den Wirthshäusern bemäkeln und vielleicht auch bespötteln zu lassen, solch' unfürstliche Demüthigung zu erleiden, dazu stehe ich mir als Herzog hundertmal zu hoch, und würde für das Volk mich schämen, dessen Regent ich bin.

»Nun wissen Sie, Herr Abgeordneter, unter welcher Bedingung ich mit Ihnen reden will. Mein Herzogswort bürge Ihnen für unverbrüchliches Geheimhalten jedes hier gesprochenen Wortes, sogar der bloßen Thatsache, daß Sie diesen Abend hier vor mir stehen. Ein gleiches Gelöbniß verlange ich jetzt auch von Ihnen.«

Des Herzogs Worte verfehlten nicht, auf Doctor Stark einen mächtigen Eindruck hervorzubringen. Aber dennoch schwächten sie ihm nicht den gewohnten juristischen Scharfblick, mit dem er auch diese kritische Lage rasch überschaute. »Eure Hoheit erlauben mir gnädigst zuvor noch eine Frage!«

»Und diese wäre?« fiel der Herzog gespannt ein.

»Können mir Eure Hoheit auch dafür volle fürstliche Bürgschaft leisten, daß meine heutige Anwesenheit nicht möglicher Weise durch einen Dritten in die Oeffentlichkeit gelange? Eine solche Möglichkeit wäre höchst bedenklich.«

»Aber ganz undenkbar,« warf der Herzog rasch dazwischen, »denn der einzige Mensch, der von dieser Audienz noch weiß, Geheimrath von Schellenberg, ist verschwiegen wie das Grab. Dafür bürge ich Ihnen. Auch sehe ich im Grunde nicht recht ein, weßhalb Sie so ängstlich bedächtig sind. Dieser Charakterzug liegt nicht in Ihren Reden.«

»Doch, Eure Hoheit, wenigstens der innerste Grund davon,« erwiederte der Doctor mit ruhiger Würde. »Und mir möge gnädigst erlaubt sein, das kurz auseinander zu setzen und mich des fürstlichen Vertrauens in meine Aufrichtigkeit auch in dieser Vorfrage würdig erweisen zu dürfen.«

»Thun Sie das!« sagte der Herzog mit mildem Ernste.

Der Advokat fuhr gemessen weiter: »Ich meine nämlich dies, mein gnädigster Herzog! Gesetzt den Fall, der auch bei der ängstlichsten Vorsicht immerhin denkbar

wäre, die Thatsache dieser so geheim gehaltenen Audienz würde durch irgend einen Dritten, durch ein bloßes Ungefähr, dennoch öffentlich bekannt und ich würde von meiner Partei darüber zur Rede gestellt – ich bitte Eure Hoheit, gnädigst zu bedenken, in welch' ganz unlösbaren Conflict müßte ich dadurch gerathen. Ich wäre dann durch mein verpfändetes Manneswort gebunden, diese Audienz unbedingt ableugnen zu müssen. Deßhalb mögen mir Eure Hoheit gnädigst verzeihen, daß ich mein Manneswort zu solch' unverbrüchlichem Schweigen ganz unmöglich verpfänden kann. Gern will ich geloben, daß jedes hier gesprochene Wort in meiner Brust wie im Grabe liegen soll, und daß von mir nie auch nur ein Hauch von diesem heutigen Abend in die Oeffentlichkeit dringe. Denn davon zu schweigen, daß ich als redlicher Patriot vor Eurer Hoheit hier die Wahrheit spreche, daran hindert mich weder mein politisches Gewissen, noch mein Charakter als wahrhaftiger Mann. Im Gegentheil, ich kann Eurer Hoheit nur von ganzem Herzen beistimmen, daß der höchste und edelste Ruhm der sei, sich in verschwiegener Mannesbrust sagen zu können: ich habe meinem Herzog gegenüber für das ganze Land die Wahrheit geredet und verlange keinen andern Dank dafür, als den meines eigenen Bewußtseins. Ebenso begreife und verehre ich den edlen fürstlichen Beweggrund, der Eurer Hoheit zu solch' strengem Geheimhalten dieser Audienz dem weisen Rath gegeben. Aber, mein durchlauchtigster Herr, um diese eine fürstliche Gunst muß ich dringend bitten: wenn jemals meine politischen Freunde dennoch

von dieser Audienz erfahren und sie mich darum befragen sollten, was an dem Gerüchte wahr sei oder nicht, dann mögen Eure Hoheit mich meines Wortes wieder gnädigst entbinden. Denn meine Partei durch unbedingtes Ableugnen ins Gesicht hinein belügen – das kann und darf ich nicht, selbst wenn sie meinem Leugnen glaubte und ich nicht einmal der Gefahr ausgesetzt wäre, der Unwahrheit öffentlich überführt zu werden. Ja, ich stehe nicht an, vor Eurer Hoheit hier offen auszusprechen, müßte eine solche Unwahrheit der Preis sein, um den ich das ganze Land vor einer großen Gefahr bewahren könnte, ich würde diese rettende That von mir weisen, denn nur die Wahrheit macht frei, und nur in ihr ruht Heil und Segen für den Einzelnen, wie für das ganze Volk.«

Während dieser ganzen Entgegnung hatte der Herzog den Redner wieder streng prüfend ins Auge gefaßt. Aber jeder von Hermanns offenen Blicken, jeder Zug seines klaren Gesichtes war nur die äußere Beglaubigung von dessen wahrhaftigem Innern. Wie ein offenes Buch lag sein ganzes Wesen aufgeschlagen. Des Herzogs erwachtes besseres Selbst, seine edle, nach Klärung sich sehnende Menschlichkeit gewann nun völlig die Oberhand über den Fürsten und dessen anerzogene Zurückhaltung. Und dem Drange seines Herzens rückhaltlos sich hingebend, ließ er seinen Worten freien Laut.

»Herr Doctor, nun freue ich mich erst recht, daß ich Sie habe zu mir rufen lassen. Denn Sie erweisen sich als der Mann, den ich aus Ihren Reden mir erwartet habe.

Und wären Ihre politischen Freunde meine größten politischen Feinde, ich würde dennoch Ihren Entschluß, sie nie belügen zu wollen, gutheißen und hochachten. Gut denn also! Sollte das Geheimniß dieser Audienz jemals durch ein mir undenkbares Ungefähr verrathen und Sie von Ihren Freunden deßhalb befragt werden, so sei Ihr mir heute verpfändetes Wort wieder frei! Ja, sogar ich selber würde dann gerne bereit sein, meinen Fürstennamen gegen jedes Unrecht einzusetzen, das boshafte Verleumdung Ihnen etwa zufügen sollte. Daran mögen Sie glauben, sowie ich auf Ihre Mannesehre unverbrüchlich zähle, daß nur die höchste Noth Ihre Zunge lösen kann und der Name Ihres Herzogs dabei keinen Schaden leidet. Sind Sie damit einverstanden?«

»Vollkommen, Eure Hoheit! Hier ist meine Hand,« sagte Hermann mit tiefem Ernste.

»Und hier die meinige,« rief der Herzog und legte sie einen Augenblick in die des Advokaten.

Sie dann wieder zurückziehend hielt sie der Fürst vor die Stirne. Sein ganzer Entschluß war ihm plötzlich wieder etwas fremd geworden. Er mußte sich erst selber wieder darin zurechtfinden. Ein Gefühl geistiger Ueberlegenheit wehte ihn belästigend aus Hermanns Nähe an. Der alte Herzog stritt noch einmal mit dem neuen Menschen. Aber wie die Sonne oft plötzlich siegreich durch den Wolkenschleier bricht, so geschah es jetzt auch in des Fürsten Geist. Und ohne sein Wort länger auf die Schale ängstlicher Bedächtigkeit zu legen, warf er mit abstechend leichtem Tone die so inhaltsschwere Frage hin:

»Was denkt man im Lande von mir?«

»Eine schwere Frage, Eure Hoheit!« sagte sichtlich betroffen der Advokat.

»Die ich aber dennoch von Ihnen rückhaltlos beantwortet haben will,« fiel der Herzog entschlossen ein. »Deßhalb habe ich Sie zu mir rufen lassen. Nun, Herr Abgeordneter?«

»Was man im Lande von Eurer Hoheit denkt?« wiederholte Doctor Stark des Herzogs verfängliche Frage langsam Wort für Wort. Dann hob er das Haupt höher und sprach: »Nun, mein durchlauchtigster Herr und Herzog! man denkt im Lande, daß der Himmel Eurer Hoheit alle Gaben und Eigenschaften im Ueberflusse verliehen habe, um dem Land ein vortrefflicher Regent zu sein, daß aber das Wohl des Volkes Höchstihrem Fürstenherzen nicht nahe genug liege, um den Reichthum dieser Gaben zum Heil und Segen des Landes richtig zu verwerthen.« –

Räthselhafter Widerspruch und doch so menschlich! Der Herzog wollte um jeden Preis die Wahrheit hören. Er selber hatte in edelster Selbsterkenntniß gestern Abend ganz das Nämliche vor dem Geheimrath von sich ausgesprochen. Und jetzt, da er denselben Vorwurf in mildester Form aus dem Munde eines seiner Unterthanen hörte, dem er diese rückhaltlose Offenheit noch überdies befohlen, jetzt ward er dadurch betroffen und gereizt. Und mit ziemlich bitterer Betonung war er dem Doctor ins Wort gefallen:

»Ja wohl, ich verstehe, man wirft mir meine Liebhabereien vor oder rechnet sie mir gar zum Vergehen an. Ist es nicht so? Reden Sie!«

»O nichts weniger als das,« erwiederte Hermann mit ruhiger Wärme. »Eure Hoheit mögen mit aller Herzenslust den edlen Jagdfreuden sich hingeben! Die größten Regenten aller Zeiten und Völker haben das gethan. Eure Hoheit mögen an glänzenden militärischen Revuen Höchstihre Freude haben! Wer wollte mit dem obersten Kriegsherrn des Landes darüber rechten? Eure Hoheit mögen prunkende Hoffeste halten lassen! Das bringt Geld unters Volk. Und wer wäre so kleinlich und mißgünstig, den äußeren Glanz des Thrones auf Heller und Pfennig seinem Fürsten nachrechnen zu wollen? Eure Hoheit mögen dem Ernste der dramatischen Kunst weniger zugethan sein, als den heitern Reizen des Ballets! Das Volk ist nicht so puritanisch streng in seinem Urtheil, daß es nicht auch an seinem Fürsten harmlose Schwächen gern übersehen wollte. Wohl fordert es von seinem Regenten mit Recht, daß er zu allererst Hort und Vorbild reinster Sitte sei. Und wann hätten Eure Hoheit diese Forderung noch je mißachtet? Doch verlangt es von seinem Fürsten kein ascetisches Ideal und gönnt ihm aus ganzem Herzen jede Erholung von der Last der Regierung. Aber Eines, Eines, Eure Hoheit, eine einzige Forderung, von der des Volkes eifersüchtiges Herz nie und nimmer und ganz unmöglich ablassen kann – das ist die Liebe seines Fürsten! Das ist das Bewußtsein, daß es im Mitgefühle von Freud'

und Leid mit ihm und seinem Hause unauflöslich verkettet ist, daß es seiner Rechte treuesten und mächtigsten Schutzherrn in seinem Fürsten selber habe, dessen Herzen nichts näher liegen könne, als seines Volkes Wohl und Wehe! Das Wort: ›Landesvater‹ will das Volk nicht als inhaltslosen Namen aussprechen, und der alte Titel: ›Fürst von Gottes Gnaden‹ soll ihm täglich eine neue Wahrheit werden.«

»Und welche Wahrheit?« fuhr der Herzog zerstreut in die Höhe, ohne sich dieser Frage gerade recht bewußt zu sein. Aber er warf sie aufs Gerathewohl hin, um dadurch seine tiefe Bewegung vor sich und dem Advokaten zu verbergen und planlos abzulenken. Und nochmals wiederholte er: »Welche Wahrheit meinen Sie?«

Doctor Stark fuhr mit wiedergewonnener voller Ruhe weiter, ohne den angeschlagenen erhabenen Ton herabzustimmen:

»Die zweifache Wahrheit meine ich, mein gnädigster Herr und Herzog, daß, wie der Fürst von Gottes Gnaden durch Gott berechtigt ist, über sein ihm von der Vorsehung anvertrautes Volk zu herrschen, er auch vor Gott verpflichtet sei, so sorglich, gerecht und weise zu regieren, wie er es Tag für Tag vor Gottes Antlitz verantworten kann. Der Fürst, Eure Hoheit, der aus dem Titel: von ›Gottes Gnaden‹ nur sein göttliches Recht der Regierung ableitet, aber die ihm von der Gnade Gottes auferlegte Pflicht und Rechenschaft mißachtet, der erfüllt den Inhalt dieses Titels nur zur einen Hälfte. Und er darf sich nicht zu sehr darüber beklagen, wenn dann seines Volkes

Glaube an die ganze Wahrheit dieses Titels allmälig immer schwächer wird und zuletzt völlig wie an eine Sage der Vergangenheit im Bewußtsein der Gegenwart verloren geht.«

Des Herzogs Auge hatte sich während dieser Rede mehr und mehr verdunkelt und seine Mienen überschlich jetzt ein Zug lauernden Argwohns, dem er auch unverhohlen sogleich Luft machte:

»Durch Ihre Worte weht ein demokratischer Hauch, Herr Abgeordneter, den ich in Ihrem Herzen nicht vermuthet und der mich deßhalb auch, offen gesagt, unangenehm überrascht.«

Doctor Stark stutzte wohl einen Augenblick, aber dann erwiederte er mit großer Ruhe:

»Und doch weht dieser selbe Hauch, den Eure Hoheit einen demokratischen heißen, durch unsere ganze Zeit und allerorten.«

Ohne daß er selber es inne ward, stand er jetzt auf und deutete himmelwärts.

»Weiß es der allwissende Gott, durchlauchtigster Herzog, ich bin kein Demokrat, kein offener und kein verkappter. Keinem einzigen von Eurer Hoheit Unterthanen gestehe ich das Recht zu, sich einer größeren und wahrhaftigeren Treue rühmen zu dürfen, als ich sie gegen meinen rechtmäßigen Monarchen, wie des Landes beschworne Verfassung im Herzen trage. Und Keiner soll je an ehrlichem Mannesmuth mich übertreffen, wenn es gilt, für den Herzogsthron und die Rechte der Krone, gegen offene wie heimliche Feinde, allezeit und überall

in die Schranken zu treten. Aber, mein gnädigster Herr und Herzog! ich erkenne die Zeit, in der wir stehen. Und wem wollte es frommen, vor dieser Erkenntniß das Auge zu verschließen? Nicht den Unterthanen und noch hundertmal weniger ihrem Regenten. – Wenn die Sonne am Mittagshimmel steht, was nützt es zu behaupten, es sei die Zeit der Nacht? Und wenn Frühlingsstürme durchs Land brausen und Milliarden von Knospen aufbrechen, was soll es für einen Sinn haben, den Frühlingsanfang wegzuleugnen? – Aber Eure Hoheit! ein nicht weiserer und nicht gesünderer Sinn liegt im Gebahren aller Jener, die aus schlecht verstandener oder schlecht empfundener Loyalität sich scheuen, den Hauch der Zeit zu verspüren, wie er wirklich weht, und die in ihr gelebt, als haben sie darin geschlafen und nicht gewacht. – Ich, mein gnädigster Landesherr, ich habe die Märzstürme vor fünf Jahren nicht über Europa hinfahren heißen. Nicht um eines Wortes Hauch hab' ich ihr Brausen gemehrt. Thatlos hab' ich von fern ihnen zugehorcht. Aber noch heute spüre ich eben, daß seit jenen Stürmen die Luft der Zeit eine andere geworden. Bin ich darum ein Demokrat, mein gnädigster Herzog? – Ich habe von dem Nimbus, der Jahrhunderte lang die Kronen der Fürsten mit vollstem Glanz umschwebt, nicht ein einziges Stäubchen hinweggenommen. Aber seit den paar einzigen Jahren ist er eben doch nicht mehr der alte. Und weil ich das erkenne und freimüthig vor Eurer Hoheit mich auszusprechen erkühne, bin ich darum ein minder treuer Freund der monarchischen Krone? – Ich, mein gnädigster Herr

und Herzog! ich habe an keinen einzigen Pfeiler der alten Staatsprincipien auch nur einen Finger angelegt. Aber jene verhängnißvolle Zeit hat sie demnoch bis zum innersten Fundament erschüttert und locker gemacht. Und soll ich diese Thatsache wider mein besseres Wisen vor Eurer Hoheit jetzt verhehlen, bloß um mich der Wahrheit meiner Unterthanentreue gleißend zu rühmen? – Nein, mein durchlauchtigster Landesherr! Eure Hoheit haben einen Mann zu sich beschieden, und ein Mann soll jetzt auch vor Eurer Hoheit hier stehen. Denn wahrlich, es wäre ein feiges, nichtswürdiges Bubenstück, wollte ich dem Regenten, der in so hochherziger, bewundernswerther Selbstverleugnung von seinem Unterthan die ganze, volle Wahrheit hören will, wollte ich solch' hocherhabenen Fürsten jetzt heuchlerisch betrügen, um den einzig würdigen Dank für solche seltene Gnade – um den Dank der ganzen, vollen Wahrheit.« –

Der Herzog, der bisher mit immer starreren Mienen zugehört, drückte jetzt die Hand vor die Augen und blieb eine Weile so sitzen. Kein Wort kam ihm über die zusammengepreßten Lippen. Aber sein Geist arbeitete heftig. Sein Herz pochte jetzt noch am allermächtigsten. Wie ganz anders und zehnfach leichter hatte er sich diese Audienz gedacht! Auf welch' ganz andere erschütternde Fragen waren sie unversehens gekommen! Reißende, wirbelnde Fluth statt ruhigen Fahrwassers. – Wohl hatte er die Wahrheit hören wollen. Ob aber auch solche? – Wußte er doch überhaupt nicht, daß er einen Mann in seinem Lande habe, der sich getraute, mit solcher Macht

der Wahrheit vor ihm, dem Herzog, zu reden und mit so furchtloser Hand in die tiefsten Fragen hineinzugreifen. Dieser Hermann Stark, der jetzt leibhaftig vor ihm sprach, war doch noch ein ganz Anderer, als der nur geistig vor ihm stand, als der Fürst dessen gedruckte Reden gelesen. Und doch! glühte in diesem heiligem Redefeuer nicht zugleich die reinste Ehrfurcht vor seiner fürstlichen Person, die treueste Liebe zu Thron und Volk? Wo möchte er wohl im ganzen Lande noch einen besseren Bürger finden? Sollte er jetzt mit erkünstelter Huld und den Stachel im Herzen ihn entlassen, oder die Unterredung auf seichtere Fragen hinüberlenken? Oder sollte er den herben Kelch der Wahrheit, den dieser Advokat noch zur Hälfte gefüllt in der Hand hielt, voll fürstlicher Selbstverleugnung noch vollends austrinken? – Ist es nicht das gemeinsame, tragische Geschick der meisten Fürsten, daß sie vom ersten Bewußtsein an das Leben nur immer wie durch einen trügenden Schleier zu schauen bekommen, daran schon des fürstlichen Kindes Wärterin die ersten Fäden wirkt? Und wenn die rauhe Hand des Lebens diesen Schleier dennoch einmal zerreißt, wie stehen sie dann vorm enthüllten Antlitz der Wirklichkeit in schmerzlicher Täuschung rathlos da, weil Kopf und Herz nur für fürstliche Illusionen ausgebildet worden! Und welch' herbe Ueberwindung kostet sie's, sich dann mit dem Leben, wie es wahrhaftig ist, glücklich abzufinden? – Wuchern nicht am Lebensbaum der Fürstenkinder vom ersten jungen Triebe bis zur vollen Entfaltung der

Schmeichler vielgestaltige Schmarotzerpflanzen, in eifersüchtigem Wachsthum sich einander überbietend? Und wie wird es dem der Wahrheit schwer gemacht, durch solchen Wust hindurchzuscheinen und die guten, edlen Fruchtkeime zum Blühen und Reifen zu bringen! ...

Und jetzt in dieser stillen Nachtstunde, jetzt stand ein Mann, wie ein von der Wahrheit selber ausgesandter Bote, vor dem Herzog. Vieler, langer Jahre Versäumniß konnte jetzt in einer flüchtigen Stunde nachgeholt werden. Nur mit raschem, großherzigem Entschlusse noch auf die höchste Höhe fürstlicher Selbstverleugnung gestiegen! Und das Leben liegt vor ihm, von dem alten, trübenden Schleier befreit. Doch du stehst ja schon droben, hochherziger Fürst, und hast dich nur selber erhöht! Nur jetzt nicht wieder heruntergestiegen, bevor du Alles geschaut! Nur noch einen Augenblick neige voll Demuth den Herzogsreif! und dein Haupt wird schmücken der ganzen Wahrheit königliche Krone ...

Das waren die Stürme, die des Herzogs Denken und Empfinden aufgewühlt bis zum tiefsten Grunde, mit denen er gerungen im edelsten Manneskampfe, siegend und wieder besiegt, als er jetzt schon eine ganze Minute mit geschlossenen Augen dasaß, ein verschleiertes Fürstenbild. Hermann sah in peinlichster Befangenheit dem inneren Ringen seines Landesherrn zu. Er wußte nicht, sollte er reden oder schweigen, aufstehen oder sitzen bleiben. Umsonst quälte er sich ab, mit welchem Wort er den Herzog wohl verletzt haben möchte. Denn das hatte er doch um keinen Preis gewollt. Ein Monarch seinem

Unterthan gegenüber, dem er befohlen, die ganze Wahrheit zu sagen, welch' seltenes, ehrfurchtgebietendes Bild! Und welch' ein Mann könnte solch' leibhaftige Hoheit, bübisch verletzen wollen?

Jetzt sah der Herzog mit einemmale wieder auf. Sein harter Kampf war ausgekämpft. Der Friede innerer Versöhnung bestrahlte sein Antlitz, und seine Stimme hatte jede Spur von bitterer Schärfe verloren. Tiefes, menschliches Wohlwollen verlieh ihr einen gar herzgewinnenden Klang.

»Was sagten Sie mir doch zuletzt, mein lieber Herr Doctor? Ja richtig! Sie sagten: derselbe Hauch, den ich einen demokratischen geheißen, der wehe durch unsere ganze Zeit und allerorten. Ueber diesen Satz sollen Sie jetzt noch mehr mir sagen. Was meinen Sie damit? Und wie berührt das mich selber? Verbergen Sie mir auch Ihre geheimsten Gedanken nicht! Ich weiß nun, wer zu mir redet. Von Ihnen kann ich Alles hören.«

»Das will ich, Eure Hoheit!« erwiederte Hermann tief aufathmend, wie aus einem Bann befreit. Und auch seine Stimme klang jetzt mit dem sympathisch milden Tone, wie er tief heraufquillt aus besorgtem, treumeinendem Freundesherzen.

»Wenn ich vorher gesagt, mein gnädigster Herzog, daß durch unsere ganze Zeit und allerorten ein demokratischer Hauch zu spüren sei, den Niemand wegleugnen könne, der in unserer Zeit mit Bewußtsein lebe, so meine ich das so: die alten Rechtsprincipien der Fürstenthrone bestehen noch und gelten noch in unserer Zeit. Aber

das Princip allein wirkt nicht mehr mit der ganzen, vollen Macht von ehedem. Das andere Princip der Persönlichkeit, das in alle Stände sich eingedrängt, auch auf dem Fürstenthrone hat es sich Platz und Geltung verschafft. In der Fürsten eigene Hand ist es heutzutage gelegt, das monarchische Princip zu stärken und zu schwächen. Heil dem Königthume, dessen Herr auch königlich lebt und königlich regiert! Denn die Grundsäule seiner Herrschaft, die der Geist der neuen Zeit gelockert. Der alte Geist dankbarer Volkesliebe macht sie wieder fest. Aber wer als König in Widerspruch sich setzt mit dem Königthume, der legt selber die untergrabende Hand an seines Thrones Fundament. Denn unsere Zeit verwechselt Recht und den, der sie ausübt, nur allzuleicht. Und kein Fürstenhaupt ist zu hoch und hehr, daß die Kritik und der Zweifel sich nicht hinangetraute. Darum, mein durchlauchtigster Landesherr, gilt es heute, nicht nur ein Fürst zu sein, sondern auch als Fürst zu regieren, und nicht auf dem Throne nur zu sitzen, sondern ihn auch zu schmücken und seine sicherste Stütze selbst zu sein. Und das, Eure Hoheit, das nenne ich die demokratische Luft unserer Zeit.«

Der Herzog sah dem kühnen Redner mit gedankenvollem Ernst ins Auge. Und sogleich fuhr Hermann Stark begeistert weiter:

»Aber trotz alledem, mein gnädigster Herzog, mögen Hunderte auf der einen Seite stehen, die vielleicht im heimlichen Herzen am allerliebsten Königskrone wie

Herzogsreif mit dem Mantel der Volksherrschaft vertauschen möchten, so stehen dafür Hunderttausende auf der andern Seite, die um den Thron ihres angestammten Fürsten in begeisterter Treue sich schaaren und Gut und Blut einsetzen wollen für ihn und sein geheiligtes Recht. Ja, mein gnädigster Herr und Herzog, nur eine Bedingung: nur muß auch der Fürst selber dem Volke zeigen, daß ihm am allermeisten an seinem Throne gelegen sei; daß er den guten Willen habe, seinem Land ein guter Regent zu sein, und daß seines Lebens höchste Freude sei, seines Volkes Liebe zu erwerben und zu erhalten. Und wahrlich, Eure Hoheit, so vielfach schwerer das Fürstenamt auch in unserer Zeit geworden, es bedarf selbst auch heute noch für den Fürsten einer minderen Anstrengung, des Volkes Liebe zu erringen, als sie ganz und gar und unwiederbringlich zu verlieren. Das Volk kann viel ertragen, viel verschmerzen und viel vergessen; es kann mit seinem Fürsten grollen und in aufrichtigster Liebe sich wieder mit ihm versöhnen; mit dem geringsten Zeichen von landesväterlicher Huld und Sorge kann es sich zufrieden geben; für das kleinste fürstliche Geschenk kann es dankbar sein. Aber an Eines kann es sich nie und nimmer gewöhnen, und Eines verschmerzt es nie, und dieses Eine ist das Gefährlichste in unseren Tagen für Volk wie Thron – des Fürsten Gleichgiltigkeit.«

Dieses eine letzte Wort machte jetzt des Herzogs Auge in düsterm Feuer auflodern, und er sagte gedehnten Tones, da er auf die eigene Brust deutete: »

»Gilt dieser Vorwurf mir?«

Doctor Stark erwiederte schnell gefaßt mit wärmster Innigkeit: »Er galt, mein gnädigster Herzog, aber er gilt nicht mehr. Kein leiser Hauch davon soll mehr Eurer Hoheit erlauchtes Haupt berühren. Denn bei Gott! hat jemals noch ein Fürst diesen Vorwurf durch eine große That glänzend widerlegt, so haben es jetzt Eure Hoheit gethan, da ich heute solche Worte, huldreich angehört, vor meinem Landesherrn reden durfte. O mitten auf den Schloßplatz der Herzogsstadt möchte ich morgen früh hintreten, das ganze Land möchte ich dort um mich versammeln können und allen Herzen meine heute hier gesprochenen Worte zurufen, wahrhaftig nicht, weil ich sie vor Eurer Hoheit geredet, sondern einzig und allein nur, weil Eure Hoheit sie mir zu reden befehlen und huldreich angehört. Und ich weiß, das ganze Volk, es würde gleich mir in ehrfurchtsvoller Liebe vor seinem herzoglichen Herrn dankend das Haupt verneigen. Aber das soll ja Alles undurchdringliches Geheimniß bleiben. Nun wohl, mein gnädigster Herr und Herzog! so wollen Eure Hoheit denn auch die andere große That vollziehen, die dem ganzen Lande darf offenkundig werden, dafür es eine allgemeine Festfeier neuer, vertrauensvoller Liebe begehen darf! Im Namen des ganzen Volkes bitt' ich Einzelner: entlassen Eure Hoheit dies Ministerium!«

»Und warum?« erwiederte der Herzog mit erkünstelter Ruhe, ohne seine tiefe Bewegung völlig bemeistern zu können. »Zwar habe ich alle Ihre Anklagen, die Sie in der Kammer schon erhoben, zwei- und dreimal gelesen. Doch möchte ich noch einmal aus Ihrem eigenen Munde

hören, warum Sie mir die Entlassung dieses meines Ministeriums so dringend anrathen. Gesprochenes Wort geht über Alles. Reden Sie!«

»Nun wohl, Eure Hoheit!« erwiederte Hermann mit leidenschaftsloser Bestimmtheit, »ich fasse ich denn die Summe meiner Anklagen gegen dieses Ministerium in den einem schwerwiegenden Satz zusammen: es ist nicht ehrlich constitutionell und deßhalb der schlimmste Feind seines herzoglichen Herrn.«

»Wie so, mein schlimmster Feind?« rief der Herzog überrascht, da er unwillkürlich an die Stirne griff. »Wie verstehen Sie das?«

»Das verstehe ich so, mein gnädigster Herr!« antwortete Doctor Stark mit immer gleicher Seelenruhe, »und da alle meine vorigen Worte schon so vertrauensvoll gnädiges Gehör gefunden, so darf ich wohl auch jetzt diese Wahrheit mit derselben treuen Freundeshand entschleiern, die schon vorhin gewürdigt worden, zum Herzen des Volks den rechten fürstlichen Weg zu weisen.«

Seines Auges Spiegel ward jetzt größer und tiefer. Denn sein Geist schaute weit zurück und noch weiter vorwärts.

»Als ein deutscher Fürst nach dem andern seinem Volk eine Verfassung schenkte, welcher Drang hatte wohl sie alle dazu bewogen? Nur die Liebe zum Volke?«

»Nun? nicht?« warf der Herzog gedankenvoll dazwischen.

»Nein!« fuhr der Advokat mildesten Tones weiter, »lassen mich Eure Hoheit ehrlich die Wahrheit sagen! Nein,

diese Liebe war es nicht allein. Denn es ist menschlich, auch bei dem edelsten Fürsten unendlich menschlich, daß er die Fülle seiner Herrschaft, die er nach göttlichem wie irdischem Recht bisher gleich seinen Vätern ausgeübt, auch fortan sich selber ungemindert erhalten und auf seine Enkel vererben will. Und je mehr er das Bewußtsein hat, als absoluter Regent das Land gerecht und weise regiert zu haben, um so weniger wird ihn die Liebe zu seinem Volke dazu drängen, das Maß seiner Herrschaft mit ihm zu theilen; denn gerade sein gutes, unumschränktes Regiment, das war ja eben der beste Ausdruck dieser landesväterlichen Liebe. Aber welch' anderer mächtiger Drang hat denn diese Theilung der Herrschaft zwischen Fürst und Volk vollzogen?«

»Nun? ich bin begierig,« durchkreuzte wieder der Herzog. Und der Ausdruck der Spannung, mit einem Zuge wohlwollenden Zutrauens verschönert, überflog das edle Fürstenantlitz. Ohne selbst im Unklaren zu sein, war es ihm jetzt nur Bedürfniß, seine eigenen Gedanken darüber nun nochmals aus Hermanns wahrheitstreuem Munde bestätigt zu hören. »Also, welch' anderer Drang, mein lieber Doctor?«

Und dieser fuhr weiter: »Der Drang weiser Erkenntniß war es, mein gnädigster Herzog, daß die Zeit ein absolutes Scepter nicht länger mehr ertrage, daß das Volk zu mündig und selbstbewußt geworden sei, um nicht auch sein Wort und sein Recht in die eine Wagschale legen zu wollen, während die andere niedersank von der Schwere

seiner für den Staat erfüllten Pflichten. Die fürstliche Erkenntniß war es, mein durchlauchtigster Herr, daß es gerathener sei, das Gebot naturgemäßer Volksentwicklung zu erkennen und es durch eine große That freiwilliger Beschränkung rechtzeitig zu befriedigen, als durch hartnäckigen Widerstand diese Forderung der Zeit nur unklug zu verschärfen und einen Kampf heraufzubeschwören zwischen Thron und Volk, ungewiß in Dauer und Ausgang. Und endlich, Eure Hoheit, war es wohl auch die hochherzige, echt fürstliche Erkenntniß, daß es doch am Ende königlicher sei und menschenwürdiger, über ein Volk zu herrschen, das, seines Rechts und seiner Würde bewußt, mitreden will im Staat; das den Schatz seiner bürgerlichen Freiheit als treuer Wächter hütet und im Sonnenstrahle des Friedens zwischen Fürst und Volk seine Lebenskraft immer fruchtreicher entfaltet am vielverzweigten Baume des Vaterlandes, als das absolute Scepter über ein Volk auszustrecken, das nur in stummer Furcht vor ihm den Nacken beugt, seufzend darauf nur Lasten trägt, und niemals ihn frei erhebt, um auch für sich ein Recht zu fordern, dafür aber auch in seinem innersten Marke verdorrt und langsam abstirbt, wie ein wurzelkranker Baum.«

Doctor Stark hielt einen Augenblick inne.

»Einverstanden!« murmelte der Herzog vor sich hin. »Weiter!«

Und dieser vollendete: »So, Eure Hoheit, ist die Verfassung für die fürstliche Herrschaft ein Zügel geworden, aber ein Zügel, der nicht Gefahr läuft, zu zerreißen,

und daran bei allem Bewußtsein seiner Freiheit dennoch sich das Volk willig führen läßt. So hat die Verfassung um die Rechte des Monarchen einen unüberschreitbaren Wall gezogen, aber auch eine starke Schutzmauer für die Sicherheit seines Thrones. So hat sie des Fürsten Herrscherwillen eingeschränkt, aber auch in gleichem Maße die Last der Verantwortung ihm abgenommen. Sie hat das Volk erhöht und darum auch seinen Fürsten nicht erniedrigt. Die knechtische Furcht hat sie gemindert, aber die freie, selbstbewußte Liebe vermehrt. Ein Friedensschluß ist sie geworden zwischen der alten und neuen Zeit, zwischen Fürst und Volk, und des Vaterlandes freiheitliche Entwicklung, seine Bildung und sein Wohlstand soll aus diesem Frieden als gesegnete Frucht in alle Zeiten reifen.«

»Aber, mein gnädigster Herr und Herzog,« fuhr Hermann Stark jetzt mit schärferer Betonung weiter, »ehrlich, von beiden Theilen grundehrlich, müssen die Bedingungen dieses Friedensschlusses gehalten werden. Und wer Eurer Hoheit den schlimmen Rath ertheilt, das nicht zu thun, der ist, wie ich das schon vorhin ausgesprochen, seines herzoglichen Herrn schlimmster und gefährlichster Feind. Denn dieser wirft des Mißtrauens tödtliche Krankheit in das gesunde Leben der Volkskraft und verzehrenden Kampfes Fackelbrand zwischen den Thron und das Zelt des Bürgerthums, darin die Bundeslade seiner beschworenen Rechte steht. Und was, Eure Hoheit!

ich bitte das gnädigst zu bedenken, was kann der Ausgang solchen Kampfes sein? Ich müßte der Wahrheit geradezu in Antlitz schlagen, wollte ich etwas anderes als das Eine sagen: der Fürst wird unterliegen.«

»Und das sagen Sie mit solcher Bestimmtheit?« fiel mit dem Tone des Staunens der Herzog ein.

Aber Doctor Stark wiederholte nur noch bestimmter: »Ja, mein herzoglicher Herr! ich kann es nicht anders glauben: der Fürst wird unterliegen. Denn das gute Recht stände nicht auf seiner Seite, und die Macht der Zeit wird doch zuletzt noch stärker sein, als auch die mächtigste, bewaffnete Fürstengewalt, die sich ihr entgegenstellen wollte. Und wie würde der endliche Friedensschluß lauten? Was die Verfassung dem Fürsten am Maße seiner Herrschaft schon vorher gemindert, davon wird er zuletzt kein Jota mit Gewalt zurückerobert haben. Er wird am Ende gerne damit zufrieden sein, wenn Alles nur wieder ist, wie es war. Die Zeit der Volksentwicklung schreitet nun einmal nimmer rückwärts. Aber, mein gnädigster Herr und Herzog! den Stachel der Reue wird solch' ein Fürst im Herzen tragen, daß er schöne Jahre des Friedens in unfruchtbarem Streite nutzlos um den Segen der Ernte gebracht, daß er selber in die Schutzmauer seines Thrones die erste Lücke eingerissen; daß er an Vertrauen und Liebe des Landes sich ohne jede Noth geschädigt und um das Denkmal sich betrogen in seines Volkes Herzen und Geschichte.«

»O mein gnädigster Herr und Herzog!« schloß er jetzt mit feuriger Innigkeit, »habe ich darum nicht die Wahrheit gesprochen? Wo gäbe es noch einen schlimmern Feind, als solchen, der zu solchem Weh für Fürst und Volk den unheilvollen Rath ertheilte und die unselige Hand dazu böte, um ihn auszuführen? Darum noch einmal erkühne ich mich, meines Fürsten Herz zu beschwören: bei seiner und des Volkes Liebe, entlassen Eure Hoheit dieses unehrliche, verfassungsfeindliche, für Thron und Land gleich verhängnißvolle Ministerium!«

»Nun gut, so sei es denn!« rief der Herzog in tiefster Bewegung, in der er zugleich sich erhoben hatte. »Und Sie, Herr Abgeordneter, sollen mein neues Ministerium bilden und an dessen Spitze stehen! Sie und kein Anderer! Denn keinem Andern vertraue ich so, wie Ihnen.«

»Ich? mein herzoglicher Herr? Ich Eurer Hoheit Minister werden?« sagte Hermann mit etwas weicherem Zone. »Nein, das kann ich nicht. Die rechten Männer Eurer Hoheit nennen, das will ich wohl, und noch gibt es deren im Lande, des gleichen Vertrauens von Fürst und Volk gründlich würdige Männer. Aber ich, mein gnädigster Gebieter! ich nicht. Ich fühle mich mit zweiunddreißig Jahren zu jung für solche Last, und zu gewaltig gährt noch in mir der Freiheit ungebundener Drang. Ich kann und will dem Staat und der Wahrheit dienen, auch wenn dieses Wächteramt noch so viel Muth und Fleiß und Kraft zum Opfer fordert. Aber nur als freier Mann, aus dem Volke hervorgegangen, im Volke stehend und wirkend, von

ihm verstanden und getragen. Es wäre die innerste Unwahrheit, wenn ich anders von mir redete. Als Minister dienen kann ich nicht.«

Der Herzog hatte sich langsam wieder niedergelassen und sann eine Zeit lang schweigend vor sich hin. Seine Stirne lag in Falten.

»Hat mein ablehnendes Wort Eure Hoheit beleidigt?« entschloß sich Hermann das Schweigen endlich zu brechen. »Bei Gott! das habe ich nicht gewollt. Nur die reine Wahrheit wollte ich reden über mich selber wie über alles Andere, worum mich Eure Hoheit zu befragen geruhten. Und wenn ich für das Alles, was ich heute geredet, um eine einzige Gnade bitte, so möge es diese sein: nehmen Eure Hoheit Höchstihr huldreiches Wort in gleicher Huld wieder zurück!«

Diese aus wärmstem Herzen hervortönenden Worte verklärten auch des Herzogs Antlitz wieder mit milder Freundlichkeit und er sagte:

»Nein, mein lieber Doctor, Sie haben mich nicht beleidigt. Zwar schmerzt es mich, daß ich Ihre Dienste als Minister entbehren soll; aber wenn ich bedenke, wie hundert Andere mit ehrgeizhaftiger Hand die meinige jetzt ergriffen hätten, während Sie diesselbe von sich wiesen; wenn ich bedenke, daß Sie demnach jedes Wort, das Sie heute vor mir gesprochen, nur aus reinster, selbstsuchtloser Liebe zur Wahrheit, zum Heile des Volkes und Ihres Herzogs Ruhm mir sagten, so will ich dem König Himmels und der Erde darum dankbar sein, daß ich in meinem Land einen solchen Mann besitze und also die reine

Stätte weiß, wo ich erprobten Rath mir verschaffen kann, wenn ich dessen bedarf. Und ein solcher ist mir noch heut Abend vonnöthen, bevor ich Sie zu entlassen vermag.«

»Ich stehe die ganze Nacht Eurer Hoheit zu Gebot,« erwiederte Hermann im Zone ehrfurchtsvoller Bewegung.

Der Herzog fuhr in feierlicher Stimmung weiter: »Der Allwissende, der Herz und Nieren prüft, der weiß es: von dieser Stunde an gelobe ich mir vor seinem ewigen Angesicht, meinem lieben Volke ein so pflichttreuer, gewissenhafter und so durch und durch aufrichtig verfassungstreuer Regent zu sein, als ich's nach bester Einsicht nur vermag. Ich gelobe, meinem Volke mein ganzes Herz zu schenken, ihm meine ganze Kraft zu weihen. Fortan soll sein Wohl und Wehe meine Sorge noch mehr beschäftigen, als das meines Volkes. Keine meiner Freuden soll die eine an meiner Unterthanen Zufriedenheit und meines Landes Gedeihen übertreffen können. Und das Vergnügen sei mir nurmehr ein willkommener, heiterer Gast, als schwesterliche Freundin treu erfüllter Pflicht. Das gelobe ich jetzt als Herzog, und als Mann werde ich es halten. Dazu verhelfe mir der allmächtige Gott als echtem Fürsten von Gottes Gnaden!«

»Was er Eurer Hoheit auch tausendfach lohnen wird, draußen in einem glücklichen, dankbaren Volk und drinnen in einem gewissensruhigen, wahrhaft landesväterlichen Herzen,« fiel Doctor Stark voll männlicher Rührung ein.

Des Herzogs Antlitz überschlich aber jetzt plötzlich ein seltsam schmerzlicher Zug und er sagte:

»Mein lieber Doctor! *einen* Gedanken bringe ich trotz alledem jetzt nicht los, und ich möchte vorm Schlafengehen auch darüber noch etwas klarer werden. Wie aber, wenn ich mein Gelöbniß halte, wenn ich, der Regent, um kein Haar breit die Grenze meiner verfassungsmäßigen Fürstenrechte überschreite, wenn ich im innersten Herzen ehrlich den Frieden mit meinem Volke will und ängstlich jeden Anlaß meide, der ihn auch nur einen einzigen Tag stören könnte, – aber wenn die Vertreter meines Volkes die Grenze ihrer Rechte planmäßig überschreiten und langsam in das Bereich der meinigen eindringen, wenn sie unter dem steten Vorwande, die Verfassung zeitgemäß auszubauen, sich bald einen kleinern, bald einen größern Balken aus dem Holze meines Thrones zimmern möchten, so daß der blödeste Thor den Zeitpunkt vorausberechnen könnte, an dem mit diesem Ausbau der Verfassung der Fürstenthron ganz von selber zusammenfiele – wenn ein solch' unehrlich constitutioneller Geist von Seite des Volkes in die Kammer sich einschliche, was thue ich dann? – Soll ich dann gleich den ersten Uebergriff entschlossen abwehren, auf die Gefahr hin, mein Ministerium wieder als volksfeindlich anklagen zu lassen? Oder soll ich auch Friedensliebe, und um mich nicht um den guten Namen eines verfassungstreuen Regenten zu bringen, zum knabenhaften Schwächling, und durch ewiges Nachgeben zuletzt noch gar zur Kinderpuppe werden? – Nun wohl, mein lieber Freund und Rathgeber, Sie haben mir heute manche große, bittere Wahrheit

gesagt! Nun verbergen Sie mir auch diese andere tröstende nicht! Was thäten Sie dann, wenn Sie an meiner Statt der Herzog dieses Landes wären?«

Schon im Laufe dieser Rede des Herzogs sah man es dem dunkleren, in sich gekehrten Blicke Hermanns an, in wie tiefes Nachsinnen ihn diese schwierige Frage versetzte. Und mit gedankenvoll zusammengezogenen Brauen erwiederte er, Satz für Satz schon in der Betonung wohl abwägend:

»Vor Allem, mein gnädigster Herzog, wenn ich mich also an Eurer Hoheit Stelle setzte, wie mir eben gestattet worden, würde ich jeden zu starken Argwohn von mir abweisen, als ob jeder neue Antrag, der aus der Volkskammer auf den Ausbau der Verfassung hervorginge, auch ein versteckter Anschlag sein möchte gegen die Rechte meiner Krone. Ich würde im Gegentheile statt solch' verwirrenden Argwohns mich mit der wegweisenden Wahrheit vertraut machen, daß das große, ewige Gesetz stetiger, naturgemäßer Entwicklung alles Völkerlebens sich auch an der Verfassung meines kleinen Reiches vollziehen müsse, soll sie nicht zuletzt in lebensunfähiger Erstarrung den Forderungen der Zeit wohl trotzen, aber nicht mehr ihnen dienen; soll sie nicht im todten Buchstaben die weise Absicht ihres Schenkers verwirklichen, aber nicht mehr im lebendigen Geiste. Mit diesem weltgeschichtlich ausschauenden Blicke würde ich sodann jeden neuen Antrag auf Ausbau der Verfassung prüfen

und mit meinem Ministerium, nicht engherzig, aber gewissenhaft darüber zu Rathe gehen. Jedes in den Kammern dafür und dagegen gesprochene Wort würde ich als parteiloser Richter im Dienste der höheren Wahrheit bedächtig in seinem Werth abwägen. Und hätte ich dann erkannt, daß ein solcher Antrag diesem Gesetze naturnothwendiger Entwicklung unabweislich entsprungen sei und noch obendrein vereinbar mit den verfassungsmäßigen Rechten meines Thrones, so hieße ich meine Minister ein freudiges ›a‹ dazu sprechen. Wäre mir aber in meinem Regentengewissen zweifellos klar geworden, daß ein solcher Antrag Kein nothwendiges Gebot des Volkswohles sei, daß er im Gegentheil dasselbe gefährde und schädige, und gegen Geist wie Buchstaben der Verfassung die Rechte meines Thrones verkürzen wolle, so spräche ich durch meine Minister ein ebenso entschlossenes ›Nein‹.«

»Sie reden mir aus der Seele,« sagte der Herzog, aus seinem Nachsinnen aufblickend. »Doch was dann?«

»Dann, mein durchlauchtigster Herzog! wenn ich dann weiter an Eurer Hoheit Stelle wäre, und ich hätte mich im Dienste göttlicher wie menschlicher Wahrheit, als Hüter des Rechts wie der Sitte, als Haupt des Staates und Schutzherr der Kirche, zu einem solchen Nein entschlossen, dann gälte mir als Regenten der höchste Ruhm, den ich im eigenen Herzen trüge, im ruhigen Bewußtsein meiner ehrlichen Meinung und vor Gott und der Welt erfüllten Regentenpflicht. Wohl fühlte ich das menschliche Bedürfniß, durch die Zustimmung aller rechtlichdenkenden und wohlmeinenden Freunde des Throns und der

Verfassung mich gehoben und gestärkt zu wissen, aber ebenso muthig entschlossen würde ich jeder falschen Volksgunst entsagen und über mich ergehen lassen jedwede Verdächtigung, als habe ich das hochgetragene Banner eines constitutionellen Regenten wieder gesenkt und als sei die Zwietracht zwischen Thron und Volk mir lieber als der Friede. – Der Fels, mein gnädigster Herzog, der tief im Meeresgrunde fußend über den Spiegel emporragt, der vermag auch der wildesten Sturmfluth Toben unerschüttert auszuhalten. Und der Fürst, dessen Regierung mit dem starken Bewußtsein des Rechtes und der Macht im heiligen Boden der Wahrheit und Gerechtigkeit wurzelt, der steht in seinem Volke so unerschüttert fest, wie jener Fels in seinem Meer. Und wollen mir Eure Hoheit gnädigst glauben: bei solcher gleich gerechten, wahrhaftigen und starken Regierung wird es nie zu jenem gefürchteten Kampfe kommen, der den Fürsten mit seinem Volk entzweit.«

»Wahrhaftig nicht?« unterbrach ihn der Herzog in ungestümer Erregtheit. »Glauben Sie das wirklich?«

»Ja, Eure Hoheit! beim ewigen Gott! das glaub' ich,« betheuerte der Doctor mit dem gehobenen Zone innerster Ueberzeugung, »denn ein solches Ministerium wird

hinter sich haben den ganzen Herrn des Volkes, die ganze mächtige Schaar treu erprobter Patrioten, die nicht offen und nicht heimlich sündigen wollen gegen der Verfassung Geist, die von Gott und Rechtswegen dem Fürsten lassen wollen, was des Fürsten ist, und dem Volke, was des Volkes. Aber eine sogenannte liberale Regierung, mein gnädigster Herzog, die das treue Festhalten an der Verfassung, das weise Verständniß für deren Ausbau und die unabweislichen Forderungen der Zeit, mit weibischer Schwäche vertauschen würde, die den wegweisenden Compaß des Rechtes und der Wahrheit nimmer in der Hand hielte, und bei jedem andern Windstoß ängstlich unsicher in andere Richtungen einlenkte; eine Regierung, die nicht mehr wüßte, was sie will und kann und soll, und statt gegen das ganze Volk wahr und gerecht zu sein, in koketter Buhlerei vor Allem nach dem Beifallslächeln Jener geizen würde, die ihr am schwersten zu befriedigen und am gefährlichsten dünken, und deren Losungswort sie doch nicht auf das Banner zu schreiben wagte, nur um es wieder mit dem Regenten und den monarchisch Gesinnten nicht zu verderben – eine solche feige und unwahre liberale Regierung, mein gnädigster Herzog, hielte ich für Eurer Hoheit Monarchenthron wie für die Verfassung für ebenso gefährlich, wie die andere, verfassungsfeindliche. Denn die eine sündigt gegen den Geist der Verfassung so unehrlich wie die andere, und alle beiden verstärken und ermuthigen mit ganz gleicher Macht die Feinde der Monarchie und

mindern und verstimmen jene der wahrhaft verfassungsfreundlichen, loyalen Patrioten. – Ja, Eure Hoheit, wenn ich denn meinen geheimsten Gedanken aussprechen soll, so muß ich ehrlich bekennen: eine verfassungsfeindliche Regierung, die aber den Muth besitzt, den Kampf offen aufzunehmen, die wird mich und meine Partei wohl allezeit zum Todfeind haben, aber ich werde ihrem Muth einen gewissen Respect nicht versagen können. Doch ein solch' verfassungsfreundliches Ministerium, wie ich es vorhin geschildert, das haltlos und zerfahren, wie es selber, den ganzen Herrn des Volkes zerfahren und haltlos machen würde, dieses dünkte mir einzig nur armselig, und mich dauerte mein Schwert, müßte ich es je gegen eine solche Windfahne aus der Scheide ziehen.

»Darum nochmals, mein gnädigster Herr und Herzog! ich fasse meinen ganzen Rath in das eine große Wort zusammen: Wahrheit, und nichts als Wahrheit! im Rechte wie in der Pflicht, auf dem Thron, im Fürstenrath, in der Volkskammer und unterm ganzen Volke. Wahrheit und Recht gegen den Staat und gegen die Kirche! Wahrheit in Allem und über Alles und Männer dazu!«

»Wahrheit, und Männer dazu, ja! das ist es,« sagte mit gedankenvoller Stirne der Herzog. »Die Wahrheit hab' ich jetzt gefunden, aber wo such' ich die Männer?«

»Acht Tage gnädige Frist, durchlauchtigster Herr! und auch diese sind gefunden,« erwiederte Hermann Stark.

»Gut, lieber Doctor, gut! davon später! – Doch jetzt zum Schlusse meine allerschwerste Frage!«

So sehr auch der Herzog durch die letzten Erklärungen befriedigt war, so hatte er sie doch nicht mehr mit ganz ungetheilter Aufmerksamkeit angehört. Denn schon war sein Geist wieder mit andern Fragen beschäftigt. Wie natürlich! Da nur einmal dieses Bereich politischer Gedanken in dem Herzog erschlossen war, überstürzte jetzt einer den andern, wie aufgestaut gewesene Stromwellen, wenn sich mit einemmale die Schleuse öffnet. Und der Herzog fuhr weiter mit der schwerwiegenden Frage:

»Glauben Sie, daß jemals in Deutschland eine Zeit kommen wird, in der die Volksherrschaft die Fürstenthrone unwiederbringlich verdrängt?«

Doctor Stark erwiederte rasch gefaßt: »Wie wollte ich mich vermessen, mein gnädigster Herzog, den Schleier von der Zukunft wegzustreifen, die der einzig Allwissende in so barmherziger Weisheit vor unsern Menschenaugen verhüllt hat, daß uns das Schauen der Zukunft nicht vielleicht muthlos mache im Ertragen der Gegenwart? Aber fragen mich Eure Hoheit, was ich, soweit mein kurzsichtiges Auge reicht, von der Zukunft glaube, so bekenne ich offen: von der Möglichkeit eines deutschen Freistaates befürchte ich keine Gefahr für die Fürstenthrone. Des deutschen Volkes innerste Natur läßt diesen Gedanken nicht in mir aufkommen. Und in die Hand der Fürsten ist es gelegt, diese Gefahr bis über die äußerste Grenze der Möglichkeit hinaus zurückzudrängen. Doch gestatten mir Eure Hoheit, daß ich hier etwas Anderes sage!«

»Und dieses wäre?« rief der Herzog, in erhöhter Spannung das Haupt emporrichtend.

Hermann Stark fuhr entschlossen weiter:

»Der Drang nach einer deutschen Republik mag unter tausend Herzen in einem einzigen leben, vielleicht auch in zehn oder gar in fünfzig; wer vermöchte das so richtig zu berechnen? Aber eine viel genauere Zahl ist sicherlich die andere: der Drang nach einem großen, machtgeeinten, furchtgebietenden Deutschland, der lebt von einem Tausend deutscher Männer in mindestens neunhundert Herzen! – Und daß auch in dieser hochwichtigen Frage meine Gesinnung vor Eurer Hoheit daliege wie ein aufgeschlagenes Buch, so bekenne ich gerne von mir selber: auch in meinem Herzen lebt dieser Drang und mächtiger vielleicht in keinem andern. Denn schon in meinen Knabenjahren habe ich von dem Rothbart als dem sagenhaften Wiedererwecker der alten deutschen Macht geträumt. In seinem Reichswalde habe ich ihn als Kaiserjäger gespielt, und auf sein Erwachen habe ich geharrt in seiner zerfallenen Burg, die daheim neben meinem Vaterhause steht. Und, mein gnädigster Herzog, auch im Jüngling und Manne sind diese deutschen Träume nicht zerronnen. Immer stärker ist sie in mir aufgelodert, dieser Sehnsucht heilige Flamme. Tausend und abertausend Herzen hat sie seitdem ergriffen. Immer unwiderstehlicher wird dies Verlangen das ganze deutsche Volk erfassen, und wer es nicht verspürt, wird zuletzt sich scheuen müssen, das zu bekennen. Denn keinen rechten Deutschen wird der sich öffentlich mehr nennen dürfen,

der dieser Sehnsucht in alle Zeit sich entschlagen kann. Ja, mein gnädigster Herzog: nicht vor dem Drohen einer deutschen Republik brauchen die Fürsten besorgt zu sein; aber auf die Zeit eines geeinigten starken, großen Deutschlands müssen sie sich vorbereiten. Denn was dem deutschen Volke sein wird die Zeit der Erfüllung seiner tiefsten Sehnsucht, das wird seinen deutschen Fürsten werden die Zeit ihrer größten Opfer.« –

Erinnerst du dich noch, lieber Begleiter, an jenen Abend, da der vierzehnjährige Knabe Hermann Stark auf einem geborstenen Pfeiler des kaiserlichen Rittersaales gesessen und unter dem Gekrächze der Dohlen des Frackschneiders Denkschrift über den Rothbart und die Auferstehung des deutschen Reiches gelesen? Damals säumte nur ein goldener Dämmerstreif dieser Sehnsucht die noch traumbefangene Knabenseele. Jetzt glüht sie an des Mannes Himmel als prächtig aufgegangene Sonne.

Und des Herzogs Antlitz war wieder einmal düster geworden, wie gleich am Anfange dieser seltenen Unterredung, und sein Auge blickte gar ernst:

»So glauben Sie also, daß die einzelnen deutschen Staaten aufgehen werden in einem einzigen großen?«

»Nein, Eure Hoheit,« fiel Doctor Stark mit der ganzen Entschiedenheit seines Wesens ein, »das glaub' ich nicht, das hoff' ich und das wünsch' ich nicht. Nicht aufgehen sollen die deutschen Länder in einem einzigen, und nicht untergehen sollen die deutschen Stämme. Denn wenn wir *eines* unbestrittenen Ruhmes unter den Völkern uns erfreuen, so ist es der, ein Volk von Denkern zu heißen,

in Kunst und Wissenschaft von keinem andern erreicht zu werden, und von dem Geiste der Bildung und Gesittung so allgemein durchdrungen zu sein, wie kein zweites Volk der Erde. Und diesen unsern höchsten Ruhm, den danken wir den einzelnen deutschen Staaten, davon ein jeder eine andere Pflanzschule geistigen Schaffens; den danken wir unsern einzelnen Fürstenhöfen, davon gar mancher als Hort von Kunst und Wissenschaft durch alle Jahrhunderte ruhmvoll strahlen wird; den danken wir den einzelnen deutschen Stämmen, an deren urwüchsigem Hol unsere gesundeste Volkskraft ihren Trieb entfaltet.

»Nein, mein gnädigster Herzog, der Himmel sei dafür, daß in das vielgestaltig blühende, deutsche Geistesleben jemals ein Imperator mit gewaltiger Faust hineingreife; daß er zumeist nur zum Wipfel hinaufleiten wolle alle Triebkraft, die jetzt an jedem einzelnen Zweige der deutschen Eiche so üppige Blätter treibt und gerade deßhalb den ganzen Baum mit solch' wunderschönem Laube schmückt. Der Himmel sei dafür, mein gnädigster Herzog, daß die Bürgerfreiheit, die sich in den einzelnen deutschen Staaten immer wohnlicher ihr Haus erbaut nach vielgestaltigem, auch dem Volksstamme herausgebildeten Styl, daß diese einst in einem einzigen, für alle deutschen Länder gleichen, kasernenartigen Bau beherbergt werde. Denn sicherlich, sie wird Noth leiden an ihrem früheren Gedeihen im kleinen, alten Hause, und kränkelnd in ihrer Kraft rückwärts gehen, aber niemals vorwärts. Nein, mein durchlauchtigster Herzog, das wäre

die Erfüllung unserer Sehnsucht nicht. Nicht ärmer wollen wir werden an allgemeiner Bildung und ihren vielartigen Pflegestätten der einzelnen Länder und Höfe. Wir wollen nicht schwächer werden in der Volkskraft unserer einzelnen, in selbständiger Freiheit sich entwickelnden Stämme. Wir wollen im Innern bleiben ein vielgliedriges, nur um so reicheres eigenartiges Leben schaffendes Volk. Aber nach außen, den andern großen, mächtigen Völkern gegenüber, wollen wir zum gleich großen, mächtigen Volke werden. Wir wollen nicht aufgehen in einem einzigen Staate, nur zu einem einzigen Deutschland wollen wir zusammengehen. Uns umschlingen zu eines vielgliedrigen Leibes ungetheilter Kraft wollen wir; ein jeder Fürst sei sammt seinem Volke frei wie zuvor im Innern, aber gebunden nach außen durch einen einzigen Willen, der, aus den Fürsten und ihren Völkern hervorgegangen, über Allen als Alleingebieter steht und herrscht; über den Großen wie über den Kleinen, weil dann kein einzelnes Volk sich mehr groß oder klein fühlen soll und darf in dem Allen gleich gemeinsamen, großen deutschen Vaterland. Und das, Eure Hoheit, das ist die Zeit, die kommen wird, ob früher oder später, ob auf gerader Bahn oder auf Umwegen, aber sicher. Und die Erfüllung dieser Sehnsucht ist es, zu der die Fürsten schon jetzt sich mögen vorbereiten, daß sie zur rechten Zeit innerlich bereit seien, auf den Altar des großen Vaterlandes die verlangten Opfergaben mit großem Herzen hinzulegen.«

»Nun wohl,« erwiederte der Herzog mit einem gewissen elegischen Tone, »mich soll dann diese große Zeit

auch mit einem großen Herzen bereit finden. Aber wird dieses Ihr Ideal sich auch also in der Zeit verwirklichen? Fast will es mir zu schön und erhaben dünken. Und ich fürchte, wenn es nur erst dazu kommt, daß diese Idee wie ein Schiff, mit des Volkes Hoffnungen beladen, in die Sturmfluth der Verhandlungen ausläuft, ich fürchte sehr, daß dieser große Gedanke dann noch an gar mancher Klippe kleinlichen Gezänkes und eifersüchtiger Uebermacht wird Schiffbruch leiden müssen, bevor er mit der andern Fracht der Erfüllung wieder in den Hafen heimkehren darf.«

»Und,« fuhr der Herzog mit bitterem Lächeln weiter, »daß auch ich selber Ihnen jetzt mein ganzes Herz erschließe, ich fürchte ferner: namentlich wir kleineren Fürsten, wir werden zu diesem einigen Deutschland, den größten gegenüber, von unseren Hoheitsrechten wohl zuletzt so viel opfern müssen, daß uns nichts davon übrig bleibt, als der macht- und inhaltslose Titel einer Hoheit. Die Hand aufs Herz gelegt, glauben Sie das nicht auch?«

»Mein gnädigster Herzog!« erwiederte Doctor Stark im Tone innigen Mitgefühles, »nicht einmal in der Gegenwart schaffen die Menschen allein die Weltgeschichte. Ereignisse, stärker als sie, machen sie nur zu oft zu Vollstreckern einer höheren Weltordnung, ohne daß sie es selber inne werden. Wie viel weniger aber vermögen wir mit nur einiger Gewißheit vorauszusagen, wie wir die Geschichte der Zukunft schaffen werden, ja nicht einmal, wie wir sie schaffen wollen! Denn wie können wir

wissen, was bis dahin gegen unseren Willen und unsere klügste Berechnung sich ereignen kann, das vielleicht unsere jetzigen Pläne durchkreuzt, völlig verändert oder ganz zunichte macht? Darum bitte ich, durchlauchtigster Herr, mögen Eure Hoheit jeden trüben oder bitteren Gedanken der Zukunft aus Ihrem edlen Fürstenherzen verscheuchen und sich nur der heiteren Gegenwart erfreuen, ein von seinem Volke geliebter Landesvater zu sein und als Fürst von Gottes Gnaden der Wahrheit und dem Rechte zu dienen in aller Treue. Dann mögen Zeiten kommen, wie sie wollen; dann mögen sogar Stürme losbrechen, die vielleicht gewaltthätig Eurer Hoheit Herzogsthron zertrümmern werden – denn ewig ist nichts als der ewige Gott und sein ewiges Reich, und schon die größten und mächtigsten Völker sind eines leeren Namens Schall geworden – aber auch dann, mein herzoglicher Herr, selbst wenn ich solches Schicksal Eurer Hoheit prophezeien könnte, selbst dann wird es sich verlohnen, noch vorher als ein solcher Fürst sein Land regiert zu haben, daß ihm beim Abschied ein trauerndes Volk ehrfurchtsvolle Thränen der Liebe und des Dankes nachweine, und daß einst die Geschichte seines Landes mit wehmüthigem Stolze von ihm sage: Er war der letzte Herzog, aber auch der beste.« –

Erst blieb es im Zimmer eine Todtenstille. Des Herzogs Auge ward von einer Thräne dicht umschleiert. Dann sagte er mit weicher Innigkeit: »Genug, genug! Und haben Sie Dank für Alles, Alles! Mein Herz ist heut Abend

Ihr großer Schuldner geworden. Doch rechnen Sie darauf: ich werde Diese Schuld zurückzahlen an mein ganzes Volk. Gott erhalte Sie mir und segne Sie und Ihr Haus! Ihre Hand, mein Freund! Schlafen Sie wohl! Sie haben einen guten Schlaf verdient . . . «

VI. Ein zerfallenes Stammschloss.

Wenn die Schwalbe im Frühjahre zu uns heimkehrt und mit wunderbarem Ortssinn den ihr wohlbekannten früheren Nestplatz aufsucht, was achtet sie darauf, ob sie die Bewohner dieses Hauses gesund und fröhlich wieder findet, oder ob sie jetzt durch die Frühlingsluft nur an traurigen Menschengesichtern vorüberschießt, die sie im letzten Spätherbst noch heiter gesehen? Was kümmert sie all' solcher Wechsel von Freud und Leid in den Mauern drinnen, wenn sie nur draußen zum Nestbau die alte Wand, den alten Vorsprung des Daches, danach sie die Sehnsucht übers Meer getrieben, unverändert wieder findet! Und welch' allgütige Ordnung, daß es also und nicht anders bestellt ist!

Wenn auch die Natur mit traurigen Menschen traurig werden müßte, wenn der knospende Rosenstrauch bei dem leidvollen Menschenblick, der ihn betrachtet, vor Mitgefühl innehalten wollte in seinem fröhlichen Blühen; wenn die Lerche, die freudejubelnd zum sonnigen Himmel steigt, plötzlich verstummend wieder niedersänke, weil sie eine Glocke hört, die einem geliebten Todten zum letzten Wege läutet, und wenn all' das geheime

Weh, das in abertausend anderen Schwingungen die ganze Menschheit durchzittert, Tag für Tag offenbar würde in der mitleidenden Natur wann möchte nach dem Winter dann wohl noch ein Frühling kommen, der dem Menschenherzen die ungetrübt selige Botschaft der Auferstehung brächte, mit all' ihren Mahnungen von Blüthen und Liedern, von Duft und Sonnenschein, daß es selber darin auferstehe und sich an Gottes schöner Erde freue?

Wenn es also in der Natur bestellt wäre, wie müßte jetzt der Schloßgarten in Görzhausen trotz all' der milden Frühlingszeit laub- und liedlos zum alten Edelsitze hinüberschauen. Denn wo hat sich wohl jeit dem letzten Winter noch größeres Leid zusammengehäuft, als in diesen vielhundertjährigen Mauern? –

Als ich zum letztenmale mit dir darin war, lieber Begleiter, wohl gedenkst du noch der ernsten Stunde, da standen wir mit der Burgfrau und dem einzigen Erben mitten unter den Bildern des Görz'schen Geschlechtes im kerzenschimmernden Ahnensaale. Der Wintersturm machte die Bogenfenster erzittern; aufgelöst in Thränen barg die Mutter ihr Haupt in des Sohnes Schooß, und ihrer Hand entsunken lag auf dem Teppich jenes denkwürdige Testament.

»Oeffne weit dein Herz, daß der Samen aus deines Vaters Geisterwort befruchtend herunterfalle bis auf seinen tiefsten Grund; daß du von hinnen ziehest als deines Vaters werth und in sein Haus einst wiederkehrest als deiner Mutter Trost!« – Mit solch' frommer Hoffnung hatte damals die edle Baronin dem Sohn ins Gewissen geredet,

bevor sie die Abschiedsworte seines Vaters zu lesen begonnen. Aber der Pfarrer Faber, der hatte dabei fort und fort an das evangelische Gleichniß vom Sämann gedacht, da seine Körner auf den Weg fielen zur Speise der Vögel, auf Felsgrund mit wenig Erdreich und unter die Dornen.

Das war an einem Novemberabend des Jahres 1845. Dreizehn andere Winter sind unterdessen über den ehrwürdigen Herrensitz dahingebraust, und vor sechs ist dessen einziger Erbe wieder zu ihm zurückgekehrt. Doch auch als seines Vaters werth und als seiner Mutter Trost, wie diese so gläubig bei seinem Scheiden gehofft? Oder war der Samen aus des Vaters damaligem Geisterwort wirklich nur auf felsiges Erdreich und unter die Dornen gefallen, wie sein einstiger Lehrer gefürchtet? hatte er seinen Ahnenschild makellos oder befleckt aus der Fremde mit heimgebracht, und ist das ritterliche Mahnwort: »*Noblesse oblige*« in seinem jungen Edelmannsleben zur Wahrheit oder zu leerem Schall geworden? –

Wie hatte des verklärten, durch und durch edelmännischen Vaters Abschiedswort ihm diese Devise in erhabener Mahnung verdolmetscht! Und der Husarenkadet schien sie auch wirklich im ersten Jahre nicht mißachten zu wollen. Wie ein williger Sohn hatte er sich von seinem für ihn väterlich besorgten, aber auch unerbittlich strengen Regimentscommandanten leiten lassen. Eine gewisse Aehnlichkeit mit dem seligen Majoratsherrn von Görz, der dem Obersten einst ein gar lieber Kamerad gewesen,

hatte noch obendrein das Andenken an den heimgegangenen Vater in Clemens besonders lebendig wacherhalten. Nicht eine einzige Strafe war von ihm verwirkt, kein Gulden über die ohnedem reichliche Zulage verausgabt worden. Im Görzhausener Schlosse athmeten die Herzen der Mutter und Schwester hoffnungsreich, und ihre Augen sahen, Gott und dem braven Obersten dankend, mit heiterer Klarheit in die Zukunft. Auch Elisabeth freute sich bei jedem neuen Brief aus ganzer Seele für die ihnen stets so liebreich zugethane Patronatsherrschaft und noch herzlicher für ihren Theodor. Nur dieser selber vermochte noch immer nicht mit ganz ungetrübtem Vertrauen die Zuversicht der Burgfrau zu theilen, und nur mit halber Freude konnte er ihren Dank hinnehmen, den sie ihm bei jeder guten Botschaft von Clemens immer wieder aufs Neue abstattete. Und wie richtig erwies sich des Pfarrers trübes Vorgefühl!

Leider verließ der väterliche Freund und Mentor schon nach den ersten Jahren als neu ernannter General das Regiment. Sein letzter, so wohlgemeinter Liebesdienst für den Sohn des seligen Waffenbruders war noch die dringende Empfehlung des Cadeten an den fürstlichen Regimentsinhaber, und bald darauf hing der goldbetreßte Offiziersdolman um die Schulter des nun erst siebzehnjährigen Husarenlieutenants. Diese seine so frühzeitige Ernennung zum Offizier, seine wie seiner Familie stolzeste Freude, war sein Verderben und ihrer Aller Trauer.

Nur ein paarmal brauchte er jetzt in dieser neuen Freiheit und Würde über die Pußta hinzujagen, um neue

Kameraden in ihren ländlichen Quartieren heimzusuchen und bei Punschbowlen deren Bekanntschaft einzuweihen, oder auf einem Magnatensitze sich dem stolzen Hausherrn als neuen salonfähigen Gast und den dunkeläugigen Töchtern als flotten Zänzer vorzustellen, und von nun an übernahm er's auf eigene Faust, den edelsinnigen Rittersprüch: »*Noblesse oblige*« sich auszulegen. Des Vaters ethisch-ideale Deutung: »Der Adel legt Verpflichtung auf,« dünkte ihm von Woche zu Woche trockener und lästiger. Das Beispiel so manch' hochadeliger Kameraden bestärkte nur seinen Widerwillen. Und gar bald war er mit sich innerlich fertig geworden, die väterliche Auslegung dieser Devise als veraltete Pedanterie hinwegzuwerfen und in praktischem Realismus auf eigene Faust frischweg zu übersetzen: »*Noblesse oblige* – der Adel gebietet Schulden zu machen.«

Von nun an begann die Tragödie. Doch nur die Mutter und Schwester daheim waren die tragischen Heldinnen. Der Sohn draußen spielte keinen tragischen, sondern nur einen traurigen Charakter.

In elenden Pußtadörfern oft in einer Nacht Hunderte von Gulden im Landsknecht zu verspielen und diese Ehrenschuld dann um fünfzig, und wenn's nicht anders ging, um hundert Prozent von irgend einem der Wucherer zu entleihen, die, wie gierige Geier ein Schlachtfeld, diese Standquartiere überall umlauerten; bei einem tollen Trinkgelage mit nicht mehr ganz nüchternen Sinnen für einen abgehausten, kreditlosen Freund die Bürgschaft für Tausende von Gulden leichtfertig zu unterschreiben,

wo stak in solch' unritterlichem Treiben die frische Poesie eines jungen Reiterlebens? – Mit wahnwitziger Großthuerei sogleich ein halbes Dutzend Reitpferde zu halten und noch obendrein einen vierspännigen Juckerzug mit Kutscher und Jokey in Nationalcostüm; dabei in stetem Kauf und Tausch schlecht verstandenen Handel zu treiben, hundert Louisd'ors für das Stück auszugeben, um schon nach ein paar Monaten nurmehr fünfzig dafür einzunehmen; ein deutsches Prachtexemplar gegen eine verkappte Mähre und die Lüge von englischem Vollblut einzutauschen; dann noch gar mit einem Daraufgeld den knabenhaften Geniestreich zu krönen, bloß weil der geriebene Schelm von Pferdejude den bartlosen Lieutenant mit dem schweifwedelnden Titel: »Gnädigster Herr!« der gar »Excellenz« kirre zu machen wußte – war das nicht auch echte Ritterromantik, wenn auch nur die eines modernen Don Quixote?

Ist es indessen keine leere Phrase, daß auch zu großartigem Schuldenmachen ein gewisses Genie gehört, so hatte der Husarenlieutenant Clemens von Görz schon am Ende des ersten Jahres seiner Offizierscarriere unbestritten den ersten Anspruch auf diese Genialität im ganzen Regiment erworben gehabt. Ein seltsamer Ehrgeiz war in ihm erwacht, weil er mit den im Adelsrang wie Vermögen ihn überragenden Söhnen der ungarischen und böhmischen Großgrundbesitzer nicht wetteifern konnte, ihnen wenigstens im Schuldenmachen den Rang abzulaufen und ihnen auf diese Art zu beweisen, daß er nicht mehr wie sie nur ihrer Eltern Sohn, sondern schon selber

Majoratsherr sei, der, wenn auch der Form nach noch bevormundet, so doch in der That über sein Vermögen in letzter Instanz zu verfügen habe.

Der Rentmeister von Görzhausen, ein alter, treuer Diener, der noch zwanzig Jahre lang mit dem seligen Majoratsherrn als dessen rechte Hand sich abgemüht, das zerrüttet gewesene Vermögen wieder in Ordnung und Aufschwung zu bringen, war aus lauter Kummer in ein hitziges Gallenfieber verfallen, als am Schlusse des Rechnungsjahres so viele Wechsel und Rechnungen zur Ausbezahlung eingelaufen waren, daß die an den jungen Burgherrn ausbezahlte Summe netto das Dreifache der normalen Gutsrenten überstieg. Der Vormund, den ohnedem niemals ein besonderer Lebensernst belästigt, hatte höchstens den bedenklichen Trost vom Hörnerabstoßen im Munde und war selbstverleugnend genug, um sein eigenes Soldatenleben als beredtesten Beweis dafür anzuführen. Die arme Mutter hatte in ihren Briefen gewarnt und beschworen, und daheim geweint und gebetet. Aber was frommte das Alles? Die fälligen Wechsel, von deren Summen oft kaum ein Zehntel baare Münze gewesen, mußten bezahlt, das verpfändete Ehrenwort rechtzeitig eingelöst werden. Und gar manche Eiche und Tanne im deutschen Walde daheim, die einst des Vaters frohe Augenweide und naturwüchsige Sparkasse gewesen, mußte vor der Fülle der Zeit und außer dem forstmännischen Turnus der Art verfallen, um ihrem jungen Besitzer auf der ungarischen Pußta das dem Stranden nahe Schiff der Standesehre wieder flottmachen zu helfen.

Alle Mahnungen der ehrenwerthen Oberoffiziere und manches gediegenen jüngeren Kameraden verflogen jetzt im Winde des Leichtsinns. Jede Rüge und Strafe wurde von dem kleinen »großen Herrn« innerlich verlacht. Schon munkelte man im Regimente von unfreiwilligem Austritt wegen charakterwidrigen Schuldenmachens. Da kamen die Stürme des Jahres 1848. Der Völkerbau des alten Kaiserreiches schien aus den Fugen zu weichen. Allüberall loderte nach und nach die Flamme der Empörung auf, am Mincio, an der Donau und Theiß. Aber ebenso mächtig entfaltete nun auch der Kaiseradler seine Kriegsschwingen tapfersten Heldenmuthes und unerschütterlicher Treue für den achtzehnjährigen ritterlichen Kaiser. Das war die Zeit, in der Grillparzers patriotische Leyer dem ehrwürdigen Helden Radetzky zurufen durfte: »In deinem Lager ist Oesterreich.« Da war auch über den leichtfertigen jungen Lieutenant von Görz mit einemmale der Ernst des Lebens gekommen. Die aufreibenden Strapazen unsäglicher Märsche, ganze Monate lang bei jeglicher Entbehrung und in jedem Wetter unter freiem Himmel campiren, und zu dem Allem die blutigen Schauer der Schlacht – wie das Alles ihm den Uebermuth und die alten Thorheiten gründlich vergessen machte! Und zu seiner Ehre sei's gesagt – die erzbepanzerten – Ahnen im Rittersaale des Schlosses Görzhausen brauchten sich ihres Enkels nun nicht mehr zu schämen. Wo die ganze Armee, von einem einzigen unübertroffenen Corpsgeist entflammt, Wunder von Tapferkeit verrichtete, war

auch er an kühnem Reitermuthe hinter seinen Kameraden nicht nur nicht zurückgeblieben sondern sogar einer der Verwegensten geworden. Und als er – ein echtes Reiterstück – mit nur fünfzig seiner Husaren aus einem Verstecke, Hurrah schreiend, gegen eine ganze Schwadron piemontesischer Dragoner angerannt und diese im ersten Schrecken über solchen Hinterhalt in die Flucht gejagt, da war der damals erst neunzehnjährige Brausekopf sogar mit dem Militärverdienstkreuz geschmückt worden, und das Oberlieutenantspatent hatte als lohnende Dreingabe nicht lang auf sich warten lassen. Ein tüchtiger Säbelhieb über die Stirne, den er ein Jahr später in verzweifeltem Einzelkampfe mit einem ungarischen Honvedoffizier davongetragen, stimmte jetzt nur um rühmlicher zu dem Tapferkeitszeichen auf der jugendlichen Brust.

Waren das im Görzhausener Schloß und Pfarrhof nun wieder lange Monate voll Angst und Freude geworden! Welcher Wechsel von stürmischen Empfindungen durchwogte vor Allem das Herz dieser Mutter! Aber groß wie sie immer gewesen und gefühlt, war doch ihr freudiger Stolz über den ritterlich streitenden, seiner tapferen Ahnherrn würdigen Enkel noch immer gewaltiger als die Angst um den einzigen Sohn. Und die für seinen Leib so gefahrvollen Schrecken des Krieges, darin er zum männlichen Helden erstarkte, waren ihr hundertmal lieber, als der verweichlichende Friede mit seinen viel verderblicheren Gefahren für ihres Sohnes Seele.

Aber auch dieser Friede war wieder gekommen und mit ihm dessen alte Gefahr. Nicht plötzlich, doch unvermerkt. Fast noch ein ganzes Jahr hatte die ernste Stimmung des Krieges in Clemens nachgehalten. Dann fing allmälig der einförmige Garnisonsdienst und dessen treue, aber gefährliche Begleiterin, die Langeweile, wieder an, den tüchtigen Herrn seines Wesens zu zerbröckeln.

Abermals war ein schmutziges, schweinezüchtendes, ungarisches Dorf das trostlose Standquartier des jungen Oberlieutenants geworden. Die noch einzigen, Geist und Herz anregenden Besuche auf benachbarten Edelhöfen waren unter dem Drucke der tiefen, politischen Verstimmung gegen jeden österreichischen Offizier zu fernerer Unmöglichkeit geworden. Sich selber geistig zu beschäftigen hatte Clemens nie gelernt. Die deutsche Leihbibliothek der benachbarten keinen Stadt, darin der Regimentsstab garnisonirte, war in ihren äußerlich wie innerlich abgegriffenen Romanen bald zu Ende gelesen, und einen eigenen Bücherschatz sich anzuschaffen, dazu dünkte ihm doch das andere gedruckte Papier der Banknoten etwas zu werthvoll. Im ganzen Dorfe sprach kein Mensch ein deutsches Wort, nicht einmal der Pfarrer. Zu alledem war das Zimmer des vereinsamten Zugcommandanten kaum so hoch, daß er bequem aufrecht hin und wieder gehen konnte. Die Einrichtung der kahlen vier Lehmwände war so ungastlich als möglich, und selbst das Kanapee, dieses unbedingt nothwendige Erforderniß eines gemüthlichen Zimmers, fehlte darin. Nicht weniger

anziehend war der nationale Küchenzettel, den der kochgewandte, ungarische Offiziersbursche mit erschreckend oft hervorgekehrter Speckseite und prickelnder Paprika seinem Herrn tagtäglich entwarf und ausführte. Dabei trug die Umgegend auf viele Meilen weit ein so unverfälschtes Gepräge trostloser Pußtanatur, daß den jungen deutschen Burgherrn doch gar oft ein tiefes Heimweh beschlich nach dem Rauschen seines heimischen, deutschen Waldes. Und wenn er, in seinem niedern Fenster lehnend, in den aufgewühlten Hof eines Schweinehändlers hinübersah, und trübsinnig eine Cigarette nach der andern verdampfend, dem vielstimmigen Concert all' der schwerfälligen Schweinsmütter und geschwindfüßigen Ferkel zuhörte, da ahnte selbst das futterstreuende, jugendfrische, aber etwas unsaubere Töchterlein nicht, welch' elegische Heimathsträume die verstimmte Seele dieses jungen Husarenoffiziers durchklangen, all sie sich schmeichelte, daß er nur ihrethalben so träumerisch herüberschaue. Wer möchte sich daher zu sehr darüber verwundern, daß in solch' entsagender Lebensstellung, zu deren Ertragen der ganze Halt und Reichthum eines innerlichen Menschen gehörte, ein solcher nach außen gekehrte Charakter wie Clemens sich unmöglich befriedigt fühlem konnte! Sein innerster Drang ging nach rauhem

Kriegsleben, kühnen Handstreichen und muthigen Abenteuern. In dieser Luft hatte er seinen ganzen Mann gestellt. Um so mehr drängte es jetzt den Soldaten im Frieden und noch dazu in solcher, zum Verzweifeln armseliger Einsamkeit, seinen unmuthigen Thatendrang auf irgendeinem anderen, wenn auch noch so verkehrten Wege los zu werden. Und so war der jetzt dekorirte Oberlieutenant der falschen Romantik des Soldatenlebens wo möglich noch tiefer in den Arm gefallen, als der damalige Lieutenant vor dem Kriege. Statt den weisen Bitten der Mutter zu folgen, nun mit allen Soldatenehren als junger Burgherr auf sein Stammschloß heimzukehren, beharrte sein eiserner Kopf darauf, nur als großjähriger, unbevormundeter Herr seines Vermögens die Heimath wiederzusehen, und noch dazu es obendrein zum Rittmeister gebracht zu haben, wie sein seliger Vater. Nebenbei sagte ihm freilich auch eine oberflächliche Selbsterkenntniß mit einem Beisatz frivoler Selbstironie, daß er die Hörner seines jugendlichen Leichtsinns noch lange nicht genug abgestoßen habe, um sein jetziges ungebundenes Soldatenleben mit der anständigen Haltung eines deutschen Majoratsherrn zu vertauschen, namentlich unter den Augen einer so erhabenen Mutter und züchtigen Schwester. Kurz – keine Bitte konnte ihn zur Heimkehr bewegen.

Das alte Thema des Schuldenmachens ward in allen denkbaren Variationen wieder durchgespielt. Neben den Wettremnen und unsinnigen Wetten war aber jetzt bei

weitem die kostspieligste Ausgabe die heimliche Liebschaft mit der leichtfertigen Tänzerin eines Wiener Vorstadttheaters geworden, die sein Herz wie seine Kasse bei den jedesmaligen Besuchen der Kaiserstadt in immer tieferen Abgrund niederzog und den letzten Blutstropfen, der noch von edler Ritterlichkeit in ihm floß, mit der Jauche der Gemeinheit versetzte. Hätte der selige Majoratsherr auch solchen schmutzigen Irrweg noch ahnen können, wahrhaftig, ihm wäre die Hand erstarrt, als er sein Testament niedergeschrieben! Doch auch der lebenden Mutter und Schwester blieb dieser größte Makel auf dem Adelsschilde des Sohnes und Bruders verschwiegen. Wie hätten sie sonst das Leben noch mit Ehren ertragen solen? War doch ohnehin durch das sinnlose Schuldenmachen das Herzleid der schrecklich enttäuschten Baronin und die Verzweiflung des Rentmeisters auf den höchsten Grad gestiegen!

Aber auch die Langmuth des jetzigen Obersten war zu Ende gegangen. Das Regiment mußte von diesem schlimmen Beispiel gereinigt, das kaiserliche Offizierskleid vor weiterer Verunehrung gewahrt werden, und, um kurz das Ende von diesem traurigen Liede zu sagen – Clemens mußte unfreiwillig quittiren und zwar ohne Militärcharakter, d. h. ohne Anspruch, ferner Offizierstitel und Uniform tragen zu dürfen, leider aber auch ohne fernere Hoffnung, sich jemals wieder wenigstens zu einem nichtmilitärischen Charakter aufzuschwingen. –

So war er im Herbste 1852 wieder heimgekommen. Zu allem Unglück waren nach dem Jahre 1848 die beiden

Ritterlehen Görzhausen und Teisenberg in freie Allodgüter umgewandelt worden. Die alten Feudalrechte: Gerichtsbarkeit, Zehnten, Bodenzinse und Frohnden hatten die damaligen freisinnigen Gesetze gegen Entschädigung in Geld abgeschafft. So wollte man auch von dem andern neuen Rechte Gebrauch machen, die beschränkende Fessel des Lehenverbandes loszulösen, um bei allenfallsigem kinderlosen Absterben des letzten männlichen Lehensträgers einem Heimfall an den Herzog als obersten Lehensherrn zuvorzukommen. Und so war der junge Freiherr jetzt der volljährige, unumschränkte Herr seines Allodvermögens geworden, und doch welch' minderjähriger, vormundsbedürftiger Mann geblieben!

Aber wer etwa glauben möchte, daß er jetzt nur beschämt und kleinlaut den Boden seiner deutschen Heimath wieder betreten habe, der würde diesen charakterlosen Charakter nur halb verstehen. Nein, Gott bewahre! Mit sechs Reitpferden und dem unvermeidlichen Juckergespann, mit ungarischem Reitknecht und Jokey, war er in das Schloß seiner Väter eingezogen. Trotz aller Quittirung »ohne Charakter,« und gerade deßhalb galt es erst recht, so manchem krautjunkerlichen Gutsnachbarn sogleich beim ersten Wiedersehen zu imponiren und die eigenen Gutsangehörigen in verblüffenden Respect zu versetzen.

Und wie die Deutschen eben von jeher in der Kunst unübertreffliche Virtuosen sind, bei einem noch so kurzen Aufenthalt in fremden Landen den Typus jeder anderen Nationalität interessanter zu finden als den der

eigenen, und die fremde mit koketter Selbststverleugnung sich möglichst rasch und gründlich anzueignen so sollte jetzt außer dem eigenen, magyarisch zugespitzten Flaum vor Allem Bela, ein braungelber, rabenscharzhaariger Zigeuner, der meisterlich das Hackbrett spielte, dem deutschen Burgherrn dazu verhelfen, sich in der deutschen Heimath ausländisch interessant zu machen. Und der tannenschlanke, vierzehnjährige Jokey János, der Abends vor den Schloßlinden zum Hackspiel des Bela den feurigen Czardas tanzen mußte, vollendete erst recht das Kunststück, daß schon nach der ersten Woche in der weitesten Umgegend nur vom Görzhausener Herrn und seinen Ungarn geredet wurde. Zu alledem, wie noch viel interessanter, verstanden die Beiden nur gebrochen Deutsch zu sprechen, gerade so, wie ihr Herr im Radebrechen des Ungarischen bewandert war. Hei! wie da die Görzhausener Bauern offenen Mundes die Ohren spitzten, wenn sie ihren Gutsherrn mit seinem ungarischen Leibgesinde dann nur immer »welschen« hörten, und wie sie verdutzte Augen machten, wenn er in Schnürrock und knappen Stiefeln sein Juckergespann kutschirte und von dem braunen Bauernhut des hinter ihm im ungarischen Theaterkostüm sitzenden János die langen rothen Bänder in der deutschen Waldluft flogen!

Verklungen sind im Görzhausener Schloßhofe die ausländischen Hackbrettweisen. Diese spielt der braungelbe Bela schon längst wieder auf der Pußta in seinem wandernden Zigeunerzelt oder in den ungarischen Dorfschenken, mit seiner Bande zum Tanze werbend. Auch János, der schlanke Czardastänzer ist längst wieder daheim und dient als schmucker Husar seinem Kaiser. Die zwei uralten Linden, die damals den fremden Tönen zugehört und den fremden Tanz mitangeschaut, sind unterdessen um noch ein weiteres halbes Dutzend Jahre älter geworden und prangen jetzt im zartesten Frühlingslaub. O wer ihr geheimes Flüstern verstände, was könnten sie dem jetzt nicht Alles von diesen Jahren erzählen! – Von all' den üppigen Gastmählern und ausgelassenen Jagdgelagen, deren Gäste sie an der Schloßtreppe vorfahren sahen, deren Becherklang und lärmenden, lachenden Frohsinn sie durch die offenen Fenster schallen hörten! Was könnten sie dem nicht Alles erzählen von dem unsäglichen Leid, in dem oft noch in stiller Nachtzeit die Mutter unter ihren Zweigen gesessen und ihr Weh zum Sternenhimmel hinaufgeklagt! Was könnten sie dem nicht Alles erzählen von den unheimlichen Wucherergesichtern, die von Jahr zu Jahr immer häufiger, erst heimlich zwischen Licht und Dunkel, und dann ganz fest am hellen Tage

zu dem jungen gnädigen Herrn in das Schloß geschlichen! Was könnten sie dem nicht erzählen, wie sie eines Abends von fremden Leuten erst eine zentnerschwere Kiste voll Silbergeschirr an sich vorüberschleppen sahen, dann ein Stück alterthümlichen, kostbaren Hausrathes nach dem andern; wie ein prachtvolles Reitpferd ums andere von den Handelsjuden aus dem freiherrlichen Marstall über den Schloßhof hinausgeführt worden, bis endlich mit den zwei ältesten Gäulen und einem fremden Mann auf dem Bock die Herrschaftskutsche auf Nimmerwiedersehen an ihnen vorüberfuhr! – Was könnten sie dem nicht Alles erzählen von jener letzten schrecklichen Nacht, vor erst vier Wochen, da sie den jungen Burgherrn plötzlich mit verstörten Blicken aus dem Schloß und dann durch den Park stürzen sahen, um wie ein gehetztes Wild zu Fuß drei Stunden weit zum Bahnhof zu rennen! Und wie eine Stunde zu spät die Wechselgläubiger mit Gendarmen in den Schloßhof drangen, um den überschuldeten Burgherrn in die Thurmhaft der Hauptstadt abzuführen! – Was könnten sie dem nicht Alles erzählen von der Mutter und Schwester, als sie durch den Lärm erschreckt aus ihrem Zimmer auf die Treppe heraustraten und dann, zu Tod geängstigt und zu Tod beschämt, in die Bajonette starrten und jetzt erst aus der Gäubiger Verwünschungen ihres Sohnes den ganzen Abgrund seines Elendes vor sich aufthun sahen! – O wer dieser alten zwei Schloßlinden geheimes Flüstern verstände, was könnten sie dem nicht Alles erzählen! ...

In der Uferstadt jenes großartigen Alpensee's,[1] aus dessen stürmischer Fluth der Tell einst dem Zwingherrn Geßler entsprungen, weilt jetzt der entflohene Schuldner, ein ruhmloser Zuwachs seiner beklagenswerthen Standesgenossen, die sich schon vor ihm in dieses Asyl der Wechselhaft geflüchtet haben. Und morgen frühe muß das Schloß verlassen sein. Verfallen ist den Gläubigern das ganze Herrschaftsgut. Ob sie auch nicht den zwanzigsten Theil der schuldigen Wechselsummen ausbezahlt und oft nur auf weitere vier Wochen Frist gegeben, wenn ihr Schuldner wieder seinen Namen unter die doppelte Summe geschrieben – wer kümmert sich darum? Die unbarmherzige Ziffer beweist mit unerbittlicher Logik, daß das ganze Gut nach der letzten Schätzung um hunderttausend Gulden überschuldet sei. So steht's mit falschen Zahlen geschrieben und so ist es unverfälschtes Recht. Des Klägers Lüge besiegt des Rechtes Wahrheit.

O du da drüben in deiner Ahnengruft am Teisenberger Waldsaume, du zu früh heimgegangenes Urbild eines deutschen Edelmannes vom Scheitel bis zur Sohle, jetzt singt die Amsel um dein ehrenreiches Grab und süßer Frühlingssodem durchwürzt die sonnige Luft. So wird auch deinem befreiten Geiste wohl jetzt geschehen. Du wirst im Frieden deiner ewigen Wohnung nichts mehr von dem unsäglichen Weh verspüren, das, über dein irdisches Haus und seinen letzten Erben hereingebrochen

[1] Vierwaldstättersee.

ist. Du wirst wohl nicht schauen dürfen, wie die Wälder, unbarmherzig verwüstet, um ihren einst so sorglichen Pfleger trauern; wie deine Stammburg, ausgeraubt von ihrem eigenen Herrn, nun in betrügende Wuchererhände gefallen, und wie im Eisenschrein, dessen Inhalt du einst so sparsam verwaltet, nicht eine einzige Münze mehr klingt. Du wirst auch nicht mehr heruntersehen müssen in den Saal deiner Ahnherren, um deren Bilder schon lange die Spinnen ihr Gewebe ziehen, weil ihr letzter Enkel sich gescheut, nurmehr hineinzutreten, um darin nicht an dein erhabenes Edelmannswort: »*Noblesse oblige*« gemahnt zu werden, das an ihm zu solcher Schmach und Lüge geworden.

O dir, dem Heimgegangenen, dir ist erspart, die Dornen und Disteln zu schauen auf demselben Acker, den du mit so viel Sorge bestellt und mit so viel Weisheit besäet. Nicht Leid noch Scham reichen mehr zu dir hinauf. In Ehren hast du vollendet und den Segen deiner himmlischen Ernte vermindert nimmer irdisches Unkraut. Wer möchte dich, den Todten, beklagen? – Aber die Lebenden! Die Mutter und Schwester! Wo nehmen wohl diese die Fülle des Trostes her, um den Abgrund ihres Jammers auszufüllen?

Und siehe, da droben in der Allee unter den Platanen, weißt du noch, lieber Begleiter, auf demselben Platze, an dem die Baronin einst so hoffnungsreich Theodor zum erstenmale willkommen geheißen, und ihm dann

die entzückende Umschau gezeigt. Da sitzen jetzt Mutter und Tochter in stiller Morgenstunde. Zum letztenmale schauen sie in wehmüthigem Abschiede hinunter auf die von wildem Rebenlaub umrankten Schloßthürme, um deren Schieferhelme fröhlich zwitschernde Schwalben im Sonnenscheine hin und wieder gleiten. Zum letztenmale blicken sie mit weinenden Augen umher auf die nun abgetriebenen öden Waldhügel, hinter denen ein weites Bild der Zerstörung sich ausdehnt. Zum letztenmale fühlen sie sich daheim in der althistorischen Stätte ihres vielhundertjährigen Geschlechts, um morgen in aller Frühe wie ausgewiesene Fremde in die Hauptstadt überzusiedeln und dort mit dem bescheidenen Vermögen, das sie sich gerettet, ein einsames Dasein zu vertrauern.

Und ist das ein wunderschöner lenziger Morgen! Gott! wie mit dem unergründlichen Menschenleid die ganze Natur in ihrer Frühlingslust wetteifert! So freudetrunken haben ja die Lerchen über den Saatfeldern noch gar niemals gejubelt. So süß haben ja die Sträuche des Schloßgartens noch nie zuvor geduftet; noch nie hat der Sonne Glanz das Laub der Bäume so golden umsponnen, und der kleine Bach ist noch nie so heiter plaudernd durch den Wiesengrund hinuntergerieselt. – Ach, wenn auch die Natur mit traurigen Menschen traurig werden müßte, wäre das jetzt um's Görzhausener Schloß ein öder, trauriger Wintertag!

Jetzt sagte Adele, da sie die Hand an die brennende Stirne hielt, mit gedrückter Stimme:

»Ach, Mutter, wie thut der Lerchensang mir heute so weh'! Wie schneidet sein Mißton wie ein Messer mir in die Seele!«

Und die Mutter sprach, da sie der Tochter Hand in die ihrige nahm und Herz und Auge nach oben hob:

»O laß die Lerchen doch singen, Adele, und laß sie doch himmelwärts steigen! Sie zeigen unseren Herzen ja den einzigen Weg, auf dem wir sollen Trost und Erhebung suchen, und den einzigen Ort, wo wir ihn auch sicherlich finden. O laß sie doch singen und fröhlich sein, wenn auch wir beide selber nur weinen! – Ach ja, meine Tochter, da ich einst mit deinem seligen, edlen Vater hier einzog als junge Frau, da sangen die Lerchen wohl auch, so wie heute. So weit wir's hörten, jubilirte die ganz lenzige Welt zu meinem Willkomm, und unsere Herzen flogen mit auf in den Frühlingshimmel sonniger Hoffnungen; sie lobsangen dem Herrn, der solch' Glück uns bescheert, und priesen dieses schöne Stück Erde, darauf wir es sollten genießen. Und wie an manch' anderen Frühlingsmorgen hörte ich wieder die Lerchen singen, als frohes Weib mit deinem Vater Hand in Hand hier sitzend, und dann als glückliche Mutter, da ihr beide zu meinen Füßen mit Blumen spieltet oder lustig vor uns im Grase sprangt! – Und nun ist dein Vater schon lange todt. Dein armer Bruder ist mehr als todt. Ich sitze hier zum letztenmal, als die traurigste der Wittwen und Mütter, und die Lerchen singen wie ehedem und steigen zum Himmel und preisen Gott. O laß sie doch singen, dieweil wir beide nur trauern! Aber laß unsere Seelen auch mit

ihnen aufwärts fliegen, noch viel, viel höher als sie, bis zum ewigen Herzen Gottes laß sie fliegen, daß all' unser Weinen daran werde gestillt und all' unsere Trauer in Ergebung sich wandle. O laß die Lerchen nur singen, Adele! mir thun sie wohl. Denn ich höre in ihnen die tröstende Stimme meines Gottes; und ich vergesse darüber, welch' unglückseligen Sohnes trauernde Mutter ich bin, da ich mich einzig nur fühle als demüthig ergebene Tochter meines ewigen Vaters. Und das, Adele, das sei jetzt auch, dann kannst du die Lerchen singen hören, gleich mir.«

Adelens Auge versenkte sich mit dem ganzen Leid ihrer reinen Seele in das der Mutter und sie sagte:

»O sei mir nicht böse! Wie gerne trüge ich meinen Schmerz so großen Herzens, wie du. Aber ach! noch kann ich es ja gar nicht glauben und fassen, daß wir wirklich schon morgen von hier fortziehen sollen, fort von unserer lieben Heimath, in der jeder Fleck Erde mir so lieb geworden, fort von diesem alten trauten Schlosse, in dessen Mauern ich auch in meinem tiefsten Leide so gerne gewohnt. Und nun fort in die kalte, fremde Stadt zu müssen, und ach, so wie wir, bettelarm an Freuden und überreich an Gram um der Schande des Bruders willen! O Mutter, schilt mich nicht, daß ich also rede! Wenn nur morgen dieser Abschied noch überstanden ist, dann will ich gerne Deine würdige Tochter sein; nur heute noch laß mich trauern, klagen und zagen, o morgen, morgen nimmer! Ach Mutter, ich kann hier oben nicht länger sitzen bleiben. Wär's ein trüber, neblichter Herbsttag, dann

hielte vielleicht ich's aus aber in diesem Duft und Sonnenglanz, in diesem Lerchenjubel ertrag' ich es ganz unmöglich. Sei mir nicht böse, Mutter! Ich kann nicht bei dir bleiben.«

»So laß mich mit dir hinuntergehen! Komm, Adele!«

Und die Mutter wollte sich eben mit dem Ausdrucke innigsten Mitleids erheben, aber die Tochter wehrte ihr's mit sanfter Handbewegung, und sagte mit plötzlich ganz erhaben klingender Stimme:

»Nein, gute Mutter, bleib' du nur hier und mich laß allein! Ich bitte dich darum. Ganz einsam muß ich erst mit meinem Herzen fertig werden, und Niemand soll mir dabei helfen, als die Nähe meines Gottes. Und ich gelobe dir, Mutter: siehst du mich in einer Stunde wieder, dann werde ich sein wie du, und werde die Lerchen hören können, gleich dir.«

Voll kindlicher Ehrerbietung küßte sie noch die Stirne der Mutter und wankte mit müdem Fuß und noch müderem Herzen hinunter durch den Schloßgarten.

»Armes Kind! o ich ahne, womit dein gebrochenes Herz erst noch fertig werden will,« sprach die Baronin sinnend ihr nach und zwei große Thränen perlten über ihre verhärmten Wangen. Dann fuhr sie über die Augen, blickte wieder zum Himmel, sah dem Fluge der Lerchen zu und lauschte auf ihr Singen.

Adele trat unterdessen in die kühle Vorhalle des Schlosses und hieß bei ihrem Eintritte den letzten treuen Diener, der ihnen verblieben und ihr eben entgegentrat, in ihrem Zimmer Feuer machen.

»Feuer, gnädiges Fräulein, Feuer?« fragte dieser erstaunt. »Bei diesem warmen Wetter?«

»Ja, alter Conrad! Feuer,« sagte Adele mit gepreßter Stimme. »Denn bei all' diesem Sonnenschein friert es mich.« Und ein innerlicher Schauer fuhr ihr jetzt über den ganzen Leib; denn heißer Schmerz macht wirklich frieren. Aber das Feuer, das sie jetzt verlangte, sollte doch nicht erwärmen, sondern nur verzehren.

Wie im offenen Kamine die Flamme dann prasselnd aufschlug, sperrte Adele das Zimmer ab. Dann trat sie an einen alterthümlichen Eichenschrein, holte daraus ein elfenbeinernes Kästchen hervor, und, sich zum Kamine niedersetzend, legte sie's auf den Schooß. Erst sah sie's noch voll unbeschreiblicher Wehmuth an. Dann faßte sie mit zusammengepreßten Lippen und verdunkeltem Blick innerlich Muth, und mit einem Schlüssel, den sie aus der Brust hervorzog, schloß sie den Deckel auf. Als das geschehen war, drückte sie beide Hände an die angstvoll klopfende Brust.

»So, nun ist das Schwerste schon geschehen, denn ich habe den Entschluß gefaßt. Auch mit diesem Schmerze will ich noch fertig werden und in diesen Flammen ihn noch begraben, bevor ich von all' meinem verlorenen Glück in diesen Mauern Abschied nehme.«

Und aus dem Elfenbeinkästchen zog sie zuerst ein Medaillon mit einem Pastellbild hervor. Das küßte sie mit keuscher Inbrunst. Dann legte sie's wieder auf den Schooß. Darauf nahm sie einen Brief nach dem andern aus dem silberbeschlagenen Schrein, hielt jeden erst an

die Lippe, und ließ einen nach dem andern in die Flamme niedersinken. Als auch die Gluth um das allerletzte Blatt gezüngelt, erfaßte sie dann auch noch mit krampfhafter Hand das Medaillon auf ihrem Schooß, und mit furchtsam abgewendeten Blicken warf sie's in das Feuer nach. Dann schlug sie beide Hände vors Gesicht, senkte es bis tief zum Schooße herunter und schluchzte zum Erbarmen.

Was war das für ein Bild? Was waren das für Briefe? –

Dieses Bild hatte sie einst selber gemalt, eines schönen, edlen Mannes Bild. Und diese Briefe hatte seine gleich schöne, edle Seele ihr einst als Braut geschrieben. O welch' zerstörtes Herzensglück, welch' andere heilige Liebesgluth verzehrte jetzt diese theilnahmslose Flamme! . . .

War das einst durch fast ein Jahr ein glückliches Brautpaar gewesen! Wie hatte der Himmel ihrer jungen Liebe erheiternd ins Herz der Mutter niedergestrahlt und das ganze Stillleben in Görzhausen versöhnend verklärt, und gerade damals als draußen des Bruders Unheilsstern immer drohender über seinem Verschwenderleben aufgestiegen und den nahen Sturz seiner Ehre verkündet! Und kein halbes Jahr, nachdem Graf Friedrich von Dernbach um Adele geworben, war Clemens schuld- und schmachbeladen heimgekommen, ein unheilvoller Dämon in dieser Beider Paradies. Was hatte die Baronin und Adele sich nicht Alles versprochen von den liebreichen Mahnungen, von dem vortrefflichen Beispiele dieses andern, echten Edelmanns, der den Wahlspruch: »*Noblesse oblige*« in all'

seinem Denken und Handeln so ritterlich zur Wahrheit machte! Aber wie Wasser und Feuer sich nie und nimmer verträgt und das Schlechte mit dem Guten sich nie versöhnend ausgleicht, so hatte auch Clemens schon in den ersten Monaten den zukünftigen Schwager und seine, wenn auch noch so zart gehaltenen, Vorstellungen herzlich satt bekommen.

Immer mehr war der äußerst gediegene, junge Graf, der trotz der bedeutenden väterlichen Besitzungen im Ministerium mit Auszeichnung dem Staate diente, dem genußsüchtigen geisteträgen Nichtsthuer lästig geworden, da ja das ehrenvolle Wirken Dernbachs nur zu laut gegen das eigene Schlaraffenleben protestirte. So oft sich daher der Bräutigam aus der Hauptstadt zu flüchtigen Besuchen in Görzhausen angemeldet, hatte Clemens später immer Mittel und Wege gewußt, um auf entfernten Jagden oder andern unnöthigen Ausflügen dem langweiligen Sittenprediger, wie er den Grafen für sich nannte, zu entkommen. Aber einmal hatte dieser unangemeldet seine Braut besucht und diese wie die Mutter in Verzweiflung getroffen, weil Clemens ihnen eben mit trotzigster Energie seinen Entschluß eröffnet, jene übelberufene Tänzerin, mit der er bis zum heutigen Tage die interessante »Liaison« heimlich unterhalten, demnächst als Burgfrau heimzuführen. Und als er auf Dernbachs ernsteste Warnungen hohnlachend erwiederte, daß das jetzt die allerneueste und auch vernünftigste Sitte des Adels sei, um das zu träg gewordene Vollblut ein wenig aufzufrischen – da waren die beiden jungen Edelmänner,

wenn der eine diesen Namen noch verdiente, do gewaltig auf einander gestoßen und so bis zum Tode verletzende Worte gegenseitig gefallen, daß es der Ehre des Grafen unmöglich geworden, auch nur eine Stunde länger mit dem zukünftigen Schwager dieselbe Luft seines Schlosses einathmen zu können. Kaum angekommen reiste er in furchtbarer Aufregung wieder ab. So unsäglich weh' es ihm auch für Adele geschah, der Mann mußte fort, sollte nicht der Bräutigam zum ehrlosen Manne werden. Schon am andern Tag ließ Clemens dem Grafen eine Forderung auf Pistolen zukommen. Und dieser, der in seiner Studentenzeit ein renommirter Senior gewesen, stand auch jetzt an Mannesmuth dem frühern Husarenoffizier nicht im mindesten nach und schärfte diese Forderung noch »auf Leben und Tod,« nach seinen Standesbegriffen von Mannesehre das einzige Mittel, um den unerhörten Schimpf wieder sühnen zu können. Kaum hatte die bräutliche Liebe mehr Platz in seinem Herzen, so war es über und über angeschwellt von Zorn über die erlittene unerhörte Kränkung. Tag und Nacht hörte er das eine Wort: »scheinheiliger Bube!« das ihm Clemens zuletzt vor der Braut ins Gesicht geschleudert, in den Ohren gellen. So gebrandmarkt konnte er nimmer leben und nimmer lieben!

In einem Walde nahe der Hauptstadt sollte das verhängnißvolle Duell vor sich gehen. Wie aber Clemens in Allem und Jedem leichtsinnig und herzensroh geworden, so hatte er jetzt auch vor seinen Dienern Ort und Stunde ausgeplaudert und schon im voraus mit seinem Siege über den Bräutigam der armen Schwester groß

gethan. Derselbe treue Conrad, der vorhin im Kamin das tragische Feuer angezündet, hatte es dann nicht übers Herz bringen können, zu schweigen, und seinem gnädigen Fräulein Alles verrathen. Um die arme Mutter, die der Schrecken letzten Morgens auf das Krankenbett geworfen, mit dieser neuen Angst zu verschonen, entschloß sich Adele, ihr das Geheimniß zu verschweigen; stand ja doch deren Leben auf dem Spiel! Clemens war schon einige Tage zuvor in die Hauptstadt abgereist. Alle Bitten an diesen selber, von dem gefährlichen Zweikampfe abzustehen, erschienen ohnedem fruchtlos. Ein Bote, von Adele heimlich an den Bräutigam abgesendet, brachte auf all' ihr herzbezwingendes Flehen nur unbestimmte Antwort zurück, nur gar unheimlich klingende Worte von dem Streite zwischen der Liebe und Ehre. Da wußte sie zuletzt keine andere Rettung mehr. Die Todesangst um den geliebten, edlen Bräutigam, ach! und auch die unvertilgbar angeborne Schwesterliebe zu dem unedlen Bruder, trieb sie endlich zu dem Wagniß, dem alten Grafen von Dernbach, einem strengen, harten Edelmann aus der alten Schule, das Geheimniß in einem verzweiflungsvollen Briefe zu offenbaren und ihn bei ihrer und seines Sohnes Liebe zu beschwören, den tödtlichen Zweikampf mit allen Mitteln zu verhindern. Wie unendlich gut hatte sie's gemeint, aber ach! wie schlecht ward es ihr gelohnt! Die fromme Angst um des Bräutigams und des Bruders Leben brachte sie um den Einen und konnte ihr den Andern nicht retten.

Als früh Morgens an der verabredeten Waldstelle die Secundanten eben die nur fünf Schritte von einander entfernte Barriere in den Sand zeichneten und die beiden Gegner eben zur Pistole greifen wollten, trat plötzlich der alte, weißbärtige Graf mit flammenden Augen und gebieterisch ausgestreckter Hand aus dem Dickicht und rief ein zürnendes Halt, daß die Beiden ihn anstarrten wie eine Geistererscheinung und wie gelähmt ihre Arme niedersanken. Der Zweikampf war zu Ende.

Als dann dieser eisenharte Vater mit dem fast besinnungslosen Sohn in dem gräflichen Wagen, der ein paar Schritte weit auf der Waldstraße gehalten, nicht zur Stadt, sondern sogleich nach Schloß Dernbach fuhr, da rüttelte dieser ihn auf aus seinem Stumpfsinn mit der unerbittlichen Mahnung, ihm jetzt auf der Stelle sein zweifaches Ehrenwort als Cavalier zu verpfänden, einmal, daß er sich nie und nimmer mit diesem heillosen, aus dem glorreichen kaiserlichen Heere schimpflich davongesagten Schurken, wie er Clemens nannte, schlagen werde, und dann, daß er als ein Dernbach von nun an dem Gedanken entsage, eines solchen, den ganzen Adel ehrlos beschimpfenden Schuldenmachers mitbeschimpfter Schwager zu werden. Denn fürs Eine wie fürs Andere treffe ihn sonst sein väterlicher Fluch, und er wisse wohl, daß sein Wort das Wort eines Edelmannes sei, der gewohnt, Wort zu halten. Und wenn Mutter und Schwester vom Himmel herabgestiegen wären, gleichviel, so habe

dieser Bruder den Namen Görz auf Görzhausen mit solcher Schmach belastet, daß, wer immer mit ihm in Verbindung trete, auch selber gebrandmarkt werde mit dem Zeichen der Schande. Und eher möge der Name Dernbach und sein ganzes Geschlecht, das ihn seit acht Jahrhunderten nur mit Ehren getragen, spurlos vergehen, bevor der Name Görz auf Görzhausen als fauler Ast den ganzen Stammbaum der Dernbach um seinen alten Stolz betrüge.

Jede noch so dringende und noch so verständige Einwendung, jede noch so inbrünstige Bitte für die unschuldige Braut, Alles prallte machtlos ab an diesem Vaterherzen, wie der Pfeil einem eisernen Harnisch. Die Entrüstung des alten Grafen stieg immer höher, immer dunkler flammte sein Auge. In immer blutigerem Streite rang des Sohnes Herz zwischen Vater und Braut. Wie zum Hochgerichte dünkte ihm diese grauenvolle Fahrt. Von Kind auf war er in der Lehre strengsten Gehorsams eingeschult, von Kind auf hatte er zu seinem Vater hinangeblickt als zu dem Urbilde eines erzenen Charakte. Und der Edelmann in dem Sohne hatte seinen ganzen Kern diesem Vater zu danken. Dessen Fluch wäre sein moralischer Tod gewesen. Und hatte sein Wort nicht Recht? konnte er das Görzhausener Schloß noch ferner nur mit einem Fuße betreten, ohne an seiner Ehre beschmutzt herauszutreten, und mußte sein bisher so makelloser Schild nicht Flecken bekommen solange seiner Braut und seinem spätern Weibe solch' ein ehrloser Bruder im Lande lebte? Und doch die Schwester und die Mutter! Was

konnten doch die Schuldlosen für den Schuldigen? Und noch einmal raffte er all' seinen Muth zusammen und wagte mit stürmenden Bitten einen Anlauf an seines Vaters Zorn. Doch wieder hob dieser die geballte Faust und verwünschte die schwache Stunde, in der sein Sohn ihm schon damals nur mit falschen Schmeichelworten das Jawort für die Schwester abgerungen, als die Schande dieses Bruders noch Dunkel bedeckte. Aber nun sie offen vor aller Welt daliege wie ein schmutziges, zerlumptes Kleid, nun werde er als Vater nie, niemals, so lange er und dieser Bruder am Leben sei, für dessen Schwester ihm den Segen geben, aber hundertmal ihm selber seinen väterlichen Fluch. Nun möge er sich entscheiden zwischen Bräutigam und Sohn.

Und die vier spitzen Thürme des Grafenschlosses Dernbach blickten jetzt eben durch den lichter werdenden Waldweg, da hatte der Sohn seine Hand in die des Vaters gelegt zum doppelten Gelöbniß, und dann dieser wieder die Vaterhand auf das Haupt des gehorsamen Sohnes zum neuen Pfande seiner segnenden Liebe. Dann aber war der junge Graf in den Wagen zurückgesunken und weinte in seinem zerrissenen Herzen um die verlorene Braut nicht minder herbe Thränen als diese vorhin vor dessen vom Kaminfeuer verzehrten Bildniß gemeint um den verlornen Bräutigam. –

Wäre der junge Graf ein edlerer Mann gewesen, wenn er trotz alledem in offenem Trotze lieber von des Vaters Herzen als dem der Braut gelassen hätte? Wenn er deren Liebe dem Fluche des Vaters vorgezogen? Oder wenn er

dem Vater sein Manneswort wieder heimlich gebrochen und der Braut dann ebenso heimlich gehalten hätte? Entscheide darüber, wer mag! Das Urtheil sei Keinem verwehrt. Nur möge er dabei das Eine nicht vergessen, daß den jungen Grafen von Dernbach eine viel zu tiefe Ehrfurcht vor Adele von Görz beseelte, um dieses bräutliche Verhältniß mit ihr hinter dem Rücken seines Vaters als wortbrüchiger Mann heimlich, oder mit dem väterlichen Fluche belastet als liebloser Sohn offen, noch länger fortsetzen zu können. Nach seinen Begriffen war ihm keine andere Wahl geblieben. Das bräutliche Band mußte gelöst werden. Und auch die Braut selber war damit einverstanden, wenn auch mit blutendem Herzen wie nicht minder die Mutter. Denn auch diese Beiden hatten ihren alten Stolz der Standesehre, und eher hätten sie sterben wollen, als daß eine Görz auf Görzhausen, die Tochter einer Gräfin Hohberg, sich nur mit Gewalt oder gar mit Schimpf und Schande eindrängen sollte in das Haus der Dernbach. –

Aber hatte jetzt diese Holzflamme auch die fromme Gluth von Adelens erster und einziger Liebe verzehrt? Wäre ihr Herz wirklich für immer damit fertig geworden? Wohl glaubte sie's, aber ihr Glaube war nur Täuschung. Und hätte sie erst gewußt, wie der verlorne Bräutigam durch des Vaters Härte und sein ihm abgedrungenes Manneswort wohl die Braut, aber nie und nimmer seine heimliche Liebe zu ihr verloren, und wie er sich selber das andere Wort gegeben, jetzt auch sein ganzes Leben lang den Ehering an der Hand zu missen – hätte

sie das erst gewußt, was er ihr aus Zartgefühl in seinem Abschiedsbriefe verschwieg, um sie auch innerlich von ihm frei zu machen, ich glaube kaum, daß das Bild dieses edlen Mannes und seiner Liebe züchtiges Wort jetzt in den letzten Funken für immer Abschied nehmend vor ihrem Auge verglimmen würden.

Das war im Trauerspiele des schmach- und schuldbeladenen Bruders ein tragischer Akt im Leben der reinen, schuldlosen Schwester.

Laß mich schweigen, lieber Begleiter, von dem letzten Abend im Görzhausener Schlosse, den die Baronin und Adele mit Pfarrer Faber und Elisabeth zusammen verbrachten. Weißt du doch schon mehr als genug, um die ganze Wehmuth dieses Abschieds in deinem eigenen Herzen nachzuempfinden. Was bedarf es da noch meines Wortes, um in meine leider ohnehin so düstere Stimmung dieses innerlich zerfallenen Stammschlosses auch noch die andern Töne des Herzleides zu mengen, von denen durchzittert Theodor und Elisabeth endlich in später Nachtstunde von der Baronin und Adele sich losgerissen hatten! – Und morgen in frühester Stunde, wann das ganze Dorf noch im Schlafe liegt, wollen Mutter und Tochter im Geleite des alten Conrad in der bescheidenen Kutsche des Gutspächters in Gottesnamen von dannen fahren. Es hätte der seelengroßen Baronin wahrlich nicht an sittlichem Muthe gefehlt, auch am hellen Tage

mitten unter der ihr nachweinenden Gemeinde von der geliebten Heimath Abschied zu nehmen. Aber sie wollte der ohnehin bis zum Kranksein ergriffenen Tochter diese letzte, allzuheftige Gemüthsaufregung ersparen. Und wozu denn auch noch ohne Noth einen neuen Schmerz noch selber aufsuchen, wo die ungesuchten seit langen Jahren schon so zudringlich ihren Weg hieher gefunden hatten? Zudem war schon während des ganzen Tages das Schloß von abschiednehmenden Gemeindegliedern fast keine Viertelstunde leer geworden, und noch obendrein hatte die Baronin und Adele manch bettlägeriges, altes Mütterchen und noch andere Kranken zum letzten Liebesdienste heimgesucht, denen sie allezeit als tröstende Engel erschienen waren. Um zuletzt auch noch nach ihrem Scheiden ein Pfand ihrer segnenden Barmherzigkeit zurückzulassen, hatte die frühere Burgfrau dem Pfarrer Faber für die protestantischen Armen in Görzhausen, wie dem katholischen für die in Teisenberg, jedem zweihundert Gulden gleichmäßig übergeben, so hart ihr auch diese Summe in ihren jetzigen Verhältnissen angekommen war. Aber ach, wie herzlich gerne gab sie's dennoch hin, um das traurige Andenken an den Sohn durch das andere an sie selber nur ein klein wenig wieder vergessen und verschmerzen zu machen. – Und erst noch jene andere, allerschwerste Trennungsstunde, die sie drüben am Teisenberger Waldsaume vor der Gruft des Gatten und Vaters zusammen vertrauert! O wahrhaftig, sie durften mit

gutem Gewissen morgen früh nun abschiedslos von hinnen ziehen. Ihre edlen Frauenherzen hatten schon heute schmerzlichen Abschied genug genommen. –

So breite denn deinen schimmernden Mantel um diese zerfallene Burg, ewiger Sternenhimmel! Das heitere Traumgebilde besänftigend in diese zwei Herzen niedersinken, daß sie, darüber im Schlafe der düsteren Wirklichkeit vergessend, morgen frühe neu gestärkt erwachen und noch an eine bessere Zukunft glauben mögen. Seit der Herr das Licht vom Dunkel geschieden, bist du, Nacht, ja den Menschen bestellt, des Tages Leiden und Mühsal ihnen abzunehmen, ihre Gedanken zu klären und zu nähren ihre Entschlüsse. So übe jetzt auch an diesen Menschenherzen dein barmherziges Versöhneramt, du duftdurchhauchte, sternendurchglänzte Frühlingsnacht! und träufle deinen heilenden Himmelsthau auf die Wunde der schwächeren Tochter, in deren Herzleid der lerchendurchschmetterte Tag so mitleidslos gejubelt hatte! . . .

Und siehe, im mondbeschienenen Thurmgemach, da liegt die verlassene Braut nun im friedlichsten Schlafe. Denn, hat ein kummerschweres Herz sich erst nur ausweinen dürfen, dann ruft die letzte Thräne den Schlaf als mächtigsten Tröster noch zu Hilfe und er kommt gar schnell und gerne, zumal über junge Herzen und Augen.

Und gleitet jetzt nicht ein seliges Lächeln über ihr bleiches Gesicht? Welch' schönes Traumgebilde mag sie wohl schauen?

Sie sitzt jetzt wieder vorm Kamine, wieder hat sie des Bräutigams Briefe und sein Bild in die Flamme sinken gelassen. Aber siehe, wie eben die letzten Funken verglimmen wollen, da steigt aus der Asche des Bräutigams Bildniß wieder unversehrt hervor und schwebt ihr ans Herz, daran ihr es einst um den Hals gehangen. Und eine ferne Glocke hört sie läuten … und wie sie vor süßer Angst in die Locke greift, hält sie einen Myrthenkranz in der freudezitternden Hand …

Laß die Tochter träumen und lächeln! Mich sehnt es nach der wachenden, weinenden Mutter.

Diese sitzt noch immer auf der steinernen Schloßbrücke unter den Linden, wo rechts und links die zwei eingemauerten Ritter Wache halten. Mitternacht ist schon lange vorüber. Im ganzen Dorfe liegt Alles im Schlafe. Ist das eine heilige Stille auf Erden und am Himmel! Nur im Hofe das Rieseln des alterthümlichen Bronnens, darauf ein erzener Landsknecht trutzig in die Mondnacht schaut. Das ist der einzige Laut im Schlummerschweigen der Natur und Menschen. Nicht einmal die alten Linden flüstern leise, aber sie wachen doch; denn sie hören jetzt auf die letzten Worte der abschiednehmenden Burgfrau:

»So fahr' denn wohl, du alte Stammburg deines alten Geschlechtes, das mir den Namen gegeben! Fahr' wohl und laß mich im Frieden von hinnen ziehen, denn ich bin schuldlos an deinem Zerfall. Klage kein einziger Stein darum mich an! denn mein Gewissen spricht mich frei. O wohl ahn' ich es: der fremden Menschen draußen werden

gar viele sein, die in vorschnellem Urtheil die Mutter verdammen werden um des durch eigene Schuld gefallenen Sohnes willen. Denn solches ist ja zumeist das Loos verwittweter Mütter, deren Söhne mißrathen, daß zu dem einen bittersten Schmerz auch noch dieser andere sich gesellt, nicht nur Disteln einzuheimsen statt der gehofften Garben, sondern auch noch der dornigten Nachreden wuchernde Fülle, nur als unkundiges, schwachherziges Weib das Feld nachlässig bestellt und mit falscher Liebe besäet zu haben. Auch von mir wird wohl also die harte Rede gehen. Denn gegen schutzlose Wittwen getraut sich die Welt gar mitleidsloses Urtheil, statt sie erst recht zu schützen und zu stützen, wo doch ihr Schutzherr mit starrer Hand im Grabe liegt. Wie oft hab' ich's in meinem eigenen Wittwenstande schon erfahren! – Aber die mit solchem Unrecht mich werden kränken, ihnen Allen sei schon zuvor verziehen aus Liebe zu dem, der für seine eigenen Feinde gebetet: Vater verzeih' ihnen, sie wissen nicht, was sie thun! – Nur ihr, o nur ihr, ehrwürdige Mauern, laßt eure arme, einstige Burgfrau im Frieden von euch scheiden und sprecht zuvor noch mich frei von jeder Schuld und jeder Schwäche! Von euch könnte ich solch' ungerechten Vorwurf nicht ertragen. Habt ihr doch wie ich geweint und beschworen, wie ich gezürnt, geduldet und gebetet, habt ihr doch Alles, Alles mitangesehen und gehört! Beim barmherzigen Vater der Wittwen! Ich bin schuldlos und wasche meine Mutterhände in der Unschuld meiner Thränen.«

Und die trauernde Burgfrau ließ ihrem Weinen nun freien Lauf. Jetzt sah es ja nur das Auge Gottes, während das der Tochter in friedlichem Schlafe geschlossen war; und es that ihr so wohl, das zentnerschwere Herz ein wenig leichter zu weinen. O wenn es keine Thränen mehr gäbe, diese treuen, lindernden Gefährten der Trauer, wie viel mehr Herzen müßten dann wohl brechen!

Jetzt strich ein leiser Nachtwind durch die alten Linden, daß ihre Blätter säuselten wie freundliche Geisterstimmen. Diese weckten die Mutter wieder aus dem Verlorensein ihrer Gedanken, und sie sprach zu ihnen hinauf:

»O ich versteh' euch, was ihr mir sagen wollt. Und habt Dank für euren Trost! Ja nicht wahr, das waren schöne, selige Zeiten, als noch mein Sohn als Kind hier auf meinem Schooße saß und meine Mutterlust wetteiferte mit eurem üppigen Blühen; als der Blick in meines Sohnes Zukunft noch heiter glänzte wie der Sommerhimmel über euren Kronen, und da mein Gebet für ihn noch durch eure Zweige zum Himmel stieg, von süßer Hoffnung duftend, wie eurer Blüthen Wohlgeruch! Ach ja, das war wohl eine paradiesisch unschuldige Zeit!

»Und nun sitze ich in der letzten Nacht unter euch da, und nichts ist mir geblieben von meinem Sohne, als die Trauer um sein verlorenes Leben und das Weh von seiner Schuld. Winterlich kahl streckt der Baum meiner einstigen Hoffnungen die dürren Aeste zur trügerischen Erde, aber, Gott sei darum gedankt, der andere Baum demüthiger Ergebung, der ist von all dem Brande meiner

heißen Schmerzen doch noch nicht dürr geworden, und der Blüthenduft des Gebetes steigt daraus auch jetzt noch zum ewig treuen Himmel.

»O so fahrt auch ihr jetzt wohl! Ihr alten treuen Zeugen meiner Mutterlust und meines unvergleichbar größeren Mutterleides, fahrt wohl! Die ihr dieser Stammburg Stolz und Schmach mitangesehen, fahrt wohl! Mögt ihr einem andern Herrn, einer anderen Mutter, von besseren Tagen rauschen! Fahrt wohl, ihr Hoffnungen, die ich einst unter diesem Schatten genährt und gepflegt! Mein Geleit ist nur die Täuschung und das Gebet, sie zu ertragen. O zum letzten Liebesdienste flüstert Trost und Ergebung nieder in dieses bis zum Tode wunde Mutterherz! Nur eine Viertelstunde noch redet mit mir von meinen besseren Tagen, daß ich darüber die bösen vergesse, und schöne Träume meinen letzten Schlaf in dieser verfallenen Burg verklären. O tröstet mich noch! Ihr thut ein gutes Werk an mir!«

Sie weinte nun nimmer und hielt nur das Auge geschlossen. Zum letztenmale lauschte sie jetzt auf der steinernen Bank dem Flüstern der alten Linden, und ihr krankes Herz sog ein ihrer Blüthen und der Erinnerung an bessere Tage gleich erquickenden Duft.

Dann stand sie auf, heldengroß an Leib und Seele, und that noch einen letzten, tiefen Blick in das Laub der Bäume, dadurch das Gold der Sternennacht herunterblinkte.

»Jetzt bin ich als Mutter hier fertig. Ich will schlafen gehen. Und morgen früh will ich nichts mehr sein, als

meines edlen Mannes edles Weib, das dessen Liebe würdig aus dieser Stammburg seines Geschlechtes von hinnen zieht.«

Dann deutete sie noch hinauf zu den mondumglänzten Fenstern des Ahnensaales.

»Und ihr da droben, verlaßt euch drauf! Was euer letzter Enkel an euch gesündigt, die Mutter dieses Sohnes macht es wieder gut, so viel sie eben für so viel Schuld und Schande vermag. *Noblesse oblige* – dieses Wort der Edelmänner, an mir, dem Weibe, soll es Wahrheit werden.«

Jetzt ist es vier Uhr Morgens. Noch schläft Alles in dem grabesstillen Dorfe. Aber die Baronin und Adele fahren schon in der offenen Pächterkutsche durch den Hohlweg. Der alte Conrad sitzt neben dem Knechte. Niemand redet ein Wort; und ebenso schweigsam sind sie auch vorhin aus dem Schloßportale heraus- und an den Linden vorbei die Treppe heruntergegangen und dann eingestiegen. Gott! war das ein großes, herzbrechendes Schweigen! Aber so hatte es Adele beim Aufwachen der Mutter, welche die paar Nachtstunden betend im Bette gesessen, feierlich gelobt. Und der alte Conrad auch. Keine Klage sollte über ihre Lippen kommen, seine Schwäche über ihr Herz. Wie der Sohn und Bruder einst mit gesenktem Kopf und verstörtem Gesichte davongeflohen, so sollten *sie* jetzt am frühen Morgen mit aufrechtem Haupt und zum Himmel gehobenem Herzen und Blick aus der alten Stammburg von hinnen ziehen. »*Noblesse oblige*,« das war der Mutter erhabenes Losungswort gewesen, das sie noch

Adelen beim Erwachen ins Herz gerufen. Und es war redlich befolgt worden von der adeligen Mutter und Tochter, und selbst von dem unadeligen Diener. Nicht einmal eine Thräne war den Dreien ins Auge gekommen, als sie aus dem Schloßhofe gefahren und zum letztenmale nach Allem umgeschaut. Und doch, was wäre alle noch so reiche Thränenfluth gewesen gegen dieses trockene Weinen!

Jetzt fährt der Wagen droben an der Allee; noch geht es in dem schlechten Hohlwege ganz langsam. Wie von hier aus die rebenumlaubten. Schloßthürme so malerisch traut heraufschauen! Ob auch die beiden Frauen im Wagen diesem Bild im Rücken saßen, o sie sahen es jetzt doch mit dem geistigen Auge.

»Fahr' schneller, Hans!« rief die Baronin dem Knechte zu, und wie ihre Stimme dabei gebrochen klang! Aber Adele bat so innig: »Ach Mutter, nein, nur jetzt noch nicht schneller fahren! Nur noch einen einzigen Augenblick laß mich hinunterschauen auf unser altes, liebes, armes Schloß! Dann mag es in Gottes Namen schneller gehen. Ich bitte dich, Mutter, gönne diesen letzten Blick mir noch!«

»So thu's, Adele!« sagte die Mutter mit der erhabenen Ruhe ihres großen Herzens, »schau noch einmal hinunter! Ich habe damit in mir abgeschlossen.«

Dann hieß sie den Knecht stille halten. Adele stand im Wagen auf, kehrte sich um und schaute hinunter. Soll ich dir vielleicht erst sagen, mit welcher Empfindung? Die Baronin aber blieb ruhig sitzen, hielt ergeben die Hände gefaltet und sah mit umschleierten Augen nur vorwärts,

tief in den Himmel hinein, zu dessen morgenduftigem Zelt hie und da eine singende Lerche sich aufschwang. Was die ihrem Herzen wieder Alles von himmlischem Trost erzählten, indeß das jüngere der Tochter seinen irdischen Schmerz noch einmal erneuerte. Ach! um des Abschieds Herzleid ertragen zu können, trieb sie's erst recht, die Last zu verdoppeln. Welch' menschliches Räthsel!

Und wortlos hatte sich Adele wieder neben die Mutter gesetzt. Nur mit sanfter Hand war diese über der Tochter Auge gefahren und hatte sie auf die Wange geküßt, und diese wieder die Hand der Mutter. Das war ihre ganze, beiderseitige Rede gewesen.

Und nun fährt der Wagen schon eine halbe Stunde lang im scharfen Trab Hügel auf und nieder. Aber sind das stumme Menschen! Noch immer kein Wort! Nur dann und wann ein Seufzer aus tiefstem Herzensgrund und drüber am Morgenhimmel sich wiegende Lerchen, mehr und immer mehr aus den thauigen Saaten steigend, lauter und immer lauter jubelnd.

Jetzt geht's langsam Schritt für Schritt einen steilen Berg hinan. Schon liegt Görzhausen eine Stunde weit entfernt. Aber von der Höhe kann man ganz deutlich zum letztenmale die Dorfkirche sehen, und selbst die dunklen Schieferhelme des Schlosses und noch tiefer die grünen Lindenwipfel.

O wie gut kennt Adele diese Stelle und wie oft hat sie von hier aus der lieben Heimath den ersten Willkommgruß hinübergewinkt! Und da steht der Wagen oben. Der Kutscher hält ungeheißen an, denn die Gäule müssen

sich verschnaufen; und ohne daß sie wieder die Mutter darum bittet, steht Adele auf, kehrt sich um, späht hinüber und winkt mit zitternder Hand dem Thurme der Kirche und denen des Schlosses, den Lindenwipfeln und der noch höheren Hügelwand. Und jetzt ein jäher Peitschenhieb. Die Gäule ziehen auf dem ebenen Bergrücken neu belebt an. Aber noch immer bleibt Adele aufrecht stehen und schaut zurück. Erst schwinden die Lindenwipfel und dann die Schloßthürme. Jetzt sieht sie auch die Kirchenspitze nicht mehr; und auch die Hügelwand wird schmäler und immer schmäler – verschwunden ihren Augen Alles, Alles von der lieben Heimath, und doch Alles, Alles noch im Herzen! –

Und schluchzend brach sie in den Wagen nieder und barg ihr Haupt an der Mutter Brust: »O Mutter, nun sehe ich nichts mehr, gar nichts mehr! – Verloren Alles!« –

Diese blieb aber auch jetzt die ganze, ungeschwächte Heldin dieser Tragödie. Und mit der einen Hand Adelens thränenüberquollenes Haupt umfassend streckte sie die andere hoch empor.

»Und doch, mein Kind, blick' auf! du siehst den ganzen, ganzen Himmel!«

VII. Ein neues Ideal des Glückes.

1.

Hast du's nicht schon in deinem eigenen Herzen erlebt? Eine Burgruine, um deren gebrochene Mauern der

Epheu in elegischer Freundschaft seinen grünen Blätterschleier geschlagen, um die Decke des Verfalles verschönend zu umhüllen, welch' ungetrübt poetische Stimmung erweckt solch' Trümmerbild! Denn wer gedenkt in seinem Anschauen noch der Stürme, die einst über diese Mauern hinfahren mußten, bis sie wankten und brachen? Und erzählt dir auch Jemand davon, du hörst es träumerisch an wie eine Sage, die dein Herz nicht mehr berührt. In froher Gesellschaft mitten unter dem Schutte sitzend führst du den Becher goldenen Weines an die heitere Lippe und schauest aus den Ruinen der Vergangenheit fröhlich hinaus in den Frühling der Gegenwart, dessen Himmelsblau nur um so reizender durch solchen Trümmerrahmen auf dich niederlacht.

Siehst du aber ein einst gar stolzes Haus, da ungebrochen noch dasteht, zu dessen Fenstern aber dennoch der innere Zerfall mit ganz frisch verweintem Antlitz heraussieht, so überkommt dein Herz nicht jene heitere Romantik, deren Zauberduft um die Ruinen weht, sondern nur poesielose Trauer beschleicht deinen Geist, die mit schwerem Fittig verstimmend ihn niederdrückt.

Das verspürte jetzt selbst der hartherzigste, grobnervige Bauer, wenn er am Görzhausener Schlosse vorüberging. Die Fenster standen offen. Durch manch' zerbrochene Scheibe strich der Wind. Die Zimmer waren alle leer; nur die Nägel staken noch in den bestaubten Wänden. Was die Gläubiger an Mobilien für sich in Beschlag nehmen konnten, war bereits im Schloßhof unter den Hammer gekommen und in alle vier Winde von Christen

und Juden zerstreut worden. Manch' ein behäbiger Bauer schlief bereits auf ehemals freiherrlichem Bette. Das andere ausschließliche Eigenthum der Baronin war unter Pfarrer Fabers Vorsorge in die Hauptstadt nachgefolgt.

So stand das alte Stammschloß der Görz auf Görzhausen schon vier Wochen jetzt herrenlos da, das Eigenthum der Gantmasse, eine tragische innere Ruine, das Sinnbild ihres letzten Herrn aus dem vielhundertjährigen Hause. Aber noch immer bewachten die zwei eingemauerten Ritter an der Schloßtreppe den Eingang; nur gut, daß sie von Stein gewesen! Es hätte ihnen sonst wohl längst das Herz brechen müssen.

Und die Bilder des Ahnensaales? Wo sind diese wohl hingewandert? – Schon waren sie alle von roher Hand aus ihrer alten Stätte in den Schloßhof heruntergeschleppt worden und lehnten zerstreut umher an der Treppe, am Bronnen und längs den Mauern. Schon wollte man darangehen, sie einzeln Stück für Stück um ein Spottgeld loszuschlagen. Schon stand mit schäbigem Rocke der mit allen Wassern gewaschene Auktionator hoch erhaben auf dem Bronnenbecken und hielt den ältesten der Görz, einen über und über in Eisen steckenden, vollbärtigen, trotzblickenden Ritter zu allgemeiner Schau in die Höhe, und der verlockende Ausruf klang den lauernden Alterthumshändlern in die Ohren: »Das Porträt des ältesten Görz auf Görzhausen, aus dem Jahre 1349, ein höchst interessantes Stück! – Zehn Gulden! wer bietet mehr? Zehn Gulden zum erstenmal.« Und nun ging es wirr durcheinander mit christlichem und jüdischem

Accent: »zehn Gulden dreißig – elf Gulden – elf Gulden zwölf – elf Gulden sechsunddreißig – zwölf Gulden – dreizehn Gulden!« – Dann ward es still und wieder rief der Auktionator: »Dreizehn Gulden zum erstenmal, dreizehn zum zweitenmal« – da trat plötzlich ein Allen unbekannter, feingekleideter Herr mitten aus dem Schwarme hervor und rief mit vornehmer Stimme: »Ich biete zweitausend Gulden für alle Bilder miteinander, wenn die Versteigerung sofort ein Ende nimmt, und auf der Stelle baare Bezahlung. Wird mein Gebot angenommen oder wer bietet mehr?«

Wie da die Trödler und Bilderhändler sich geärgert und verblüffte Gesichter gemacht, den schönen Fang sich so vor der Nase weggeschnappt zu sehen! Fünf Minuten war zwischen den anwesenden Vertretern der Gantmasse noch hin und hergeredet worden. Der Vortheil dieses Angebots war zu sehr in die Augen gesprungen. Von einem Mehrbieten hatte begreiflicher Weise keine Silbe verlautet; alle Bilder, zusammen dreiundsechzig an der Zahl, waren dem unbekannten Steigerer zugeschlagen und von ihm sofort in blanken Dukaten ausbezahlt worden.

Eine Woche darauf hingen die Görz'schen Ahnen in einem bisher leeren Saale eines fernen, reichen Grafenschlosses. Dessen Burgherr, dem diese Bilder persönlich gleichgiltig gewesen, hatte sie nur auf dringendes Bitten und mit dem Gelde seines treuesten Jugendfreundes ersteigert und sie für ihn auf unbestimmte Zeit in Verwahrung genommen. Und dieser Freund, der den fremden

Grafen darum gebeten und diesen letzten ritterlichen Liebesdienst für das zerfallene Haus der Görz so gut der ganzen Welt verschwieg, wie den Schmerz seiner Liebe, hieß Graf Friedrich von Dernbach. »*Noblesse oblige!*« –

fmwUnd wer wird nun der Herr dieses uralten, einstigen Majoratsgutes werden? Das war jetzt die allgemeine Tagesfrage geworden, nicht nur der zunächst betheiligten Gemeinden Görzhausen und Teisenberg, sondern nicht minder auch des Adels in der weitesten Nachbarschaft. Doch wie oberflächlich war dabei die Empfindung selbst derer gewesen, die der alten »gnädigen Herrschaft« von Herzen ergeben waren, gegen das Gefühl der innersten Verstimmung, die auch nach dem Abzug der Baronin noch immer auf dem Görzhausener Pfarrhofe lastete! Denn was kann edlen, mitfühlenden Menschen noch viel weher thun, als seine Wohlthäter, denen das dankbare Herz alles Glück der Erde wünscht, in solch' namenlos tiefes Leid versenkt zu sehen; mit allem Dank, aller Liebe und Verehrung nicht helfen und, zu jedem Opfer bereit, dennoch kein einziges bringen zu können, um den Untergang des höchsten und wahrhaftigen Erdenglücks, den Zerfall der Familie, von solch' geliebten Herzen abzuwenden?

Doch also ist es im Leben bestellt. Verschont das Unglück das eigene Herz und das eigene Haus, so kehrt es doch gar oft in denen der nächsten Angehörigen ein

und dessen gramumwölkter Himmel wirft auch in unseres Glückes Sonnenschein seinen verdüsternden Schatten. Aber dürfen wir mit unseren, durch die Verwandtschaft an unser Herz geketteten Lieben uns gegenseitig ungetrübten Glückes erfreuen, so ist es wenigstens der oder jener Freunde widriges Schicksal, das unser Herz nicht völlig froh werden läßt. Es müßte denn schon von Natur aus so gefühllos geartet oder durch lange Uebung in der Selbstsucht erst so geworden sein, daß das Mitleid mit fremder Trauer ihm zuletzt ein eben so unbekannter Gast geworden, wie die glückselige Empfindung für das eigene Glück, die nur daheim ist in der zartbesaiteten Brust derer, die auch für fremdes Leid seufzen und weinen können.

Wie überaus glücklich wäre der gute, bescheidene Pfarrer dabei mit einer immer gleich sanftmüthigen Hausfrau in seinem Görzhausener Stillleben gewesen! Wie hätte sein nun mit zwei Knaben und drei Mädchen gesegnetes Haus, der ungetrübteste eheliche Friede und das Bewußtsein redlich erfüllter Berufspflicht, die ganze Tiefe seiner Sehnsucht nach Menschenglück ausgefüllt, wie er das einst vor vielen Jahren auch dem van der Straaten'schen Hause als Ideal seines Ringens an Hermann heimgeschrieben hatte. Auch die Professorin Moser waltete noch immer als zärtliche Großmutter wie eine gute Fee in den stillen Räumen des Pfarrhauses. Und wenn auch Linchen mit dem gutmüthigen

Kreuzer durch die Aufhebung des freiherrlichen Herrschaftsgerichtes schon im Jahre achtundvierzig nach einem entfernten Landstädtchen als lustige Frau Landgerichtsassesorin hatte übersiedeln müssen, so gaben doch die stets guten Nachrichten von dem Ehepaar und ihren zwei kräftigen Buben vollen Ersatz für deren Trennung. Selbst über das Weltmeer herüber kam nur nur freudige Botschaft von Adolf und den Schwestern. So war dieses deutsche Pfarrhaus, auch in seinem Innern in vollster Wahrheit dasselbe, wie es von außen mitten unter fruchttragenden Obstbäumen und duftigen Blumen in solch' traulicher Poesie dem Beschauer sich darbot.

Wohl mußten Theodor und Elisabeth sich tüchtig zusammennehmen und jeden Gulden gar bedächtig in der Hand umwenden, bis sie ihn ausgaben, aber es ging doch ganz gut, ohne daß auch nur ein Pfennig ihrer, wie sie sagten, »holländischen Sparkasse« angerührt werden mußte. Waren sie doch Alle gleichmäßig in der weisen Kunst des Sparens eingeschult und absolvirt. Auch die Kinder gingen nun wieder in dieselbe Lehre, und man sah's den dickbackigen Jungen so wenig wie den blühenden Mädchen an, zu welch' bescheidenem Tische sie sich alltäglich niedersetzten. Dabei brachte die kleine Landwirthschaft gar manche Freude und Hoffnung, wie nicht minder Sorge ins Haus. Aber Garten, Feld und Wiese, die paar Kühe im Stalle, das Geflügel im Hofe und die Bienen in ihren Körben an der Südseite des Pfarrhauses, das Alles diente eben dennoch dazu, das Stückchen Erde, darauf sie ihr bescheidenes Haus aufgeschlagen, ihnen lieber

und heimathlicher zu machen. Und es mochte wohl im ganzen deutschen Vaterlande vielleicht eine harmlosere, zufriedenere Pfarrersfamilie geben, wenn in ihre heitere Idylle nicht jene Tragödie des Görz'schen Schlosses seit langen Jahren düsteren Schatten hereingeworfen hätte.

So oft Pfarrer Faber jetzt nur aus der Hausthüre trat, von wo man die spitzen Helme des Schlosses sah, gab es ihm einen Stich ins Herz und mit immer neuer Wehmuth gedachte er dessen, was er verloren, und der ungewissen Zukunft dieser ehrwürdigen Stammburg.

Fast täglich erschienen jetzt fremde Kaufsliebhaber in Görzhausen, adelige Herren und gutsherrliche Verwalter, Gutszertrümmerer und Händler, und jeder besah mit anderen Augen und aus einem andern Gesichtspunkte die Gebäude wie den ganzen Gutscomplex. Namentlich aber das alte Herrenschloß selber erfuhr die verschiedenartigsten Schätzungen. Dem einen Cavalier wuchs es immer werthvoller ans Herz, je genauer er sich in seinen, auch in dieser Oede so stattlichen Räumen umsah; dem andern spekulirenden Gutszertrümmerer wollte es hingegen nur ein völlig werthloser Steinhaufen dünken, dessen Brockenmauern nicht einmal recht das Niederreißen lohnen würden. Und wenn Pfarrer Faber, als herbeigeholte Auskunftsperson, all' diese herzlosen Reden mitanhören mußte, da wollte es ihm oft vorkommen, als ob das Schloß selber ganz traurig darüber dreinsähe und in schmerzlicher Entsagung darauf harrte, ob es wieder einmal glückliche, dieser Hallen würdige Menschen beherbergen dürfte, oder ob es bei Zertrümmerung des ganzen

Gutes langsam in seinem alten Glanze verkommen müßte. Am liebsten wäre es wohl jetzt gleich als Ruine mit gebrochenen Mauern und Thürmen dagestanden, einen düster umwölkten Himmel zum Dach und wilden Sturmwind zum klagenden Bewohner. –

Da stürzte eines Nachmittags Pfarrer Faber ganz betroffen in den Blumengarten, darin unter einer Geisblattlaube Elisabeth mit Mutter Moser bei der Arbeit saß, während die zwei Buben das kleine Schwesterchen lustig trompetend in einem kleinen Korbwagen durch die Buxbeete hin und wieder zogen. Und einen gerade empfangenen Brief hoch emporhaltend rief Theodor:

»Denkt euch meine Ueberraschung, oder, fast möchte ich sagen, Bestürzung, da schreibt mir Hermann soeben, daß er heute mit dem Nachtzug abreist und morgen in aller Frühe wieder hier bei uns sein wird, um sich, ja, ich kann's ja noch gar nicht fassen, um sich als Kaufsliebhaber das Gut anzusehen.«

»Was sagst du? Hermann, das Gut kaufen wollen?« fiel Elisabeth nicht minder betroffen in des Pfarrers Verwunderung ein. »Ja, kann er denn das? Hat er denn so viel Vermögen? Und was will er denn dann mit dem Gut wohl anfangen? Er kann ja doch nicht aus der Stadt hieher ziehen. So zeig' doch den Brief nur her! Was schreibt er denn sonst? Das versteh' ich ja gar nicht!«

»Das ist ja eben das mir noch ganz unerklärliche Räthsel,« erwiederte Theodor, »daß er sonst gar nichts schreibt, all nur die paar flüchtigen Worte, die mich ganz

bestürzt gemacht, weil ich mir ihren Sinn gar nicht erklären kann.«

Mit diesem neuen Ausdruck höchsten Staunens reichte Theodor den beiden Frauen den Brief hin.

»Also deßhalb,« sagte jetzt die Frau Professorin, »hat er schon vor acht Tagen jeden Winkel des Schlosses sich so genau angesehen und Stunden lang Feld und Wald durchstreift? Mein Gott, deßhalb?«

»Und ist dann den ganzen Abend so stumm und nachdenklich bei uns gesessen,« ergänzte Elisabeth. »Er war ja gar nicht mehr zum Wiedererkennen. Und wie war er doch vor zwei Jahren, als er das erstemal uns mit Helenen hier besuchte, so heiter gewesen. Oder Theodor, meinst du denn, Hermann thäte wirklich wohl daran, das Gut zu kaufen?«

»Ach, noch kann ich gar nichts sagen, meine Lieben!« erwiederte der Pfarrer; »ich weiß ja viel zu wenig, wie Hermanns Vermögensverhältnisse sich unterdessen gestaltet haben. Aber so viel ahne ich schon heute, daß sein morgiger Besuch mir zentnerschwer auf dem Herzen drückt. In Gottes Namen, er komme! denn er kommt zu seinem ältesten, treuesten Freund. Und das Uebrige stell' ich Gott anheim.«

Ward das nun wieder ein Abend voll von ruhelosem und doch so unfruchtbarem Hin- und Herdenken, und darauf eine schier schlaflose Nacht! – Indeß das Pfarrhaus seinen Gast aus der Hauptstadt erwartet, laß mich dir von der seitdem dahingegangenen Zeit erzählen!

2.

Fünf Jahre sind es, lieber Begleiter, daß du in jener Winternacht unsern Freund zum letztenmale gesehen, da er mit solcher Begeisterung der Wahrheit vor seinem Landesherrn in jener geheimen Audienz gesprochen hatte.

Was ist aus jenen Idealen geworden? Sind sie in der nüchternen Alltäglichkeit wieder in Duft zerronnen wie so tausend andere, die, kaum von flüchtigem Aufschwung des Geistes am Abend geboren, schon am nächsten Morgen wie Eintagsfliegen wieder absterben? Oder haben sie dauernd Fleisch und Blut angenommen und leben sie im schönen Leibe der Verwirklichung auch heute noch fort?

Wie gerne gebe ich der Wahrheit Zeugniß! Der edle Herzog hatte seinen Schwur, den er in jener Nachtstunde vor Gottes Antlitz ausgesprochen, männlich gehalten, als Landesvater und Fürst von Gottesgnaden. Die bei so manch' erlauchtem Träger leider oft vorkommende Leerheit dieser vielbedeutenden zwei Titel hatte dieser Fürst mit lebendigem, segenwirkendem Inhalt ausgefüllt und das ganze Land glaubte darum auch voll freudiger Ueberzeugung an das göttliche wie menschliche Recht, daß sein Gebieter sich einen Landesvater und Fürsten von Gottesgnaden nennen dürfe! Denn er war es.

Eine noch nie zuvor erlebte Aera constitutionellen Lebens war dem Herzogthum angebrochen und bewies

durch eine nun schon fünfjährige Dauer die gediegene Festigkeit des Grundbaues, darauf dieses Haus beglückenden Friedens zwischen Fürst und Volk errichtet worden war. Kenntnißreiche, wahrheitsliebende Minister, ganz dieselben, die Doctor Stark kurz nach jener Audienz in einer dem Herzog eingereichten Denkschrift empfohlen hatte, brachten den constitutionellen Gedanken zu klarem, redlichem Ausdrucke. Sie vertraten als charakterfeste Vertrauensmänner ihres herzoglichen Herrn dessen verfassungsmäßige Kronrechte, ohne je dem Bewußtsein untreu zu werden, daß des ganzen Landes freiheitliche wie volkswirthschaftliche Entwicklung, die Rechtssicherheit jedes einzelnen Bürgers, das segensreiche, geordnete Verhältniß zwischen Kirche und Staat, sowie die gewissenhafte Regelung des Staatshaushaltes innerhalb strenger constitutioneller Schranken doch am Ende die Hauptaufgaben ihrer ministeriellen Thätigkeit und die Grundideen der Verfassung selber seien.

Ganz natürlich war bei solch' neuem, redlichem Regiment jene hyperconservative Partei, die mit dem vorigen Ministerium in bedientenhafter Gedankenlosigkeit durch Dick und Dünn gegangen, sogleich in ein leeres Nichts zerfallen. Aber dennoch waren noch immer Gegensätze genug übrig geblieben, um durch heilsame Reibung das parlamentarische Leben vor der Versumpfung allzu großer Vertrauensseligkeit zu bewahren. Dabei ward das weise Maß geschaffen, die Mutter alles gedeihlichen und gesunden Fortschreitens in der Volksentwicklung.

Aus den niedergerissenen Trümmern polizeilicher Willkür hatte sich der Rechtsstaat auf den festen Grundpfeilern des Gesetzes und innerlicher Wahrheit aufgebaut. Der hocherhabene aber so hundertfach mißbrauchte Begriff der Freiheit ward in allen Zweigen des öffentlichen und bürgerlichen Lebens zu fruchtbarem Leben verkörpert. Staat und Kirche wirkten im gegenseitigen, vom Geiste gemeinsamen Bedürfnisses und ihrer engen Zusammengehörigkeit beseelten gesetzmäßigen Frieden. – Selbst die Presse, die stärkste, bei zügelloser Ueberschreitung aber auch gefährlichste Macht im Staate hatte sich in dieser neuen Aera zu solch' gemäßigtem Ausnützen ihrer nun völlig unverkümmerten Freiheit verstanden, und servile Reaktion wie demokratisch ausschreitende Tendenzen waren so gleichmäßig vor der frischen Morgenluft dieser schönen Wirklichkeit wie Gespenster zerronnen, daß auch der verbissenste Gegner der Preßfreiheit durch dieses glücklich gelöste Problem ihrer Berechtigung sich hätte dann innerlich aussöhnen müssen. Der lichte Sonnenschein redlichen Wollens lag über allen Bestrebungen und jede im Dunkel lauernde Hinterlist wie niedrige Gemeinheit schlich sich instinktmäßig in das Herzensversteck ihrer Inhaber scheu zurück.

Sogar in der Rattenspelunke jener lichtlosen Sackgasse lag der Hexenkessel, darin Volkmann einst so meisterlich seinen Gifttrank gebraut, rostig und bestaubt im Winkel. Das Schurkenspiel, das mit dem Heuchlernamen »guter Bürger« ein Jahr lang getrieben worden, war

längst von der öffentlichen Meinung zum Tode verurtheilt. Und manche Philister und Bureaukraten, die zuvor mit einem gewissen patriotischen Hochgefühl den Inhalt dieses schmutzigen Blattes als unerläßliche Würze ihres Frühstücks gierig verschlungen, schämten sich jetzt vor sich selber, wenn sie dieses von einem hochseligen Ministerium einst do gehätschelte Blatt dann und wann in der nunmehr degradirten Stellung von Wurst- und Käsepapier gelegentlich zu Gesicht bekamen. Volkmann und Schnober, dieses einander so würdig ergänzende Paar, hatten längst ihre saubere Verbrüderung aufgegeben. Der Spion und Correktor war in einem Wassertümpel eines nahen Waldes von Holzhauern als Leiche aufgefunden worden und nur sein Höcker vermochte noch die Identität der Person zu beweisen, die schon Monate zuvor verschwunden gewesen. Ob er sich in endlicher Selbsterkenntniß seiner Person gerade diese Schmutzlache zum symbolischen Schauplatz seines Selbstmordes ausersehen, oder auf dem Heimwege von einer nahen, niedrigen Kneipe nur verunglückt war, konnte niemals ermittelt werden. – Der frühere Redakteur selber hatte sich wieder auf die kümmerlichen Geschäfte seines Commissionsbureau's beschränkt, und – eine noch viel ergiebigere Einnahmsquelle – auswärtige Blätter und Blättchen mit den buntesten Skandalartikeln versorgt, für die in der heimischen Prese keine Aufnahme mehr zu hoffen gewesen. Aber so gewandt er sich auch damals in seinem »guten Bürger« in den populären Knüppelstyl der Reaktion hineingeschrieben, so ging's ihm jetzt ebenso leicht

von der Hand und aus dem Kopf wie Herzen, in entschieden demokratische Zeitungen anderer Länder über europäische Großmachtspolitik wie über die kleinen politischen Zustände des Herzogthums phrasenhafte Stylproben nach dem Muster von acht- und neunundvierzig tagtäglich abzusenden. Daneben gewährte es ihm eine pikante Abwechslung, mit derselben heuchlerischen Hand für ein auswärtiges, pietistisch gefärbtes, ultraconservatives Sonntagsblatt allwöchentlich die kläglichsten Stoßseufzer über die jetzige unheilvolle Wirthschaft der gottlosen, verkappten Republikaner und das neue Umsturzministerium niederzuschreiben. Außerdem war er als kritischer Referent bei mehreren Theaterjournalen der Residenz wie fremder Großstädte förmlich in Sold genommen und verstand zu seinem Nebenverdienst noch vortrefflich die Mitglieder der herzoglichen Hofbühne, wie darauf auftretende Gäste zu brandschatzen, und je nach der klingenden Zuvorkommenheit oder Zurückhaltung seiner Opfer deren Kunst in den Himmel zu erheben, wie in den tiefsten Abgrund verdammend hinabzustoßen. Kurz, er bewies eine so staunenswerthe Vielseitigkeit in dem verwerflichen Pfuscherhandwerk feilen Literatenthums, wie es zur Schmach der freien Presse und als deren gefährlichster Feind überall leider noch üppig wuchert, daß er durch diesen Handel mit giftigem Unkraut sich um das Dreifache besser stellte als gar Mancher, der nur gute Früchte auf den Journalistischen Markt brachte. Und so gedachte er jetzt nur noch mit innerem Hohngelächter jener Anfangspraxis, da er mit solch' fieberhafter

Hast nach dem ministeriellen Zuschuß von tausend Gulden für seinen »guten Bürger« geschmachtet hatte.

Zwar waren seine damals so bombastisch verkündeten Vorsätze, seinen kartoffelgemästeten Würmern zu jeder Mahlzeit nun Fleisch in den Topf zu legen und mit seiner halbblinden, vergrämten Käthe jeden Mittag eine Flasche Wein zu trinken, und sie zur Harmoniemusik zu führen, nur kurze Zeit Wahrheit geworden. Das alte Familienelend war in den Mansardenkammern wohnen geblieben, gerade so wie die alte, niedrige Gesinnung in seinem Herzen. Nur nach außen hatte sich der Mensch in ihm auffallend vervollkommnet. Seine vordem so schäbige Garderobe war nun einer nahezu stutzerhaften gewichen. Der einst so wilde, struppige Vollbart umwallte in wohlgepflegter Form ein meist sauberes Hemd, selbst ein Lorgnon hing um den ziemlich fleckenlosen Rock und diente dazu, dessen außerdem sehr scharfsichtigen Besitzer interessant und vornehm zu machen. Einem Vater aber, um auch zu Volkmanns Gunsten die volle Wahrheit zu sagen, hatte er mit nur sehr seltenen Rückfällen völlig entsagt: das war jenes »Teufelsgesöff und Hausgift,« der Schnaps. Dafür war der »Herr Doctor,« wie er sich allerseits nennen ließ, jetzt um so regelmäßiger in der »Frühmesse« der Gast lustiger Weinstuben. Ebenso hörte er den Schlag der Mitternachtsstunde fast immer nur im Wirthshause bei der Flasche tönen, so wie er überhaupt nur bei ganz guter Laune zu Hause zum Mittag- und Abendtisch setzte, dafür aber in den Gasthöfen und seinen Restaurationen den verlockenden Speisezettel um

so öfter und gewissenhafter studirte. Ja, wahrhaftig, ein guter, selbstsuchtloser, opferwilliger Familienvater, wie er im Buche steht.

Und sein alter Neid gegen Hermann Stark, »den Ursprung seines Elends, den Wurm an seines Lebens Baum, das böse Auge seines Glückes« – was war aus diesem geworden? – Der lag nun wohl nicht mehr wie eine zischelnde Schlange am offenen Weg, aber im verborgenen Sumpfe brütete er nur um so giftiger fort. Und wie denn auch anders? War Volkmann nun auch nach außen nicht mehr der ganz verkommene und halbzerlumpte proletarische Literat von ehedem und klangen ihm allezeit ein paar Gulden in der Tasche, aus welch' finsterem Abgrunde blickte er trotz alledem auch jetzt noch hinauf zur Sonnenhöhe von Glück, darauf dieser Andere strahlend einherging! Und was diesem neidverbissenen Herzen noch den allerschärfsten Stachel eingedrückt, so oft er nur des Namens »Hermann Stark« gedachte, das war die jetzige Ohnmacht, seinen heimlichen Ingrimm gegen ihn durch irgend ein niedriges Schelmenstück loszuwerden. Als er noch den »guten Bürger« redigirte, wie hatte es ihm da wohlgethan und seinen heimlichen Rachebrand gelindert, wenn er den giftigen Pfeil der Verleumdung nach dem ehrlichen Namen seines Feindes abgeschossen und dann in der ganzen Stadt sich die Köpfe zischelnd zusammengesteckt! – Aber jetzt, o dieser zum Rasendwerden erbärmlichen Ohnmacht, jetzt war ihm sein teuflisches Handwerk völlig brach gelegt. Nicht einmal durch tägliche Nadelstiche konnte er seines Feindes

Ruhe mehr stören. Der Armesünderstrick, den er um Hermanns Namen zu legen gehofft, so daß man von ihm, wie von einem moralisch Gehenkten, überall zischeln sollte, er war eine Perlenschnur von allen Ehren geworden. Die ersten und besten Männer der Stadt nannten den Doctor Stark mit Stolz ihren Freund und Rathgeber, und das ganze Land feierte diesen Namen als den des wahrheitskühnen, genialen Wiederherstellers eines gesegneten Verfassungslebens. Ja wohl, auch in diesem anderen unblutigen, aber tausendmal grimmigeren Zweikampfe zwischen Volkmanns Neid und Hermanns Ehre war jener schmachvoll unterlegen und diese triumphirte. Ueberlaut ward der Eine geliebt und geehrt, und der Andere im Stillen gefürchtet und verachtet.

Darum jetzt Ruhe, todtenstille Ruhe, wie der Bandit sie hält, wenn er zusammengekauert hinterm Felsblock auf sein Opfer wartet. Nur unermüdlich auf der alten Lauer gelegen, bis der rechte Augenblick gekommen ist, der kommen wird und muß, so wahr jener Scheiterhaufen des überglücklichen Crösus und des weisen Solon prophetische Warnung kein blödes Märchen ist.

Und nun genug von dieser unheimlichen Nacht! Hab' ich doch noch so viel zu sagen von freudig hellem Tage. –

Welch' reichen Segen edler Entschlüsse hatte damals vor fünf Jahren jener klare Sternenhimmel umfunkelt, als Hermann aus der Audienz wieder ins Freie hervorgetreten! Aber nicht nur das Verfassungsleben des ganzen Landes war seitdem aus dem Bade der Wahrheit verjüngt

hervorgegangen; nicht nur der edle Herzog war das Musterbild eines pflichttreuen, zu allererst dem Wohle seines Volkes lebenden Regenten geworden, auch an seinem ganzen Hofe begann seit jenem Abend ein völlig neues, urgesundes, in jeder Richtung deutsches Leben.

Das verhängnißvolle Machtwort Ludwigs des Vierzehnten: »der Staat bin ich,« dessen einschmeichelnder Verführung sich auch mancher große und kleine deutsche Fürstenhof so gerne hingegeben, und das dann ins gesunde Bewußtsein alten, guten, deutschen Rechts denselben fremdländischen Giftstoff eingeträufelt, der Jahrhunderte lang das kernige Leben deutscher Sitte, deutscher Zunft, ja sogar der deutschen Sprache kränkeln gemacht und uns nach Innen und Außen um Ansehen, Recht und Würde betrogen – dieses unselige Wort mit all' seinem, unser nationales Bewußtsein verderbenden Verhängniß, es war jetzt an diesem deutschen Fürstenhofe so völlig in echt deutscher Luft verweht und verklungen, als habe es nie zuvor seinen unseligen Verführerweg hieher gefunden gehabt.

Nachdem der edle Herzog nur einmal zum völligen Verständniß seiner Fürstenpflichten erwacht gewesen und der Geist deutschen Lebens den seinigen überkommen, da hatte sein für Wahrheit so empfängliches Herz auch sogleich den undeutschen Wahn erkannt, der sich wie staubiges Spinnennetz in den Salons so manch' deutschen Hofes und des ihn umgebenden Adels eingenistet, als müsse die Bildung, um hoffähig zu erscheinen, in schillerndem französischen Flitter sich spreizen, während

man das gediegene Kleid der deutschen Muttersprache nur den bürgerlichen Bestandtheilen des Volkes zu überlassen habe. An einem schönen Tage ward daher auch plötzlich der herzogliche Befehl erlassen, daß von nun an kein französisches Wort am Hofe mehr gesprochen werden dürfe, es sei denn, daß rücksichtsvolle Höflichkeit gegen eingeladene, des Deutschen unkundige Gäste davon eine Ausnahme erlaube. Diese fand denn auch sowohl für die Tafel als den Thee jede Woche an einem bestimmten Tage statt, an welchem Herren und Damen der fremden Gesandschaften eigens deßhalb eingeladen wurden, um, ohne dem neuen deutschen Princip etwas zu vergeben, doch nicht jede Gelegenheit zur Uebung in der einmal so nothwendigen Weltsprache sich und seinem Hofe zu benehmen. An den andern sechs Tagen hatte es aber, besonders in der ersten Zeit, dem schon von Natur aus ein wenig zur Ironie hinneigenden Herzog gar manch' stilles Vergnügen bereitet, interessante Studien darüber anzustellen, wie der und jener seichte Schwätzer, der bisher mit der Eleganz seines französischen Accents die Armuth der Gedanken bemäntelt, urplötzlich wie eine entlarvte blöde Maske vor ihm dagestanden, als er seine vormals so geistreich klingenden Phrasen in bescheidenes Deutsch übersetzen gemußt. Auch wenige der Damen waren mit einemmale innerlich vor sich selber erschrocken, als sie sich nun Deutsch reden hörten und den alltäglichen Inhalt ihrer Gespräche erst jetzt so recht inne wurden. Nein, dieses Deutsch, wie ungalant, daß es in seiner erschrecklichsten Eintönigkeit nie mehr sagt, als

man wirklich zu sagen weiß, wohingegen das Französische auch den gewöhnlichsten Gedanken durch seinen schwunghaften Klang adelt und erhöht! Welch' unvernünftige Grille des Herzogs, dieser Weltsprache einemmale in seinem Schlosse die vielhundertjährige Wohnung aufzukünden! – Dazu dieses plötzliche hochfürstliche Interesse für deutsche Literatur, in der man sich doch bisher nur auf sehr flüchtiger Durchreise manchmal umgeschaut, da in dem *ancien régime* des früheren Herzogs ausschließlich nur französische Romane gelesen und besprochen wurden! Und nun mußte man doch schon anstandshalber auf die herzoglichen Fragen Antwort geben und gar noch in diesem nüchternen Deutsch, das sich so jämmerlich schlecht zu hohlen Phrasen eigenschaftete! Wie war das Thema über Jagd und Marstall, Hoffeste und Ballete, das zuvor als ausschließliches Unterhaltungsrepertoir festgestellt gewesen, doch hundertmal leichter zu behandeln! Was nun der Herzog mit diesen deutschen Launen urplötzlich gewollt hatte? – Das war jetzt die allgemeine Frage der verwunderten Gesellschaft geworden.

Diese Frage soll auch sogleich schlicht und ehrlich mit dem einzigen Satze beantwortet werden: der Herzog wollte von nun an in Allem und Jedem ein deutscher Fürst sein, als Regent und Mann.

Nicht, daß er die große, reichbegabte, ritterliche Nation der Franzosen in ihrem weltgeschichtlichen Volkswerth auch nur im mindesten unterschätzt; nicht, daß er sich jugendlich schwärmerischer Deutschthümelei hingegeben hätte, wie sie sich früher einmal im Schnürrock mit

ausgeschlagenem Hemdkragen und dem Sammtbarett auf langen Haaren äußerlich gekennzeichnet; oder daß er endlich sich gar in das Häuflein ingrimmiger »Franzosenfresser« mit seiner herzoglichen Person hätte einreihen lassen. Gott bewahre! Zu der einen wie andern nationalen Uebertreibung war sein fürstliches Herz viel zu gesund und unverbildet gewesen. Aber seit er als regierender Herzog unter gediegenen Geschichts-, Literatur- und Rechtslehrern die versäumten Collegien wie der fleißigste Student nachgeholt, die er auf der Universität als studirender Erbprinz nur mit halbem Ohre gehört, seitdem war von Monat zu Monat die Erkenntniß mahnender an ihn herangetreten, daß wahrhaftig das deutsche Volk in seiner Geschichte, seiner Kunst, Literatur und Wissenschaft, wie nicht minder auch im unergründlichen Reichthum seiner Sprache, seines Gemüths- und Geisteslebens, eine solche majestätische Größe offenbare, daß es wahrlich eine unverzeihliche Sünde wäre gegen den Deutschen Volksgeist, wollten nicht vor Allem die deutschen Fürsten in ihrem eigenen Haus und eigenen Leben mit aller Macht sich befleißigen, dem so lange kränkelnden nationalen Bewußtsein als leuchtendes Fürstenbeispiel wieder zu neuer Lebenskraft und neuem Stolze verhelfen.

Wie von den deutschen Fürstenhöfen seit des vierzehnten Ludwig üppigen Tagen die unheilvolle und entehrende Sucht ausgegangen, das eigene innerste Leben verleugnend und seine Entwicklung unterdrückend,

Fremdländisches affenartig nachzuahmen – und wahrhaftig nur in blödsinnig erbärmlichem Tausche – so sollte es jetzt bei erwachter Erkenntniß wieder der deutschen Fürsten Beruf sein, in der eigenartigen Pflege des deutschen Nationalbewußtseins ihrem Volke mit gerechtem Stolze voranzugehen, ohne deßhalb auch in lächerlichem Hochmuth dem bescheidenen, klugen Lernen von fremden Völkern den Rücken zu kehren. »Ja, lernen wir von ihnen, was wir uns nicht selber lehren können! Und lernen wir vor Allem, als deutsches Volk uns so zu fühlen und eins zu wissen wie die andern, von denen manches nicht den zehnten Theil von unserem Rechte besitzt, eine große, selbstbewußte Nation zu heißen.«

So hatten die Cardinalsätze des herzoglichen Geschichtslehrers gelautet. Ihre Aussaat war auf vortrefflichen Boden gefallen und prangte jetzt in goldenen Aehren an diesem deutschen Fürstenhofe. Und hatte dieser weise Lehrer nicht Recht gehabt? Denn was ist doch ein Volk noch werth und wie soll es noch an seinen großen, weltgeschichtlichen Beruf einen Glauben haben, wenn es sich nicht selber fühlt und ihm die Achtung vor der eigenen Kraft und Würde abhanden gekommen? Ist doch ein Volk mit starkem Nationalbewußtsein doppelt so stark wie das andere mit ganz gleicher Macht, dem jenes fehlt! Und daß dieses im deutschen Volke bisher nur so schwach gewesen, daran trägt nicht nur unsere äußere staatliche Zersplitterung Schuld, sondern ebensoviel diese seit Jahrhunderten bei uns eingelebte, unwürdige

Nachäfferei ausländischen Wesens an unserm Leibe wie Geiste.

Wer möchte sich in nationaler Monomanie so lächerlich machen, zu verlangen, daß wir nicht fremde Sprachen lernen und nicht auch neben der unsern reden sollten? Seien wir stolz darauf, daß wir es thun und können, und daß hundert Deutsche dem Franzosen wie dem Britten, wenn sie uns heimsuchen, in ihrer Landessprache Antwort geben können, während kaum ein einziger in seiner Heimath unsere deutsche Frage verstände, die wir an ihn zu stellen übrigens viel zu bescheiden wären. Aber bei all' dieser Bereicherung unseres Bildungsschatzes durch fremde Zungen sollen wir doch vor jeder andern unsere eigene deutsche Sprache am höchsten achten, uns in ihr am eifrigsten zu vervollkommnen streben und sie am allerliebsten vor allen andern sprechen. Und daß gerade jene höchsten und höheren Gesellschaftskreise, von denen die deutsche Bildung ausstrahlen sollte unters Volk, daß diese Jahrhunderte lang das Kleinod unserer Muttersprache geradezu gering geschätzt und ganz in den Winkel der Vergessenheit gestoßen oder doch mindestens mit französischem Aufputze zum Nichtwiedererkennen verunstaltet, weil sie die tiefe Schönheit dieses unverfälschten Schatzes nicht zu erkennen und würdigen gelernt; daß es Jahrhunderte lang eine falsche Vornehmheit gewesen, nur mit gemeinen Leuten deutsch zu reden und selbst die Gebete nur auf Französisch zum Himmel hinaufzusenden; daß wir heute noch so thöricht lüstern

sind, jedwede Roman und Komödiekloake von der Seine ihren Schmutz in den frischen Quell deutschen Lebens herüberspülen zu lassen, während unsere größten Geistesherren dort ungekannt oder nur halb verstanden sind; daß wir heute noch nicht so stolz geworden, der Tyrannei welscher Mode den Gehorsam aufzukündigen und die Erzeugnisse deutschen Gewerbefleißes ehrend anzuerkennen, auch wenn sie nicht erst auf dem täuschenden Umweg über Paris mit dem Lügenköder undeutscher Firma wieder zu uns heimgekehrt; daß alle diese Sünden gegen den deutschen Volksgeist seit Jahrhunderten begangen worden und theilweise noch zur Stunde in voller Blüthe stehen, das waren die unzählbaren Milliarden einzelner Tropfen zu dem Meer unserer Schmach und Erniedrigung gewesen, darin das Deutsche Nationalbewußtsein so lange Zeit versunken lag. – Und das Alles hatte der edle Herzog jetzt in tiefster Seele erkannt. Nein, keine lächerliche Grille war es gewesen, als er die französische Sprache an seinem Hof als althergebrachte Regel abgeschafft, aber heiliger Ernst im nationalen Dienste unseres großen deutschen Vaterlandes. –

Und zur Ehre der Aristokratie sei's gesagt, daß der weitaus größte Theil derselben freudig mithalf, des Herzogs nationale und volksthümliche Bestrebungen mit seiner ganzen Macht zu unterstützen. Das waren vor Allem jene edlen Ritter von Geist und Herze, die statt mit grollend zurückgewandtem Antlitz nur auf die todten Ruinen zerronnener Jahrhunderte zu schauen und nur dür die verlornen Rechte und Privilegien ihres eigenen

Standes kleinliche Klagen auszustoßen, so viel hochherzige Gesinnungen für die Entwicklung des ganzen Volkes in sich trugen, um auch an dem materiellen und geistigen Emporringen der mittleren und niederen Volksschichten sich neidlos mitzufreuen. Das waren Jene, die auch für die Aristokratie unserer selbstgeadelten Ritter im hehren Dienste der Wissenschaft und Kunst Achtung und Verständniß hatten, und die, statt in theilnahmslosem Stumpfsinn ihren ruhmwürdigen Geistesschlachten zuzusehen, ihre Hand nicht für zu vornehm erachteten, um auch sie nach dieser Geisteshelden Siegerbeute auszustrecken, die ja der ganzen Nation zur gleichmäßigen Ausnutzung zugefallen war. Das waren endlich jene Adeligen, an denen der Geist der Weltgeschichte auf seinem erhabenen Wege zur Menschlichkeit nicht spurlos vorübergeschritten, und die, auf jeden Stoßseufzer wegen eingebüßter eigener Gerichtsprivilegien gerne verzichtend, es für weitaus höher erachteten, vor dem triumphirenden Rechtssinn der Neuzeit das Haupt zu neigen, der das Recht und die Person des niedrigsten Taglöhners wie des gräflichen Grundherrn mit dem gleichen Arme des Gesetzes schützt und deren Verbrechen vor den gleichen Richterstuhl zur Strafe zieht.

So war denn auch ein im ganzen Herzogthum hochangesehener altadeliger Graf, wissenschaftlich wie politisch gleich gebildet, und jeder Zoll ein deutscher Ehrenmann, der Präsident der jetzigen Volkskammer geworden, zu dessen einstimmiger Wahl auch der fortgeschrittenste heimliche Demokrat mit freudiger Ueberzeugung den Zettel in die Urne geworfen hatte. Andere adelige Namen von bestem Kang und vollgiltigem Ahnenreichthum halfen in den Ausschüssen wie auf der Rednerbühne in treuester Gemeinschadt mit ihren bürgerlichen Kammercollegen die von dem Bedürfnisse der Zeit geforderten neuen Gesetze schaffen, die Handhabung der alten überwachen, Verkehr und Handel erweitern und den Staatshaushalt regeln. Und gewiß, diese Adeligen miteinander hatten sich nie zu beklagen gehabt, daß das bürgerliche Element in der Volkskammer ihnen die Ehre ihres Adels auch nur im mindesten verkümmert oder sie mißtrauisch und mißgünstig darum angesehen hätte. Nein, diese Mischung von Adel und Bürgerthum im selben Dienste des gemeinsamen Vaterlandes vertrug sich in bester, fruchtbringender Eintracht. Aber freilich waren da auch solche, jeder bornirten Hochnasigkeit feindliche Schildträger, die nicht nur den bürgerlichen Abgeordneten, der daheim in der Advokatenkanzlei oder Gelehrtenstube saß, ihres Umgangs und ihrer Freundschaft für würdig erachteten, sondern auch Jenem, der als schlichter Bauer hinter dem Pfluge ging, die freudige Achtung gerne zollten, die der brave Mann in ihm verdiente.

Und wie leicht war diesen Adeligen dieser aufrichtig freundliche Verkehr mit ihren bürgerlichen Collegen in der Kammer angekommen! hatten sie doch längst zuvor durch ihren Beruf als Staatsdiener oder selbstwirthschaftende Grundbesitzer gelernt gehabt, sich eben nur als mitschaffende Glieder der großen menschlichen Gesellschaft zu betrachten, in der Einer vom Andern zu lernen habe und Jeder auf gegenseitige Hilfe und Verkehr angewiesen sei. Und gerade solch' lebensweiser Einsicht und deren praktischen Bethätigung hatten diese Adeligen es ja auch zu verdanken gehabt, daß sie bei aufgehobener Ständewahl als Vertrauensmänner fast ausschließlich bürgerlicher Wahlberechtigten nun in der Volkskammer den ehrenvollen Sitz einnehmen durften.

Dieser am Volkswohl tüchtig und fleißig mitarbeitende, gediegene Schlag von Adeligen, die ihre Zeit zu begreifen und in ihr zu wirken gelernt, die sich nicht erst darauf besinnen gemußt, mit welch' geistloser Beschäftigung sie den kostbaren Zeitraum eines Tages todtschlagen sollten, denen er im Gegentheil immer um einige Stunden zu kurz gewesen, diese hatten daher auch, wie nicht minder andere adelige Familien der Hauptstadt, in denen Bildung und Herzensadel zu Hause gewesen, die andere Aenderung im herzoglichen Hofleben nur freudig begrüßt, die darin bestand, daß der Fürst gleichzeitig mit seiner Abschaffung der französischen Sprache auch die

alten Etikettefesseln zersprengte, die unter dem letztverstorbenen, formenstarren Herzog jeden höheren geistigen Aufschwung und anregenden Wechsel der Unterhaltung danieder gehalten hatten.

Waren es früher ausnahmslos nur hoffähige Adelige, höchstgestellte Beamte und Offiziere gewesen, die als geladene Gäste an der herzoglichen Mittagstafel oder des Abends beim Thee, auf Bällen und Hofconcerten erschienen, so erschloß jetzt der junge Herzog schon seit Jahren in echt fürstlicher Gastfreundschaft auch jedem nicht adeligen Manne von hervorragender Bildung und besonderem Verdienste, sowie Meistern der Wissenschaft und Kunst den Zutritt zum Hofe, der selber den allergrößten Nutzen dieser neuen Anordnung davontrug. Und so ängstlich linkisch auch manchmal die Umgangsform dieses oder jenes Stubengelehrten gewesen, oder so unsicher zuerst mancher Künstler auf dem glatten Parkett umhergegangen, der edle Herzog selber war doch von Woche zu Woche mit freudigerem Bewußtsein innegeworden, welch' ein schönes, neidensswerthes Vorrecht das Schicksal dem Fürsten eingeräumt habe, die Besten und Edelsten, die Geist- und Kenntnißreichsten des Landes um sich nach Belieben versammeln zu dürfen und von dem Reichthum ihrer mit unsäglichen Mühen und Opfern zusammengehäuften Bildungsschätze sich spielend bereichern zu lassen, gleichsam nur den Duft dieser geistigen Blüthen einzusaugen, ohne all' die jahrelange Arbeit und Sorge, die sie ihre Pfleger im Stillen gekostet,

mit ihnen theilen zu müssen. Gelehrte und Künstler wurden durch diese edle Theilnahme des Landesfürsten an ihren Arbeiten, und die ehrenvolle Auszeichnung ihrer Person nicht wenig gehoben; denn auch sie waren neben allem Genie und Schaffen doch dabei auch natürliche Menschen, denen das Bewußtsein wohlthat, das, was ihnen an mühelosen Vorrechten der Geburt gebrach, durch das selbsterworbene Verdienst des Wissens und Könnens in diesen höchsten Gesellschaftskreisen vollauf ersetzt zu sehen. Dabei begnügte sich diese fürstliche Theilnahme aber nicht mit bloßen Worten der Bewunderung, sondern in zahlreichen Aufträgen brachte sie einen freudigen Wetteifer in diese wunderbare Welt gelehrten und künstlerischen Schaffens.

Und so war es unversehens ganz von selber gekommen, daß in dieser fürstenwürdigen Pflege höheren geistigen Lebens, die Hand in Hand mit dem Ernste treuerfüllter Regentenpflicht einherging, des Herzogs früheren, so völlig unfruchtbaren tändelnden Liebhabereien in ihr leeres Nichts zerfielen, und er kaum selber jetzt zu begreifen wußte, wie er doch vorher am Einstudiren neuer Ballete seinen Geist hatte befriedigen und glauben können, seinem Herzogsberufe vollauf Genüge gethan zu haben, wenn er nur alle paar Monate, mit wo möglich irgend einer scharfsinnigen Uniformsänderung, seine Residenzgarnison in Gala vor sich defiliren gelassen.

Und wie ihm, so war es nicht minder der jungen Herzogin ergangen. Auch in ihr war bei der geistigen Neugeburt ihres erlauchten Gemahls der schöne Gedanke auferwacht, daß es doch auch für eine Landesmutter und deutsche Fürstin noch einen höheren Stolz gebe, als in kühnen Reitkünsten die erste Amazone des Landes zu sein und doch zuletzt von einer beliebigen Circusreiterin sich die erste Palme der Virtuosität wieder entrissen zu sehen. Und Hand in Hand mit dem Herzog war auch sie jetzt auf dem schönen Wege edler Popularität vorwärts gegangen.

Mit welch' innigem Dank und welch' beseligender Freude hatte sie jetzt das heilige Vorrecht ihrer fürstlichen Stellung kennen, hochehren und ausüben gelernt, in den Stätten des Siechthums und Menschenelendes dann und wann wie ein vom Himmel herabgestiegener Engel erscheinen und mit ein paar einfachen Worten frommen Mitgefühles ein gedrücktes Menschenherz für Wochen lange aufrichten zu dürfen! Und ihr war jetzt oft zu Muthe, wenn sie von dem Besuche eines Spitals, wenn sie von Blinden und Stummen, oder auch einem Waisenhause in den herzoglichen Palast heimkehrte, als trüge sie von all' den Thränenperlen derer, die ihr barmherziges Wort getröstet, ein viel kotbareres Diadem auf dem fürstlichen Haupte als das von wirklichen Edelsteinen, mit dem sie in der früheren Zeit, da sie noch wie eine Fremde unter ihrem Volke gestanden, bei den prunkenden Hoffesten jeden anderen Schmuck überstrahlt hatte.

Welch' ganz andere wohlthuende Erholung gewährte jetzt das Vergnügen diesem edlen, pflichttreuen, fürstlichen Paare! Wie bewahrheitete sich der alte, wahrheitsweise Volksspruch: »nach gethaner Arbeit ist gut ruhen,« auch an diesen beiden höchstgestellten Arbeitern im heiligen Dienste ihres von Gott anvertrauten Volkes! Und welch' einen heilbringenden Segen guter Beispiele strahlte diese nunmehrige fürstliche Pflichttreue und Lebensweisheit auf alle Kreise des ganzen Landes aus, namentlich auf die dem Hofe nächststehenden in der Herzogsstadt!

Denn, wie leicht geschieht es – das ist ein unbestreitbarer Erfahrungssatz der Geschichte – daß der Giftstoff eines sittlich und geistig frivolen Hofes erst den ihm zunächst stehenden Adel und das Hofgesinde ansteckend ergreift und durch deren Beispiel wieder die Moral der bürgerlichen Kreise verschlechtert, so daß zuletzt die ganze Fürstenstadt als trauriges Abbild dem darin residirenden Fürsten ähnlich sieht! Aber nach demselben kulturgeschichtlichen Gesetze wird ein edler, sittenreiner und weisheitsvoller Fürstenhof auch die natürliche Schule für die geistige und sittliche Veredelung des ganzen Volkes. Und so geschah es jetzt, daß durch das hohe Beispiel dieses Herzogshofes auch gar manch' adeliger Salon, der bisher der altgewohnten Satzung ausschließlich adeliger Coterie gehuldigt, verlockt worden war, den Männern der Wissenhaft und Kunst sich nun ebenfalls zu erschließen. Denn hatte selbst der Herzog

es nicht unter seiner Würde gehalten, vor solchem Verdienste die Schranken der Etikette einfallen zu lassen, wie hätten nun sie, die hoffähigen Adeligen, für den Glanz ihrer Grafen- und Freiherrnkronen noch besorgt sein sollen? Und also war diese Nachahmung des herzoglichen Beispiels erst guter Ton geworden, und dann war allmälig, wenigstens bei dem weitaus überwiegenden, gebildeten oder bildungsfähigen Theile des Adels, nach dem jedesmaligen Besuche dieser wappenlosen Ritter vom Geiste die freudige Ueberzeugung immer stärker zurückgeblieben, wie so unendlich unklug sie bisher gehandelt, in starrer, adeliger Abgeschlossenheit noch heutzutage die Hauptaufgabe des Adels gesucht zu haben. Je mehr sie den Kreis ihres Wissens in solch' bürgerlichem geistigen Umgang erweitert, um so tiefer waren sie an sich inne geworden, wie sehr sie, hinter dem Schild veralteten Vorurtheiles verschanzt, bisher sich an allgemeiner Bildung und weiser Weltanschauung geschädigt, und welch' unerläßliches Gebot der Zeit es für den Adel geworden sei, aus den Schranken seiner Isolirtheit und daraus entspringenden geistigen Verarmung mit kühnem Schritte herauszutreten, an allen geistigen wie materiellen Errungenschaften der Neuzeit freudig theilzunehmen und sie für sich selber nutzbar zu machen im idealen wie praktischen Leben; deßhalb nicht um einen Gedanken ihrer Standesehre ärmer geworden, aber zehnfach reicher an Erkenntniß und Fähigkeit, um sich auch in dieser, so vielfach demokratisch angehauchten Zeit den Ehrenplatz

zu erobern, wie er dem tüchtigen, mit Wissen und Charakter, mit Fleiß und Einsicht ausgerüwteten Adel auch heute noch von Niemanden verweigert werden wird, der aber auf dem bequemen Präsentirteller des bloßen Ahnenschildes auch Keinem mehr mühelos zufällt.

So war des Dichters Wort: »Das ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend immer Böses muß gebären,« an diesem Herzogshof in umgekehrter Richtung vom Segen der ersten guten That in Erfüllung gegangen. Die allererste Mutter guter Thaten ist aber die Selbsterkenntniß, wie sie zuerst in jener einen Nacht dem edlen Herzog aufgegangen, da er Hermanns Rede nur gelesen hatte, und in jener zweiten dann zur vollsten Klarheit sich aufgehellt, da der Doctor Hermann Stark leibhaftig vor ihm gestanden als solch' furchtloser Sämann der Wahrheit.

Wer aber von Allen am Fürstenhofe, in der Herzogsstadt und im ganzen Lande hätte außer dem, wie das Grab verschwiegenen, alten Geheimrath daran denken sollen, daß es dieser Advokat gewesen, der zu all' den Wundern dieser fürstlichen Umwandlung in solch' inniger, aber tief geheimer Beziehung stand? Nicht einmal die Herzogin selber beschlich davon das leiseste Ahnen; denn Fürstenwort ist auch der Gemahlin gegenüber als heilig zu erachten. So dachte der Herzog und danach that er auch. Und ebenso mannhaft schweigend hatte Hermann sein Gelöbniß sogar vor Helenen gehalten, vor der er sonst noch nie ein Geheimniß gehabt. Umsonst hatte sie in jener Nacht ihn gefragt, wo er so lange gewesen.

»Frage mich nicht, liebes Weib, denn ich habe mein Manneswort zum Schweigen verpfändet,« hatte seine ernstmilde Antwort gelautet. »Aber der allwissende Gott ist mein Zeuge, daß der Ort, wo ich gewesen, und die That, die ich dort verübt, makellos und ehrenreich in alle Zeit bestehen kann.« Damit war jede weitere Frage stumm geworden.

Und dieser Mann, der mit so geheimgehaltener Wunderkraft den Herzog sammt dessen erlauchter Gemahlin umgeschaffen, der dem ganzen Lande eine solch' neue glückliche Zeit hervorgezaubert, wie mußte dieser, mit solcher Macht der Weisheit für Fürst und Volk ausgerüstete Mann es erst verstehen gelernt haben, im kleinen Reiche seines eigenen Hauses, im Verfassungsleben seines eigenen Glückes als mustergiltiger Gesetzgeber und Verwalter dazustehen! Wie natürlich klingt dieser menschliche Satz! Welch' glaubwürdige Logik drängt zu dessen Ausspruch! – Aber komm, lieber Begleiter, hör' unsern Helden selber reden! Wie er leibt und lebt, sieh' ihn jetzt an! Komm wieder zurück nach Görzhausen!

3.

Dieselben Lerchen, die noch vor ein paar Wochen der scheidenden Burgfrau von himmlischem Troste gesungen und deren Jubel das Herz Adelens nicht hatte ertragen können, diese wiegen auch jetzt sich wieder wingend über den üppig grünenden Sommerwaaten und den

wchon in die Aehren geschossenen Kornfeldern. Und unter denselben Platanen droben in der Allee des Görzhausener Schloßgartens, auf derselben Bank, darauf die zwei traurigen Frauen von dem reizenden Rundgemälde ihrer Heimath traurig Abschied genommen, sitzen jetzt zu der nämlichen Morgenstunde Doktor Stark und Pfarrer Faber.

Gast sollte man glauben, auch diese beiden Männer habe daselbe tiefe Leid erfaßt, wie dazumal Mutter und Tochter; düsteren Auges schauen sie drein. Schon eine Minute lang ist ihre beiderseitige Rede verstummt. Um so heller schmettert der Lerchensang durch den duftigen Morgen; und das rebenumgrünte Schloß sieht so traulich zu den Beiden herauf, als habe es schon wieder auf alles frühere Leid seiner davongezogenen alten Bewohner vergessen und als sei ihm sein ferneres Schicksal längst schon gleichgiltig geworden. Blühende Jasminsträuche schicken ihren Wohlgeruch herauf. Die Schwalben schießen zwitschernd über die thauige Wiesenfläche. Auch an den ernsten Gedanken, die das Herz dieser beiden Freunde durchstürmen und ihrer Augen Klarheit trüben, nimmt die Natur jetzt keinen Theil. Hat sie doch selber gar rauhe Winterstürme zu überstehen gehabt! Nun läßt sie sich aber auch die lichte, warme Frühlingszeit von Niemanden vergällen.

Jetzt brach endlich Theodor dieses herzbeengende Schweigen; und man sah es ihm an, wie er zu dieser Rede sich innerlich aufraffte.

»O liebster Hermann, soll ich dir denn erst noch betheuern, wie tief mir dein wahres Glück am Herzen

liegt? Der Herr weiß es: noch mehr als das meines eigenen Lebens. Denn nie und nimmer werd' ich's vergessen, daß ich ja überhaupt jetzt noch lebe, nur weil du unter Gottes Beistand mir einst das Leben gerettet, da es dem Tode fast schon verfallen gewesen. Ja, glaube mir: ich habe dich vielleicht noch lieber, als du selber. Und, heiliger Gott, dich, meinen einzigen, liebsten und treuesten Freund, meinen Guts- und Patronatsherrn nennen zu dürfen – wie ein wunderbares Märchen kommt mir dieser Gedanke vor, unbegreiflich schön, unglaublich beglückend für dieses arme, trügerische Leben; aber dennoch –«

»Nun, aber dennoch?« fiel ihm Hermann mit dunklem Blicke gereizt ins Wort, »was soll hier noch ein Aber? So mach' ich's eben einfach wahr, dieses unbegreiflich schöne, unglaubliche Märchen und kaufe das Gut. Dieses arme, trügerische Leben, wie du es nennst, müssen wir eben selber reich und beständig zu machen verstehen und mit energischer Hand das Glück erfassen, wo es sich uns bietet, aber nicht erst zaghaft darauf warten, ob es uns ohne unser Zuthun von selber in den Schooß fällt. Also, was hast du für ein Aber, lieber Theodor?«

»Gut denn, Hermann,« erwiederte der Pfarrer mit ernstester Miene. »Ich will dir mein Aber sagen, wie es mir im tiefsten, um dich bekümmerten Herzen liegt. Denn ich wäre bei Gott nicht werth, dein Freund zu sein, wollte ich dir's verschweigen. Aber komm, gieb mir erst deine Hand, lieber Hermann, und ziehe sie nicht eher zurück,

bis ich dir Alles, Alles gesagt habe. Sonst getraue ich mir's nicht.«

»Da hast du sie,« sagte Hermann mit faltiger Stirn und legte seine Hand in jene Theodors. Dann überflog ein leiser Zug von überlegener Ironie sein geistreiches Gesicht. »Gut also! so sag' du mir deine Gründe gegen meinen Plan; ich werde mit den meinigen dafür dann nicht zurückbleiben und wir wollen sehen, wer den Andern aus dem Felde schlägt, der Pfarrer den Advokaten oder umgekehrt.«

»O rede nicht so, lieber Hermann!« fiel Theodor schmerzlich ein. »Nicht Pfarrer und Advokat sollen jetzt mit einander streiten; nein, sag' lieber: du willst sehen, wer es mit deinem Glücke besser meine, du selber, oder ich, dein Freund.«

Hermann brütete vor sich hin. »Also rede!« Das war seine ganze Entgegnung.

Pfarrer Faber faßte innerlich Muth und begann nun sein sorgenvolles Herz auszuschütten: »O Hermann! so sag' mir vor Allem das Eine: wie bist du zu dem mir räthselhaften Gedanken gekommen, dieses große Gut für dich zu kaufen? Und was willst du damit? Du hast ein prachtvolles Haus in der Stadt, bist dort der berühmteste Advokat mit einem großartigen Einkommen, und ein hochangesehener Mann in allen Ständen. Besinne dich! Was willst du jetzt auch noch mit diesem neuen, theuren Besitze? Ich weiß es gewiß, nicht unter zweimalhundertfünfzigtausend Gulden wird das Gut losgeschlagen. Und nun sag' mir, und verzeihe doch ja, daß ich auch diese

zarte Frage berühren muß: steht dir denn wirklich diese riesige Summe schon jetzt zur Verfügung? Wäre das möglich, eine so ausgiebige Goldgrube deine Praxis auch sein mag? Aber wenn nicht, o Hermann, wenn, wie ich vermuthe, du mindestens ein Drittel oder gar die Hälfte auf dem Gute müßtest schuldig bleiben, hast du dir's denn auch schon überlegt, wie hoch du diese Summe verzinsen müßtest? Vielleicht doppelt so hoch als die Prozente deiner Pachtgelder. Ich kenne das genau. Und welcher Reinertrag aus dem eigenen Vermögen, das in dem Gute ruht, kann dir dann noch verbleiben? O Hermann, es sind das wohl recht erbärmlich nüchterne Fragen, die schlecht zu deinem hohen Geiste passen. Ich fühle das selber jetzt am allertiefsten. Aber diese Zahlen müssen eben dennoch wohl und ängstlich erwogen werden; denn deren Nichtbeachtung rächt sich zuletzt unerbittlich. Tausendfaches Glück ist schon deren tragisches Opfer geworden, und nichts ist gefährlicher in solchen Fragen als zahlenverachtende Phantasie.«

Hermann lächelte vor sich hin. Es war gut, daß Theodor es nicht bemerkte. Vielleicht hätte er dann nicht den Muth gehabt, in vollem Freundeseifer fortzufahren:

»Und dann, mein liebster Freund, bedenk' auch noch das Andere! O wohl begreif' ich's nur allzu gut, wie die poetische Schönheit dieses Besitzes dich gar mächtig verlockt, dessen neidenswerther Herr zu werden. Aber hast

du wohl auch schon die Sorgen erwogen, die hinter einem solchen Eigenthume lauern, verwahrlost und verwüstet wie dieses? Bedenke: so verführerisch in dieser Frühlingszeit dich auch Alles ringsum anlacht, die Felder sind durch habgierige Pächter zur völligen Erschöpfung ausgesogen. Zu einem wahren Jammerbilde ist die Waldung ausgeraubt; und seit einem Jahrzehnt fehlt den Bauten die unterhaltende Hand. O Hermann, hier braucht es eine ganze, ungetheilte, ausdauernde Manneskraft und Verachtung jeder Mühe und Sorge, hier braucht es einen Landwirth vom erfahrungsreichsten Wissen, und obendrein noch Geld, ungezähltes Geld, um dieses Gut wieder langsam aus dem Verfall emporzuheben. So ist es; Gott sei mein Zeuge! Und nun, mein liebster Freund, mit so reichen Gaben dein Geist auch überschüttet worden, stell' an dich die unverhohlene Frage: bist du der Mann dazu und hast du den Beruf, um diese Riesenarbeit mit nur einiger Hoffnung auf Erfolg durchzuführen durch deine eigene oder fremde Hand? Du, ein Advokat, und seiest du der erste der ganzen Welt! Du, schon ohnedem durch deine eigene Geschäftslast überbürdet, wie du mir so oft in deinen Briefen geklagt! Du, fern von hier lebend und wirkend, du, der Herr eines glücklichen, glänzenden Hauses, wie magst du im Ernste daran denken, dein ehrlich ererbtes und erworbenes Geld, deine ganze, geistige Kraft, die Ruhe deines Herzens, dein und deines Hauses Glück auf solch' gewagtes, doch nein, nicht nur gewagtes, auf solch' unbestreitbar verlorenes Spiel

zu setzen? – O Hermann, ich beschwöre dich bei unserer Freundschaft: laß ab von diesem Gedanken! Denn bei Gott, kein guter Geist hat ihn dir eingegeben. Stoß' ihn von dir, diesen unseligen Verführer! Und ergreife dafür jetzt meinen Retterarm, wie ich einst den deinen, da jene finstere Fluth mich zu sich hinabgezogen. Denn glaub' es deinem Theodor: das, was du vorhast, ist ein nicht minder gefährliches Wasser und es wird dein Glück als Leiche zu sich niederziehen. Ach, Hermann, Hermann! daß ich jetzt doch also zu dir reden muß!«

Von dieser Rede überwältigt, drückte Theodor Hermanns Hand noch fester. Dieser sah, in Gedanken verloren, vor sich hin. Er konnte sich innerlich der Ergriffenheit wegen dieser um sein Glück so bekümmerten Freundestreue nicht erwehren. Dann aber ermannte er sich mit seiner ganzen angebornen Energie, hob sein Haupt höher und sagte mit ruhiger, aber entschiedener Stimme:

»Theodor! ich danke dir für dein wohlmeinendes Freundeswort. Und wenn es also wäre, wie du glaubst, so müßte ich ihm auch sein volles Recht lassen. Aber höre jetzt auch mich! Die Sachen stehen anders; und ich hoffe, sie werden dich überzeugen, daß ich nicht in idealer und zerfahrner Phantasterei diesen meinen Entschluß gefaßt, sondern mit gründlicher, praktischer Ueberlegung; daß ich meinen Plan nicht in die Luft vager Poesie gebaut, sondern auf festes, reales Fundament. So sag': willst auch du jetzt mich ruhig anhören?«

»Gewiß, Hermann! Wie sollte ich das nicht?« betheuerte der Pfarrer, und sein Auge hing voll Spannung, aber doch nicht ohne neue Sorge, an seines Freundes Lippen.

Doctor Stark fuhr gemessen weiter: »Deine treue Besorgniß um mein zukünftiges Glück, das du durch meinen Entschluß so tödtlich gefährdet glaubst, ist vor Allem, daß ich in eben diesen nüchternen Zahlen, von denen du meinerseits eine Nichtbeachtung fürchtest, mich gegen dich ausspreche. Gut denn also! Bleiben wir bei dem Kaufpreis von zweimalhundertfünfzigtausend Gulden stehen. Dieses Minimum ist richtig; kenne ich doch als Anwalt des zumeist betheiligten Wechselgläubigers die geforderte Kaufsumme zu gut. Nun weiter, und zwar mit rückhaltsloser Offenheit! Mein eigenes Vermögen, ererbtes und errungenes, wie es mein Haus sammt Kapital darstellt, beträgt in Bausch und Bogen hunderttausend Gulden. Das kann jeden Tag flüssig gemacht werden und dient zur ersten Anzahlung.«

»Dein Haus?« fragte Theodor mit höchstem Staunen dazwischen. »Wie so, dein Haus? Du wirst es doch nicht etwa verkaufen und dann zur Miethe wohnen wollen?«

»Davon nachher!« entgegnete Hermann mit abwehrender Hand und mißmuthiger Miene. »Aber unterbrich mich doch nicht mittendrin! Ich bitte dich: höre nun auch mich ganz ruhig zu Ende!«

»Verzeihe, lieber Hermann!« begütigte der Freund. »Es soll nicht mehr geschehen.«

»Gut also!« fuhr Doctor Stark weiter, »so bleiben mir einmalhundertfünfzigtausend Gulden zu verzinsen, nicht wahr?«

»Ja,« sagte Theodor mit klangloser Stimme.

»Nun fürchtest du, daß ich von dieser Schuldsumme sehr hohe Zinsen zu bezahlen haben würde; daß ich aus meinem in dem Gute ruhenden Vermögen hingegen nur sehr niedrige Prozente einnähme und durch diese Differenz vielleicht Null von Null aufgehen könnte. Nicht wahr, so war doch deine Meinung?«

»Ja,« klang wieder des Pfarrers ganze Antwort, bei der er unwillkürlich tiefer Odem schöpfte.

»Darauf sag' ich dir aber, mein lieber Theodor, und zwar wieder in höchst nüchternen Zahlen, daß diese einmalhundertfünfzigtausend Gulden zur völligen Bezahlung des Kaufpreises, und eine noch weitere, beliebige Summe zum Betriebskapitale schon jetzt für mich bereit liegen, aber nicht mit fünf Prozent zu verzinsen, wie du wohl glaubst, auch nicht mit vier, ja nicht einmal mit drei, nein, nur mit zwei Prozent! Nun, Theodor, was sagst dir jetzt dazu? Hab' ich diesen ersten Punkt deiner Besorgniß dir nun gründlich widerlegt und zu nichte gemacht?«

»Unglaublich!« sagte der Pfarrer betroffen, aber nur mit noch größerer Sorge. »Eine solche Summe, und nur zu zwei Prozent, in unserer Zeit! Wer aber ist der Mann, der so großmüthig auf solch' niedrige Zinsen leiht?«

»Ja, nicht wahr? großmüthig!« fiel Hermann triumphirend ein. »Dieser Mann ist es aber auch selber durch und durch, mein reichster und bester Client, nebenbei mein

mir herzlich zugethaner Freund und von jeher mein finanzieller Rathgeber, der Hofbankier Baron von Goldhelm. Mein Gott! wer nach Millionen sein Vermögen zählt und oft an einem einzigen Tage durch eine geschickte Spekulation ein ganzes Vermögen gewinnt, was liegt dem im ganzen Jahre an ein paar tausend Gulden Zinsen mehr oder weniger? Nicht der Mühe werth, nur davon zu reden! Zudem habe ich schon seit Jahren die größten Prozesse für ihn gewonnen, und erst vorige Woche wieder einen unendlich schwierigen mit einem Londoner Bankhause, wobei es sich um die Bagatelle von viermalhunderttausend Gulden handelte. Kein zweiter Advokat hätte diesen Sieg ihm leicht zuwege gebracht. Er war wirklich verlegen darum, welches entsprechende Honorar er mir dafür auszahlen sollte. Ei, da quittire ich ihm eben einfach diesen niedrigen Zinsfuß als dafür erhaltene Summe. So haben wir's miteinander abgemacht. Und hörst du, Theodor, unaufkündbar, so lange das Haus Goldhelm existirt, erhalte ich das Kapital. Und unter solch' unerhört günstigen Bedingungen sollte mir Angst darum sein, mein eigenes Vermögen in dem Gute nicht vortrefflich zu verzinsen? Ich, der ich so lange geübt und gewohnt bin, in meiner anwaltlichen Praxis die verwirrtesten Rechtsfragen klar zu legen und die schwierigsten Vermögensverhältnisse Anderer wieder in Ordnung zu bringen; ich, der ich das erhabene Bewußtsein in mir trage, durch mein nun fünfjähriges Wirken in der Kammer das polizeiliche Chaos eines ganzen Landes zum geordneten Rechtsstaat umgeschaffen zu haben, ich sollte

mir die Kraft nicht zutrauen, diese paar tausend Morgen Landes mit Umsicht zu beherrschen und eine wahre Musterwirthschaft darauf zu treiben? Ich soll an der Fähigkeit meines Verstandes zweifeln, in diese mir noch etwas fremde Wissenschaft, deren Hauptsätze im Hirn eines gemeinen Bauern Platz haben, mich gründlich hineinzuarbeiten, wenn ich nur einmal ernstlich will? wer schon den höchsten Berg erklommen, der sollte sich vor einem niedrigen Hügel fürchten, oder gar vor ausdauernder Arbeit, vor Sorgen und Mühen? Glaubst du etwa, liebster Freund, man gewinne solche Riesenprozesse, wie ich sie schon geführt, mühe- und sorgenlos? Meinst du, dieser unausgesetzte Verkehr mit den Parteien sei eine Erholung? Dazu mein unermüdetes Wirken und Schaffen in der Kammer, die Parteipflicht meiner Führerrolle, mein Referentenberuf bei den schwierigsten neuen Gesetzen! Wenn solche Arbeit für das Volk oft den ganzen Tag verschlang, wie mußte ich dann die halbe Nacht benützen zur Arbeitszeit für meine Clienten! O ich sage dir, Theodor, ich habe in diesen fünf Jahren gearbeitet, so viel und schwer, daß der Ausdruck »Arbeit« gar nimmer ausreicht. Nein, abgehetzt habe ich mich bei Tag und Nacht oft bis zu solch' fieberhafter Erregtheit, daß ich glaubte, der heiße Kopf müsse mir springen und jeder Nervenstrang zerreißen; und wieder bangte ich davor, daß mir das Denkvermögen schwinde und jedes Glied an mir erlahme, eine solche Erschöpfung war über mich hereingebrochen. O sag' selber, Theodor, was ist gegen solche geistige Hetzjagd, gegen solch' verzehrendes Anspannen

jeder Denk- und Leibeskraft, gegen diese ruhelos quälende Sorge für das dem Anwalt anvertraute Recht und Vermögen dritter Personen, was ist gegen das Alles die Arbeit und Sorge des unabhängigen Landwirths auf eigenem Grund und Boden? Ein wahres Kinderspiel! Was er der Natur von dem Kapitale seines Körpers und Geistes auszahlt, das gibt sie ihm doppelt wieder zurück an Kraft und Frische. Für jede Mühe entschädigt sie mit ungekümmerter Freude, für jede fehlgeschlagene Hoffnung bietet sie eine erfüllte zum Ersatz, und frühzeitiges Alter ist in ihrem gesunden Bereich ein unbekanntes Siechthum. Ist es nicht so, Theodor? – Und jetzt sieh' mich an! Sind das nur neununddreißig Jahre, die sich in mir ausgeprägt? Nein, um zwanzig fühle ich mich älter geworden in diesen fünfen. Noch einmal, ich bitte dich, sieh' mich an, bezeuge mir's, daß ich traurige Wahrheit rede!«

Ungestüm faßte er des Pfarrers Hand, der wie eine horchende Bildsäule dagesessen und so ängstlich er auch ihm zugehört, doch von allen diesen sich überstürzenden Reden den letzten Sinn, den letzten Ausgang sich nicht erklären konnte. So war auch seine ganze kleinlaute Antwort:

»Noch verstehe ich dich nicht recht, wo du mit dem Allem hinauswillst. Ich bitte dich, sprich erst verständlicher!«

»Nun wohl, das will ich,« rief Hermann in höchster Erregtheit. »Umsonst hab' ich nun in schlaflosen Nächten darüber nachgegrübelt, wie ich diesem langsam aufreibenden Bann meines jetzigen Lebens mich mit einem

großen Entschluß entreißen könne. Mein Abgeordnetenmandat in der Kammer niederlegen? Nein, um keinen Preis der Welt ist dieses mir abzukaufen; denn das ist mein wahrer, mein stolzester, mein menschenwürdigster Beruf, dem jeder meiner besten Gedanken, jede meiner tiefsten Empfindungen so lange angehören und dienen soll, so lange Geist und Herz in mir lebendig ist. Die Grenzen meiner übergroßen Praxis beschränken? Das vermag ich nicht. So ist es nun einmal. Entweder hat man als Advokat in der Hauptstadt zu viel zu thun, oder zu wenig. Und mich selber zu meinen unfähigen, beschäftigungslosen Collegen herabzuwürdigen, das verbietet mir mein ehrgeiziges Bewußtsein, so viel gelernt zu haben und zu können, um mit vollstem Recht unter Allen der Erste zu sein. Wie also diesen rettenden Ausweg finden? O wie oft hatte ich schon darüber mir den Kopf zerquält!«

»Und sieh', du mein liebster Freund,« fuhr er jetzt mit seltsamer Feierlichkeit weiter, da er begeisterten Auges hinausdeutete, »sieh', als ich schon vor acht Tagen in meinem Berufe hier bei dir gewesen, da saß ich in denselben quälenden Gedanken, auf dieser nämlichen Bank, zur selben Morgenstunde, dieweil dein Amt dich zu einem Kranken gerufen. Die Lerchen wiegten sich wie heute unter des Himmels duftigem Zelt. Mit all' ihrem anmuthverlockenden Blicke sah diese Idylle mich an: mit süßen Wohlgerüchen berauschten mich die Blüthen, in träumerisches Behagen flüsterten die Bäume mich ein, und bis ins tiefste Herz hinein spürte ich heimlichen Zauber wirken. Und da, mein liebster Freund, da hörte ich

die Lerchen über mir singen: ›Was härmst du dich so? komm hieher zu uns! hier ist Gottes- und Menschenfriede; hörst du nicht, wie wir davon singen?‹ – Und die Bäume säuselten mir zu: ›Du abgehetzter Mann, komm, flieh' die versengende Gluth deines jetzigen Lebens, komm zu uns unter unserem Schatten werde wieder gesund.‹ Und das alte Schloß drunten, das hörte ich zu mir heraufreden: ›Wirf ab, was dich drückt und ängstigt, bei mir kehr' ein als freier Mann, nur deinem Haus und deinem Volke zu leben! Was zauderst du, weil du nur einen bürgerlichen Namen trägst? Die Zeit der alten Wappenschilder ist dahin. Ich hab's an mir erfahren. Doch Geistesadel wird ewig gelten. Komm, komm! als freier Mann auf freiem Grund und Boden und die Natur dein Herrscherreich! Das ist des Menschenglückes Ideal! Du neuer Ritter auf dem Feld der Ehre und der Wahrheit, sei mir als Herr willkommen, sei gegrüßt.‹ . . . «

Hermann war unwillkürlich bei diesen letzten Sätzen aufgestanden. Wie verklärt leuchtete sein Antlitz in der Morgensonne. Und als ob die Lerchen droben am Himmel und ringsum die Erde sein Wort aufs Neue bekräftigen wollten – sangen die Lerchen jetzt nicht noch viel lauter? Strich der Morgenwind nicht voller durch die Baumkronen und wehte der Duftstrom nicht süßer aus den Sträuchen herauf?

Wie zerschlagen sah der ehrliche Pfarrer zu Hermann hinan, und kaum hatte er sich zu dem fragenden Ausruf aufgerafft: »Hermann, verstehe ich dich recht, du willst dein Haus verkaufen, deinem Beruf entsagen? Mit also

gewaltsamer Hand willst du in dein Schicksal greifen und dieses neue Glück vom Himmel niederreißen?« –

Da war dieser schon wieder in neuer geistiger Berauschung ausgebrochen: »Und hörst du's, Theodor, hörst du, was die Lerchen singen und die Bäume rauschen? Auch jetzt wieder ruft Himmel und Erde mir zu, nur noch viel mächtiger: ›Bleib' hier!‹ – Nein, das ist keine unselige Verführerstimme, wie du fürchtest. Der gute Geist meines Schicksals spricht zu mir. Darum halte mich Niemand ab, daß ich ihm folge. Und keine Macht der Welt soll daran mich hindern. Hier harret mein des Glückes Ideal, nach dem ich bisher umsonst gesucht und gerungen. Ein freier Mann auf eigenem Grund und Boden, das ist des Lebens höchste Weisheit! Die Natur, mein Herz, mein Haus, das ganze Volk, das soll allein der Boden meines Wirkens sein. Und kaufen werd' ich dieses Gut. Ich will's und kann's – ich muß es haben. So ist es mein unabänderlicher Wille.«

Mit dunklem Blicke sah er hinunter auf den von ihm stürmisch begehrten Edelsitz. Dazwischen rief der Pfarrer, schmerzlich ergriffen, da er die Arme gegen Himmel hob: »Hermann, mir graut vor deinem Willen.«

Aber die Lerchen jubelten trotz alledem noch immer und ein fröhliches Rauschen ging durch die Wipfel. Was achtete die Frühlingsnatur auf die weltliche Begehrlichkeit des einen Menschenherzens und das heilige Grauen des andern?

»Theodor,« nahm jetzt nach einer Minute peinlichsten Schweigens Hermann, der sich unterdessen wieder ruhig niedergesetzt, das Wort: »Lassen wir unser voriges Gespräch ein für allemal ruhen; denn wir kommen auf unseren Wegen niemals an dasselbe Ziel. Du wirst stets neue Gründe gegen meinen Plan ins Feld zu führen wissen, aber ich werde mit stets neuen Waffen dafür dich zu bekämpfen verstehen. Und wir werden beide mit vollster, ehrlicher Ueberzeugung von unserem Rechte gegen einander streiten, ohne daß Einer von uns zweien sich als besiegt wird erklären wollen. Das liegt in der gründlichen Verschiedenheit unseres Temperaments und der hiedurch erzeugten Anschauung des Lebens. Daß wir trotz alledem von unseren ersten Kinderjahren an bis zur heutigen Stunde einander so unzertrennlich treue, zärtliche Freunde geblieben, das zeugt wohl am lautesten für die tief gehenden, starken Wurzeln unserer seltenen Freundschaft, wie für deren schöne, lautere Menschlichkeit. Gott sei davor, daß diese Wurzeln jemals Schaden leiden sollten und der Baum unserer Liebe auch nur an einem einzigen Zweige zum Verdorren käme! Darum komm, mein Theodor! reich' mir die Hand zum alten Frieden unserer Herzen! Ich gebe dir hier unter Gottes freiem Himmel das feierliche Zeugniß, daß du mit aller Macht deiner besorgten Liebe mich abhalten wolltest von der Ausführung meines Entschlusses. Damit beruhige sich ein für allemal dein Freundesgewissen! Und nun laß mich selber handeln, wie die Stimme meines eigenen Herzens mich unwiderstehlich drängt. Möge sich

nun mein Entschluß im Laufe der Zeit als ein guter oder schlimmer erweisen – wer will schon heute das Schicksal darüber um Auskunft fragen? – aber du, Theodor, du bleibe mir in guten wie bösen Tagen der alte, treue, der einzige Freund!«

»So wahr Gott mir gnädig sei!« betheuerte der Pfarrer mit feucht gewordenen Augen, da er Hermanns Hand in wehmüthiger Rührung drückte. »Das will ich und das werd' ich, dein alter, treuer Freund bleiben in guten wie in schlimmen Tagen, und fortan schweigen, schmerzlich schweigen, bis du mich vielleicht wieder einmal um Antwort frägst.«

Dann stand Pfarrer Faber auf. Er sehnte sich nach anderer Luft. Zum erstenmale in seinem ganzen Leben war ihm heut an Hermanns Seite unheimlich geworden.

»Du verzeihst, lieber Hermann, daß ich dich jetzt verlasse. Ich muß die Schule besuchen. In einer Stunde stehe ich wieder zu deiner Verfügung.«

»O geh' du nur ganz nach Belieben deinem Berufe nach, lieber Theodor,« warf Hermann leicht hin, da er sich ebenfalls erhob und froh war, nun bald allein zu sein. »Ich habe zudem auf der Verwaltungskanzlei noch dies und jenes in den Büchern nachzusehen, und dann möchte ich auch mit dem Förster noch einmal ganz allein einen Gang durch die Waldung unternehmen, von dem ich erst zur Miittagszeit heimkehren werde. Um drei Uhr muß ich überdies wieder fortfahren, um noch den Eilzug zu erreichen. Denn morgen früh habe ich daheim wichtige Geschäfte. Also auf Wiedersehen beim Mittagessen!

Und nicht wahr, du bist so gut, auch die Deinigen daheim zu bitten, daß über mein Vorhaben kein Wort mehr geredet werde. Wozu durch unnützen Streit uns die paar Stunden trüben? Behüt' dich Gott! Um ein Uhr sehen wir uns wieder.«

Noch ein gegenseitiger Händedruck und die beiden Freunde trennten sich. Hermann schritt durch den Hauptweg des Schloßgartens hinunter zum Verwaltungshause, der Pfarrer ging sogleich von den Platanen aus die hohle Gasse des Dorfes entlang zur Schule. Welches Gewirre von Gedanken beengte wieder auf diesem Wege sein treues Herz, so daß er zur allgemeinen Verwunderung ganz vergaß, die ehrerbietigen Morgengrüße an manch' offenem Fenster zu erwiedern, und den kleinen Kindern, die wie immer auch jetzt mit freudig ausgestreckten Händen auf ihn zugesprungen kamen, nur in stummer Theilnahmslosigkeit die seinige hinhielt, während er doch sonst für jedes ein freundliches Wort bereit gehabt hatte. Gott! wie viel war ihm jetzt sschwer auf die Seele gefallen; vor Allem über Helene, die er als wahres Ideal eines in Verstand wie Gemüth gleich selten begabten Weibes aufs tiefste verehrte! War diese wohl mit Hermanns gewagtem Entschluß einverstanden? Oder war er ihr am Ende gar noch ein Geheimniß? Wenn er nur dieses Eine noch wüßte! Aber nach alle dem, was er Hermann vorhin so feierlich versprochen, durfte er ihn jetzt nicht mehr darum fragen.

Auch beim Mittagstische ward in gezwungener Harmlosigkeit nur von heiteren Erinnerungen aus alten Tagen

geredet und dann wieder von Helenen und den treuherzigen Kindern, die Elisabeth und Mutter Moser erst vor ein paar Monaten in der Hauptstadt besucht hatten. Von Hermanns folgenschweren Plänen der nächsten Zukunft verlautete kein Wort. So hatte der Pfarrer die Seinigen bei seiner Heimkehr aufs dringlichste gebeten. Auch als er mit Hermann noch eine Viertelstunde allein gewesen, war kein weiteres Wort über den Gutskauf über seine Lippen gekommen. Er hatte auf jener Bank in der Allee innerlich damit abgeschlossen, denn er kannte Hermanns unerschütterliche Willenskraft von jeher zu gut. – Und bei allem Muth der guten Meinung, bei aller besorgten Freundestreue, nur kein allzu lästiger Warner und Mahner werden, nur keine zudringliche Vormundschaft sich anmaßen und die zarte Grenze achten, an der des geliebten Freundes eigener Wille schließlich sein Recht zu üben und die eigene Warnung, wenn auch zu noch so schmerzlichem Verstummen, sich zu bescheiden hat – das waren von jeher die fein empfundenen Gesetze in Theodors Freundschaft gewesen und auch in allen Lebenslagen gegen Hermann von ihm ausgeübt worden. So war dem Pfarrer auch jetzt keine andere Wahl geblieben als entsagungsvolles Schweigen und ruhiges Abwarten einer anderen Zeit, in der die Freundschaft, diese meist selbstsuchtslosere und beständigere Schwester der Liebe, ihre opferwillige Mission wieder in beredter That erfüllen durfte.

4.

Der ganze nächste Tag in der Herzogsstadt war für Hermann ein innerlich und äußerlich zu tiefst bewegter. Bald fuhr er zu Goldhelm, bald wieder heim, dann wieder zum Notar und aufs Gericht. Keine Viertelstunde lang war er mit Helenen zusammen, und selbst das Mittagessen verlief nur wortkarg. Man sah's dem Hausherrn an, wie froh er war, als er wieder aufstehen und sich entfernen durfte. Unendlich wichtige Geschäfte wegen Görzhausen machten ihn heute ganz unfähig zu jedem anderen Gespräche. So wenigstens hatte er Helenen auf ihre besorgte Frage wegen seiner so auffallend zerstreuten Stimmung geantwortet und sie deßhalb um Verzeihung gebeten. Aber bis zum Abend werde das Alles vorüber sein und sie solle sich dann mit ihm aus ganzer Seele freuen, denn ihnen Beiden werde dann ein neues Leben anbrechen, ein neues Ideal des Glückes auferstehen.

Und als Helene, über diese räthselhafte Rede fast noch mehr erschrocken ihn um Aufklärung fragen gewollt, hatte er sie rasch auf die Stirne geküßt und mit dem Ausruf sich von ihr entfernt:

»Heut Abend, mein Herz, heut Abend Alles! Bis dahin gedulde dich! Behüte dich Gott!«

Wie ewig lange können ein paar Stunden solch' folternden Hangens und Bangens werden! Ein neues Ideal des Glückes sollte ihr und Hermann auferstehen! Was lag

nicht Alles in diesen wenigen Worten! Und das hatte Hermann im Zusammenhange mit unendlich wichtigen Geschäften wegen Görzhausen gesagt! Aber Gott im Himmel, wie doch nur? Was hatte ihrer Beider Glück doch mit diesem herrenlosen, verganteten[1] Edelsitze zu schaffen? Welch' geheimnißvoller, unerklärlicher Zusammenhang!

Als sie dann, darüber nachsinnend, auf ihrem Zimmer saß, da überkam sie plötzlich eine solch' unheimliche, dunkle Angst über ein noch unbekanntes, großes Unglück, das über ihr Haus hereinbrechen werde, daß sie hätte laut aufweinen mögen. Aber herzensstark wie immer, und sich niemals solch' düsteren Ahnungen furchtsam hingebend, versammelte sie rasch entschlossen ihre lieben drei Kinder um sich; das nun achtjährige Röschen, den bald sechsjährigen Hans, und selbst das Nestquäcklein Rudolf, das erst vor zwei Wintern ins neue Erkerhaus als lebendiges Christkindlein bescheert worden, durfte nicht fehlen. Das talentvolle Töchterchen mußte der Mutter ihr bestes Klavierstück vorspielen. Hans zeigte dem glücklichen Brüderchen zum hundertstenmale in seinem

[1] Das Verb verganten bedeutet versteigern oder durch öffentliche Versteigerung verkaufen.

großen Bilderbuche Soldaten und wilde Thiere. Dann erzählte ihnen Helene allen dreien auf allgemeines Verlangen ein paar sinnige Märchen. Wie Raphael'sche Engelbilder saßen sie mit großen Augen horchend vor der Mutter. Und im Frieden dieser unschuldigen Kinderwelt vergaß sie des Sturmes und der Angst in ihrem Mutterherzen.

Ein paar Stunden nachher saß in demselben Zimmer, das solch' harmlosen, lichtäugigen Kinderfrieden umschlossen, der Vater dieser Kleinen, unbändigen Sturm im Herzen und Blick, neben der Mutter, und innerlich zitternd deren Hand erfassend begann er mit bebender Stimme:

»Helene, ich habe dir eine inhaltsschwere, in unser Beider Leben tief eingreifende Nachricht zu bringen, und ich bitte dich, mit der ganzen Tiefe deiner Liebe, mit all' deiner Klugheit und dem vollen Verständniß meiner eigenartigen Natur mich anzuhören. Willst du das! Und willst du, fern von jeder kleinlichen Angst, aus ganzer, großer Seele dich mit mir freuen?«

»Gewiß, Hermann! wie sollte ich das nicht wollen, wenn ich nur kann und darf?« entgegnete Helene erschrockenen Herzens. »Aber dein ganzer Ton macht mich viel eher fürchten. Ach, mein Liebster! was hast dir mir doch mit einemmale so Großes zu sagen, das du bis zu dieser Stunde mir verschweigen konntest? O rede, rede! Meine ganze Seele hört dir zu.«

»Helene,« fuhr Hermann ergriffen weiter, »wenn ich an all das zurückdenke, was wir uns einst in unserer seligen

Brautzeit einander versprochen; wenn ich das Ideal mir vor Augen halte, das wir uns in jenen glücklichen Träumen von unserer Liebe und unserem Hause geschaffen, so beschleicht mich tiefe Scham vor dir, und die Reue treibt mir herbe Thränen in Auge, denn du hast hundertmal mehr mir gehalten und erfüllt, als du mir damals gelobt. Aber ich, ich selber, ich bin –«

Da nahm der innere Sturm ihm die Stimme und er preßte die Faust krampfhaft ans Herz.

»O was denn, Hermann?« kam Helene seiner zögernden Rede zu Hilfe. »Was stockst du: ich bin? – Nun ja, du bist mir geblieben ein allezeit treuer Mann! Zier und Stolz bist du deinem ganzen Lande geworden und auch mir wie deinem Hause. O, was hat dich doch so plötzlich überkommen, daß du mit einemmale so seltsam zu mir redest und dich vor mir anklagen willst?«

Und sie sah mit dem ganzen Himmel ihrer milden Augen besänftigend in sein düster umwölktes Antlitz. Aber der verhaltene Sturm brach trotz alledem jetzt in seinem Herzen los.

»Nein, Helene! Deine Großmuth redet nur halbe Wahrheit, aber mein Herz sagt mir die ganze. Nein, ich bin dir nicht geworden der Mann, wie ich dir's einst gelobt. Unseres. Ideal, das wir so wunderschön uns ausgemalt, ich hab' es wieder entstellt. In den Frieden unseres Glückes habe ich voll Eitelkeit die laute, herzlose Welt hereingezogen. Mit den Reizen deines Leibes und Deiner Seele, die nur mir allein gehören sollten, hab' ich vor falschen Freunden geprahlt und sie zu sündigem Neide gereizt.

Die frommen Gewohnheiten deiner tiefen Weiblichkeit hab' ich mit den Verirrungen meines Weltsinnes durchkreuzend gestört; ja, selbst in unserer Kinder Paradies den frommen Aufenthalt dir verkürzt und verkümmert und ich selber bin darin nur mit abgehetztem Herzen wie ein Träumender umhergewandelt.

»O Helene, was frommt es mir, daß ich abertaudend Fremden Zier und Stolz geworden, da ich so oft deines einzigen Herzens Trauer war? Was soll mir der Jubel eines ganzen Landes, da du im Stillen oft über mich weinen mußtest? Und wie soll ich stolz darauf sein, daß ich das Glück des Volkes auf selten Säulen aufgebaut, da ich meines eigenen Hauses Bau darüber in Trümmer sinken ließ? Aber ich schwöre dir: jetzt soll Alles anders werden; denn ach, wie fühle ich mein Herz verödet und zerrissen! Wie am Morgen nach einem berauschenden Mummenschanz, da noch im Saale die abgebrannten Kerzen in den Tag hineinflackern, da noch die Becher ungeordnet umherliegen und zwischen abgefallenen Larven das Saitenspiel verstimmt am Boden liegt, so fühle ich jetzt das Innere meines Lebens. Aber noch einmal – beim allwissenden Gott! es soll jetzt anders werden! Wieder von Neuem will ich unserer Brautzeit Träume mit dir durchträumen, aber sie jetzt Wahrheit werden lassen. Einholen will ich unserer Liebe und unseres Hauses versäumtes Glück. Aus dem krankmachenden Dunste dieser Stadt will ich dich wegführen in ein verborgenes, urgesundes Eden. Die treulosen Menschen will ich mit dir fliehen und an das große Herz der heiligen Natur mich flüchten. Dort

soll dein schönes Frauenleben wie eine frische Frühlingsblume wieder aufblühen und mein Herz, mein Haus, unserer Kinder fromme Welt durchduften. Dort will ich dir heimzahlen die Riesenschuld an Opfern, die ich bisher, so schlecht vergeltend, von dir hingenommen. – In anderen, ehrwürdigen Hallen will ich die Harfe unseres Glückes wieder aufhängen, die mir hier die Hand der Welt so arg verstimmt, und singen soll sie uns von unseren alten, glücklichen Tagen, nur von der Lerchen Frühlingsjubel, nur von grüner Wipfel und goldener Aehren Rauschen oder des ewigen Himmels Sturm begleitet. – Darum fort von hier in andere Luft! – Komm mit mir nach Görzhausen! . . . «

»Görzhausen?« schrie jetzt Helene hinaus, die bisher wie von einem Zauber gebannt ihn angestarrt. Aber gedankenschnell hatte sie all' ihre Angst wieder bewältigt, und sie that an Hermann die einzige, mit schmerzvoller Ruhe gesprochene Frage:

»Was sollen wir dort?«

»Was wir dort sollen, Helene?« erwiederte Hermann, von dem Tone dieser Frage verwirrt. »Dort wohnen und wirken auf unserem neuen Eigenthum. Ich verlasse meine hiesige Stellung; denn sie reibt mich auf. Und wozu? Ob ein tüchtiger Advokat mehr oder weniger auf der Welt lebt, was liegt daran? Zehn andere streiten sich darum, mich wieder zu ersetzen. Aber meine Gesundheit, meine Geisteskraft fürs ganze Volk, mein Glück in dir und meinem Hause, wer ersetzt mir diese allerhöchsten Güter, wenn sie hier zu Grunde gehen? Und das würden sie

unfehlbar; ich aber muß sie retten. Darum will ich und muß ich fort von hier.«

Und sie bei beiden Händen dann erfassend, brach er in den tiefen Ausruf aus: »Und du, Helene, du gehst freudig mit mir, als mein treues, liebesmuthiges, als mein großes Weib! Das hoff' ich und das weiß ich.« –

Es sind nun nahezu zehn Jahre verflossen, da waren an einem Spätherbstabend zur selben Stunde Hermann und Helene im alten Erkerhause beisammengesessen. Er war erst kurz von seinem Besuche bei Goldhelm heimgekehrt mit seiner ersten unbezwinglichen Sehnsucht, die einfache Vaterstadt, die ihm unerträglich geworden, zu verlassen und in die herzogliche Residenz überzusiedeln. Versetze dich in jenen Abend zurück, lieber Begleiter! – Die liebreiche, kluge Mutter Rosalie, nachdem sie ihr gramvolles Herz vor dem Sohn in sorgenschweren Worten ausgeschüttet, war eben hinausgegangen, um es nun auch vollends auszuweinen. Und nun hatte sich Helenens große Frauenseele begeistert aufgeschwungen mit den liebesstarken Worten: »Nein, du bist kein alltäglicher Mann, aber ich will auch kein alltägliches Weib dir werden; weiblich allezeit, aber weibisch nie und nimmer! Und jetzt ziehe aus dieses stillen Hauses friedlichem Hafen hinaus! Ich steige mit dir zugleich in den Nachen, als dein liebesmuthiges, gottvertrauendes Weib. Ans Steuer meiner Treue setze ich mich nieder, und sein Sturm soll mich erschrecken:

Denn unsres Glückes sichres Boot,
Von heiterm Wimpel stets umflogen,
Führt unsre Treue als Pilot;
Das sagen dir die Meereswogen.«

Und Hermann hatte dann ausgerufen: »O du, mein herrliches Weib!« – Dann war sie ihm ans Herz gesunken mit der ganzen Fluth ihrer frommen Liebe und hatte seinen Mund mit ihren reinen Küssen bedeckt.

So war es damals. Und jetzt, da dieses ruhelose, nach Menschenglück jagende Herz auch aus dem neuen Erkerhaus in der Herzogsstadt sich wieder hinaussehnt, da Hermann wiederum auf Helenens Treue, Liebesmuth und Seelengröße gezählt und gehofft – wie war es jetzt?

Schon eine Viertelstunde lang wiederholte Hermann auf Helenens besorgte, weitere Fragen Alles mit demselben Feuer unbewußter Selbsttäuschung, womit er Tags zuvor seinen Freund unter den Platanen des Görzhausener Schloßgartens für seinen Entschluß vergeblich zu gewinnen versucht. Von demselben günstigen Anlehen bei Goldhelm, von seiner felsenfesten Ueberzeugung, sein Vermögen in diesem neuen Besitze gefahrlos anzulegen und ein musterhafter Landwirth zu werden; von dem daraus strömenden Segen für seinen Leib und Geist, für das Glück seines Hauses wie für sein freies Wirken als Volksvertreter – von alle dem quoll sein Herz und Mund in trunkenen Worten wiederholt jetzt über. Nun war er

zu Ende gekommen. Und sank Helene jetzt wieder überwunden ihm ans Herz, den beredten Mund mit ihren Küssen bedeckend, und rief er jetzt wieder? »O du mein herrliches Weib!« –

Nein, diesmal nicht. Denn zu viel, allzuviel lag in den Jahren, die zwischen jenem anderen Abend im alten Erkerhaus und diesem heutigen in dem neuen lagen. Nein, kein einziges jener Worte entrang sich jetzt ihrem schwergepreßten Herzen. In der ganzen inneren Größe ihrer Weiblichkeit stand sie vor ihm da und sie sah ihn an mit solch' tiefblickenden Augen, daß er das seinige niederschlug.

»Hermann, es steht in Gottes Wort geschrieben: das Weib sei dem Manne unterthan! Der Himmel und mein Gewissen bezeugen mir's, ich habe dieses göttliche Gebot an dir befolgt, wie treuer und williger kein Weib auf Erden. Als es zuerst dein Wille gewesen den Frieden und die Einfalt deines alten Vaterhauses zu verlassen, mit keinem mißmuthigen Worte, mit keiner weibischen Klage habe ich daran dich gehindert. Ich habe danach gerungen, zu der Höhe deines genialen Geistes als dein nicht unwürdiges Weib mich aufzuschwingen. In die Tiefe deiner Sehnsucht nach anderem Leben bin ich mit meinem Herzen hinabgestiegen, um das Geheimniß für deine volle Beglückung zu ergründen. Und zu meinem Gott und Heiland habe ich um die Gnade gebetet, daß er mich ausrüsten wolle mit solch' reichem Schatz an opferfreudiger Liebe, an mitberathender, stützender Weisheit und beharrlichem Gottvertrauen, daß es meinem Herzen nie

an einer einzigen jener kostbaren Münzen fehle, mit denen die Frau das Glück des Mannes vom Leben erkaufen kann. – Mit solchem Liebesreichthum bin ich dir hieher gefolgt als dein gehorsames Weib, obwohl ich schmerzlich ahnte, was ich selber verlassen und verlieren, und was ich zum Ersatze finden würde. Doch davon jetzt kein Wort, kein Vorwurf, keine Klage! Du selber fühlst es. Es ist vorüber; und nimmer rühme sich meine Liebe dessen, was sie in diesen Jahren hier an dir gethan und thun gemußt, weil es eben Liebe war und ich dein Weib.

»Aber, mein liebster Hermann, wenn ich auch jetzt wie dazumal widerstandslos dir folgen würde, wenn ich auch für diese deine neue Sehnsucht nur Worte begeisterter Zustimmung fände, jetzt wäre es nimmer weiblichen Gehorsams heilige Liebesmacht, nein, jetzt wäre es weibische Schwäche, die keinen Platz in meinem Herzen hat.

»O sänke jetzt auch nur ein Strahl von Hoffnung in meine Seele, daß dort in Görzhausen dein ruheloses Herz zur Ruhe käme und du das volle Glück endlich fändest, das ich vergeblich dir zu erringen gesucht, bei Gott, ich zöge mit dir fort und sei es übers Weltmeer, und das fernste fremde Land oder in das armseligste Dorf, wohin nur immer! Ach, auch das Leben hier war mir ja bis heut eine Fremde geblieben und mein Abschied kostete mich keine Thränen. Nähme ich doch überall mit hin, was mir wirklich und einzig am Herzen liegt, dich, unsere Kinder, meinen Frieden und meinen Willen, dich zu einem wahrhaft glücklichen Manne zu machen! – Und, o wie

leicht gründe ich mir anderswo ein glänzenderes, froheres Haus, als dieses hier, das nur nach außen gleißt und jubelt, und innerlich so freud- und glanzlos ist.«

Hermann hatte bis jetzt mit gesenktem Haupt ihr zugehört. Der heftigste innere Kampf sprach aus jedem Zuge seines Gesichtes. Noch hatte er Helenen nicht Alles gesagt, das ihn jetzt drückte und quälte. Und er sprang auf und unterbrach ihre Rede stürmisch:

»Aber, Helene, wie kannst du noch also zu mir reden, noch also zweifeln und zagen? Habe ich dir vorhin nicht schon selber gestanden, mit welch' heißem Schmerz ich's empfand, meine Liebe dir hier so schlecht gelohnt zu haben, und mit welch' noch viel heißerer Sehnsucht ich danach schmachte, an einem andern Ort und in einem andern Leben dir wieder Alles vergessen und verschmerzen zu machen, was ich in thörichter Verblendung an unseres Hauses Ideal gesündigt? Was willst du noch mehr von mir verlangen als solche Erkenntniß, solche Reue und solchen Vorsatz, und wie magst du noch daran zweifeln, daß es mir heiliger Ernst ist?«

Und mit dunklem Auge die Hand himmelwärts hebend sagte er mit vor tiefster Erregung gedämpfter Stimme: »Ich bin ein Mann, Helene!«

Aber der heilige Muth ihrer großen Frauenliebe schreckte auch vor diesem Mannesworte nicht zurück. Und sie sprach mit aus dem tiefsten Herzen heraufklingendem Tone:

»Ja Hermann, das bist du! ein Mann vom Scheitel bis zur Sohle! Ein ganzer Mann, so männlich wie nur einer. Was Hohes, Edles und Heiliges in der Menschenbrust lebt, in der deinigen ist es daheim. Des Mannesgeistes himmlische Begabung, sie hat sich über den deinigen verschwenderisch ausgegossen. Von keinem untreuen Gedanken weiß dein Gattenherz. Heuchelei und gemeine Denkart, falsche Hinterlist und gewaltthätiges Unrecht, sie haben keinen ärgeren Feind als dich, und umsonst sucht die Wahrheit nach einem beredteren Verkünder, nach einem Ritter, der für sie noch muthiger einsteht, als du. Ja wahrhaftig, du bist ein echt deutscher Mann in jedem Tropfen deines Blutes.

»Aber Hermann – Wahrheit über Alles, wie ich diesen Spruch so oft von dir gehört und in deinen Thaten erlebt – du bist auch ein echter Sohn deiner Zeit, ruhelos wie diese selber! Maßlos sind deine Wünsche, ohne Schranken im Vorwärtsstürmen. Luftigem Truggebilde, das dich aus weiter Ferne verlockt, dem jagst du nach mit ungezügeltem Drang und du verachtest des Glückes festen Boden. Das große, göttliche Gesetz der inneren Demuth ist für dich wie deine ganze Zeit veraltet; und weise Selbstbeschränkung ist dir eine unbekannte Tugend, so unbekannt wie auch ihr Sohn, ein stets in sich beglücktes, in sich zufriedenes Leben.

»O Hermann, du sagst, du schmachtest danach, unseres Hauses einstiges Ideal in seinem vollen Glanze wieder herzustellen! O thu' es, thu' es für mich und dich und

deine Kinder! Aber hier, wo Gott, wo dein Beruf dich hingestellt, hier allein fang' an und nirgends anders! Wer des Hauses Glück zu schaffen versteht, der kann es überall, und wer es nicht versteht, vermag es nirgends. O darum beschwöre ich dich, mein Liebster, hier steht dein Haus, hier übe deine Kunst und bring' es darin zur Meisterschaft! Hier lerne das Räthsel lösen deines Berufes freudige Ausübung und das Beglücken deines Hauses miteinander zu versöhnen. Im dichtesten Gewühl der großen Stadt kann das Ideal des Hauses Wahrheit werden und in paradiesischer Einsamkeit nur ein leeres Trugbild sein. Denn nicht die Mauern sind es, die des Hauses Glück begründen, aber unsere Herzen; nicht die äußere Welt, nur unsere innere. Und glaube mir: gibst du alle die Stunden mir und deinem Hause wieder, die du bisher an fremde Gäste verschwendet, dir bleibt wahrhaftig genug der Zeit zur Arbeit wie zur Ruhe, für dich und uns, für Deine Clienten und das ganze Land. Aber fängst du damit an, den dir vom Leben aufgetragenen Beruf als lästiges Joch von dir abzuwerfen und in ein dir fremdes Wirken einzutreten, zu dem die größte aller Tugenden dir fehlt, die ruhig ausharrende Geduld – o Hermann, glaube meiner Warnung: dann ist dein edler Vorsatz, dir ein neues Haus zu gründen, schon dahin, bevor du begonnen, und auch dein neues Ideal des Glückes wird in Schaum zerrinnen, wie unser altes. Hier bleibe, Hermann, hier in deinem Berufe! Hier bleibe, was der Welt du bist! doch uns werd' ein Anderer als Jener, der du Deinem Hause warst! Das

ist die einzige Weisheit, die Gott und das Leben von dir fordert.«

»Helene, ich kann nicht, ich muß fort, mein Leben ist zu krank, nur die Natur kann mich wieder heilen,« rief Hermann wie sinnlos und brütete vor sich hin.

Aber auch dieser Aufschrei brachte sie nicht aus der erhabenen Stimmung ihrer heiligen Furcht um Hermanns wahrhaftiges Heil und sie erwiederte:

»Nun gut, Hermann! so sage ich dir: hättest du im Sinn, ein bürgerliches Gut zu kaufen, und du wolltest trotz all' meiner Warnungen unabänderlich auf deinem Willen bestehen, ich würde endlich dazu sagen: in Gottes Namen! Aber daß es eines alten, adeligen Geschlechtes Stammgut ist, nach dessen Besitz es dich so mächtig verlockt, daß du deine braven, ehrlichen, bescheidenen, bürgerlichen Vorfahren im selben Ahnensaale aufhängen willst, darin die Bilder eines vielhundertjährigen Adelsgeschlechtes ihre natürliche Heimath fanden; daß es dich zuletzt auch noch reizt, vielleicht die Adelskrone in dein bürgerliches Wappen einzusetzen; daß du mit solch' unersättlicher Leidenschaft über den Kreis dich hinaus hebst, in den das Leben dich gestellt, und du als echter Sohn deiner Zeit dir's nicht willst genügen lassen, da zu bleiben, wozu du geboren und erzogen – o Hermann, darin ruht ein solch' gefährlicher Stolz geborgen, ein so verhängnißvoller Fall, der dem Uebermuth auf der Ferse folgt –«

»Genug, Helene!« schrie Hermann jetzt dazwischen. »Deine Mahnung kommt zu spät. Mein Name und meine

Ehre ist bereits verpfändet. Ich habe heute den Kaufbrief unterschrieben.«

Wie vom Blitze getroffen sank Helene auf das Ruhebett nieder. Gewaltsam stürzten ihre Thränen hervor.

»Und das hast du mir verschweigen können?«

»Ich fürchtete mich vor deinem Widerspruch,« antwortete er dumpf, ohne sie anzusehen. »Aber nein, nein bei Gott, dieses Schweigen war nicht recht! O kannst du mir's verzeihen?«

Voll Scham und Reue stand Hermann vor ihr da. Welches gegenseitige Schweigen! Dann aber trocknete sie die strömenden Thränen, reichte ihm die Hand und sagte mit dem mildesten Rone, dessen ihr Herz nur fähig war:

»O Hermann! kennst du des großen Apostels Wort? ›Die Liebe ist langmüthig und freundlich und eifert nicht; sie verträgt Alles, sie hofft Alles, sie duldet Alles.‹ – Hermann! Gottlob, ich habe diese Liebe. – Du sagst, dein Name sei bereits verpfändet! Nun wohl, dann ist es auch der meine; denn wer will deine Ehre von der meinen trennen? – Du sagtest mir vorhin: Ich bin ein Mann, Helene! – Darauf sage ich dir: und ich, Hermann, ich bin ein Weib; dein Weib bin ich; und als solches, wie ich's dir immer war und ewig bleiben werde, ziehe ich mit dir nach Görzhausen. Sei ruhig! Ich will es auch werden. Komm an mein Herz! Versöhne dich!« –

Mit sanftem Arme zog sie ihn neben sich an ihre Brust. Dann legte sie die Hand auf sein brennendes Haupt und wie lindernder Balsam träufelten ihre frommen Worte in sein verwundetes Herz:

»Gottes Friede sei mit uns und unserem ganzen Hause!«

Zehnter Abschnitt. Schutt und Aufbau.

I. Der Auszug Salomons.

1.

Nicht leicht hatte ein Familienereigniß in der Herzogsstadt die Jungen eifriger in Bewegung gesetzt, als der Alle gleich überraschende Entschluß des Doctor Hermann Stark, seiner Advokatur, der unbedingt bedeutendsten und einträglichsten im ganzen Lande zu entsagen und sich nach dem vormals freiherrlichen Edelsitze Görzhausen als Gutsherr zurückzuziehen.

Soviel der Neid, dieser schwarze Schatten fremden Glückes, nun an Hermanns makellodem Namen wieder trüben konnte, that er zur Genüge. Ward das jetzt ein geschäftiges Geflüster und Gemunkel über die mit einemmal so verdächtig gewordenen Vermögensverhältnisse des neuen Gutsherrn! Wie verstand man's, ihn auf tausend Gulden nachzurechnen, wieviel Vermögen er wohl hieher schon mitgebracht und bei seinem großen Aufwand noch aus seiner Praxis dazu könne erworben haben! Und da man gehört, daß der ganze Kaufpreis von zweimalhundertfünfzig tausend Gulden baar ausbezahlt worden, ohne daß auch das Geheimniß der Goldhelm'schen Hypothek verrathen worden war – heisa, hatte da die uralte, herz- und ehrlose Megäre »Verleumdung« all' ihre edeln Verehrer zu tollen, wüsten Tanzgelagen geladen! Und der dabei unter den Tänzern und

andern Musikanten vorderhand noch unsichtbar die »erste Geige« spielte, das war wieder Volkmann. Nun, wer möchte es diesem zu arg verübeln? Der glaubte doch zu seinem nimmermüden Haß einen gerechten Grund zu haben. Wie viel schmählicher war es drum von so vielen Andern, die im nun verkauften glänzenden Erkerhause das Licht ihres Schmarotzergenies oft am hellsten leuchten gelassen, daß nun auch diese edeln Freundesseelen pflichtschuldigst auf solch heimlichen Orgien der Lüge erschienen, und in ehrversetzerndem Jubel den Becher Gemeinheit auf die Verdächtigung ihres vormaligen Gastfreunds ausleerten! Selbst das männerschändende Laster des Bestochenseins hatte sich zuletzt als gespenstiger Gast eingefunden, und zischelte von einem geheimen Vertrag zwischen Doctor Stark und dem Herzog, wodurch der Führer der Liberalconservativen sich um netto hunderttausend Gulden heimlich verpflichtet habe, allmälig wieder in reactionäre Bahnen einzulenken. Und hatte er nicht wirklich, noch kurz vor seinem Wegzug, gegen einen demokratisch gefärbten Antrag die Partei der Regierung ergriffen? Wie glaubwürdig erschien da dies herzogliche Judasgeld, mit dem er den theuern Edelsitz noch vollends ausbezahlte! – O du Ehre meines Helden, wie war dir's da ergangen, wie einem strahlenden Ritterschild, den freche Bubenhände über Nacht mit ekelm Schmutze besudeln!

Aber auch von den wenigen wahrhaften Freunden Hermanns, die mit Entrüstung von diesen Verdächtigungen sich abgewendet, war nicht ein einziger, der diesen

der ganzen Stadt unbegreiflichen Schritt gebilligt hätte. Keiner Menschenseele, außer Goldhelm und den Vertretern der Görz'schen Gantmasse hatte Doctor Stark auch nur ein andeutendes Wort zuvor verlauten lassen, Niemand um guten Rath gebeten. Seine täglichen Gesellschafter wie die ihm fremdesten erfuhren das Geheimniß seines Entschlusses gleichmäßig nur als unabänderliche Thatsache. Das allein paßte zu seiner Natur: etwas in sich wollen und sogleich auch eigenmächtig durchführen, ohne jedes Befragen eines Dritten, und sei es der treueste Freund, ja selbst die eigene Frau. – Wie begreiflich daher, daß auch edlere, neidlose Freunde überall verstimmt wurden, und mit sehr gerechten Bedenken den berühmten Advokaten aus seiner ergiebigen »Goldgrube« auf das zweifelhafte Feld seines jetzigen Wirkens übersiedeln sahen.

Ja, seltsam, sogar der Mann, dessen großmüthiges Darlehen zu nur zwei Prozent dem frühern Advocaten die Ausführung dieses gewagten Entschlusses erst recht ermöglicht, dieser war in seinem innersten Gefühl dagegen gestimmt. Wenn er auch dem Doctor Stark gegenüber, vor dessen bezwingendem Redefeuer er von jeher gar bald die Waffen gestreckt, das Wort: »gefährlicher Stolz« nicht über die Lippen zu bringen sich getraut, so hatte doch sein ganzes Herz keinen andern Gedanken fassen können, als Hermann ihn mit dem Geheimniß seines Vorhabens überrumpelt. Wie indessen oft eine einzige schwache Minute ein ganzes Menschenschicksal entscheidet, so war es auch hier geschehen. Statt

daß der Hofbankier mit offenem Mannesmuth abgerathen hätte, war er nach nur wenigen schüchternen Einreden der überwältigenden Begeisterung sofort unterlegen, mit welcher Doctor Stark ihm von dieser allerletzten Sehnsucht seines Lebens vorgeschwärmt. Durch den siegreichen Ausgang des großartigen Londoner Wechselprocesses seinem Anwalt ohnedem aufs Neue schwer verpflichtet, war es ihm gegen die Natur gegangen, durch ängstliches Abrathen den Verdacht zu erwecken, als wolle er damit nur die Verweigerung des erbetenen Kapitals bemänteln. Und so hatte Goldhelms Hand eingeschlagen, so schmerzlich auch sein Freundesherz sich dagegen gesträubt. Damit er jedoch wo möglich jeden Vorwurf am allenfallsigen Mißlingen von Hermanns überkühnen Hoffnungen von sich abwälze, hatte der weichherzige Baron, dem dieser seltene Mann wundersam ans Herz gewachsen war, darauf bestanden, nur zu dem beispiellos niedrigen Zinsfuß von zwei Prozent das Hypothekkapital auf Görzhausen zu bestellen. Und Hermann hinwiederum, der bloß an landesübliche Zinsen zuvor gedacht, war zur Annahme dieser Vergünstigung nur dadurch zu bewegen gewesen, daß das noch außenstehende Honorar wegen des Londoner Riesenprozesses dadurch als ausbezahlt gelten sollte, wie er das Alles schon vorher seinem Freund Theodor, freilich nur sehr oberflächlich, erzählt hatte.

Als Doctor Stark nach der so unglaublich schnellen, glücklichen Vereinigung dieses hochwichtigen Geschäfts das Arbeitskabinet des Hofbankiers verlassen, da war

ihm sein Leben plötzlich wieder vorgekommen, als sei's ein Schiff, das im Morgensonnenglanz mit neu geschwellten Segeln und einem neuen goldenen Glückstern im flatternden Wimpel in die hohe See aller irdischen Befriedigung hinaustreibe. Das war wieder einmal dieselbe trunkene Stimmung, darin er einst am Abend seiner Brautfahrt im alten Haidehof gesessen und mit geschlossenen Augen dem Spiele Helenens gelauscht, da dies zum erstenmal ihm das seltsame Lied erzählt: »Was die Meereswogen sagen.«

Unterdessen war der Hofbankier mit in die Hand gestützten Kopf an seinem Arbeitstische gesessen, und hatte wehmüthig vor sich hingesprochen:

»Menschenglück! Märchen, nichts als Märchen! Die Jugend allein ist Glück, die Jugend und ihre Täuschung. Darum ruhig da drinnen, du glückarmes Herz! du sollst mir kein anderes mehr beneiden. Sie sind alle nicht viel besser daran, wie du selber. Nur die Art und das Mehr oder Weniger ist verschieden. Hat es doch der einzige Mensch, den ich einst auf Gottes weiter Welt dafür gehalten und der es hätte sein können, auch nicht verstanden, glücklich zu bleiben. Geht mir weg mit allem Glück! Menschenleben und Glück, wie zwei Feinde hassen sie sich, ob stärker oder schwächer, ob früh oder spät. Nur die Jugend ist Glück, so lange sie noch an Märchen glaubt.«

Als dann kurze Zeit darauf die Bitte des Doctor Stark um Enthebung von seiner Advokatur dem Herzog zur Genehmigung vorgelegt worden, hatte dieser es nur mit

umwölkter Stirn über sich gebracht, den Antrag des Justizministers zu unterschreiben. War Hermann Stark seit jener geheimen Audienz dem Herzog auch persönlich fern stehen geblieben, und hatte er an Einladungen zu Hofe niemals anders als *in corpore* mit dem versammelten Landtag Theil genommen, weil nach beiderseitigem sehr richtigen Gefühl das Gegentheil mit der freien Stellung eines liberalen Abgeordneten sich nicht wohl vertragen hätte, so war die wohlwollende Theilnahme des Landesherrn doch seit jenem denkwürdigen Abend auch dem Privatleben Hermanns stets unbemerkt zur Seite gestanden. Der ungewöhnliche Aufwand, den das Stark'sche Haus in seinem gesellschaftlichen Verkehr oft zum Gerede der ganzen Stadt entfaltet, hatte nicht selten in dem herzoglichen Herzen schmerzliche Vergleiche hervorgerufen zwischen dem schönen Maß in seinen politischen Grundsätzen und der maßlosen Uebersättigung, an der dessen bürgerliches Leben unverkennbar erkrankt darniedergelegen. Trotzdem war er aber niemals des großen Segens aus jener Unterredung danklos uneingedenk geworden. Der Doctor Hermann Stark blieb ihm innerlich allzeit nahe stehen. Und wenn er dessen fünfjähriges parlamentarisches Wirken vor seinem Fürstengeiste prüfend vorüberziehen gelassen, so hatte auch dieses einen solch' wahrhaften Einklang mit den Worten jener Audienz bewährt, daß die tiefe Hochachtung des Herzogs vor dem

Abgeordneten niemals auch nur um einen Gedanken verringert worden war. Gedachte der Fürst dann noch obendrein der unverbrüchlichen Mannestreue, mit der Hermann ohne Zweifel sein damaliges Gelöbniß zum Geheimhalten jener Audienz bis heute gehalten, so war es wohl nur sehr erklärlich gewesen, daß unter den Wenigen, die aus bester Meinung den gewagten Schritt des neuen Burgherrn von Görzhausen aufrichtig bedauert, und für besten Zukunft in Sorge gewesen, auch der edle Landesherr in erster Reihe gezählt und darum nur mit zögernder Hand den Verzicht des Advokaten Stark unterzeichnet hatte.

So war durch den Wegzug Hermanns die ganze Stadt in allen Kreisen beschäftigt und Freundes- wie Feindesgerede seinethalb rege geworden.

Als aber ein paar Wochen später der alte, einsame Jude, Salomon Baruch, aus dem Goldhelm'schen Palais in die schmutzige Judengasse übersiedelte, wer kümmerte sich in der adeligen wie bürgerlichen Welt darum? Wer wußte überhaupt davon? Und doch, war das für die ganze Stadt ein hochwichtiger, verhängnißvoller Umzug!

Wie war das gekommen? Hatte ihm nicht das Testament des seligen Moses Mendel für Lebenszeit die Wohnung im Hause des Sohnes gesichert? Wer wechselte da nur aus Laune oder zum Vergnügen seine irdische Wohnung, außer mit der allerletzten unter der Erde? – Was war da vorgegangen?

Die Baronin Melanie von Goldhelm lag eines Morgens 1858 wieder einmal auf der Causeuse, und hielt die qualmende Cigarette zierlich hinaus. So oft auch ihre nobeln Passionen gewechselt, dem Ausgestrecktliegen und dem süßen Arom des Tabaks hatte sie niemals ihre Huld entzogen, so wenig wie dem würzigen Mokkatrank, der mit der Cigarette fast noch ein wenig inniger vermählt war, als sie selber mit ihrem Isidor. Doch an diesem Frühlingsmorgen, von dem ich eben erzähle, stand auch ihr Herr und Gemahl in besonders zärtlicher Gunst bei Melanie. Das war immer der Fall, wenn sie Ursache hatte, eine unangenehme Erinnerung in ihn vergessen und seine gutmüthige Schwäche aufs Neue ihrer Verschwendung geneigt zu machen. Diesmal that das besonders noth. Waren sie doch vor acht Tagen in so gewaltigem Streite wie noch nie aufeinander gestoßen! Zehntausend baare Gulden hatte seine eheliche Großmuth wieder einmal für sie bezahlen sollen. Und er sträubte sich um so hartnäckiger gegen diese Zumuthung, als die stolze Frau Gemahlin gar nicht recht nachweisen konnte, wozu sie diese Summe brauche. Hingegen waren durch anonyme Briefe über Melanie's eheliche Treue in dem tiefgefränkten Baron gar starke Zweifel erregt worden. Diesmal hatte er aber nicht nur zu dem Mittel der strengsten Demüthigung seine Zuflucht genommen und jede weitere Auszahlung an sie seinen Kassabeamten streng untersagt; nicht nur volle acht Tage hatte er's über sein weiches Herz vermocht, seinen zürnenden Befehl aufrecht zu erhalten und die stumme Rolle des Schwerbeleidigten zu spielen, sondern noch

obendrein in tiefstem Geheimniß alle Vorbereitungen zu einer baldigen Ehescheidung eingeleitet.

Zu alle dem hatte ihn der flehentliche Rath des alten Salomon Baruch gedrängt, bei dem Isidor wieder Trost und Hilfe gesucht im Jammer seines verwundeten Herzens. Ebenso war es der alte Jude gewesen, der durch seine Kundschafter in der Judengasse dem sauberen Liebeshandel der Baronin auf die Spur gekommen war mit einem verkommenen Abenteurer von einem sehr guten, alten, französischen Namen, der erst am Roulettetische in Homburg und Baden-Baden in nicht immer redlichem Spiele Jahre lang sich umhergetrieben, dann in dieser Herzogsstadt als Elegant der feinsten Weltformen sich in die ersten Kreise eingedrängt, und selbst zum Herzogshofe den Zutritt frech erschwindelt hatte. Daß darum auch die geniale Baronin Melanie, die von jeher für alles Außergewöhnliche und Mysteriöse eine mächtige Passion hegte, den interessanten Ausländer mit offenen Armen in ihren Salons willkommen geheißen, bedarf wohl keiner besonderen Versicherung. Kurz, der äußerst weltgewandte, aber sehr unedle Ritter Don Juan machte bald die höchst erwünschte Entdeckung, daß die noch immer ziemlich schöne Baronin außerordentlich gut bei Kasse sei, er hingegen sehr schlecht – und »das Andere verschweig' ich, doch weiß es die Welt,« singt Figaro. Auch dir, lieber Begleiter, möge diese leise Andeutung genügen. Und so wollen wir lieber die beiden Ehegatten in ihrem interessanten Morgengespräche jetzt behorchen.

»Lieber, guter Isidor,« sagte die Baronin zu ihrem wieder völlig ausgesöhnten Herrn und Gemahl, dessen Rand ihre Linke zärtlich umfaßte, während ihre Rechte die Cigarette in die glänzende Muschel auf dem Marmortische legte; und nebenbei gesagt: sie bediente sich bei diesem schlangenglatten Gespräche ausschließlich der französischen Sprache, die ihr hiezu instinktmäßig viel besser taugte als das ehrliche Deutsch. Also sie sagte mit einschmeichelnden Blicken und weichster Stimme, die beide ihre Wirkung an Isidors Herzen nicht verfehlten:

»O siehst du denn jetzt auch so recht ein, wie lieblos hart du wieder einmal gegen mich gewesen und mit welch' schwerem Unrecht du mich Unschuldige angeklagt hattest? Sag', bester Mann, thut dir das alles denn jetzt aufrichtig leid, bereust du's gründlich und kann ich endlich einmal auf deinen festen Vorsatz bauen, daß ich nie, nie mehr eine ähnliche Kränkung von dir erleben werde?«

»Aber meine theuerste Melanie,« erwiederte Isidor reumüthig mit niedergeschlagenen Augen und ebenfalls in französischer Sprache, »was redest du doch noch immer von dieser unglückseligen Geschichte? So laß sie doch endlich einmal ruhen! Ich habe dir ja gestern die volle Summe, die du verlangt, bezahlt. Und von der schmählichen Anschuldigung, die ich in der ersten Bestärkung gegen dich ausgesprochen, glaub' ich ja jetzt selber kein einziges Wort mehr. Ich weiß es ja: nur weil der Chevalier ein so exquisit feines Französisch spricht, hast du dich für ihn interessir tund du kanntest ja gar

nicht seine üble Vergangenheit. O diese arglistigen Menschen mit ihren bösen Zungen! Wie hat ihr Stachel dir und mir so weh gethan! Aber jetzt, mein bestes Herz, nicht wahr, jetzt redest du auch sein Wort mehr davon, und du willst nicht immer unsere Freude der Versöhnung wieder verbittern? O nicht wahr, kein Wort mehr?«

Mit falschem Schlangenarm umschlang sie jetzt den schwachen Mann und ihr Mund zischelte weiter:

»O nur noch eine einzige Frage, liebster Isidor! diese mußt du mir beantworten, denn eher kommt mein Herz nicht zur Ruhe, bis ich darüber im Klaren bin, diese Antwort verlange ich von dir als Unterpfand deiner Liebe und unseres Friedens. Um der Ehre unseres Hauses, um unserer Kinder willen verweigere sie mir nicht!«

»Und wie heißt diese Frage?« erwiederte der Hofbankier voll ängstlicher Spannung.

Die Baronin setzte sich nun völlig aufrecht und sagte mit der ganzen Energie ihres Wesen: »Isidor, wer hat dir dieses schimpfliche Märchen mit dem Chevalier ins Ohr geraunt? Wer hat dir den unheilvollen Rath gegeben, dich von mir scheiden zu lassen, die ich dir eine allezeit treue Frau und deinen Kindern eine ebenso gute Mutter gewesen? Wer war dieser Dämon? Denn das kam nicht aus deinem Herzen.«

Wie da der Baron sich furchtsam mit Ausreden hin und her gewunden, da er den ganzen Schwerpunkt auf den einen anonymen Brief zu legen versuchte und nur sich selber als den Urheber des Scheidungsentschlusses hinstellen wollte!

Aber sie drängte nur noch entschlossener: »Nein, Isidor, mit diesen Ausflüchten befriedigest du mich nicht. Ich kenne dein edles, weiches, friedensbedürftiges Herz zu gut. Nur die Reue über deinen harten, unedlen Entschluß, nur diese kommt aus dir selber. Aber der Gedanke zu der That, die du gegen mich gehabt, der kam aus einem fremden, aus einem völlig lieblosen, in Selbstsucht ganz verhärteten Herzen. Isidor, bei deiner Mannesehre, bei deiner Liebe zu mir, wer gab dir diesen teuflischen Rath? Ich kann nimmer leben, wenn ich den Namen nicht erfahre, und zu spät wirst du's vor meiner Leiche bereuen, daß du ihn mir verschweigen konntest.«

»Zu spät vor meiner Leiche!« war dieses Wort ein Donnerschlag, der den armen Baron fast um die Besinnung brachte! Zitternd faßte er sie bei beiden Händen und rief – aber mit einemmale jetzt wieder in seiner Muttersprache, da seine Angst ihn auf alles Französische vergessen ließ: »Gerechter Gott! Melanie! was machst du mir für Sachen? Was redest du mir von deiner Leiche? Ich will dir's ja sagen, will Alles sagen. Aber du mußt mir schwören beim ewigen Gott, daß du's nicht weiter willst ausplaudern dem Mann, den ich dir jetzt will beim Namen nennen, und der mir gerathen hat, zu thun, was ich wieder bereut, weil ich dir großes Unrecht gethan. Hörst du, das mußt dir mir erst schwören! Denn so wahr ein Gott im Himmel lebt, der Mann hat's mit mir gut gemeint und meint es noch heute, und ich und du und unser ganzes Haus, wir verdanken ihm viel, unendlich viel, daß man's gar nicht kann sagen. O du gütiger Gott!«

»Nun also, wer war's?« fiel Melanie jetzt drohend ihm in die Rede und richtete sich auf.

Und Isidor zitterte wohl wie Espenlaub im Herbstwind. Aber doch hatte er so viel Muth, noch einmal die Forderung herauszustottern: »Erst mußt du mir's schwören, Melanie, daß du's nicht ausplauderst, was ich dir jetzt will sagen.«

»Gut, so schwör' ich's,« rief sie mit gleichgiltig erhobener Hand. »Und nun, wer war's?«

Aber hatte er jetzt auch ihre schwörende Hand gesehen und ihren Eid vernommen, es kam ihm doch gar tiefe Scham, daß er diesen Namen jetzt sagte, und vor sich hinstarrend flüsterte er kaum hörbar: »Der Salomon war's!« – Dann gab es ihm einen Stich mitten durchs Herz, wie von einem spitzigen Messer. Das Blut schoß ihm siedheiß ins Gesicht und das Auge quoll ihm über.

Als Isidors völliger, aber erheuchelter Gegensatz lachte die Baronin geringschätzend vor sich hin: »Der Salomon? pah der! der alte imbecile Jude! Dacht' ich doch Wunder wer anders! Und für diesen hattest du mich jetzt auch noch schwören lassen! *Ma foi, mon cher!* das war sehr unnöthig. Du wirst doch nicht etwa denken, daß ich mich mit diesem in eine Conversation einließe? Ich hab' ihn ja lange Jahre nicht einmal recht gesehen, wie viel weniger gesprochen. Mich choquirt jetzt nur mein Eifer, der mich so ganz aus aller Contenance gebracht. *Eh bien!* und damit ist die Sache gut. *Bon soir, mon cher!* Ich

werde zur Erholung ein wenig mit Melanie spazieren reiten, denn ich bin sehr echauffirt und bedarf frischer Luft. Adieu, *cher Isidor!*«

»*Adieu, Mélanie!*« sagte der Baron mit unterdrücktem Seufzer und stand wie eine Bildsäule da, von diesem wieder so kalten Tone ins tiefste Herz getroffen.

Noch ein gegenseitiger, ceremonieller Kuß auf die Stirn, und eine Viertelstunde danach trabten zwei stolze Amazonen auf kostbarem Vollblut über den Schloßplatz. Ein Jokey, der in himmelblauem, mit Goldborten verziertem Rock nachfolgte, sagte jedem Bewohner der Herzogsstadt schon von weitem, daß die zwei Reiterinnen die beiden emancipirten Goldhelms seien, Melanie *senior* und *junior*. –

Zu gleicher Zeit kehrte die um ein Jahr jüngere Tochter Gabriele gerade so still und bescheiden aus der Frühmesse zu Fuße heim, als ihre Schwester prunkend an ihr vorübergeritten war, die nebst der Mutter deren freundlichen Gruß fast von oben herab vornehm erwiedert hatte. Die Scheidung dieser beiden, innerlich und äußerlich so unähnlichen Schwestern die sich schon in frühester Jugend in der ausschließlichen Hinneigung von Melanie zur gleichartiger Mutter und von Gabriele zu dem, wenn auch schwachen, so doch edlen und gutherzigen Vater geoffenbart, war im Laufe der Zeit im Goldhelm'schen Hause so stark hervorgetreten, daß die Baronin eigentlich nur von Melanie und Isidor von Gabriele als einer Tochter reden konnte. Und saßen sie auch alle vier an

der gleichen Mittagstafel wie am gemeinsamen, abendlichen Theetisch, in den Herzen waren sie dennoch eine in zwei Hälften streng geschiedene Familie oder vielmehr deren verneinender Gegensatz.

Ebenso ungleichartig hatten sich auch die sonstigen Neigungen dieser zwei Schwestern im Laufe der Zeit ausgebildet, und jede ging ihren eigenen Weg nach ihrer ganz verschiedenen Lebensanschauung. Mielanie hatte sich als Ebenbild und verhätschelter Liebling der Mutter zur eitlen, prunk- und genußsüchtigen, aber dabei dennoch herzenskalten Kokette in allen jenen seinen Künsten vervollkommnet, deren Anlage schon auf den Kinderbällen so stark in ihr hervorgetreten. Es war ihr nur darum zu thun, der allseits umworbene Abgott der höheren Männerwelt zu sein, und sie achtete den steten, prickelnden Kreis dieses Bewußtseins viel höher, als in bräutlicher Liebe einem Einzigen für immer ihr Herz zu schenken. Im geraden Gegensatze hatte sich Gabrielens Leben vor dem inneren Unglücke der Eltern immer scheuer und schmerzlicher in sich zurückgezogen. Und ihre von Natur aus liebesbedürftige, tieffühlende Seele war in der Liebesleere ihres Hauses immer sehnsüchtiger zu dem Bronnen der ewigen Liebe hingetreten, um mit des Glaubens starkem Arme den Goldeimer göttlicher Gnade heraufzuwinden, um daran ihr eigenes Herz zu laben und zu stärken und täglich aufs Neue ihr unseliges Haus fürbittend mit diesem himmlischen Lebensquell zu besprengen, reinigend und sühnend.

Hätte sie der innersten Sehnsucht ihres Herzens folgen mögen, so wäre sie am allerliebsten aus ihrem prunkenden Palast in irgend ein abgeschiedenes Krankenhaus geflohen, um freiwillig jeder Weltfreude entsagend und nur dem Gebet und der Barmherzigkeit lebend für Mutter und Schwester den Schatz himmlischer Vergebung und Erleuchtung zu erringen, den diese Beiden wohl nimmer aus eigener Willenskraft erworben hätten. Aber die andere fromme Macht der Kindesliebe hielt sie bei dem armen Vater zurück. Es wollte ihr als ein noch viel gottgefälligerer und auch doppelt schwerer Beruf ihrer Frömmigkeit erscheinen, in der Welt zu bleiben und doch nicht für sie zu leben, für Mutter und Schwester zu beten und zu büßen und doch den Vater nicht zu verlassen. Und so war sie eine barmherzige Schwester, eine betende Klosterfrau inmitten der großen Welt geworden und doch dem Vater eine liebende, tröstende Tochter geblieben. Darum hielt sie sich von all' den Vergnügungen fern, denen sich Mädchen ihres Alters und Standes hingeben. Ihr liebster Erholungsort war die Kirche, ihre liebste Gesellschaft die der Armen und Kranken; und vor Allem dem Vater ein gutes, tröstendes Kind zu sein, war ihre liebste Aufgabe. Wenn darum Mutter und Schwester sie gewöhnlich eine überspannte Närrin schalten, oder sie gar beschuldigten, daß sie nur aus heuchlerischer Eitelkeit ein solch einfaches, zurückgezogenes Leben führe, um von sich in der Stadt reden und sich interessant zu machen, so that jede dieser herzensrohen Beschuldigungen ein ganz gleiches

Unrecht ihr an, als wenn falsche, in Flitter gefaßte Perlen sich über eine echte, unverzierte lustig machen wollten.

Hatte Schwester Melanie mit ihrem sehr reichen Monatsgelde fast niemals für die glänzende Toilette gereicht, und nach dem Beispiele der Mutter sehr bald die Kunst des Schuldenmachens erlernt nebst der andern, die Bezahlung der Mehrausgaben vom Vater zur rechten Zeit immer wieder abzuschmeicheln, so begnügte sich die von Herzen demüthige Gabriele mit dem wohlfeilsten Anzuge, so einfach, als sie ihn nur, ohne dadurch sich auffallend bemerklich zu machen, in ihrem Stande tragen konnte. Die ganze übrige Summe ihres bedeutenden Nadelgeldes reichte sie mit verborgener Hand verschämten Hausarmen, und in gar mancher Krankenstube der ärmsten Gassen erschien sie unversehens und sorgte für Feuer und Licht wie kräftigende Kost mit demselben Gelde, das Schwester Melanie auf Bällen und Soiréen verschwendet, um die Reize ihrer kalten Schönheit möglichst verführerisch zur Schau zu stellen und doch dabei, innerlich frierend, an wahrem Herzensglück Hunger zu leiden.

Du begreifst daher, lieber Begleiter, welch' warmer Sonnenstrahl nach dem vorigen kalten Abschied den Hofbankier wieder überkam, als Gabriele vorhin aus der Kirche heimkehrte und, ganz glückselig über des Vaters Botschaft von der erfolgten Aussöhnung mit der Mutter, plaudernd eine Stunde lang Hand in Hand an seiner Seite saß. Hatte sie doch den festen, frommen Glauben, daß der also wiederhergestellte, aber in der That leider nur

erheuchelte Friede einzig und allein die Frucht ihres inständigen, kindlichen Gebetes gewesen! Und wie hätte er sie in dieser rührenden Zuversicht etwa beirren wollen?

Davon, daß er den alten Salomon vorhin so schwachherzig verrathen, getraute sich der Vater kein Wort zu ihr zu sagen. Er fühlte zu tief, daß Gabriele ihn deßhalb gerade nicht besonders loben würde. Denn wenn sie auch durch die eigenthümlichen Verhältnisse in ihrem Hause dem alten Juden fast völlig ferne stand, so konnte sie doch, eine so begeisterte Katholikin sie auch war, eine gewisse Ehrfurcht nie von sich ferne halten, wenn sie diese alttestamentarische Greisengestalt dann und wann erblickte. Und daß er in ihrem christlichen Hause ein solch' strenggläubiger, formenstarrer Hebräer geblieben, in diesem Judenglauben dünkte ihrem Herzen ein hundertmal werthvollerer Inhalt von wahrer Gottesfurcht zu liegen, als in dem todten Scheinglauben ihrer namenschristlichen Mutter und Schwester, den diese Sonn- und Feiertags in der vornehmen Elfuhrmesse der Mode und Toilette halber in den vordersten Bänken der Aristokratie zur eitlen Schau trugen. –

Am andern Morgen wollte der Hofbankier in seiner Eigenschaft als Präsident des Verwaltungsraths jener großen Spinnerei wieder einmal nach Hermanns Vaterstadt abreisen. Er hatte wohl mehrere Tage dort zu thun, hätte indessen sein Geschäft auch noch ganz gut um eine Woche verschieben können. Aber der reuevolle Vorwurf, den alten Salomon, seinen und seines Hauses treuesten

Freund, in schwachem Augenblicke vor seiner Frau verrathen zu haben, drückte so schmerzlich auf sein weiches und dankbares Gemüth, daß ihm die Gelegenheit, dem Salomon ein paar Tage aus den Augen zu kommen, zu erwünscht kam, um sie nicht sofort zu benützen. So verweilte er auch am Vorabende seiner Abreise nur ganz flüchtig bei dem alten Juden, und so sehr er auch glaubte, den Ausdruck seines Gesichtes in der Gewalt zu haben und völlige Unbefangenheit darauf abspiegeln zu lassen, der scharfe Adlerblick des Alten, der ruhig im Stuhle sitzen blieb, merkte indessen doch, daß es mit dieser gezwungen heitern Miene Isidors nicht recht geheuer sei. Ohne langes Besinnen oder Umherreden nahm Salomon des Hofbankiers Hand, sah ihm scharf ins Gesicht und raunte dann ihm zu:

»Isidor, dein Gesicht gefällt mir nicht! Du hältst vor mir mit was hinterm Berg. Gesteh's: sie hat dich wieder herumgekriegt! Sag' ich Lüge oder sag' ich Wahrheit?«

Als dann der Hofbankier seinem gleichsam väterlichen Vertrauten die erfolgte Aussöhnung flüchtig und befangen eingestanden, richtete der Salomon sich höher auf in seinem Stuhle, da er zugleich Isidors Hand mit verächtlicher Geberde losließ und seinen ganzen Spott jetzt über ihn ausgoß.

»So, so! hm, hm! ausgesöhnt hast du dich wieder? Na, was es mir auch kann verschlagen! Ist sie doch deine Frau und nicht die meine, Gott sei Lob und Dank! Und mußt doch du mit ihr leben und nicht ich, und noch einmal: Gott sei Lob und Dank! Aber Eines bitt' ich mir jetzt aus,

nur Eines, Isidor, und das heißt: daß du mich willst von nun an in Ruhe lassen alle Tage meines Lebens von wegen deiner Frau. Laß dich von ihr an der Nase herumführen, laß dir Hörner aufsetzen und die Haut ziehen überm Kopf! Laß dich schelten von ihr und kratzen und beißen, laß dich betrügen von ihr und den letzten Gulden aus der Tasche stehlen! Schlag' einen Purzelbaum vor lauter Pläsir über deiner Frau, oder hock' dich in den Winkel und grein' über ihr! Nur komm nimmer zu mir, verschon' mich mit deinem Lamento und frag' nimmer den alten Salomon, was er soll dir rathen. Ich weiß von nun an gar nimmer, daß du nur verheirathet bist. Ei du bist auch gar nicht ein verheiratheter Mann! Sie hat dich, aber du hast nicht sie! Unterm Pantoffel hat sie dich, und in der Tasche steckt sie dich. Aber du, wo hast du sie? In deiner Geldkasse hast du sie, darin sie sich's wohl sein läßt, wie die Maus im Mehlkasten. Und damit fertig: Frag' mich so viel du willst übers Geschäft, ich will dir Antwort geben bei Tag und bei Nacht. Aber mit deinem Herzen, Isidor, laß mich in Ruhe! O ich hab' auch ein Herz, und Gott der Gerechte weiß, es ist nicht von Stein und es ist keines von den ganz schlechten. Aber dein Herz, wie heißt? das ist gar kein Herz, das ist ein Herz, das Einen nur zornig macht. Und jetzt sag': hast dir noch was fürs Geschäft mit mir zu reden, kann ich dir noch was sagen und rathen für deine Reise? So frag' mich, ich werde dir Antwort geben.«

»Nein, nichts hab' ich zu fragen, gar nichts,« sagte der Hofbankier kaum hörbar; dann drückte er Salomons

Hand und schamroth verließ er hastig die Stube, deren Luft ihm allen Odem nahm.

Hätte der Alte auch noch Isidors Verrath geahnt, wie wäre da sein Zorn erst losgebrochen! O wie klug war es doch von Isidor gewesen, daß er die Baronin zuvor noch schwören gelassen, über Alles zu schweigen! – Und auch noch vor der Abreise am andern Morgen drängte den Hofbankier eine unheimliche Angst, seine theure Ehehälfte noch einmal an diesen Schwur zu mahnen. Erst durch ihr nochmaliges Versprechen beruhigt, wobei sie indessen wiederholt die ganze Sache als lächerliche Bagatelle behandelte, reiste Isidor ab. –

Baronin Melanie kam des andern Tages vor dem Diner um drei Uhr von ihrem gewohnten Ausritt mit der Lieblingstochter heim. Ohne das Reitkleid zu wechseln und die Gerte aus der Hand zu legen, trat sie in ihr Zimmer, klingelte dem Kammerdiener und befahl ihm, den jüngsten Buchhalter, der in besonderer Gnade stand, heraufzurufen. Diesen hieß sie sodann nach dem Hinterhause zu Salomon Baruch gehen, den sie dringend bitten lasse, auf einen Augenblick zu ihr herüber zu kommen, da so eben von ihrem Mann ein äußerst wichtiges Telegramm eingetroffen sei, und sie ohne Verzug mit Salomon zu reden habe.

»Zu Salomon, dem alten Juden, soll ich gehen?« sagte naserümpfend der etwas stolze, modische Comptoirheld. »Ich? wär' es doch das erstemal. Gnädige Frau machen wohl Spaß mit mir.«

»Gehen Sie, sag' ich, und führen Sie meinen Befehl pünktlich aus!« herrschte sie ihn unmuthig an, »Sie werden es sonst zu bereuen haben!«

Das junge Herrchen trat beleidigt ab. Unterdessen schlug die Baronin mit der Reitgerte in der Luft umher und legte sich Alles innerlich zurecht. Ihr Schwur? – Je nun, abgesehen von dem Unsinn eines gezwungenen Schwurs, was hatte sie denn auch geschworen? Daß sie Isidors Verrath dem Salomon nicht ausplaudern wollte. Nun ja, diesen Wortlaut kann man ja befolgen. Und das Andere, was sie jetzt vorhatte, ist ihre Sache, ihr völlig freier Wille, daran sie Niemand hindern kann. Also, der Jude komme nur!

Unterdessen trat drüben im Hinterhofe der junge Buchhalter, ohne erst anzuklopfen, in Salomons Stube. Dieser saß eben in tiefstes Rechnen versunken und schob den grünen Schirm von den Augen. Als er den Eingetretenen sah, that er einen gar großen Blick höchsten Staunens und fragte mit stolzester Kälte: »Was treten Sie so keck da zu mir herein? Was wollen Sie von mir?«

»Der Herr Salomon möchte zur Frau Baronin herüberkommen; es sei so eben ein Telegramm vom gnädigen Herrn angelangt, ein gar wichtiges, hat die Frau Baronin gesagt, und sie habe mit Ihnen dringend zu reden.«

Aber der Alte rührte sich kaum auf seinem ledernen Armstuhl, nickte bloß ein wenig mit dem weißen Kopf und rieb die mageren Hände.

»So so, ein Telegramm gekommen, ein gar wichtiges; hm, hm! nach ja, so bringen Sie mir's herüber! will's lesen und dann sagen, was zu thun ist.«

»Aber die Frau Baronin läßt den Herrn Salomon dringend bitten, selber herüberzukommen, da sie sich mit Ihnen erst besprechen müsse.«

»Mit mir besprechen? die Frau Baronin mit dem alten Juden? Ei, ei, was sind das für Sachen! Na ja, so sagen Sie der Frau Baronin: ich bin zu Haus; sie kann mit mir reden.«

»Aber Herr Salomon, die Frau Baronin wird doch nicht zu Ihnen kommen sollen? das wäre ja die verkehrte Welt,« sagte der Buchhalter spitzig.

»Verkehrte Welt? wie heißt – verkehrte Welt? Hör' mir Einer den Schwätzer an,« rief der Jude und richtete sich zürnend auf. »Muß nicht auch der Baron kommen zu mir? Wann bin ich noch einmal gegangen hinüber zu ihm? Was mögen Sie plaudern von verkehrter Welt, Sie Gelbschnabel! Ist der Baron nicht zu vornehm, zu mir zu kommen alle Tage, was will sie zu vornehm sein, zu mir zu kommen nur ein einzigesmal? Und ist meine Stube dem Baron gut genug, was soll sie ihr sein zu schlecht? Will ich was von ihr? oder will sie was von mir? Wer muß da kommen zum Andern? Und kurz und gut, wenn die Frau Baronin was will reden mit mir, so bin ich zu Hause. Und jetzt gehen Sie fort, denn ich hab' noch zu arbeiten und hass' unnützes Geplauder.«

Ohne den verblüfften Elegant nurmehr anzusehen, schob Salomon wieder den Schirm vor die Augen und

las in dem Handelsbuche rechnend weiter, als ob er ganz allein wäre. Mit einem verächtlichen Seitenblick auf den Juden entfernte sich dieser und bis zum Zimmer der Baronin hinüber machte sein Zorn über die so kläglich ausgefallene Botschaft in lauten Ausbrüchen sich Luft.

Aber schon nach zehn Minuten ward ein anderer Abgesandter zu Salomon hinüberbeordert, und diesmal der ehrwürdige Comptoirveteran Herr Körner. Die Baronin hatte mit schlauer Berechnung jetzt gerade diesen zu ihrer wiederholten Botschaft ausgesendet, weil sie wußte, daß er mit Salomon auf ziemlich freundschaftlichem Fuße stand, während sie erst jetzt einsah, wie unklug ihr vorlauter erster Bote gewählt gewesen, der wohl nur durch umgeschicktes oder gar verletzendes Benehmen den Juden zu solcher Halsstarrigkeit gestimmt haben mochte.

Als der Salomon an seiner Thüre jetzt klopfen hörte, fuhr er unwillig auf: »Na, hat man denn heute gar keine Ruhe und kommt der Zieraffe schon wieder? Aber diesmal klopft er doch an. Hat er doch schon Respect gekriegt!« Und zornig rief er »Herein!« Aber schon der Anblick dieses alten Herrn, den er nicht erwartet, beschwichtigte seine Erregtheit und sichtlich beruhigt rief er ihm zu, da er sich auf dem Stuhle gegen ihn umdrehte: »Ah, der Herr Körner! Kommen Sie auch einmal zu dem alten Salomon? Freut mich, freut mich; sind ein braver, ehrlicher Mann; bin Ihnen gut, Herr Körner, weil auch Sie immer so freundlich sind mit mir. Aber weiß schon, was Sie mir sollen sagen. Thut mir leid, bei Gott leid, Herr

Körner. Kann ich doch auch zu Ihnen nicht sagen Ja, wo ich zum Andern hab' Nein gesagt! Die Baronin soll kommen zu mir, hier auf meiner Judenstube soll sie kommen; hab' nichts zu schaffen drüben bei ihr. Aber wir zwei wollen deßhalb doch gut miteinander bleiben. Geben Sie mir Ihre Hand, Herr Körner! Setzen Sie sich ein wenig! freut mich, weiß Gott, sehr, daß ich Sie bei mir sehe. Setzen Sie sich!«

Und der greise Buchhalter gab dem noch älteren Baruch die Hand und setzte sich dann neben ihn. Wie darauf der ehrliche Diener ihn dann immer dringender bat, doch zur Baronin herüberzukommen, weil unendlich viel für das finanzielle Wohl des ganzen Bankhauses von dieser Besprechung abhänge, wie ihm seine Herrin wirklich vorgeheuchelt und er auch ehrlich geglaubt; und wie er endlich auf Salomons wiederholte Weigerung in ihm die Angst erregt, daß am Ende Hunderttausende während des Barons Abwesenheit verloren gehen könnten, wenn er diese Besprechung hartnäckig verweigere; und er möge um seines Herren willen deßhalb demüthig sein – ha, wie da der alte Jude in streitenden Gefühlen seinen langen Bart nach allen Seiten zerrieben und wie sein graues Auge mit unheimlichem Glanze hin- und wiedergeschossen! Aber endlich war doch seine Liebe zu Isidor als dem Sohne des Juden Moses Mendel, und die Angst für das Geschäft, stärker als all' sein Haß gegen die Baronin, und er sprang vom Stuhle mit dem gellenden Aufschrei:

»Na ja, ich komme hinüber, aber nur für ihn und nicht für sie. Gerechter Gott! Herr Körner, was thun Sie mir

jetzt weh, was haben Sie aus mir gemacht einen alten, schwachen Mann! O meinen Bart möcht' ich mir ausreißen, daß ich hinübergehe! Aber ich muß doch hinüber; denn kein Thaler darf verloren gehen, wenn ich ihn kann retten, und kein Geschäft darf bleiben ungemacht, wo ich hätte sagen können, es solle gemacht werden. Also gut, so gehen Sie voraus, Herr Körner! Der alte Salomon kommt nach. Aber unser Herrgott weiß, daß mir die Füße dabei weh thun, als ging' ich auf glühenden Kohlen.« –

Eine halbe Stunde später stand Salomon vor der Baronin Goldhelm in ihrem Boudoir. Es war das allererstemal in ihrer nun zweiundzwanzigjährigen Ehe. Sie saß in einem Sammtfauteuil, noch immer mit der Reitgerte spielend. Der Salomon durchbohrte sie mit scharfen Augen, mit verächtlich stolzer Miene an seinem Barte krauend, da er den ohnedem vom Alter krummen Rücken kaum leise beugte.

»Frau Baronin wünschen mit mir zu reden von wegen einem wichtigen Telegramm? Nun ja, da bin ich. Um des Geschäftes willen bin ich herüber gekommen. Also, was wünscht man von mir zu wissen?«

Und mit flammenden Augen lehnte sich die Baronin zurück und lachte den Juden mit bitterster Verachtung an:

»Zu wissen von dir wünsch' ich gar nichts. Ich wollte dir jetzt nur sagen, was ich zwanzig Jahre dir verschwiegen, daß Du ein boshafter, unverschämter, schäbiger alter Jude bist! . . . «

»Gott Abrahams!« – schrie da der Salomon hinaus, daß es durch das ganze Haus gellte, und mit aufgehobenen Fäusten stand er vor ihr da, sprachlos vor wildem Zorn; an allen Nerven zitternd.

Zu gleicher Zeit traten zwei Lakaien herein und nahmen an der Flügelthüre Stellung.

»Und ich wollte dir jetzt nur sagen,« fuhr die Baronin nun erst recht furchtlos weiter, »daß du ein Schandfleck bist in der Ehre meines Hauses, ein stinkendes Giftkraut, ein Pestgeruch, ein – ein – o hinaus mit dir, schmutziger Schacherjude, hinaus, wohin du gehörst, in deine Judengasse! Du Schmach und Unheil meines Hauses, du, du –«

Da nahm der Zorn ihr die Stimme. Alle weiteren Beschimpfungen blieben ihr in der Kehle stecken.

Und Salomon Baruch? Was that und sagte jetzt der?

Der war mit einemmale geworden wie ein steinernes Bild; denn Alles war ihm klar. Isidor hatte ihn verrathen! – Die welken Hände legte er zusammen, den krummen Rücken beugte er unterwürfig tief herab und sagte unheimlich ruhig wie mit drohender Geisterstimme, dabei er leise den Zeigefinger erhob:

»In die Judengasse! – Ja, beim ewigen Gott und dem Geiste des seligen Moses Mendel, nach dessen Testament ich hier wohnen soll bis an mein Sterben, in die Judengase! Dahin geh' ich noch heut Abend, und keines Menschen Auge soll je mich lebend in diesem Hause wieder sehen. Fort in die Judengasse! – Leben Sie wohl und bleiben Sie glücklich!«

Noch nickte er ihr zu mit einem unbeschreiblichen Lächeln, darin fürchterliche Schadenfreude grinste. Dann schlich er an den zwei Dienern, die ihn verblüfft anstarrten, hinaus und hinüber zum Hinterhause, zum unverweilten Auszug in die Judengasse.

Wie er ihren Augen entschwunden war, rann ihr ein eiskalter Schauer durch alle Glieder. Warum doch? Gelang ihr Plan nicht hundertmal leichter als sie gedacht? Und hatte sein Abschied nicht gelautet: »Leben Sie wohl und bleiben Sie glücklich?« – Aber dieses fürchterliche Lächeln dazu! . . .

»Hinaus mit euch!« herrschte sie noch die beiden Diener an. Dann bog sie sich zurück, von unheimlicher Angst durchzittert, und drückte die Augen zu. Aber jenes grinsende Lächeln sah sie noch immer.

Mit anbrechendem Abend stieg Salomon Baruch aus seinem Hinterhause herunter in den Hof. Nur ein Kästchen trug er unter dem Arme. Darin lag in guten Papieren sein erspartes Vermögen. Aber seine Judenmagd, die Sara, blieb in ihrer Kammer als Wächterin zurück, bis am andern Tage die drei Zimmer völlig geräumt werden sollten. Als der Alte dann durch den Hausflur ans große Thor wankte, stand Gabriele an der Marmortreppe zwischen den zwei fackelhaltenden Genien. Sie wußte von einem ehrlichen alten Diener bereits Alles und mit seiner kundschaftenden Hilfe hatte sie voll Angst den Augenblick erspäht, um dem Salomon noch ein kummervolles Lebewohl zu sagen und seinen Groll zu versöhnen. Als der Jude jetzt gegen sie herantrat, rannen ihr zwei große

Thränen über die Wangen, sie reichte ihm furchtsam die liebe Hand und flüsterte ihm voll tiefsten Mitleids zu:

»Ach, alter, treuer Salomon! daß du nun also von uns fortziehen mußt! Wie jammerst du mich! O verzeih' der armen Mutter um meinetwillen! Denn ich bin ja schuldlos an Allem und habe dich immer im Stillen lieb gehabt. Ach leb' wohl und fluch' uns nicht!«

Und der alte Jude schüttelte gerührt den Kopf und sagte: »Dir nicht, du gutes, frommes Kind, dir fluch' ich nicht. Gott segne dich!« –

Dann küßte er noch inbrünstig Gabrielens Hand und schritt mit feuchten Augen hinaus.

Als er dann vor dem Thore draußen noch einmal zu dem stolzen Palaste hinanschaute, stand ihre Schwester Melanie am Fenster und lachte spöttisch auf den Juden herunter; dann zog sie sich zurück.

Aber er selber blieb noch eine Weile stehen, ob auch solch Staubwolken über den Schloßplatz hinfegten, daß dieser menschenleer war wie mitten in der Nacht. Und als ob jetzt erst der volle Schmerz und Zorn in seinem Herzen anschwölle, rief er in den Sturm hinaus:

»Gottes Fluch komm' über dich, du gottloses Haus, das du mich in meinen alten Tagen hinausgestoßen wie einen räudigen Hund! Erlahmen soll mir die Hand, wenn ich je wieder rühren soll nur einen Finger für dieses Haus. Und im Leibe soll mir mein Herz verbrennen, wenn es je was Andres soll verspüren als Zorn und Schadenfreude für diese gottlose, verworfene Frau. Mein ganzes Leben hab' ich mich abgequält und abgeschachert, um reich zu

machen dieses Haus. Jetzt soll's mich freuen, wenn es wieder wird arm. Zwar könnt' ich's schon jetzt in Stücke schlagen, wenn ich nur wollte, weiß ich doch zu gut, wo seine geheimen Schäden stecken! Ich werd' aber nicht vorgreifen dem ewigen Gott der Rache. Doch kommt die Zeit, wo es einfallen soll, so soll eher die Zunge mir verdorren, bevor ich sag' ein einziges Wort, das es könnte wieder aufstehen machen. Alles werd' ich lassen gehen wie's geht und fallen lassen wie's fällt. Aber wenn Alles eingefallen ist, dann werd' ich nicht trauern und klagen, sondern mich freuen und lachen. Das höre jetzt, ewiger Gott, und du Geist des Vaters Moses Mendel, was ich geschworen und geflucht dem Hause deines abgefallenen Sohnes! Und jetzt in die Judengase, wohin ich gehöre, ich schmutziger Schacherjude, ich stinkendes Unkraut, ich Schmach und Fluch dieses Hauses! – Fort in die Judengasse!«

Da der Salomon jetzt über den Schloßplatz mühsam weiter wankte, stand die Baronin gerade von der Mittagstafel auf. Nicht einen Bissen hatte sie über die Lippen bringen können, so war ihr das Herz zusammengeschnürt. Sie ging wieder in ihr Boudoir, warf sich auf die Causeuse und drückte den heißen Kopf in die Hände. Aber sie hatte keine Ruhe. Sie fuhr in die Oper und besuchte noch bis Mitternacht eine Soirée. Doch überall sah sie des alten Juden schadenfrohes, schreckliches Lachen und hörte sein höhnisches Abschiedswort: »Leben Sie wohl und bleiben Sie glücklich! . . . «

II. Der »Bauerndoctor«.

»In anderen, ehrwürdigen Hallen will ich die Harfe unseres Glückes, die mir die Hand der Welt so arg verstimmt, wieder aufhängen und singen soll sie uns von unseren alten glücklichen Tagen, nur von der Lerchen Frühlingsjubel, von grüner Wipfel und goldener Aehren Rauschen oder des ewigen Himmels Sturm begleitet.«

Tönen dir diese Worte nicht noch im Ohr, lieber Begleiter, und möchtest du diese Harfe jetzt nicht klingen hören?

Das schöne Görzhausen, dieses weltverborgene Stück irdischen Edens, wie wäre es doch so ganz dazu geschaffen gewesen, um Hermanns damalige Worte zur Wahrheit zu machen! Denn wer war noch jemals der Gast dieses lieblichen Thales, dem bei dessen Anblick das Herz nicht freudiger geschlagen hätte? Wie war auch Helene, da sie vor Jahren einmal die gute Pfarrersfamilie auf einen Tag heimgesucht, von diesem Edelsitze entzückt gewesen! Wie ein Buch voll herzerquickenden Inhalts sprach die anmuthige Stimmung des Görzhausener Thalgrundes sie an. In jedem Baum und Strauch des Herrengartens hörte ihr lieber Geist den Frieden Gottes säuseln. Das saubere, stattliche Pfarrhaus mit seinen Blumen und Baumgärten, seiner kleinen Landwirthschaft und Bienenkolonie und besonders mit seinen friedlichen, frohen und bescheidenen Menschen muthete sie so heimlich an, wie eine schon oft gelesene, heitere Idylle. Und vor Allem

der Anblick dieser altehrwürdigen Stammburg mit ihren grauen Mauern und rebengrünen Thürmen, mit ihren breitästigen Linden an der durchbrochenen Steinbrücke und den zwei eingemauerten Rittern am Portale, das Alles hatte sie damals mit so träumerischer Traulichkeit angehaucht, wie aus einem längst verklungenen Zaubermärchen ihrer Kindheit, das nun auf einmal wieder in ihrem poetischen Frauengeiste erwachte, gleich dem Dornröschen vom erlösenden Kusse seines ritterlichen Bräutigams,

Und Hermann selber, wie hatte er doch das letztemal hier an der Seite seines Freundes, ganz trunken von Begehrlichkeit, droben in der Allee umhergeschaut! Hatte da nicht Himmel und Erde verlockend ihm zugerufen: »Komm, komm! bleib' hier!«

Aber war das im Vorsommer 1858 schon ein freudloser, ahnungsdüsterer Einzug gewesen! Wohl waren alle Bauern mit ihren Weibern und Kindern in der Dorfgase unter den Thüren und Fenstern gestanden, denn schon hatte die Glocke den Feierabend eingeläutet, aber nicht ein einziges Haupt, das zum Gruß entblößt worden wäre, nicht ein einziges Gesicht, das zum freundlichen Willkomm sich erheitert hätte. Herzlose Neugier, mißtrauisches Anstarren, das war allein der kalte Ausdruck, der auf all' den Gesichtern lag, die zu der in zwei offenen Kutschen einziehenden Familie des neuen Gutsherrn hinschauten. Und auch die innige Freundschaft des Pfarrers mit dem neuen Ankömmling, von der jeder Bauer

im Dorfe wußte, ja, selbst Theodors überall ausgesprochene herzliche Bitte, schon um seinetwillen möge die Pfarrgemeinde dem Herrn Doctor Stark und seiner Familie freundlich entgegenkommen, sogar diese Mahnung des sonst Alles über die Görzhausener Bauern vermögenden Pfarrers war diesmal unbeachtet geblieben.

Und warum wohl? Waren die vormals freiherrlich von Görz'schen Grundholden, Zehentpflichtigen und Gerichtsangehörigen doch schon längst freie Bauern und Arbeiter geworden. Die nur mehr Staate Steuern und Abgaben zahlten und unter dessen einziger, für jeden Unterthan gleichen Gerichtsbarkeit standen! Was hatte es ihnen nun doch viel verschlagen können, ob jetzt ein Edelmann oder ein Bürgerlicher das gleichfalls freie Allodgut[1] in Besitz genommen? Oder war die Erinnerung an den letzten Görz auf Görzhausen und dessen unselige Wirthschaft denn eine so gute, schwer zu vergessende, daß man diesen Wechsel jetzt so gar nicht verschmerzen konnte? – Nein, gewiß nicht! Aber trotz alledem wirkte eben in diesen nun freien Bauern die Macht einer vielhundertjährigen Ueberlieferung noch so gewaltig fort und die alte Gewohnheit, den Gutsherrn auf Görzhausen unter dem feudal-patriarchalischen Begriff der »gnädigen Herrschaft« aufzufassen, war auch nach dem Jahre 1848, namentlich bei der älteren Generation, noch eine so tief eingelebte geblieben, daß auch bei der völligen Aufhebung aller äußeren rechtlichen Beziehungen

[1] Eigengut oder Erbgut.

das innere Verhältniß der Bauern zur »gnädigen Herrschaft« noch immer im Bewußtsein fortdauerte und sich im äußerlichen Ausdruck der altvererbten Pietät kundgab. Und erst jetzt, nachdem der letzte Görz auf Görzhausen der Stammburg seiner Väter den Rücken gewendet und dieser bürgerliche vormalige Advokat von ihr Besitz nahm, waren die Görzhausener Bauern zu dem modernen Bewußtsein gekommen, daß sie nun als ebenfalls freie Grundbesitzer auf ganz gleichberechtigter Stufe mit diesem neuen Gutsherrn von Görzhausen ständen und daß nur die Größe des Besitzes, aber nicht mehr die sociale Stellung sie von diesem unterschiede. Der Doctor Stark hatte nach ihrem sehr bestimmten Gefühle wohl Schloß nebst Grund und Boden der früheren gnädigen Herrschaft gekauft, aber nicht auch damit die traditionelle, patriarchalische Erinnerung an lange Jahrhunderte, die das Geschlecht der Görz mit den Bewohnern von Görzhausen und Teisenberg im engsten, vielseitigen Verbande durchlebt hatte. So waren diese beiden Gemeinden sich des social-geschichtlichen Prozesses aus dem Jahre 1848 eigentlich erst jetzt so recht klar geworden. Dabei konnten sie sich des dunklen Gefühles nicht erwehren, daß doch eine gewisse anmaßende Ueberhebung darin liege, mit einem bloß bürgerlichen Namen in diese uralte, adelige Stammburg als nunmehriger Herr einzuziehen, und namentlich als ein solch' vormaliger »Beutelschneider« und »Rechtsverdreher,« wie sie allgemein den früheren Advokaten verächtlich unter sich

nannten. Denn auch hieher war ihm Volkmanns rachegieriger Geist vorausgefolgt und hatte durch mehrere Briefe an alte Bekannte und Zechbrüder aus seiner Hofmeisterzeit gar weislich dafür gesorgt, Hermanns anwaltliches Wirken nur im häßlichsten Lichte hinzustellen. Wäre es nur wenigstens statt eines Doctors und Advokaten ein reicher, bürgerlicher Gutsbesitzer von Fach gewesen, so hätten sie ihm diesen Uebermuth viel eher verziehen. Aber daß Doctor Stark dem Edelmann und Bauer in gleicher Weise nun ins Handwerk pfuschen wolle, diese doppelte Ueberhebung dünkte ihrer Bauernmoral doch zu schwer belastend, um dem neuen Gutsherrn nicht schon von vornherein mit der Fülle trotzigen Mißtrauens entgegenzukommen, und ihm sogleich bei seiner Ankunft unzweideutig zu zeigen, mit wie wenig Respect man ihn hier als neuen Gutsherrn willkommen heiße.

Das waren die höher stehenden, moralischen Gründe von der mehr als unfreundlichen äußeren Haltung der Görzhausener Bauern, als Hermann in seinem neuen Wagen ankam. Dazu gesellte sich auch noch die niedrige, rein finanzielle Erwägung, daß, wie bereits bekannt geworden, Doctor Stark nicht nur dem Hauptpächter kündigen, sondern auch die den Gemeindemitgliedern einzeln verpachteten Grundstücke und Wiesgründe zu selbstständiger Wirthschaft übernehmen werde. Und, um den Wermuthsbecher der allgemeinen Verstimmung zum Ueberfließen zu bringen, hatte der neue Förster einige Tage zuvor im Wirthshause das unverzeihliche Wort fallen lassen, daß zur nothwendigen, besseren Aufforstung

von nun an keine Waldstreu mehr abgegeben werden dürfe, unbedingt das schwerste Verbrechen, das der neue Gutsherr an den seit Jahrhunderten an diesen wohlthätigen Mißbrauch gewöhnten Bauern verüben konnte. So hatte sich von der ethischen Höhe instinktmäßig historischer Auffassung bis herunter zum sehr bewußten Materialismus des niedrigen Streuhaufens eine so erdrückende Fülle von Argwohn und feindseliger Verstimmung gegen Hermann aufgesammelt, daß nicht leicht wohl ein neuer Gutsherr unter schwierigeren Verhältnissen hier hätte einziehen können.

Doctor Stark sah voll kalten Gleichmuths auf die ihn grußlos und trotzig angaffenden Menschenreihen; denn in wenigen Wochen, sagte er sich zum Troste, werde er sich die Gunst dieser unverständigen Bauern schon erringen und all' ihre jetzigen, allenfallsigen Vorurtheile gegen seine Person gründlich besiegt haben. Aber Helene hätte bitterlich weinen mögen, wie sie alle diese argwöhnisch lauernden Gesichter sah. Und auch Röschen, die ihr im Wagen gegenüber saß, schmiegte sich immer ängstlicher an der Mutter Schooß und flüsterte ihr endlich zu: »Mutter! sind das lauter böse Menschen, weil sie gar so finster uns anschauen? Sie werden uns doch nichts zu Leide thun?« Hans und Rudolf hingegen, die im zweiten Wagen mit der Kindsfrau und Köchin folgten, hatten von diesem verstimmenden Einzug nicht die leiseste Ahnung, und der nun siebenjährige Kronprinz, vor lauter Ungeduld nach dem schönen Schlosse, von dem er schon

droben an der Allee die Thürme erschaut, sah nur freudestrahlend vorwärts, um seine knabenhafte Sehnsucht noch vollends zu befriedigen.

Jetzt noch eine kleine Biegung an der Dorfgase und da lag die ehrwürdige, reben- und lindenumgrünte Stammburg märchenhaft vor aller Augen, im Abendglanze der scheidenden Sonne!

Pfarrer Faber, Elisabeth und Mutter Moser standen auf der Steintreppe und winkten den Ankommenden grüßend entgegen, mit weißen Tüchern und feuchten Augen. Aber waren das nur Thränen ungetrübter Freude oder hatte auch eine stille Wehmuth ihren Theil daran? Hatte doch Theodor gestern Abend die Steintreppe und das Portal mit grünen Kränzen behängen und am Thore zwischen Tannensäulen ein riesiges »Willkommen« aufpflanzen lassen, um dem geliebten Freunde doch mindestens einen ähnlichen Empfang zu bereiten, wie er ihm selber einst bei seinem Einzuge mit Elisabeth das Herz erfreut hatte. Aber am andern Morgen lag die ganze Verzierung zerrissen und zerstampft im Schloßhofe. Keiner wollte wissen, wer es gethan haben mochte. Die sonst so große Macht des Pfarrers über seine Gemeinde hatte sich schwächer erwiesen, als deren Mißtrauen gegen den neuen Gutsherrn. Wie lastete dieser Schmerz jetzt auf Theodors treuer Freundesbrust – zentnerschwer! Wie that es den guten drei Menschen weh, vor dem schmuckberaubten Schlosse den Willkommgruß entgegenzuwinken! Auch Helenen kopfte das Herz fieberhaft; aber kein Schlag davon war ein freudiger; nur trübe Ahnungen

wogten darin auf und nieder. Und war nicht auch Hermanns Auge mit einemmale jetzt gar düster geworden, da er hier kalten, nüchternen Einzug hielt? Da nicht ein einziger armer Kranz seine Ankunft verherrlichte? Und wie hatte sich seine Phantasie daheim so feierlichen Einzug ausgemalt!

»Du neuer Ritter auf dem Felde der Ehre und der Wahrheit, sei mir als Herr willkommen, sei gegrüßt!« – Hatte er nicht vor vier Wochen das alte Schloß also zu sich hinaufreden hören? Und da er jetzt wirklich als Burgherr hier einzog, so kalt und ungastlich, was sagte es ihm wohl jetzt? –

Doch der Sanguiniker, namentlich der geniale, mit reicher Phantasie und starkem Willen begabte, nimmt das Leben niemals allzulang als wirklich und richtig geschautes Bild in sich auf, sondern die eigene innere Stimmung hält er als trügenden Spiegel an die Außenwelt und läßt sie daraus in falscher Beleuchtung und Farbe wieder in sich zurückstrahlen. So konnte auch Hermann schon einige Tage nach diesem freudelosen Einzug mit vollster innerlicher Wahrhaftigkeit in sein Tagebuch folgenden Herzenserguß niederschreiben, darin die Eigenartigkeit seines Wesens sich wieder völlig abspiegelt.

Schloß Görzhausen, den 15. Juni 1858, Abends 9 Uhr.

»Vor einer Stunde kehrte ich von einem Herz und Geist erfrischenden Gang durch Felder und Wiesen heim. Es

war gleichsam der erste Willkommgruß, den ich als Gutsherr jeder Scholle, jedem Grashalm meines neuen Besitzes zurief. Aber auch ich selber verspürte heute zum erstenmale das Ideal alles Menschenglückes mir nahe. War mir's doch zu Muth, als schreite dieses wie ein hehres Frauenbild Hand in Hand mit ihrer stolzen Schwester, der Freiheit, durch wogende Aehren und duftige Wiesen neben mir her, und sie erzählten mir abwechslungsweise mit bezauberndem Tone von den Geheimnissen ihrer Weisheitslehre.

Ja, was seid ihr denn auch, ihr mit den höchsten Titeln und Aemtern belasteten Menschen gegen mich, den nun völlig Würdelosen? Was ist all' eure im Schweiße des Antlitzes täglich aufs neue erkaufte Macht und Ehre gegen das hohe Königthum meiner Freiheit? O du mein aktenstaubiger seliger Amtmann, auf dessen beschränkte Weltanschauung ich einst mit solch' verachtendem Stolze herabgeschaut, was bist du doch im Grund ein weiser Philosoph gewesen! Noch höre ich deine damaligen Worte: ›Geplagte Handwerksleute sind wir Alle uns liebe, tägliche Brod.‹ Und ist das nicht unwiderlegliche Wahrheit? In dieser ganzen Staatsdienerscala, ist denn ein anderer Ton darin aufzufinden als der, einer mit armseligem Jahreslohn bezahlten. Und war ich denn selber was Anderes als ein Lohnarbeiter, so sehr man auch gewöhnlich den Mund vollnimmt von der freien Stellung eines Advokaten? Ein freier Advokat, daß Gott erbarm'! dem alle Welt bis zum gemeinsten Schacherjuden herunter für

ein paar elende Gulden seinen schmutzigen Rechtshandel auf den Rücken wirft, daß er ihn als scharfsinniges Lastthier auf des Rechtes schmalem Saumpfad durch all' die Kreuz- und Winkelzüge sophistischer Formen schleppe! Ja, sogar ihr hochgebietenden Minister selber, seid ihr nicht erst so recht die abgehetztesten Oberkärrner? Und so hundertmal ihr euch auch das wohlfeile Vergnügen machen könnt, vor euren submissesten Fröhnern den gewaltigen Herrn zu spielen, kommt nicht auch für euren Rücken Ort und Stunde, in der ihr ihn als alleruntertheinigste Diener krümmen müßt? – Ich aber beuge mein Haupt vor Niemanden mehr als vor Gott und der Wahrheit. Diese innere und äußere Freiheit, das ist der Grundstein alles Menschenglückes.

Wie ist mir mein neues Studirzimmer in dem alten Schloßthurme doch in diesen vier Wochen schon heimisch geworden, als sei ich seit Jahren dessen Bewohner gewesen! Der Lampenschimmer in diesem einsamen Gemach kommt mir viel traulicher vor, als einst in der Stadt. Und solch' tief innerliches Behagen habe ich lange, lange Jahre nicht mehr verspürt. Wie natürlich auch! Der innere Mensch in mir kommt wieder zu sich. Seine Kräfte können sich sammeln und klingen in harmonischer Stimmung. Der Handwerker uns tägliche Brod ist bei Seite geworfen. Nun sei du mir neben der göttlichen Natur und Freiheit zur dritten erhabenen Freundin erwählt, herz- und geistnährende Wissenschaft!

Seid mir gegrüßt ihr ernsten, inhaltsreichen Bücher, ihr beredten Zeugen von der Unsterblichkeit forschenden Menschengeistes! Die ihr aus diesem Schreine jetzt so einladend auf mich niederschaut, ihr sollt euch nicht umsonst hier um mich versammelt haben! Meine Einsamkeit sollt ihr fruchtbringend beleben, ganz anders als alles friedlose Gehetze der lauten Welt und alles eitle Geschmätz ihrer oberflächlichen Menschen. Den ewigen Weisheitsstrom der Weltgeschichte will ich um mich rauschen lassen. Der Himmelsthau der Denker und Dichter soll mein Herz stets frisch erhalten und die Wunderquellen der Natur sollen die göttlichen Gesetze ihres schaffenden Segens mir erschließen …

Alle Welt ist jetzt praktisch geworden und jagt nurmehr nach Brod, Sewinn und Ansehen. Des Lebens Ideale haben sich in das Reich der Kindermärchen zurückgeflüchtet. Das irdische Fachstudium hat die göttliche Philosophie, diese Königin alles Wissens, aus dem Felde geschlagen und deren goldenen Thronstuhl sich angemaßt. Selbst an ihren einst so ehrwürdigen Pflegestätten sitzt sie als altgewordenes Bettlerweib an der Thorschwelle; und verächtlich geht das neue Geschlecht an ihr vorüber, weil sie nur den Stein der Weisen in der Hand hält und sein hungerstillendes Stück Brod.

Pindarischer Liederschwung findet nur wenig andächtige Hörer mehr und der Tragödie erschütternder Ernst wie ihr reinigender Schauer ist unserer Zeit schier unerträglich geworden. Was erhebt und veredelt, was belehrt und mahnt, was in die heiligen Höhen und Tiefen

des Göttlichen und Menschlichen führt, das erzeugt bei der gebildeten Mehrheit Langeweile. Aber was flach und sinnenkitzelnd, was flüchtig unterhält und keinen mitdenkenden Geist, kein mitfühlendes Herz erfordert, das kann auf den Beifallsjubel der großen Menge sicher zählen. Ja, selbst in der hergebrachten Begeisterung für die, deren unsterbliche Kunst ein rüheres Geschlecht sammt seiner Pietät uns Enkeln vererbt, steckt heutzutage mehr Heuchelei als Wahrheit, weil unsere moderne Bildung sich anstandshalber schämt, vor der unbestreitbaren Höhe solcher Geistesfürsten die eigene Flachheit zu bekennen.

Aber ich will die geheime Kunst hier begreifen und ausüben lernen, auf dem wirklichen Boden des Lebens zu stehen, als praktischer Sohn meiner Zeit zu schaffen und vorwärts zu ringen und doch den Idealen des Lebens nicht philisterhaft den Rücken zu wenden. Und also will ich an der schützenden Hand der Wissenschaft das grenzenlose Zauberreich der Natur betreten und Gewinn erntend ihren Boden bebauen, ohne je im Sumpfe materialistischer Weltanschauung zu versinken oder auch nur von dessen aufsteigenden Dünsten das verklärte Antlitz eines höheren Geisteslebens trüben zu lassen.

Ja, du alte Stammburg eines in seinem letzten Enkel zu – Grunde gegangenen Geschlechts, fürchte nicht, daß

deine vielhundertjährigen Mauern jetzt entweiht oder erniedrigt worden seien, weil ich als Sohn eines bürgerlichen Vaters mich in dir häuslich niedergelassen. Mit gerechtem Stolze kann ich von mir und meinem Hause sagen: wer weiß, ob du je zuvor ein tüchtigeres, ehrenvolleres und geistigeres Mannesleben in dir beherbergt, als ich eines in dir leben werde; ob jemals ein edleres Bild deutscher Weiblichkeit in deinen Hallen gewaltet, als das meines bürgerlichen und doch so hochadeligen Weibes; und ob weise, fromme Kinderzucht mit ernsterem Sinne je noch in dir gehanchabt worden, als dir sie an meinen Kindern erschauen wirst ich f Nein, ich habe seine Furcht davor, als habe ich in kündiger Hoffahrt mich erhöht, da ich als wappenloser Burgherr in dir eingezogen. Licht ich, die neue Zeit war's. Die in mir, als ihrem Sohne, hier von der alten Besitz genommen, wie der rechtmäßige Erbe von der Hinterlassenschaft desabgestorbenen. Und nicht meine eigene persönliche That, nur die greifbare Erscheinung ist – des jenes anderen großen, unaufhaltsam sich erfüllenden Gesetzes – der Weltgeschichte.

Darum ruhig, mein Herz, und keine Furcht, die aus dem Grab ausgelebter Fahrhunderte heraufsteigt! Was soll mich kümmern, daß mir der Adelsschild der Vergangenheit gebricht? Der Geist der neuen Gegenwart hat das Diplom mir ausgefertigt, um als ein völlig Ebenbürtiger dieser alten Stammburg neuer Herr zu sein ...

Wer möchte daran zweifeln, daß Hermann diese Sätze mit der Meinung ungeheuchelter Wahrhaftigkeit in sein Tagebuch niedergeschrieben hatte? Und doch, schon

das Bedürfniß. Das darin versteckt liegt, seine neue Stellung als bürgerlicher Herr dieses alten Edelsitzes mit einer gewissen kulturgeschichtlichen Philosophie vor sich selber zu rechtfertigen, beweist, daß er als Gutsherr von Görzhausen doch noch nicht jene behagliche innere Ruhe und Sicherheit errungen hatte, mit der er zuvor in seiner Advotkanzlei selbst den höchstgestellten Clienten gegenüber aufgetreten war und in der Kammer die Rechte des Volkes vertheidigt hatte.

Wer sich bei nahender Gefahr zur Selbstermuthigung erst vorsagt, daß er keine Furcht habe, der verspürt sie meistens. Und wer sich zur Selbstberuhigung erst innerlich etwas zurechtlegen muß, und brächte er das auch noch so geschickt zuwege, in dessen Herzen ich gewöhnlich nicht Alles in Ordnung.

So hatte denn auch in Hermanns Stimmung dieses harmonische Gesammtgefühl, wie er es in der Traulichkeit jener Abendstunde in solch' trügerischer Selbsttäuschung ausgesprochen, nur sehr kurze Zeit nachgehalten. Und wie begreiflich! Gehört nicht vor Allem zur Fülle des Menschenglückes das Bewußtsein, sich von denen. Die mit uns denselben Fleck Erde bewohnen und die das alltägliche Leben mit uns in stete Berührung bringt, wenn auch nicht gerade geliebt, so doch mindestens geehrt und äußerlich anerkannt zu sehen? Und ist nicht das fremde, freudige Mitgefühl an unserem Glück, oder, wenn dieses fehlt, zur Noth auch f der Neid eine jener Bedingungen, die den Besitz unserer Glücksgüter in unserem Gefühle erhöhen machen, ja sogar deren Genuß uns erst so recht

inne werden lassen? Und gar bei einem solch' ungezügelten Manne, der von Kind auf mit heißblutigem Ehrgeiz darnach gerungen, in allen Alterstufen, allen Lebensstellungen immer unter seinesgleichen der Erste zu sein und auch als solcher unbestritten zu gelten, von der Steckenreiterzeit auf dem Rittersberg bis zur Ueberflügelung aller Kollegen in der Advokatenkanzlei und Volkskammer.

O dieser abermaligen Ironie des Schicksals, das Doctor Stark mit solch' gewaltsamer Hand zur Erhöhung seines Glückes hatte zwingen wollen! Wie verlor jetzt der Reiz seiner nunmehrigen freien Lebensstellung von Tag zu Tag mehr an befriedigender Macht, da kein fremdes Herz an diesem neuen Glück in edlem Mitgefühle sich freute, noch dessen Besitzer in unedler Hegung darum beneidete. Nein, das Allerschlimmste, was Hermann jetzt als Ortsherr von Görzhausen von der Außenwelt erfahren, und was er selber am allerwenigsten ertragen konnte, das war die allgemeine Gleichgiltigkeit gegen das neue Ideal seines Glückes, noch gepaart mit brütendem Haß und mehr oder minder hervorgekehrter Geringschätzung seiner eigenen Person. Aber freudige Theilnahme, liebloser Neid, nirgends, nirgends!

Alle Versuche des neuen Gutsherrn, mit der ihm in seiner Advokatenpraxis so geläufig gewordenen populären Art die mißtrauische Abneigung der Görzhaufener Bauern in freundliches Entgegenkommen umzuwandeln, es scheiterten sammt und sonders an der angebornen zähen Halsstarrigkeit dieser eigenartigen Menschenklasse. Was galt ihnen, die durch Hermanns neue Forst- und

Landwirthsschaft principien ihren Eigennutz so schwer gefährdet glaubten, dessen ritterliche Gesinnung? Wo sollten diese unter dem Druck alltäglicher schwerer Arbeit und niedriger Erwerbsucht verhärteten Herzen das Gefühl der Achtung hernehmen für Hermannds idealen Geist und seine erhabenen annextugenden, die vom selbst in der Brust des Landesherrn ein solch' dankbares Gedächtniß sicherten? Und was kümmerten sie sich zuletzt um das glorreiche Verdienst für die freiheitliche Entwicklung des ganzen Landes, das dem liberalen Abgeordneten nirgends abgesprochen werden konnte? Die einzige Zauberformel: »Abgabe von Waldstreu« hätte hundertmal eher das so vergeblich angestrebte Wunder ihrer Gesinnungsumwandlung bewirkt. Aber dieses Zauberwort hatte der neue Gutsherr um keinen Preis aussprechen wollen, weil er sowohl aus den dringenden Forststudien seines Försters, wie eigenen flüchtigen Schriftstudien, die zweifellose Schädlichkeit dieses althergebrachten Mißbrauches erkannt hatte, und weil es außerdem himmelweit der Gewohnheit seiner energischen Willenskraft ferne lag, der Unbotmäßigkeit fremden, trotzigen Andringens auch nur einen Fuß breit aus Schwäche oder diplomatischer Klugheit nachzugeben.

Als dann aber noch obendrein eine Deputation des Gemeinderathes im Sonntagsanzug sich ins Schloß begab, um nochmals wegen dieser Streuabgabe, als einer wahren Lebensfrage für das ganze Dorf, die Dringlichsten Vorstellungen zu machen, da demonstrirte ihnen der

neugebackene Gutzbesitzer nach bestgemeinter Ueberzeugung mit großer Berechsamkeit vor, wie sie eben das veraltete und von der ganzen modernen Wissenschaft verurtheilte System der Dreifelderwirthschaft verlassen und zu dem andern, einzig rationenen des Fruchtwechsels übergehen sollten. Mit scharfsinnigen Beweisen jetzte er dann auseinander, daß sie so durch ausgiebigere Viehzucht und reichere Körnerernte auf kleinerer Fläche den Abgang von Waldstreu gar nicht mehr inne würden und ihm ganz sicher später noch darum danken müßten, daß er durch Abschaffung dieses verderblichen Mißbrauches sie genöthigt habe, von ihrem Bauernschlendrian sich auf die Höhe der Zeit hinaufzuschwingen. Und den Görzhausener Gemeinderäthen sammt dem Ortsvorsteher ward von all' diesem »neumodischen, gelehrten Kram,« wie sie des Doctors Reden innerlich nannten, wohl ebenfalls so dumm, als ging' ihnen ein Mühlrad im Kopf herum. Aber mit solch' weisheitsbedürftiger Wißbegierde, wie jener Schüler im Faust den maskirten Geist der Verneinung angehört, und mit solch' scheuer Ehrerbietung, mit der sich dieser schließlich vor dem falschen Doctor Faust zum Abschied verneigt hatte, waren diese anderen gezwungenen bäuerlichen Schüler vor dem wahren Doctor Stark weder dagestanden noch von ihm fortgegangen, Sie hätten überm Dociren seiner neuen

Bauernweisheit ihm vielmehr geradezu ins Gesicht gelacht, wäre nicht der Zorn über ihre Lippen noch mächtiger gewesen, weil sie nur teuflischen Hohn aus Hermanns Reden ich mißtrauisch herauswitterten. Auch hatte sein Einziger ihm blieb ich gleich jenem Schüler das Stammbuch zum Einschreiben hingehalten. Aber sie selber hatten von nun an seinen Namen mit dem Handzeichen unversöhnlichen Erolles in ihr Herz geschrieben. Und als sie ihm trotzigen Blickes endlich den Rücken gewendet, da war schwer zu entscheiden, welches Gefühl von jetzt an dem neuen Gutsherrn gefährlicher sei und ihm schlimmere Tage in Aussicht stelle, der rachegierige Haß gegen ihn, oder der derbkörnige Bauernspott, der ihn von nun an unter dem Spitznamen »Bauerndoctor« stundenweit über die Gutsmarkung hinaus lächerlich machte.

Seit diesem Tage ward Doctor Stark jeglicher Mühe überhoben, die Grüße irgend eines Görzhausener Bauern noch dankend erwiedern zu müssen, obwohl sie kurze Zeit nach Hermanns Einzug sogar in widriger Höflichkeit sich gegeneinander überboten hatten, so lange sie hoffen konnten, mit krummen Rücken die Gesinnungsänderung des neuen Gutsherrn zu erschmeicheln. Selbst die Schulkinder achteten mehr auf das allgemeine Losungswort ihrer Väter, vor dem Bauerndoctor wie seiner Frau ja ihre Mütze nimmer zu lüpfen, viel gehorsamer, als auf des

Pfarrers umgekehrte Mahnung, weil ihnen die angedrohte väterliche Ohrfeige: doch eine heilsamere Furcht einsagte, als der jedenfalls nicht handgreifliche Verweis ihres Seelsorgers. Kaum daß einige ärmere Taglöhner und Holzhauer sich noch getrauten, vor Hermann und Helene den Kopf zu entblößen, und dann nur, wenn sie seine lauernden Bauern in der Nähe wußten. Wie heimisch wäre dagegen solch' unheimliche Heimath die fremdeste Fremde gewesen!

Und nicht einmal gegen Andere aussprechen konnte Hermann seinen innern Unmuth über diesen unerhörten Umtausch solcher Geringschätzung gegen das frühere Uebermaß von Ehren in der Herzogsstadt. Denn hatte ihm nicht Pfarrer Faber in treuester Freundessorge von seinem gefährlichen Vorhaben gleich dringend und vergeblich abgerathen, wie Helenens angstvolles Frauenherz? Nun wollte er auch ganz allein in schweigsamer Verbitterung die Folgen dessen tragen, was er mit solcher Heißblütigkeit des Willens gegen alles Warnen der Freundschaft und Liebe durchgesetzt hatte. Kein Wort der Klage kam über seine Lippen. Aber auch der äußere Wiederschein innerer Befriedigung glänzte nur sehr selten mehr in seinem, ernster denn je dreinschauenden Blicke.

Wo hätte aber auch Helene noch Worte des Trostes und der Ermuthigung für Hermann hernehmen sollen? War doch ihr selber alle innere Kraft nöthig geworden, um jetzt mit der alten, milden Macht ihrer Weiblichkeit in diesem ihr so unheimlichen Schlosse als Hausfrau, Gattin

und Mutter zu walten und durch den erwärmenden Sonnenschein ihres Liebeshimmels die kalten Wolken draußen immer wieder verwehen zu machen. Denn wie war ihr selber das Herz so schwer, so gedrückt von prophetischer Angst, wenn sie in den hohen, gewölbten Gemächern einherging! War ihr's doch oft, als hörte sie den Schritt nahenden Unglücks darin widerhallen! Ging sie über die Steintreppe aus und ein, dann war ihr's, als ob die alten Linden ihr zurauschten: »Was thut ihr hier?« Und die zwei eingemauerten Ritter schienen ihr zu sagen: »Hier ist nicht euer Platz und nicht euer Bleibens.« Und trat sie dann und wann in den Ahnensaal, darin an den öden Wänden, die zerstreuten Stark'schen Vorfahren hingen, so blickten diese sie jetzt noch viel ernster und trübsinniger an als zuvor im Erkerhaus der Herzogsstadt, und immer wieder rief sie ihnen bittend zu: »Ach nur mir, der Schuldlosen, zürnet nicht!«

Auf diese Verdemüthigung Hermanns durch Bauernstolz sollte indeß noch eine andere folgen, die bei weitem noch tiefer sein Herz verwundete. Er hatte sich bei seinem Einzug in Görzhausen fest vorgenommen, seinen adeligen Gutsnachbarn seinen förmlichen Antrittsbesuch abzustatten, weil er zu stolz gewesen, sie zu dem Glauben zu verleiten, als wolle er sich als bürgerlicher Gutsherr ihnen aufdrängen. Er hoffte vielmehr durch zufälliges Begegnen des einen oder andern nach freier Auswahl nähere freundschaftliche Beziehungen anknüpfen zu können. Endlich aber hatte ihn seine unerträgliche

Isolirtheit auf dem eigenen Edelsitze doch dazu getrieben, wenigstens jenen paar Mitgliedern des in der Nähe begüterten Landadels durch einen ersten Besuch näher zu kommen, die er durch geschäftliche Beziehungen aus seiner früheren Praxis bereits kannte und deren vollster Hochachtung und freundschaftlicher Aufnahme er zweifellos sicher sein konnte.

Darunter zählte in erster Reihe der Baron von Knyppurg, ein reicher Landedelmann von etwas gar zu naturwüchsiger Derbheit, der aber dennoch in seinem früheren vielfachen Geschäftsverkehr mit Hermann stets bemüht war, den ganzen Vorrath seiner Höflichkeit auszugeben, so daß wenigstens Doctor Stark sich niemals auch nur über ein einziges verletzendes Wort seines Clienten zu beklagen gehabt hatte. Er war sogar einmal drei Tage mit aller Gastfreundschaft auf Schloß Knyppurg beherbergt worden, als er das freiherrliche Archiv nach wichtigen Dokumenten durchsuchte. Und überdies hatte er sich der zarten Aufmerksamkeit zu rühmen, daß ihn die Baronin, eine durch die Schuld ihres ersten Mannes geschiedene Gräfin Limburg, zum besonderen Danke für ihr durch Hermanns juristischen Scharfsinn wieder errungenes streitiges Heirathsgut, mit einem eigenhändig gestickten Lesepult beschenkte, so daß auch der ihr nachgesagte Stolz wenigstens in Bezug auf Doctor Stark dadurch gewiß gründlich widerlegt zu sein schien. Mit wie sicherer Hoffnung auf ehrenvollsten Empfang und ferneren freundlichen Verkehr konnte Hermann daher wenigstens diesen Gutsnachbarn heimsuchen, um durch dessen

Vermittlung dann von selber auf anderen nahe liegenden Edelsitzen aufgeführt zu werden!

Und so fuhren denn eines schönen Sommerabends Hermann und Helene, die mit schwerem Herzen, aber schweigendem Gehorsam seiner Einladung gefolgt war, nach dem eine Stunde entfernten freiherrlichen Schloß Knyppurg zum ersten Besuche. Die Equipage des Görzhausener Gutsherrn konnte sich mit jeder gräflichen an Eleganz messen, und auch die Livrée des Kutschers zeugte gerade in ihrer gewählten Einfachheit vom feinen Geschmack seines Herrn. Dazu Hermann und Helene selber, deren Physiognomie, Haltung und Toilette auch den scharfsichtigsten Kenner des aristokratischen Typus dennoch sehr stark über ihre bürgerliche Abkunft in Zweifel lassen mußte. Es war daher auch nicht zu vermundern, daß, als das stattliche Gespann in den umschlossenen Burghof trabte, zwei gerade in der kühlen Treppenhalle flanirende, reich gallonirte Bediente dienstfertigst herangesprungen kamen, um der ihnen unbekannten »Herrschaft« zum Aussteigen zu verhelfen. Freilich vermißte der ältere, raffinirtere Kammerdiener mit seinem glatten Gesichte sogleich auf den ersten lauernden Blick irgend ein Adelswappen am Kutschenschlag, so daß sein Respekt schon bedeutend nachließ; und der vollbärtige Jäger machte sich im Nu skrupulöse Gedanken darüber, daß keiner seiner Collegen vorn auf dem Bocke neben dem Kutscher saß, was doch nach seiner erleuchteten Weltanschauung nothwendig der Fall sein müßte, wenn es wirklich etwas »Nobles« wäre. Ein flüchtiger,

naserümpfender Zug ihrer sich begegnenden Bedientengesichter bestätigte das gegenseitige Einverständniß dieser gegründeten Zweifel. Da sie sich indessen doch noch nicht recht auskannten, und das Trinkgeld nicht ohne Noth gefährden wollten, beobachteten sie vor der Hand eine zurückhaltende Höflichkeit. Hermann, der die Oertlichkeit von früher genau kannte, führte Helene sogleich aus dem Schloßhof ins offenstehende Treppenhaus, das zugleich zur malerischen Waffenhalle ungemein romantisch ausgeschmückt war. Der Herr Kammerdiener folgte verwundert und fragte seiner offiziellen Stellung gemäß schon ziemlich von oben herab, wen er denn eigentlich der gnädigen Herrschaft zu melden habe.

»Doctor Stark von Görzhausen nebst Frau,« antwortete Hermann mit gemessenem Stolze.

»Baron Stark?« fragte der hoffährtige Bedientenschelm, nicht ohne einen gewissen spöttischen Ton in dieser verlegenden Frage.

»Nein, nicht Baron, nur einfach bürgerlich: Doctor Stark,« betonte Hermann schon mit Unwillen und finsterem Blick. »Melden Sie uns!«

»So, so! Also nur Doctor Stark; ganz wohl,« wiederholte hochnasig unter Händereiben der Kammerdiener. »Ganz wohl. Ich werde Sie melden. Aber ich kann wirklich nicht sagen, ob der Herr Baron gerade zu sprechen sind, da Sie ie gewöhnlich um diese Stunde zu schlafen pflegen.«

»Dann melden Sie uns der Frau Baronin!« herrschte Hermann gebieterisch ihn an.

»Der Frau Baronin?« fragte dieser mit großen Augen. »Frau Baronin sind, glaub' ich, in den Park spazieren gegangen.«

»Aber so melden Sie uns einmal!« stampfte Hermann zornig mit dem Fuße. »Wenn Niemand zu sprechen ist, so geben wir unsere Karten ab. Verstanden? Und nun gehen Sie! Es ist die höchste Zeit.«

Es müßte dieses glatte, kecke Gesicht nicht einer echten Bedientenseele angehört haben, wenn durch dieses bestimmte, herrische Auftreten sich doch nicht zuletzt eine Mischung von Eingeschüchtertheit und Respekt darauf abgespiegelt hätte. Dieser Doctor Stark mußte doch nichts so »ganz Ordinäres« sein oder mindestens bei der gnädigen Herrschaft einen gewaltigen Stein im Brett haben, weil er sich einen solchen schon herauszunehmen getraute, philosophirte der Kammerdiener innerlich; und nach einem äußerlichen Katzenbuckel schlich der gallonirte Schwätzer ohne weitere Worte die Treppe hinauf zwischen den Waffentrophäen und vergilbten Fahnen zerronnener Jahrhunderte.

Der Sohn seiner Zeit aber stand zuwartend in der kühlen Halle, heißen Brand im Herzen und bitteren Unmuth auf der Lippe, indessen Helene sich unbemerkt wie ein ergebenes Opferlamm über die feuchte Wimper fuhr.

Einige Minuten darauf rief der Kammerdiener von oben herab: »Herr Baron sind zu sprechen.« Aber in dem hochmüthigen Klange dieses Bedientenechos war für jeden Unbefangenen der sich auf die Melodie »wie der Herr, so der Diener« verstand, auch ziemlich genau der

höchst fragliche Ton freudiger Ueberraschung herauszuhören, mit welcher der Freiherr die Meldung seines Kammerdieners ungefähr erwiedert haben mochte.

Hermann war im Anblicke dieser mittelalterlichen Rüsthalle in so ganz andere, ernste Gedanken über Vergangenheit und Gegenwart versunken, daß ihn der Ruf des Kammerdieners bloß aus seinem Traum erwachen machte, ohne daß er auch darin den verletzenden Ton gewahr wurde. Und nur Helenen geschah's, als ob neben dem ausgesprochenen Satze: »Der Herr Baron sind zu sprechen,« auch der andere, verschwiegene: »Aber Ihr Besuch ist ihm nichts weniger als angenehm,« ihr tiefbeleidigend in Ohr und Herz gedrungen wäre. Jedoch in keinem Zuge ihres Gesichtes ließ sie sich's merken und auch diesmal verdemüthigte sie sich innerlich, da sie jetzt an Hermanns Arm hinaufstieg, um derselben opferheiligen Liebe willen, mit der sie ihm erst nach Görzhauden und nun auch hieher als guter Engel gefolgt war.

Der Kammerdiener ging den Beiden durch einen langen, gewölbten Corridor voran und öffnete ihnen schweigend eine Flügelthüre. Dann wandte er ihnen mit spöttischem Achselzucken den Rücken und lachte auf dem Gange vor sich hin: »Ha, ha! der Görzhausener Bauerndoctor, der in der ganzen Umgegend schon wie ein schlechter Groschen bekannt ist. Hab' ich den Beutelschneider doch jetzt auch einmal gesehen! Ist das eine Keckheit, so mir nichts dir nichts uns hier ins Haus zu fallen, als ob er unseresgleichen wäre! Na, nach! wünsche guten Appetit zur Unterhaltung mit meinem Gnädigen;

der ist gerade jetzt in der besten Laune, wo er eben den Verwalter wieder einmal tüchtig abgekapitelt hat. O du hochmüthiger Manschettenbauer! Mir commandiren zu wollen und mit dem Fuße zu stampfen, als ob der was Vornehmeres wär', als ich selber! Na, wart' nur, was mein Gnädiger so freundlich sein wird!«

Hermann war mit Helenen in einen eleganten Salon eingetreten, als der derbknochige Baron, das Bild eines wohlgenährten Landedelmannes, aus einem Seitenzimmer ihnen entgegenkam und zwar ganz in der Stimmung, von der sein Kammerdiener im vorigen Monologe gesagt, mit zornrothem Gesicht und mühsam seinen Aerger unterdrückend. Auch der Ton seiner Stimme konnte auf den Ausdruck besonders freudiger Bewillkommnung durchaus keinen Anspruch machen, was indessen auch gar nicht beabsichtigt war.

»Ah guten Morgen, oder vielmehr *bon soir*, Herr Doctor! Wahrscheinlich Frau Gemahlin? Meine Frau läßt sich entschuldigen; sie hat einen enormen Katarrh. Aber bitte doch, Platz zu nehmen.«

Die Gäste setzten sich, der Handbewegung des Barons entsprechend, auf eines der vielen freistehenden Sophas. Er selber ließ sich auf einem amerikanischen Schaukelstuhl nieder, den er dessen Bestimmung gemäß auch sogleich durch nachlässiges Hin- und Herwiegen mit gekreuzten Beinen in Bewegung setzte. Helene schlug über dieser Verletzung nicht nur alles cavaliermäßigen, sondern ganz gewöhnlich bürgerlichen Anstandes beschämt

die sanften Augen nieder, und, was unendlich selten geschah, der innere Unmuth färbte ihre zarten Wangen. Aber Hermann schnürte es fast die Kehle zusammen, als er einen raschen Seitenblick nach ihr that, und er mußte sich alle Mühe geben, um seine Eingangsworte in schneidender Betonung hervorbringen zu können.

»Sie werden es begreiflich finden, Herr Baron, daß ich in meinem neuen Wohnsitze dem Wunsche nicht widerstehen konnte, in der Erinnerung an unsere früheren, vielfachen und freundschaftlichen Beziehungen Ihnen meine nachbarliche Aufwartung zu machen, und Ihnen, sowie der Frau Baronin, meine liebe Frau vorzustellen, natürlich nur unter der bestimmten Voraussetzung, daß wir Beide in Ihrem Hause nicht unwillkommene Gäste seien.«

»O ganz und gar nicht,« fiel der Baron mit einem gelangweilten Ausdruck ein, der diese Versicherung völlig werthlos machte. Dann platzte er heraus: »Aber uns Himmelswillen sagen Sie mir nur, wie haben Sie Ihre so einträgliche Praxis aufgeben können, ein so gescheidter Kopf wie Sie? Und wo Sie mitten im besten Zuge waren, ein steinreicher Mann zu werden, wollen Sie den Bauern machen und gar, wie ich mir sagen ließ, die Oekonomie selber betreiben! Oder ist das am Ende nur ein Bauerngeschwätz?«

»Nein, Herr Baron! So ist es in der That,« entgegnete Hermann mit dem ganzen, tief verletzten Stolze, dessen sein Wort und Gesichtsausdruck nur fähig war. »Und ich habe auch nicht die mindeste Angst davor; denn was ich

mir einmal mit festem Willen vorgenommen, glaube ich auch durchzuführen, dort als Advokat so gut, wie hier all Gutsbesitzer.«

»Na, dann gratulir' ich Ihnen zu Ihrer Courage,« polterte der Landedelmann wieder plump ihm nach. »Und ich wünsche nur, daß Sie dabei um ein Zehntel so gut Ihre Rechnung finden, wie einst in Ihrer Advokatur.«

»Sie sind sehr gütig,« entgegnete Hermann bitter. »Indeß habe ich ja gerade aus Ihrem Munde stets die Selbstbewirthschaftung früher immer so sehr rühmen hören.«

»So, wirklich?« lachte der Baron hinaus. »Hab' ich das gesagt? Ja, das sag' ich im Grund auch heute noch, heißt das, für den Adel. Denn es liegt ein gewisses patriarchalisches *Comme il faut* darin und gehört zu unserer Stellung auf dem Lande. Bei alledem schaut aber blutwenig dabei heraus. O in den Büchern liest sich das ganz magnifique; aber glauben Sie meiner Erfahrung: ich hab's jetzt zehn Jahre nach dem alten Bauernschlendrian getrieben und nun schon wieder fünf mit dem ganzen gelehrten Schwindel, aber der alte Spruch: ›Was der Pflug gewinnt, verzehrt das Gesind,‹ ist das einemal so wahr geworden wie das andere. Indessen, verstehen Sie wohl, ist das immer noch ein großer Unterschied zwischen mir und Ihnen. Erstens wirthschafte ich nur mit meinem eigenen Gelde und drängt kein Hypothekgläubiger auf Zinszahlung, und dann, wenn die Ernte fallirt, so sind eben doch noch immer meine sicheren Coupons zur Aushilfe da. Aber, mein Verehrtester, auch noch mit fremdem

Gelde wirthschaften zu müssen, keine zwei Procent einzunehmen und vielleicht fünf schuldig zu sein, dazu diesen ewigen Aerger mit dem Wetter, mit diesen Hallunken von neumodischen Verwaltern, die nie genug Geld aus Einem herauspressen können, ach, und erst dieses Gehetz mit dem heutigen Gesind oder vielmehr Gesindel! Haha, warten Sie nur, Sie werden schon selber noch sehen, wie Ihre so gepriesene liberale Aera sich pitoyabel in der Praxis ausnimmt, wo Einem der Amtmannsstock hinten und vorn abgeht, und uns jeder Taglöhner zuletzt ins Gesicht lacht. Aber, Ihr Herren von der Kammer glaubt ja dadurch unsere heillose Zeit radikal zu kuriren. Na, geben Sie nur Acht, wie denn Sie mit den dicken Bauernschädeln zurecht kommen! Uebrigens gratulire, gratulire zum neuen Besitzthum. Aber wollen Sie den Hut nicht ein wenig ablegen?« –

Mitten in diesem sprudelnden Ergusse von chevaleresken Höflichkeiten und discreten Anspielungen trat der liebenswürdige Kammerdiener herein und schmunzelte unterwürfig: »Gnädiger Herr! der Thee ist bei der Frau Baronin servirt.« Dabei lauerte er indeß, ob der Baron seine Gäste bleiben heißen werde oder nicht, um je nach diesem Barometerstande seine Haltung bei der Abfahrt einrichten zu können.

Doctor Stark aber kam der Befriedigung dieser Bedientenneugierde rasch entschlossen zuvor, stand auf, worin Helene wie erlöst ihm nachfolgte, und sagte nun mit Umtausch der gegenseitigen Rollen im vornehmsten Cavalierstone:

»Sie entschuldigen, Herr Baron, daß wir Sie so lange belästigt. Schon Ihre ersten Begrüßungsworte hätten mich zwar nicht sehr stark in Zweifel gelassen, was um unsert- wie Ihretwillen dem Anstande wohl entsprechender sei, sogleich uns wieder zu empfehlen oder sitzen zu bleiben und Ihre zarten Reden stillschweigend anzuhören. Aber, offen gestanden, es war mir zur Vervollständigung meiner Menschenkenntniß doch allzu interessant, das letztere vorzuziehen, als daß ich diese wohl nie wiederkehrende Gelegenheit versäumt haben möchte, mein bürgerliches Herz vollauf davon zu überzeugen, daß man als Edelmann geboren sein kann, ohne sich deßhalb auch schon echten Adels rühmen zu dürfen, und auch umgekehrt. Hiemit habe ich die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen und Ihrer Frau Gemahlin gute Besserung zu wünschen.«

Es gibt einen so edlen, zürnenden Mannesstolz, daß auch die plumpste Derbheit, die ihn mit Unrecht beleidigt hat, wie in wehrlosem Banne vor seinem gerechten Urtheilsspruche dasteht. In einem solchen Momente verneigte sich jetzt der Doctor Stark sammt seiner Frau vor dem bis zur Sprachlosigkeit verblüfften Baron, und Beide schritten voll stolzen Selbstbewußtseins hinaus in den Corridor. Selbst die Keckheit des Kammerdieners hatte sich jetzt in ein paar groß aufgethane Augen scheu zurückgezogen, die bald den gnädigen Herrn, bald die beiden Davongehenden in stummer Verwunderung anstarrten.

Als bald darauf der Wagen des Doctor Stark aus dem Hofe fuhr und dessen Räderrollen bis in Theezimmer hinaufschallte, fragte die völlig katarrhlose Baronin umsonst ihren schweigsamen Gemahl, was er doch mit diesem Advokaten und seiner Frau so gar Ernstes geredet habe. Aber der Kammerdiener, der seitwärts am brodelnden Theekessel stand, schmunzelte hochbefriedigt in sich hinein, weil die Grobheit seines Herrn endlich einmal ihren rechten Mann gefunden hatte, vor dem sie verlegen verstummen mußte. Nun war der »Bauerndoctor« urplötzlich um hundert Prozent in seiner Achtung gestiegen. – Bedientenseelen!

Welch' besonderer Unstern hatte den Doctor aber auch gerade zu diesem Gutsnachbarn zu allererst geführt, um solche bittere Erfahrung mit nach Hause zu nehmen! Wie so mancher andere alte Edelsitz hätte sicher den vormaligen Advokaten nun auch als neuen Gutsnachbarn nach allen Geboten ritterlicher Gesittung freundlichst willkommen geheißen! Und verkehrten die Adelsfamilien der umliegenden Güter gewöhnlich auch nur in festgeschlossenen, ebenbürtigen Kreisen, wie das die Gewohnheit der Verhältnisse so gut mit sich brachte, als es Kaufmanns-, Offiziers- und Gelehrtenkreise gibt, so hätte doch ohne Zweifel nicht ein einziger Cavalier das Gebot des Anstandes in solch' plumper Weise gegen Hermann und Helene mehr verletzt, wie es der Baron von Knyppurg gethan, und auch dieser am Ende viel weniger aus böser Absicht als Mangel an feinerem Zartgefühl.

Zudem spielte dieser etwas gar zu unblasirte Cavalier elbst unter seinen eigenen Standesgenosen stets die Rolle des derben Naturburschen und *enfant terrible*, und man hätte aus den verschiedenartigsten Scenen, die er auf den umliegenden Schlössern schon dramatisirte, eine ganz ergötzliche Komödie zusammensetzen können. Dem Baron von Knyppburg nichts übel und es mit seiner Manier nicht genau zu nehmen, das war das allgemeine Losungswort, dessen Befolgung allein den Umgang mit ihm erträglich und sogar oft höchst belustigend machte.

Hermann aber, der von alle dem keine Kenntniß hatte, verwechselte jetzt diese Ausnahme mit der Regel, und trug einen unversöhnlichen Groll gegen den ganzen Stand mit sich heim, der doch für Unarten eines einzelnen Mitgliedes, von welchen er selber oft genug zu leiden hatte, in keiner Weise verantwortlich war. Selbst seine adeligen Kammercollegen, unter denen er einige ganz vertraute Freunde zählte, hatte er jetzt im Verdacht, daß sie den früheren hochgeehrten Advokaten nun wohl ebensowenig all neuen Burgherrn von Görzhausen gelten lassen würden.

Er müßte nicht der alte Hermann Stark gewesen sein, um auch in diesen Empfindungen sein besonnenes Maß zu halten.

Trotzdem, daß sein schneidiges Abschiedswort dem Baron so ritterlich seinen rohen Empfang heimgezahlt hatte, war es doch eine freudlose, wortkarge Heimfahrt. Ja, wenn bei aller plumpen Verletzung gastfreumdlichen Anstandes nicht doch auch unendlich viel Wahrheit in

den freiherrlichen Reden geborgen gewesen wäre! Aber das war ja eben der noch viel schärfere Stachel, der in Hermanns Herzen sich festgesetzt, daß er sich fort und fort in verschwiegener Brust jetzt sagen mußte: »Der Mann hat mich zwar schwer beleidigt, ich werde ihn nie mehr wiedersehen, so wenig wie irgend einen andern Aristokraten. Aber er hat mir dennoch schmerzliche Wahrheiten gesagt, und ich kann nimmer rückwärts.« –

Und was dachte wohl auf dieser Heimfahrt Helene? Schau ihr in die thränenunterdrückenden Augen! Betrachte den schmerzlich ergebenen Zug um ihren lieben Mund! Willst du noch mehr erfahren?

»In anderen, ehrwürdigen Hallen will ich die Harfe unseres Glückes wieder aufhängen, die mir die Hand der Welt so arg verstimmt, und singen soll sie uns von unseren alten glücklichen Tagen, nur von der Lerchen Frühlingsjubel, nur von grüner Wipfel und goldener Aehren Rauschen oder des ewigen Himmels Sturm begleitet.« –

Nun wohl! Sieh' hin, schon sind die Beiden der neuen Heimath ganz nahe. Dort unten liegen sie, diese ehrwürdigen Hallen. Die Lerchen singen ihr Abendlied und die Aehrenfelder flüstern drein. Aus grünen Lindenwipfeln ragen die Schloßthürme und über der Bergwand des Görzhausener Thales zieht eine schwarze Wolkenwand heran. Schon zuckt der Blitz, schon rollt der ferne Donner, und bald wird losbrechen der Sturm des ewigen Himmels. Alles, Alles, die ganze Natur ist jetzt bereit, das Lied

dieser Harfe von Hermanns und Helenens alten glücklichen Tagen zu begleiten, wie er ihr einst so begeistert verheißen. –

Aber wo ist diese Harfe jetzt aufgehängt? – Wer vermag ihr Klingen zu hören? –

III. Schöner Sommer und liebe Gäste.

»Man soll vom Leben nichts erzwingen wollen.« – Diesen populär philosophischen Satz spricht der Hochgestellte und Gelehrte gelegentlich so gut aus, wie der Mund der Einfalt und Niedrigkeit, mögen sie auch in noch so verschiedenen Graden sich der Tiefe dieser Lebensweisheit bewußt sein. Denn, haben wir auch seit dem Sonnenaufgang christlicher Wahrheit uns der Angst vorm Neide der Götter entschlagen, von der in der Dämmerzeit der alten Welt die Edelsten und Frömmsten oft plötzlich überfallen wurden, daß sie dann nur mit zögernder Hand den Becher höchsten Glückes an die scheue Lippe brachten – so stehen doch auch wir noch immer unterm angebornen Gesetze heiliger Furcht, daß der menschlichen Begier nach Glück eine göttliche Schranke gesetzt sei, die ungezügeltes Ringen nicht straflos dürfe niederwerfen. Und eine innere Warnerstimme sagt uns, daß wir unser Glück nicht ohne Noth und mit gewaltthätigem Stolz auf Bahnen reißen sollen, die des Lebens vorgezeichneter Weg uns verschlossen hält, weil sonst Unheil unserm durch eigene Schuld verirrten Heile

strafend auf der Ferse folge. – So beglaubigt das Bewußtsein unserer eigenen Ohnmacht gegenüber der Uebergewalt keck herausgeforderten Geschicks die demuthsvolle Weisheit: »Wir sollen vom Leben nichts erzwingen wollen.«

Diese Stimmung war's, die nach dem so niederdrückenden Besuch auf Schloß Knyppurg den vormaligen Advokaten und neuen Burgherrn mit jäher Macht befallen hatte. Und all' sein nunmehriges Hin- und Herschwanken zwischen überkühnem Hoffen und muthlosem Verzagen, zwischen stummen Vorwürfen und deren betäubender Beschwichtigung – das Alles klang jetzt bei Hermann in dem einzigen, aber stets nur sich selber eingestandenen Satze zusammen: »ich hätt' es nicht erzwingen sollen.«

Ob es wirklich ein gar so schlimmer Stern gewesen, der ihn zu jenem ungastlichen Edelsitze zu allererst geführt hatte?

Dieser verstimmende Eindruck währte indessen nur wenige Tage. Hermann Stark war keine jener weich- und mattherzigen Naturen, die sich allzulange von düsterer, furchtsamer Stimmung überwältigen und den ausgespannten Fittig energischer Willenskraft sogleich für immer erschlaffen lassen. Wie es ihn schon damals als siebenjährigen Gassenbuben unwiderstehlich gereizt, jenes gefährliche Dohlennest in der Kaiserburg zu erklimmen, gerade, weil seine Kameraden an seinem Muth und der Möglichkeit, hinanzukommen, gezweifelt hatten, so ward er auch jetzt als nun achtunddreißigjähriger Mann

durch den Trotz und Spott der Bauern, wie durch den von ihm irrthümlich geglaubten Hochmuth seiner adeligen Gutsnachbarn erst recht aufgestachelt, mit dem ganzen Aufwand seines genialen Scharfsinns und heißblütigen Willens seinem selbstgeschaffenen neuen Schicksal kämpfend die Stirne zu bieten.

Nun begann Doctor Stark, mit ungestüm eisernem Fleiß das ganze Feld landwirthschaftlicher Wissenschaft, der alten wie neuesten, aufs gründlichste zu durchforschen. Seine wieder aufgefrischten Erinnerungen aus der schwiegermütterlichen Musterwirthschaft des Haidehofs führten ihn wenigstens auf ein nicht völlig unbekanntes Gebiet. Und der schon jetzt in Dienst getretene, sehr intelligente zukünftige Gutsverwalter, auf den vortrefflichen Schulen von Hohenheim und Tharand gebildet, und namentlich in der Agriculturchemie gründlich zu Hause, half die Lücken in den Kenntnissen des unerfahrenen Gutsherrn ergänzen und brachte das nöthige Licht ins Dunkel seines Verständnisses. Hermanns Arbeitszimmer im Schloßthurme war nun mit Flurkarten ringsum behangen, in deren Studium den ganzen Sommer über ein völlig neuer Wirthschaftsplan ausgearbeitet ward, nach solch' zweifellos bewährten Principien der neuesten Wissenschaft, daß der gelehrteste Fachprofessor ebenso wie der gewiegteste Praktiker neuerer Schule dazu seine Bestätigung gern ertheilt haben würde. Daneben ward er

in der Geduldsarbeit nicht müde, an der Hand wissenschaftlicher Erfahrungssätze ganze Monate lang die genauesten tabellarischen Wahrscheinlichkeitsberechnungen seiner zukünftigen Ausgaben und Einnahmen herzustellen, um nach seiner Meinung sogleich auf untrüglich realem Boden die neue Wirthschaft zu beginnen, und mit klarem, furchtlosem Auge der Wirklichkeit seiner jetzigen Lage in Gesicht zu schauen. Und als er endlich mit Hilfe der erforschten Bücherweisheit und des theoretisch durchgebildeten, aber gleich ihm selber praktisch unerfahrenen Gutsverwalters, zum freudigen Endergebniß gelangte, daß selbst bei einer geradezu lächerlich niedrigen Durchschnittszahl der Einnahmen und ebenso übertrieben hohen Ausgaveposten sein eingebrachtes Vermögen sich ohne allen Zweifel nicht nur ganz gefahrlos, sondern sogar vortrefflich verzinse, und daß somit sein neues Glück wahrhaftig nicht auf Flugsand gegründet sei, da verspürte der ganze, alte Hermann Stark wieder die siegreiche Kraft seines Geistes, der Alles und Jedes, was er einmal sich vorgesetzt, auch erreichen müsse. Das ungebrochene Vertrauen auf seinen immer gleich hellen Glücksstern hielt wieder in seinem Herzen trotzigen Einzug.

Wie das seine fieberhafte Ungeduld jetzt noch mehrte! Wenn doch der Herbst nur jetzt auf Sturmesschwingen herbeigeflogen käme, daß diese langweiligen Pächter abzögen, und er als unumschränkter Herr seines Besitzes diesen ganz vortrefflichen Musterwirthschaftsplan vom todten Papier ins praktische Leben übersetzen könnte!

– »Grau, Freund, ist alle Theorie, doch grün des Lebens goldner Baum!« – Wahrlich, jetzt sollte dieser Ausspruch an seinem neuen Beruf in staunenerregende Erfüllung gehen! Ja! so wahr genialer Geist und heroische Willenskraft keine todten Begriffe sind, sondern frucht- und zinstragendes Kapital, weder Bauer noch Edelmann sollten ihn jemals als Gutsherrn einen Narren oder Schwätzer heißen. Und wie er einst seinem Amtmann doch noch zuletzt einen gar gründlichen Respect vor seiner Doctorwürde abgerungen, so sollte auch jetzt der »Bauerndoctor« all' seine armseligen Verspötter und Bekrittler großartig beschämen. Schon zauberte seine erhitzte Phantasie sich die Zeit vor, in der die Görzhausener Bauern mit großen Augen und scheelsüchtigen Herzen an seinen Feldern und Wiesen vorübergingen, weil diese durch ihren üppigen Stand auf Stunden Weges weit aus allen andern hervorragten. Schon hörte er im Geiste rings auf den Edelhöfen von seiner trefflichen Musterwirthschaft reden, und sein auf Schloß Knyppurg so schwer beleidigter Stolz malte sich mit wonnigem Hochgefühl den heimlichen Neid und Aerger der adeligen Nachbarn aus, daß er, der bürgerliche Gutsherr, ihre veralteten Wirthschaften miteinander überflügelt habe. Er konnte sich jetzt oft stundenlang mit der Vorstellung schmeichelnd wohlthun, wie der und jener Graf und Freiherr und diese und jene hochadelige Burgfrau sich im Stillen nach seinem und Helenens näheren Umgange sehnten, damit in die

Eintönigkeit ihrer hermetisch abgeschlossenen Adelscliquen ein neues geistiges Ferment belebend hineingeworfen werde. – Aber dann, wann diese Zeit nur einmal gekommen, dann sei die Reihe an ihm, ihnen Allen ins Gesicht zu sagen: »So, nun hab' ich euch bewiesen, was ich bin und was ich kann, ich, den ihr bespöttelt und hochmüthig mißachtet. Aber nun wisset: ich dünke mich viel zu gut und hochgestellt für euch, ihr krautjunkerlichen bezopften Ritter, ich, der sich durch eigene Geisteskraft auf die Höhe seiner Zeit gehoben und sich die Berechtigung erobert, an ihrem Schwungrade mitzudrehen, während ihr nichts geworden durch euch selber und nun im Sumpfe überlebter Weltanschauung wehlklagend dasitzt, als abgestorbene Glieder der neuen Gegenwart! Viel zu hochgeboren und echtadelig dünkt mir meine Perle von Frau, um von den eurigen zur Vertreibung ihrer Langweile gnädig geduldet zu werden, und viel zu innerlich vornehm ist mein Haus, um euch seine Schwelle gastfreundlich zu erschließen. Nein, nun bleib' ich erst recht ein stolzer, mir selbst genügender Einsiedler in meinem Hause, darin ich Alles habe, wonach Geist und Herz verlangt, und wovon diese armselige trügerische Welt draußen nichts, gar nichts besitzt. – Mein Haus und sein innerer Reichthum über Alles!« –

So viel Unrecht in diesen leidenschaftlichen Empfindungen Hermanns gegen den gesammten Stand des Adels auch verborgen gelegen, das er so mancher benachbarten, wahrhaft adeligen Familie bei näherer Bekanntschaft gewiß gern wieder abgebeten hätte, so hatte

doch der einzige, so tief kränkende Besuch auf Schloß Knyppurg eine große und wohlthuende Wirkung in Doctor Stark ganzer Gefühlswelt zurückgelassen, und seinem bisher meist nur nach außen gekehrten Sehnen und Ringen plötzlich ins innerste Heiligthum der Familie den beglückenden Weg geführt. Und wer des Menschenherzens wechselnde Räthsel doch alle ergründen könnte!

Da in der Herzogsstadt Hermanns glänzendes Haus von Hoch und Nieder erkannt und er darum beneidet worden, da hatte dieses Bewußtsein wohl einen gar tiefen Reiz für seine Befriedigung in sich geborgen, aber er selber war in seiner steten Hetzjagd nach äußerem Glanz und Einfluß doch nur ganz selten dazu gekommen, vor allen andern fremden Herzen sein eigenes von den Schätzen seiner Häuslichkeit bereichern und beglücken zu lassen. Er selber war dabei meist nur ein innerlich armer Mann geblieben. Doch jetzt, da er durch die feindliche Macht dieser neuen Lebensverhältnisse sein Haus zum erstenmal von außen mißachtet wähnte, jetzt trieb der schmerzliche Unmuth darüber ihn an, mit allem möglichen Aufwand sorglicher Liebe den seinem Hause angethanen, vermeintlichen Schimpf wieder gutzumachen. Der Neid der fremden Außenwelt fehlte jetzt wohl darin als herzloser Gast, dafür aber hatte sich zum hundertmal bessern Ersatz sein eigenes Gatten- und Vaterherz im Schooße seiner Familie wohnlich niedergelassen.

Wie Helene für sich und ihre Kinder jeden solchen neuen Tag ihm dankte, wenn er des Abends, müde von seinen anstrengenden neuen Studien, aus dem Thurmzimmer mit frohem Auge herunterkam, und Hand in Hand mit ihnen Allen noch einen traulichen Gang durch Felder und Wiesen machte. Wenn er ihr dann von seinen landwirthschaftlichen Phantasiegebilden vorschwärmte, wie konnte sie mit zarter Klugheit darauf eingehen, nur um in ihm die glückliche Stimmung nicht zu trüben, die ihren so lange verwaist gewesenen Herzen den Gatten und Vater wiedergegeben. Oder wenn er im Schloßgarten, selber wieder zum Kinde geworden, droben in der Allee mit Röschen, Hans und Rudolf Fangens und Versteckens spielte, wie sah sie von ihrem Lieblingssitz unter den Platanen ihnen mit äußerlich glücklichem Lächeln zu, wenn sie sich auch manchmal Mühe geben mußte, die sich losringende Thräne nicht verrätherisch bis ins Auge heraufquellen zu lassen. Und wurden das allmälig trauliche Abendstunden in dem anfangs so ungastlichen, übergroßen gewölbten Wohnzimmer! Dann klangen Hermanns und Helenens sympathische Stimmen wieder wechselsweise beim Vorlesen erhebender Bücher, oder der großen Tondichter unsterbliche Weisen brausten geisterhaft durch die hohe lampendurchschimmerte Halle. Ja, selbst das so tiefbedeutungsvolle Lied: »Was die Meereswogen sagen,« das lange Jahre zuvor verstummt und schon halb vergessen gewesen, selbst dieses getraute sich Helenens Hand eines Abends wieder aufzuwecken, doch freilich erst, nachdem Hermann sie voll Sehnsucht

danach drum gebeten hatte. Und er saß am Flügel zu ihrer Seite, legte wieder einmal den Arm um ihre Schulter, und während sie spielte, sprach er Stroph' um Strophe mit leuchtendem Gesicht ihr vor, wie dazumal unter der alten Föhre auf dämmernder Haide. Auch das sinnige Röschen saß in der Nähe, und sah und hörte träumerisch zu. Wenn sie auch die Worte dieses seltsamen Liedes noch nicht völlig verstand, deren wunderbaren Liebesfrieden ahnte sie doch nur die Thränen, die, von Hermann ungesehen, dabei fort und fort über die Wangen der Mutter träufelten, blieben ihr wieder ein Räthsel. Als sie dann einen Augenblick mit ihr allein war, fragte sie in kindlicher Unschuld: »Mutter, warum hast du geweint? Das Lied, das der Vater dir vorgesagt, war doch so schön.«

Und Helene sagte zu Röschen: »Lieb Kind, sei ruhig, es gibt auch süße Thränen, und diese hab' ich geweint, weil der Vater bei uns so glücklich ist.«

Aber von der stillen Angst um das zarte Leben dieses neugebornen Glückes, die ihre Thränen noch mächtiger entlockt, sagte sie dem Kinde nichts. Wozu denn auch ohne Noth einen lichten Kindeshimmel trüben?

Wie das im Schlosse drunten immer heller aufflammende Licht nun auch droben im treuen Pfarrhofe die Schatten der Besorgniß um die Zukunft der heißgeliebten Freunde mehr und mehr zerstreute! Wie herzlich gerne ließ vor Allem Theodor vor Hermanns zuversichtlicher Beweisführung in scheinbar unwiderleglichen Zahlen die früheren ängstlichen Zweifel verstummen! That

er doch seinem eigenen Freundesherzen damit die größte Wohlthat, da er sich, wie seit Kindesbeinen, so auch jetzt wieder in Hermanns geistige Ueberlegenheit gefangen geben durfte. Auch Elisabeth sah nur voll innigster Ehrfurcht zu Helene hinan. Ihr einfaches, bescheidenes Gemüth fühlte zu sehr deren weitaus höher angelegte geistige Natur heraus, und sie gab sich alle erdenkliche Mühe, wenigstens den vollen Schatz ihrer Herzensgüte für Helene stets offen und bereit zu halten, um sich deren beglückender Freundschaft werth zu machen. So ging zwischen Schloß und Pfarrhof eine so menschlich schöne, vom Geist echten Christenthums geläuterte und gefestigte Herzensgemeinschaft hin und wieder, wie einst auf dem alten Rittersberg zwischen dem Erker- und Dekanshause. Kaum verging ein Tag, an dem die beiden Familien sich nicht wenigstens herzlich gegrüßt hätten. Gar mancher Gang durch Feld und Wald ward gemeinsam unternommen, und mindestens zweimal in der Woche vereinigte das Schloß, dann und wann auch der bescheidene Pfarrhof, die beiderseitigen Bewohner zu gemeinsamer, abendlicher Traulichkeit. Daß endlich die Mädchen und Knaben sofort mit einander kinderunschuldige Freundschaft geschlossen, und abwechselnd den Herren- und Pfarrgarten zum Schauplatz ihrer harmlosen Spiele auserkoren, wird wohl Jeder, der Landleben und Kinderherzen kennt, schon selber errathen haben.

Abermals gaben so diese beiden deutschen Häuser Stark und Faber Zeugniß von der versöhnungsmächtigen Wahrheit, daß es für die wahre christliche Liebe keine Unmöglichkeit sei, den confessionenen Glauben in aller Reinheit und Strenge zu bewahren, ihn mit vollster Ueberzeugungsinnigkeit im Haus und Herzen zu pflegen, und doch auch das verschiedene Bekenntniß derer, mit denen uns das Leben einmal zu friedlicher Gemeinsamkeit zusammengeführt, zu achten, und die danach in frommer Meinung leben, mit der ganzen freudigen Macht unserer Nächstenliebe zu umfassen, in Erfüllung der größten aller göttlichen Gebote. – Wer sollte drum wohl daran Aergerniß nehmen, daß nun auch die tiefkatholische Helene, die jeden Morgen mit Röschen in der Teisenberger Frühmesse ein noch nie geschautes Bild rührender Frömmigkeit darbot, und in gar manch' anderer Stunde daheim vor dem Muttergottesbild unbelauscht auf den Knieen gelegen, oder mit ihren Kindern davor gemeinsam gebetet, daß nun auch sie jeden Tag aufs Neue der treuen Freundschaft mit dem protestantischen Pfarrhause dankbar inne ward? Wie that doch der Umgang mit diesen ehrlichen, seelenguten Menschen in dieser fremden, feindlich gesinnten Einsamkeit ihrem und Hermanns Herzen so wohl! Und welche Beruhigung lag in dem Gedanken, auch in den schlimmsten Tagen hier nicht an Freundeshilfe, an Rath und tröstendem Zuspruch verwaist zu stehen!

Oder wer möchte umgekehrt in zelotischer Engherzigkeit das Pfarrhaus um seiner Liebe zu Hermann und Helene willen nur mit mäkelnden Augen betrachten wollen? Wäre das allgewaltige, den ganzen Erdkreis wie den Einzelnen, Könige wie Knechte, Priester und Prediger wie Laien gleich heilig mahnende Apostelfürstenwort vom Glauben ohne die Liebe – wäre diese erhabene Liebespredigt, deren Verläugnung den ganzen Segen des Glaubens geradezu ins Gegentheil verkehrt, in solch' »christlichen« Eifererherzen nicht selber schon zur klingenden Schelle geworden? . . .

War jetzt in diesem wiedergefundenen Glück des innern Hauses eine immer stärkere Sehnsucht über Hermanns Herz gekommen, nun auch die ehrwürdige Mutter bei sich zu haben, und seien's auch nur wenige Tage, daß sie in seiner neuen Heimath mit eigenen Augen sich überzeuge, wie er jetzt wieder der alte glückliche Sohn, Gatte und Vater geworden. Ja, gewiß, hier sollte ihr ganz anders zu Muthe werden, wie zuvor in der Herzogsstadt, darin sie jedes Jahr bloß immer ein paar Tage zu halten gewesen und dann nur mit gedrücktem Gemüth, so sehr sie sich auch Mühe gegeben, heiter zu scheinen. In diesem neuen, einsamen Daheim sollte sie ja kein Besuch

fremder Menschen in ihrer gewohnten Behaglichkeit stören, und keine andern Feste sollten um ihretwillen gefeiert werden, als die täglich sich erneuernden Festtage beglückender Liebe im sich selbst genügenden Hause.

»O komm, komm zu deinem Sohne!« schrieb er ihr, »du heißgeliebte, meiner tiefsten Ehrfurcht nie genug theilhaftige Mutter! Tag und Nacht verfolgt mich eine unbeschreibliche Sehnsucht nach dir. Zwar hast du schon in deinen Briefen mir deine Vergebung ausgesprochen, daß ich, ohne erst deinen weisen Rath zu befragen, auch wieder diesen neuen wichtigen Lebensschritt gewagt. Denn ich sei schon längst der unbeschränkte Herr meines eigenen Willens. Schriebst du mir, und dir, als Mutter, der keine andere Macht über mich verblieben, als die der Liebe und des Gebetes. Aber, liebste Mutter, wer in seinem Leben einmal ein guter, ehrerbietiger Sohn gewesen, bei dem kommen eben doch immer wieder die Stunden, in denen auch der freieste, unumschränkteste Mann ein Heimweh verspürt nach jener andern, kinderseligen Zeit, das ihm noch ein frommes Bedürfniß gewesen. In jeder neuen Lage des Lebens sein Haupt erst zu beugen unter den gutheißenden Segen der Mutter, bevor er's mit freudigem Muth wieder aufrecht zu tragen wagte. – O ich weiß es wohl, und meinem Herzen thut dies Bekenntniß weh – längst hinter mir liegt diese unschuldige Zeit. Aber jetzt befällt mich ein so schmerzliches Heimweh nach deinem nachträglichen Segen für mein jetziges Leben, daß ich mit aller Innigkeit dich nochmals bitte: komm, o komm zu deinem Sohne, wenn auch nur auf kurze Zeit!

Du bewährte Meisterin im Opfer, bring' mir in deinen alten, ehrwürdigen Tagen auch dieses noch! Komm zu deinem ungelehrigen Schüler! Mit neuem Eifer will ich deinem weisen Himmel Ohr und Herz erschließen. – O wahrhaftig, auch hier steht mir Helene zur Seite, als ein Engel, wie er in Menschengestalt nie beglückender auf Erden einherwandeln kann. Aber einen einzigen wunden Fleck in meinem Herzen, o Mutter, den vermag doch nur *deine* Hand zu heilen. Einen einzigen Schatten in der Klarheit meiner Seele kann nur der Schimmer *deines* Auges in Licht verklären, und nur *dein* Wort kann ausfüllen einen einzigen leeren Platz in meinem Frieden. Und wiß: nicht die Liebesnähe deines Herzens genügt hiezu; nicht dein geschriebenes Wort, und nicht deine nur im Geist nach mir ausgestreckte Hand. Nein, leibhaftig muß ich dich haben, sehen, umarmen und mich von dir segnen lassen können. O darum komm, komm! und stille das heilige Heimweh deines einzigen Sohnes!«

Wie hätte Mutter Rosalie, das altbürgerliche Urbild einer Mutter, die allezeit nur für ihn und in ihm gelebt und Freud und Leid mit ihm so treulich getheilt, solchen Worten widerstehen können? –

Zwar waren alle Briefe Hermanns stets von gleicher Ehrerbietung gegen sie beseelt gewesen, und so oft sie ihn in der Herzogsstadt oder er die Mutter auf flüchtigen Geschäftsreisen im alten Vaterhause besucht hatte, immer und überall war er ihr als liebevoller, zärtlich aufmerksamer Sohn begegnet. Ja, diese Saite seines so hundertfach erregten und verstimmten Herzens gab immer

einen reinen, milden Klang. Aber bei aller Liebe und Pietät war's doch immer nur ein mehr äußerliches Begegnen gewesen. Ihre Herzen hatten schon lange nicht mehr aus dem tiefsten Grunde heraus geheime, harmonische Zwiesprache gehalten, die Jedem von ihnen beglückend und befriedigend wohlgethan hätte. Nachdem sie schon längst die traurige Wahrheit inne geworden, daß selbst die bewundernswerthe Liebe Helenens auf das Opfer sich beschränken gewußt, ihren Sohn auf den Irrwegen seines Glückes nur als guter Engel zu begleiten, da war auch ihre zum Warnen erhobene Mutterhand schon seit Jahren herabgesunken und hatte sich voll Ergebung zu geduldigem Gebet und gläubigem Hoffen auf eine bessere Zukunft zusammengefaltet.

Das war die Stimmung, die in all' den einsamen Wittwenjahren ihr Herz mit dem Schilde heiliger Zuversicht ausgerüstet, jede zu bittere, hoffnungslose Trübsal von sich abzuwehren. Was hätte sie darum nutzlos fragen und jammern sollen, wo ihr Mutterwort doch nur im Sturmwind von Hermanns Leben verklungen wäre? Darum das stete Opfer schmerzlichen Schweigens dargebracht, bis vielleicht eine frohere Zeit diesen Bann wieder lösen wird, um dann mit dem ganzen Dankesjubel ihres erlösten Mutterherzens in den Hymnus von ihres Sohnes Wiedergeburt mit einzustimmen!

Und nun dieser letzte Brief! – Wie hörte sie doch eine längst nicht mehr vernommene Stimme daraus klingen, wie geisterhaften Glockenton aus einem verödeten

Kirchthurm, darin seit vielen Jahren die Glocke zersprungen und der Strang zerrissen ist! – Und konnte Mutter Rosalie auch schon jetzt unmöglich hoffen, daß die Zeit der Rettung von Hermanns Glück nahe sei, das sie in dieser adeligen Burg erst recht in der äußersten Gefahr wußte, so sollte doch keinen Tag länger, als nöthig, sein Heimweh nach ihrem Mutterherzen ungestillt bleiben. Und wär's nur, um an dessen warmem Pulsschlag ihm eine Stunde lang das Eden seiner Kindheit wieder erschließen zu lassen, daß durch dessen geöffnete Thore die guten Geister in sein jetziges Leben flüchtige Einkehr halten. Echte, fromme Mutterliebe kennt ja kein Bedenken und hat seine Grenze. Hundertfach mißachtet eilt sie auf den ersten Ruf wieder freudig herbei, und hundertmal zu bitterem Weinen getrieben, hat sie sogleich wieder ein vergebenes Lächeln bereit, wenn des Geliebten Vergessenheit sich in Sehnsucht nach ihr wandelt.

Die Macht einer solchen Mutterliebe hatte denn auch die nun neunundsechzigjährige Frau aus ihrem kleinstädtischen Stillleben ohne Verzug auf die Reise nach Görzhausen getrieben. – War das dann ein Jubel der großen und kleinen Kinder, als die geliebte Mutter und Großmutter schon an der Bahnstation empfangen worden! Und mit welch' stolzem Selbstgefühl zeigte ihr sodann Hermann sogleich in der Allee, davor sie ausgestiegen, alle die Schönheiten seines neuen Besitzes, Schloß, Garten und die liebliche Rundschau, unter denselben

hochästigen Platanen, unter denen erst vor ein paar Monaten jene edle Mutter und Tochter ihre herben Abschiedsthränen geweint, und er dann selber mit solcher Begehrlichkeit seinen Entschluß gefaßt, der Herr dieses Edelsitzes zu werden.

Und nun stand auch sie, die alte, schlichte, bürgerliche Frau da droben. Und dieser prächtige Park, dieses majestätische Herrenschloß, das sollte das Eigenthum ihres Sohnes sein? – Sie wußte Alles ja längst zuvor, aber nun sie's mit eigenen Augen sah, schnürte dieser erste Eindruck ihr so überwältigend die Brust zusammen, daß ihr jedes Wort versagte, und ihre Thränen um so reichlicher hervorstürzten.

»Mutter, was ist dir? So sag', ist's denn nicht wunderschön?« rief Hermann voll banger Ungeduld. Und mit Mühe nach Luft ringend, ergriff sie zitternd seine Hand und konnte nur die Worte hervorstammeln: »Ach, mein Sohn, laß mich erst zu mir kommen!«

Helene ward dabei bleich und es fröstelte sie trotz der heißen Zähre, die sie rasch von der Wange wischte. Sie ahnte nur zu gut, wie der alten Mutter geschah. –

Jahrelanges Alleinsein und einsames Sinnen macht tiefere, in sich gekehrte Naturen schon ohnehin schweigsam. Kommen dann noch Verhältnisse hinzu, bei denen das Herz sich nicht offen aussprechen kann, weil es keine laute Freude erheucheln und doch stillen Kummer verbergen will, so wird das Wort doppelt spärlich und bedächtig.

So kam's, daß Rosalie in den Tagen ihres Besuches wohl vor den lieben Enkelkindern in rückhaltloser Zärtlichkeit ihr großmütterliches Herz erschloß, aber dem Sohn gegenüber ihre geheimsten Gedanken verborgen hielt. Sie war ja nur gekommen, um auf ein paar Tage ihnen Allen ein lieber, wohlthuender Gast zu sein. Wozu hätte denn auch das Gegentheil nützen sollen? – So war auch all' ihr Reden, wenn Hermann ihr von seiner sichern, glänzenden Zukunft in Worten und Zahlen vorschwärmte, immer nur in allgemeine Sätze gekleidet: »O lieber Sohn, wie freut's deine alte Mutter, wenn du dich wirklich hier so glücklich fühlst.« – »Gott gebe nur, daß deine Hoffnungen mit seiner Gnade sich auch erfüllen!« – »Was soll *ich* doch fürchten, wo du mit deinem klaren Verstand dir Alles so wohl bedacht und berechnet hast?« – »Wie dank' ich dem lieben Gott, daß dir Dich in deinem innern Hause wieder so heimisch fühlst! das ist ja der Grundstein und Inbegriff alles Menschenglückes!« –

All' diese lieben Mutterworte wußte sie stets mit sanftem Blick, dann und wann sogar mit einem milden Lächeln zu begleiten, daß Hermann nie die stille Wehmuth inne ward, deren sorgenvolles Antlitz sich hinterm Schleier ihrer Reden verbarg. Und er sollte sie ja auch nicht inne werden. Wozu? – Nur ein einzigmal hatte auch Mutter Rosalie für sich selber eine ganz entschiedene Bitte. Das war, als Hermann sie hinauf in den Ahnensaal führte, und sie die Bilder der »Altdahiesigen« sammt ihrem eigenen und jenem des Vaters darin hängen sah. Da

ward ihr mildes Auge plötzlich ernst, und sie sagte: »Lieber Hermann, ich rede dir in nichts hinein, und gebe dir zu all' deinen Hoffnungen meinen Segen. Nur um dies Eine bitt' ich dich jetzt! Hänge mir diese Bilder aus dem großen Saale wieder hinweg, und schaffe sie hinunter in die Wohnstube; wenigstens das meine und das des seligen Vaters. Mich friert ordentlich in meinem Bild hier oben. Wir wollen sein wo ihr seid und wohnt, nahe bei euern warmen Herzen. Hier in dem öden Saal ist nicht unser Platz. Mehr sag' ich nicht. Aber ich hoffe, du wirst deine alte, bürgerliche Mutter verstehen.«

Hermann schoß bei dieser Rede das Blut in die Wangen. Wovon ihn Helene einst vergeblich abgemahnt, der alten Mutter konnte er's nicht versagen. Er gab ihr die Hand und erwiederte mit ehrerbietiger Befangenheit: »Mutter, ich verstehe dich. Dein Wille geschehe!«

Der guten Großmutter war am Abend das Herz nun noch einmal so leicht im Kreis ihrer Kinder und Enkel geworden, da sie neben ihrem und des Vaters Bild das ganze ehrenfeste Bürgergeschlecht der Stark in der großen, behaglichen Wohnstube versammelt sah. In derselben stillen Freude setzte sich Helene nach dem Nachtessen unaufgefordert an den Flügel und phantasirte mit so begeistertem, tiefinnigem Ausdruck, wie sie sich's noch nie zuvor in dieser stolzen Ritterburg getraut hatte. Sie wollte mit ihrem Spiel jetzt die bedeutungsvolle Rückkehr der lieben Bilder wie ein unausgesprochenes Familienfest verherrlichen.

So ward der Sohn seiner Zeit wieder um einen neuen Schritt von seinem falschen Ziel auf den rechten Weg zurückgeführt – diesmal von weiser, frommer Mutterhand. –

Und so geht's im Leben. Wie gar oft der ersten Trauer rasch eine zweite nachfolgt, so kehrt auch mit der einen Freude nicht selten eine andere gastlich ein.

Die gute Mutter saß mit Kindern und Enkeln auf der Steinbrücke unter den Linden beim Nachmittagskaffee. So leuchtend auch der Sommerhimmel durchs Blättergrün schimmerte, das Herz war ihnen doch Allen schwer. Denn schon morgen wollte sie wieder in ihre stille Kleinstadt und die Einsamkeit ihrer alten Tage zurück. Mit so innigen Bitten sie auch bestürmt worden, sie hatte sich über die nun abgelaufenen acht Tage hinaus nicht erweichen lassen. Schier unbegreiflich! – Hier hatte sie den einzigen Sohn, den Inbegriff von all' ihrem Freud und Leid, von all' ihrer Liebe und Sorge. An Helenen hing ihr Herz fast so voll Verehrung, wie an einem überirdischen Wesen, und die Enkel hatten gewiß an ihr die zärtlichste Großmutter. Und doch konnten ihr diese flüchtigen acht Tage zur Sättigung ihrer Sehnsucht genügen und es trieb mit solcher Gewalt sie wieder heim in ihr verödetes Erkerhaus, darin sie nur fremde Menschen fand?

Ja, ständen hier nicht die zwei geharnischten Ritter auf solch' trutziger Wacht; ragten die zwei Schloßthürme nicht so stolz in die Luft und flüsterten diese alten Linden ihr nicht immer so seltsam bange Weisen in Herz; wäre dieser Edelsitz ein einfaches, gediegenes Bürgerhaus,

fest gegründet, wie das Glück seines Besitzers, wie gerne wollte sie ja nie, niemehr vom Herzen des Sohnes sich losreißen, bis er ihr die Augen zudrückte. Aber acht lange Tage zu reden und doch zu schweigen, und nie die Seele sich im Auge wiederspiegeln zu lassen – o welch' lange, schwere Zeit! Wie thut dagegen auch die freudloseste Einsamkeit wieder wohl, in der irdische wie himmlische Gedanken gleich den Thränen freien Lauf haben dürfen, und darin die Gewohnheit des Alleinseins dessen Rede längst überwunden hat.

In solchen Gedanken saß jetzt Mutter Rosalie unter all ihren Lieben da, obwohl ihr freundliches Auge keine Silbe davon verrieth, und sie sich alle Mühe gab, mit Hermann und Helene fortwährend heitere Zwiesprache zu unterhalten, um die Wehmuth des morgigen Abschieds nicht schon heut aufkommen zu lassen. Da hörte man plötzlich vom nahen Hohlweg helles Rädergerassel, wie von einem leichten Gefährt. Auf solchem von der Landstraße abgelegenen Dorf ist die Ankunft oder auch nur Durchfahrt jeder Kutsche stets ein kleines Ereigniß, das zu naiver Neugier reizt. Darum sahen jetzt auch Aller Augen voller Erwartung über den Schloßhof auf die Dorfgasse. Und siehe, ein offener kleiner Bernerwagen, darin ein junger Mann saß, lenkte wirklich gegen das Thor ein. Hermann war unwillkürlich aufgestanden und sein Auge war immer größer. Denn winkte der Ankommende ihnen nicht mit ausgestreckter Hand entgegen? – Auch Helene erhob sich jetzt. O Gott! welch' altbekannte Züge! Und doch Niemand erkennt sie mehr recht. Schon fährt

der Wagen in den Schloßhof. Noch ein durchdringender Blick aus Hermanns scharfem Adlerauge. Und »Fritz, Fritz!« schreit er hinaus, und stürzt die Treppe hinunter. »Herr Doctor!« – ruft's auch dem Wagen ihm freudetrunken entgegen. »Fritz, Fritz!« schallt's droben aus dem Munde der Frauen mit gleich herzlicher Ueberraschung. Und »Fritzel!« ruft des Gastes Liebling, das liebe Röschen. Alles eilt hinab. Schon ist er aus dem Wagen gesprungen. Wie fällt er Hermann in die Arme! Dann küßt er den beiden Frauen voll Inbrunst die Hände, und drückt Röschen ans Herz. – O du vielhundertjähriges Herrenschloß, wann hast du je noch an deinen Burgherrn ein menschlich edleres Wiedersehen erlebt, als dieses? – Ein einstiger Schäferbube und dieser Jubel!

Nun ist schon lange ein Jahrzehnt dahingegangen, seitdem er mit Hermann am Hünenhügel des Haidehofes gelagert, und aus seines Beschützers Munde zum erstenmale den verlockenden Ruf »in die weite Welt« vernommen hatte. Die Wanderfahrten, deren Grenzen er damals am Himmel mit seinem Knabenaug' umkreiste, sie liegen nun wirklich hinter ihm. Als welt- und menschenkundiger junger Mann, weit über seine Jahre hinaus gereift, und als fertiger Meister ist er jetzt heimgekehrt. In England und Amerika hat er deutschen Fleiß und Erfindungsgeist, deutsche Sitte und Redlichkeit zu Ehren gebracht. Als er einst in jenem kleinen Dorfkirchhof am Grabe des Großvaters gelobt, in allen Verlockungen der »weiten Welt« hat er's gehalten und erfüllt. Das eine Buch, das einst jenem Philosophen von der Haide

vorm Sterben in den Dornstrauch entfallen, und jenes andere mit Franklins lehrreichem Leben, das Hermann ihm zum Christkind geschenkt, sie haben ihn beide als vertrauteste Freunde und Rathgeber selbst übers Weltmeer begleitet. Aber auch seine dankdurchglühte Liebe zu Hermann und Helene ist wie ein lichter Stern überall mit ihm fortgezogen, und hat in manch' dunkler Stunde sein verzagendes Herz mit neuem Hoffnungsglanze beleuchtet. Denn bei guten und hartherzigen Menschen ist er im Dienst gestanden, und ein Jahr lang hat er eine unsäglich herbe Schule durchgemacht in dem fremden Welttheil, darin, wie nirgends anders, kalte Selbstsucht das eiserne Scepter führt und der Tanz ums goldene Kalb Abertausende im tollen Wirbel hetzt.

Aber nicht aufs Gerathewohl hat ihn jetzt die Sehnsucht heimgetrieben. Schon in Philadelphia ist der Vertrag für seine neue glänzende Stellung im deutschen Vaterland abgeschlossen worden. Und sein dortiger Fabrikherr selber war's gewesen, der ihn als den weitaus gediegensten all' seiner amerikanischen, deutschen und englischen Mechaniker dem mit ihm verwandten Hause »Gödike und Sohn« am Niederrhein empfohlen hatte, um den hinter der Zeit zurückgebliebenen Mechanismus einer großen Maschinenfabrik nach neuestem System neu einzurichten und dann als Director dem ganzen Betriebe vorzustehen. Und welche Bezahlung! – Dreitausend

Thaler nebst freier Verpflegung! Und erst sechsundzwanzig Jahre! – Außerdem hat er schon jetzt ein ganz hübsches Sümmchen ersparten Geldes über den Ocean mitgebracht. Denn seit dem letzten Jahre waren von jeder, unter seiner Leitung gefertigten neuen Lokomotive zwei Prozent Tantiemen in seine eigene Kasse geflossen. – Reicher, glücklicher »Schäferfritzel!«

Schon in acht Tagen hat er an seinem neuen Bestimmungsort einzutreffen, um seine ebenso große wie schwere Aufgabe in Angriff zu nehmen. Und gerade vom Schiffe hinweg ist er jetzt Tag und Nacht hieher geeilt, um noch früher, als selbst die leiblichen Eltern seine geistigen in ihrer neuen Heimath aufzusuchen noch ein paar Tage vor seiner Abreise aus Amerika hatte er Helenens liebevollen Brief erhalten mit der ihn aufs höchste überraschenden, für ihn noch ganz räthselhaften Nachricht vom Erwerbe dieses Edelsitzes. O er hätte wahrhaftig gar nicht freudigen Herzens seinen neuen Beruf antreten können, wäre ihm nicht noch zuvor vergönnt gewesen, seinen beiden größten Wohlthätern auf Erden jetzt in der Fülle seines Glückes die Hände drücken, küssen und sie mit seines Dankes Thränen benetzen zu dürfen, diese theuern, edeln Hände, die ihn, den einst niedrigen Schäferbuben auf solche Höhe von Menschenglück hinangehoben hatten.

Waren das jetzt schöne, lehrreiche, herzerfreuende Stunden, als der Schäferfritz bis Mitternacht mit ihnen Allen im großen, gewölbten Wohnzimmer saß, das durch die lieben Familienbilder nun noch einmal so traulich

geworden, und er in seiner bescheidenen, treuherzigen Weise von seinen weiten denkwürdigen Fahrten über Land und Meer und dem mannichfachen Wechsel seiner Schicksale erzählte! – Da war sein Auge von menschlicher Theilnahme trocken geblieben. Aber mit welch' verschiedener Stimmung hörten all' die stillen Hörer dem lieben Gaste zu! – Hermanns Antlitz war von freudigem Mitgefühl oft verklärt, aber dann mit einemmal entfärbte er sich wieder, und sein Auge starrte gedankendüster eine Weile vor sich hin. – Was da wohl in seinem Herzen verschwiegen vorgehen mochte? – Dann sahen Helene und Mutter Rosalie in stiller Sorge zu ihm hinüber, und mitten in ihr behagliches Zuhören schlich jähe Wehmuth ein. Was dachten wohl Weib und Mutter dabei?

Nur Theodor und Elisabeth nebst Mutter Moser, die auch bei diesem neuen unerwarteten Familienfeste nicht fehlen durften, sie lauschten alle drei mit gleich heiterer Seelenruhe all' diesem Erzählen von Kämpfen und Entbehrungen, von schlimmen und guten Tagen. Denn es war ihnen dabei zu Muthe wie einem alten Schiffer, der für immer am gefahrlosen Herde sitzend, sich von einem jüngern, eben heimgekehrten, von stürmischer, klippenreicher Fahrt berichten läßt, die er selber einst zu bestehen gehabt.

Wäre ein sinniger Maler jetzt in diesem Kreise gesessen, schicksalsvertraut mit dem Erzähler und dessen Zuhörern, zu welch' ausdrucksvollen, stummberedtem Seelengemälde hätte diese Menschengruppe wohl ihn angeregt! Und als welch' wunderlieblicher Gegensatz zu diesen ernst dreinschauenden Gesichtern müßte ihm dabei das holde Röschen erschienen sein, das es sich nicht hatte nehmen lassen auf den Knieen des erzählenden Lieblings zu sitzen, und jedes seiner Worte mit demselben kinderglücklichen Lächeln zu begleiten, wie vor vielen Jahren, da der Schäferfritzel ihm seinen unerschöpflichen Schatz von schönen und lustigen Geschichten immer so geduldig erschlossen hatte.

Oder wäre es vielleicht ein noch reizenderes Motiv gewesen, als das zuletzt von lauter Zuhören schläfrig gewordene Mädchen den Lockenkopf an seines Freundes Brust gelehnt und er's mit friedlichem Arm umfangen hielt, während er fort und fort von den Stürmen seines Lebens erzählte? –

Am andern Morgen war das Görzhausener Schloß von seinen lieben Gästen wieder leer geworden. Jeder Versuch, den Freund noch ein paar Tage lang aufzuhalten, war vergebens. Denn, nachdem er dieser mächtigsten Sehnsucht seines Herzens Genüge geleistet, trieb es ihn zum Grabe des Großvaters. Dieses mußte er ebenfalls persönlich heimsuchen. Er hatte auch dort so viel zu reden und zu danken. Wer möchte fragen, was und warum? – Ebensowenig hatte er all' die geistigen Wohlthaten des dortigen Ortspfarrers vergessen. Auch dieser

sollte sich leibhaftig an ihm überzeugen, daß er sich nicht umsonst mit seiner ersten Ausbildung abgemüht. Und wenn der nunmehrige junge Fabrikdirector sich mit besonderm Stolze darauf freute, auf der Durchreise auch seinem ersten Lehrherrn, von dessen schlossermeisterlichem Jähzorn er einst gar viel zu leiden gehabt, in seiner nunmehrigen Stelle seine Aufwartung zu machen, so wird ihm gewiß Niemand diese Genugthuung verargen wollen. Und dann zu den Eltern und der ganzen Verwandtschaft am Niederrhein! Das Alles mußte noch in diesen freien acht Tagen bewältigt werden. Denn nicht um eine Stunde hätte er bei seinem neuen Fabrikherrn zu spät eintreffen mögen. Mit solcher Unpünktlichkeit dort zu beginnen, wäre seiner innersten Natur zuwider gewesen. So hatten sich denn Alle im Görzhausener Schloß in den Abschied von Mutter und Freund finden müssen. Auch das Geschenk so flüchtiger Stunden soll man ja dankbar hinnehmen, denn die Erinnerung ersetzt unsern Herzen reichlich, was jenen an Dauer gefehlt. Es war ein ebenso herzlicher wie schmerzlicher Abschied gewesen. Glückliches Lächeln und Thränen in einem und demselben Auge. Und seltsam, wie Kinderherzen doch oft unbegreiflich sind! – als das liebe Röschen mit den Eltern an der Schloßbrücke vor dem Wagen stand, und erst der Großmutter mit den zärtlichsten Küssen Lebewohl sagte, da hatte es nur nasse Augen bekommen. Nachdem aber der Schäferfritz ihr den Abschiedskuß auf die Kinderlippen gedrückt, fing sie bitterlich zu weinen an.

Schöne, heitere Stunden dieses doppelten Wiedersehens, wie weiltet ihr doch noch lange wie freundliche Geister in den Hallen des Görzhausener Schlosses und den Herzen seiner Bewohner!

Noch am selben Abend saß Mutter Rosalie mit Friedrich Mertens im Garten des Erkerhauses, an jener Wand, daran vor nun bald zehn Jahren der damalige Schlosserlehrling die Epheupflanzen eingegraben hatte. Sie ließen jetzt nur wenige Stellen an der Mauer noch durchblicken. Da nahm sie des jungen Mannes Hand und sagte:

»Guter Fritz, jetzt sag' mir ehrlich, und auf dein Gewissen frag' ich dich, wie hat dir's bei meinem Sohn in Görzhausen gefallen?«

Dieser erwiederte mit befangenem Herzen: »Nun gut, Frau Doctorin, recht gut. Es war ja doch Alles wunderschön, was ich in der kurzen Zeit gesehen, und sie waren Alle so über die Maßen lieb und gut mit mir. Aber ich weiß nicht, wie mir dort zu Muthe war, so ganz heimlich konnt' es mir doch nicht werden. Schon, wie ich in Amerika erfahren, daß der Herr Doctor dies große Gut gekauft und nun in einem stolzen Schlosse wohne, bin ich drüber in den Tod erschrocken. Und auch in Görzhausen konnt' ich diese Angst nicht völlig loswerden. 's ist vielleicht recht thöricht von mir. Aber wer kann für sein Herz? Das fragt nicht viel den Verstand. Und wenn

ihm nur Alles glückt, worauf er so sicher hofft. Mein Gott, wer wäre darüber glücklicher, als ich?«

Jetzt strich der Abendwind durch die Epheuranken. Mutter Rosalie blieb eine kleine Weile stumm und horchte auf das Blättergeflüster. Dann sagte sie mit einem seltsam sinnenden Blick:

»Weißt du noch, guter Fritz, was ich dir einst gesagt, als ich dich drum gebeten, diesen Epheu mir hier einpflanzen zu helfen?«

»O ja, liebe Frau Doctorin, wohl entsinn' ich mich noch, so lang es auch schon her ist. Denn ich habe gar oft daran denken müssen. Von den guten Geistern von Hermanns Kindheit sagten Sie mir, und von Ihrer Hoffnung auf seine einstige Heimkehr, wenn einst dieser Epheu die ganze Wand überzogen hat. War's nicht so?«

»Ja, lieber Fritz, du hast dir's gut gemerkt. Und siehe, nun bin ich derzeit um zehn Jahre älter geworden, doch nicht um einen Tag gescheidter. Und noch heut mit meinen neunundsechzig Jahren glaub' ich an Alles, was ich dir damals gesagt. So hab' ich mich in meiner Einsamkeit in diesen tröstenden Märchenglauben hineingesonnen und hineingebetet. Und immer mein' ich: du, lieber Fritz, du bringst mir meinen Sohn!«

»Ich, Frau Doctorin?« flüsterte dieser von dieser wundersamen Rede ganz durchschauert, da ihn dabei Mutter Rosalie wie mit Geisteraugen ansah, »aber wie doch nur?«

»Das weiß ich nicht, aber du, du bringst ihn mir als auserkorener Bote Gottes!« erwiederte sie mit ergreifender Bestimmtheit. »Erst hab' ich's nur in meinen Träumen gesehen und dann auch mit wachem Geist. Was wissen die Menschen draußen, die sich in der lauten Welt herumtreiben und über viel unnütze Dinge plaudern, was wissen diese von Ahnungen der Zukunft? Sie mögen drüber lachen! Aber wer zehn Jahre, wie ich, in solchem Mutterheimweh mit dem allwissenden Gott durch Gebet verkehrt, den läßt er doch vielleicht einen begnadigten Blick durch den Schleier thun, der den Andern die Zukunft verborgen hält. – Nicht wahr, bin ich eine kindische alte Frau geworden? Ja, 's mag wohl sein, daß mein Geist an einer Krankheit leidet. Ich kann's nicht sagen. Nur, daß mein Herz krank ist – das weiß ich. Und jetzt still davon für alle Zeit und keinem Menschenohr plaudere jemals es aus! Denn zu heilig ist mein Mutterschmerz für leichtfertigen Spott. Aber dir hab' ich's sagen müssen, daß es dich tröstet wie mich, dir ganz allein.«

Fritz sah eine Weile in sich versunken gegen Himmel. Denn sein Geist war jetzt wo ganz anders in einer lange vergangenen Zeit – auf einem nächtigen Kirchhof. Dann fuhr er sich über die Stirn und sagte: »O Frau Doctorin, wie unser Herrgott mit den Menschen reden kann, weiß Niemand besser, als ich. Mehr darf ich nicht sagen. Ich kann mir zwar gar nicht denken, wie ich Ihren Sohn wieder heimbringen soll, aber wenn je mich der liebe Gott dazu ausersehen sollte, so werd' ich mit ganzem Herzen

dazu bereit sein. Das schwör' ich, so wahr Gott mir gnädig sei.«

Darauf stand sie auf und schloß ihn mit einem langen Kuß so innig in die Arme, als sei's ihr eigener Sohn. »O Gott vergelte dir's an dir selber und deinen eigenen, einstigen Kindern!«

Nach einer Weile gegenseitigen Schweigens gingen sie miteinander ins Erkerhaus zum Nachtessen und redeten nurmehr von andern weltlichen Dingen.

Des andern Morgens wanderte Friedrich Mertens durch den herrlichen Reichswald zum Grabe seines Großvaters.

IV. Der Zauber der Freiheit.

1.

Daß diese hoffnungslichten Sommertage kühner Entwürfe und hochfliegender Erwartung doch in alle Zeit im Herzen des Görzhausener Burgherrn fortgedauert hätten! Wären dann in diesen alten Mauern heitere, glückliche Menschen aus- und eingegangen, wie seit langen Jahren nimmer!

Helene sagte sich jedoch in all' dieser trügenden Ruhe mit steter, verschwiegener Sorge: Wie bald wird diese Zeit träumerisch der Illusionen abgelaufen sein! Dann fällt von Hermanns neuem Leben die trügerisch heitere Maske. Und wer mag es sich völlig ausdenken, welch' wechselndes Antlitz dann die hoffungslose Wirklichkeit ihnen Allen tagtäglich entgegenhalten werde? Gestern

noch von froher Hoffnung strahlend und schon heute vom sorgenvollen Zuge der Enttäuschung verdüstert; am Morgen noch von glücklicher Freundlichkeit gegen alle Welt verklärt und am selben Abend von verzehrendem Aerger entstellt, der selbst in innerste Hau seinen falten Schatten wirst!

Sie, die herzensklare, in ihrer Stimmung stets maßhaltende Frau, die im wechselvollen Leben der Landwirthschaft aufgewachsen und, ohne jemals deren gesunder Poesie das Herz verschlossen zu haben, doch auch in die weitaus überwiegende Prosa des täglichen Betriebes eine gar richtige Einsicht gewonnen, sie ahnte nur zu klar voraus, wie die eigene Bewirthschaftung eines so großen, heruntergekommenen Gutes sich mit Hermanns Temperament und Wesen wohl nicht besser vertragen werde, als Wasser und Feuer. Kaltblütige Ruhe, geduldzähes Abwarten, Ertragen jeder Täuschung und vorsichtig langsames Vorwärtsschreiten; alle Schwächen und Ausartungen des Gesindes ertragen zu lernen und mit Erde und Himmel nicht zu grollen, auch wenn sie unserer Arbeit und Sorge unbarmherzig Hohn zu sprechen scheinen – wo lag bei Hermanns noch so reicher Begabung in Geist und Gemüth auch nur ein Anfang all' dieser Tugenden? Und wird nicht ohne sie der geträumte poetische Himmel der Landwirthschaft zur wahren Hölle, darin der Dämon häßlichster Prosa das ihm verfallene Opfer martert?

All' diese Angst trat jetzt wie ein unheilkündendes Gespenst von Tag zu Tag näher an sie heran. Trotz alledem gewann es jedoch ihre unerschrockene Frauenseele über

sich, nicht schon jetzt Hermanns hochfliegende Pläne mit der Hand mäkelnder Aengstlichkeit zur Erde niederzuziehen und die Macht seines muthigen Glaubens an sein neues Leben in ihm abzuschwächen. Im Gegentheile, so gut sie vorher in der Herzogsstadt mit frommer Willenskraft und Liebe zu dem Mann ihres Herzens das Opfer zuwege gebracht, ihrer innersten Neigung zuwider die vornehme, äußerliche Weltdame zu spielen und doch im innern Hause zu jeder Zeit die echt deutsche Frau und Mutter zu bleiben, so erschien ihr jetzt untrüglich die andere Aufgabe vorgezeichnet, wenn auch wiederum so ganz gegen ihre eigene Wahl, in diesem neuen Lebenskreise den ganzen Platz eines entsagungsfähigen, thatkräftigen Weibes muthig auszufüllen. Nichts wollte sie für sich selber erringen, als das stärkende Bewußtsein, ihrem Mann allezeit und überall als hilfreiche Gefährtin zur Seite zu stehen, auf den rechten Wegen des Lebens so treu und opferwillig wie auf dessen Irrpfaden, und doch in ihrem Hause nur auf der einzig wahren Bahn heiliger Frauenpflichten einherzuwandeln.

Wie darum Hermann während dieses Sommers mit athemlosem Eifer in die Wissenschaft seines zukünftigen Berufes sich hineinarbeitete und für die Bewältigung der äußeren Wirthschaft scharfsinnige Pläne entwarf, ebenso benützte Helene diese Vorbereitungszeit, um mit wunderbarer, äußerer Seelenruhe und geräuschlosem Eifer Alles und Jedes, was dem Bereich der sorgenden Hauswirthin zufiel, für den zukünftigen inneren Haushalt zu bestellen. Dabei war sie schon jetzt darauf bedacht, aus

den Erinnerungen ihres eigenen Vaterhauses und mütterlichen Vorbildes, wie im fleißigen Beobachten der, wenn auch noch so kleinen Oekonomie des Pfarrhofes sich ihre festen Grund- und Vorsätze zu sammeln, nach denen sie im Herbst ihr pflichtenschweres Amt ausführen wollte. Ja, wahrlich – da gelobte sie sich mehr denn einmal vor dem Angesichte Gottes und ihrem Herzen – der ihrer Obhut anvertraute innere Pfeiler des ganzen Gebäudes, der sollte gewiß keine nachlässige Hüterin an ihr haben. Und müßte dennoch der kühne Hoffnungsbau Hermanns vielleicht später zusammenstürzen, so wollte wenigstens sie mit schuldlosen Händen vor den Trümmern stehen, um dem darunter verschütteten Manne Haupt und Herz wieder aufrichten zu helfen. Vielleicht daß er dann in schlimmeren Zeiten an Weisheit und Frieden reicher werde, als in seinen guten Tagen, deren Glück er nicht ertragen gekonnt!

Darum nur muthig jetzt hinabgestiegen in diese Niederung des Lebens, darin der Mann der helfenden Frau bedarf! Denn ohne die Weihe der Liebe wird der erhabenste Frauenberuf niedrig, sowie ihr Opfer den niedrigsten Dienst erhöht und adelt. Ja, auch in der alltäglichen Prosa, um des Mannes willen den Haushalt von Knechten und Mägden zu bestellen und überwachen, kann Helenens poetisches Wort zur vollen Wahrheit werden. »Unermeßlich ist des Weibes Liebe; seines Schiffers Senkblei ergründet ihre Tiefen, ihre Höhen umkreiset seines Adlers Flug und seines Forschers Geist kann abwägen ihre Stärke.« –

Der von Hermann so stürmisch ersehnte Herbst kam heran. Der Hauptpächter zog ruhig ab. Mit um so trotzigeren Gesichtern zahlten aber die ärmeren Görzhausener und Teisenberger vormaligen Frohnsöldner den letzten Pachtzins für die einzelnen Grundstücke und Wiesgründe, die, noch von der gnädigen Herrschaft her seit urdenklicher Zeit um ein wahres Spottgeld überlassen, die Hauptstützen ihrer kleinen bäuerlichen Wirthschaften gewesen. Daß Doctor Stark diese zerstreuten Pachtgründe nun sammt und sonders in seine große Wirthschaft mithereingezogen, darin handelte er zweifellos nur nach seinem guten, vollen Rechte; ebenso stand eine viel bessere Verzinsung unbestreitbar in Aussicht. Aber mit dieser gewaltsamen Neuerung griff der Sohn seiner Zeit eben wieder in eine hundertjährige, wohlthätige Gewohnheit zerstörend ein und machte sich die »kleinen Leute,« auf deren Arbeitskraft im Taglohn er zumeist angewiesen war, zu erbitterten Feinden. Recht und Wahrheit und der Kampf um beide konnten gewiß keinen reineren, selbstsuchtloseren Kämpen finden; aber kluge Billigkeit war eine jener Tugenden, deren Erlernen er von Kindheit an verachtet hatte.

Und nun begann der eigene Gesammtbetrieb sich in Gang zu setzen. Doch nicht behutsam, nicht allmälig, wie es haushälterische Rücksicht auf die Wirthschaftskasse verlangte und einer der allerersten Paragraphe im Kopfe

des praktisch erfahrenen Landwirthes gebietet. Gott bewahre! das mochte für ängstliche Pedanten gewöhnlichen Schlages als ersprießlich gelten, für träges Fischblut, aber nicht für den immer gährenden Feuergeist eines Hermann Stark. Darum von vornherein das Bleigewicht alltäglicher Bedächtigkeit von dem aufstrebenden Fittig genialer Phantasie hinweggeschüttelt! Wagenden Schrittes abgewichen von dem ausgetretenen Bauernwege der Gewöhnlichkeit! »*Audaces fortuna juvat* – dem Kühnen hilft das Glück« – das sei die furchtlose Devise! Und würden es Tausende im gleichen Fall anders machen, nun wohl, es gilt die Probe. So laßt doch sehen, wer diesmal Recht behält, die willen- und gedankenlose, pedantische Regel, oder die aus dem fruchtbaren Schooß eigenartiger Denk- und Willenskraft geborne Ausnahme.

So lautete der Eingang des neuen, gutsherrlichen Programms, und der es in seinem Kopf in voller Ursprünglichkeit entworfen, war auch der Mann dazu, um es durchzuführen. Zwar äußerte Anfangs der wohlmeinende Verwalter pflichtgemäß alle seine Bedenken, aber das verstimmend stolze Wort Hermanns: »Ich bin der Herr und es geht aus meiner Kasse,« machte jeden ferneren Widerspruch in solchen großen Fragen verstummen. Und so mußte denn mit einem Schlage wie durch einen Zauber der ganze vielgliederige Mechanismus in fieberhafter Hast fertig dastehen. Alle seine Räder mußten ineinandergreifen, als wäre das ganze Gut schon ein Jahrzehnt in Hermanns energischem Betriebe gestanden. Deßhalb

ward dem abziehenden Hauptpächter, der sich als »Privatier« mit vollen Säckeln in der benachbarten Kleinstadt in behaglichen Ruhestand setzte, die volle Getreibe- und Futterernte in Bausch und Bogen sofort abgekauft und noch die Hälfte dazu, so viel in der Umgegend nur aufzutreiben gewesen. Ueberall lachte man über die ausgeplauderten Kaufsummen, bei denen die schlauen Verkäufer wahrlich nicht zu kurz gekommen waren. Aber Doctor Stark wollte sich von vornherein das Gefühl voller Scheunen verschaffen, wie nach eigener, reichlicher Ernte. Die neu angeschaffte Dreschmaschine mußte vollauf Material haben, um sogleich den ganzen Winter über mit ihrem weithin dringenden Geräusch den Görzhausener Bauern die angebrochene Aera modernen Fortschritts zu verkünden und dem Schall ihrer veralteten Dreschflegel Hohn zu sprechen. Strotzen mußten die hohen Futterbarren, denn mit schweren Schweizer- und zur Abwechslung auch holländischen Thieren, von den Zuchtbullen und Kühen bis herab zum Jungvieh jedes ein anderes Schaustück, waren die Ställe in unglaublich kurzer Zeit ausgestattet worden. Mit welch' gewiegter Kennerschaft hatte aber auch der neu ernannte Hofjude, Veit Itzig, auf ausländischen Märkten nur wahre Prachtexemplare zusammengekauft! Und wie hätte man sich denn auch mit dieser unansehnlichen, verkommenen Landrace noch ferner begnügen sollen? Ein wahrer Hohn für eine Musterwirthschaft, wie Hermanns Phantasie nach dem einstigen Vorbilde des Haidehofes sie sich vorgezaubert hatte! Und wenn dieser neue, edle Viehstand auch nur um den

doppelten und oft dreifachen Kaufpreis des hier landläufigen anzuschaffen gewesen, wie hätte er sich deßhalb nur eine Stunde lang beunruhigen sollen? Stand doch in seinen Tabellen auf Heller und Pfennig streng wissenschaftlich ausgerechnet, daß eine solche Kapitalanlage sich weit sicherer verzinse, als alles knauserige Sparen am unrechten Orte. Denn wenn irgendwo, so hat in der Landwirthschaft das Wort seine Berechtigung: »Zahlen beweisen.« Und für immer abgeschafft ist jedes träge Ochsengespann. Nur rascher Pferdeschritt wollte dem neuen Gutsherrn in dieser Zeit des Dampfes noch tauglich dünken. Ha, wie die Görzhausener Bauern eines Abends mit großen Augen aus ihren Fenstern lugten, als eine Koppel von einem Dutzend breitrückiger Ackergäule, wieder unter Voranritt des unvermeidlichen Hofjuden, durch die Dorfgasse ihren Einzug hielt! Und wie sie dann, die seit Hermanns Ankunft den Schloßhof mit keinem Fuße mehr betreten, nun immer häufiger zwischen Licht und Dunkel hereingeschlichen kamen, voll stupider Neugier zur Melk- und Futterzeit in die Ställe spähten und mit zusammengesteckten Köpfen ihre altklugen Scrupel über das schwere Vieh und das leichte Futter unter einander auskramten! Und wieder lockte das Geräusch der Dreschmaschine allmälig Einen um den Andern zur Scheune, und mit dem stumpfen Ausdrucke bornirten Stillstandes begafften ihre Gesichter das ihnen unverständliche Instrument des Fortschrittes, wie nicht minder die neumodischen Pflüge und Eggen, die in offener Schuppe paradirten.

Welche behagliche Genugthuung gewährte das jetzt dem »Bauerndoctor,« wenn er zufällig bemerkte, wie schon diese erste Einrichtung seiner neuen Wirthschaft das ganze Dorf in neungierige Erregtheit versetzte! Aber wartet nur noch ein Jahr, ihr hainbuchenen Starrköpfe, und ihr sollt den Bauerndoctor noch ganz anders anstaunen, wenn er euch an seinen Feldern und Wiesen gezeigt hat, was denkender Geist, kühner Wille und die Macht des Geldes über die Natur vermag!

Und hat auch die Anschaffung des ganzen Inventars den ersten Anschlag von zwanzigtausend Gulden schon überstiegen, wer möchte darum kleinliche Scrupel hegen? Welch' kindereinfaches Rechenexempel! Größere Kapitalanlage, größere Zinsen. Nur diese geben den Ausschlag. Und wird sich voraussichtlich ebenso die eingesetzte Summe verdoppeln, die in Grund und Boden verwendet werden soll, so beruhigt auch über diese Mehrausgabe das untrügliche Naturgesetz: »Wer dem Boden viel gibt, dem wird er doppelt viel zurückerstatten!«

Darum weg mit allen manchmal aufsteigenden schwächlichen Zweifeln, und mit der ganzen Macht furchtloser Energie das ursprüngliche Programm durchgeführt! Nicht bedächtig fördern muß man die Wirkung der schaffenden Natur, nein, mit Gewalt drängen und zwingen muß man sie. So will es der Geist der neuen Zeit und er, ihr sie begreifender und ihr dienender Sohn. – Die Felder sind von den Pächtern seit langen Jahren ausgesogen. Nun gut, so gibt man ihnen so schnell als möglich ihre normale Kraft zurück. Wozu hat der geheimnißvolle

Haushalt der Natur in fernen Ländern uns den Reichthum des Guano aufgespeichert? Wozu hat die Wissenschaft der Chemie, diese jetzt stolzeste unter ihren Schwestern, in der Neuzeit solche Triumphe gefeiert? Darum ohne Bedenken in die Kasse gegriffen und treibende, nährende Kraft gekauft für die träge, magere Scholle! Hat doch Goldhelm das Betriebskapital bis zum Betrage von fünfzigtausend Schulden hypothekarisch vormerken lassen und erst etwas über die Hälfte ist davon verausgabt. Wer wollte darum abwarten, bis die eigene Wirthschaft ihre Nahrungskraft auch sich selber heraus erzeugte? Langweilige Schlafmützen, die solche Geduld über sich brächten! Und werden jetzt auch ein paar Tausend Gulden in kostbarem Staub über die Felder gestreut, welch' rechnender Menschengeist will die Hoffnung abstreiten, daß vielleicht gerade das nächste Jahr solch' fruchtbaren Segen in seinem Schooße birgt, um dieses Kapital für erkaufte Kraft doppelt und dreifach heimzuzahlen? Wie thöricht, nicht so wenig zu wagen, wo so viel zu gewinnen ist!

O keine schönere Zeit im Leben, als frohes, morgenfrisches Hoffen, dagegen selbst der Abend der Erfüllung an Reiz verliert!

Wenn jetzt Hermann in diesen Herbsttagen seine Gemarkung durchritt, wie konnte er doch an dem poetischen Anblick Herz und Auge weiden, wenn auf dem einen Felde die stolzen sechs Pferdegespanne die dünnbestockten Stoppeln mit der Pflugschar umbrachen und

auf dem andern in das guanosatte Erdreich der so hoffnungverheißende Samen niederfiel! Wird das im nächsten Jahr ein üppiges Aehrenwogen werden, wo im letzten nur verkümmerte Halme standen! Ja wart' nur, Knyppurger Landjunker, wenn dein Weg dich vielleicht hier einmal vorüberführt, du sollst schon erfahren, daß dieser Advokat auch im großen Prozesse der Natur kein Stümper ist und die Mysterien ihrer vieltausendjährigen Akten von Grund aus zu studiren verstanden! –

Nur ein einziger Mißton klang jetzt immer störender in Hermann befriedigte Stimmung. Von vornherein hatte er sich's gelobt, mit Leib und Seele seinem neuen Berufe sich hinzugeben, in Theorie wie Praxis. Nicht als vornehmthuender Dilettant, der heut aus flüchtiger Laune sich mit übertriebenem Feuereifer um die Wirthschaft bekümmert und schon des anderen Tages wieder seinem Vergnügen nachgeht und den Verwalter schalten und walten läßt. Das Bewußtsein, daß seine Mannesehre wie das Wohl seines Hauses mit dem möglichst tüchtigen Betrieb der Wirthschaft unzertrennlich verkettet sei, hatte von vornherein den vollen Aufwand von sittlichem Ernste, von Fleiß und Ausdauer in Hermann herausgefordert. Der ganze Mann in ihm wollte seinem jetzigen Berufe dienen, dafür aber auch zugleich der ganze Mann der unbeschränkte Herr und Gebieter sein, der »Gutsherr« in dieses Wortes strengster Bedeutung. Mit Keinem unter ihm wollte er diese Herrschaft theilen, von seiner Autorität an Niemand was abgeben. Das hatte er in seinem

ganzen früheren Leben nicht gethan und auch jetzt dünkte er sich zu stolz und alt zu dieser neuen, demüthigen Angewöhnung.

So willig er sich daher auch während der Sommermonate herabließ, von dem Verwalter sich in den ganzen Betrieb der Landwirthschaft und dessen Fundamentalsätze theoretisch einweihen und von dessen kundiger Hand in seinen wissenschaftlichen Forschungen leiten zu lassen, jetzt ward ihm dieses ewige Besserwissen und Corrigiren, dieses wohlmeinende Ab- und Zurathen und versteckte Bevormunden von Tag zu Tag unerträglicher.

Wann und wo hat denn auch Hermann Stark noch jemals eines pedantisch nergelnden Schulmeisters bedurft, um überall und allezeit unter seinesgleichen als der Erste hervorzuragen? War nicht vom Steckenreitergeneral und Kaiserjäger, vom Frankensenior und Rechtspraktikanten bis hinauf zum Advokaten und Abgeordneten überall einzig und allein sein Genie und seine Thatkraft die eigene urwüchsige Macht gewesen, die ihn auf den höchsten Gipfel seines jeweiligen Lebens hinangehoben? Und unter Bauern und Landjunkern sollte er sich jetzt nicht getrauen, den Vogel abzuschießen, ohne die staubige Brille eines Hofmeisters aufzusetzen und von dessen Hand sich helfen zielen zu lassen? Das wäre das Ideal der Freiheit auf eigenem Grund und Boden, danach er so begehrlich verlangt? Und die Natur wäre noch sein Herrscherreich? Welch' verhaltener Hohn im Klange dieser stolzen Namen!

Aber wenn dieser Verwalter sich auch von nun an bescheiden wollte, selbst mit seinem Gedanken mehr eine Einsprache gegen die Anordnungen seines Herrn zu erheben, schon das niederdrückende Bewußtsein Hermanns, daß er dennoch vor noch so kurzer Zeit wie ein Abc-Schüler ihm zu Füßen gesessen, verwirrte in der Nähe dieses Gehilfen die Selbstständigkeit seines selbstherrlichen Willens und lähmte seine Thatkraft. Und dann, schon seit dem ersten Tage des eigenen Betriebes, was war das für eine lästige Theilung der Autorität zwischen Herrn und Diener! Nein, noch mehr als dies! Hermann müßte keine offenen Augen gehabt haben, um nicht klar zu sehen, wie das Gesind eigentlich nur den Verwalter als den rechten Herrn betrachtete und ihn, den Herrn selber, als das fünfte Rad am Wagen; wie des Verwalters Weisungen pünktlich und willig befolgt wurden, sein eigenes, gutsherrliches Wort hingegen meist nur auf heimlichen Widerwillen oder gar auf Zweifel an dessen Befähigung und Berechtigung, überhaupt etwas zu befehlen, gestoßen war. Immer mächtiger fing darum das heimliche Feuer der Eifersucht in Hermanns Herzen zu glimmen an und fortwährend vermehrte sein Unwille den aufgehäuften Zündstoff. Diese unnatürliche Zwitterstellung zwischen dem Herrn und Verwalter war ihm zuletzt völlig unerträglich geworden. Nach steten kleinen Reibereien schlug endlich Hermanns Zorn in hellen Flammen auf und der Gutsherr stand im unbeschränkten Herrscherreich seiner heißersehnten Freiheit.

Wie schrieb er noch vor wenig Wochen in sein Tagebuch? »Aber auch ich selber verspürte heute zum erstenmale das Ideal alles Menschenglückes mir nahe. War mir's doch zu Muth, als schreite dieses wie ein hehres Frauenbild Hand in Hand mit ihrer stolzen Schwester, der Freiheit, durch wogende Aehren und duftige Wiesen neben mir her und sie erzählten mir abwechslungsweise mit bezauberndem Tone von den Geheimnissen ihrer Weisheitslehre.«

Wohl! Jetzt mag diese an ihrem begeisterten Schüler sich erproben! –

Von nun an entschloß sich Hermann einzig und allein mit eigenem Herrenauge das ganze Rädergetriebe seiner neuen Wirthschaft zu überwachen, mit eigener, ungebundener Hand es Tag für Tag zurecht zu stellen. Kein zweiter Verwalter sollte nach dem ersten, entlassenen, ihm künftig mehr den Reiz, den Zauberstab freier Herrschaft ganz allein zu schwingen, verkümmern. Nur zwei Oberknechte durften unter ihm die niedere Aufsicht führen über Gesinde und Taglöhner; aber jedes befehlende Wort war ihnen verwehrt. Nur *sein* Commando auszuführen blieb ihre gedankenlose Arbeit. Der Alles durchdringende, leitende Geist durfte nur der seinige sein. Jede Verantwortung traf nur ihn, den gebietenden Herrn. Das allein wollte ihm volle Freiheit dünken. Zwar verhehlte er sich's nicht, daß dieser Entschluß so mancher Bequemlichkeit des Lebens entsagen und bisher ungewohnte Abhärtung des Lebens sich angewöhnen heiße; aber was

soll seinem starken Willen unmöglich sein? Der Geist gebot; die Materie mußte sich fügen.

Jetzt war Hermann am frühesten Morgen der Erste und am Abend der Letzte in der Wirthschaft. Wo in Feld und Wald seine Leute beschäftigt waren, überall erschien er des Tages oft ein Dutzendmal und stets unerwartet auf windschnellem Rosse dahersprengend. Ueberall erschollen seine Befehle. Hei, wie das in den ersten Tagen prächtig in einander griff! Wie er das Gesind in furchtsamen Respect versetzte und voll stolzer Genugthuung des Abends sich zur Ruhe begab! Wie mit einem Zauberschlage war, wie er sich innerlich rühmte, seine Autorität festgestellt. Ja, wer auch seiner geistigen Uebermacht hätte widerstehen können? Hatte doch selber der Herzog sich ihr hingegeben, wie sollte sie nun an Bauernknechten und Stalldirnen ihre zwingende Kraft versagen?

Hätte Hermann aber auch, sobald er seinem Gesinde den Rücken gewendet, manchmal das höhnische Lachen und die rohen, beißenden Witze gehört, die dem Bauerndoctor nachgeschallt! Doch schon nach einer Woche klangen sie einmal vernehmlich an sein Ohr, da er urplötzlich wie ein Geist wieder unter seinen arbeitenden Knechten und Mägden erschienen, kaum da er auf anderem Wege von ihnen hinweggeeilt.

Da kam wohl kein scheltendes Wort über seine vor Zorn zitternden Lippen; er biß sie nur zusammen, musterte mit kaltem Auge die frechen, heimtückischen Schwätzer und in düsterem Sinnen ritt er langsam von dannen.

Und nun fahrt wohl ihr phantastischen Träume von dem Zauber schrankenloser Freiheit auf eigenem Grund und Boden! – Euer Trugbild ist zerronnen. –

Wohl dem, der berufskundig und maßhaltend auf dem rechten Wege des Lebens als kluger Mann einhergeht und dem der Begriff des Opfers noch nicht zur widerwärtigen Mythe geworden! Und glücklich der Mann, der in weiser Einsicht von der Unfreiheit und den Mängeln aller irdischen Verhältnisse der Begier entsagt, nach einem vollkommenen Glücks- und Freiheitsideal des äußeren Lebens sich abzuringen, um darüber endlich nur zum Knechte der eigenen Enttäuschung zu werden. Denn diese Einsicht wird ihm allezeit zum Behagen innern Friedens verhelfen und allem Auftreten, Wirken und Befehlen in seinem Berufe jene feste, ruhige Sicherheit zum Geleite geben, die durch Wohlwollen und Gerechtigkeit geadelt, auch nach außen zur unbedingten Achtung und Botmäßigkeit zwingt und keinen Zweifel aufkommen läßt über die rechtmäßige und überlegene Autorität, kraft deren ein solch' besonnener, maßvoller Mann die Herrschaft seines Berufes ausübt. –

Der neue Gutsherr von Görzhausen war seit jenem Abend, da er das unselige Hohngelächter seiner Knechte gehört, zum Zerrbild eines solchen Mannes geworden.

Statt des entlassenen Verwalters hatte er jetzt wider Willen einen andern Gehilfen in Dienst genommen, einen gar aufdringlichen, schwarzgalligen Gesellen, der von nun an wie ein finsterer Schatten lauernd an seiner Seite ging in Feld wie Wald, der als zornerregendes Gespenst

mit ihm zu Rosse saß, gleich jener »schwarzen Sorge hinter dem Reiter,« von der Horaz gesungen; der mit seinem Herrn, das Mahl verbitternd, zum Tisch sich setzte und als schwerer Traum im selben Bette mit ihm schlief. Das war der Argwohn seines Stolzes.

Ja wahrhaftig, selbst Volkmanns teuflischer Haß hätte keinen schlimmeren Feind ihm zum verderbenbringenden Genossen an die Seite geben können, als ihn Hermann jetzt selber aus seinem eigensten Wesen heraus erzeugte. Was frommte nun Helenens treues, besonnenes Wächteramt an dem ihrer Obhut anvertrauten Pfeiler der inneren Wirthschaft, wo am ganzen Gebäude die Balken von Tag zu Tag drohender aus den Fugen wichen? Was nützte noch die stille Verehrung, mit der Knechte wie Mägde an diesem hehren Frauenbilde von Sanftmuth und mütterlichtreuer Fürsorge hinanschauten? Und was half es ihrer klugen Güte, sich wochenlang abzumühen, den guten Willen des Gesindes unvermerkt wieder aufzubauen, wenn die Heftigkeit des Herrn ihre Mühe oft in einer Stunde wieder niederriß?

Denn dieser finstere Geselle in Hermanns stetem Geleite, der verdächtigte jetzt jeden zweifelhaften Zug im Gesichte des Gesindes als versteckten Hochverrath gegen die Autorität des Gutsherrn. Jede harmlose Lustigkeit sagte er als verhöhnendes Gelächter an jede wohlgemeinte Einrede als unbotmäßige Auflehnung. Und wie

der Blitz war auf diese geheimen Anklagen des einen bösen Geistes ein anderer, nicht minder schlimmer, erschienen. Der sprach sofort sein vorschnelles, rechtloses Urtheil als sinnlos erregter Richter – das war der Jähzorn.

Hei, wie da das Räderwerk der Wirthschaft jetzt prächtig ineinander griff, wenn oft die besten Knechte in ihrem Gesindestolz vom Pfluge weg den trotzigen Rücken wandten auf Nimmerwiederkehr! Wenn mitten in der zur Neusaat halb umgestürzten Waldfläche gleich Dutzende von Taglöhnern die Arbeit kündigten, dieselben »kleinen Leute,« die von den reicheren Bauern aufgestachelt und Hermanns ungerechtem Schelten zur Meuterei getrieben, ihm nun heimzahlen durften, um was er durch Wegnahme ihrer Pachtgründe sie an ihrem Erwerbe geschädigt.

War Hermann schon vorher kein ausgelernter Meister in der schweren, und langer Uebung bedürfenden Kunst, mit ruhiger Sicherheit die Arbeit richtig anzuordnen, Jeden an den rechten Platz zu stellen und die selbstbewußte Ruhe des Befehlens zu bewahren, jetzt sank er von Woche zu Woche immer mehr zum unsicheren, stümperhaften Schüler herab. Der Fluch der Lächerlichkeit wälzte wie eine schwarze Wolke am trügerischen Himmel seiner schrankenlosen Herrschaft sich näher und immer näher gegen ihn heran. Die Wünschelruthe der Freiheit ward immer ärmer an beglückendem Zauber. Und aus dem Boden dieses falschen Berufes stieg jetzt ein dritter Geist

herauf, wenn auch erst nur auf Minuten, das war der gefährlichste von allen dreien – das Mißtrauen in sich selber.

Und hatte nicht sogar der Himmel gegen seine Pläne und Hoffnungen sich verschworen? Wie oft, wenn Hermann jetzt in finsterem Unmuthe durch seine neubesäeten Felder und kostspieligen neuen Waldkulturen ritt, hätte er in die kalten Wolken mit bis zum Himmel reichender Geisterfaust hineingreifen und ihr Wasser nur auf Stunden zur ausgedorrten Erde niederreißen mögen! Und wie hatte er dann wieder wochenlangem Sturm und Platzregen, der seine Arbeitspläne zu nichte machte, im zornerregten Herzen ein ohnmächtiges Halt geboten! – O machtlos unterthänig zu sein, ein denkender, unsterblicher Menschengeist, der verderblichen Laune sinnloser Elemente! In den scharfsinnigsten Berechnungen von ihnen betrogen und geäfft zu werden, welch' vernichtendes Bewußtsein trotz aller Menschenmacht von Geist und Willen!

Aber dennoch vorwärts, vorwärts! wie ein löwenmuthiger Soldat im Kugelregen ausgeharrt in diesem Kampfe gegen Menschen und Elemente! Denn eher zu Grunde gehen oder sterben, ehe daß er, der Doctor Hermann Stark, die Schmach sich angethan, das offene oder versteckte Bekenntniß abzulegen, es sei die Macht seines Geistes diesmal kläglich zu Schanden geworden. Nein, jeden Tag raffte er mit neuer Willenszähigkeit und neuer Selbsttäuschung sich auf. Er kannte seine eigenartige Natur zu gut. Nicht um einen Zoll breit durfte er nachlassen

von der Ausführung seiner weitverzweigten Entwürfe. Seine Phantasie mußte fort und fort mit neuen Träumen der Zukunft genährt, der ganze, volle Herr und Gebieter in ihm geachtet und, wenn es sein mußte, gefürchtet werden; und müßte er jede Woche dieses kecke, heuchlerische Gesinde wechseln, bis endlich Niemand mehr sich getraute, an seinem gutsherrlichen Wissen, Wollens und Könnens mit einem Wort oder Blick zweifeln zu wollen. Ja, das bis jetzt so heuchlerische Zauberwort: »Schrankenlose Freiheit auf eigenem Grund und Boden,« es muß doch noch Wahrheit werden! …

Aber wo bist du anderer nie lügender Zauber nun hingeflohen, der dir zur schönen Sommezeit in diesen alten Burgmauern dich so wohnlich niedergelassen, du gott- und menschenfreundlicher Zauber des in sich befriedigten, glücklichen inneren Hauses? – Du fürchtest doch sonst dich nicht vor Spätherbststürmen und Winterfrost, vor trüben Tagen und langen Nächten! Nein, gerade zu diesen Zeiten, wo die rauhe, reizlose Natur den Menschen ins heimatlich warme Haus verlockt, wirkst du ja am liebsten und mächtigsten, du süßer, trauter Zauber der Familie! Aber freilich, wo wilde Stürme im Menschenherzen selber toben und über den Seelenfrieden des Hausherrn frostige Winternacht hereingebrochen ist, in solch' ungastlichem Hause ist deines Bleibens nicht mehr. Da sitzt nur die Verstimmung als trübsinniger Gast beim Lampenschimmer. Es schweigt die Musik; denn jede Harmonie ist dieses Gastes Ohr zuwider. Harmlos heiterer Scherz getraut sich nimmer den Mund zu öffnen.

Er fürchtet sich vor dem strengen Antlitz dieses neuen Hausbewohners. Die Frühlingsfreuden der Kinder frieren ein vor seinem eisigen Hauch. Die Mutter weint über ihn verstohlene Thränen und müht sich umsonst, mit sanftem Wort und Blick ihn aufzuheitern. Und nur dem Vater und Hausherrn, der ihn selber herbeigerufen und täglich aufs neue willkommen heißt, dem einzig ist wohl in der Nähe dieses unheimlichen Gastes, und er verträgt sich mit ihm, weil er in ihm sein Ebenbild erschaut.

Arme Helene! Arme Kinder! Aermster Mann und Vater!

2.

Die trübselige Winterzeit ist überstanden. Der Frühling sendet seine ersten warmen Stürme als Boten aus, daß sie seinem rauhen Vorfahren die Wohnung der Erde kündigen und das vom Schlummerbann befangene Leben der Natur mit lenzigem Auferstehungsgruß umbrausen mögen. Da begann allmälig die Frühlingsarbeit der Bauern sich auf den Feldern zu regen. Mit gewohntem Gleichmuth zogen sie schwerfälligen Fußes mit ihren Pflügen hinaus, um die Felder zur Sommerfrucht zu bestellen. Und stand die Wintersaat auch jetzt noch gar dünn und verhieß sie nur schwächliche Ernte, es war doch keiner, der darüber unwillig murrte oder gar in wahnwitzigen Hader mit dem Himmel verfiel. »Es hat eben im Herbst am rechten Regen gefehlt. Und wer weiß, ob nicht die Sommersaat vielleicht desto besser ausfällt. Ist doch kein Jahr dem andern gleich an Segen und jedes bringt ein

anderes Wetter. Wer will daran was ändern? Aber unser Herrgott hat's doch noch immer recht gemacht.«

Als naturwüchsige Schüler dieser patriarchalischen Philosophie, die seit Jahrhunderten von Enkel zu Enkel sich fortgeerbt und gleichsam mit Jedem schon auf die Welt gekommen, zogen jetzt diese »dummen Bauern« hinaus und bestellten ruhigen Blutes ihre Felder.

Aber der geniale, hochgebildete ›Bauerndoctor,‹ wie war's mit dem und seiner Stimmung?

Schon den ganzen Winter über war dieser zu keiner inneren Ruhe gekommen; darum hatte er auch keine äußere ertragen können. Und lag der Schnee nicht fußhoch oder trotzte der gefrorne Boden nicht jedem Eisen, an allen nur halbwegs günstigen Tagen war draußen die Arbeit in hastigem Gang erhalten worden. Vermooste Wiesflächen mußten zur Neusaat umgestürzt, andere zur Bewässerung hergerichtet und wieder Dutzende von Tagwerken allzu nasser Ackerfelder mit Ableitungsgräben versehen werden. Und jetzt kam schon der Frühling heran, für Hermanns Arbeiten um ein paar Monate zu früh. Die Sommersaatbestellung drängte mitten in die andere Arbeit hinein. Soviel der faulen Knechte er auch schon entlassen und sie mit andern noch trägeren vertauscht; ob er auch auf eine Stunde weit um erhöhten Lohn fremde Taglöhner gewonnen, da die »kleinen Leute,« durch die Bauern bestochen, ihm zuletzt für immer die Arbeit gekündigt – überall war doch jetzt nur unfertige Arbeit gethan. Eine verlorene halbe Jahresrente an Futter und Körnern erschien dem Gutsherrn als drohendes Gespenst

im Wachen und Träumen. Dazu dieser erbärmliche Stand der Wintersaaten trotz all' den Tausenden von Gulden, die darüber hingestreut worden.

Und wenn er jetzt gar die gemachten Ausgaben zusammenstellte und sie mit den muthmaßlichen Ernteeinnahmen verglich – o, diese trügerischen, schlangenglatten Zahlen! In welch' finsteres Brüten war er dann in seinem einsamen Thurmzimmer verfallen, und wie konnte er stundenlange so dasitzen, mit nun völlig ins Gegentheil gekehrter Phantasie nur unheilvolle Zukunft schauend!

Ja, du hochgelehrter, hochbegabter Bauerndoctor! auch die Kunst, ein »dummer Bauer« zu sein, will im Leben gelernt werden und nicht Jeder bringt's darin zur Meisterschaft.

Ob er dann wohl in solchen Stunden seine Bücher noch mit solcher Begeisterung begrüßte, wie an jenem Abend? Ob er dann wohl noch von dem hohen »Königthum« der Freiheit geschwärmt und an die Ausübung der geheimen Kunst gedacht, als praktischer Sohn seiner Zeit das Zauberreich der Natur zu betreten und doch von dem sumpfigen Dunste materialistischer Weltanschauung das verklärte Antlitz seines höheren Geisteslebens sich nicht trüben zu lassen?

Und welch' neuer Unstern! – Mitten in diesem Sturme von düsteren Aufregungen rief ihn jetzt, völlig unerwartet, seine Ehrenpflicht als Abgeordneter in die Herzogsstadt. O jetzt, kaum getraute er sich's recht zu bekennen und es schoß ihm dabei heiße Scham ins Gesicht, jetzt

hätte kein widerwärtigerer Ruf ihn aufstören können, als der des Vaterlandes, über dem er vorher in der Herzogsstadt auch die wichtigsten Prozesse vergessen konnte. Jetzt fort zu müssen! – Mitten in solch' überall begonnener und nirgends vollendeter Arbeit! Dazu dieses unverlässige Gesinde und kein Herr dabei! Denn schon begann der Dienst des Görzhausener Bauerndoctors durch dessen Jähzorn und steten Wechsel in der ganzen Umgegend so übel berufen zu werden, daß bald nurmehr die Hefe von Knechten und Taglöhnern sich durch hohen Lohn dazu verlocken ließ.

Arme Helene, Wächterin der inneren Wirthschaft!

Wenn er nur wenigstens noch seinen tüchtigen, verlässigen Verwalter hätte, dem er in solcher Eifersucht den Dienst gekündigt! Aber wer sollte jetzt den fernen Herrn ersetzen? O welch' unberechenbarer Schaden! Welche herz- und kopfverwirrende, unvorhergesehene Lage! Aber er mußte dennoch fort. Ihm blieb keine Wahl. –

»Wirf ab, was dich drückt und ängstigt! Bei mir kehr' ein, als freier Mann nur deinem Hause und dem Volke zu leben!« hatte der damalige Advokat nicht also das alte Schloß in seinem Geiste zu sich reden hören, da er droben unter den Platanen gesessen und sein böses Ich ihm Aug', Ohr und Herz befangen hatte? Und jetzt, da er gedrückt und geängstigt, wie noch nie, als Burgherr dasselbe Schloß verließ, um als »freier Mann« dem Volke zu leben, was hatte es ihm wohl jetzt zum Abschiede nachgerufen? –

Kopf und Herz voll düsterer Sturmwolken kam Hermann in der Herzogsstadt an, die er vor nun bald einem Jahre mit solch sonnigen Hoffnungen verlassen hatte. Wie natürlich war sein Drang, sobald als möglich im Umgang seiner alten Freunde sich zu zerstreuen und über neuen, freudigen Eindrücken die düsteren daheim wieder vergessen zu können. Wie er aber jetzt am andern Morgen zu seinen Besuchen sich anschickte, da verspürte er erst, welch' innere Ueberwindung es ihn koste, mit dem alten, lebensheitern Gesichte gerade vor denen wieder zu erscheinen, die es als seine Gäste niemals anders gesehen, als in vollem Glücke strahlend oder bei seinen Kammerreden entflammt von verklärender Begeisterung. Und nun er sich im Spiegel besah und dieser anderen Zeiten gedachte, erschrak er vor sich selber. Stand nicht dieser ganze Winter in seinem Gesichte geschrieben und mußte dieses nicht schon auf den ersten Anblick sein ganzes Innere verrathen und Mitleid erwecken oder gar Schadenfreude? Aber nein! Nicht ein einziges Menschenauge sollte nur ein Wort von tragischer Stimmung auf seinem Antlitze zu lesen bekommen. Selbst Goldhelm nicht; Keiner, Keiner.

Er ging und noch unterwegs setzte er wider Willen seine physiognomischen Uebungen fort, um in trügend heiterer Maske seine Rolle mit Erfolg durchzuführen. Und doch, so meisterhaft er auch zu spielen geglaubt, wenn er auf die immer gleiche Frage nach seinem Wohlergehen und neuen Leben die stets gleiche, unwahre Antwort gegeben, lag nicht auf jedem Gesichte seiner Freunde das

nämliche Wort ganz deutlich geschrieben? »Ich glaube dir nicht, du lügst! Denn ich weiß die Wahrheit des geraden Gegentheils.«

Dann stritt sich schamrothe Befangenheit in seinen gezwungen heitern Zügen mit der Verstellung um die Herrschaft. Und, heiliger Gott, wie ein Dolchstoß fuhr ihm das Bewußtsein durch die Seele: »Ich habe gelogen, zum erstenmal in meinem ganzen Leben gelogen vor denen, die mich bisher für die leibhaftige Wahrheit gehalten.« Und war es denn auch nur der Mühe werth gewesen? In welchem dieser Herzen klang denn noch derselbe sympathische Ton warmer Freundschaft wie einst, da er noch ihre Prozesse siegreich durchgeführt und sie bei ihm als fürstlich bewirthete Gäste gezecht und gejubelt? – Welch' gemachte Freude des Wiedersehens! Welch' versteckte Gleichgiltigkeit oder gar Schadenfreude und, wenn's gut kam, nur unzarte Fragen! Waren das denn wirklich noch diesselben Männer? – O Menschen, Menschen! ...

Nur ein Einziger, der hatte ihn mit wahrhaft warmem Willkomm wieder begrüßt. Das war Goldhelm. Aber wie hatte Hermann diesen selber in seinem Aussehen verändert gefunden? – Da er ihm Lebewohl gesagt, trug der Hofbankier noch glänzend schwarze Haare, mit grauen fand er ihn jetzt wieder. Was mußte das für ein Jahr gewesen sein, das solche Macht des Kummers in sich geborgen, um in so kurzer Zeit das Haar zum Bleichen zu bringen?

Als der Hofbankier zwei Tage nach Salomons Auszug des Abends wieder heimgekehrt und ihm berichtet worden, was unterdessen in seinem Hause geschehen, da brach er wie vernichtet in die Kniee und stieß so herzzerreißende Klagen aus, als habe man seinen eigenen alten Vater auch dem Hause gestoßen. »Gott der Gerechte, welch' schreckliches Unglück! Der Salomon aus meinem Hause! Und ich bin schuld daran!« – Und er schlug sich die Brust und zerraufte das Haar unter bitteren Thränen der Reue. Dann sprang er wieder auf und ein so wilder Zorn kam über ihn, den sonst so weichen, schwachen Mann, daß er mit geballten Fäusten zur meineidigen Urheberin dieses ›schrecklichen Unglücks‹ ins Zimmer stürmte. Ein verschmitzt ersonnenes Märchen, wie der Salomon zu ihr wie eine böse alte Kage herübergeschlichen und sie bis in den Zod beleidigt, wie sie aber selber beim ewigen Gott mit keiner Silbe ihren Schwur gebrochen habe, dazu der feierliche Eid eines bestochenen Lakaien, der das Märchen beglaubigte – das waren die listigen Waffen, mit denen die Baronin den zornerhitzten Gatten wieder allmälig wehrlos machte, wenn er auch an all' diesen Ausreden zweifelte.

Noch am selben Abend eilte der Baron darauf in die Judengase. Es kam ihm dieser Gang gar schwer an; denn lange, schier ein ganzes Vierteljahrhundert lange hatte er den dunklen, schmutzigen Häuserknäuel nimmer betreten. Ein altes Judenweib führte mit großen, staunenden Augen den ihr unbekannten, vornehmen Herrn über eine enge, finstere Stiege an des Salomons nunmehrige Stube.

Dieser saß darin im selben ledernen Lehnstuhl, wie im Goldhelm'schen Hinterhause, hatte wie dort den grünen Schirm vor den Augen und las seiner abendlichen Gewohnheit gemäß auch jetzt im Talmud. Seinem draußen stehenden, vormaligen Herrn klopfte das Herz in fieberhafter Angst. Aber mit raschem Entschlusse riß er jetzt die Thür auf und stürzte dem Alten klagend in die Arme.

»O Salomon, Salomon! muß ich dich hier wieder finden? Gott, wie mir das wehe thut! Schier das Herz möcht' es mir abdrücken. O was hat dir meine böse Frau für ein gottloses Leid angethan? Aber sieh', da komm' ich, dein Isidor; so eben von der Reise komm' ich, und hole dich wieder heim in mein Haus. O komm, komm, vergiß und verzeih, was dir geschehen! Abbitten soll dir's meine Frau vor Allen im ganzen Hause. Komm wieder zurück und sei mir wieder gut, mir und meinem Hause! Es ist ja auch deines – alter, treuer Salomon!«

Und er sank an des Alten Brust und küßte seine verwelkten Lippen.

Aber der Alte blieb eiskalt wie ein Marmorbild, dem ein Mensch ans Herz gesunken. Mit verächtlich finsterm Blicke machte er sich aus Isidors Umarmung los, erhob sich von seinem Stuhle voll majestätischer Würde und sagte nichts als das Eine:

»Isidor, du hast geschwätzt! Ich aber schweige. Laß mich, wir sind geschiedene Leute.«

»Aber Salomon,« rief jetzt der Baron mit wankenden Knieen, »der Geist meines seligen Vaters! Sein Testament!

Willst du denn mein Haus mit dem Fluche meines Vaters belasten?«

Auch dieser neue Ausbruch von Isidors reuigem Schmerz ließ den Salomon ungerührt. Er verzog nur die Lippen zu spöttisch wehmüthigem Lächeln und seine Schulter hob sich höher, da er sagte:

»Der Geist deines seligen Vate? Von dem willst dir noch reden? Gütiger Gott, wie spät denkst du doch daran! Und sein Testament? Je nun, wer hat's gebrochen? Ich oder du? Aber es wird sich an deinem Hause erfüllen. Und nun laß mich, hab' nichts mehr mit dir und deinem Hause zu schaffen. Geschworen hab' ich's zum Gott unserer Väter und zum Geiste deines eigenen. Ich, Isidor, ich schwätze nicht. Leb' wohl, und denk', ich sei gestorben.«

Nach diesen letzten Worten, die er nurmehr mit gebrochener Stimme geflüstert, setzte er sich in seinen Lederstuhl, hob den Schirm vor die Augen und blickte in den Talmud, wenn auch seine dicken Thränen ihn keine Zeile davon lesen ließen.

Isidor Ichlich wie ein Schatten sprachlos hinaus, Was hätte er hier noch weiter thun sollen? –

Seit dieser Stunde fing sein schwarzes Haar zu bleichen an . . .

Einen Monat später lag der schöne, hoffnungsreiche Sohn des Hofbankiers auf der Bahre. Er war eines der ersten Opfer einer Typhusepidemie. Wie ein zu Grunde gerichteter Mann folgte der Vater dem Sarge verzweiflungsvoll nach. Gabriele trug dieses neue Unglück ihres Hauses als demüthige Kreuzträgerin. Sie weinte über den

Bruder fromme Thränen, aber doch lange keine so bitteren, als sie oft um die Mutter und Schwester vergoß. Diese hingegen waren in ihren schwarzen Kleidern schon nach den ersten Wochen gegenseitig bemüht, allzu herben Schmerz aus ihren Herzen wieder hinauszuphilosophiren. Denn der verstorbene Edgar war, wie Gabriele, das Ebenbild des Vaters, und stand in der getheilten Familie auf deren Seite, nicht auf der ihrigen. – Schmerz und Trauer galten ihrer epikuräischen Weltanschauung überhaupt als zwei völlig unnatürliche, lästige Feinde, die man nach der entgegengesetzten Schule des Stoicismus so schnell als möglich wieder entwaffnen und besiegen müsse. So sehnten sich auch die beiden Melanie's gar bald nach der Erlösungsstunde, in der ihnen der Anstand die große Welt wieder erschließen durfte. Nun ist bald ein Jahr vorüber, seit dem dieses Grab sich geschlossen, und das Versäumte soll von Mutter und Tochter gewissenhaft nachgeholt werden.

In der Brust des Vaters wohnte dieser Schmerz aber noch heute mit solch' verzehrender Gewalt, als sei erst gestern das Auge des einzigen Sohnes gebrochen. Und war es denn nur dieser Tod allein, der dem Hofbankier seitdem auch die letzte Lebenslust verleidet und die letzte Kraft geschwächt? – O weiß es der Himmel, er war allezeit an Freuden der Familie nicht allzureich gewesen. Eine Wunde war auf die andere, kaum getheilte, nachgefolgt am Leibe seines häuslichen Glückes. Nur Gabriele war und blieb der immer gleich lindernde Balsam, und auch die Hoffnung auf diesen Sohn half ihm manches

Leid verschmerzen. Aber was ihn immer völlig befriedigte, das war die Freude an seinem großen, glänzenden Geschäfte; das war der Stolz auf das felsenfeste Vertrauen, mit dem ganz Europa und selbst fremde Welttheile sein Bankhaus beehrten; und das war endlich sein eigenes Bewußtsein, daß dieses goldene Gebäude auch wirklich auf dem Grundsteine gediegener und ehrlicher kaufmännischer Speculation gegründet sei. Jetzt war auch das Leben dieser Freuden langsamem Siechthum verfallen. Noch gewahrte das Niemand von der Außenwelt. Nur sein verschlossenes Innere trauerte darüber.

Wie hatte der alte Baruch einst zu ihm gesagt, als Isidor an jenem Abende vor mehr als zehn Jahren Trost bei ihm gesucht, nachdem sein Telegramm mit den tausend herzlichen Küssen so höhnisch daheim erwiedert worden war? – Da war des alten Juden Rede gewesen: »Und siehe, darum ist Gottes Zorn über dich gekommen und hat dich geschlagen an deinem Herzen; denn wenn er dich auch geschlagen hätt' an deinem Geld, dann träfe er ja auch mich zugleich mit dir, und das thut der gerechte Gott mir nicht an, weil ich geblieben bin sein getreuer Knecht. Doch wenn ich einmal gestorben bin, ach Isidor, wie wird mir dann auch Angst um dein schönes Geld!«

Und nun war der Salomon für Isidor hundertmal schlimmer als gestorben. Hinausgestoßen war er in seinen alten Tagen durch seines Weibes Bosheit und seine eigene unglückliche Schwäche, hinausgestoßen aus dem Hause, das er durch fünfzigjährige Mühen und Sorgen geholfen reich zu machen, darin er hätte bis zum Sterben

wohnen sollen nach des alten Moses Mendels Testament. Und jetzt hinausgestoßen als »schmutziger Schacherjude, als Schmach und Unheil dieses Hauses, als stinkendes Unkraut und Pestgeruch.« – O Alles war Isidor wieder verrathen worden. Und wie war ihm jetzt selber Angst geworden um sein »schönes Geld!« –

Denn kaum hatte der Salomon sein Haus verlassen, war statt seiner der Fluch des Vaters in Isidors Haus hereingezogen.

Der Tod des eigenen Sohnes, das war die erste Strafe für sein Vaterherz, das den eigenen Vater im alten Salomon noch im Tode mißachtete. Keine Menschenzunge, und wäre sie die beredteste der ganzen Welt, hätte dem Hofbankier diesen Glauben mehr ausreden können. Und hatte der zerstörende Geist dieses Vaterfluches sich nicht auch in den andern Bau des ganzen Geschäftes geschlichen? So lange der Salomon noch in seiner geheimen Einsiedeler dessen festeste Säule, dessen Alles durchdringender Adlerblick und oberster entscheidender Wächter gewesen, wie war da jedes Unglück von der Schwelle dieses stolzen Gebäudes fern geblieben! Nicht einmal im so verhängnißvollen Jahre Achtundvierzig, wo der Bankerott überall wie ein brüllender Löwe einhergegangen und das Leben hundertfachen Wohlstandes verschlungen, hatte sich dieser an das Haus Goldhelm gewagt. Und jetzt, jetzt lähmte unsichere Rathlosigkeit jeden Aufschwung selbstvertrauender Speculation. Die Geschäfte, die sicheren Gewinn versprochen hätten, blieben aus falscher Furcht ungemacht und wieder andere

Unternehmungen, die verlockend geschienen, waren in die Brüche gegangen. Denn der Eine, der seit mehr als zwanzig Jahren immer den Ausschlag gegeben, welches Geschäft solle gemacht und welches unterlassen werden, der saß jetzt in zürnendem Schweigen in seiner Judengasse wie ein von der Erde abgeschiedener Geist. Sein einstiger Herr, der über dem grenzenlosen Vertrauen in die finanzielle Allwissenheit des alten Dieners und dessen nie trügenden Rath den Entschluß eigenen Willens seit Jahren verlernt, dem war jetzt auch die Kraft gebrochen, als Haupt seines Bankhauses auf eigenen Füßen zu stehen. Und hatte er einmal sich dennoch aufgerafft, so drückte der verzweiflungsvolle Schmerz um den todten einzigen Sohn und das Elend seines inneren Hauses ihn wieder nieder. Stumpfsinnig ließ er dann seine Leute, fremd seinem Hause wie Herzen, eigenmächtig schalten und walten und unterschrieb die von ihnen vorgeschlagenen und meist mißglückten Geschäfte mit seinem unglückseligen, freiherrlichen Namen.

Auch dieses Glück, es fahre hin! Auch dieses Haus zerfall' in Trümmer! – Seinen Sohn hatte ja das frühe Grab verschlungen, und auch die Mutter dieses Sohnes, sie war jetzt für ihn so gut wie gestorben. Wozu ein also reicher Mann noch bleiben? Wozu, mit solchem Riesenschmerz? – Was braucht er da noch vieler Milionen, bei denen er doch nur ein armer Bettler bleibt an echtem Menschenglück? –

Das war jetzt seine Stimmung. Aber seine Haare waren dennoch auch über diesem langsam hereinbrechenden Zerfall seines Bankhauses bleich geworden. Denn er war ein Sohn des Geldes, als solcher geboren und groß geworden.

Wenn der Mensch ahnen könnte, wie seine mit voller Begeisterung gesprochenen Worte oft in gar kurzer Zeit wieder zu eben so viel Lügen würden, durch eigene Schuld eines verirrten Willens, welch' ein überbedächtiger Schweiger müßte er dann wohl werden, um jedes spätere Erröthen vor dem früher gesprochenen Worte zur Unmöglichkeit zu machen.

So hatte Hermann, damals noch Advokat, zu seinem Freunde Theodor unter den Görzhausener Platanen, die in jenem Frühjahr so unendlich viel vom Menschenherzen erfahren, Folgendes gesprochen:

»Umsonst hab' ich nun in schlaflosen Nächten darüber nachgegrübelt, wie ich diesem aufreibenden Banne meines Lebens mich mit einem großen Entschluß entreißen könne. Mein Abgeordnetenmandat in der Kammer niederlegen? Nein, um keinen Preis der Welt ist dieses mir abzukaufen; denn das ist mein wahrer, mein stolzester, mein menschenwürdigster Beruf, dem jeder meiner besten Gedanken, jede meiner tiefsten Empfindungen so lange dienen soll, so lange Geist und Herz in mir lebendig ist.«

Und jetzt, da er diesen Beruf in der Herzogsstadt ausüben sollte, wie machte Hermann jetzt sein damaliges Wort zur Wahrheit?

Nicht eine Woche war seit Eröffnung der Kammersitzungen vergangen, und schon trieb ihn die ungestüme Sorge um die Wirthschaft wieder nach Görzhausen, als Sklaven seiner schrankenlosen, neuen Freiheit und Knecht seiner Knechte. Woche für Woche ging dieses hastige Hin- und Herstürmen fort. Aber was traf er bei seinem jedesmaligen Heimkommen? – Aerger, Unordnung, schlechte Arbeit, träges grenzenlos anmaßendes Gesind; Ausgaben, daß ihm oft die Haare zu Berge standen, und zum Ersatz nichts als halb erfüllte Hoffnungen nebst der immer mehr verwirrenden Gewißheit, daß er auf dem besten Wege sei, äußerlich und innerlich ein langsam zu Grunde gehender Mann zu werden.

Aber fand er denn nicht auch Weib und Kinder daheim, und seinen treuesten Freund? Nun ja, freilich. Doch wo blieb ihm an einem solch' abgehetzten Tage denn noch Zeit und Stimmung, um auch an seinem inneren Hause und an Freundestreue sich freuen zu können? Das hatte er ja schon den ganzen Winter über fast völlig verlernt. Bei jeder Wiederkehr auf den Abgeordnetensitz nahm er eine schwerere Last von Sorgen mit, und immer gereizter stürmte er wieder von Diesem nach Hause. Eine stete Wechselwirkung von innerem Mißmuth, der hier wie dort allwöchentlich neue Nahrung fand.

War es darum ein Wunder, daß gar bald die ganze Stadt sich fragte: Ist das noch der alte Hermann

Stark? Die einstige Zierde der Volkskammer, der ruhmreiche Held im Ehrenkampfe für freiheitliche Entwicklung? Denn fast immer saß er nur mit unstäten Blicken da, das Mißbehagen der Ungeduld mit Mühe bekämpfend, oder er brütete vor sich hin und schrieb auf seinem Pulte nichts als Zahlen, er, der sonst mit so freiem, klarem Antlitz auf jedes Wort gelauscht und die Gedanken von Angriff und Abwehr so leuchtend darauf wiederspiegeln ließ. Wo seine Parteigenossen wie die überfüllten Galerien auf eine glänzende Rede des berühmten Patrioten ungeduldig geharrt, blieb er ein verstimmter, zerstreuter Schweiger. Von steter Angst um den möglichen Zerfall des eigenen Hauses gefoltert, wie hätte er da noch Stimmung verspüren sollen, am Aufbau staatlicher Freiheit mitzuhelfen? – Ward er endlich dann doch von seinen politischen Freunden zum Wort gedrängt, so war seine jetzige Rede nur ein kalter Schatten gegen die Flamme seiner früheren, Alles hinreißenden Begeisterung. Oder, was ihn mit noch schlimmerem Verdachte belastete, wenn Einer der kleinen, fortgeschrittensten, heimlich demokratischen Partei mit beißenden Stichelreden ihn endlich zum Kampfe herausgefordert, dann schwang er das Schwert seines Wortes mit solch' innerer Verbitterung, daß wieder Alle zweifelnd die Köpfe schüttelten, da sie der maßvoll feierlichen Ruhe gedachten, mit der er früher, wenn auch noch so scharf, jeden Angriff auf sich und seine Partei siegreich zurückgeschlagen hatte.

Und dennoch trotz alledem, welch' ein Volkserwählter in dem ganzen Saale konnte sich innerlich rühmen,

für die Freiheit, für das Recht und wahre Wohl des Volkes ein treueres, wärmeres und wahrhaftigeres Herz in der Mannesbrust zu tragen? Und wie müßten Alle, die jetzt daran zu zweifeln begonnen, oder schon allen Glauben verloren, wie müßten sie wahrlich Alle schamroth jeden Verdacht ihm wieder abbitten, wollte er seinen Mund jetzt öffnen und zu seiner Rechtfertigung jenes Geheimniß verrathen. Da er vor dem Herzog gestanden und für die Wiedergebhurt verfassungsmäßigen Rechtes so kühne Worte der Wahrheit geredet, zu denen vielleicht sein Zweiter in diesem Saale den gleich ritterlichen Muth gehabt hätte!

»Seht ihr's?« zischelte nun Volkmann mit seiner alten Schlangenzunge in Weinstuben und Bierhäusern. »Seht ihr's, wie ich Recht gehabt? So schaut ihn nur einmal an, den Erzschleicher, wie er jetzt wie ein armer Sünder in der Kammer dasitzt! Das böse Gewissen steht ihm ja auf dem Gesichte geschrieben. Glaubt ihr nun an das herzogliche Judasgeld? Na, hunderttausend Gulden, ein hübsches Sümmchen! da kann solch' ein Schuft wie der Stark schon ein Bischen das Volk darum verrathen. Lernt ihr ihn jetzt kennen, den verkappten Aristokraten, der nur so lange den Volksfreund heuchlerisch herausgehängt, bis er sein verrätherisches Ziel erreicht hatte? Und wenn ihr erst wüßtet, wie er daheim die »kleinen Leute« findet, wie er ihnen das kleinste Kartoffelfeld abgenommen hat, daß sie nun im Elend sitzen, und wie sein Forster jede arme alte Frau, die nur einen Korb voll Streu für ihre Geiß aus dem Walde holt, ausfuchteln muß. Ja, ärger

als im finstern Mittelalter, wo's noch Leibeigene gegeben, treibt's dieser »Bauerndoctor,« wie sie in der ganzen Umgegend ihn heißen. Ja, er wird auch zum letztenmal in der Kammer gesessen sein, denn die Liberalen werden doch einen solchen Judas nimmer wählen wollen, und die Conservativen werden sich mein' Seel' wohl auch bedanken, einen solch' erkauften Ueberläufer im Lager zu haben. Und so wie ich, denkt jetzt die ganze Kammer und das ganze Land. Ja wohl, er hat schon einen ganz prächtigen Namen gekriegt, der nur mehr recht an den Galgen paßt. Ihr könnt's ja Tag für Tag in allen Blättern lesen; will keines mehr von dem Verräther was wissen, was für eine Farbe sie auch haben mögen. Ei, so lest zum Exempel doch nur einmal dieses ganz famose Gedicht aus dem »Vorwärts!« In tausenden von Extrablättern wird's abgedruckt werden, wie ich mir sagen ließ, und muß reißenden Absatz finden. Mag aber auch ein verflucht gescheidter Kerl sein, der's gemacht hat – ein Kunststück *non plus ultra*. Aber hört ihr's, vergeßt mir nicht die Anfangsbuchstaben von oben herunter zusammenzusetzen, denn darin liegt der Hauptwitz, wenn ihr ihn verstehen wollt.«

Gab es dann große, weingedunsene Augen und breite, hohnlachende Gesichter, wenn von ein paar Dutzend solcher Zechbrüder einer nach dem andern den Namen »Hermann Stark« in dem Gedichte herunterbuchstabirte, und Volkmanns Ausspruch von dem »verflucht gescheidten Kerl« durch die ganze Versammlung bestätigt ward!

Das gereimte Pasquill lautete:

Wächterruf.

Hört ihr Herrn und laßt euch sagen,
Ein Uhr hat die Glock' geschlagen.
Rißen längst die Geister aus,
Mitternacht treibt sie nach Haus.
Aber dennoch haltet Wacht!
Noch schleicht in der Lüge Nacht
Natterngleich ein böser Geist,
So als Judas sich erweist.
Traut ihm nicht, er streut Verrath,
Auf der Freiheit junge Saat.
Recht des Volkes sei bedacht!
Kammerwächter habet Acht!

Daß Volkmann diesmal selber der hämische Verfasser gewesen, der dieses »Kunststück *non plus ultra*« jenem halb verhungerten und unterdeß aus der Tragödie seines Dichterlebens in den finsteren Lauben abgerufenen Poeten nicht ohne Geschick nachgemacht, dieses Geständniß hatte er wohlweislich unterlassen. Denn noch war er nur heimlicher Mitarbeiter jenes demokratischen Winkel- und Skandalblattes »Vorwärts,« das nun mit demselben Giftgeifer seine Gegner besudelte, wie einst umgekehrt der reaktionäre »gute Bürger.« Mit seinem politischen

Rollenwechsel schon ganz unverhüllt hervorzutreten, dazu hielt er seine Zeit noch nicht für gekommen, abgesehen davon, daß ein solch' verändertes, offenes Glaubensbekenntniß ihm die Erwerbsquelle seiner Correspondenzen in auswärtige, konservative Blätter mit zu empfindlichem Schaden abgeschnitten hätte. Seine Proteusrolle dünkte ihm mit voller finanzieller Berechtigung weitaus als die schlaueste und einträglichste in dem »großen, gott- und zuchtlosen Possenspiel der Zeitungsschreiberei,« mit welchem Namen seine eigene, heuchlerische Feder in jenem hyperconservativen Sonntagsblatt einmal selber die heutige Journalistik beehrt hatte.

Volkmanns heimliche Wühlerei gegen Hermann Stark, »den Ursprung, seines Elends und den Wurm an seines Lebens Baum,« war diesmal nicht vergebens. Mindestens jede Woche brachte der »Vorwärts« einen andern Aufsatz. »Der Bauerndoctor,« »der verkappte Baron,« »der Tyrann von Görzhausen,« »ein großer Herr und kleine Leute,« »die Hundspeitsche der Freiheit« – so lauteten die Titel, die zur Genüge den weiteren Text dieser Hetzartikel verriethen.

Aber wäre es nur dieses schmutzige Blatt allein gewesen! Denn welcher Ehrenmann trägt heutzutage ein so reines Kleid, daß die skandallüsterne Gemeinheit solcher verkommener Landsknechte von der Feder es nicht zu besudeln wagte? Und doch, wo bleibt davon für das Auge jedes klugen, ehrlichen Mannes ein Flecken zurück? Auch des erhabensten Geistes Adlerflug umkrächzen diese Raben mit dem heiseren Geschrei bezahlter Bosheit.

Wer aber hat noch gesehen, daß solch' ein Geistesadler in seinem Sonnenfluge sich beirren oder aufhalten ließ? – Und waren denn nicht auch früher alle diese niedrigen Hetzereien gegen Hermann Stark in das kläglichste Nichts versunken gewesen? Hatte er nur einen Tag aufgehört, er selber zu sein, der makellose, hochstrebende Ritter der Freiheit und des Rechtes?

Wie ganz anders aber heute!

Als einst der »gute Bürger« mit seinen Schmachartikeln des Advokaten bürgerlichen und politischen Ruf zu verdächtigen und untergraben gesucht, da hatte der Angegriffene höchstens über die traurige Wahrheit einen heiligen Unwillen verspürt, daß überhaupt solch' gemeine Züge und Scheelsucht in einem Menschenherzen Platz habe. Denn sein eigenes Gewissen war frei und er wußte nur zu gut, daß alle Ehrenmänner der ganzen Stadt diese schmutzigen Verdächtigungen mit Ekel von sich wiesen. Jetzt aber, da er der Versuchung nicht widerstehen konnte, diese neuen Verlästerungen seiner Person im »Vorwärts« selber zu lesen, den ein boshaft gütiger Absender ihm jedesmal zugeschickt, so oft ein Name darin am Pranger stand, jetzt war der Burgherr von Görzhausen gar oft deßhalb in finsteres Nachdenken über sich selbst versunken. Denn in all' der bodenlosen, verschmitzten Lüge, darin sein Strafgesetz festen Fuß fassen konnte, war doch stets auch ein Stück tragischer Wahrheit geborgen, über die sein eigenes Gewissen sofort zu Gerichte saß.

War er denn überhaupt noch würdig, über freie staatliche Entwicklung als Abgeordneter das große Wort zu führen, wo er daheim als Schutzherr solch' eiserne, unerbittliche Herrschaft ausübte? Wo er jede billige Rücksicht auf die armen, kleinen Leute, nur auf sein starres Recht pochend, von sich wies, und jedes Wortes oder Blickes halber Knechte wie Mägde in ungerechtem Jähzorn aus dem Dienste jagte? Wer Recht und Freiheit für sich und das Volk erkämpfen will, soll dessem eigener Haushalt daheim nicht selber das Vorbild wohlwollender Gerechtigkeit sein? Und wer den Staatshaushalt will regeln und überwachen helfen, ist der nicht doppelt verpflichtet, erst selber in der eigenen Wirthschaft strengste haushälterische Ordnung zu wahren? – Das waren jetzt die Selbstanklagen, die aus dem Sumpfe dieses »Vorwärts« als neue finstere Geister in Hermanns Herzen immer öfter emporstiegen. Sie machten ihn nun vollends innerlich unfähig, wie ehedem der muthige, beredte Führer seiner Partei zu sein. Auch diese Kraft, sie war in ihm gebrochen. Zum Heuchler jeder Gattung war seine innere Wahrhaftigkeit verdorben. Und so verfiel er zuletzt in völliges Schweigen, weil er nicht als Abgeordneter des Volkes von Recht und Freiheit reden *wollte* – in solch' innerem Widerspruch mit seinem eigenen Leben.

O als ein wahrhaft tragischer Held saß dieser Görzhausener Burgherr jetzt auf dem Abgeordnetenstuhle des früheren Advokaten.

Aber wer wußte das edle Räthsel dieses großen Schweigers zu lösen? So hatte die Verdächtigung allein

gewonnenes Spiel. Die geistige Luft der ganzen Herzogsstadt war jetzt Volkmanns Gehilfe geworden. Auch die ehrbare Presse konnte ihr Befremden nicht unterdrücken über diese unerklärliche Wandlung des einst so gefeierten Vorkämpfers. Die Verläumdungen, die Volkmann in Weinstuben und Bierhäusern kolportirte, wurden jetzt selbst von den anständigsten Lippen nachgeflüstert. Und war der gedruckte Fetzen des »Vorwärts« bis jetzt nur in den niedrigsten Arbeiterhänden hin- und hergewandert, jetzt gehörte es zum prickelnden Gewürze der Saison, die wenn auch noch so boshaften, so doch, wie man meinte, immer geistreichen und witzigen Artikel über Hermann Stark selbst in den vornehmsten Kreisen zur Belustigung sich vorzulesen.

Und so geht es im trügerischen Wechselspiele des politischen Lebens. Erst kredenzt die Hand der öffentlichen Meinung den überschäumenden Becher der Popularität überall umher. Alle Lippen schlürfen von dem schnellberauschenden Zaubersaft, und alle Hände umschlingen sich, um in trunkenem Reigen den angebeteten Helden in maßloser Schwärmerei zu umtanzen. Und dann ein Fehltritt, eine Schwäche des Vergötterten, ein Schleierlüften seiner unvollkommenen Menschlichkeit, oder im Dunkeln schleichender, unbewiesener Verdacht – und dieselbe öffentliche Meinung reißt ihrem vormaligen Günstling den Kranz vom Haupte, den sie selber ihm aufgesetzt. Ernüchtert stehen urplötzlich die Tänzer vor ihrem zertrümmerten Idol; sie schämen sich, daß sie jemals so

trunken gewesen, und mit kaltem Verstande treten sie dieses Kranzes zerstreute Blumen unter die Füße.

O Hermann Stark, das that jetzt an dir der dämonische Zauber deiner schrankenlosen Freiheit. Du bist besiegt durch deinen grimmigsten Feind; aber mehr noch durch deinen allerschlimmsten – durch dich selber!

3.

Die Blätter Der Görzhausener Schloßlinden waren großentheils zur Steinbrücke schon niedergeschauert, und gerade heut Abend war ein regnerischer Herbstwind mit besonderem Eifer bemüht, der Natur erschütternde Bußpsalmen vorzubrausen, daß die Tage ihrer letzten Freuden nun bald gezählt seien und sie sich allgemach auf den beschaulichen Ernst des Winters vorzubereiten habe. Die vielverzweigten Baumkronen waren von der Macht dieser Rede gewaltig bewegt. Selbst die Fensterscheiben im ganzen Schlosse zitterten und die Wetterfahnen ächzten dazwischen.

An diesem unheimlichen Spätherbstabend saß Helene im hohen, von gedämpftem Lampenlichte durchdämmerten Schlafzimmer ihrer zwei Knaben. Sie waren eben in ihren Betten eingeschlummert. Ein feines Auge konnte noch jetzt den Frieden des Abendgebetes, das sie mit der Mutter gesprochen, auf ihren zarten Gesichtern glänzen sehen. Diese selber aber saß nun, den Kopf in die Hand gestützt, mit unsäglich traurigem Antlitz an einem Tisch und war ins Lesen eines Briefes regungslos vertieft. Schwarze Trauerkleidung erhöhte noch den Ernst ihres

bleichen Bildes. Denn, kaum war Hermann Ende Juni bis zum Tiefsinn verstimmt aus den beendeten Kammersitzungen wieder heimgekehrt, um neuen inneren und äußeren Stürmen entgegenzugehen, so war auch Frau Forster bei ihrem Sohn am Niederrhein heimgekehrt – aber zum ewigen Frieden. Und doch war jetzt der Tod der geliebten Mutter in Helenens vollem Wermuthsbecher nicht der herbste Tropfen. Es gibt Schicksale, in denen die Kindesliebe, und gerade die wahre, selbstsuchtlose, auf das Grab der Eltern lange nicht so bittere Thränen weint, all wären diese theuren Todten am Leben geblieben und sie selber hätten hineinschauen müssen in das andere Grab, darin das Lebensglück des Kindes gebettet liegt. So hatte jetzt auch da große fromme Herz dieser Tochter den Tod der Mutter wie eine dankenswerthe himmlische Wohlthat für diese selber, wie eine barmherzig zuvorkommende Erlösung von all' den Mutterschmerzen, die ihrer geharrt hätten, voll gläubiger Ergebung hingenommen. Sie war ja noch zur rechten Zeit mit der tröstlichen Täuschung hinübergegangen, daß sie eine glückliche Tochter auf Erden hinterlassen habe. Denn nie hatte Helene der Mutter traurige Botschaft gesendet. Bei jedem Besuch in der Herzogsstadt waren ihr nur heitere Gesichter erschienen. Warum denn auch andere? Selbst von Görzhausen flogen nur Friedenstauben zum Niederrhein. Und vor dem versprochenen Hieherkommen, das ihr zu ihrem Erschrecken die wohlthuende Binde abgestreift hätte, war sie als himmlischer Gast abgerufen worden. Wohl

ihr, daß sie in solchem Frieden der Täuschung heimgegangen in das Reich der ewigen Wahrheit! Denn jetzt, auch trotz aller kindlichen Schonung, jetzt hätte ihr Mutterauge nun auf einmal Alles, Alles schauen müssen – das ganze Herzleid der Tochter, das ganze innere Elend des von ihr fast vergötterten Schwiegersohnes, den ganzen äußeren und inneren Verfall des Stark'schen Hauses.

O seliges Muttersterben vor solchem Schicksal der Kinder! – Die alte andere Mutter, die hat's erleben müssen.

Heiliger Gott! waren das seit drei Monaten Schläge gewesen, einer wuchtiger als der andere!

Erst war Hermann bei der neuen Abgeordnetenwahl kläglich durchgefallen. Nurmehr zehn einzige Stimmen! Welch' schimpflicher Hohn! O schon damals hätte er nimmer leben mögen vor Schmerz und Scham. Er, dem das ganze Land seine Wiedergeburt verdankte, er, nicht wiedergewählt! Und durch eigene Schuld! Solch' eine grauenvolle Zeit hatte Helene noch niemals mit ihm durchlebt.

Aber schon vier Wochen darauf wie fiel da erst der Schicksalshammer auf den freien Burgherrn zerschmetternd nieder!

Der überraschende Friede von Villafranca, der Millionen banger Herzen als erlösender Engel erschienen, er war dem Hause Goldhelm, das in verzweifeltem Böraenspiel auf lange Kriegsdauer speculirt, zum verderbenden Dämon geworden. Der einst so feate, goldene Bau, der schon lange heimlich gewankt, sank rettungslos in Trümmer. Die ganze Stadt erschrak ob diesem dröhnenden

Einsturz, und Reich wie Arm wehklagte auf dieses Hauses Schutt um verlornes Vermögen.

Auch das hatte der alte Salomon Baruch gethan durch seinen Auszug in die Judengasse. Und wer kümmerte sich damals viel darum? Ebenso wenig hatte nun aber auch er selber auch um irgend etwas gekümmert. Mit lauernder Ruhe sah er immer näher die verderbliche Krisis herankommen, in der, nach seinem festen Glauben, der »ewige Gott der Rache« am Hause Goldhelm sein Werf vollziehen werde. So Mancher dann auch in der steigenden Angst seines Herzens zum alten Baruch in die Judengasse gelaufen kam, um seine Meinung, seinen Rath zu hören, er gab Jedem Denselben spöttischen Bescheid: »Was weiß ich? – Ich weiß gar nichts. Ich kenn' ihn nicht einmal, den Herrn Baron von Goldhelm.« – Dann verfiel er in ein kaltes Schweigen und seine grauen Augen blitzten, denn er gedachte seines Schwurs: »Alles werd' ich gehen lassen, wie's geht, und fallen lassen, wie's fällt. Aber, wenn Alles eingefallen ist, dann werd' ich nicht trauern und klagen, sondern mich freuen und lachen.« –

Wie der alte Baruch also durch sein verdächtigendes Schweigen, so hatte ein Anderer durch im Geheimen aufhetzendes, Furcht verbreitendes Reden gar viel dazu beigetragen, den Sturz des Bankhauses zu beschleunigen. Dieser Andere war Volkmann.

Noch während der Kammersitzungen war dieser der Zechbruder eines wegen liederlichen Wandels entlassenen Goldhelm'schen Commis geworden, und hatte damals, wo alle Welt von Hermann Stark geredet, durch den neuen Freund das eine Geheimniß des Görzhausener zweiprozentigen Anleihens erfahren, und zugleich das andere, daß Goldhelm mit seinem ganzen Vermögen in Speculation *à la baisse va banque* spiele. Da kam jener Friede. Ha, wie da Volkmann teuflisch aufgejubelt! Nun muß auch der Burgherr Stark zu Grunde gehen. Der Abgeordnete ist es schon. – Also vorwärts! – Und nun hatte er in der ganzen Stadt umhergeraunt: »Habt ihr vielleicht was beim Goldhelm stehen? Ich rath' euch: Kündigt! Vielleicht ist es schon jetzt zu spät. Denn das Haus wackelt gewaltig. Kündigt – Kündigt!« – Eine allgemeine Panik ergriff die Stadt. Das Haus Goldhelm ward von Forderungen aller Art wahrhaft überfluthet. Jede Möglichkeit, sich zu erholen, war abgeschnitten. Dazu die großartige, fehlgeschlagene Speculation. Und der Bankerott war fertig. Aber auch Volkmann.

Durch seinen würdigen Freund hatte er sich verführen lassen, einen von dessen geschickter Hand gefälschten Goldhelm'schen Wechsel auf 2000 Thaler sogleich in den ersten Tagen zu präsentiren. In der tölpelhaften Hoffnung, daß man's in diesem ängstlichen Wirrwarr dort mit der Prüfung nicht allzugenau nehmen werde. Der geübte Scharfblick des alten Buchhalters Körner hatte den Betrug jedoch sofort erkannt. Und – zwei Tage darauf

hing Volkmanns Leiche am Eisengitter seiner Gefängnißzelle. – Sein armes, verhärmtes Weib jedoch ward auf Fürsprache ihrer früheren gütigen Herrin, der Frau Baronin von Görz, die inzwischen zur Obersthofmeisterin der jungen Herzogin ernannt worden, als Silberbewahrerin barmherzig aufgenommen, und vermochte nun mit ihren halbverhungerten Kindern sich täglich satt zu essen und allmälig zu verschmerzen die Tage ihres Elends, da sie noch einen Mann gehabt und doch eine so bejammernswerthe Wittwe gewesen.

Aber mit solch' vernichtender Wucht wie das Görzhausener Schloß und dessen Herrn hatte der Fall des Hauses Goldhelm doch keinen Einzigen mehr zu Boden geschlagen. – Sofort war auch dort das große Darlehen von der Gantmasse gekündigt worden. O diese großmüthigen, verführerischen, unglückseligen zwei Prozente! Einmalhundertfünfzigtausend Gulden, und dann noch fünfunddreißigtausend, die Grund und Boden, Inventar und Betrieb verschlungen, wo wären diese Summen jetzt aufzutreiben gewesen? Und wenn auch? Wer hätte sich noch ferner mit zwei Prozent begnügt? Nicht einmal mit dem doppelt hohen Zinsfuß. Und das Gut hat ja dieses erste Jahr noch um zweitausend Gulden weniger als nichts getragen, und alle wissenschaftlichen Berechnungen zu Lügen gemacht. Wo war da noch ein Ausweg, eine Hilfe?

»O so erfülle sich mein Schicksal!« hatte der abgehetzte Burgherr endlich mit der Ruhe der Verzweiflung ausgerufen. »Ich stehe mit gebrochener Kraft vor seiner Uebermacht und hab' es selber verschuldet.«

Und zum zweitenmale war der schöne Edelsitz unter den unerbittlichen Hammer gekommen. Noch lastete die schwüle Kriegsluft des Sommers lähmend auf Handel und Wandel. Das Görzhausener Gut, schon nach anderthalb Jahren zum zweitenmale vergantet, litt bereits an einem zweifelhaften Rufe. Dazu die erschwerende Bedingung, von dem zu erlösenden Kaufpreise die vollständige Schuldsumme baar zu erlegen, in dieser Zeit, wo Jedermann mit seinen Kapitalien noch ängstlich zurückhielt. So waren's denn auch nur listige, ausgelernte Güterhändler gewesen, die in verabredetem Complott auf dem Versteigerungstermin erschienen. Und einmalhundertneunzigtausend Gulden für das ganze Gut mit Allem wie's steht und liegt, das war der tragische Kaufpreis.

Die Fallitmasse war mit ihrer Forderung befriedigt; was war ihr an einem Ueberschuß für einen Dritten gelegen? –

Besitzer von noch fünftausend baaren Gulden eigenen Vermögens und sein völlig freier Herr, ohne jede Stellung, jeden Beruf, in nächster Zukunft obdachlos auf des Lebens breiten Heerweg hinausgewiesen, nur noch der Mann seiner Frau und der Vater seiner drei Kinder, nur noch seiner alten Mutter einziger Sohn, das war jetzt Hermann Stark geworden, der unersättliche Jäger nach dem Zauber der Freiheit und alles Menschenglückes Ideal.

Und jetzt wohin? Was beginnen? Mit welcher Arbeit seine Familie fürder ernähren?

Diese herz- und hirnverzehrenden Fragen schritten jetzt als die noch allerfinstersten Geister durch die abermals zerfallene Stammburg. Keine Stunde des Tages wichen sie von Hermanns Seite, Sie standen mit ihm auf und setzten sich mit ihm nieder. Aber weder beim Durchschräten Tage, noch in der durchwachten Nacht erschien der andere erlösende Geist einer rettenden Antwort.

Wieder um eine Advokatenstelle sich zu bewerben und sein Genie, sein Wissen aufs neue in dem ihm angebornen Berufe glänzend zu verwerthen, wie einfach und natürlich wäre diese Lösung gewesen! Wie hundertmal hatte Helene mit aufgehobenen Händen ihn darum gebeten. Aber nein, nein und hundertmal nein! so unnatürlich auch dieses »Nein« klingen mochte; denn er war sich selber ein Räthsel geworden. Nein, Alles auf der Welt, nur dieses vermochte er nicht über sich zu bringen. Lag auch sein alter Stolz von diesen Schicksalsschlägen auf den Tod verwundet im Abgrunde stummer Verzweiflung, er lebte dennoch ein gar zähes Leben fort. Nein, wo's immer auch sei in diesem Lande, wo immer man den Namen »Hermann Stark« kennt und den Ruhm seiner Vergangenheit, nirgends, nirgends konnte er jetzt wieder erscheinen als ein verganteter, ausgewiesener Burgherr und durchgefallener Kammercandidat, als ein nunmehriger Bettler um neues Vertrauen, um Mitleid und das tägliche Brod, um am Ende doch nur mit den Steinen der Schadenfreude beworfen zu werden. Und wie müßte er erst dem Herzog erscheinen, in welcher Jammergestalt eines auf falschem Lebenswege ruinirten Mannes er, der

einst so stolzen Hauptes vor dem Fürsten gestanden und mit solchem Aufwande politischer Weisheit diesem selber den rechten Weg gezeigt? – Nein, lieber als abenteuerlicher Goldgräber in den Kalifornischen Minen stehen und im Schweiße des Antlitzes arbeiten wie der niedrigste unter gleichen Schicksalsgenossen, aber unbekannt, unverhöhnt und auch unbemitleidet.

Oder gar seiner alten Mutter zur Last fallen? Als verkommener Nichtsthuer in sein Vaterhaus sich setzen und von ihr und den Verwandten sich ernähren lassen? Mit lebendigem Leibe wie ein Geächteter in seiner Vaterstadt umhergehen, der er einst in solchem Thatendrang hochmüthig den Rücken gewendet? O hundertmal lieber sterben, als solches Höllenleben.

Aber wohin, wohin? wo Niemand ihn kennt, Niemand verspottet und betrauert, und er doch sein Brod sich ehrlich verdienen kann und sei es auch im niedrigsten Dienste, nur um seine Familie nothdürftig zu ernähren und dabei die ganze Welt, sein ganzes Leben und sich selber vergessen zu können?

Immer verlockender trat jetzt an ihn der Gedanke heran, mit den Trümmern seines Glückes übers Weltmeer zu segeln, all' sein bisheriges Leben, wie einen bösen Traum vergessen in der alten Welt zurückzulassen und in der neuen als ein völlig neuer Mensch wieder aufzuwachen. Helenen aber war dieser Gedanke völlig unerträglich. O jedes Opfer der Welt, nur nicht ihr deutsches Vaterland verlassen, und am allerwenigsten nach Amerika. Ihr ganzes Innere sträubte sich mit unwiderstehlicher Gewalt

dagegen. Denn nie, niemals konnte sie hoffen, daß Hermanns Leben aus dem Innern des Hauses heraus in jenem Lande neu geboren werde. Und nur eine solche Wiedergeburt dünkte ihr die einzig wahre und dauernde Errettung. Aber dort in dem fremden Welttheile sah ihr Geist nur neue abenteuerliche Unternehmungen, neue Stürme, neue äußere und innere Noth seiner harren. Nein, für das deutsche Vaterland mußte diese einst so herrliche und nun gebrochene Manneskraft wieder aufgerichtet werden, zu neuer Zierde des Volkes, zu neuem Streit um dessen heiligste Güter, zu neuem Stolz und Hort für sein Haus, für sie und seine Kinder.

Wie oft fiel dann Helene in solch' gehobenem Gefühle vor dem Bilde des Gekreuzigten nieder und flehte den Allwissenden an um Erleuchtung in dieser Nacht der Zweifel und um einen Ausweg aus diesem Labyrinth der Sorgen!

Da war vor acht Tagen nach monatelang unterbrochener, gegenseitiger Correspondenz ein Brief vom Schäferfritz gekommen. Noch völlig unbekannt mit dem fürchterlichen Schicksale seiner Wohlthäter schrieb er seiner innig verehrten Lehrerin in wahrem Jubel seines Herzens: der alte Herr Gödike, der von einem Bergmann sich zu einem Fabrikherrn von einer Million Thaler emporgearbeitet, habe eine so rührende Liebe zu ihm, dem vormaligen armen Schäferbuben gefaßt, und er sei über die nun glücklich vollendete Umschaffung des ganzen Fabrikmechanismus so außerordentlich befriedigt gewesen, daß er ihm zehntausend Thaler als besonderes Geschenk

dafür verliehen und ihn noch überdies zu einer Art von Geschäftstheilhaber seines Sohnes ernannt habe. Auch von diesem, dem des alten Vaters Wille heilig sei wie das Evangelium, sei er in dieser neuen Stellung freudig begrüßt worden, da seine Thätigkeit in der Fabrik bereits völlig unentbehrlich sei.

Am Schlusse dieses überglücklichen Briefes stand der scheinbar so unbedeutende Nachsatz: »O bitte, verehrteste Frau Doctorin! wüßten Sie nicht wohl für die zwei kleinen Mädchen des jungen Herrn Gödike eine recht gediegene Gouvernante? Sie sollte vor Allem eine gründliche Klavierlehrerin sein, geläufig Französisch reden und würde in diesem eben so gottesfürchtigen wie menschenfreundlichen Hause gewiß wie ein Glied der Familie behandelt werden. Vielleicht daß Sie aus der Residenz uns doch Jemand empfehlen könnten. Aus Ihrer Hand wären wir dann gewiß am besten versorgt, und mir geschähe ordentlich, als sei dann ein Stück von Ihnen selber bei uns eingekehrt. – Da ich aber einmal im zudringlichen Bitten bin, so möchte ich auch den verehrtesten Herrn Doctor fragen, ob nicht auch er die Gefälligkeit übernehmen möchte, uns für einen tüchtigen, gebildeten deutschen Correspondenten sorgen zu wollen. In dieser Zeit des Schwindels möchten wir gerne recht sicher gehen, und bei der, – wie ich mich noch gut erinnere, intimen Freundschaft des Herrn Doctors mit dortigen großen Handelshäusern wird es ihm gewiß, wenn er vielleicht in die Stadt kommt, nicht allzu schwer sein, diese Bitte zu erfüllen. Herr Gödike würde auch bei dieser Stelle mit

entsprechendem Honorar nicht geizen und seine humane Behandlung sollte nichts zu wünschen übrig lassen. Nun schelten Sie mich nicht allzu unbescheiden, denn haben Sie schon so unsäglich viel Gutes an dem früheren armen Schäferbuben gethan, so werden Sie gewiß auch dem jetzigen Fabrikdirector und Crösus *in spe* diese zwei neuen, kleinen Bitten nicht allzu ungern gewähren.« –

Das war der Brief, in dessen Lesen an diesem stürmischen Herbstabend Helene jetzt so tief versunken dasaß. Und sie las und las wohl ein dutzendmal nacheinander dieselben harmlosen Zeilen von der Gouvernante und dem Correspondenten. Dazwischen fuhr sie sich bald tief aufathmend über die Stirne, bald that sie einen andächtig fragenden Blick zum Crucifix über dem Bett ihrer schlafenden Knaben. Und abermals las sie dieselben Worte, und man sah's ihr in den immer verklärteren Augen an, daß im Heiligthum ihrer reinen priesterlichen Frauenseele ein großer Opfergedanke immer heller zu erglühen begann.

Und wieder sank ihr das Haupt vom Nachdenken müde in die Hände. Ihr Blick ward dunkler, in sich gekehrter, und sie lauschte dem Sturme. Da geschah ihr allmälig über solchem Sinnen, als höre sie draußen das unendliche Meer erbrausen und seine stürmenden Wogen rauschten ihr in die Seele:

»So höre, was wir jetzt dir sagen:
Was du erschaust als rettend Licht,
Vertrau' ihm, es betrügt dich nicht!

Was willst du zagen noch und fragen?
Und eures Glücks zerschlagnes Boot,
Deß Fahrt ein falscher Stern betrogen,
Lenk' du, das Weib, nun als Pilot! –
Das sagen dir die Meereswogen.«

Und wieder hob sie das gedankenschwere Haupt und las zum letztenmale den Schluß dieses Briefes mit seinen zwei Bitten. Wie mit unentrinnbarem Zauber sah jedes Wort ihr jetzt ins innerste Herz hinein. Noch drückte sie die krampfhafte Faust an die von innerem Streite hoch klopfende Brust. Tiefster Seelenschmerz flog wie ein blitzartiger Schatten noch über ihr Gesicht und dann erhob sie sich mit wunderbarer Ruhe. Ihr Antlitz strahlte, als würde es vom einem Lichtglanze gestreift, und die zarten Hände legte sie gekreuzt auf das Herz: »O Gott, ich danke dir. Meine Nacht ist erleuchtet, und ich sehe den Weg, den ich wandeln soll.«

Und wieder jetzte sie sich und schrieb an ihren einstigen Schüler, den treuen, dankbaren Schäferfritz, Alles, Alles, was sie seit diesen entsetzlichen drei Monaten erlebt und durchlitten, ihre ganze verzweifelte Lage, wie sie schon in vierzehn Tagen das Schloß verlassen sollten und nicht wüßten wohin und was dann beginnen. Den ganzen Seelenzustand Hermanns enthüllte sie ihm, seinen unbeugsamen stolzen Widerwillen, wieder um eine Advokatur sich zu bewerben, wie seine gefährlichen phantastischen Pläne für Amerika, Alles vertraute sie dem treuen Freundesherzen. Und dann – dann bot sie

sich selber als die erbetene Gouvernante und Hermann als jenen Correspondenten an.

Sie mußte nach diesen Sätzen sich erst wieder erholen und Luft schöpfen. So hatte deren Niederschreiben ihr die Brust zusammengeschnürt.

Dann schrieb sie ruhiger weiter: »Nicht wahr, bester Fritz, Du traust wohl kaum deinen Augen, da sie diese Worte lesen! Du denkst am Ende gar, das Unglück habe meine Sinne verwirrt, daß ich solch' abenteuerlichen, romanhaft klingenden Gedanken in mir konnte zum Entschlusse reifen lassen. Aber nein, beim Allwissenden, nein! Herz und Kopf sind an mir Gottlob noch völlig gesund und klar, obwohl das Gegentheil davon wahrlich nicht zu verwundern wäre. Nein, lieber, ehrlicher Freund! nur das Unglück, in dem wir als bald heimathlose, des ferneren Weges unkundige Flüchtlinge unter den Trümmern unseres Hauses stehen, nur dieses Unglück klingt abenteuerlich. Und doch ist es kein Roman, sondern nackte, gräßliche Wirklichkeit. Aber ich darf trotz alledem nicht verzagen und noch viel weniger verzweifeln. Hermann muß, muß gerettet werden. Doch erst von innen heraus. Das ist meine Aufgabe. Dann wird sich die äußere Rettung von selber geben. Diese sei dann seine eigene Mannesthat. O darum bitte ich Dich bei deiner so kindlich gebliebenen Liebe zu uns Beiden wie zu unseren Kindern: wenn es in deiner Macht steht, und die Verhältnisse das nicht verbieten, so mache dich vertraut mit meinem Gedanken und hilf ihn mir zur That zu wandeln!

Du schreibst mir in deinem letzten Briefe voll scherzenden Humors: Es sei dir sogar ein kleines, aber sehr trauliches Häuschen am Waldsaume zu Deiner ausschließlichen Wohnung angeboten worden, falls du dich verheirathen wolltest, aber dazu habest du noch nicht die mindeste Lust. O Fritz, wenn wir darin wohnen könnten! Als welche Wohlthat des Himmels würde ich diese Vergünstigung hinnehmen. Wahrhaftig, ich wollte meine Pflicht an den mir anvertrauten fremden Kindern so gewissenhaft erfüllen, als wären's meine eigenen. Dafür kennst du mich. Und gewiß, auch Hermann hätte sich noch viel zu viel Stolz bewahrt in all' seiner Erniedrigung, als daß nicht auch er den einmal übernommenen Beruf mit aller Geistes- und Willenskraft ausfüllen sollte. Noch hat er zwar nicht die leiseste Ahnung von irgend einem Gedanken, den ich jetzt in dieser unheimlichen Sturmesnacht niederschreibe; denn seit gestern weilt er bei einem früheren Kammercollegen auf dem Lande, dessen Bruder im Jahre 1848 als Advokat nach Amerika geflüchtet. Es hat ihm keine Ruhe mehr gelassen, wegen seiner Auswanderungspläne dort nähere Erkundigungen einzuziehen. Noch kann ich auch gar nicht wissen, ob er jemals, wenn du die Ausführung meines Gedankens möglich machen solltest, sich dazu verstehen wird. Gott! Gott! welche Stürme harren noch meiner! Aber dennoch muß ich selber zuvor über Alles klare Gewißheit haben, bevor ich ihm meine Pläne eröffnen und mit meinen Bitten dafür ihn bestürmen kann.

O guter, glücklicher Fritz, laß mich schließen! Das Herz thut mir gar so weh'. Doch habe mich heute vor dir so tief verdemüthigt, wie noch vor seinem Menschen der Welt. Das habe ich bis jetzt nur vor meinem ewigen Gotte gethan. Aber ich weiß auch: deine Liebe zu uns ist so groß und edel, daß ich deßwegen doch nicht zur zudringlichen Bettlerin erniedrigt vor dir dastehe. Denn ich bitte dich um die Rettung eines großen, edlen, verirrten Menschenherzens, gleich theuer uns Beiden. Wir würden euch auch nicht allzulange zur Last fallen. Nur um ein flüchtiges Asyl bitt' ich, in dessen einsamem Frieden der Sturm dieses Herzens sich wieder legen, darin dieses gewaltigen Geistes zerrüttete und aufgewühlte Kraft sich wieder sammeln und klären könne. Nur um eine kurze Vorbereitungsfrist bitt' ich, in der Hermann aus einem ihm vom Schicksal aufgedrungenen, widrigen Berufe sich wieder nach seinem wirklichen sehne; in der auf fremdem Boden ihm wieder ein heiliges Heimweh kommen möge nach seiner Heimath, darin jene Eiche grünt, unter der ich ihn zuerst gefunden, und jene Haide liegt, die unsere glückliche Brautzeit umblüht. Um dieses kleine Häuschen bitt' ich für ihn, daß ihm das Vaterhaus dann wieder wie ein neidenswerther Palast erscheine. Und um demüthige Unterwerfung in fremden Willen bitte ich für uns Beide, daß er in ihrem Opfer lerne, was echte Freiheit sei, und daß meine Liebe als seine Lehrerin ihm täglich zur Seite stehe.

Und dann, wenn diese Zeit überstanden, wenn Hermanns falsche Scham zu wahrem Stolze sich wieder abgeklärt, dann hoffe ich zum barmherzigen Gott, er werde Mittel und Wege für uns haben, daß wir in jenes Haus wieder einziehen dürfen, daraus ein trügerisches Ideal von Glück und Freiheit den armen Mann immer tiefer in Elend und Knechtschaft getrieben, in jenes Haus, darin ich ihn einst leider nur so kurze Zeit so tief beglücken durfte, und ach, in jenes Haus, darin eine alte, betende Mutter mit solchen Heimwehrschmerzen ihres Sohnes harrt.« –

Als der Schäferfritz in tiefster Erschütterung diese Worte gelesen, da gedachte er des andern, ihm damals noch so unverständlichen, das Mutter Rosalie an jenem Abende vor der Epheuwand zu iIhm gesprochen: er werde als auserkorner Bote Gottes den Sohn ihr wieder heimführen. Und er gedachte seines eigenen Schwures, daß er dann mit seinem ganzem Herzen dazu werde bereit sein.

Schon vier Tage darauf war die Antwort zurückgekommen. Jede Zeile darin hatte die Hand dankbarer Liebe geschrieben mit der inständigen Bitte, so bald als möglich zu kommen, und der heiligen Betheuerung, daß sie mit offenen Armen von Allen im Hause aufgenommen werden sollten. Denn wie hätte man solchem Bittsteller, den das ganze Haus Gödike so lieb gewonnen, für solche Freunde die Erfüllung versagen wollen?

Am gleichen Tage mit diesem Briefe, nur einige Stunden später, war Hermann von seinem kurzen Ausfluge

heimgekehrt. Finsterer denn je war seine Stirne umwölkt, sorgenschwerer als zuvor sein Herz. Denn alle Mittheilungen seines Freundes über das Schicksal von dessen Bruder hatten ihn so tief zu Boden gedrückt, daß seine Auswanderungspläne wieder völlig wankend wurden. Wenn er auch hundertmal für sich selber den Muth gehabt hätte, das gleiche wechselreiche Geschick in Amerika zu bestehen, die Besorgniß für Helene und seine Kinder lähmte wieder seine ganze, mit Mühe zusammengeraffte Willenskraft.

Und so saß er in finsterem Brüten vor sich hinstarrend an diesem Abend in der gewölbten Wohnstube. Da setzte sich Helene an seine Seite, legte wieder einmal den Arm ihm um die Schulter, und mit heiligem Muth, aber klopfendem Herzen begann sie ihm jetzt Alles, Alles zu sagen, was sie dem Schäferfritz geschrieben und dieser ihr erwiedert habe. Hermann hörte ihr zu mit großen, dunklen Augen, und er ward von ihrer Rede so bis ins innerste Mark durchrieselt, wie ein Kind, wenn es aus dem Munde der alten Wärterin zur Dämmerzeit ein schauriges Märchen hört. Aber Helenens Liebe ward immer beredter. Immer höher schlug um sein Herz ihrer Opferflamme bezwingende Gluth. Das falsche Gold seiner stolzen Scham schmolz immer mehr und mehr, und das echte des Opfermuthes glänzte stets geläuterter aus den Schlacken . . .

Endlich sank er im Stuhle zurück, ein von der Liebe besiegter Mann. Seine Thränen stürzten hervor. Er reichte

Helenen die zitternde Hand, und gebrochen klang seine Stimme:

»O Helene, was hat das Schicksal aus mir gemacht? – Du bist mir allezeit mein guter Engel gewesen, und ich habe dich nicht als solchen erkannt. Du hast mir immer nur zum Guten gerathen, und ich habe deine Stimme mißachtet. Jetzt bin ich dafür blind geworden. Sei du mein Augenlicht! Meine Kraft ist gebrochen, sei du mein Fuß und Arm! Stütze mich, führe mich, wohin du willst! Ich werde dir folgen; denn du führest mich nur zum Heile für dich und mich und unsere Kinder!«

So war Hermanns einstiges Wort an ihm zur Wahrheit geworden:

»Da sank der Schiffer endlich zum Tod erschöpft in des Nachens Grund, und des Weibes gottvertrauender Arm hob das entfallene Ruder. Und die Berge des Meeres trugen sie sicher, und die Thäler verschlangen sie nicht.«

V. Am Strand und auf dem Meere.

Keine frischere Reiterlust, als auf windschnellen Rossen am Meeresstrand in heiterer Gesellschaft dahinzujagen! Der weiche Seewind streicht durch das Haar der Männer. Die Amazonenschleier flattern malerisch. Auf dem wasserharten Sande hörst du kaum den flüchtigen Huf. Wie abertausend andere schnaubende Pferde mit weißen fliegenden Mähnen stürmt die Fluth gegen dich

her und erobert mit unaufhaltsamem Angriff für sich selber die immer schmäler werdende Rennbahn der darauf hinfliegenden Herren und Damen. Dazwischen sitzen lustige Kinder im Sand und werfen mit hastigem Eifer Festungswerke gegen die heranbrausenden Wogen auf. Aber ein Wall nach dem andern schwindet allmälig hin, erst langsam unterspült, dann durchbrochen, und endlich von jähem Wasserschwall spurlos hinweggefegt. Die kleinen Ingenieure weichen zurück und beginnen unverdrossen neue kindliche Bauten, um die Riesenmacht des Meeres in seinem naturgesetzlichen Fortschritte darin einzudämmen. Und neue Fluthen, neuer Einsturz, neues Verschwinden! Welch' großer, weltgeschichtlich mahnender Ernst in solch' harmlosen Kinderspielen am Meeresstrande!

Solche glänzende Cavalcaden wie in diesem Spätsommer 1859 waren aber im Nordseebade des kleinen deutschen Inseldorfes noch selten zuvor gesehen worden. Die derbkörnigen Bewohner aus altfriesischem Stamme, meist Fischer und Seeleute, athmeten neu auf, als sich nach dem unerwarteten Frieden von Villafranca ihre vorher etwas kleinlaut gewordenen Hoffnungen nun doch noch so glänzend erfüllten und ihre schmucken, kleinen Häuser kaum Platz genug boten für die täglich ankommenden neuen Badgäste. Besonders der deutsche Adel war in überwiegender Zahl vertreten. Und, wie das gewöhnlich in Badeorten der Fall ist, daß Einzelne sich mit aller Macht und gleicher Gewandtheit befleißigen, eine

tonangebende Rolle zu spielen, und bei allen Vergnügungen die gesellige Führerschaft der Uebrigen an sich zu reißen, so waren jetzt auch in dieser vorwiegend aristokratischen Saison zwei Damen, unbestritten – man verzeihe den animalischen Begriff! – die Löwinnen des Tages geworden, mit denen nicht leicht ein Wettstreit gewagt werden konnte. Verheißt doch ein Kampf von Hunderttausenden gegen Millionen immer nur einen sehr fraglichen Sieg! Und diese beiden Damen, Mutter und Tochter, zählten eben zu einer solch seltenen, modernen Crösusfamilie, welche die Thaler nach Millionen zählte. Dabei übten sie selber die großartigste Virtuosität, diese lobenswerthe Eigenschaft ihres Hauses auch sogleich und überall siegreich zur Schau zu tragen.

Während gräfliche und selbst fürstliche Badegäste hübsch bescheiden auf dem täglich ankommenden, gewöhnlichen Dampfboot inmitten der verschiedenartigsten Gesellschaft im nahen Watt gelandet und dann auf sehr patriarchalischen Leiterwagen durch die seichte Fluth noch vollends zur Insel gefahren, hatten diese beide Passagiere sammt stolzem Kammerdiener und zwei Jungfern ein eigenes dazu bestelltes Schiff von der letzten Hafenstadt hiehergebracht. Der Capitän war in Gala an Bord gestanden, Steuermann und Matrosen trugen ihren Staat. Zur Vollendung der prahlerischen Ankunft fuhr ihr eleganter Wagen, der schon ein paar Tage zuvor mit Kutscher und zwei jungen Jockeys nebst je einem Paar kostbarer Wagen- und Reitpferde angekommen war, den

beiden Damen durchs Wattwasser entgegen. Und so hielten sie unterm staunenden Gaffen der ganzen Inselbewohnerschaft durch die sandige Dorfgasse ihren Einzug, und stiegen in dem stattlichsten Fischerhaus ab, darin das Jahr zuvor ein regierender deutscher Fürst sein Hoflager aufgeschlagen hatte.

Genau nach demselben ungewöhnlichen Maßstab hatten diese beiden Damen dann auch ihr späteres Leben in dem Inseldorfe eingerichtet. Der oberste Paragraph ihrer Tagesordnung lautete: »Auffallen und Großthun.« Und seltsam; so tief das plumpe Prahlen dieser beiden Geldaristokratinnen auch manch' alten, gediegenen Edelmann angewidert, und so scheu ganze Kreise hoher adeliger Damen diesen beiden aus dem Wege gegangen so waren doch keine vierzehn Tage vorüber, und die magnetische Kraft des Goldes, wenn auch in der Wissenschaft noch so entschieden geleugnet, hatte sich so handgreiflich auch hier wieder bewährt, daß die noch immer gar nicht reizlose Baronin Goldhelm für ihre eigene Person, und noch viel entschiedener als Mutter dieser schönen Tochter, von einem förmlichen, weihrauchstreuenden Hofstaate vom Morgen bis zum Abend umgeben war. Das Leben der übrigen Gesellschaftskreise ward durch die strahlende Sonne der beiden Goldhelm völlig in Schatten gestellt. Kein Mensch kümmerte sich um die vornehme Zurückgezogenheit dieser oder jener hochadeligen Einsiedlerfamilie. Aber von dem Kreise Goldhelm sprach alle Welt, und

die Baronin wußte auch durch steten Wechsel im Repertoir ihrer Amüsements mit raffinirtester Virtuosität dafür zu sorgen, daß jeden Tag neuer Stoff zu interessanter Conversation über ihre Person und den sie umringenden Kreis vorhanden war. Man hätte sich's wirklich zuletzt gar nicht recht vorstellen können, wie es vor der Eintönigkeit von Strandlaufen, Wiederkehr und Muschelsuchen hier nur auszuhalten gewesen wäre, wenn das belebende Element von Mutter und Tochter Goldhelm nicht stets wie eine kühle Brise die schwüle Luft dieser Sommertage wieder erfrischt hätte.

War das aber auch besonders an jedem Abend ein anderes Schauspiel! Wettrennen am Strande, bei denen Melanie senior wie junior auf ihrem englischen Vollblut meist die Palme errangen. Dann wieder ein exquisites Souper im Pavillon eines in das Meer hinausragenden Dünenhügels mit brillanter Strandbeleuchtung durch griechisches Feuer, und Illumination der eigenen Köpfe durch französischen Champagner. Damit wechselten ländliche Reiterwagenpartien am frühen Morgen nach der Inselspitze, auf deren dünengrasiger Naturtafel ein exquisites maritimes Dejeuner von der ersten Hamburger Delicatessenhandlung die geladenen Gäste überraschte. Am andern Abend stellte wieder eine grandiose Schaluppenspazierfahrt mit farbigen Lampen und süperber Musik, dazwischen edelster Rheinwein, zu ausgelassenen Trinksprüchen anfeuernd, der Baronin Festgebergenie ins glänzendste Licht.

Natürlich hatte das Alles viel, sehr viel Geld gekostet. Aber da die Baronin stets der hochherzigen Lebensanschauung gehuldigt: »wer viel hat, soll auch viel ausgeben,« so machte sie sich auch über diese Depensen nicht die mindesten Scrupel. Sie wollte sich einmal für diesen langweiligen Vorsommer, in dem ihr Mann mit seinen kleinlichen Börsenängsten und finanziellen Klemmen gar so viel und lästig ihr vorgejammert, jetzt gründlich entschädigen. Und hatte er ihr auch noch vor der Abreise ernstlichst ans Herz gelegt, möglichst wenig zu brauchen, da diese gefährliche Zeit dringend zur Sparsamkeit dränge, so war er auf ihre zärtlichen Bitten doch wieder so schwach gewesen, ihr bei einem Hamburger Bankhaus einen unbedingten Credit zu eröffnen. Wie thöricht wäre es darum von ihr, um diesen unbegrenzten Wechsel jetzt irgendwelche ängstliche Schranken zu ziehen! Der Weltfriede war ja wieder hergestellt; die alten glänzenden Geschäfte des Hauses Goldhelm werden schon von selber wieder beginnen. Und ob nun von Millionen ein paar elende tausend Gulden abgehen oder nicht, wie engherzig, sich darum zu kümmern? Ein einziges Geschäft bringt das hundertfach wieder ein. Also frisch drauf los nach Hamburg um neues Geld geschrieben, zur Noth auch telegraphirt, und Land und Meer steht immer wieder aufs Neue in ihrem Dienst und feiert ihre Namen.

Zu alledem diese edle Frau und Mutter, that sie denn dieses alles nur selbstsüchtig für sich allein? Gebot ihr nicht schon das einfachste Gesetz der Humanität, von

dem Ueberflusse des eigenen Geldes den Andern, weniger vom Glücke Begünstigten, großartig mitzutheilen und auch deren Leben damit zu verschönen? War es namentlich für sie nicht eine wahre Herzenspflicht, ihrem lieben Landsmann, einem armen, jungen Reiteroffizier, der wegen seiner edlen, aber niedrig mißdeuteten Freundschaft für sie seinen Absschied aus dem Regiment nehmen mußte und ihr nun aus unbezwinglicher Anhänglichkeit auch hieher nachgefolgt war, durch möglichst viele Freuden dieses schwere Opfer verschmerzen zu machen? Denn mit solch' treuer Verehrung war doch noch keiner der früheren Hausfreunde ihr ergeben gewesen. Selbst der gute Isidor hatte ihn auffallend lieb, weil er ein gar so gefälliger, liebenswürdiger Mensch gewesen, der ihn auch bei dem schlechtesten Wetter auf die Jagd begleitet, wenn alle Andern seine Einladung ausgeschlagen hatten.

Und dann, ganz abgesehen von diesen selbstsuchtslosen idealen Zielen ihrer großmüthigen Freigebigkeit, hatte sich diese hohe Tugend auch auf dem Gebiete des Realismus reichlichst belohnt in dem neuen Liebesglück ihrer heißgeliebten, von ihrem Mutterherzen wahrhaft vergötterten Tochter Melanie.

Sie, die schon seit der zartesten Kindheit ausschließlich der mütterliche Liebling gewesen, so glücklich als nur möglich mit der bräutlichen Myrthe zu schmücken, das war ihre ängstlichste Sorge schon seit ein paar Jahren gewesen. Wie viele hochadelige Freier hatten daheim in

der Herzogsstadt und aus nahen Edelsitzen um ihre goldene Hand geworben! Aber ihr stolzes Herz hatte einen nach dem andern verschmäht, weil ihr seiner vornehm genug gewesen und seiner die herzlose Macht ihrer kalten Schönheit zu besiegen verstanden. Und jetzt, hier an diesem fremden Dünenstrande, hier war er endlich erschienen, der hohe, nicht minder stolze Freier, ein Ideal von männlicher Schönheit und feinsten Formen, von dessen Sonnenblick sogleich ein ganzer Zaubergarten blühender Liebe in Melaniens Herzen erstanden war.

Wie die Bewohner dieses Fischerdorfes, war auch er altfriesischen Stamm entsprossen. Drüben am andern Strande ragte die verwitterte Grafenburg seines tausendjährigen Geschlechtes empor. Wie war ihm da die seltene Mitgift willkommen gewesen, die zu solch' hoher Schönheit auf dem Brautaltare niedergelegt werden sollte! Schon war Alles im Geheimen verabredet. Den Winter sollte das junge Paar in der heimathlichen Herzogsstadt verleben, den Sommer hier am kühlen Meeresstrande. Schon war bei der letzten feenhaft festlichen Seefahrt auf der Schaluppe »Aurora,« dem für immer gemietheten Lieblingsboote der Baronin, der Braut und dem Bräutigam zu Ehren der Becher geleert worden. Mutter und Tochter schwelgten mit dem Grafen in namenlosem Entzücken. Niemals hatte die Meeresfluth drei von Erdenglück berauschtere Herzen getragen. – Da, bei der späten Heimkunft, lagen zwei Briefe auf dem Schreibtische der

Baronin, und dunkler war noch seine Nacht nach sonnigem Tag über die Erde hereingebrochen, als diese Verzweiflungsnacht über die noch erst so glück- und stolzbesonnten Herzen.

Der eine Brief war ein Protest des Hamburger Bankhauses gegen weitere Auszahlung Goldhelm'scher Wechsel. Der andere kam von Isidors Hand, und meldete in erschütternden Worten den finanzienen Untergang des Hauses Goldhelm.

Mit einem Schlag in Trümmer eingesunken, lag jetzt vor ihnen der ganze gottvergessene, menschentrotzige Glücksbau. Mit schreckensstieren Blicken, thränenlos, trostlos, saßen Mutter und Tochter die ganze Macht wie zwei erstarrte Marmorbilder vor den tragischen Ruinen ihres Lebens. – Dann und wann stieg daraus ein alter, gespenstiger Jude hervor; der sah der Baronin mit fürchterlichem Lächeln ins todbleiche Gesicht und flüsterte mit leisem Hohn ihr zu: »Leben Sie wohl, und bleiben Sie glücklich! . . . «

Verlange Niemand, in den finstern Abgrund dieser beiden Herzen jetzt hinunterzuschauen, und es gelüste Keinen, die grauenhaften Reden zu hören, nicht das erste gottlose Wort der Mutter und nicht der Tochter immer schwächeres Widerstreben! Wolle keine Hand diesen dunklen Schleier lüften! Wozu? –

Am andern Morgen war noch überdies der gräfliche Bräutigam abschiedslos in sein armes Grafenschloß übers Watt heimgesegelt. Der Hausfreund der Baronin lag im Dünenschilf, von einer Kugel ins Herz getroffen. Was war

ihm das ohnedem so schimpflich verpfuschte Leben jetzt noch werth gewesen? Die Unglücksbotschaft war von ihnen Beiden sogleich am andern Morgen in den Zeitungen gelesen worden. Mit Sturmwindschnelle flog dieselbe Kunde durchs ganze Inseldorf. Jeder Fischer und jeder Badegast, der jetzt an der Wohnung der Baronin vorüberging, schaute mit unheimlich lauernden Augen nach ihren Fenstern. Wie da jeder solcher Blicke, denen sie zufällig begegneten, ihr Herz zerschnitt und ihr inneres Elend riesenhoch aufhäufte! Den ganzen Tag blieben sie im Zimmer eingeschlossen, bald in stumpfem Hinbrüten der Verzweiflung unterliegend, bald wieder einen flüchtigen Augenblick sie bekämpfend, nur um noch rath- und trostloser wieder in ihre Nacht zurückzusinken.

Endlich stand zwischen Mutter und Tochter Alles fest in fürchterlichem Entschlusse. Die Baronin setzte sich ausgebrannten Herzens zum Schreibtisch und schrieb mit eisigkalter Hand:

»Isidor!

Deine gräßliche Unglücksbotschaft tödtet mich. Ich habe das Leben mit dir meist unerträglich gefunden, als ich noch mit allen Mitteln deines Reichthums für die Leere meines Herzens mich entschädigen und betäuben gekonnt; Noth und Schande mit dir zu theilen, ist jetzt für mich ein Ding der Unmöglichkeit und wäre mir ein hundertmal verhaßteres Geschick, als der schmerzlichste Tod. Große Seelen, wie ich, gehen nicht auf dem gemeinen Wege langsamer Verkümmerung kleinlich unter. Sie endigen auch groß und mit einem einzigen Schlage. Ich

habe nicht umsonst in den letzten Jahren unter dem genialen Professor Streiter moderne Philosophie studirt. Alle die Ammenmärchen von Gott, Unsterblichkeit und Gericht machen mich nicht fürchten. Der ewige Weltgeist hat weder Belohnung noch Strafe für die Atome, die freiwillig wieder zu ihm zurückkehren, aus dem sie unfreiwillig ins Leben hervorgegangen. Aber wiß: auch Melanie kehrt nicht mehr zu dir zurück; denn sie hat gleich mir Alles, Alles verloren, was noch an das Leben kettet. Sie fühlt und denkt von jeher wie ich, als die ihrer Mutter würdige Tochter. Darum beweine keine von uns Beiden! Wir hätten so viel Liebe für uns nicht um dich verdient. Küsse mir noch Gabriele! Das ist deine Tochter. So werde mit ihr auch glücklicher, als du jemals mit uns Beiden gewesen. Lebe wohl! Klage nur das blinde, sinnlose Schicksal an, das um schnöden Geldes willen zwei Herzen aneinander gekettet, die niemals für einander geschaffen gewesen. Bald sind wir frei. Die Macht des Schicksals ist diesmal mein eigener Wille und ewige Selbstvergessenheit mein und meines Kindes allerletzte Sehnsucht.

Melanie«

Dieser Brief ward noch zur Post bestellt. Dann verließen Mutter und Tochter ihr dicht am Meeresstrande gelegenes Haus. Der alte Paulsen, ein wettergebräunter, derbknochiger Friese, harrte bereits nebst seinem vierzehnjährigen stämmigen Enkelsohne mit seiner Schaluppe, der »Aurora,« im kleinen Hafen. Ein schwarzwolkiges Wetter hing schwer drohend über der bleiern befärbten

Meeresfläche; darüber strichen die Möven niederen Fluges mit sturmverkündendem Geschrei. Als die Baronin mit Melanie den Sandweg der Düne herunterging, war sie leichenblaß und ihr zitterten heimlich die Kniee; aber sie bezwang sich mit dem ganzen Aufwand ihres Muthes. Die schöne, stolze Tochter mußte mehrmals stehen bleiben und aus tiefster Brust Odem holen. Keine sah die Andere an; Beide schwiegen. Was sie sich noch zu sagen gehabt, war Alles schon vorher daheim geredet worden.

Als sie drunten der Schaluppe nahe kamen, stand der alte Schiffer davor und rief ihnen entgegen: »Eben wollte ich zu Ihnen hinaufkommen, Frau Baronin! Mit der Spazierfahrt wird's nichts. Es ist ein arger Sturm im Anzug. Aber Sie kommen wohl selber nur, um mir abzusagen. Hei, wird das gleich grimmig losbrechen! Gott sei den Schiffen gnädig, die jetzt in See sind.«

»Was? ein Sturm, und da wolltet ihr euch fürchten?« sagte die Baronin mit erzwungenem Lachen, das so gar nicht zu ihrem sichtlich verstörten Antlitz passen wollte. »Ei, solch' ein grandioses Naturschauspiel kommt uns ja gerade recht. Nach solcher Fahrt haben wir uns schon lang einmal gesehnt, nicht wahr, Melanie? dieser Sturm kommt uns vortrefflich gelegen.«

»Ja, Mama,« hauchte die Tochter innerlich zitternd vor sich hin, und eine unsägliche Angst entstellte die regelrechte Schönheit ihres marmorkalten Gesichtes.

»Nun, Frau Baronin,« erwiederte der derbe Seemann in seiner naturwüchsigen Ungebundenheit, »mit dem Fräulein seinem Pläsir an solcher Spazierfahrt scheint's

mir aber just nicht sehr weit her zu sein; wenigstens macht sie ein verdammt ängstliches Gesicht dazu. Und sie hat auch Recht. Ist es doch arg genug, wenn uns Seeleute draußen in solcher Nußschale der Sturm überrascht; aber ohne Noth und zum bloßen Pläsir hineinzufahren, nehmen Sie meine Rede nicht krumm, Frau Baronin, das heißt unsern Herrgott freventlich versuchen, und kurz und gut, mit der Fahrt wird's heute nichts.«

Jetzt fühlte die Baronin, daß sie den Alten anders packen müsse, um ihn zur Ausfahrt zu bewegen.

»Seid ihr ein drolliger Kauz, mit eurem Gottversuchen! Wer denkt denn daran? Wir können ja jede Minute wieder umkehren, wenn's gar zu arg wird. Also vorwärts, Alter, zehn Thaler für die Fahrt! Nun, besinnt ihr euch noch immer?«

»Na, Frau Baronin, wenn's denn nicht anders sein soll, in Gottes Namen! Und Sie sollen mir meiner Seel' die Courage nicht abkaufen! Aber wir wollen doch sehen, wer's eher klein beigibt, ihr Stadtdamen oder wir Seeleute. Bube, holla, fertig gemacht!«

Und des Alten Enkelsohn, der unterdessen zuwartend auf dem Verdecke gestanden, reffte das Mastsegel auf.

Mutter und Tochter traten auf den ins Meer hineinragenden Steindamm und stiegen über ein paar schwanke Bretter zur Schaluppe hinan. Der alte Paulsen folgte rasch, zog die Planken aufs Verdeck und mit langem Hafen stieß sein Enkelsohn das Boot vom Lande.

Nicht ein Vaterunser lang, da schoß es mit bis fast zum Zerreißen angeschwelltem Segel hinaus in die sich immer höher hebende Fluth. Das Wetter kam mit Macht einher. Obgleich die Sonne noch nicht untergegangen war, legte sich jetzt schon unheimliche Nacht über die sturmbrütenden Wogen. Schon zerrissen ferne Blitze die schwarze Wolkenwand in phantastisch zackigen Windungen. Das ferne Rollen des Donners spielte mit dem Rauschen der Wellen eine gar ergreifende Weise. Schon hob der Sturmwind an, mit noch erst gedämpfter Stimme als gespenstiger Sänger an dem schauerlichen Concert der grollenden Natur sich zu betheiligen. Schon wurden die Wogen darnach lüstern, den grausenhaft wilden Tanz zu beginnen und dann bis zur Raserei darin sich auszutoben.

»Nun, Frau Baronin, ist's Ihnen noch immer nicht wild genug?« schrie der alte Friese, durch Wind und Fluth sich mühsam mit ihr verständlich machend. »Jetzt aber umkehren! es ist die höchste Zeit; sonst genad' uns Gott! Denn der Sturm bricht los.«

»Den will ich ja eben,« rief die Baronin in sinnloser Erregtheit. »Darum vorwärts! nur noch fünf Minuten! Und fünf Thaler Trinkgeld! Wenn ich's wage, müßtet ihr euch doch vor mir schämen, euch zu fürchten. Vorwärts, Alter!«

Jetzt trat sie an den Mast und hielt ihn krampfhaft umklammert. Von Todesangst durchschauert schmiegte sich

die Tochter an die Schulter der Mutter. Hei, wie ihre lichten Leiber im dunklen Sturme flogen! Wie zwei Geister waren sie zu schauen.

»Melanie, jetzt mach' dich bereit! unsere Stunde ist da,« rief die unglückselige Frau mit vor Angst erstickter Stimme.

Und das junge Leben schrie aus dem zusammengeschnürten Herzen der Tochter heraus: »Mutter, o Mutter! sieh' nur die gräßlichen Blitze, und horch', wie der Donner grollt! Ach, kehren wir um! Morgen, o lieber morgen!«

»Sei nicht feig, Melanie! Dank' vielmehr der ewigen Natur, daß sie's uns so leicht machen will. Oder willst du ohne mich wieder heimkehren in Elend und Schande, in ein armes, verachtetes Judenhaus? so laß mich allein vollenden! Ich weiche nicht zurück.«

»Nein, Mutter, nein, verlaß mich nicht! Ich will ja mit dir gehen.« Und sie umschlang sie mit bebendem Arme. Sogleich aber rief ihr einstiger Kinderglaube wieder: »Aber Mutter, Mutter! wenn's doch einen Gott da droben gäbe, einen barmherzigen Gott und allheiligen Richter?«

»Es gibt keinen, sag' ich dir. Sieh' hin: Meer und Wolken, Blitz und Donner, das ist Gott, das ewige All! – Und nun komm mit mir oder bleib' zurück! Aber ich muß gehen.«

Und jetzt noch ein furchtbarer, Kopf und Herz umnachtender Augenblick! Eine haushohe Woge stürmte heran, von feurigen Blitzen umflammt. »Jesus Maria!« schrie's

durch den Sturmwind aus der Tochter Mund. Noch flatterten die sturmzerzausten, hellen Gewänder. Und sie stürzten hinunter ins tobende, schäumende Grab; von der »Aurora« – in die Nacht des Todes . . .

Dann noch ein betäubender Donnerschlag. Der alte Seemann schrie dazwischen: »Gott sei ihnen gnädig!« und schlug die Hände vors Gesicht, sein Boot dem Sturm überlassend. Seinen Enkelsohn hatte der Schrecken zu Boden geworfen. Und eine wilde Woge nach der andern wälzte die beiden unheiligen Opfer von sich ab, hinaus in immer tiefere See. –

Nach drei Tagen hatte das Meer die Unglückseligen wieder dem Lande zurückgegeben. Die Leiche der Mutter lag eine ganze Stunde weit von jener der Tochter zur Ebbezeit auf dem Sande. Aber im kleinen Kirchhofe des Inseldorfes liegen sie im gemeinsamen Grabe wieder beisammen. Ein einfaches, schwarzes, hölzernes Kreuz steht auf dem kleinen, flugsandigen Hügel. Wer hatte nach solch' grausiger Todesbotschaft im eingestürzten Hause Goldhelm noch daran gedacht, aus dessen Trümmern einen prunkenden Denkstein hieherzusetzen? So ruhen die Beiden hier auf dem äußersten Fleck deutscher Erde im vergessenen, ungepflegten Grab am Inselstrande der Nordsee. Nur ganz selten fragt einmal ein vornehmer Badegast aus der fernen Herzogsstadt den Arzt oder Dorfpfarrer nach dieser traurigen Ruhestätte. Tritt er dann in den düstern Gottesacker mitten in öder, schilfiger Düne, und man zeigt ihm diesen Grabhügel, schmucklos wie der des ärmsten Bettlers in seiner Heimath, dann gedenkt

er wohl voll trübsinnigen Ernstes all' der zauberhaften Pracht und sündigen Verschwendung jenes Palastes, darin er diese zwei nun so armselig gebetteten Todten mit Leib und Geist einst glänzen und prahlen gesehen, in trügerischem Triumphgesang eitlen Menschenglückes voll maßlosen Stolzes einherschreitend. Und er lauscht versunken dem nahen, dumpfen Meeresrollen wie einer erschütternden Predigt vom Fluche falschgenützten Reichthums und vom Verderben falscher Bildung. – Gott sei ihnen gnädig! . . .

Und wieder ziehe ich mit dir zur Abendzeit hinaus in die Meeresfluth. Wie diese jetzt daliegt in hehrer Ruhe, den wellenlosen Spiegel von Purpurduft überhaucht. Ein stattlicher Dreimaster gleitet mit geschwellten Segeln majestätisch dahin gegen Sonnenuntergang. Aber die jetzt in den niedergehenden Abend hineinsteuern, diese hoffen Alle auf neuen Erdenglückes Sonnenaufgang am traumumwobenen Himmel eines andern Welttheils. Und eben steht die ganze Auswandererschaar auf dem luftigen Verdeck. Denn ach, das letzte Stück deutscher Erde schimmert dort als weißer Dünenstreifen zu ihnen her, und miteinander schauen sie zu ihm hinüber. Die Einen mit trockenem, trotzigem Blick, da sie froh sind, nun bald auch den letzten Fleck des großen Vaterlandes hinter sich zu haben, dem sie mit grollendem Herzen und nach zerronnenen Glücksträumen den Rücken kehren, vor sich eine neue Welt mit neuem Hoffen und neuer Täuschung. Andern werden bei diesem abschiednehmenden Anblick die Augen noch einmal naß und ihr

Herz erneuert die Wehmuth des Scheidens daheim von dem theuren Boden, darauf sie geboren und groß geworden. In stummen, traurigen Gruppen sitzen sie auf ihren Kisten da, die Bauern- und Handwerkerfamilien. Hier drückt ein junges, schluchzendes Weib den Säugling jetzt ängstlicher ans klopfende Herz. Dort läßt ein stämmiger Mann heiße Thränen fallen aufs von ihm umfaßte Haupt des vor ihm hingelagerten Knaben. In brütendem Tiefsinn hingekauert schaut die bäuerliche Großmutter in das ihr noch so fremde Element der rauschenden See. Und ihr weißhaariger Mann sucht den Brand seines schon jetzt erwachten Heimwehs zu mildern, da er die harmlos lachende Enkeltochter auf den Knieen trägt und sich von ihrer Schmeichelhand die nassen Wangen streicheln läßt.

Dazwischen winken, hinten uns Steuer geschaart, leichtblütige junge Gesellen mit geschwenkten Tüchern das letzte Lebewohl zum deutschen Insellande hinüber und stören mit jauchzenden Abschiedsrufen die Abendstille des Meeres und die Wehmuth der auf ihm dahinziehenden, Heimath entsagenden Menschen. Kreischend umfliegt der geleitgebende Schwarm der Möven die von der Abendgluth umwobenen Segel. Und horch, jetzt lassen die lustigen Glücksjäger ein mächtiges Lied erklingen, des Vater Arndts vielgesungenen, vielfragenden Sang vom deutschen Vaterland, daß unter dessen Schall

die Mastwimpeln mitfühlend zu flattern scheinen. Leuchtet doch der hohe Name »Germania« von der Schiffswand in weithin sichtlichen Buchstaben übers dämmernde Meer! Und ihr holzgeschnitztes Bild ist es, das mit eichenbekränztem Haupt und bepanzerter Brust die riesige Fluth durchschneidet.

Und jetzt erklingt die Strophe:

»Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne endlich mir das Land!
So weit die deutsche Zunge klingt,
Und Gott im Himmel Lieder singt;
Das soll es sein! das soll es sein!
Das, wackrer Deutscher, nenne dein!« –

Und wehmüthig verklingts im seefrischen Abendwinde.

Wie viel zertrümmertes Glück und verlorne Hoffnungen, auch wie viel kräftigen Muth und kühnes Ringen, wie viel Arbeitskraft und Tüchtigkeit, wie viel gesundes »deutsches Leben« entführte jetzt diese Germania dem Boden ihrer großen Namensschwester!

Ja, schauet ihr Alle nur noch abschiednehmend nach diesem letzten Stück eurer weiten deutschen Heimath! Da drüben endet in Wahrheit Deutschlands Boden. Und hier sogleich versenket in die Salzfluth jedwedes dichterische Traumgebild von einem unfaßbaren, grenzenlos verschwommenen Ideal eines deutschen Vaterlandes überm Weltmeer, »so weit die deutsche Zunge klingt und Gott im

Himmel Lieder singt.« Wohl könnt ihr auch mitten im Urwald wie in der amerikanischen Großstadt in euren Herzen und euren Häusern deutsch bleiben, deutsche Sitte pflegen, deutsches Wesen und deutsche Arbeit zu Ehren bringen! Aber liebes deutsches Vaterland, das habt ihr jetzt verlassen auf Nimmerwiederfinden überm Meere! Wohl werth, daß euch beim Anblick dieser letzten deutschen Erde die Herzen banger schlagen und die Thränen des ersten Abschiedes bei diesem allerletzten noch einmal stärker zu fließen beginnen! –

Aber siehe, was mag wohl der dort für ein unsägliches Leid im Herzen tragen, der vornehm gekleidete Mann mit schönen, orientalischen, tief verhärmten Zügen?

Von den Andern abgesondert sitzt er am Schiffsrand und senkt das wohl vor den Jahren grau gewordene, bleiche Haupt zum Erbarmen traurig nieder. Mit solchen, vom vielen Weinen schon ganz matt gewordenen Augen schaut doch Keiner jetzt nach der fernen Düne hinüber. Ein achtzehnjähriges Mädchen, wie ein wunderschönes Frauenbild aus dem alten Testamente, kniet ein paar Schritte davon entfernt. Nur dann und wann richtet sie das vorgebeugte Antlitz ein wenig auf, und so oft sie nach der Insel hinübersieht, seufzt sie aus wundem Herzen und versinkt wieder in umso innigeres Gebet. Das ist dieses traurigen Mannes Tochter.

Als Dritter in diesem seltsam ergreifenden Bilde tritt jetzt ein alter Jude mit schneeweißem Barte, der bisher ein wenig seitwärts gestanden, zu dem Manne hin, legt

ihm die ausgemergelte Hand auf die Schulter und sagt zu ihm voll mit mitleidigen Tones:

»So sei doch endlich ruhig, Isidor! Hör' auf zu weinen und schau' nimmer hinüber! Was hast du davon? kannst du sie mit all' deinen Thränen doch nimmer auferwecken zum Leben! Und sei froh, daß du's nicht kannst! Sie liegen gut da drüben, mein armer Sohn! Laß sie liegen und weine nimmer!«

Aber diesem brachen die Thränen nur noch heißer hervor, und er jammerte aufs neue:

»Ach Salomon! Das ist leicht gesagt, daß ich soll nimmer weinen. Und wären sie gestorben wie andere ehrliche Menschen, bei Gott, ich wäre ruhig. Aber daß meine Frau sich selber den Tod gegeben, ach, und mein Kind mit dazu, meine schöne, schöne Tochter, von der eigenen Mutter verführt und hinuntergezogen in das schreckliche Grab! Ach Salomon, müßt' ich doch jetzt haben ein Herz von Stein, und wär' ich ein gottloser Mann, wenn ich jetzt da hinüber jähe, dort wo mein Kind in dem verlassenen Grabe liegt, und ich wollte nicht weinen, bis daß ich keine Thränen mehr hätte. Ich bitte dich, laß mich allein! Du hast niemals ein Kind gehabt, was kannst du wissen von meinem blutigen Vaterherzen? Ach laß mich weinen, so lang ich einen Streifen nur noch sehe von der unseligen Insel! Alter, treuer Salomon, verstehe mich doch!«

Aber der Alte gab sich nur halb zufrieden: »Nun, so weine, mein armer Sohn, weine dich aus, wenn's dir dein Herz kann leichter machen. Aber ich kann dir nicht mithelfen in deiner Trauer. Ja, diese da, wenn's diese wäre!«

Und auf Gabriele deutend, die noch immer in stummen Gebet auf den Knieen lag, fuhr er mit schmerzlicher Miene weiter:

»O wäre diese ins Wasser gesprungen mit ihrere gottlosen Mutter, und läge *sie* jetzt da drüben in dem verlassenen Grabe, beim ewigen Gott, ich thäte mit dir weinen und klagen und spräng' am allerliebsten jetzt selber ins Meer vor lauter Trübsal. Denn diese ist allezeit gewesen ein wahrer Engel gegen dich und sie wird's bleiben, solange dir ein Aug' offensteht, sie wird's bleiben, ich weiß es, dein gutes, braves Kind, das dich lieb hat und in Ehren hält, wie's der ewige Gott den Menschenkindern geboten. Aber die Andere, die da drüben begraben liegt, diese hat geheißen wie ihre Mutter und ist auch gewesen wie ihre Mutter, stolz und hartherzig, und hat sich geschämt ihres eigenen Vaters und hat ihn heimlich verachtet, weil er einmal ein Jude gewesen. Ich weiß es. – Und wie ihre böse Mutter mich aus deinem Hause getrieben und ich durchs große Thor auf dem Schloßplatz gegangen, da hat sie zum Fenster auf mich heruntergesehen und hat spöttisch mir nachgelacht. Aber die da auf den Knieen liegt, die hat am Thorwege mir gar traurig zum Abschied die Hand gegeben und hat um den alten Salomon geweint. Und das werd' ich nicht vergessen, und wenn ich alt werden sollte wie Methusalem, ich werde das Lachen der Einen und das Weinen der Andern sehen. – Und darum, mein trauriger Sohn, hör' auch du jetzt auf, für die Andere zu weinen, und die Thränen, die du noch hast, die spare für diese da, dein gerathenes Kind; und nun schilt

mich nicht hartherzig, Isidor! – Denn sieh', was kümmert mich da drüben dieses Stück alte Welt? Ich fahr' auf dem Meer in die neue Welt und in ein neues Leben für dich, mein Sohn, und diese da, dein Kind. Gott der Allwissende weiß, ich hätte mich am allerliebsten daheim in die Grube gelegt; mit sechsundsiebzig Jahren hat man müde Knochen, und es ist Zeit zum Schlafengehen. Aber um deinetwillen hab' ich noch zum Wanderstabe gegriffen und bete noch um ein paar Jährchen zum Himmel, daß er mich's noch erleben lasse, wie du wieder geworden bist ein glücklicher Mann, was du all' dein Lebtag nicht gewesen. Und ich weiß es, du wirst es wieder werden, mein Sohn, ich weiß es, hast du doch diesen Engel bei dir und deinen alten treuen Salomon!«

Dann beugte er sein weißes Haupt über Goldhelms Stirne, drückte einen Kuß darauf und die Stimme versagte ihm schier: »Isidor, mein armer Sohn, hab' Muth und sei ruhig! Da drüben in der neuen Welt geht's besser.«

Der Alte wischte sich jetzt selber eine Thräne aus dem permanentenen Gesichte, trat ein paar Schritte weg und sah vorwärts nach Westen mit tiefsinnender Miene.

Unterdessen war der Dünenstreif im Dufte der Dämmerung völlig verschwunden. Auch Gabriele stand endlich, auf, trat zum Vater und legte ihre Hand in die seine: »Vater, sei mir nicht böse, daß ich dich bis jetzt allein gelassen. Aber ich habe zu meinem Heilande geweint und gebetet für die arme Mutter und Schwester, und nun bin

ich völlig ruhig. Seine göttliche Stimme hat zu mir geredet; vom Kreuze herab hat er die Arme gegen mich ausgebreitet; sein Erlöserblut ist in mein wundes Herz geträufelt. Vater, nun werd' auch du wieder ruhig! Komm, laß mich die Augen dir trocknen! Ich will mit meiner Liebe dich stützen und trösten, so lange das Herz in der Brust mir schlägt. Und vertraue nur darauf, denn mein Heiland hat es mir vorhin vom Himmel herunter verheißen: wir sind arm geworden, aber wir werden reicher werden, als zuvor.«

»Geb's der allgütige Gott, mein frommes Kind!« Mit diesen Worten drückte Isidor Goldhelm, wie er sich von nun an einfach bürgerlich nannte, seine Tochter ans Herz und lehnte die nassen Wangen auf ihr weiches Haar.

Wie das Licht des Abends jetzt allmälig hinstarb auf der Meeresfluth, so schläferte ihr geheimnißvolles Rauschen ihm allmälig die wilden Schmerzen ein, und er vergaß über dem süßen, engelgleichen Leben dieser einen Tochter den bitteren, unheiligen Tod der andern, von deren Kindesliebe er fast nie einen beseligenden Hauch verspürt. Und jetzt ging ein Stern nach dem andern auf über dem ewigen Meere. Zum erstenmale wieder seit jenen düsteren Unglückstagen fühlte dieser arme Mann Trost und Versöhnung und einer besseren Zukunft Hoffen aus dem Sternenhimmel in sich niederstrahlen.

Unterdessen stand der alte Salomon Baruch in sich versunken bei Seite. Schon jetzt am ersten Abende seiner Seefahrt in die neue Welt grübelte er darüber nach,

wie er's dort wohl am klügsten anstelle, um ein neues Geschäft für den Sohn jenes Vaters zu begründen, der einst ihn selber als armen, hungernden, frierenden Bettelbuben aufgenommen, gespeist und erwärmt.

Das war es gewesen, daß, wie das Bankhaus »Isidor von Goldhelm« in Trümmer gefallen und das Meer die Beiden als Grab verschlungen, deren verachtender Haß ihn aus dem Palast in die Judengasse getrieben – dieser nie verlöschende Dank gegen Isidors Vater war es gewesen, der ihn dann, all' seines alten Grolles vergessend, als den Ersten wieder in das eingestürzte Haus gehen und zu dessen verzweifeltem Herrn sprechen geheißen: »Sieh', der Judenhaß deiner Frau hat mich aus deinem Christenhause hinausgeworfen. Nun treibt der Geist deines alten Judenvaters mich wieder zu dir herein. Ich habe dir und deinem Geschlechte grollen wollen bis in den Tod; aber dein Unglück hat meine begrabene Liebe wieder auferweckt, weil dich der Sohn deines Vaters bist, der auch mir einst ein barmherziger Vater gewesen. Nun siehe, da bin ich und will dich wegführen aus den Trümmern deines alten Hauses in eine neue Welt, und will dir bauen helfen ein neues Haus. Denn dieweil du und dein Weib gottlos verschwendet, hab' ich im Glauben an meinen Gott mit meinem Bischen Vermögen gespart und kluge Geschäfte gemacht, und fünfzigtausend Dollars stehen auf diesem Wechsel geschrieben, in Newyork nach Sicht auszubezahlen an den alten armen Juden Salomon Baruch. – Meinen alten Handelsgeist nehm' ich mit in meinem schneeweißen Kopf und meinen Glauben an Gottes Hilfe in meinem

Herzen. Sag', wie kann da unser Geschäft falliren? Und nun mach' dich fertig, Isidor! – Auf, auf, nach Amerika!«

Und jetzt war es völlig Nacht geworden. Aber die Drei saßen noch immer auf dem Verdeck und lauschten in sich versunken der rauschenden See, die ihnen erzählte von besseren Tagen am andern Strande.

VI. Auferstehen.

Ich führe dich in ernstes, von dunkelm Forst umarmtes Haideland. Du stehst mit mir auf niederrheinischem Boden. – Und siehe, vor dir liegt eine weit ausgedehnte Maschinenfabrik. Langgestreckte, saubere Backsteinbauten bedecken viele Tagewerke von Schienensträngen durchzogenen Sandes. Dutzende von schlanken Schlöten ragen empor. Und dort, seitab vom Fabrikgetriebe, welch' palastähnlicher Bau! Schlingrosen umwuchern die auf zierlichen Eisensäulen ruhende Veranda. Davor dieser sorglich gepflegte Rasen, von dessen kurzgeschornem Sammt die Blumen sich um so leuchtender abheben. Um das Vornehme dieses Wohnsitzes noch zu erhöhen, wirft aus kostbarem Marmorbecken ein Springquell den glänzenden Strahl hoch auf, und Schwäne wiegen darunter das stolze Haupt.

Das ist das Wohnhaus des reichen Fabriksherrn Ernst August Gödike, und nach dem Namen seines noch bei ihm lebenden alten Vaters benennt sich »Wilhelmsruhe« der ganze weitverzweigte Besitz.

Von diesem Prachtbau fünfzig Schritte seitwärts am Waldsaum, in eine hochstämmige Buchengruppe ganz

hineingebaut, steht ein bescheidenes, einstöckiges Häuschen. Wie das mit seiner schmucklos weißen Wand aus dem kaum aufgeblühten, zartgrünen Blätterschirm so traulich hervorlugt, wie ein Bild harmlosen, genügsamen Lebens! Ob es wohl auch solchen Frieden beherbergt? Wer mag darinnen wohnen? – Sollte ich dir das wirklich erst noch zu sagen brauchen?

Welche innere Welt liegt in dieser kurzen Spanne Zeit eines halben Jahres, seitdem wir unsere Freunde an jenem letzten Herbstabend im Görzhausener Schlosse verlassen haben! Nun finden wir hier sie wieder – den ehemaligen Burgherrn als Correspondenten des Hauses »Gödike und Sohn,« und Helene als die Lehrerin von dieses Sohnes Kindern. Wie aber soll ich dich jetzt in diesen Wechsel von Empfindungen hineinschauen lassen? – Am besten, du hörst die unmittelbare Sprache der Herzen, deren inneres Leben sich dir erschließen soll. Und nicht ängstlich laß mich auswählen! Wie mir's in die Hand fällt, so biet' ich dir's in losen Blättern hin. Auch diese wenigen werden genügen, daß das Gesammtbild dieses Seelenlebens verständlich werde.

Ich greife um ein halbes Jahr zurück.

Wilhelmsruhe am 28. November 1859, Abends 9 Uhr.

Liebster, einzig treuer Theodor!

Wie du schmerzlich besorgt nach unserm Befinden, und meiner Stimmung fragst! O daß ich doch schon heute, nach den ersten acht Tagen, dir zurufen könnte: es geht mir gut! – Daß doch dieses, mein erstes Wort schon jetzt zu dir hinfliegen dürfte, wie die Taube Noahs mit

dem heimgebrachten Oelzweig, um dir die frohe Botschaft zu bringen, daß die Wasser meines innern Elends sich zu verlaufen beginnen! Aber noch spannt über dieser Sündfluth meines selbstverschuldeten Schicksals kein Regenbogen die schimmernde Brücke der Versöhnung …

O wohl fühl' ich's aus deinen zarten Worten heraus, auf welch' süßen, mächtigen Trost du mich verweisest – auf mein Weib, meine Stütze, mein Labsal, meinen guten Engel – Helene! Ach jawohl, ich weiß es: wäre mir von Gott die allwissende Macht gegeben, unter allen Frauen der Erde nocheinmal die Einzige mir auszuwählen, ich würde alleinzig sie und immer nur sie unter all' den Millionen als Weib heimführen, so über alles Menschenlob erhaben hat ihre große Seele den Glanz ihrer gottebenbildlichen Schönheit in diesen dunkeln Tagen über mich ausgegossen. Und hätte nun ich, der Alles allein verschuldet, auch nur allein die Strafe zu tragen, aber sie, die Kinderunschuldige, hätte jetzt Alles, was ich entbehre und nichts von dem, was ich hier dulde, o dann sollte kein klagendes, kein murrendes Wort über meine Lippen kommen. Doch das ist ja diese über meine Stimmung immer wieder hereinbrechende Nacht: ich habe auch ihr schuldloses Leben in den Abgrund meines selbstverschuldeten Elends heruntergezogen. Und, o vor Schmerz und Schamröthe glühen mir die Wangen, der wunderbare Zauber ihrer Musik, mit dem sie den Frühlingsmorgen unserer Liebe noch reizender gemacht, und meines seligen Vaters Winterabend so sanft verklärt, mit dem ich dann in unseliger Eitelkeit als ihr neidenswerther Mann geprahlt – den

verwerthet sie jetzt an den Kindern fremder Eltern, um den tausendsten Theil jener Summen, die durch meine irdische Hoffahrt verloren gegangen, in himmlischer Demuth ihrem Hause wieder zurückzuverdienen.

Heiliger Gott! Als ich an jenem ersten Abend auf dem Haidehof ihrem seelenvollen Spiele von der Sprache der Meereswogen gelauscht, und ein unsichtbarer Geist hätte mir höhnend zugeflüstert: »Nichtwahr, welch' goldener Klang! – Aber du wirst diesen Engel noch dazu bringen, daß auch wirkliches Gold daraus werde – greifbares, klingendes Gold zum gemeinen Lebensunterhalt! . . . «

O ich sage dir, wenn ich jetzt im Comptoir arbeitend am Pulte stehe, und gewöhnlich des Abends vom Zimmer über mir die Töne zu mir herunterklingen, von Helenens Hand ihrer Schülerin vorgespielt, dann erfaßt mich oft solch' ein wilder Schmerz, daß ich im Wintersturm in den nahen Wald stürzen möchte, um meine Schuld in die Nacht hinauszuschreien und die dröhnenden Riesentannen zu beschwören, sie möchten auf mich zerschmetternd niederbrechen.

Ach, du mein treuester Freund! ein solch' hohes Weib zum bezahlten Dienst unter fremden Menschen erniedrigt zu haben, und für alle eigene Schuld nie einen einzigen leisen Vorwurf von ihr zu hören, nein, nur gütige Worte aufrichtenden Trostes; keinen flüchtigen Zug von Mißmuth an ihr zu sehen; aber einen ganzen Himmel voll großmüthig verzeihender Liebe in den immer gleich sanften, frommen Kinderaugen – o Theodor, solch' wahrhaft heilige Frauenliebe ist fast unerträglich . . . Ich muß

für heute schließen. Herz und Hand zittert mir zu sehr. Morgen mehr, und, so Gott will! – ruhiger!

Am 6. Dezember, Morgens 10 Uhr.

Du siehst, liebster Theodor, über acht Tage hab' ich mein erstes Wort an dich als Bruchstück liegen gelassen. Denn immer harrte ich auf bessere Stimmung, um mit etwas lichteren Farben die nachtdüstere Stimmung übermalen zu können. Verzeihe nun dem damaligen abendlichen Novembersturm, der mit seiner trostlosen Melodie mir keine so lieben, herzerhebenden Geschichten von der Zukunft zu erzählen wußte, wie einst dir in deiner holländischen Mansarde. Weißt du's noch? – Seit gestern hat sich nun der Himmel wieder aufgeheitert. Wie thut dieser winterliche Sonnenglanz wohl! O wir, mit unserer geistigen Kraft so gerne großthuenden Menschen, was sind wir doch oft schwache Creaturen in unserer Stimmung! – Eine sternenlose, sturmdurchbrauste Nacht treibt unser kummerschweres Herz an den Abgrund der Verzweiflung und wir geben jedes heitere Hoffen verloren. Ein sonniger Himmel am andern Morgen führt dasselbe Herz wieder auf den versöhnenden Weg neuen Vertrauens. So ist's nun auch mir ergangen. Und nun laß mich bei diesem lieben, milden Sonnenlichte dir Alles erzählen, worüber ich an jenem stürmischen Abend zu keiner einzigen Zeile gekommen war! –

Als wir auf der letzten Bahnstation, eine halbe Stunde von Wilhelmsruhe, wohl als die traurigsten Reisenden ausgestiegen waren, da stand auch schon der gute Fritz in der Halle und fiel mir sprachlos um den Hals.

Dann küßte er Helenen ungestüm die Hände – umarmte Röschen, Hans und Rudolf – o war das ein Wiedersehen! Hervorgestammelte Worte, stürzende Thränen – blutende Herzen! Es lag ja zu viel zwischen unserm letzten und diesem Wiedersehen, so gar zu unaussprechlich viel des wechselnden Schicksals! – Dort stand ich als der stolze Burgherr vor ihm, jetzt als demüthiger Correspondent derselben Fabrik, die er als ehrenreicher Director leitet. Und wie fand er Helene wieder, die einst nur um den Lohn dankender Liebe seine eigene Lehrerin gewesen? – Und nun! – Doch auch dieses Wiedersehen liegt überstanden hinter mir! Still davon!

Fritz winkte einem gallonirten Kutscher, der gleich den andern Zuschauern diesen befremdenden Empfang mit verblüfftem Gesicht angesehen. »Befehlen der Herr Director, daß wir gleich fortfahren?« fragte dieser unterwürfig, während er uns selber bedenklich musterte, und nicht recht wußte, was er aus uns machen sollte. – O nur erst hinaus in Gottes freie Luft! – Das war jetzt die ganze Sehnsucht meines zusammengeschnürten Herzens.

Wir fuhren nun sogleich in den zwei bereit stehenden Wagen weiter. Helene, Röschen, Fritz und ich im ersten, die Knaben mit der Magd im zweiten. Es ging in der Dämmerung über recht ernstes Haideland, und meist im Schritt durch tiefen Sand. Und wie's nur der Zufall so wollte – am schwarzen Waldsaum trieb ein alter Schäfer mit seiner Heerde. Rings aus dem Moorgrund wallten weiße Schleier empor.

Es war nun wirklich rührend anzuhören, wie der gute Fritz mit nassen und doch leuchtenden Augen uns schon während dieser kurzen Fahrt unser künftiges Häuschen in seiner äußern und in nern Traulichkeit beschrieb, und uns versicherte, daß von ihm und der Familie Gödike gewiß alles Erdenkliche gethan werde, um uns die ungewohnte Lage so erträglich als nur möglich zu machen. Helene hielt in stummer Rührung beständig seine Hand in der ihren, und unserm herzigen Röschen war immer zwischen Weinen und Lachen, als sie ihren Liebling so tröstend mit uns reden hörte. Ich selber aber, wie mir's nur so geschah! – ich hörte dem Allen doch nur mit halbem Ohr und Herzen zu, und immer wieder mußte ich auf den Hirten vor seiner Heerde schauen und die umschleierte Haide. Da gedachte ich unwillkürlich des ehrwürdigen, weißbärtigen Schäfergreises, der auf jener andern Haide vor mir gestanden, als warnender Prophet. Und jetzt stand er drüben am Waldsaum, in riesengroßer Geistergestalt, von Nebeldunst gewoben. Schneeweiß, wie sein Bart, war sein ganzes Gewand. Bis zu den Wolken sah ich ihn mahnend die Hand erheben, und seine Stimme rief mir ins innerste Herz hinein: »Die Welt ist weit, aber das Menschenherz ist noch viel weiter und es bekommt nie genug. 's ist Alles Rauch! . . .

O Theodor, daß ich diese Mahnung doch also spät erkannt und befolgt! – Aber ist es denn wirklich unwiederbringlich zu spät? – Nein! Nein! –

Unser guter Freund hatte wirklich nicht zu viel gesagt. Wir wurden von der Familie Gödike mit solch' zarter

Schonung willkommen geheißen, daß ich diesen Abend der Ankunft, vor dessen gefürchtetem Eindruck mein ganzer Mannesstolz sich zuvor wahrhaft gesträubt, in ganz erträglicher Stimmung verlebte. Bis wir mit der Einrichtung unserer bescheidenen Häuslichkeit in Ordnung waren, wurden wir sogar noch zwei Tage wahrhaft gastfreundlich in dem palastähnlichen Hause des Fabrikherrn beherbergt.

Ich hatte nun vorher dem zu unserm Asyl bestimmten Häuschen am Saume des Waldes einen flüchtigen Besuch gemacht, und die anspruchslosen vier Zimmer, des ersten Stocks – zu ebener Erde sind Küche und Magdstube – sahen mich mit ihren nackten Wänden freilich noch sehr wenig einladend an. Indessen that mir doch schon bei diesem oberflächlichen Beschauen die Wahrnehmung wohl, daß alle Räume erst ganz frisch tapeziert worden waren, sehr einfach aber doch mit einem gewissen Geschmack. Ich fühlte aus dieser unscheinbaren Aufmerksamkeit heraus daß man unser Unglück ehre und uns nicht mit verstecktem Widerwillen wie unwillkommene Aufdringlinge erwartet habe. Du weißt nun,

liebster Theodor, daß Helene in Görzhausen den glücklichen Gedanken gehabt, nur die überflüssigen Luxusmöbel und allen sonstigen, nun so lästigen Prunk zu verkaufen, hingegen, außer den deiner fernern Obhut anvertrauten Familienbildern, unsere einfachste aber gediegene Hauseinrichtung, die uns schon in der Erkerstube meines Vaterhauses lieb geworden, sammt Betten und Weißzeug zu behalten, und den Herrn Gödike um die weitere Gunst zu bitten, das für uns bestimmte Häuschen selber wohnlich einrichten zu dürfen. O guter Theodor, welch' tiefempfundenes, wohlthuendes Verständniß eines echt deutschen Frauenherzens lag in dieser klugen Anordnung Helenens! Und wie unsäglich zart und sinnig wußte ihr lieber, poetischer Geist Alles in Scene zu setzen! So höre nur!

Nur Fritz durfte ihr bei der Einrichtung des lieben Häuschens helfen; ich selber aber keine Stunde früher ein Zimmer betreten, und sie hütete ihr verborgenes Walten sogar vor jeder Neugier der Kinder. Nachdem sie dann kurz vor der Dämmerung ihr frommes Hausfrauengeschäft vollendet hatte, kam sie mit Fritz in unser elegantes Gastzimmer herüber, darin wir warteten.

»So, lieber Vater und gute Kinder,« sprach sie mit glücklichem Lächeln, darin nur ein klein wenig Wehmuth zu bemerken war, »nun kommt herüber in unsere neue Heimath! Ich hoffe, sie euch doch ein wenig traulich gemacht zu haben.«

Die unschuldigen Kinderaugen glänzten in solch' freudiger Erwartung, als werde ihnen das Christkindchen bescheert. Mir aber war das Herz gar seltsam bewegt, und mir wurden die Augen naß, da ich Helenens Hand drückte, und sie nun nimmer loslassend mit ihr und den Kindern zu unserm Häuschen hinüberging. Der gute, feinfühlende Fritz blieb aber jetzt zurück. Ich ahnte, warum? Zum stummen Danke dafür gab ich ihm im Fortgehen die Hand.

Schon, als wir darauf die Treppe in unserm Häuschen hinanstiegen, zitterten mir, starkem Manne, die Kniee. Und Helene führte uns zuerst in die nebeneinander liegenden kleineren Zimmer für Röschen und die beiden Knaben. Wie diese in diesem fremden Hause nun ihre eigenen Betten sammt der gewohnten Einrichtung wiederfanden, und selbst das alte hölzerne Kruzifix wie die Muttergottesstatue an der Wand ihrer Stuben erblickten, Gott! – wie jubelte doch Röschen und Hans ob dieser Ueberraschung solchen Wiedersehens, als sei ihnen Wunder was für ein noch nie empfundenes Glück begegnet! »Kinderherzen!« dacht' ich mir, »welche Weisheit kann ich von euch lernen!« – Aber reden konnte ich kein Wort. Darauf öffnete Helene die Thür unseres einzigen Wohnzimmers. Und als mich in dessen traulicher Behaglichkeit – mir völlig unerwartet – das Bild meines seligen Vaters und meiner alten Mutter begrüßte, und zwischen ihnen aus einem duftigen Blumenkranze die vielsagenden Worte mir entgegenblickten: »Friede sei mit euch!« – o Theodor! –

wie war mir da geschehen! Wer vermöchte diesen Augenblick zu beschreiben? – Auch jetzt wieder stürzen mir die Thränen vor. Laß mich abbrechen! Heut Abend weiter!

———

Abends 8 Uhr.

Nicht wahr, liebster Freund, wie konnt' ich doch nur nach solchem Empfang in unserer neuen Häuslichkeit und mit solchem Weibe wieder in so düstere Stimmung verfallen, in der ich dir vor acht Tagen geschrieben? Und doch wirst du auch diese verstehen und ehren, denn sie war menschlich und frei von jeder Selbstsucht. Meine Trauer galt ja nur Helenen und meiner Schuld. – Nun aber hab' ich auch dieses Gefühl überwunden, denn es war nicht das richtige, um Helenens unvergleichliches Liebesopfer würdig zu vergelten. Nicht mehr klagen will ich darüber, daß sie solch' frommes Werk an mir und meinem Hause in fremdem Dienste thut; nicht durch meine Trauer darum will ich's ihr immer wieder verbittern, sondern mit dankender Bewunderung an mir tagtäglich geschehen lassen. Das erhabene Bewußtsein, daß sie sich um meinetwillen freiwillig erniedrigt, um mein niedergebeugtes besseres Selbst wieder zu erhöhen und meinen verirrt gewesenen Willen auf den rechten Lebensweg zu lenken, diese innere Beseligung soll ihr großes Herz von nun an unvermindert und unverkümmert an mir verkosten. Ich will ihr beweisen, daß ihr heiliges Opfer für

mein inneres Lebensglück nicht vergeblich von ihr dargebracht werde. Nur mit solcher Mannesthat kann solche Frauenliebe vergolten werden, aber nie mit Trauer und Klage. – Und darum verstumme sie jetzt auch für alle Zeit!

In dieser Erkenntniß hab' ich mir heute Morgen vorm Antlitz Gottes und bei meiner Mannesehre gelobt, in diesem kleinen, einsamen Häuschen als zufriedener Mann zu wohnen, bis eine gütige Fügung mich wieder hinausführt auf den Weg des öffentlichen Lebens, um meine geistige Kraft von neuem darin zu erproben und zu verwerthen, aber Herz und Willen mit weisem Maße zu beherrschen. Ich habe mir's gelobt, für mein früheres unersättliches Jagen nach falschem äußern Glück und zügelloser Freiheit nun hier genugzuthun, indem ich ohne murrenden Widerwillen das mir vom Schicksal auferlegte Joch meiner jetzigen Unterwerfung trage. Mir selber will ich jetzt beweisen, was ernster Manneswille über die Sinnlichkeit vermag, und ich will doch sehen, mein Liebster, ob in mir der alte Hermann Stark, also umgeschaffen, im Suchen und Festhalten der Wahrheit minder starke Ausdauer beweise, als zuvor im Finden des Scheines und der Lüge.

O Theodor, du hast so oft in den Tagen meines Unglücks darüber geklagt, daß du trotz all' deiner Freundschaft nur immer mit gebundenen Händen vor mir stehest und mit keiner einzigen großen, rettenden That mir aus meinen Nöthen helfen könnest. Ich bitte dich jetzt: laß auch du diese Klage für immer verstummen! –

Denn welche noch größere That kann denn die Freundschaft am Freund vollbringen, als daß sie in allen Lagen des Lebens immer gleich warm, wahr und treu geblieben? Daß sie aus demüthiger Selbstverleugnung nie beleidigt gezürnt, auch wenn des Freundes Stolz sie scheinbar mißachtet, und daß sie nicht einmal in ihrem Eifer erkaltet und gleichgiltig geworden; auch wenn ihr nur aus Liebe mahnendes, warnendes Wort stets vergeblich zum Freunde geredet? – O Theodor, vor Gott und den Menschen geb' ich dir jetzt das feierliche Zeugniß: Diese größte, schwerste, opferreichste Freundesthat, wahrhaftig, du hast sie allezeit an mir vollzogen, von jenem ersten Tage, da uns das Leben als unmündige Kinder zusammengeführt, bis zum heutigen, gestandene Männer sind. – Und ach, wenn du doch wüßtest, wie dennoch kein einziges von all' deinen treuen Worten zu mir umsonst gesprochen worden, wie sie jetzt erst in meinem, vom Unglück zu neuem Leben umgeschaffenen Herzen ihren Segen bewähren, und wie der reine Geist deiner Freundschaft nun auch in diesem Asyl mir stärkend zur Seite steht! – Erst gestern wieder habe ich deine Briefe aus Holland mir vor die Seele gehalten. Einst hatten sie mich in den goldenen Tagen meiner akademischen Freiheit harmlos erfreut, jetzt drängen sie mich als ernste Mahner, im Mannesalter denselben Weg starkmüthig zu bestehen, den du in deinen jungen Jahren so opferfreudig gewandelt bist. Und ich sage dir jetzt: sollte mir, dem

gereiften Mann, und von solch' heiliger Liebesmacht Helenens unterstützt, mißlingen, was du, so jung und verwaist in herzloser Fremde stehend, glorreich überwinden konntest; sollte ich jemals wieder unschlüssig werden in meiner Wahl, ob ich, als ganzer Mann, in meinem selbstgeschaffenen Geschicke bis zur Erlösung ausharren, oder in feiger innerer Armseligkeit und endlicher Selbstverachtung untergehen wolle, dann bitte ich dich, meinen unwürdigen Namen aus Deinem Freundesherzen für alle Zeiten auszustreichen.

Und jetzt leb' wohl! Grüße mir herzlich Weib, Kinder und die gute Mutter Moser! Auch Helene und Röschen küssen euch Alle. Ich hoffe, du hast in der Nacht, nachdem du diesen Brief gelesen, einen um meinetwillen recht ruhigen Schlaf. Gott mit dir und deinem noch innerlich streitenden aber siegsgewissen

Arminius.

Aus dem Tagebuch Helenens.

Am 12. Dezember 1859.

Gott sei über Alles gedankt! Hermann ist mit einemmale wie umgewandelt. Seit er dem guten Theodor sein Herz ausgeschüttet, ist ein ganz neuer Geist inneren Friedens über ihn gekommen. Welche Einkehr mag er wohl bei sich gehalten, was Alles dem lieben Freunde geschrieben haben? O gesegnet sei mir diese reine Freundschaft! Wie kommt er nun jeden Mittag und Abend so klaren

Auges in unser stilles Häuschen heim! Auch seine Worte haben wieder ganz den alten, herzgewinnenden Ton, wie ich ihn ewig lange nimmer gehört. Wie sympathische Musik umklingt mich nun seine Rede. Und nimmer trübt sie der Mißton einer einzigen Klage über sein Schicksal. Auch über mein eigenes jammert er nicht mehr. Und wie inständig hatte ich ihn vorher um diese einzige Gunst gebeten, aber immer vergeblich. Nun geht er niemals ohne Händedruck und Kuß. Immer hat er ein liebes Wort für mich zum Abschied und Willkomm. Ach, das haben wir ja schon lange ganz verlernt gehabt. Erst gestern küßte er mir, so sehr ich mich auch dagegen sträubte, sogar beide Hände und sagte: »Komm Helene, erst laß mich die lieben Hände küssen, bevor sie drüben bei deinen Schülerinnen das Spiel beginnen! Denn diese frommen Hände erlösen mein Herz täglich mehr und mehr von allen seinen Banden.« Und heut' Abend sagte er das gleich liebe Wort: »Helene, hab' nun ja keine Kraft mehr, wenn ich dich über mir spielen höre, daß ich dann wie früher an meinem Schreibtisch in solch' finstern Zorn über mich selber verfalle, wie zuvor. Nein, nun denke ich mir in meinem Arbeitszimmer: da droben will der Engel meines Lebens auch den letzten Mißmuth in mir sanftem Frieden versöhnen. Dann arbeite ich noch einmal so gern, um deiner würdig zu werden.« – Ach, meiner würdig! Was bin ich auch viel? Sein Weib. Das ihn liebt, weil es nicht anders kann, als ihn unaussprechlich lieben. Das ist mein ganzes Verdienst. Gott! wie leicht hat der gute,

edle Mann durch diese lieben Worte nun meine Unterrichtsstunden gemacht! Sie haben ja dadurch völlig aufgehört, noch zu sein. Und niemals habe ich als meine eigene Herrin noch mit so gehobenem, glücklichem Herzen eine Taste berührt, all jetzt in solch' süßem Liebesdienst, als Lehrerin fremder Kinder und Versöhnerin, des Vaters meiner eigenen.

Aus Hermanns Tagebuch. 12. Januar 1860.

Helene hat mich gestern mit einer Rosenknospe überrascht, die sie heimlich in ihrem Zimmer für mich gepflegt. Ich hatte in der Herzogsstadt einst kostbare Treibhäuser. Meine Blumenzucht war dort die berühmteste. Wie prahlte ich damit, obgleich mir das Herz meistens kalt dabei geblieben! Und wie war ich verstimmt und ärgerlich geworden, wenn ich anderswo doch noch schönere Blumen gefunden! Aber über diese einzige Rosenknospe auch Helenens Hand hätte ich vor Freude weinen mögen. – Menschenherz, du Räthsel aller Räthsel! Wie unaussprechlich wenig bedarf es doch, um dich glücklich zu machen, und wie unendlich viel ist für dein Glück zu wenig! Welche Weisheit in dieser Rosenknospe!

Aus einem Brief Mutter Rosaliens. 20. Januar 1860.

Ach mein Sohn, mein einziger Sohn! ich möchte mir ja die alten Augen blind lesen an deinen Worten, die mir wirklich vorkommen, als habe sie ein himmlischer Geist zu meinem Troste geschrieben, aber nicht Deine irdische Menschenhand. O so war all' mein langes Beten doch nicht umsonst gewesen, und das Licht Gottes ist über der Dunkelheit deines Lebens aufgegangen! Harr' aus! harr'

aus! Mach' meine alte Lehre vom Opfer jetzt an dir zur Wahrheit! Noch ist es lange nicht zu spät! Harr' aus im Dulden und Tragen, wie ich will ausharren im Beten und Hoffen auf jenen Tag, an dem du wiederkehrst in die Arme deiner alten, einst so tief betrübten, aber schon jetzt überglücklichen Mutter! ...

Aus Helenens Tagebuch. 15. Februar 1860.

Es geht immer gleich gut. Hermanns friedliche, beglückte Stimmung nimmt eher noch zu. Und wie schön, ja sogar wie poetisch sind jetz unsere Abende! Der gute treue Fritz kommt regelmäßig zu uns herüber. Ist das dann immer ein Jubel bei den Kindern! Denn er ist wahrhaft unerschöpflich im Erzählen schöner ergötzlicher Geschichten – lauter harmlose Kinder seiner eigenen Phantasie. Aber Röschen ist auf die Brüder ganz eifersüchtig; sie will den Fritzel immer ganz allein für sich haben. Und auch Hermann und ich freuen uns so daran. Was gibt's denn auch Unschuldigeres als Kinderfreude? Dann sitzen wir – Beide Hand in Hand und danken dem lieben Gott mit verklärten Augen für unsere Kinder. O solche schöne, trauliche Abendstunden thun so wohl, und wie friedlich schläft es sich darauf! Ach, ich möchte oft in diesem wunderthätigen Häuschen stundenlang auf den Knieen liegen und nicht aufhören zu danken für Hermanns gnädige Wandlung. Ich glaube nun felsenfest, daß sie Bestand hat; denn sie kommt aus seinem tiefsten Innern, nicht wie in Görzhausen, wo all' unser Glück von der ersten Stunde an nur ein Trugbild gewesen und ich stets darum zittern gemußt. Wahrhaftig, der Himmel selber hatte mir

den glücklichen Gedanken eingegeben, daß ich dem guten Manne hier mit eigenem Haushalt Alles so wohnlich machte, und ihm den eigenen Tisch bestellen darf. Das ist doch eine ganz ändere Luft all mit fremder Einrichtung. O glückliches Unglück, das uns hieher geführt!

Aus Hermanns Tagebuch. 13. März 1860.

Es sind wirklich gute Menschen, bei denen wir dieses Asyl gefunden. Besonders der alte Herr Wilhelm Gödike, welch' Prachtexemplar eines urdeutschen kernigen Mannes mit seinen hohen Stiefeln, Lederhosen und der stets qualmenden Ulmerpfeife! Er bewohnt in dem glänzenden Palaste seines Sohnes zwei Zimmer, die gerade so einfach eingerichtet sind, wie einst seine frühere Bergmannsstube. Nicht ein einziges Sopha ist darin zu sehen; lauter hölzerner Hausrath. Was läßt sich daraus lernen? – Darum hat er auch den Fritz, weil er so arm gewesen wie er, fast noch mehr ins Herz geschlossen wie den eigenen Sohn, der gern etwas den vornehmen Herrn spielt, wenn auch ich über sein Benehmen gegen uns gar nicht klagen kann. Im Gegentheil, wir erfahren nur Liebes von dem ganzen Hause. Die beiden Mädchen nennen uns nur »Tante Helene« und »Onkel Hermann« unsere Kinder und die ihrigen haben längst gar zärtliche Freundschaft geschlossen, und mindestens jede Woche sind wir drüben zu Mittag eingeladen. Heute haben sie mir nun durch Fritz noch überdies eröffnen lassen, daß wir von nun an nurmehr als ihre lieben Gäste bei ihnen wohnen sollten und Helenens Musikunterricht wie mein Correspondentenamt von uns als beendet betrachtet werden

möchte. Offenbar kommt dieser Gedanke nur von Fritz selber, dem ich schon seit ein paar Wochen angesehen, wie unendlich unsere Stellung sein treues Herz bekümmert. Aber wir haben Beide mit aller Entschiedenheit das so wohl gemeinte Anerbieten abgelehnt, da wir ohnedem nicht genug darum danken könnten, daß sie mit solch' zarter Liebe unsere Lage uns in keiner Weise fühlen ließen. Nein, nur die Fügung Gottes selber darf die Frist meiner jetzigen Dienstbarkeit abkürzen. Ich muß mir meine Erlösung und spätere Selbstständigkeit als ganzer Mann verdienen. Nur jetzt keine halbe Arbeit, kein halbes Opfer! Ich verlöre dadurch den ganzen Glauben an meine Zukunft. Auch diese Stunde wird kommen, in der ich wieder ins Leben hinaustreten und mir sagen kann: ich war ein Thor und bin ein Weiser geworden; ich war gefangen und bin nun wieder frei; ich war zügellos und habe nun Maß gelernt. Das walte Gott!

Aus Helenens Tagebuch. 16. März 1860.

Ich weiß mir doch kein höheres Glück für meine Kinder, als daß sie nun täglich die Zeugen unserer Liebe und herzlichen Eintracht sind. Mein Gott! solche friedliche Hausluft ist doch die mächtigste Gehilfin der erziehenden Eltern, und der Segen träufelt sichtlich aus ihr in die Herzen der Kinder. Und wie sie das selber merken und fühlen! So sagte mir gestern unser liebes, sinniges Röschen, das mit ihren elf Jahren unglaublich kindlich geblieben: »Aber Mütterchen, nicht wahr, nun hast du den lieben Vater vom bösen Zauber für alle Zeit erlöst? So lieb und gut war er ja noch gar nie mit dir und uns gewesen. Und nun

bist du erst recht die schöne Waldfee, da unser Häuschen so nah' am Walde steht.« – Und dann, wie die Kinder doch nur zu solch' seltsamen Gedanken kommen, sagte sie in heiterster Unbefangenheit weiter: »Und weißt du, Mutter, was ich jetzt werden möchte? Auch aus einem Märchen, das du mir schon so oft erzählen mußtest.« »Nun, was denn, lieb' Röschen?« fragte ich gespannt. »Ei, ich möchte nun das Dornröschen werden, und in unserm Walde da drin in einem Dornstrauch schlafen, so lange bis ich ganz groß geworden wäre, und dann, dann sollte der Schäferfritzel als Königssohn zu mir kommen, und sollte mich aufwecken und in sein schönes Schloß führen, und dann blieben wir miteinander drinnen wohnen, bis wir sterben müßten. Wäre das nicht schön, Mutter? Ich habe ja den Fritzel so lieb und er auch mich.«

O Märchen und Kinderherzen! Mein Gott, daß die Kinder von dieser duftigen Welt doch niemals Abschied nehmen müßten, um in die rauhe Wirklichkeit des Lebens einzutreten!

Aus Hermanns Tagebuch. 20. April 1860.

Gesegnet sei mir der Anbruch des heutigen Tages, denn sein junges Licht bestrahlt in mir einen großen Entschluß. Meine gute Mutter schrieb mir gestern mit zitternder Hand, daß der alte Advokat Müller auf seine Stelle verzichtet habe. Die ganze Nacht habe ich über dieser Nachricht durchwacht, und das Auge meines Geistes war

wo möglich noch offener, als mein leibliches. Mein ganzes vierzigjähriges Leben ist während dieser Nachtstunden an mir vorübergezogen mit seinem Licht und all' seinen Schatten. Ich bin mir über mich selber dabei so klar geworden, als stände ich vor dem Antlitze Gottes. Nicht der kleinste Flecken an mir blieb in diesem Alles erhellenden Lichte verborgen. Auch das verführerische Antlitz falscher Freiheit entschleierte sich mir in der ganzen Widerlichkeit seiner hoffährtigen, verbuhlten Züge. Aber die andere, echte, innere Freiheit, die auch im Dienen und Unterwürfigsein noch die ganze Hoheit und Schöne ihres göttlichen Königthums bewahrt, diese zog nun mit der Krone der Demuth geschmückt als strahlende Jungfrau an mir vorüber. Sie hieß mich ihr stolzer Ritter sein und winkte mir mit mildlächelndem Gruß, ihr nachzufolgen. Und ich that's. Königlichen Schrittes trat sie zur Schwelle meines Vaterhauses. Meine alte Mutter stand davor, neigte tief vor dem Glanze ihrer Schönheit das weiße Haupt, und erschloß ihr die Thüre. Dann breitete sie die sehnsüchtigen Mutterarme nach mir selber aus und ich sank hinein und lag an ihrem Herzen. Auch Helene mit den Kindern trat nun ins alte Erkerhaus ein, und das war drinnen erleuchtet wie von überirdischem Licht. Erquickender Wohlgeruch durchhauchte alle Räume und von unsichtbaren Händen erklang drin süße Musik. Das war der Glanz, Duft und Wohlklang unseres wiedergefundenen Glückes im inneren Hause.

Ja, es ist beschlossen in mir. Noch heute schreibe ich an den Herzog. Auch dieser letzte Schatten falschen Stolzes ist heute Nacht vor dem Glanze jener Lichtgestalt aus meinem Herzen gewichen. War dieser edle Fürst einst demüthig genug, um von der Hand eines seiner Unterthanen den Weg zu seinem Fürstenheil sich zeigen zu lassen, wie sollte ich nun mich zu tief erniedrigen, wenn ich ihm von meinen eigenen falschen Wegen erzähle und ihn bitte, nun mir selber die hochherzige Hand zu reichen, daß ich wieder den Weg der erkannten Wahrheit wandeln könne? Auch jede falsche Scham vor der Heimkehr in meine Vaterstadt und zu meinen Mitbürgern, ich will sie ablegen wie ein verbrauchtes Kleid. Sie mögen mich anfangs mit mäkelnden Augen betrachten! Gut, ich will auch dieses hinnehmen. Sie werden dann schon später erkennen, wie ich gegangen und wie ich wiederfehre. Nicht, daß wir Menschen irre gehen, macht unverächtlich, nur daß wir wider besseres Erkennen im Irrthum verharren. Man kann mit echtem Stolz wieder aufstehen, wenn man aus falschem gefallen. Und nicht jede zur Bitte ausgestreckte Hand ist die eines zudringlichen, gewöhnlichen Bettlers, Ja, ich vertraue felsenfest auf den Herzog. Er war ein edler Fürst, da ich hocherhobenen Hauptes als sein Wegweiser vor ihm dagestanden, er wird auch gleich edlen Fürstensinn bewähren, da ich jetzt selber als ein verirrt Gewesener das bittende Haupt vor ihm verneige. Und so sei's gewagt.

Das herzogliche Handbillet vom 28. April, von dem schwer zu sagen ist, wen es in höherem Maße geehrt, den Absender oder den Empfänger, lautete:

Mein lieber Herr Doctor Stark!

Ihren Brief vom 20. April habe ich empfangen, und ich wage kein Bedenken, Ihnen zu bekennen, daß mich dessen Inhalt hoch erfreut hat. Das edle Vertrauen, mit dem Sie Ihr ganzes Herz so rückhaltslos mir erschlossen, und dessen Irregehen sowie Sichwiederzurechtfinden geschildert haben, ohne dabei auch nur einen Augenblick den echten Mannesstolz vor mir zu verleugnen, hat meinem Fürstenherzen in hohem Grade wohlgethan. Ich liebe solche gesunde, offene, ritterliche Naturen, und glaube in meinem Lande nicht unter die letzten dieser Art zu zählen, sowie mir unmännliche Schwäche und scheinheilige Kriecherei in den Tod verhaßt ist. Daß ich sofort meinem Justizminister den Wunsch kundgegeben, Sie mir für die erbetene Advokatur vorzuschlagen, worauf dieser auch freudig eingegangen – Sie sehen: ich verfahre noch immer streng constitutionell – brauche ich Ihnen nicht noch erst zu sagen. Aber zu der andern Versicherung drängt es mich, daß wohl nicht leicht Jemand in meinem ganzen Herzogthum Ihre – ich gebrauche Ihr eigenes Wort – »geistige Wiedergeburt« mit aufrichtigerer Freude begrüßt, als Ihr Herzog selber. Denn niemals werde ich vergessen, was ich Ihnen seit jener geheimen Audienz an Dank schuldig geworden. Die Gewißheit, daß Sie bis zu dieser Stunde – heutzutage so unendlich selten

– das mir angelobte Geheimniß männlich bewahrt haben, vergrößert nur noch meine Verpflichtung. Sie haben sogar auch dann noch geschwiegen, als man Ihren politischen Ruf aufs niedrigste verdächtigt, und Sie durch bezügliches Reden Ihre gemeinen Gegner sicherlich hätten entwaffnen und schlagen können. Das war fast noch über die verabredete Grenze Ihres Schweigens hinausgegangen. Und mir that leid, zur Zeit der Neuwahlen außer Landes gewesen zu sein; ich selber hätte Sie sonst zum Reden aufgefordert. Sie sehen, ich bin über Alles aufs genaueste unterrichtet, auch ohne nur im mindesten ein Spionirsystem, das mir verächtlichste aller falschen Systeme, zu unterhalten. Ein Fürst, der sich um seine Regierung kümmert, erfährt ohnedem oft viel mehr, als ihm lieb ist und ihn freuen kann. – Mir bleibt nun freilich vor der Hand nur das Bedauern übrig, einen so wahrhaftigen und gediegenen, für Fürst wie Volk nach dem Geiste der Verfassung gleich gerechten Abgeordneten unter den Vertretern meines Landes zu missen. Um jedoch Ihren Wiedereintritt in die Kammer in näherer oder fernerer Zeit desto leichter zu ermöglichen, entbinde ich Sie hiemit Ihres damaligen Versprechens. Einem Manne, der mit so strenger Redlichkeit sein Wort gehalten, auch unter der mächtigsten Verlockung zum Gegentheil, darf ich nun wohl auch ohne jede Aengstlichkeit vertrauen, daß er nur seines Fürsten und seiner selber würdig von jener

Audienz reden werde. Auch dieses mein heutiges Schreiben betrachten Sie nicht als Geheimniß! Denn gerne verzichte ich jetzt auf die Bewunderung der Wenigen, die jenen Fürsten, der auf der einmal eingeschlagenen falschen Bahn hartnäckig fortwandelt, für fürstlicher erachten als den andern, der in der Fühlung mit einem treuen Volke den einzig richtigen Weg beiderseitigen Heiles gefunden und längst den falschen verlassen hat. Auch zu diesem öffentlichen Bekenntnisse, das mich vor Gott und meinem Lande nur erhöhen wird, habe ich jetzt den fürstlichen Muth gewonnen, weil ich mich im Geist und in der Wahrheit Eins weiß mit meinem Volk als sein Herzog von Gottes Gnaden und Landesvater. Ich schließe mit dem warmen, aufrichtigen Wunsche, daß Sie in Ihrem früheren Berufe und alten Vaterhause die ganze Fülle äußeren und inneren Glückes wiederfinden mögen, dessen Sie so werth erachtet Ihr Ihnen mit reinster Achtung aufrichtig zugethaner

Herzog.

Aus Helenens Tagebuch. 1. Mai 1860.

»Auferstanden, völlig auferstanden!« – so klingt's heute wie feierliches Ostergeläute durch die Jubelhymne meiner dankestrunkenen Seele. Auferstanden ist der Geliebte meines Herzens zu neuem Leben und neuem Wirken, zu neuer Ehre, neuer Freiheit! Auferstanden zum neugebornen Herrn seines Hauses, für mich, seine Kinder und seine alte Mutter! Auferstanden als Zierde seiner Vaterstadt und Kämpfer für das ganze deutsche Vaterland!

– O Gott! weihe meine Zunge, daß ich dir darum würdig danken kann! – Lehre mich das Antlitz in rechter Ehrfurcht tief genug vor dir verneigen! – Gelobt sei'st du, ewiger Gott! Das Opfer ist zu Ende. Auferstanden, auferstanden! …

VII. Letzter Ein- und Ausblick.

Wieder sind fünf volle Jahre dahin. Der Frühling des Jahres 1865 ist angebrochen. Schon längst hat Mutter Rosalie in frommem Triumphe den Sohn ins alte Erkerhaus wieder eingeführt, das sie einst mit so kluger Entscheidung vorm Verkaufe bewahrt, als dessen einsame, betende Wächterin sie so lang und unverdrossen auf ihn geharrt. Der Kinderglaube ihrer siebzig Jahre hat sie nicht betrogen, wenn er auch mit dem Schäferfritz, der Hermann ihr heimführen sollte, nicht buchstäblich in Erfüllung gegangen. An gar manchem Tag ist sie mit dem wiedergefundenen Sohne Hand in Hand an der nun völlig vom Epheu überwucherten Wand gesessen und hat in dessen Flüstern den Geistern seiner Kindheit gelauscht. Aber nun führten sie keinen getrennten Haushalt mehr. Nun war die alte Mutter Gast des Sohnes und der Tochter, und all' ihre irdische Sorge hatte ein Ende. – Wie ein wunderbar schöner Sommerabend ist noch zwei Jahre lang der Himmel ihres Alters von der Liebesgluth ihrer Kinder und Enkel verklärt worden, daß sie sich oft besinnen gewußt, ob er denn jemals so düster umwölkt und ihr Mutterherz so bis zum Tode betrübt gewesen. Und

wie das Abendroth allmälig hinstirbt und in einem verschwimmenden Glanze schon die Sterne zu funkeln beginnen, so ist sie eines Abends nach ganz kurzem Kranksein mit schmerzlosem Lächeln in Hermanns und Helenens Armen hinübergeschlummert, als betendes Kind und segnende Mutter – im selben Zimmer, wie einst Vater Stark. Im selben Grabe liegt ihr irdischer Leib gebettet, im selben himmlischen Lichte wohnt wohl auch ihr ewiger Geist. Es wird an ihnen Beiden in Erfüllung gegangen sein, was auf dem nahen Leichensteine, der den Leib des seligen Hausfreundes, des katholischen Dechants deckt, geschrieben steht: »Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Kinder Gottes genannt werden.«

Und jetzt, lieber Begleiter, bitte ich dich, komm mit mir herein ins alte Erkerhaus am Storchenthurm! Ich will dich in ein Zimmer darin führen, das soll dir vieles sagen. Zwar hält es dessen Herr vor fast allen Bewohnern seiner Vaterstadt wie ein Geheimniß verborgen, um es nicht durch unberufenen Vorwitz oder gar spöttisches Urtheil entweihen zu lassen. Aber dir, der du unseres Freundes äußeres und inneres Leben nun vierzig Jahre hindurch kennen gelernt wie ein aufgeschlagenes Buch, du wirst es gewiß nur mit würdiger Stimmung betreten.

Und da bist du! Sieh' um dich! Erkennst dir wohl noch diese Räume? Dasselbe »schöne Zimmer« ist es, darin vor nun fünfundvierzig Jahren das überlustige Tauffest des jungen Cheruskers gefeiert worden, und der mystische »Frackschneider« seinen prophetischen Trinkspruch ausgebracht hatte. An denselben Wänden, daran damals

die ehrwürdige Ahnenreihe der Altdahiesigen zur besonderen Erhöhung der Feierlichkeit aufgehangen gewesen, siehst du sie abermals und für immer. Sie sind aus ihrer Irrfahrt wieder heimgekehrt in ihre rechtmäßige Heimath. Und wie sie nun Alle wieder voll zufriedener Behaglichkeit dreinschauen! Selbst der strenge Urgroßvater ist, so viel ihm unter den dicken Brauen möglich, wieder heiter geworden. Auch aus Vater Starks ehrlichem Gesicht ist all' der alte Kummer, der Helene im neuen Erkerhause der Herzogsstadt, und dann noch mehr im Görzhausener Schloß, immer so traurig gemacht, nun völlig weggewischt. Wenigstens sieht sie diesen schmerzlichen Zug nicht mehr, da ihr Auge nun selber wieder so heiter ihr wiedergefundenes Haus, und von diesem aus die ganze Welt betrachtet.

Aber das »schöne Zimmer« wird nun nicht mehr wie ehedem zu »Staatsvisiten« benützt. Jetzt ist es eine Art weltlicher Zone für Hermann geworden. Sieh' her, da stehen sie in großen Eichengestellen aufgeschichtet, die geistvollen Gesellschafter seiner beschaulichen Stunden. Die ganze Bibliothek ist nichtjuristischen Inhalts. Die Fachbücher beherbergt drunten das gewöhnliche Arbeitszimmer, darin schon der selige Vater die Praxis ausgeübt, und auch jetzt wieder der Anwalt Doctor Hermann Stark, wie vorher im ganzen Lande berühmt und gesucht. Hier oben ist er nur Mensch und Weltbürger. Hier feiert Studium und Arbeit ums tägliche Brod. Nur das Versenken in dem Goldschacht der allgemeinen Wissenschaften, nur das Forschen nach den kostbarsten Schätzen der

Menschheit beschäftigt und bereichert hier seinen strebsamen Geist. Was er damals vergeblich im Görzhausener Schloß in seinem Tagebuch niedergeschrieben, all' die hohen Vorsätze, den Realismus unserer Zeit mit höherer Weltanschauung zu verklären, im praktischen Leben als nützlicher Bürger zu wirken und doch den ewigen Idealen nicht den Rücken zu kehren, hier auf dem wiedergefundenen Boden seines bürgerlichen Hauses und rechten Berufes kommen sie jetzt alltäglich zur Ausführung. Dann erhebt der Weltgeschichte Weisheitslehre vom Völkerschicksal seinen Geist hoch über alle Kleinheit des alltäglichen Lebens. Der »Thau der Dichter und Denker« bewahrt sein Herz vor jeglichem Vertrocknen unter aktenstaubiger Berufsarbeit. – Doch kein düsterer, menschenscheuer Kopfhänger ist er geworden. Das war er nie gewesen und wird es niemals werden. Nein, er trägt sein männlich schönes Haupt noch so hoch und frei wie zuvor. Nur hat jetzt die klaräugige Ruhe milden Ernstes statt der früheren stürmischen Erregtheit auf seinem Antlitze verschönend sich niedergelassen. Für die höchsten, heiligsten Güter der Menschheit, für Freiheit, Recht und Ehre, entflammt ihn so heilige Begeisterung wie noch je. Der Ruhm des großen deutschen Vaterlandes hat keinen eifersüchtigeren Kämpen als ihn; und die geweihte Gluth der Sehnsucht nach dessen Einigung und weltgebietender Macht lodert auf keinem reineren Herd, als in unseres Freundes durch und durch deutschem Herzen.

Auch das ganze constitutionelle Herzogthum feiert heute wieder unter seinen mannhaftesten Wächtern der

Verfassung den ritterlichen Namen »Hermann Stark« als den des genialsten und wahrhaftigsten Abgeordneten, der auch heute dem Fürsten gibt, was des Fürsten, und dem Volke was des Volkes, nach dem beschwornen Geiste der Verfassung – »zum Besten des ganzen Landes.«

Mit gerechtem Stolze nennt ihn seine alte Vaterstadt ihren ersten und besten patriotischen Bürger. Denn nicht mehr, wie früher, schaut er geringschätzend auf ihren industriellen Aufschwung herunter. Er hat auch diese Arbeit und Geisteskraft ehren gelernt, und überall ist er mit Wort und Werk dabei, den Wohlstand seiner Mitbürger fördern zu helfen. Darum haben auch diese seine, durch fremde wie eigene Schuld, so tief gekränkte politische Ehre in vollem Glanze wiederhergestellt und schon vor drei Jahren nach dem Tode ihres Vertreters in einstimmiger Wahl ihn auf dessen verwaisten Kammersitz berufen.

Wie da das alte Gemäuer der Barbarossaburg in jener Nacht in feierlichem Glanze gestrahlt, da Hunderte von Fackeln das Haus auf dem Rittersberg umqualmt, da die Lieder unserer deutschen Freiheitssänger wie Frühlingsstürme die stille Nacht durchbraust, und dann dieser Arminius am Erkerfenster in glänzender Mannesrede sein Herz ergoß über Deutschlands nothwendige politische Wiedergeburt und die hohe nationale Aufgabe, in der jedes einzelne deutsche Haus dabei mitzuwirken habe. Ob da des Rothbarts Geist in seinen Burgtrümmern

ihm nicht zugehört und bei sich gedacht: »Noch hunderttausend solcher deutschen Männer und ich werd' auferstehen und mit mir das große, einige deutsche Reich, des Erdballs Zierde und das Volk der Völker! . . . «

Hermanns großes Menschenherz, sein unerschütterlicher Wille und hochbegabter Geist, sie haben wieder im Boden seines deutschen Hauses tiefgehende Wurzeln geschlagen. Die graue Theorie des Menschenglückes liegt für immer überwunden hinter ihm mit all' ihren ermattenden Irrfahrten und wilden Schmerzen. Prächtig prangt jetzt seines Lebens grüner Baum und trägt goldene Frucht echter Mannesweisheit zum Segen seiner Familie, seiner Vaterstadt und des großen deutschen Vaterlandes.

Und nun komm, lieber Begleiter, nun will ich in diesem geheimen Zimmer die im Sonnenlicht neuen innern Lebens aufgegangenen Blüthen dieser deutschen Eiche dich schauen lassen, daß du an die reifen Früchte desto fester glaubest!

Sieh' her auf diese andere Wand den Ahnenbildern gegenüber! Da hängt einzeln ein dir längst bekanntes Gemälde, jenes alte vom Seesturm, das in der Phantasie des einstigen Gymnasiasten eine so bedeutende Rolle gespielt, und ihn dann zu jenem merkwürdigen Aufsatz angeregt, der für sein ganzes Leben von prophetisch symbolischer Bedeutung geworden. Und jetzt lies zu beiden Seiten, in eichene Rahmen gefaßt, folgende Sinnsprüche!

I.

O du mein Haus, mein Herd, mein Hort!
Sei mir gegrüßt! Ich hab' dich wieder.
In wildem Drange trieb mich's fort;
Nun knie' ich dankend in dir nieder.
Nun bleibe mir ein fester Thurm,
Darin mein Glück gar wohl geborgen!
O deutsches Haus, nach nächt'gem Sturm
Sei nun mein Frieden und mein Morgen!

II.

Nicht um des Geistes Schwert hier aufzuhängen
Und nicht als träger Träumer kam ich her.
Noch fühl' ich heil'ge Streiterlust mich drängen,
Noch schwing' ich gern des Wortes scharfe Wehr.
Nun aber hab' ich selber mich bezwungen.
Mein eigner Sieg weiht mir die Waffen ein.
Ich habe mir ein Recht dazu errungen,
Wo man um Freiheit kämpft, dabei zu sein.

III.

Fühlst du zum Volksvertreter dich berufen,
So schaff' dein eignes Haus zum Musterstaat!
Dann tritt hinan des Rednerstuhles Stufen! –
Vor großem Wort nur auch ein wenig That!

IV.

Bestell' dein Haus mit starker kluger Hand,
Geh' als Gesetzerfüller drin voran!
Nicht für dein Haus allein hast du's gethan!
Du dienst damit dem ganzen Vaterland!

V.

Im Hause ruht des Volkes reichster Hort,
Sein kräftigstes, sein bestes, reinstes Leben.
Was soll der Volksbeglückung prahlend Wort,
Lernt nicht das Haus den eignen Schatz zu heben?

VI.

Du wirst umsonst, mein Volk, nach Freiheit ringen,
Kehrt nicht in jedes Haus Beschränkung ein.
Nie wird, wenn nicht die innern Ketten springen,
Der Freiheit Ideal vollkommen sein.

VII.

Dem Volke Heil, ob dessen Haupt die Fahnen
Der Freiheit, Bildung und des Rechtes wehen.
Und wohl ihm, wenn es auf des Fortschritts Bahnen
Mit maßvoll sicherm Schritt darf vorwärts gehen.
Und doch, was frommt es, will's nicht gleicherweise
Gesetzesbruch und Trug und Unmaß hassen;
Will's nicht auch in des innern Heils Geleise
Nur vorwärts gehn und falsche Bahn verlassen.

VIII.

Stets wird »die beste Zeit« im Mund nur klingen,
Hilft sie das Volk nicht innerlich erstreiten;
Nicht mit Gesetzen läßt sie sich erzwingen;
Doch bess're Menschen schaffen bess're Zeiten.

IX.

O deutsches Volk, ich gäbe drum mein Leben,
Könnt' ich damit die Einheit dir erwerben.
Doch könnt' auch jedem Haus ich Eintracht geben,
Bei Gott, ich wollte noch einmal drum sterben.

X.

O meine Mutter Zeit, daß ich, dein Sohn,
Doch meinen Frieden könnte mit dir theilen,
Den ich errang als schwerster Kämpfe Lohn!
Daß ich die Schmerzen all' dir könnte heilen
Mit süß'rer Arzenei, als ich sie trank,
Da sich das Unglück mir als Arzt erwiesen,
Nachdem zu großes Glück gemacht mich krank!
Ich bin genesen. Gott sei drum gepriesen!

Erst ein Jahr nach seiner Heimkehr ins alte Vaterhaus hatte Hermann diese Sprüche niedergeschrieben. Er hat sie seit dieser Zeit Tag für Tag wieder gelesen; aber an keinem einzigen ist er noch an deren Wahrheit oder gar an sich selber irre geworden. Nein, je tiefer an gemäß und seiner Kinder Herzen das Bewußtsein des häuslichen Segens und seiner, durch nichts für den Einzelnen wie für das ganze Volk zu ersetzenden Macht in ihm aufgegangen, um desto beglückender sahen diese Strophen ihn an. Und so glaub' auch du, lieber Begleiter, mit gleicher

Ruhe an die Wahrheit von unseres Freundes nie mehr vergehendem Frieden!

Ja, jetzt erst ist das Märchen der seligen Dorothee an ihm in Erfüllung gegangen. So oft er auch das falsche Zauberschloß jenes Königssohnes zu erringen gestrebt, jetzt hat er's gefunden in seinem echten deutschen Hause. Und nun erst ist in dem einstigen cheruskischen Kinde des mystischen »Frackschneiders« prophetischer Trinkspruch zur Wahrheit geworden:

> »Jeglichen Feind, den schlag' er, wie Jener den Varus, zu Boden,
> Und wie Arminius einst werd' er ein mächtiger Held!«

Wie oft hatte Hermann geglaubt, in seinen verschiedenen Lebensstellungen, diesen vermeintlichen Varus besiegt zu haben! Aber der wirkliche Varus war nur er selber. Und nun er auch diesen dem göttlichen Gesetz und menschlicher Weisheit siegreich unterworfen, ist er jener mächtige Held geworden, würdig seines altgermanischen Namensvetters. –

Und soll ich dir jetzt von Helene noch viel erzählen, wie glücklich nun auch sie als Weib, Hausfrau und Mutter geworden? – Nein, lieber Begleiter, ich weiß, das verlangst du nicht von mir, und lässest dir's gern an deiner eigenen Empfindung genügen. Denn jedes meiner Worte darüber wäre zu viel und zu wenig. Nur eine einzige liebe Rede von ihr selber will ich dir noch mittheilen. Sie verdient, daß sie nicht vergessen werde.

Es war in der ersten Zeit der Heimkehr, da sagte ihr Hermann, nur über Eines könne er in seinem Gewissen noch immer nicht ruhig werden: daß ihr und seiner Kinder Erbtheil durch seine Schuld verloren gegangen. Und sie sah ihn mit ihren großen, sanften Augen lächelnd an und sprach: »O liebster Mann! welch' unnöthiger Kummer! Und welch' ein schlechter Rechner du bist! Haben wir nicht noch genug, und ist Deine ehrliche Arbeit nicht so viel werth, daß wir einen einfach gediegenen Haushalt führen und unsere Kinder zu tüchtigen Menschen heranziehen können? Und glaubst du wohl, wenn wir in dem andern prunkenden Erkerhaus oder im Görzhausener Schlosse wohnen geblieben und unsere Kinder in unserm damaligen Leben groß geworden wären, mit ganz andern Gewohnheiten, Vorstellungen und Ansprüchen – sag', bester Mann, kannst du wirklich im Ernste daran glauben, und wenn unser Vermögen sich dort verdoppelt hätte, daß unsere Kinder dann einst so reich ins Leben würden hinausgegangen sein, als ich sie dir jetzt in deinem schlichten Vaterhaus und unserm jetzigen Leben reich machen werde? – Beruhige dich, Hermann, und überlaß mir diese Rechnung, mir, der Hausfrau und Mutter! Wir sind Alle ja ganz unsäglich reicher geworden, als wir vorher gewesen, du, ich und die Kinder. Und gesegnet sei mir solch' ein Verlust, der solchen Gewinn in unser Aller Herz und Haus wieder hereingebracht!« –

Oder soll ich dir auch noch sagen, mit welcher Ehrfurcht, mit welchem Danke nun Hermann in seinem ganzen häuslichen Leben Helenens bewundernswerthe Liebe

tagtäglich zu lohnen sucht? O welcher Sprache bedürfte ich hiefür! – Nein, lieber Begleiter, komm wieder mit mir ins »schöne Zimmer«! Darin sollst du Hermanns Worte selber lesen, die dir sagen sollen, wie tief er erkennt, was Helenens Herz an ihm so Großes gethan.

Sieh' her, unterm »Seesturm« und den zehn Sprüchen, da hängt Helenens Bild. Rings auf dessen weißem Rande stehen jene Verse geschrieben: »Was die Meereswogen sagen.« Du wirst sie wohl noch nicht völlig vergessen haben! – So lies jetzt nur noch die einzige, neu hinzugekommene Strophe. Diese sagt dir Alles, denn sie lautet:

Was mir die Meereswogen sagen? –
»An Schätzen reich ist unser Grund.
Den Taucher lockt der Perle Fund,
Sein Leben kühn um sie zu wagen.
Dich aber hat aus Meeresnacht
Die Perle selbst heraufgezogen –
O Wunder heil'ger Liebesmacht!« –
Das sagen mir die Meereswogen.

Und jetzt, lieber Begleiter, verlaß auf einen Augenblick das wieder so glücklich gewordene Erkerhaus! Nur auf flüchtigem Besuch kehr' in anderen alten Mauern mit mir ein, in denen du schon zweimal hast das Glück zerfallen sehen. Und nun ist es doch wieder darin aufgerichtet, wie ehemals in den glorreichsten Tagen.

Wir stehen mit einander vor der poetischen Stammburg Görzhausen. Und siehe, auf der steinernen Schloßbrücke unter den Linden sitzt ein liebes, sanftäugiges Mutterbild. Ein einjähriger Knabe ruht schlafend in ihrem Schooße. Neben ihr betrachtet eine erhabene Matrone mit glücklichem Lächeln den schlummernden Enkel. Graue Locken wallen ihr ums immer noch schöne Gesicht. Aber ihr Auge straft das Alter der Haare Lügen. Nur das Herzleid, das diese vor der Zeit bleichen gemacht, das ist einst Wahrheit gewesen. Als Vierter in diesem trauten Bilde lehnt der Vater dieses Knaben, eine ritterliche Mannesgestalt, am durchbrochenen Steingeländer. Noch hält er einen Brief in der Hand, den er eben den beiden Frauen vorgelesen. Und wie begreiflich, daß davon die Augen dieser drei wahrhaft adeligen Menschen so milden Glanzes strahlen! Denn der Inhalt dieses Briefes war so glücklich und friedensreich, wie die zwei Herzen selber, die auf diesen Blättern die ganze Fülle dankbarer Liebe und herzlicher Ehrfurcht noch einmal ausgeschüttet. Wie könnte das aber auch anders sein? Theodor und Elisabeth haben diese Zeilen ja hergesendet aus Pfarrer Fabers alter Vaterstadt, dahin er vor acht Tagen, in Erfüllung seines höchsten Lebenswunsches, als neu ernannter Dekan übergesiedelt. Nun wohnt er dem Erkerhaus am Storchenthurme geradeso gegenüber, wie einst sein seliger Vater, und als welch' glücklicher und beglückender Nachbar seines in solchem

Herzensfrieden und solcher Lebensweisheit wiedergefundenen Hermann! – Wie unsäglich schwer war sie's angekommen, von dieser schönen, weltentrückten Heimath ihrer glücklichsten Tage sich loszureißen, und fast noch schmerzlicher von diesen beiden edlen Frauen, mit deren Heimkehr nach Görzhausen auch im Pfarrhofe der alte Geist ungetrübter Freude wieder eingekehrt war, nach so viel Herzleid und Stürmen drunten im Schlosse, die sie zweimal mitdurchlebt und durchlitten. Aber vor der dringenden Sorge um Erziehung der heranwachsenden drei Knaben und zwei Mädchen hatte zuletzt alle Wehmuth verstummen müssen. Und selbst das Grab, darin seit nun schon drei Jahren die gute Moser ruht, nachdem sie im Arme dankbarer Kinder sanft dahingestorben, selbst dieses theure Fleckchen Erde hatte Theodor und Elisabeth nicht länger aufhalten können. Aber das segensreiche Andenken an die Selige, die Einfalt und Genügsamkeit, sowie der ungetrübte eheliche Friede des ländlichen Pfarrhofes war auch in das städtische Dekanshaus mit übergesiedelt.

Und Friede, tiefer Friede ist auch in diesem einst zerfallenen Stammschloß jetzt wieder eingezogen. Vorher ungeträumtes Liebesglück hat sich wieder häuslich darin niedergelassen. Ungeträumt? – Nein, nicht allen Dreien, die hier jetzt so verklärten Antlitzes in den Abend schauen. Träumte doch diese junge Mutter da droben im mondbeschienenen Thurmgemach von einem gar lieben Bilde, das sie erst wachend mit bitterstem Herzleid im Kamin verbrannt, und das dann aus der Asche wieder

unversehrt ans Herz ihr schwebte! Und eine ferne Glocke hörte sie im Traume klingen, und eine Myrthe lag ihr im Haar ...

Drei Jahre nach diesem Traume war der alte Graf Dernbach im Sterben gelegen. Mit weich gewordenem Herzen hatte er dem braven Sohn jenen Schwur zurückgegeben, den er einst mit solch' eisiger Strenge ihm abgezwungen; und die Vaterhand hatte er auf sein Haupt gelegt zum letzten Segen des vorher so hartherzig verfluchten Liebesbundes. Aber das alles war noch tiefstes Geheimniß geblieben, das der Vater mit in die Gruft seiner Ahnen hinuntergenommen und der Sohn im verschlossenen Herzen bewahrt. Als dann der alte Edelsitz Görzhausen durch die Gutshändler, die ihn aus Hermanns Hand so wohlfeilen Kaufes an sich gerissen, abermals feil geboten worden, da hatte Graf Friedrich von Dernbach wiederum durch jenen gräflichen Freund ihn ankaufen lassen. Die alte Stammburg ward auf diesen fremden Namen prächtig hergestellt und fürstlich eingerichtet, wie einst in ihren stolzesten Tagen. Die Ahnenbilder, die damals aus der Hand lauernder Käufer in jenes ferne Grafenschloß geflüchtet worden, hielten im Rittersaale heimlich ihren Einzug. Niemand in der weitesten Umgegend ahnte den wahren neuen Besitzer von Görzhausen. Er blieb Allen ein Geheimniß und auch Adelen. Und jetzt erst gedachte sie voll elegischer Wehmuth jenes wunderbar schönen Traumes im Thurmgemach, der eben, wie sie wähnte, ein schmerzlich süßer Traum geblieben als bloßer flüchtiger Trost für jene letzte schreckliche Nacht.

Wie dann aber da Stammschloß der Görz auf Görzhausen in jedem Gemach ein Ideal traulicher Häuslichkeit geworden war, da kam der wirkliche neue Burgherr, derselbe schöne, edle, ritterliche Mann, dessen Bild damals zu Asche verbrannt und wieder unversehrt daraus emporgestiegen, und warb um das Herz derer, die einst im Traume jene Glocke gehört, vor süßer Angst in die Locke gegriffen und einen Myrthenkranz in der Hand gehalten. Da war Graf Friedrich von Dernbach mit dem in aller Stille neu erworbenen Beinamen »Freiherr Görz auf Görzhausen.« – *Noblesse oblige!*

Wie er so die Namen beider Geschlechter in sich vereinigt, so theilt er jetzt auch seinen Wohnsitz auf den beiden Schlössern Dernbach und Görzhausen. Dort im Winter, hier im Sommer: Er hat den Staatsdienst verlassen und die Bewirthschaftung seiner ausgedehnten Güter gilt weit und breit all nachahmungswerthes Musterbild. Nebenbei ist er seit zwei Jahren eines der geistvollsten liberal-conservativen Mitglieder der Abgeordnetenkammer, und geht Hand in Hand mit dem ihm nun innig befreundeten Doctor Hermann Stark. Makellos strahlt jetzt das Wappenschild des neuen gräflichen Freiherrn von Görzhausen, und sein Haus ist die allverehrte Stätte ritterlicher Sitte und herzlicher Gastfreundschaft geworden, für Adel wie Bürgerthum, wer daraus immer mit gebildetem Geist und Herzen dessen Schwelle betreten mag.

So hat der Schwiegersohn jenes denkwürdige Testament des seligen Hans Günther von Görz nun zur vollen

Wahrheit gemacht, das einst am eigenen Sohne zur vollen Täuschung geworden. Der Erbe des einen Adelsgeschlechtes macht an der Gesammtheit des Standes wieder gut, was der des andern daran gesündigt. Der letzte Görz auf Görzhausen ist in seinem Stammschlosse traurig untergegangen, aber des Bruders Name ist im Manne der Schwester wieder freudig auferstanden, und wieder ist in diesen adeligen Hallen der Rittersprüch zur That geworden: »*Noblesse oblige.*« –

Aber, lieber Begleiter, auch der grelle Mißton in der Erinnerung an den einst so schimpflich von hier geflohenen letzten Görz'schen Enkel soll sich in dir versöhnen. »Von Gestorbenen rede nur Gutes!« heißt eine alte, fromme Mahnung. Wie schwer ist sie oft zu befolgen, soll nicht die Wahrheit über der Pietät zur Lüge werden! Doch bei diesem Todten – denn seit zwei Jahren ist Clemens von Görz ein solcher – kann mit nur einiger Liebe der Nachlebende getrost diese Mahnung erfüllen. Und ich vertraue deinem guten Herzen, daß auch du den Stein der Verwerfung, den dich vielleicht in gerechtem Unwillen einst nach ihm geschleudert, mit mitleidiger Hand gerne wieder aufhebest und ihn als Ehrentribut auf sein fernes Heldengrab niederlegest, darauf seine deutschen Landsleute dem glorreich Gefallenen eine Pyramide aus Felsblöcken errichtet haben. Ich lasse dich den Inhalt des einzigen und letzten Briefes lesen, den Clemens, der längst

schon verschollen gewesen, seit seiner Flucht nach Amerika heimgeschrieben, und der nun als werthvolle Reliquie im Görz'schen Familienarchiv niedergelegt ist. Dieses Schreiben, das dir alles Andere sagen wird, lautet:

Vor Fredericksburg am 12. Dezember 1862. Abends 6 Uhr.

Verehrungswürdigste Mutter!

Theuerste Schwester!

Erschreckt nicht allzusehr, wenn ihr diese Zeilen leset, die euch sagen, daß ich noch am Leben bin, ich, der ich euch einst nur zum Weh' und zur Schande gelebt, und euer eigenes Leben zu Grunde gerichtet. Fürchtet auch nicht, daß ich jemals wieder nach Deutschland zurückkehre und die Schmach erneuere, die ich dort zurückgelassen. Mein heutiges Wort sucht euch bloß noch auf, um vor meinem morgigen Sterben euern mir ewig theuern Herzen noch in bitterster Reue ein letztes Lebewohl zu sagen und die unaussprechliche Schuld abzubitten, die ich in sträflichem Leichtsinn an euch verübt, ich undankbarster aller Söhne und lieblosester aller Brüder. O könntet ihr jetzt sehen, welch' heiße Thränen mir bei diesen Worten hervorstürzen! ... Ich muß innehalten, ich sehe nichts mehr. –

Abends 8 Uhr.

Ja verzeihet mir, verzeihet! denn weiß der allwissende Gott: so viel ich gesündigt, so viel hab' ich auch gebüßt. O ich sage euch, was ich in den zwei Jahren durchgekämpft und durchlitten als Fabrikarbeiter, Kellner und

Matrose; wie viel ich mich verdemüthigt und mißhandelt worden, ich, der einst so übermüthige Verschwender, wie viel ich gehungert und gefroren! – o wo hat die ganze Sprache einen Namen dafür? Aber Gottlob, meine eiserne Natur hat Alles überdauert. Vorbei, vorbei nun Alles! Der Krieg hat diesem entsetzlichen Elende mit einem Schlag ein Ende gemacht. Der einstige Husarenoffizier ist wieder in mir zu vollen Ehren gekommen. Schon bin ich bis zum Capitän emporgestiegen. Drei große Schlachten habe ich mit durchgekämpft und nach jeder bin ich glorreich avancirt. Wenn man in der nordamerikanischen Armee die tapfersten Deutschen nennt, darf der Name Clemens von Görz nicht fehlen. Aber du allertreueste Mutter und liebste Schwester! – die Schuld meines Lebens ist gesühnt und nun kommt der Tod, Gottlob, der ehrliche Soldatentod. Meine Compagnie, lauter deutsches, junges Blut, hat morgen frühe die erste Sturmkolonne zu bilden. Wer lebendig davon kommt, darf von Wunder sagen. Und ich, als Hauptmann voran, mich sollten all' die Kanonenschlünde verschonen? Thörichtes Hoffen! Ich bin auch auf meine letzte Stunde schon völlig vorbereitet; denn ich ahne sie zu bestimmt voraus. Ich hoffe zur Barmherzigkeit Gottes, sollte je der verklärte Geist des seligen Vaters mir im Jenseits begegnen, so wird er sich nicht mehr zürnend von mir abwenden. Kommt also dieser Brief in eure Hände, der erst nach meinem Tode durch den Feldgeistlichen abgeschickt werden wird, so bittet euch mein abgeschiedener Geist: weinet mir Thränen der Liebe und der Verzeihung nach, aber keine allzu bittern! Denn ich

bin in Soldatenehren gefallen, und ihr braucht euch meines einst so beschimpften Namens nicht ferner zu schämen. Ich hoffe: mein Heldentod wird dann auch alle meine Verächter daheim mit mir ausgesöhnt haben.

Ach, meine beste Mutter, glaube mir doch ja: Deine überzärtliche Liebe ist doch nicht völlig an mir verloren gegangen. In den Tagen meines Elends ist so manch' gutes Saatkorn hinterher in meinem Herzen aufgesprossen, das daheim im Unkraut meines Leichtsinnes erstickt worden war. Nein, du bist doch nicht umsonst mir eine solche fromme Mutter gewesen. Das sei der süßeste Trost deines um mich weinenden Herzens! – O grüßt mir auch noch den lieben guten Pfarrer Faber! Auch er soll mir alles Leid verzeihen, denn auch seine treuen Worte, die ich daheim stets überhört, habe ich hier erst, leider zu spät, unter Gram und Entbehrung verstehen gelernt. Dieses Bewußtsein, doch ein wenig besser geworden zu sein als ich von euch fortgegangen, erleichtert mir meinen baldigen Uebertritt in die Ewigkeit um gar vieles. Und kann's mir auch bei den Menschen nichts mehr helfen, so wird's mir doch bei Gott sicherlich nicht verloren gehen.

Ach ja, glaubt mir doch, jetzt wo ich sterben muß, ist mir das Verständniß des Lebens sonnenklar aufgegangen. Und wenn ich von Gott mir eine einzige große Gnade noch erbitten möchte, so wäre es die, daß, wo immer auf einem deutschen Edelsitz ein Sohn in unseliger Verblendung meine vorigen Wege gehen wollte, daß ich dem als mahnender Geist dann erscheinen und ihm noch früh genug mit zwingender Macht das Wort in die Seele rufen

dürfte, das ich einst zu meinem Unheil so mißachtet, das große, inhaltsreiche Wort meines seligen Vaters: »*Noblesse oblige!*«

Und nun lebe wohl, theuerste Mutter! lebe wohl, liebste Schwester! Weinet um mich, verzeihet, versöhnet euch mit mir im Tode! Auf, so hoff' ich zu Gott, ewiges, glückseliges Wiedersehen! Euer dem Tod verfallener, zu spät euch dankbarer und eure Liebe segnender Sohn und Bruder

Clemens.

Am andern Morgen war der Hauptmann Clemens von Görz, das Sternenbanner in hocherhobener Faust, mit einer Todesverachtung sondergleichen seiner Compagnie vorangestürmt. Mitten durch die Schießscharten eines kanonengespickten Forts hatte er die Sturmleiter zu höchst erklommen, von Freund und Feind bewundert. Und wie er eben das Banner hurrahschreiend droben hatte aufpflanzen wollen, war er, von mehr als einem Dutzend Kugeln getroffen, als Heldenleichnam in die Tiefe gestürzt. So hatte der Feldgeistliche zugleich mit dem Briefe des Gefallenen berichtet. –

Bitteres Schicksal! Im furchtbaren Riesenstreite, den eine fremde Republik im andern Welttheile gegen die Sklaverei gekämpft, hat er, der deutsche Edelmann, sogar sein Leben geopfert. Und welch' geringen Aufwand von all' diesem Heldenmuth, von all' dieser Mühsal, Entbehrung und Willenskraft hätte es ihn daheim gekostet, über die eigene Sklaverei des Leichtsinns und der Leidenschaft

den Sieg zu erkämpfen, und welch' einen lohnenden, wie viel theure, edle Herzen beglückenden Sieg!

Doch nun war auch er, der bisher in der Tragödie seines Hauses nur den traurigen Charakter gespielt, ein wahrhaft tragischer Held geworden. Die Thränen, die das Mutter- und Schwesterauge einem solchen Sohn und Bruder nachgeweint, waren doch ganz andere gewesen als die früheren, die nur dessen Schande gegolten. Und wenn jetzt droben im Ahnensaale die Bilder fremden Gästen gezeigt werden, so ist das des letzten Görz wohl noch immer mit einem schwarzen Schleier umflort, aber die goldene Inschrift an der Wand: »Den Heldentod gestorben am 13. Dezember 1862« heißt jeden Beschauer nur mit wehmuthsvoller Ehrfurcht daran vorübergehen. *Noblesse oblige!* –

Im selben fremden Welttheil ruhen zwei andere Todte, die du einst im Leben gar wohl gekannt, und denen du zum letztenmale begegnet auf abendlichem Meere, da sie dem Sonnenaufgang neuer Hoffnung entgegengesteuert.

So viel Glück die Menschenbrust noch beherbergen und vertragen kann, nach solchen nie mehr völlig heilenden Wunden, wie sie Isidor in die neue Welt mit hinübergenommen, so viel oder so wenig war auch in seinem verhärmten Herzen wieder allmälig eingezogen. Auch Hermanns Wiederanstellung als Advokat in der Vaterstadt hatte der ehrliche, weichherzige Mann noch erfahren.

Das war einer seiner freudigsten Tage gewesen, und er dankte Gott darum. Leider aber war die irdische Frist für seine ferneren Freuden gar bald abgelaufen.

Das von Salomon Baruch für ihn neugegründete Geschäft hatte eben angefangen, sich aufzuschwingen, da war eines Abends der alte, treue väterliche Freund von Isidor als Leiche gefunden worden. Er saß im Lehnstuhl und hatte wie ein ruhig Schlafender den Kopf überm aufgeschlagenen Talmud liegen. Sein großes erspartes Vermögen hatte er schon lange zuvor an Isidor schenkweise überlassen gehabt. – Wenige Wochen nach diesem unersetzlichen Verlust fing Goldhelm selber zu kränkeln an. Die namenlosen geistigen Leiden hatten seinen ohnedem zarten Körper schon längst gebrochen. Salomons Tod versetzte ihm noch den letzten Schlag.

Noch ein Vierteljahr übte sich Gabriele, als einzige Tochter ihres kranken Vaters, in ihrem ferneren frommen Berufe, die »barmherzige Schwester« aller leidenden Mitmenschen zu werden. Und dann, nachdem sie dem armen Vater die Augen zugedrückt, und mit dem tröstenden Bewußtsein zum Himmel blicken konnte, des Vaters Leidenstage durch treue Kindesliebe versüßt, und durch deren sanftmüthige, opfermächtige Predigt auch dessen Herz in aufrichtigem Glauben für ihren zukünftigen himmlischen Bräutigam gewonnen zu haben; nachdem sie noch überdies nach des Sterbenden letzter Anweisung das ihr zugefallene Vermögen an eine Vertrauensperson nach der Vaterstadt gesendet, um vor Allem

Wittwen und Waisen für Verlust aus dem Bankerott ihres Hauses zu entschädigen – dann trat sie den letzten Weg ihrer irdischen Sehnsucht an, und läutete mit entschlossener Hand an der Klosterschwelle eines deutschen Krankenhauses.

Vor zwei Jahren ist sie als »Schwester Angela« eingekleidet worden. Und jeder Kranke, der das Glück hat, fern von der Heimath von ihrer barmherzigen Schwesterhand gepflegt zu werden, ist von ganzem Herzen bereit, ihren lateinischen Klosternamen mit dem deutschen Wort »Engel« zu übersetzen.

Und jetzt, lieber Begleiter, kehr' wieder mit mir zurück in unseres Helden waldumgrünte Heimath! – Junges, hoffnungsheiteres Leben, vor dessen glückstrahlendem Auge noch die ganze »schöne Welt« in goldenem Dufte liegt, stehe am letzten Ziel unserer an Menschenglück so wandelreichen Wanderung!

Das liebe Röschen ist zwar nicht, wie's vor mehr als fünf Jahren in seiner naiven Unschuld sich gewünscht, bis zum Großwerden zwischen Dornen im Zauberschlafe gelegen, wie seine romantische, durchlauchtigste Namensschwester; aber großgeworden ist es indessen doch, und wohl nicht leicht mag im ganzen deutschen Vaterland eine lieblichere Rosenknospe blühen, als dies sechzehnjährige Jungfräulein im Erkerhaus am Storchenthurm.

Das märchenvertraute Mädchen hatte damals sich auch noch weiter gewünscht, wenn es dann im Dornenstrauch unterm Schlafen großgeworden sei, dann möge der Liebling ihrer frühesten Kindheit, der »Schäferfritzel,« als Prinz sie wieder aufwecken und in sein Königsschloß heimführen, darin sie alle Zeit ihres Lebens beisammen blieben. Auch dieser zweite Wunsch konnte nur ein kindliches Traumbild bleiben. Denn so hoch auch der vormalige Schäferbube sich hinaufgearbeitet, zum Prinzen und einem Königsschloß hatte er's in unsern unromantischen Tagen unmöglich bringen können.

Aber gekommen ist er doch! heute Morgen hat er sein Röschen geküßt auf den duftigen Mund; ihr Herz hat er auferweckt aus dem Zauberschlaf jungfräulicher Kindheit zum Erwachen bräutlicher Liebe; und nur noch ein Jahr sehnsuchtseligen Harrens, und er wird seine Prinzessin heimführen in eine Wohnung, die jedes Königsschloß an inneren Schätzen noch übertrifft – in ein innerlich echt deutsches Haus.

Wo wird dieses stehen? – Draußen auf der Haide überm uralten Hünengrabe, daran der Schäferfritz Hermanns ersten Ruf »in die weite Welt« und seines Großvaters prophetische Mahnworte vom echten Menschenglück vernommen hatte. Denn das ganze Gehöft hat er vor acht Tagen angekauft. Er ist in diesen sechs Jahren als Compagnon des Hauses Gödike ein wohlhabender Mann, und noch überdies in dem merkwürdigen Testament des alten seligen Herrn, jenes einstigen armen Bergmanns, mit baaren fünfzigtausend Thalern bedacht

worden, weil dieser den einstigen armen Hirtenknaben noch mehr geliebt, wie den vornehmen, ihm »aus der Art geschlagenen« eigenen Sohn. Da hatte dessen Eifersucht dem jungen Director ein ferneres Verbleiben unerträglich gemacht, so schmerzlich auch dieser Abschied seinem dankbaren Herzen geworden war. Nun steht er auf eigenen Füßen. Nur noch ein Jahr, und in den jetzt noch so idyllisch stillen Mauern wird der Dampf seine geräuschige Werkstätte aufgeschlagen haben. Die pochenden Eisenhämmer werden das Brausen des mächtigen Reichswaldes noch übertönen, und aus hohen Schlöten werden die Rauchsäulen weithin verkünden, daß auch hier der Geist der Neuzeit sich wohnlich niedergelassen habe. »Hermanns- und Helenenswerk« wird die neue Maschinenfabrik von Friedrich Mertens getauft werden. Welch' doppelsinniger Name! – Du, lieber Begleiter, wirst ihn auszulegen wissen!

Aber wird der Geist jenes alten Philosophen von der Haide, dessen Leib drunten im Dorfkirchhofe begraben liegt, dann auch *diese* Maschinen verfluchen? Wird *er* nicht vielmehr nur segnend herunterschauen auf das künftige Haus seines Enkelsohnes überm Hünenhügel? . . .

Es drängt mich zum Scheiden, lieber Begleiter! – Ich stehe mit dir jetzt mitten im Reichswald vor jener denkwürdigen, durch die Poesie der Liebe so poetisch gewordenen Eiche. Noch hat sie die Axt verschont. Sie prangt jetzt noch viel prächtiger, als in jener bräutlichen Zeit. – Und siehe, da kommen sie Alle auf duftigem Waldweg in

der Dämmerung hergegangen, von denen wir nun ebenfalls Abschied nehmen müssen, Alle, Alle, Röschen und Fritz, die glückseligen Verlobten, Hermann und Helene, die nicht minder glücklichen Eltern, und die treuen, mitbeglückten Freunde, Theodor und Elisabeth, die auch an diesem Feiertage nicht ferne bleiben durften. Sie kehren gerade vom alten Haidehof heim und sind eben aus den Wagen gestiegen. – Nachdem sie zu allererst das Grab von Vater Stark und Mutter Rosalie besucht, und mit neuen Blumen geschmückt, und dann im »schönen Zimmer« daheim ganz still und einfach das Brautfest gefeiert, da hatte sie Alle eine unbezwingliche Sehnsucht nach jener friedlichen Haide hinausgezogen, darauf einst der Eltern wunderbarer Liebesfrühling geblüht und geklungen, und nun bald das Haus der theuern Kinder stehen wird! – O selige Vergangenheit und Erinnerung! – Selige Zukunft und Hoffnung!

Auch das Grab des Großvaters drunten im Dorfkirchhof haben sie heimgesucht und bekränzt. O er war ein tiefblickender Weiser gewesen, dieser einfältige Schäfergreis. – Aber nein, nein! Es ist doch nicht Alles Rauch! – Tief innen in des Hauses und des Herzens Heiligthum, auf dem Opferherde der Gottes- und Menschenliebe, da glüht noch wahren Glückes unvergängliches Feuer. Das wahrhaft erwärmt und erleuchtet, und auch nichts flüchtig vorübergeht, wie der kalte Schatten an der Wand. – Denn solches Glück währt fort in ewige Zeiten.

Nun sind sie Alle unter die Eiche getreten, und Jedes pflückt eine Maienglocke an ihrem Stamm. Aber

kein Wort wird dabei laut. Unter solchen Gedanken muß das Reden verstummen. Alle Vögel schweigen schon. Die Sterne zittern am blauen Himmel. Und auch mein Lied vom deutschen Leben und deutschen Haus will nun verklingen.

So nimm Abschied von Allen, die vielleicht dir lieb geworden! Und auch du fahr' wohl, und hab' herzlichen Dank für dein treues Geleit! – Nur den letzten Accord meines Liedes höre jetzt noch! – Horch! aus der mächtigen Eichenkrone klingt er in der Waldesnacht auf Alle nieder. O mög' es auch dir und deinem eigenen Hause Wahrheit sein, dies letzte Wort meines wechselreichen Sanges:

»Glückliche Menschen!«